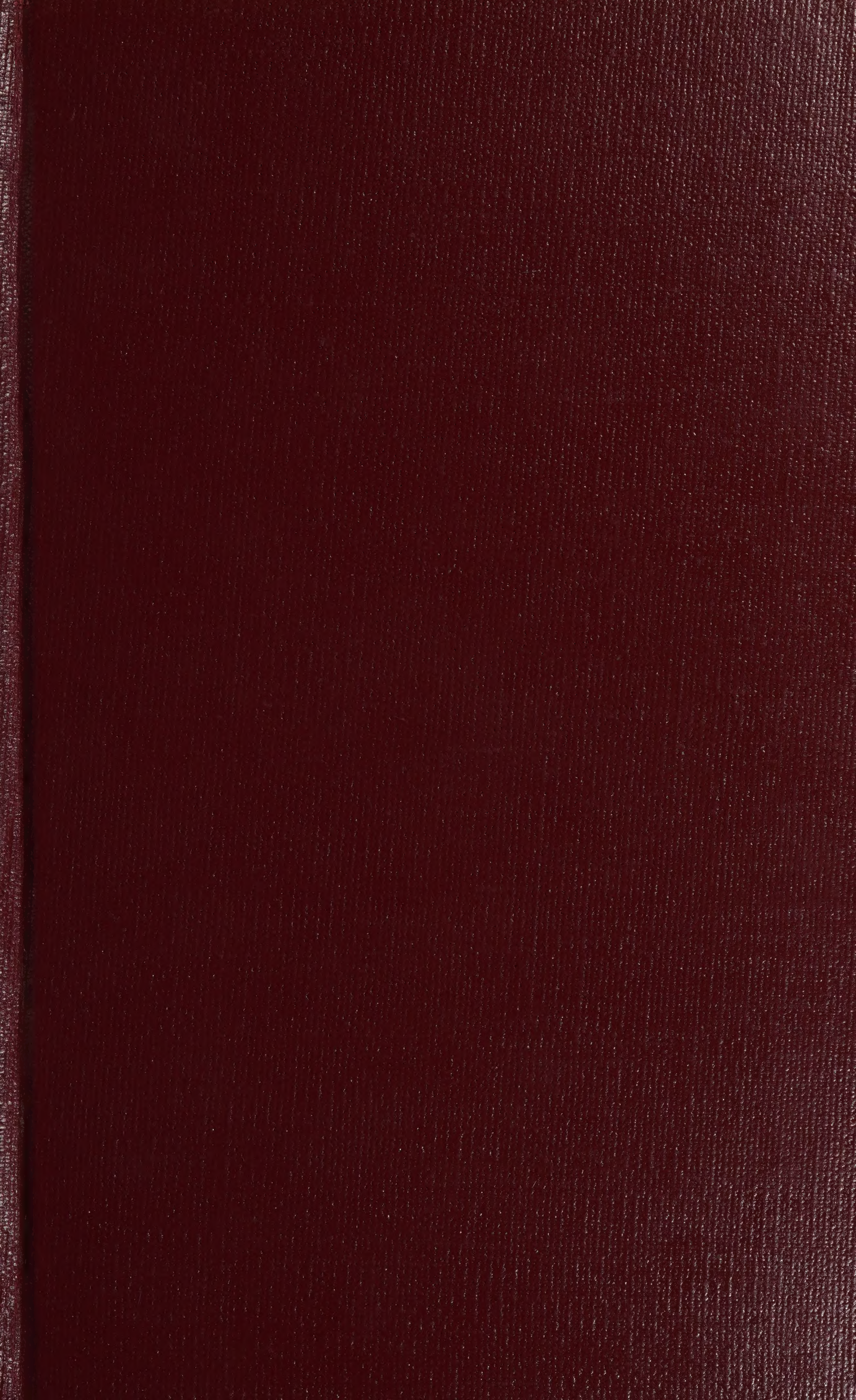
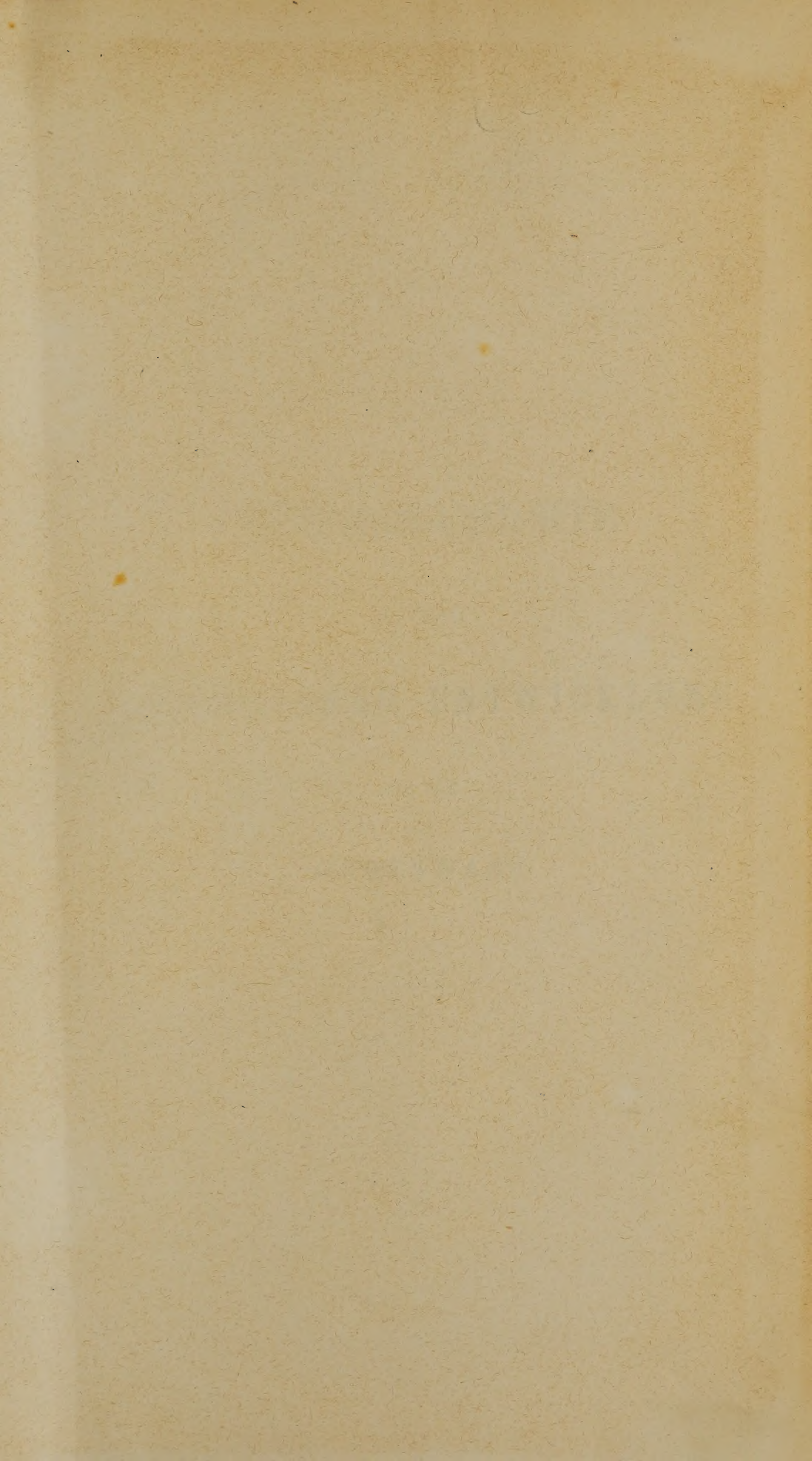
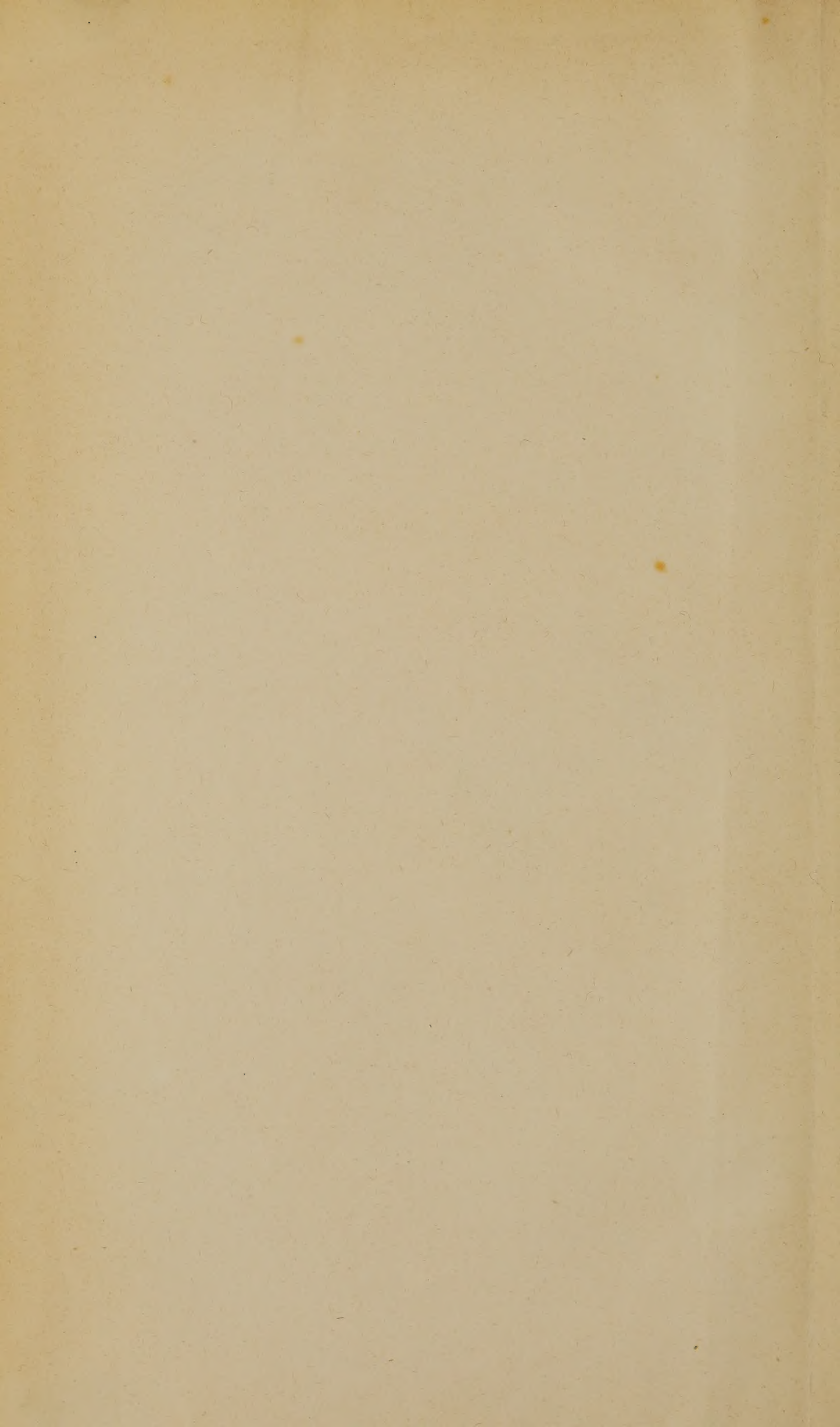










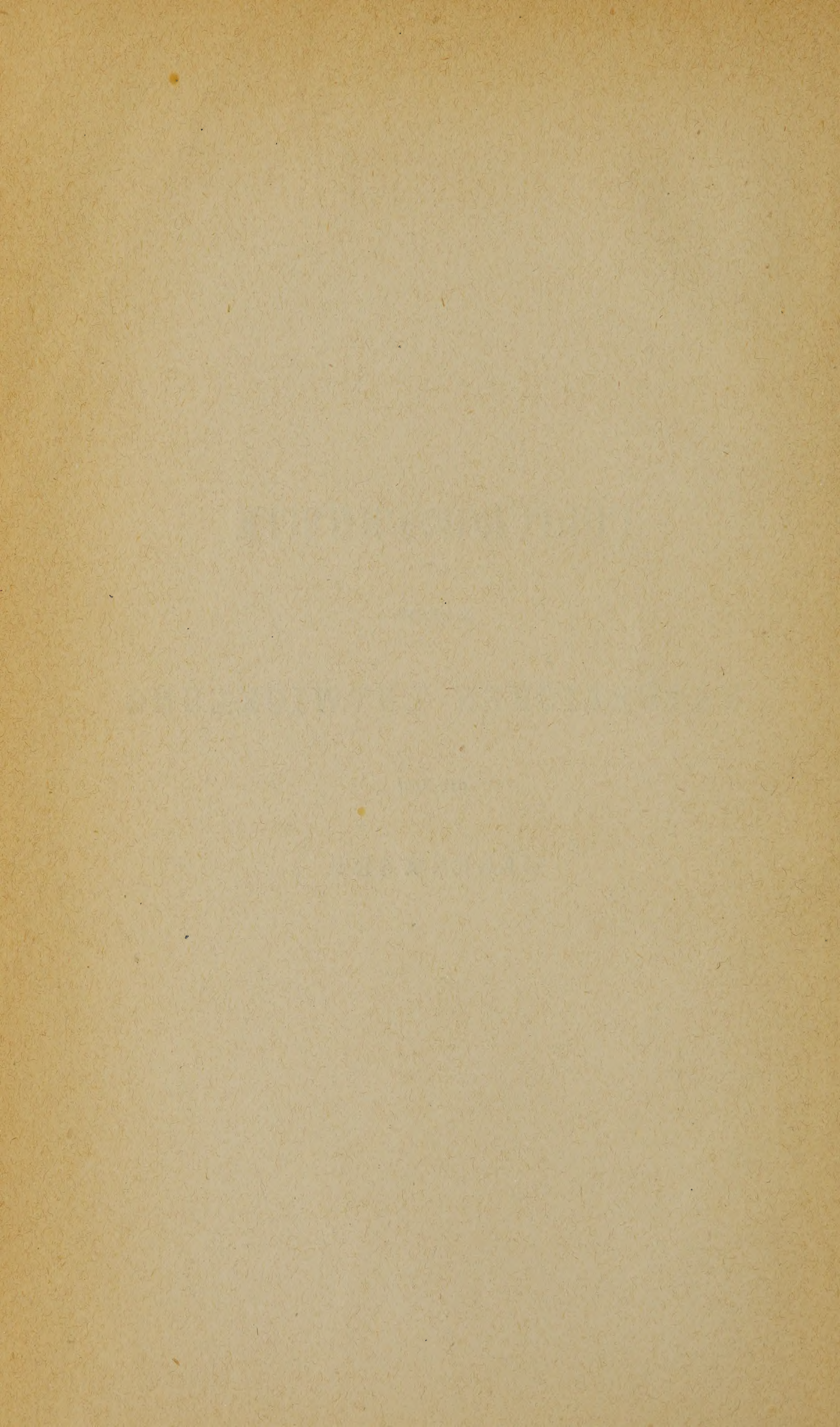
CULTURGESCHICHTE

IN IHRER

NATÜRLICHEN ENTWICKLUNG

BIS ZUR

GEGENWART.



CULTURGESCHICHTE

IN IHRER

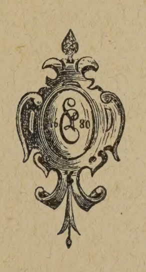
NATÜRLICHEN ENTWICKLUNG

BIS ZUR

GEGENWART

VON

FRIEDRICH VON HELLWALD



AUGSBURG
LAMPART & COMP.
1875

ERNST HAECKEL

IN

VEREHRUNG UND FREUNDSCHAFT.



Vorrede.

Anregenden Gesprächen in trautem Freundeskreise, dann einer literarischen Fehde dankt vorliegendes Buch sein Entstehen. Ich beabsichtige dabei den Versuch, die Culturentwicklung der Menschheit im Lichte jener realistischen Weltanschauung zu schildern, die wir heute als das logische Ergebniss unseres Naturwissens betrachten dürfen. Einen Theil der gegen die Anwendung der naturwissenschaftlichen Methode auf die Culturgeschichte vorgebrachten Einwände glaube ich an anderer Stelle (siehe „Neue culturgeschichtliche Forschungen“ im „Ausland“ 1873 No. 33. 34. 35. 36. 37.) widerlegt zu haben; wenigstens blieb das dort Erwähnte meines Wissens ohne Erwiderung. Dass ein solcher Versuch zeitgemäss, dies beweist wohl zum Theile der bisherige unerwartet namhafte Erfolg des in Lieferungen erschienenen Werkes; ob er auch gelungen, wird der geneigte Leser entscheiden. Wenngleich die in diesem Buche vorgetragenen Ansichten, ich verhehle mir dies nicht, in schroffem Widerspruche zu den in Deutschland vorzugsweise gehegten culturhistorischen Meinungen stehen, hat die Kritik, welche sich während des Erscheinens des Werkes in zahlreichen Stimmen auszusprechen Gelegenheit hatte, doch die vollständige Unabhängigkeit der darin niedergelegten Ansichten beifällig, sogar als „bahnbrechend“ anerkannt, was um so mehr mir in's Gewicht zu fallen scheint, als die Parteilosigkeit; die ich nach Kräften angestrebt und mit Bewusstsein nirgends verlassen habe, in einer Zeit wie die Gegenwart, wo Alles und Jedes Partei ist, nur schwer den Weg zur Anerkennung zu ebnen pflegt.

In den Rahmen dieses Bandes die Culturphänomene aller Zeiten und bei sämmtlichen Völkern der Erde zu zwängen, wäre, der Leser sieht dies wohl voraus, ein Ding der Unmöglichkeit gewesen. Ich musste mich vorläufig damit begnügen, die leitenden Gesichtspunkte, unter welchen die Culturgeschichte meines Erachtens behandelt werden soll, festzustellen und zu deren näherer Begründung das Culturleben der hervorragendsten Völker des Alterthums wie der Neuzeit bis auf unsere Tage anzurufen. Zu diesen Gesichtspunkten darf ich wohl meinen, auf durchaus selbständigem Wege eigener Forschungen gelangt zu sein, wenn auch der eine oder der andere Gedanke hie und da zweifelsohne von Anderen schon ausgesprochen ward. *Walter Bagehot* hat in seinem trefflichen Büchlein Physics and Politics manches hieher Gehörige gesagt; doch war, als sein Werk erschien, die Abfassung dieser Blätter, welchen eine zehnjährige Vorarbeit an nicht mühelosen Studien und Sammlung von Material zu Grunde liegt, längst begonnen und schon weit gediehen. Die leitenden Gedanken hatte ich Anfangs 1872 („Ausland“ 5 und 6), also viel früher auch niedergeschrieben, als der unvergessliche *David Friedrich Strauss* mit seinem epochemachenden „Alten und Neuen Glauben“ auftrat, der nicht davor zurückbebte, aus dem heutigen Wissensinventar auf jedem Gebiete mit logischer Schärfe die nothwendigen Consequenzen zu ziehen. Eine etwaige Uebereinstimmung mit dem Ideengange dieses ob seines genannten Buches vielfach angegriffenen Denkers, wie sie mir vorgeworfen wurde, möchte ich nicht nur als keinen Tadel, sondern geradezu als Lob auffassen. Der freundliche Leser wird nach dem Vorausgesandten begreifen, dass ich in meinem Buche, mit sehr geringen Ausnahmen, auf keine der bisher in Umlauf befindlichen culturgeschichtlichen Arbeiten Rücksicht nahm und noch weniger mich darauf stützte. Die absolute Verschiedenheit der Ausgangspunkte jener Bücher von dem meinigen lässt natürlich eine Vereinigung der Anschauungen nur selten oder gar nicht zu.

Konnte es auch nicht fehlen, dass die Entschiedenheit, womit ich die gewonnenen Ergebnisse meiner Forschungen vertreten zu sollen glaube, Resultate, die fast Jedem ein oder das andere liebgewordene Ideal zertrümmern, hie und da Widerspruch erwecken würde, so habe ich doch nur strengste Wahrheitsliebe zur Führerin genommen. Es ist nicht meine Aufgabe zu untersuchen, in wie ferne sich die Wahrheit mit den jeweiligen moralischen Ansichten des Einzelnen verträgt. Die Eigenschaft der Wahrheit ist in meinen Augen nur Eine, nämlich die wahr zu sein, und keine andere. Jene, welche in dem Verbreiten unbequemer Wahrheiten etwa ein „moralisches Gift“ erblicken, mögen, wenn sie mein Buch zu Ende gelesen haben, die Frage beantworten, womit ich diese Blätter schliesse. Nur wer eine kurze, unzweideutige, peremptorische Antwort auf diese Fundamentalfrage zu ertheilen vermag, wird die Grundanschauung meines Werkes anfechten können. So lange indess diese Antwort nicht gegeben ist, darf mir der Standpunkt der einfachen, unverhüllten, rücksichtslosen Wahrheit wohl mit Recht als der wissenschaftlich einzig zulässige dünken. Aus dieser Zuversicht schöpfe ich den Muth, inmitten des Sturmgeheules der Parteien mit freiem Manneswort zu verkünden, was nach innerster Ueberzeugung die Wissenschaft für die objective Wahrheit halten muss.

Unfehlbarkeit sicher beanspruchen Zeilen nicht, die das Gewicht der subjectiven Wahrheit so sehr betonen. Es wird bei so weitschichtigem Stoffe kaum möglich gewesen sein, Irrthümer zu vermeiden, stets und überall die besten und neuesten Quellen heranzuziehen. Berichtigungen werde ich mit Dank entgegennehmen und bei Gelegenheit berücksichtigen. Im Uebrigen habe ich Sorge getragen, so weit sie mir bekannt und zugänglich waren, die neuesten Forschungen zu verwerthen, zugleich aber einen strengen Quellennachweis zu führen, theils um dem geneigten Leser die Vertiefung in einzelne Culturfragen zu ermöglichen, theils um mich über die vorkommenden Entlehnungen auszuweisen. Ich befürchte nicht, dass dieserhalb irgend ein

Sachverständiger mein Buch in die Reihe der gedankenlosen Compilationen stelle; in der Geschichte hat die Phantasie keinen Spielraum und die angeführten Thatsachen müssen selbstverständlich fremden Quellen entnommen sein. Ist bei alledem mein Buch, wie es aus räumlichen Gründen nicht anders thunlich war, einstweilen blos ein Skelet der allgemeinen Culturentfaltung, so wird doch der Leser, der den Faden der natürlichen Entwicklung in der Geschichte der Gesittung zu erkennen sich einmal geübt hat, sonder Mühe, so hoffe ich, jede Culturerscheinung darin einzuordnen und unter den nöthigen Gesichtspunkt zu bringen verstehen. In diesem Vertrauen sende ich mein Buch in die Welt.

Cannstatt, im October 1874.

Der Verfasser.

Inhalt.



In der Urzeit.

Die Naturkräfte.

Die ganze unendliche Welt ist aus denselben, nicht geschaffenen und nicht vertilgbaren Stoffen zusammengesetzt und wird von denselben unvertilgbaren Kräften getragen, welche von den einzelnen Atomen bis zu der unermesslichen Menge von ungeheuren Weltkörpern nach denselben Gesetzen wirksam sind und in der Grösse ihrer Gesammtwirkung unverändert erhalten bleiben. Mit anderen Worten: der Stoff, die Materie ist unsterblich, ewig; sie hat von jeher bestanden, sie wird und muss in alle Zukunft bestehen; ohne sie ist die Welt überhaupt nicht denkbar; sie ist unerschaffen wie sie unzerstörbar ist; an Menge und Qualität bleiben die sie bildenden Grundstoffe an sich stets dieselben und für alle Zeiten unabänderlich; die Materie ist, gleich wie in der Zeit so auch im Raume unbegränzt, unendlich.

Was vom Stoffe gilt, gilt auch von der Kraft, auch sie ist ewig; aus Nichts kann keine Kraft entstehen; allein sie ist an den Stoff gebunden; wenn man will eine Eigenschaft der Materie; treffend bemerkt Moleschott, dass eine Kraft, die nicht an den Stoff gebunden wäre, die frei über dem Stoffe schwebte, eine ganz leere Vorstellung sei. Die Kraft kann also genau so wie der Stoff, weder geschaffen noch zerstört werden, und was auf einer Seite verschwindet, muss auf einer andern wieder erscheinen [1]).

Als der strengste Ausdruck der Nothwendigkeit zeigen sich die Naturgesetze; es sind rohe, unbeugsame Gewalten, welche weder Moral noch Gemüthlichkeit kennen. Nach A. v. Humboldt's schöner Ausdrucksweise sind sie ehern, unwandelbar; in der That ist es niemals gelungen ein Naturgesetz abzuändern; es ist weil es ist;

1) Adolf Fick, *Die Naturkräfte in ihrer Wechselbeziehung.* Würzburg 1869. 8° und Dr. W. R. Grove, *Die Verwandtschaft der Naturkräfte*, deutsch von E. v. Schaper. Braunschweig 1871. 8°.

dabei sind diese Gesetze so allgemein, das heisst in allen Theilen des Weltenraumes wirksam und so innig verbunden, dass wer Ein Gesetz der Natur aufhebt, sie alle aufhebt.

Die Erde, der Wohnsitz des Menschen, ist nur ein ausserordentlich unbedeutender Bestandtheil des Weltalls; wie wir wissen, ist sie denselben Gesetzen wie die übrigen Weltkörper unterworfen, sind dieselben Kräfte auf ihr wirksam, ist sie aus denselben Stoffen gebildet. Wir wissen aber auch, dass die Erde nicht zu allen Zeiten bestanden; wahrscheinlich hat es eine Epoche gegeben, wo sie wie die übrigen Weltkörper, überhaupt noch nicht existirt hat. Die Stoffe und Kräfte freilich waren ewig im Raume vorhanden. Ueber die Zeit und Entstehungsart unseres Planeten können wir natürlich nichts Positives wissen und dürfen uns daher nur Schlüsse aus Analogien erlauben. Einzelne Vorfälle im Weltenraume können nemlich geradezu als Weltenbildungen betrachtet werden. Planetarische Nebel, kosmische Wolken, Nebelsterne sind als Durchgangstadien oder Entwicklungsperioden eines Weltkörpers anzusehen und sogar als solche beobachtet worden. Höchst wahrscheinlich hat unsere Erde dieselben Phasen durchgemacht. Im kalten endlosen Weltenraum schwebte, der Laplace'schen Nebeltheorie zufolge, ein unermesslicher leuchtender Dunstball. Diese Kugel enthielt die wägbare Masse aller Körper des Sonnensystems und stellte somit einen fast kugligen Nebelstern dar, der bereits von West nach Ost um seine Achse rotirte. Die Individualisirung der einzelnen Theile, die Bildung der Planeten und Monde erfolgte sodann allmählig durch Abkühlung und die damit verbundene Verdichtung. Die heisse Gaskugel wurde nemlich an ihrer Peripherie beständig abgekühlt durch den kalten Weltraum den sie durchzog; es musste daher eine Verdichtung der Dunstmasse und eine Zusammenziehung auf einen kleineren Raum eintreten, was eine beschleunigte Achsendrehung zur Folge hatte. Aus Ursache dieser beschleunigten Achsendrehung und bei Fortdauer der früheren Verhältnisse erfolgte dann die Lostrennung kleinerer Dunstkugeln vom Centrum, welche sich nach und nach zu Planeten und Monden individualisirten und ausbildeten. Eine solche losgelöste Dunstkugel war wohl unsere Erde. Immerhin bleibt aber hier der Speculation noch ein weites Feld offen. Ob man aber an der Laplace'schen Nebeltheorie festhält oder sich der Spiller'schen Abschleuderungstheorie [1]) anschliesst, Eines ist über allen Zweifel erhaben, dass nemlich die Bildung unserer Erde nur in Gemässheit der überall giltigen Naturgesetze vor sich gegangen und dieselben Kräfte

1) Siehe dieselbe ausführlich in dessen Schrift: *Die Weltschöpfung vom Standpunkte der heutigen Wissenschaft. Mit neuen Untersuchungen.* Berlin 1868. 8⁰ 80 S.; dann in desselben Buch: *„Die Entstehung der Welt und die Einheit der Naturkräfte. Populäre Kosmogenie.* Berlin 1870. 8⁰

dabei thätig waren, welche noch in der Gegenwart auf und ausserhalb der Erde sich geltend machen. [1])

Die Geschichte der Erde.

Herrschen in Bezug auf die Geogenie [2]) noch vielfach unklare Begriffe, welche auch niemals Gegenstand einer wissenschaftlichen Fixirung werden können, so ruht auf desto festerer Grundlage die Geschichte unseres Planeten, die Geologie. Sie hat das geheimnissvolle Buch der Erdrinde zu enträthseln vermocht und führt an der Hand sicherer Thatsachen zurück in die Epoche, wo noch kein lebendes Wesen auf Erden wandelte. Für die Dauer der einzelnen Entwicklungsperioden, — Formationen nennt sie der Geologe — kann natürlicherweise keine ziffermässige Angabe gemacht werden, um etwa daraus das Alter der Erde zu bestimmen; eine genaue Ziffer hätte übrigens auch gar kein wissenschaftliches Interesse; es genügt vielmehr vollkommen die erwiesene Thatsache, dass sich für dasselbe überhaupt keine äusserste (Maximal-) Gränze ziehen lässt. Mag man daher unserem Planeten auch die Bezeichnung „ewig" versagen, weil ja von einer Entstehung, einem Anfange die Rede ist, so steht doch fest, dass für die Bestimmung seines Alters die Begriffe fehlen.

Die ältesten Perioden der Erdgeschichte zeichnen sich, wie bemerkt, durch die Abwesenheit jedweden organischen Wesens aus; man kann jene Zeit füglich die azoische nennen. Je mehr indess die geologischen Forschungen gedeihen, desto weiter führen sie das organische Leben, desto weiter drängen sie diese azoische Periode zurück. In der silurischen und devonischen Formation glaubte man lange Zeit hindurch das erste Auftreten von Organismen annehmen zu dürfen. *Oldhamia antiqua Forb.* (aus den Untersilurschichten von Wicklow in Irland) und die Trilobiten der Primordialfauna Böhmens, (*Paradoxides*, *Ellipsocephalus*, *Agnostus*, *Sao hirsuta Barr.* u. A.) wurden uns als die ältesten Lebewesen vorgestellt; in ersterer glaubte man die älteste Pflanze zu erblicken, doch ist ihre pflanzliche Natur nicht ohne Anfechtung geblieben. Da entdeckte man in Canada, nördlich vom Lorenzo-Strom, eine Reihe von Erdschichten von ungeheurer Mächtigkeit, die noch weit älter als die ältesten silurischen Bildungen sind und unfassbare Zeiträume zu ihrem Zustandekommen in Anspruch genommen haben müssen. Man hat diese Schichten die Laurentianbildung genannt und in diesen die organischen Ueber-

---

1) Siehe hierüber das interessante Capitel: Das Entwicklungsgesetz der Erde in B. v. Cotta's „*Geologie der Gegenwart.*" Leipzig 1874. 8⁰ 4. Aufl.

2) C. S. Cornelius, *Ueber die Entstehung der Welt mit besonderer Rücksicht auf die Frage: ob unserem Sonnensystem, namentlich der Erde und ihren Bewohnern ein zeitlicher Anfang zugeschrieben werden muss.* Gekrönte Preisschrift. Halle 1870. 8⁰.

reste einer Rhizopoden- oder Wurzelfüsser-Art gefunden, welcher man den Namen *Eozoon canadense* oder das canadische Morgenröthe-Thier beigelegt, um damit anzudeuten, dass mit ihm oder mit seinesgleichen die Morgenröthe des Lebens auf Erden beginnt. Zählt nun dieses Eozoon auch zu der niedrigsten bekannten Thierklasse, so erscheint es aber durch die Bildung seiner Schale innerhalb der Klasse selbst als bereits sehr hoch organisirt, und es ist der Schluss keineswegs unstatthaft, dass es noch weniger entwickelte organische Formen vor dem Eozoon gegeben haben müsse.[1] Welche und wie viele Zeitgenossen des Eozoon spurlos verschwunden sind, vermögen wir heute nicht mehr zu unterscheiden, denn die ersten Blätter im Buche der Schöpfung hat der Metamorphismus bis zur Unkenntlichkeit verwischt. Soviel darf jedoch als Thatsache gelten, dass im Zeitalter des Urgebirges, dessen Dauer alle übrigen erdgeschichtlichen Perioden zusammengenommen um ein Bedeutendes an Länge überragte, organische Wesen die Erde bevölkerten, dass somit die Versteinerungen der darauf folgenden Silurformation bereits eine vorgeschrittene Stufe in der Entwicklung der Schöpfung darstellen.[2] Es sind dies an Pflanzen einige Fucoiden und Farrenarten, und an Thieren Infusorien, Polypen, Strahlthiere besonders Crinoiden, deren Reste ganze Schichten bilden, Trilobiten, die darin ihre Hauptentwicklung haben und Brachiopoden. Schon in der Kohlenformation zieren Palmen und Coniferen die Landschaft, Fische beleben die Wasser und die Fussspuren grösserer Saurier finden sich im Thone abgedrückt; in der permischen Formation endlich tritt in der Gestalt eines beschuppten Reptils aus der Familie der urweltlichen Eidechsen (Protosaurus) das erste luftathmende Wirbelthier auf. So bildete sich allmählig die Erde heran und gewann in den nachfolgenden Perioden der Trias, der Jura, der Kreide und der Tertiärzeit die Befähigung immer ausgebildetere, höhere Organismen zu erzeugen und zu tragen. Als sie spätestens in der Diluvialzeit alle zur Existenz des Menschen erforderlichen Vorbedingungen vereinigt hatte, da musste endlich auch das vollendetste Thier der Schöpfung erscheinen — der Mensch.

Um die durch die Entstehung und Lagerung der Gesteine unserer Erdkruste bedingten Formationen ohne alle Beihülfe von übernatürlichen Katastrophen zu erklären, genügen vollkommen die noch heute unter unseren Augen thätigen geologischen Kräfte. Was aber besondere Betonung erheischt, ist, dass bei fortschreitender Mehrung unserer Kenntnisse die Formationsgränzen sich zu verwischen scheinen, dass es überhaupt keine scharfen Gränzen unter ihnen gibt, sondern

---

1) Siehe über das Eozoon: Zittel, *Aus der Urzeit.* München 1871. 8° S. 89—93. In neuerer Zeit wird die organische Natur des Eozoon wieder von Einigen in Zweifel gezogen, so von Hermann Credner, *Elemente der Geologie.* 1872. 8° und J. Barrande in seinem *Système silurien du centre de la Bohème.*

2) A. a. O. S. 93.

dass sich eine aus der andern allmählig und derart entwickelt hat, dass die Uebergänge unendlich werden. Diese Erscheinung hat zur Aufstellung des Gesetzes der fortschreitenden (progressiven) Vervollkommnung geführt, welches sich trotz mannigfacher Einwände in der That nicht mehr in Abrede stellen lässt. Die Natur beginnt nichts mit fertigen und reifen Zuständen; Alles in ihr entwickelt sich langsam aus unscheinbaren Anfängen. Von den ältesten Zeiten an haben alle Klassen und Ordnungen von Organismen mit solchen Formen begonnen, welche theils durch ihren Gesammtbau, theils durch ihren embryonalen Charakter, theils durch andere massgebende [1]) Eigenschaften zu den tiefer stehenden gehören. Der Fortschritt vom Niederen zum Höheren erfolgte dann in der Regel derart, dass die vollkommener organisirten Formen einer gegebenen Klasse oder Ordnung erst später auftraten, dass sie an intensiver Ausbildung immer mehr stiegen und an Zahl wuchsen, während die älteren unvollkommeneren Gruppen, wenn sie schon anfänglich zahlreich aufgetreten waren, in gleichem Verhältniss zurücktraten und seltener wurden.

Das Gesetz der fortschreitenden Entwicklung und Vervollkommnung bewahrheitet sich aber noch in der Gegenwart an den biologischen Vorgängen. Jeder Organismus durchläuft während seiner Entwicklung aus dem Ei zum ausgebildeten Individuum eine Reihe von Veränderungen. In den ersten Fötalzuständen stimmen so ziemlich alle Thiere, der Mensch mit inbegriffen, mit einander überein; erst bei fortschreitender Entwicklung stellen sich nach und nach die Merkmale des Typus, später der Klasse, Ordnung, Familie, Gattung und Art ein. Je nach der Rangstellung eines Geschöpfes sind die Veränderungen während des Heranwachsens gross oder klein; dadurch aber deutet uns die Geschichte des Individuums in schneller Folge und in allgemeinen Umrissen die langsame, in vielen Jahrtausenden erfolgte Umwandlung des ganzen Stammes an. [2])

Abstammung des Menschen.

Wir dürfen uns desshalb nicht verwundern, wenn die Betrachtung der menschlichen Fötalzustände und ihrer Ausbildung dazu geführt hat, den thierischen Ahnenstufen des Menschen nachzuspüren. Die gesammten Ergebnisse der naturwissenschaftlichen Forschung drängen gewaltsam zu dem Schlusse, den Ursprung sämmtlicher organischen Wesen in einigen wenigen Urformen einfachster Art zu suchen, die sich wahrscheinlich auf eine einzige reduciren lassen

1) Vgl. hierüber Bronn's *„Morphologische Studien“* und Häckel's *„Generelle Morphologie“*

2) Zittel, *Aus der Urzeit.* S. 559—571.

werden. Man hat solche der Urform nahe kommende Wesen in den Moneren, albuminösen Klümpchen, im Meere gefunden, denen die Kraft des Wachsthums und gelegentlich auch des Auseinanderbrechens innewohnt. [1]) Auf ähnlicher Stufe steht der *Bathybius Haeckelii*, der nichts anderes ist als ein formloser Schleim, eine Art von Sarkode der niedersten Gattung, weder Zelle noch Faser, sondern organischer Stoff mit Zusammenziehung und Ausdehnungserscheinungen der einfachsten Art. Noch tiefer als die Monaden stehen die Moneren und tiefer noch als diese die Bacterien, Vibrionen und Leptothrix-Fäden, welche in neuester Zeit Gegenstand von überaus wichtigen Experimenten geworden sind; die Monaden sind einfache eiweissartige Flöckchen ohne jedwede Structur, nicht grösser als Sonnenstäubchen und unterscheiden sich von anorganischer Materie nur durch ihre Vermehrungsfähigkeit. [2]) Die thierische Vorfahrenkette des Menschen wie aller anderen Organismen geht demnach von solchen einfachen Organismen ohne Organe aus, welche in zweiter Stufe sich zur einfachen Zelle heranbilden. Den unumstösslichen Beweis, dass solche einzellige Urthiere als directe Vorfahren des Menschen wirklich existirten, liefert die Thatsache, dass das Ei des Menschen weiter nichts ist als eine einfache Zelle. Die weiteren Stufen führen in stets aufsteigender Linie vom Einfachen zum Zusammengesetzteren durch die Synamoeben, Planulaten (Flimmerschwärmer), Infusionsthiere, Strudel-, Weich- und Sackwürmer zu den Wirbelthierahnen, unter denen die Schädellosen (Acrania) obenanstehen. Unpaarnasen, Ur- und Lurchfische, Kiemer- und Schwanzlurche, Uramnioten, Stammsäuger, Beutelthiere, Halbaffen, Schwanzaffen und Menschenaffen bilden die weiteren Zwischenglieder zu dem Affenmenschen oder Pithekanthropen, der wahrscheinlich erst gegen Ende der Tertiärzeit lebte. Ein wichtiges Moment, nemlich die Gestalt des Menschen scheint sehr bestimmt dafür zu sprechen, dass sein ursprünglicher Aufenthalt der Baum war. Aus einer einstigen kletternden Lebensart erklärt sich am naturgemässesten sein aufrechter Gang; und aus der Gewohnheit den Baum aufwärts schreitend zu umfassen, die Umbildung der Hand aus einem Bewegungs- zu einem Greiforgane. [3]) Die echten Menschen entwickelten sich aus den Affenmenschen durch die allmählige Ausbildung der thierischen Lautsprache zur gegliederten oder articulirten Wortsprache. Mit der Entwicklung dieser Function ging natürlich diejenige ihrer Organe, die höhere Differenzirung des Kehlkopfs und des Gehirnes Hand in Hand. Der Uebergang von den sprachlosen Affenmenschen zu den echten oder sprechenden Menschen erfolgte wahrscheinlich

---

1) Ernst Häckel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte.* Berlin 1873. 8⁰ 4. Auflage. S. 165. 306. 379.

2) *Ueber den Ursprung des Lebens.* (*Ausland* 1872 Nr. 21 S. 490.)

3) Lazar. Geiger, *Zur Urgeschichte der Menschheit.* (*Ausland* 1871 Nr. 16 S. 369.)

erst im Beginn der Quaternärzeit oder der Diluvialperiode, vielleicht aber auch schon früher, in der jüngeren Tertiärzeit. Da nach der übereinstimmenden Ansicht der meisten bedeutenden Sprachforscher nicht alle menschlichen Sprachen von einer gemeinsamen Ursprache abzuleiten sind, so müssen wir einen mehrfachen Ursprung der Sprache und dem entsprechend auch einen mehrfachen Uebergang von den sprachlosen Affenmenschen zu den echten, sprechenden Menschen annehmen. [1])

Der Ursprung des Lebens.

Wer mit uns die menschliche Ahnenreihe hinaufführt bis zu dem mikroskopischen Urschlamme und zugleich also in eine Zeit, im Vergleiche zu welcher die Aera des *Eozoon canadense* noch jung zu nennen wäre, der wird füglich der Frage nach der Entstehung dieses lebenden Urschleimes nicht aus dem Wege gehen können. Nun kann nicht geläugnet werden, dass das „Leben" ein Geheimniss für uns ist und voraussichtlich bleiben wird; es ist eine Erscheinung, welche man speciell der Aeusserung der sogenannten „Lebenskraft" zuschrieb, womit im Uebrigen weiter nichts erklärt wird. Die Lehre von der Lebenskraft ist heute eine verlorene Sache, vielmehr entstehen alle von einem organischen Wesen herrührenden Lebensäusserungen lediglich aus der Zusammensetzung der verschiedenen organischen Eigenschaften, welche den allerletzten und allereinfachsten Bestandtheilen desselben eigen sind. Der Abgrund zwischen Anorganisch und Organisch ist damit zum grossen Theile überbrückt und nicht unwahrscheinlicherweise besteht zwischen dem tiefsten, d. h. einfachsten Organismus und dem complicirtesten Aggregate nicht organisirten Stoffes eine genetische Verwandtschaft. Alle organische Materie, welche dermalen auf unserer Erde existirt, stammt sicherlich in letzter Linie aus der organischen oder sogenannten mineralischen Natur her, und schon lange, ehe nur überhaupt organisirte Wesen auf der Erde erschienen, konnten oder mussten sich solche organische Stoffverbindungen auf derselben entwickeln. So wie eine Entwicklung der complexeren Formen aus früheren älteren aber einfacheren Organismen allgemein angenommen wird, so neigt man sich folgerichtig auch immer mehr der Hypothese der Abstammung der einfachsten Organismen von höchst complicirten Verbindungen nicht organisirten Stoffes zu. In jüngster Zeit ist der Streit über die vielangefochtene „Urzeugung" durch eine Reihe hochwichtiger Versuche in ein neues Stadium getreten, durch welches die Möglichkeit einer spontanen Entstehung sehr an Wahrscheinlichkeit gewonnen hat. Der alte Satz *omne vivum ex ovo* hat an dogmatischer

1) Häckel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte.* S. 578—591.

Beweiskraft wesentlich eingebüsst durch Experimente, welche das Entstehen lebender fortpflanzungsfähiger Bacterien, Torulae und anderer Lebewesen der niedrigsten Art in Flüssigkeiten nachwiesen, die längere Zeit der Siedehitze unterworfen und hierauf unter hermetischem Verschluss gehalten worden waren; [1]) es scheint demnach, dass lebende Organismen in passenden Lösungen sich in derselben Weise bilden können, wie etwa Krystalle aus Lösungen ihrer Stoffe emporschiessen. [2]) Man darf das Gesagte dahin zusammenfassen, dass alle Organismen, welche heutzutage die Erde bewohnen und welche sie zu irgend einer Zeit bewohnt haben, im Laufe sehr langer Zeiträume durch allmählige Umgestaltung und langsame Vervollkommnung aus einer geringen Anzahl von gemeinsamen Stammformen (vielleicht selbst aus einer einzigen) hervorgegangen sind, welche als höchst einfache Urorganismen vom Werthe einer einfachen Plastide (Monere) durch Autogonie oder Selbstzeugung aus unbelebter Materie entstanden.

Stellung des Menschen in der Natur.

Wie aus dieser auf die neuesten naturwissenschaftlichen Errungenschaften fussenden Darstellung erhellt, kann der Mensch in keiner Weise von den übrigen Wesen der belebten Schöpfung getrennt werden. Er steht mitten inne gleichwie jedes andere Geschöpf. Es ist daher auch ein vergebliches Beginnen für denselben eine Sonderstellung zu beanspruchen, wie es gemeiniglich geschieht trotz den sich immer häufenden Einwänden der Naturforschung. Was wir dermalen über die vorhistorische Vergangenheit unseres Geschlechtes wissen, berechtigt durchaus nicht dasselbe loszulösen von dem grossen Naturganzen, vielmehr haben wir in demselben ein Naturproduct, wenn auch das Höchste zu erkennen. Die zunehmende Erkenntniss führt täglich mehr zur Aufhebung des Dualismus in der Natur und somit zum Monismus, zur Einheit. Schon neigen sich viele Forscher mit gutem Grunde zu der Ansicht, dass alle wahrgenommenen Naturkräfte auf eine einzige Einheit hinauslaufen, Laplace's Theorie von der Entwicklung der Erde und des Sonnensystems aus einem kolos-

---

1) Dr. Charlton Bastian, *The beginnings of life: being some account of the nature, modes of origin and transformations of lower organisms.* London 1872 8⁰ 2 Bde. Ein ausführliches, gediegenes Referat über dieses spannende Werk brachte aus der Feder des Naturforschers A. R. Wallace die in London erscheinende Wochenschrift „*Nature*“ Nr. 145 S. 284—287 und Nr. 146 S. 299—303. Bastian's Experimente haben seither in England Anlass zu einer lebhaften Controverse gegeben, deren Details in der trefflichen Londoner „*Nature*“ bekannt gemacht, in ihrer Gesammtheit aber von Hermann v. Barth in dem Aufsatze: „*Die Frage der Urzeugung nach ihrem heutigen Stande*“ (*Ausland* 1874 Nr. 1, 2 und 3) sehr übersichtlich zusammengefasst wurden.

2) *Ausland* 1872 S. 490 und 491. Ueber Urzeugung im Pflanzenreiche vgl. *Germain de Saint-Pierre. Génération dite spontanée ou protorganie (hétérogénie). (Bulletin de la Société botanique de France.* Paris 1869. S. 203—210.)

salen Dunstball wird in eine Riesengaskugel für den gesammten Weltenraum erweitert, ein äusserstes Resultat kühner Schlüsse aus der Gegenwart in die Vergangenheit, ein Hypothesengebäude, für welches strenge Beweise fehlen, welches aber mit keinem bekannten Naturgesetz in Widerspruch steht und aus dem sich der gegenwärtige Zustand der Erde ableiten lässt. [1]) Die moderne Astronomie hat den Unterschied zwischen Fix- und Wandelsternen aufgehoben, Nebelflecken und kosmische Wolken als in früheren Bildungsstadien begriffene Welten, im Monde eine spätere Phase der Sternengeschichte und zugleich die Zukunft gezeigt, welcher unser eigener Planet und mit ihm die anderen in ungemessenen Zeiträumen entgegengehen. Auf Erden selbst sehen wir die Schranken zwischen Anorganisch und Organisch fallen, indem Letzteres als ein Produkt des Ersteren erkannt wird. Wo die Gränze zwischen Thier- und Pflanzenreich liegt, vermag Niemand mehr zu beantworten; beide gehen ganz unmerklich in einander über und erst kürzlich konnte die Frage aufgeworfen werden, ob die Spongien, die man bisher zu den Thieren rechnete, nicht besser zu den Pflanzen zu zählen wären. [2]) Ebenso haltlos, ja weniger noch zu begründen, ist der Unterschied zwischen Thier und Mensch. [3]) Die Morphologie zeigt den Menschen deutlich als das höchste Gebilde einer an sich schon hoch entwickelten Thierform und es ändert an dieser Thatsache nichts, dass diese Thierform gegenwärtig nicht mehr auf Erden wandelt. Mag immerhin der Befangene sein Haupt verhüllen, wenn er vermeint, dass nach der epochemachenden, bisher unwiderlegten Descendenztheorie Mensch und Affe gemeinschaftliche Stammältern besitzen, die Zeit ist nicht mehr allzuferne, wo kein Gebildeter ein anderes Glaubensbekenntniss haben wird. Gerade so wie der geocentrische Standpunkt, welcher Sonne und Gestirne um die Erde kreisen liess, als unsinniger Irrthum heute höchstens mitleidig belächelt wird, eben so wird auch die anthropocentrische Chimäre allgemein als solche entlarvt werden. [4]) Schon ist es in hohem Grade wahrscheinlich gemacht worden, dass zwischen den geistigen Fähigkeiten des Menschen und des Thieres kein qualitativer, sondern nur ein quantitativer Unterschied bestehe und alle bisherigen Versuche triftige Gegenbeweise für diese Auffassung zu bringen sind kläglich

---

1) Cotta, *Geologie der Gegenwart.* S. 198.

2) Carl Müller, *Die Tiefseeforschungen der Neuzeit. (Unsere Zeit* 1872. I. S. 557.)

3) Die Frage über den Unterschied zwischen Thier und Mensch, in welcher die Wenigsten sich völlige Unbefangenheit zu wahren verstehen, ist eine in unseren Tagen viel erörterte. Unter den Schriften, welche mit den obigen Ansichten nicht übereinstimmen, wäre als eine der besten hervorzuheben: A. Dulk, *„Thier oder Mensch? Ein Wort über Wesen und Bestimmung der Menschheit."* Leipzig 1873. 8°

4) L. Büchner, *Die Stellung des Menschen in der Natur in Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft.* Leipzig 1869. 8° S. 7.

gescheitert.[1]) Der Geist selbst, der angeblich den Menschen über die gesammte Natur stellt, darf gar nicht im Gegensatze zur Materie gedacht werden. Geist und Materie sind eben so unlöslich mit einander verbunden als Kraft und Stoff. Der Dualismus, fasse man ihn nun als Gegensatz von Geist und Natur, Inhalt und Form, Wesen und Erscheinung, oder wie man ihn sonst bezeichnen mag, ist für die naturwissenschaftliche Anschauung unserer Tage überwundener Standpunkt.[2])

Alter und Urzustand des Menschen.

Unter den höchst organisirten Thierformen, den Deciduaten, nahmen die Ahnen des Menschen zweifelsohne schon eine hervorragende Stellung ein, Dank den ihnen angeborenen Charakteranlagen, welche ihnen auch im Kampfe um's Dasein sowohl mit eng verschwisterten Affen als mit den grimmigen Raubthieren den Sieg sicherten.[3]) Nur durch eine, viele Jahrtausende fortgesetzte Veredlung konnte der Mensch aus diesen seinen Vorfahren hervorgehen. Der Mensch im gewöhnlichen Sinne kann nur ganz allmählig entstanden sein, so dass er schon da war als er noch nicht da war und umgekehrt, mithin der Ausdruck: erster Mensch — ein ungereimter ist.[4]) Einen ersten Menschen hat es niemals gegeben. Ist hiemit die Stelle angedeutet, welche dem Menschen in der Natur zukommt, so liegt auf der Hand, dass auch eine ziffermässige Antwort auf die Frage nach dem Alter unseres Geschlechtes ausser dem Bereiche der Möglichkeit. Zahlreiche Entdeckungen fossiler Menschenknochen stellen jedoch fest, dass der Urmensch ein Genosse des Mammuth, des Nashorn, des Höhlenbären und all' der Thiercolosse aus der glacialen und postglacialen Zeit gewesen. Heute gibt es kaum noch Zweifler an seiner Anwesenheit während oder doch ununmittelbar nach der Eiszeit, welche gewöhnlich zu Anfang des Diluviums oder zu Ende der Tertiärperiode angesetzt wird. Bekanntlich hat man sich unter der Eiszeit keine Epoche allgemeiner Vereisung, sondern nur einer grösseren Ausdehnung der Gletscher zu denken. Neben den vergletscherten Gebirgen schaute wohl noch

---

1) Einen der kläglichsten Versuche in dieser Richtung unternahm der Jenenser Philosoph Julius Frauenstädt in seinen Aufsätzen: *Darwin's Auffassung des geistigen und sittlichen Lebens des Menschen.* (*Unsere Zeit* 1872. I. Heft 8 und 9.) Auch das was in einer Kritik des Tylor'schen Buches *„Primitive culture"* in der *Edinburgh Review* vom Jänner 1872 dagegen vorgebracht wird, gehört hieher.

2) Aug. Schleicher, *Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft.* Weimar 1873. 8⁰ 2. Aufl. S. 8—9.

3) Otto Caspari, *Die Urgeschichte der Menschheit mit Rücksicht auf die natürliche Entwicklung des frühesten Geisteslebens.* Leipzig 1873 8⁰ 2 Bde. Siehe Capitel 1 und 2.

4) B. Carneri, *Sittlichkeit und Darwinismus.* Wien 1871. 8⁰ S. 28.

manches frische „Grünland“ mit üppiger Thier- und Pflanzenwelt hervor. Es weidete wohl auch Mammuth und Auerochs, Rhinoceros und Pferd zur selben Zeit die grünen Triften der Niederungen ab, während tausend Fuss höher der Rheingletscher sich bis Zürich erstreckte. [1])

Wie haben wir uns nun diesen Urmenschen zu denken? Nach den leider nur in spärlicher Zahl gefundenen Schädeln zu urtheilen stand er entschieden auf sehr tiefer Stufe körperlicher Entwicklung; die meisten Funde der Quarternärzeit deuten auf ein kleines Geschlecht mit engem Schädel und ausgesprochenem Prognathismus (Schiefzähnigkeit); in der allerältesten Zeit des Mammuth und Höhlenbären war der Mensch nicht gross, hatte einen schmalen Kopf mit zurücktretender Stirne und schiefstehenden Kinnladen, überhaupt eine körperliche Bildung, welche gegenwärtig nur in den niedersten Menschenstämmen annähernd zu finden ist. Zu La Naulette und der Grotte von Arcy-sur-Aube entdeckte man völlig affenähnliche menschliche Kiefer. Dagegen kennt man auch Skelette, welche verhältnissmässig grossen und dabei sehr muskelkräftigen Menschen mit Anschluss des Knochenbaues an den Affentypus und mit Prognathismus aber doch mit relativ guter Gehirnentwicklung angehört haben müssen. Wie dem auch sei, keinesfalls lässt sich der fossile Mensch nach den bisherigen Funden mit irgend einem heute lebenden Volke identificiren. Da die Meinungen der Anthropologen diesbezüglich mitunter sehr weit auseinander laufen, die Acten darüber auch noch lange nicht geschlossen werden dürften, so begnügen wir uns mit der unbestrittenen Thatsache, dass der Urmensch in körperlicher Beziehung unter dem Menschen der Jetztzeit gestanden. Dass er dies noch mehr in geistiger Hinsicht gethan, darüber belehren uns die an den mannigfachsten Stellen in grosser Menge aufgefundenen Ueberbleibsel seiner Werkzeuge, Geräthe, Waffen und dergleichen.

Von dem eigentlichen Urzustande der Menschheit vermögen wir uns kein zutreffendes Bild zu entwerfen, da wir hiezu jeder Anhaltspunkte oder Vergleiche entbehren. Selbst die rohesten Wilden der Gegenwart haben offenbar einen höheren Culturrang erstiegen, als wir dem Urmenschen zusprechen können. In seiner Lebensweise mag er sich von seinen thierischen Mitgenossen auf Erden nur wenig unterschieden haben; wie diese war er genöthigt im schützenden

---

1) Oscar Fraas, *Vor der Sündfluth.* Stuttgart 1866. 8° S. 434, 435. — Wir können übrigens in Neuseeland noch heutigen Tages die nemliche Erscheinung beobachten. Hart an der Gletscherzunge gedeihen Buchen *(Fagus fusca)*, Coniferen wie *Podocarpus*, *Dammara*, *Philocladus* und *Dacridium*, nebst Sträuchern aus den Familien *Coriaria*, *Panax* und *Aralia*. Nur wenige hundert Fuss tiefer trägt schon die Vegetation einen gänzlich tropischen Charakter, *Dracaena* und *Metrosideros* und Palmenarten grünen in üppiger Fülle neben dem neuseeländischen Flachs *(Phormium tenax)*.

Waldesdunkel oder auf offenem Felde unter freiem Himmel, den Unbilden der Witterung und Jahreszeit preisgegeben, sein Obdach zu suchen, mit den Raubthieren des Waldes um seine Nahrung zu kämpfen. [1]) Den „Kampf um's Dasein“, dem er seine bis nun errungene Stellung verdankte, der Urmensch musste ihn weiterkämpfen fort und fort bis auf die Gegenwart und in alle Zukunft. Dieselben Gesetze, welche im Leben der Thierwelt Geltung haben, beherrschen auch das Leben des Menschen, mögen sie auch später durch die höhere geistige Stellung desselben mannigfach modificirt sein. Auch hier ein beständiger und sicher der nicht am wenigsten hartnäckige Kampf um's Dasein; denn auch der Mensch vermehrt sich gleich anderen Thieren in solcher Progression, dass sehr bald ohne diesen Kampf ein Missverhältniss zwischen der Zahl der Menschen und der Masse der Existenzmittel eintreten müsste. [2]) In jenen Urzeiten schon mag der Kampf um's Dasein sich mit den feindseligen fremden Thiergeschöpfen zunächst um die Nahrung, dann aber unter den Urmenschen selbst um Befriedigung des Geschlechtstriebes gedreht haben, wie sich in der Thierwelt beobachten lässt und strenge genommen selbst noch für das Menschenthun der Gegenwart wahr ist, denn

> Einstweilen, bis der Bau der Welt
> Philosophie zusammenhält,
> Erhält sie das Getriebe
> Durch Hunger und durch Liebe. (Schiller.)

Ob nun die ältesten Menschen wie die Raubthiere paarweise oder ob sie wie viele Hufthiere und Affen heerden- oder hordenweise zusammenlebten, darüber besitzen wir kaum eine Vermuthung. Eben desshalb lässt sich auch nicht ermitteln, ob die Urmenschen sich bereits als Familien gegliedert hatten oder, was dasselbe heisst, ob bei ihnen eine Ehe bestand, wäre es auch nur eine polygamische oder selbst eine polyandrische gewesen. Bei einem etwaigen heerdenweisen Zusammenleben, wie es durch psychologische Speculationen nicht unwahrscheinlich gemacht wird, [3]) konnte wohl, wie einige Forscher annehmen, eheloser Geschlechtsumgang geherrscht haben. [4]) Lässt sich nun in der Thierwelt die Anlage zu staatlicher Vereinigung, mitunter sogar, wie bei Bienen und Ameisen in schon hoher Entwicklung vollkommener Thierstaaten gewahren, so bietet die Heerde die ersten Spuren der Arbeitstheilung, die als Grundlage und Ur-

---

1) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 103—105.

2) Alex. Ecker, *Der Kampf um's Dasein in der Natur und im Völkerleben.* Constanz 1871. 8⁰ S. 10—11. Vgl. auch meinen Aufsatz: *Der Kampf um's Dasein im Menschen- und Völkerleben.* (*Ausland* 1872 Nr. 5 und 6.)

3) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 81—103.

4) John Lubbock, *Prechistoric times as illustrated by ancient remains and the manners and customs of modern savages.* London 1869. 8⁰ 2 edit.

sache aller Organisation und des organischen Staatslebens zu betrachten ist. Während in der Organisation der niederen Thiere das Föderativsystem vorherrscht, überwiegt in den vollkommenern höheren Organismen die Centralisation. In dem Leitthiere der Heerde erkennt man die Aristokratie der physischen Macht und das natürliche Prototyp des leitenden Führers der staatlichen Gemeinschaft. Seine natürliche Suprematie bedingt die instinctive Hingabe der, gleichviel ob menschlicher oder thierischer Gemeindemitglieder an das Oberhaupt sowie die instinctive Anlehnung des Nachahmungstriebes an das beispielgebende Benehmen desselben. So erscheinen denn die frühesten Führer der organisirten Gemeinschaft als Fortbildner gemeinschaftlich übereinstimmender Gebräuche und Sitten. [1])

Entstehung der Sprache.

Es hiesse den Leser in die Irre führen, wollte man die eben vorgetragenen Ansichten als das Ergebniss positiver Erforschung darstellen; sie sind vielmehr lediglich Speculation, deren Werth in diesem Falle in der inneren Wahrscheinlichkeit und mehr noch in der Analogie mit den Erscheinungen im übrigen Thierreiche beruht, von welchem die Menschheit einmal nicht loszulösen ist, am wenigsten in den primitiven Zeiten ihrer Entwicklung. Auch wer aber diese Analogien nicht gelten zu lassen gesonnen, wird mindestens den einen Punkt festhalten müssen, dass, insoferne die Sprache sicherlich behufs gegenseitiger Verständigung geschaffen wurde, die Menschen schon in irgend welcher Form zusammengeschaart gewesen sein müssen als die Sprache entstand. Man ist auch darüber einig, dass die Epoche sehr lange gedauert habe, in welcher der Mensch gleich dem Thiere nur durch Geberden und unarticulirte Laute seine Bedürfnisse auszudrücken im Stande war. In dieser Zeit gab es, wie ich im nächsten Abschnitte zeigen werde, noch keine Völker, sondern nur Racen. Damit die noch sprachlosen Racen aus diesem Zustande heraustreten konnten, war jedoch die Erfüllung gewisser Vorbedingungen unerlässlich und die hiezu nöthigen Fähigkeiten konnten nur allmählig und zwar im Kampfe um's Dasein erlangt werden. Dieser nemlich erforderte die öftere Benützung der vorderen Extremitäten als Hände, welche in ausgiebiger Weise nur bei aufrechter Haltung des Körpers verwendet werden können. So war das Aufrechtgehen, veranlasst durch die Nothwendigkeit der Handbenützung, eine Errungenschaft des Kampfes um's Dasein. Während aber dadurch die Handgeschicklichkeit einen erhöhten Aufschwung nahm und dieses Organ sich immer mehr zur Hand differencirte, ist die aufrechte Körperhaltung die nothwendigste Bedingung zur Verfeine-

1) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 103—129.

rung des Ausathmens, welches seinerseits wieder allein eine articulirte Stimmgebung ermöglicht. [1]) Nur auf solche Weise konnte aus unarticulirten Lauten oder Schreien von Freude, Schmerz, Kummer, Vergnügen, Bedürfniss, wie sie auch das Thier kennt, die Sprache zuerst entstehen. Sie ist also durchaus keine Erfindung, sondern etwas ganz allmählig Gewordenes, ein Etwas, das einmal noch nicht vorhanden war. Alle höher organisirten Sprachen sind nach und nach aus einfachen Sprachorganismen im Verlaufe ungeheurer Zeiträume entstanden oder haben sich entwickelt. Die Sprachen einfachsten Baues haben sich allmählig aus sogenannten Lautgeberden, wie sie auch das Thier besitzt, hervorgebildet und die Sprache selbst ist das Produkt eines allmähligen Werdens nach Lebensgesetzen, die wir in ihren wesentlichen Zügen aufzudecken im Stande sind. Dieses Werden geschah im Vereine und gleichzeitig mit der grösseren Ausbildung des Gehirns und der Sprachorgane. [2])

Die ältere Steinzeit.

Hatte nun die Ausbildung der Handgeschicklichkeit dem Urmenschen einerseits zur Sprache verholfen, so versetzte sie ihn andererseits auch bald in die Lage, sich einige rohe Werkzeuge oder Waffen zu fertigen, um seine thierische Umgebung zu bezwingen und sich Nahrung zu verschaffen. Welches nun das erste Stadium dessen gewesen, was wir als Cultur zu bezeichnen pflegen, vermag im Grunde genommen Niemand genau zu sagen, da heute, wie schon betont, nirgends mehr Menschen im Urzustande leben. Was wir in den Wilden der Gegenwart vor uns haben, ist kein Anfang, sondern das Ende der Anfänge der Gesittung. Immerhin sind dieselben uns werthvoll, weil sie die einzigen Vergleichsmittel bieten; nur durch genaues Studium dieser „Naturvölker" — womit blos der Gegensatz zu den civilisirteren Nationen ausgedrückt werden soll — konnte es gelingen, in die Geheimnisse der vorhistorischen Cultur einzudringen, dieselbe nach ihrem Werthe annähernd zu bemessen.

---

1) Siehe G. Jäger, *Nachtrag zu der Theorie über den Ursprung der Sprache.* (*Ausland* 1870 Nr. 16 S. 364—365. (Vgl. dann auch das Capitel über „die ursprüngliche Entwicklung der Sprache" bei O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 120—182, wo Alles darauf Bezügliche ausführlich zusammengestellt ist.

2) Vgl. über diese Frage: Aug. Schleicher, *Die Darwin'sche Theorie und die Sprachwissenschaft.* Dann, desselben: *Ueber die Bedeutung der Sprache für die Naturgeschichte des Menschen.* Weimar 1865. 8°; ferner die wichtigen Arbeiten von Lazarus Geiger: *Ursprung und Entwicklung der menschlichen Sprache und Vernunft.* Stuttgart 1868. 8° und: *Der Ursprung der Sprache.* Stuttgart 1870. 8°; endlich W. H J. Bleek, *Ueber den Ursprung der Sprache.* Weimar 1868. 8° mit einem Referate darüber von Dr. G. Jäger im *„Ausland"* 1869 Nr. 17 S. 394—399. Jäger hatte schon früher über dieses Thema geschrieben im *„Ausland"* 1867 Nr. 42 S 985—989 und Nr. 44 S. 1118—1121. Obige Ansichten scheinen mir nicht entkräftet durch Whitney's gegen Schleicher polemisirendes Buch: *Oriental and linguistic studies.* Newyork 1873.

Ob dem ältesten uns bekannt gewordenen Culturzeitalter, der Steinzeit, ein Holzzeitalter vorausgegangen ist, lässt sich zwar durch Thatsachen heute nicht mehr bestimmen, doch bestehen wohl einige Gründe für eine solche Annahme. [1]) Sicher ist, dass es schon in der ältesten Steinzeit zu tagen begonnen hat in der Culturgeschichte. Wir sind nicht mehr berechtigt, den Menschen der neuestens übrigens stark angezweifelten, [2]) sogenannten „älteren diluvialen Steinzeit“ (die paläolithische Zeit [3]) mit dem Thier auf gleiche Stufe zu stellen; vielmehr haben wir in ihm ein Wesen vor uns, das eine grosse Reihe früherer Vorstufen schon durchlaufen haben musste, um sich jene Schlussfähigkeit im Nachdenken zu erwerben, die nothwendig war, um die ersten Geräthe sachgemäss zu verfertigen. [4]) Roh zugehauene, jedoch keine polirten Steinwerkzeuge oder aus Knochen und Horn geschnitzte Geräthe und Waffen sind aus jener Zeit überliefert worden, auf deren hohes Alter die Fundschicht der Kiesläxte des Sommebettes bei Abbeville und Amiens, wohl der ältesten und ersten Erzeugnisse menschlicher Kunstfertigkeit, schliessen lassen. Wie viel Zeit erforderlich war, dass die Somme ihr Bett von der Schicht der Kieselgeräthe bis auf ihren heutigen Stand vertiefte, lässt sich gar nicht aussprechen, sondern es wird in uns nur das unbestimmte Gefühl erweckt, dass hier wohl nach Jahrzehntausenden gerechnet werden müsste. [5]) In Gesellschaft mit Mammuth und Renthier als Troglodyte in Höhlen hausend, kannte der damalige Mensch weder das Feuer und den Gebrauch der Metalle, noch verstand er die Cultur von Getreide oder die Züchtung von Hausthieren. Sein Dasein war der Befriedigung der rohen sinnlichen Bedürfnisse gewidmet und diese konnte er nur im erbitterten Kampfe gegen eine starke, an physischer Kraft überlegene, thierische Umgebung erringen. Krieg hiess die Loosung in jenem unwirthlichen Paradiese des Diluvialmenschen. Bezeichnend für seinen Culturzustand bleibt, dass von den fünf in der Höhle von Cro-Magnon aufgefundenen menschlichen Individuen der ausgewachsene Mann die vernarbte Spur einer gewaltsamen Verletzung am Beine erkennen lässt und dass der weibliche Schädel offenbar durch ein spitzes Instrument, wahrscheinlich ein Steinbeil, gewaltsam verletzt war. [6])

---

1) Z. B. die allgemeine Verbreitung der einfachen Keule aus Holz unter den Naturvölkern.

2) Siehe *„Zweifel an dem künstlichen Ursprunge unpolirter Steingeräthe.“ (Ausland* 1869 Nr. 9 S. 214—215), dann: F. Sandberger, *Eine Mahnung zur Vorsicht. (Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie, Ethnographie und Urgeschichte* 1873 Nr. 2 S. 13—14.)

3) Nach John Lubbock.

4) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 253.

5) *„Ausland“* 1870 Nr. 9 S. 200.

6) Zittel, *Aus der Urzeit.* S. 522, 526.

Die Renthierperiode.

Mit der allmähligen Abnahme der höhlenbewohnenden Raubthiere gewann das Ren an Verbreitung, — es kam die Renthierperiode. Auch jetzt noch bestehen alle Werkzeuge und Waffen aus unvollkommen behauenen Steinen (meist Feuersteinen) oder aus gespaltenen und geschnitzten Knochen und Geweihen; es zeigt sich indess schon der Beginn eines gewissen Luxus in der Production von höchst primitiven Schmucksachen, die aus durchbohrten Kugeln und Scheiben, aus zu Ketten und Ringen zusammengereihten Schneckenhäusern u. dgl. bestehen. Ja, sogar künstlerische Versuche, in plastischen oder bildlichen Darstellungen von Thieren und Ornamenten bestehend, haben sich, namentlich in den südfranzösischen Höhlen, gefunden; denn noch lebte der Mensch vorzugsweise in Höhlen oder unter dem Schutze vorstehender Felsen in Flussthälern. Die Nahrung dieses Höhlenmenschen bestand aus Fleisch, vorwiegend vom Ren und Ross, dann aber, jedoch seltener, vom Auerochsen; auch werden Gebeine vom Steinbock und der Gemse getroffen, welche Thiere jetzt nach den Alpen und den Pyrenäen sich zurückgezogen haben, ferner die des Ebers und eines Ziesels (Spermophilus), welche letztere Gattung wiederum darauf hindeutet, dass das örtliche Klima im Vergleiche zur Gegenwart ein strengeres gewesen sein müsse. Hausthiere, vielleicht mit einziger Ausnahme des Hundes, kannte der Renthiermensch eben so wenig wie sein diluvialer Vorgänger; trotzdem ist der Fortschritt zur Civilisation ein bedeutender und gekennzeichnet durch das Auftreten der Töpferei, von welcher die Ueberreste einer allerdings sehr rohen, schwärzlichen Waare erhalten sind. Feuersteinmesser werden in ungeheurer, dagegen Aexte in verhältnissmässig weit geringerer Anzahl vorgefunden. Aus dem Umstande, dass der Mensch der französischen Renthierhöhlen sich mit einer rothen Farbe salbte, wie hinterlassene Stücke weichen rothen Ochers und Spuren eines Schabinstrumentes verrathen, darf man zugleich schliessen, dass er ganz oder halb nackt war, denn die Hautmalerei nimmt ab, wenn die Bekleidung zunimmt. Wenn die aus der Renthierzeit stammenden Reste in den Höhlen bei Furfooz in Belgien auf eine Race von kleiner aber sehr kräftiger Natur hinweisen, so müssen jene der Höhle von Cro-Magnon in Frankreich einem athletischen Menschenschlage angehört haben. Die Bewohner dieser Höhle lebten von Jagd und Fischfang, unterschieden sich aber von den übrigen „Renthierfranzosen“, dass sie keine Schnitzwerke hinterliessen. Die Entwicklung ihres Stirnbeins, das schöne elliptische Profil des Vorderkopfes und der Orthognatismus der Kiefern sind Kennzeichen, die man sonst nur bei Culturvölkern findet. Dagegen deuten die starken Muskelfugen, die schiefe Stellung der Zähne, die grosse Breite des Gesichts, der athletische Körperbau sämmtlich

auf rohe Lebensgewohnheiten. Die Cro-Magnon-Leute waren also „Wilde“, aber Wilde von hoher geistiger Begabung, die einer Entwicklung fähig waren. [1])

Die Renthierzeit schiebt sich als Zwischenglied zwischen die ältere diluviale oder paläolithische und die neuere, neolithische Steinzeit gewissermassen ein; man darf sie als mittlere Steinzeit betrachten. Wahrscheinlich ganz gegen Ende dieser Periode, deren Dauer auch nur annähernd abzuschätzen keine Anhaltspunkte gestatten, fällt die Errichtung der merkwürdigen dänischen Muscheldämme oder Kjökkenmöddinger (Küchenunrathhaufen, Küchenabfälle), grossartiger Bänke in der Nähe des jetzigen Seeufers, die meist aus Muschelschalen, dann aus einzelnen Thierknochen sowie verirrten Steingeräthen bestehen und wallartig an den Seeufern auf grosse Entfernungen sich erstrecken. Aehnliche Reste sind seitdem an vielen Orten in Nordamerika, Brasilien, im Feuerland, in Australien und in Schottland entdeckt worden. Die dänischen Küchenabfälle bestehen aus den festen Ueberresten von vier Muschelarten: der Auster *(Ostrea edulis)* der essbaren Herzmuschel *(Cardium edule)*, der Miestmuschel *(Mytilus edulis)* und einer Strandschnecke *(Littorina littorea)*. Die Thiere aller vier Arten werden noch jetzt als Nahrung genossen. Mit Bestimmtheit lässt sich aussprechen, dass die Dänen der Kjökkenmöddinger nicht etwa blos im Sommer an dem Strande verweilten, sondern das ganze Jahr über, denn aus den Knochen der Säugethiere lässt sich schliessen, dass sie in allen Stufen des Wachsthums verzehrt wurden. Die zahlreich gefundenen Thierknochen gehören zumeist dem Ur und Auerochs, Hirsch, Reh, Wildschwein, Fuchs, Wolf, Biber und Seehund an und alle Mark enthaltenden Knochen sind behufs Herausnahme dieses wichtigen Lebensmittels zerschlagen. Bis jetzt ist in den Kjökkenmöddingern von geschliffenen Steinen nur ein einziges Muster aufgetrieben worden, demnach gehören sie einer Gesittungsstufe an, die den Uebergang bildet von der paläolithischen zur neolithischen Steinzeit. Dass sie ferner jünger sind als die Höhlenbewohner der Dordogne, ergibt sich daraus, dass in den Kjökkenmöddingern das Ren schon fehlt, dafür aber die Gebeine wenigstens eines Hausthieres, des Hundes vorkommen. Geschliffene Steingeräthe kannten die französischen Renthierjäger gar nicht, und wenn sie sich auch schon auf das Nähen verstanden, so war die Kunst des Spinnens ihnen doch noch völlig fremd, während Spinnwirteln in den dänischen Küchenabfällen nicht gänzlich fehlen. Wie alt nach Jahrtausenden gemessen die Kjökkenmöddinger sind, lässt sich nicht schätzen, sie erwecken in uns nur die Ahnung eines sehr hohen Alterthums. Wenn nämlich Dänemark jetzt bedeckt mit Buchenwäldern ist, so waren in einer früheren Epoche keine Buchen,

1) *Die Renthierfranzosen. (Ausland* 1870 Nr. 1 S. 1–8.)

sondern lauter Eichen dort vorhanden. Vor den Eichenwäldern aber waren Festland und Inseln mit Tannenwäldern bedeckt und in dieser Zeit entstanden die Muschelbänke, denn die Küchenabfälle enthalten die Gebeine des Auerhahns *(Tetrao urogallus)*, der sich von den Sprossen der Tannen ernährt. [1])

Ich will hier zur Richtigstellung der Begriffe nicht verabsäumen auf das Schwankende der Bezeichnungen aufmerksam zu machen, womit eine Eintheilung der vorhistorischen Periode des Menschengeschlechtes und seiner culturgeschichtlichen Entwicklung versucht wird. Man unterscheidet bekanntlich eine Stein-, Bronce- und Eisenzeit, je nach dem Materiale, woraus die uns überkommenen Geräthe verfertigt sind. Jede derselben zerfällt wieder in Unterabtheilungen, die oft nur einen localen Werth besitzen. Alle diese Perioden und Unterabtheilungen sind durch die allmähligsten Uebergänge mit einander verbunden und spielen auch vielfach durch einander oder laufen neben einander her, so dass eine Bestimmung der Gleichalterigkeit in vielen Fällen unmöglich ist. Im Grossen und Ganzen aber bezeichnen sie doch vollständig richtig den allmähligen Gang der culturgeschichtlichen Entwicklung, wesshalb sie sich ein gewisses Bürgerrecht in der archäologischen Wissenschaft erworben haben.

Mit diesem Blicke auf die Zustände der ältesten und mittleren Steinperiode schliesse ich die „Urzeit" unseres Geschlechtes ab. Der Culturhistoriker hat andere Schranken sich zu ziehen als der Geschichtsschreiber, für den das sichere Wissen mit dem ersten Documente anhebt. In dem nun folgenden Zeitalter des polirten Steines bleibt freilich auch Manches noch dunkel, zweifelhaft, im allgemeinen aber vermag man von nun an die Fortschritte der Cultur in schärferen Umrissen zu zeichnen.

---

1) *Die Anfänge der menschlichen Gesittung.* (*Ausland* 1870 Nr. 9 S. 193—200). — *Die Renthierfranzosen.* (*Ausland* 1870 Nr. 1 S. 1—3. — Büchner, *Die Stellung des Menschen.* S. 53—56. — Carl Vogt, *Von Congress zu Congress.* (*Kölnische Zeitung* 1869)

Die Morgenröthe der Cultur.

Fortschritt und Entwicklung.

Wer sich der Betrachtung der Urzustände unseres Geschlechtes zuwendet, der hat sich vor Allem ernstlich zu wappnen gegen den Irrthum, welcher so lange hindurch die Ansichten beherrschte, wonach es in der Urperiode ein vollkommenes Urvolk [1]) gegeben habe, wonach die primitiven Zustände der Menschheit in neidenswerthem Glanze schimmerten und die Gegenwart nur mehr ein entartetes Geschlecht vor sich sehe. Die Dichter sprachen von einem goldenen Zeitalter. Die Wissenschaft lehrt aber das gerade Gegentheil, dass die Urzustände der Menschheit kein goldener Strahl erleuchtet, die Gegenwart keine Entartung der Vergangenheit, mit Einem Worte, dass das goldene Zeitalter oder das Paradies, wie man lieber will, eine anmuthige Fabel ist, eine Fabel und weiter nichts. Da es niemals eine Periode der Geschichte gegeben, die ganz mit sich zufrieden gewesen wäre, so träumen wir uns gern ein goldenes Zeitalter; aber das goldene Zeitalter ist heute oder nie. Es gab also auch keines am Urbeginn der Dinge. Kein Sündenfall vermochte dem Urmenschen ein Glück zu rauben, das er nie besessen. Mit unendlicher Beschwerde, mit unsäglicher Langsamkeit arbeitete er sich vielmehr empor von rein thierischen Anfängen bis zu dem, was heute aus ihm geworden. So weit das geistige Auge reicht, erblickt es kein Herabsteigen von einstiger Höhe, nur ein Aufsteigen, stetigen Fortschritt! Dieses Wort mahnt uns jedoch an die Erfüllung einer schweren Pflicht. Kein Wort ist der Culturhistoriker genöthigt öfter im Munde zu führen als dieses; es ist demnach nicht mehr als recht und billig, dass er seine Auffassung des vielsinnigen

1) Fréd. Rougemont, *L'âge de bronze ou les Sémites en Occident. Matériaux pour servir à l'histoire de la haute antiquité.* Paris 1866. 8⁰ vertritt diesen völlig unhaltbaren Standpunkt.

Wortes möglichst klar darlege, um etwaigen Missverständnissen vorzubeugen, wenn auch eine eingehendere Behandlung der Frage dessen was eigentlich Fortschritt ist oder ob es einen solchen wirklich gebe, an dieser Stelle aus mehreren Gründen nicht am Platze ist. Unser ganzes Buch soll vielmehr darauf Antwort geben. Niemand wird wohl in Abrede stellen können, dass die Culturvölker im Laufe der Jahrtausende bedeutende Fortschritte in Wissenschaft und Kunst und jeder Art menschlicher Thätigkeit gemacht haben. Ebenso wenig wird ein prüfendes Auge verkennen dürfen, dass die Haupttriebfeder dieser Fortschritte in der Concurrenz oder, um uns eines beliebt gewordenen Ausdrucks zu bedienen, im Kampf um's Dasein zu suchen. Indess ist doch, wenn an einem Werke viele Generationen gearbeitet haben, die Höhe der erreichten Vollkommenheit kein Massstab für die qualitative Vervollkommnung des Menschengeschlechts und auf diese allein würde es ja ankommen. Die Arbeiter an der Spitze eines Bauwerkes sind darum nicht befähigter als die Arbeiter am Fundamente. Endlich ist das, was man gemeiniglich unter Fortschritt der Civilisation oder Cultur versteht, im Grunde nichts anderes als eine erhöhte Betriebsamkeit und Geschicklichkeit in der Ausnutzung der Natur zum Vortheil des Menschen, in der Organisation der Gesellschaft, in der Befriedigung immer neuer Bedürfnisse durch immer neue Erfindungen, kurz in der Verbesserung der äusseren Lebensgestaltung. Mit Einem Worte der Mensch verbessert sich in seinen äusseren Lebensverhältnissen, aber er bessert sich nicht im Sinne der eigenen Vollkommenheit. Das sind aber gerade dieselben Fähigkeiten und Leistungen, welche wir auch an den Thieren, z. B. an den Insecten in einem Grade der Vollkommenheit finden,[1]) welchen der Mensch keinesfalls übertroffen hat.[2]) Die aufmerksame Prüfung der Geschichte wird uns lehren, dass auch die socialen Erscheinungen sich nicht ändern, in so ferne sie zwar sich zu verschiedenen Epochen in verschiedener Weise äussern, in ihrer Wesenheit aber stets dieselben bleiben; es gibt einen Fortschritt im mechanischen Arbeiten, der aber nicht immer eine Verbesserung der Arbeit, sondern nur eine

---

1) *Ueber die Auflösung der Arten durch natürliche Zuchtwahl oder die Zukunft des organischen Reiches mit Rücksicht auf die Culturgeschichte.* Von einem Ungenannten. Hannover 1872. 8⁰ S. 49—50. So richtig einzelne Sätze dieser Broschüre auch sind, so müssten wir uns doch gegen die Gesammtergebnisse derselben auf das feierlichste verwahren. Die zahlreichen Irrthümer dieser Schrift wurden aufgedeckt durch Dr. Georg Seidlitz im „*Ausland*" 1873 Nr. 6.

2) Ueber den Fortschritt bei den Thieren siehe die interessante Festrede Dr. K. Ledeganck's: „Die Vollkommenheit des thierischen Instincts" aus Anlass des 50jährigen Jubiläums der „*Société des sciences médicales et naturelles*" zu Brüssel; davon ein Auszug im „*Ausland*" 1873 Nr. 5. Eine ziemlich werthlose Entgegnung findet sich unter dem Titel „*Instinct en verstand*" von Frans Willems in der Antwerpener Zeitschrift „*De Toekomst*", redigirt von Frans de Cort, vom 1. Februar 1873 S. 53—61.

Erleichterung für den Arbeiter ist; im Reiche der sogenannten Humanität, der Vernunft oder der Sittlichkeit ist seit Jahrtausenden kein Fortschritt gewesen. Seit mehr denn 2000 Jahren, dass Geschichte geschrieben wird, hat sich die menschliche Psyche nicht wesentlich verändert. [1]) Die Arbeit der Zeit ging stets nur auf die Vervollkommnung des Comforts los. Was immer der menschliche Geist Edelstes erdacht hat für seine eigene Race, nichts hat gefruchtet, kein Samenkorn davon ist auf fruchtbares Erdreich gefallen: das Menschengemüth ist der starre Felsen der Parabel. Im Grundwesen jeden Dinges liegt es eben, sein Dasein zu bewahren. Zu allen Zeiten und in allen Zonen haben dieselben Grundgesetze die menschliche Gesellschaft beherrscht; nur die Form der Erscheinung war eine andere. Arbeit, Religion, Familie, Staat, Herrschaft, Krieg, Handel, Wissenschaft und Kunst u. s. w. — von den rein menschlichen Bedürfnissen, Gefühlen und Leidenschaften gar nicht zu reden — waren von jeher die Factoren, in welche sich die Menschengeschichte zerlegen liess, und über dieselben ist man nie hinausgekommen. Die Art und Weise, wie sich diese Factoren im Laufe der Zeit modificirt und dargestellt haben, wechselt, die Wesenheit ist stabil, unveränderlich. Die einfache Erklärung liegt darin, dass in allem Treiben der Menschen die Naturgesetze walten, die stets dieselben sind. Ob nun die Erde ein Gasball oder ein fester Körper, sie wird ewig von den nämlichen Gesetzen regiert; alle Wandlungen, die sich in und auf ihr vollziehen, geschehen kraft dieser Gesetze; die Gestalt und Form unseres Planeten waren zu verschiedenen Epochen andere, die Gesetze niemals. Dasselbe lässt sich anwenden auf das organische Reich und in letzter Instanz auf den Menschen. Seine Kenntnisse haben sich vermehrt, seine Ideen desgleichen, seine innere Natur bleibt unveränderlich; die Geschichte vermag kein Beispiel zu nennen, dass je eine neue menschliche Leidenschaft, eine neue Gemüthsbewegung entdeckt oder eine solche verschwunden wäre. Wenn also von Fortschritt, von menschlichem Fortschritt die Rede ist, so darf vergleichsweise die Frage aufgeworfen werden, ob z. B. die Kohlenperiode ein Fortschritt sei im Hinblick auf das Silur, ob das Wirbelthier ein Fortschritt im Hinblick auf die Mollusken. Der Naturforscher bedient sich hiefür des richtigeren Ausdrucks „Entwicklung", welcher es offen lässt, ob darin die Idee des Besseren verborgen schlummere. Eine Entwicklung kann nämlich eben so gut in abnehmendem als in aufsteigendem Sinne gedacht werden. Die Gesetze der Veränderung unter den organischen Wesen, die Entwicklungsgesetze, sind keine solchen, welche der Naturforscher als unbedingt eine Vervollkommnung in sich einschliessend ansehen müsste. [2])

1) W. Oehlmann, *Die Erkenntnisslehre als Naturwissenschaft. Eine Einleitung in die Philosophie auf der Basis der naturwissenschaftlichen Psychologie.* Cöthen 1868. 8° S 8.
2) Prof. Dr. Carl Semper in der *„Beilage zur Allgem. Zeitung"* 1873. Nr. 36.

Da nun aber nicht nur im Verlaufe der menschlichen Gesittung, sondern auch in der übrigen organischen Natur eine stete Veränderung in ihren äusseren Erscheinungen unbestreitbar ist, zugleich zugestanden werden muss, dass diese Veränderungen sammt und sonders auf Vermehrung, auf Complication abzielen, so kann auch der Fortschritt recht wohl zugegeben werden, vorausgesetzt, dass man in ihm nicht mehr als eine arithmetische Formel erblickt, dass er nicht mehr bedeuten soll als das Wort überhaupt ausdrückt — Progression. In diesem Sinne mag denn 2 ein Fortschritt sein gegen 1. Die im Alltagsleben aber in das Wort hineingelegte Idee der Vervollkommnung, des Besserwerdens wird eine unbefangene Geschichtsauffassung nimmer gelten lassen können; gleich der beliebten Redensart von der „sittlichen Weltordnung“ wird sie durch die ganze Völkergeschichte in ironischer Weise illustrirt, [1]) und muss um so mehr fallen gelassen werden, als die Begriffe über „gut“ und „schlecht“, also auch über „besser“ und „schlechter“ bekanntlich ausserordentlich schwankende sind. Das Wort „Fortschritt“ wird daher ein streitiges bleiben. Wir wissen nur, dass jede Epoche zur Entwicklung gewisser Ideen dient, welche anfangs mit Schmerzen durchbrechen und dann die ganze Atmosphäre durchdringen. [2]) Der Culturhistoriker wird sich demnach einer grossen Vorsicht in der Beurtheilung der verschiedenen Geschichtsphasen zu befleissigen haben. Diese verschiedenen Phasen — und dies ist meiner Meinung nach der treffendste Ausdruck für die verschiedenen Culturperioden — kann er mit dem Getriebe verschiedener Maschinen passend vergleichen. Es wäre aber sehr voreilig zu sagen, dass die complicirtere Maschine den Vorzug vor der einfacheren verdiene, dass sie besser sei. Die Hauptaufgabe des Culturhistorikers liegt also, wie mir dünkt, im Erklären, nicht im Beurtheilen der Erscheinungen; dies will ich nunmehr versuchen und nur zuvor einen raschen, flüchtigen Blick auf die Erscheinungen der nach der Renthierperiode folgenden jüngeren (neolithischen) Steinzeit werfen.

Ursprung der Religion.

Wir vermissen im jüngeren Steinalter Mammuth, Rhinoceros, Ren und alle übrigen ausgestorbenen oder exclusiv nordischen Thiere; statt ihrer verkünden mehrere zum Theil eingeführte, zum Theile

---

1) Häckel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte* S. 18.

2) Alexis Pisemski, *Tausend Seelen* II Bd. S. 27. Dann: *Nous ne sommes pas en mesure dans l'état actuel de la science de préciser l'étendue ni même la direction du progrès, encore moins parlerons-nous de progrès infini; mais nous sommes en droit d'affirmer qu'empiriquement nous connaissons dans le monde une évolution du moins bien vers le bien.* (León van der Kindere, *De la race et de sa part d'influence dans les diverses manifestations de l'activité des peuples.* Bruxelles & Paris 1868. 8⁰ S. 15.)

gezähmte Hausthiere wie Schaf, Ziege, Hund, Rind, Schwein neben Ueberresten von Getreide und sonstigen Culturgewächsen, dass die damalige Bevölkerung, der ausschliesslichen Beschäftigung mit Jagd und Fischfang entsagend, sich bereits dem Ackerbau und der Viehzucht zugewendet hatte. Sie verstand sich auf den Bau künstlicher Wohnungen, beschiffte vielleicht schon das Meer [1]) und besass vermuthlich schon eine Art politischer Organisation. Von Metallgeräthen machte auch sie noch keinen Gebrauch, wenn auch Gold neben Bernstein und Glas gelegentlich als Schmuck getragen wurde. Sämmtliche Werkzeuge bestehen ebenfalls aus Stein, Holz oder Horn, allein namentlich die ersteren verrathen durch feinere Form, sorgfältigere Bearbeitung oder Glättung und durch gelegentliche Verzierungen schon einen entwickelteren Schönheitssinn. Auch in der Herstellung von Thonwaaren und künstlichen Geweben für Kleidung oder sonstigen Gebrauch zeigt sich ein Bestreben nach gefälliger Gestaltung. [2])

Wenden wir nun von diesen äusseren Merkmalen der Gesittung den Blick den inneren Culturregungen jener Diluvialmenschen zu, so zeigt sich, dass wie der thierische Schrei als Grundlage der Sprache ein Besitzthum war, das der Mensch mit den übrigen Deciduaten theilte, wie ferner selbst das Wesen der angeborenen Handgeschicklichkeit nur eine anatomische Eigenthümlichkeit war, die der Mensch mit den ihm nahe verwandten Affenarten gemein hatte, so auch die frühesten Stufen und Grundlagen der tieferen Gefühle ursprünglich nur solche waren, welche die meisten Deciduaten mit ihm theilten. [3]) Gleichwie sich im Thierleben die Spuren des ersten Staatswesens und seines Oberhauptes erkennen lassen, finden wir in demselben auch schon die Spuren von Religion und das religiöse Gefühlsleben im Menschen stand ursprünglich auf rein thierischer Stufe. An der Schwelle dieser Untersuchungen regt sich sogleich die lästige Frage, was wir unter Religion verstehen dürfen. Es lässt sich aber nur schwer aussprechen, welchen geistigen Schöpfungen wir den Rang von Religion zuerkennen sollen, während ganz sicherlich das Ziel der frommen Erregungen die Erkenntniss einer „sittlichen Weltordnung" ist, für die freilich nicht die leiseste Spur eines Beweises, sehr viele aber des Gegentheiles aufgebracht werden können. Indess wird man den Glauben an geistige Wesen wohl als minimale Definition der Religion fordern dürfen. [4]) Spähen wir nach dem Entstehen der religiösen

---

1) G. de Mortillet, *Origine de la navigation et de la pêche.* (*Revue archéol.* 10 octob. 1866 S. 269—282.)

2) Zittel. A. a. O. S. 529—530.

3) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 259.

4) Darwin, *Abstammung des Menschen.* I. Bd. S. 55 und mit ihm fast wörtlich übereinstimmend Edw. B. Tylor, *Anfänge der Cultur.* I. Bd. S. 418.

Regungen, so werden wir in der Familien- und Staatsgemeinschaft die ursprünglichste Grundlage hiefür zu erkennen haben. Kein dem Menschen etwa ursprünglich angeborenes Abhängigkeitsgefühl bezüglich erhaben scheinender Naturgewalten ist nachweisbar und eben so ist die Annahme einer ursprünglichen Kluft zwischen Thier und Mensch mit Bezug auf ein dem letzteren allein zugesprochenes Religionsgefühl unstatthaft. Das Problem der Entstehung der Religionen ist wiederholt Gegenstand mitunter sehr tiefsinniger Betrachtungen gewesen. [1]) Im Allgemeinen glaubt man kaum einer Einwendung mit dem Satze zu begegnen, dass die Religion eines der wesentlichsten Merkmale sei, welches den Menschen vom Thiere unterscheidet. Als einen der schlagendsten Beweise führt man von Alters her an, dass man von keinem Volke wisse, dem jedwede religiösen Begriffe fehlen. [2]) Gegen die Behauptungen von Reisenden, dass ein Volk keine Religion habe, muss sich in der That jeder mit doppelter Vorsicht waffnen, und der grosse Streit, ob es ein Volk „ohne Religion“ gebe, muss, wenn nicht in verneinendem Sinne beantwortet, doch als ein offener bezeichnet werden, wenn auch in jüngster Zeit sich gewichtige Stimmen für die gegentheilige Ansicht erhoben. [3])

Wie dem auch sei, in der Familien- und Staatsgemeinschaft lässt sich der gemeinsame Ausgangspunkt der religiösen Gefühle bei Thieren und Menschen auffinden. Im Familienleben bildeten sich und wuchsen die Gefühle der religiösen Furcht in der Liebe gegenüber dem erhaben scheinenden hohen Alter, dem Vorgesetzten und dem Führer der Gemeinschaft. Auch der Begriff des Erhabenen, der die beiden Elemente von Furcht und Liebe in sich schliesst, war kein angeborner, sondern wurde erst ursprünglich erlernt, und nach und nach erkannt und erfasst. Der Unerfahrenheit der Jüngeren trat die natürliche Erhabenheit des Alters, des Stammältesten oder auch des Oberhauptes der Gemeinschaft gegenüber; das Gefühl für das Erhabene erklärt die Verehrung und Anhänglichkeit der Menge für diese Führer, eine Verehrung, die sich in frühester Zeit zu einem

---

1) *Ausland* 1870 Nr. 44 S. 1033—1039.

2) *En tot generibus nullum est animal praeter hominem quod habeat notitiam aliquam Dei, ipsisque in hominibus nulla gens est, neque tam immansueta neque tam fera, quae non, etiamsi ignoret qualem Deum habere deceat, tamen habendum sciat.* (Joan. 3. 16.)

3) Als Völker, welchen jeder wirkliche religiöse Begriff und Sinn völlig abgeht, nennt ein gewiegter Forscher, Dr. Moriz Wagner, verschiedene Stämme Südafrika's (nach Levaillant; siehe auch G. Fritsch, *Die Eingebornen Südafrika's, ethnographisch und anatomisch beschrieben.* Breslau 1872. 8⁰ S. 57), die Eskimo (nach Ross), Stämme im Amazonas-Gebiete (nach Spix und Martius, Wallace, Bates und Burmeister) die Indianer des Gran Chaco, die Jivaros-Stämme in der Provincia Oriental von Ecuador, die Wilden des Feuerlandes, die Bewohner der Salomons-Inseln, einzelne Horden Australiens, selbst einige schwarze Völkerschaften Südasiens und die Bari-Neger (nach Knoblecher). (*Neueste Beiträge zu den Streitfragen der Entwicklungslehre.* „*Beil. zur Allg. Ztg.*“ 1873 Nr. 92.)

förmlichen Cultus entwickelte. Dieser Cultus und die damit verbundene gewissermassen sklavische Hingebung an das Stammoberhaupt war aber nicht, wie viele Schriftsteller lehren, eine thatsächliche „Vergötterung“ des Herrschers, denn der Begriff Gottes und einer sich davon ableitenden Vergötterung war damals noch gar nicht gebildet. Es verhält sich mit der Religion also nicht anders wie mit der Intelligenz und der Kunst. Wie Handgeschick, Sprache, Intelligenz und Kunst von der niedrigsten thierischen Stufe aus wachsen mussten, so auch die Religion. Dem mit der Zauberei auf das innigste verknüpften, ohne das Zauberthum und Zauberwesen unerklärlichen Fetischismus, [1]) der tiefsten Religionsstufe der Gegenwart, ging eine noch niedrigere, religiöse Weltanschauung voraus, in welcher der Beherrscher und Beschützer der Gemeinde den ersten Ansatzpunkt zur Grundlage einer Reihe von religiösen Handlungen bildet, welche wir in Nachklängen bei heutigen Naturvölkern noch wiederfinden. Diese Weltanschauung charakterisirte sich durch den Mangel bestimmter Begriffsbildungen, worunter wir hauptsächlich eine klare Todesvorstellung vermissen. Diese hängt mit der Auffassung des Seelenbegriffes innig zusammen, welcher gleichfalls erst in einer späteren Epoche ausgebildet wurde. [2])

Die ersten Erscheinungen dieser primitiven Religion sind die Leichenverehrung und der Thiercultus. Mit der ersteren stehen in directem Zusammenhange die Leichenconservirung (durch Einbalsamirung) und der Gräberbau, von welch' beiden das alte Aegypten die grossartigsten Beispiele hinterlassen hat. Hieher gehören wahrscheinlich auch die räthselhaften Dolmen und verwandten Bauten, welche aus der Epoche des polirten Steines stammend, über einen grossen Theil der Erde verbreitet sind und in den meisten Fällen Grabstellen gewesen zu sein scheinen. [3]) Wie sich nun dem Grab- und Leichencultus folgerichtig der aus der dem Stammesoberhaupte dargebrachten Liebesgabe entsprossene, spätere Opfercultus anschloss, so konnte der erstere ohne irgend einen Thiercultus nicht gedacht werden. Wo sich bösartige Raubthiere als Verfolger der Menschen bekunden, da werden sie auch überall in eigenthümlich menschlicher Weise verehrt, nicht nur gefürchtet und verabscheut. Die heute noch vielfach verbreitete Vorstellung, dass mit dem Fleische und Gebeine auch die Kräfte des Lebenden in den Körper des ver-

---

1) Fritz Schultze, *Der Fetischismus. Ein Beitrag zur Anthropologie und Religionsgeschichte.* Leipzig 1871. 8⁰

2) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 263—328.

3) Auf dem internationalen anthropologischen Congresse zu Brüssel 1872 hat General Faidherbe die Ueberzeugung ausgesprochen, dass die Dolmen Grabdenkmale seien. — Die beste Uebersicht unseres dermaligen urgeschichtlichen Wissens siehe in: *„Vierteljahrs-Revue der Naturwissenschaften in theoretischer und praktischer Beziehung.“* Herausgegeben von der Redaction der *Gaea.* (Dr. Herm. J. Klein.) Cöln und Leipzig 1873. 8⁰ I. S. 69—160.

schlingenden Raubthieres übergehen, gab Veranlassung zu der Verehrung bestimmter Thiere, dann aber zur Nachahmung der thierischen Handlungsweise, indem auch der Mensch durch die Aufnahme des Fleisches getödteter Genossen oder gefallener Feinde als Nahrung seine individuellen Kräfte zu verbessern meinte. So entstand die weitverbreitete Anthropophagie, der Cannibalismus der Urzeit als Ergebniss derselben Ideenverbindung jener Weltanschauung, welche Leichen- und Thiercultus entstehen liess. [1]) Dass auch bei den Urbewohnern Europa's der Cannibalismus, woran sich in einer späteren Zeit die Sitte der Menschenopfer knüpfen sollte, [2]) in vollster Blüthe stand, ist nicht unwahrscheinlich gemacht worden. [3]) Es war dies freilich zu einer Epoche, die unberechenbar weit hinter uns liegt, wahrscheinlich bald nach der Zeit der Sprachbildung und noch vor der Erfindung des Feuerzündens. [4])

Die Erfindung des Feuerzündens und ihre Folgen.

Wir sind gezwungen, die Kunst Feuer zu entzünden, für den ersten erheblichen Schritt in der Entwicklung der Cultur zu halten; diese Kunst reicht zweifelsohne in sehr hohes Alter zurück, denn es scheint, dass der Mensch, als er sich über Europa verbreitete, dieselbe schon mitbrachte. Das Feuer ist gegenwärtig der wichtigste Helfer selbst der rohesten Völker, und die völlig irrige Behauptung, es gebe Menschenstämme ohne Feuer, ist gründlich widerlegt. [5]) So gross ist die Bedeutsamkeit dieser Kunst, dass man kaum absicht, wie ohne dieselbe der Mensch hätte thierischen Zuständen entwachsen können. Es ist, so dünkt mir, mit Erfolg gezeigt worden, wie auch der Gebrauch des Feuers weder eine durch den Zufall veranlasste noch absichtlich herbeigeführte Entdeckung sei, sondern in consequenter Folge des bisherigen Culturganges nothwendigerweise erfunden werden musste. Während der Steinzeit waren nämlich die Kunsttriebe gewachsen, wie sich aus den gemachten Funden ergibt, und hatte der Mensch sich bestimmte Handtierungen

---

1) Das Verzeichniss der in der Gegenwart dem Cannibalismus huldigenden Völker siehe bei Oscar Peschel: *Völkerkunde.* Leipzig 1874. 8⁰ S. 165—168.

2) Peschel a. a. O. S. 168 macht übrigens mit Recht aufmerksam, dass ihr örtliches Vorkommen durchaus nicht eine Anthropophagie in der Vorzeit andeute und nicht überall, wo Menschenopfer üblich, auch Anthropophagie im Gebrauche war oder sei.

3) Ueber diese Frage debattirte seinerzeit sehr eifrig der in Paris tagende urgeschichtliche Congress und jener zu Kopenhagen 1869. (Carl Vogt, *Von Congress zu Congress.* „*Köln. Zeitg.*" 1869.) Vgl. ferner: „*Die alten Antropophagen in Chauvaux.*" (*Globus.* XVII. Bd. S. 365—366, dann: *Ausland* 1870 No. 7 S. 167, No. 21 S. 504.)

4) O. Caspari. A. a. O. I. Bd. S. 328—372.

5) *Ausland* 1870 No. 10 S. 225.

angeeignet, gewisse Geschicklichkeit im Schleifen und Reiben von Holz- und Steinstücken durch Gewohnheit erworben, worin die äusseren Vorbedingungen zur Erfindung des Feuerzündens zu suchen sind. Denn es scheint begründet, dass das erste von Menschenhänden erzeugte Feuer lediglich durch Reibung hervorgerufen ward, und weder die Erdölquellen und Vulcane zu dieser Entdeckung Veranlassung gaben noch etwa Waldbrände dem Urmenschen den Vorgang zur Feuerzündung in die Hände spielten. Eben so wahrscheinlich klingt die Annahme, dass diese wichtige Erfindung von den mit der Herstellung der Steingeräthe beschäftigten und dadurch im Besitze der erforderlichen technischen Fertigkeit befindlichen Arbeitern ausgegangen sei, und diese Arbeiter konnten nichts anderes sein als die Sklaven der Urzeit.[1] Denn die Sklaverei ist so alt wie das Menschenthum, auf die natürliche Ungleichheit der physischen Kräfte ursprünglich gegründet, in welcher auch die Inferiorität des weiblichen Geschlechtes ihre Ursache hat. Die physische Macht war die erste Aristokratie, d. h. die Macht hat stets geherrscht; da es in der Urzeit eine andere als die physische Macht nicht gab, so knüpfte auch an diese sich die Herrschaft. Beispiele, die sich noch in der Gegenwart an Naturvölkern studieren lassen, machen es mehr denn wahrscheinlich, dass auch in der Urzeit nebst den Weibern es vorzugsweise die Lahmen und Krüppeln waren, auf deren Sklavenschultern alle schwere Arbeit lag. Von Natur aus arbeitet der Mensch eben so wenig als das Thier, die Arbeit erscheint ihm eine Last, von der Nothwendigkeit ihm aufgezwungen, deren er sich aber wo thunlich zu entledigen trachtet. Der Starke wälzt sie auf den Schwachen eben kraft des Rechts des Stärkeren, welches herrscht und herrschen wird, herrschen muss in der organischen wie in der anorganischen Natur. Ist doch das Gesetz der Attraction, das den Weltenbau zusammenhält, nichts anderes als das Recht des Stärkeren übersetzt in's anorganische Reich! Das Recht des Stärkeren ist ein Naturgesetz.

An den Umstand, dass von dem Arbeiterthum der Urzeit das Feuer erfunden worden und überhaupt an diese merkwürdige Erfindung selbst ist jüngst eine Hypothese geknüpft worden, die ohne Zwang eine Reihe urgeschichtlicher socialen Erscheinungen zu erklären geeignet ist. Darnach hätte die Feuererfindung zunächst zweierlei zur Folge gehabt. In erster Linie gab sie Anstoss zu einer übersinnlichen geheimnissvollen Betrachtung der Zusammenhangsweise der Naturkräfte, in zweiter Reihe mussten, da nicht Alle die zur Feuerzündung erforderliche Geschicklichkeit besassen, sich jene, welche dem Holze die sprühende Flamme zu entlocken verstanden, sich mit einem gewissen Nimbus umkleiden, der um so höher stieg als diese

---

1) O. Caspari. A. a. O. II. Bd. S. 24.

die nützliche, wohlthätige Erfindung für sich auszubeuten wussten. Während einerseits nun die naive, rein sinnliche Beziehungsweise von Ursache und Wirkung einer höheren Betrachtung wich und der urmenschlichen Phantasie z. B. die emporzüngelnde Flamme als Schlange erschien, galt das Hervorrufen dieses nach urmenschlicher Anschauung im Holze verborgenen Feuers für eine unerklärliche That höherer Kräfte, welche den Feuerentzündern innewohnten. Diese geheimnissvolle That war Magie, Zauberei, die Feuerentzünder Zauberer. Mit Einem Rucke waren dadurch die urgeschichtlichen Sklaven in den Besitz der Herrschaft gelangt, denn ihre Kunst war in den Augen ihrer Mitmenschen eine stärkere Macht als die physische Kraft, welche an und für sich gleichen Zauber nicht zu vollbringen vermochte. Diese Feuerschamanen der Urzeit waren also die ersten Götter und Priester zugleich in einer Person.[1]) Was ihre Macht, ihr Uebergewicht von jener unberechenbaren Vergangenheit bis auf heutige Tage begründet hat, war, dass sie mehr wussten oder verrichten konnten, als die grosse Menge; ihre Ueberlegenheit ist also eine geistige, ja sie wurden geradezu die Träger des höchsten menschlichen Wissens. So kann es nicht wundern, wenn die bisher dem Stammältesten bezeugten Huldigungen auf die rasch mächtig werdenden Magier und Zauberer übertragen wurden, man sie als ehrfurchteinflössende erhabene Wesen betrachtete und ihnen Opfer darbrachte.

So wie also die Anfänge des Priesterthumes sich auf die Feuererfindung zurückführen lassen, so datirt von jener Epoche das Erscheinen des Fetischismus. War die magische Flamme eine Schlange, — der Schlangencultus gehört zu den verbreitetsten Geistesphänomenen auf Erden — so entwickelte sich auch gar bald die fetischistische Erhabenheit von Wasser, Rauch, Luft und den geweihten Zaubermaterialien von Holz und Stein, ja man begann die leuchtenden Gestirne selbst in Zusammenhang damit zu bringen. Es war der Ursprung des Sabäismus, des Sterndienstes. Das Licht hatte zugleich den Farbensinn der Völker geschärft und mit der Lichtfarbe vergesellschaftete Zauberfarben geschaffen, die zur Erweiterung des Thiercultus beitrugen. Endlich brachte die Feuerzeit eine völlig neue Begriffsbildung hervor. Zeugung, Geburt, Mannbarkeit, Krankheit und Tod waren stets schwererklärliche Erscheinungen gewesen, welche das kindliche Nachdenken der Urperiode in Anspruch nahmen. Die Begriffe der Seele und des Geistes bestanden zu jener Zeit noch eben so wenig als die Gottesidee. Während der Epoche der Feuerzeit und des emportauchenden Fetischismus entwickelten sich zuerst die beiden

---

1) Noch in der Gegenwart bedeutet *Nyaka*, der Titel des Zauberdoctor der Bechuana, keinen Priester, sondern einen Mann, dem übernatürliche Kräfte zu Gebote stehen. (Fritsch, *Die Eingebornen Südafrika's.* S. 167—168.)

ersteren, später die letzteren. Mit dem Feuer verknüpfte sich naturgemäss die Vorstellung der Wärme und der warme Menschenathem leitete demnach von selbst zur Annahme eines innerlichen glimmenden Feuers, welches den Seelenbegriff bildete. Die Seele erscheint nun als rauchender Athemdampf, die Zeugung als Feuerreibung; gleichwie das heilige Feuer durch Reibung entsteht, so zeugen auch die Menschen den prometheischen Funken der Seele, das zeugende männliche Glied trat als ein heiliger Feuerbohrer vor das kindlich vergleichende Bewusstsein, und gab, da eine magische, geheimnissvoll zeugende und wirkende Kraft in ihm lag, Veranlassung zu jenem in frühester Zeit weit verbreiteten Phallusdienst, dem wir bei vielen Völkern des Alterthums begegnen werden. Auch die Sitte der Leichenverbrennung, der Ahnencultus [1]) und die Menschenopfer sind damit in Verbindung zu bringen. Rasch und innig verschmolz mit dem Feuer- und Zaubercultus der Gestirndienst; es erscheint dabei nicht auffällig, wenn man dazu überging, der strahlenden Sonne das flammende Opferfeuer darzubringen und freiwillig gaben sich anfangs Menschen den erhabenen heiligen Wesen hin, um von ihnen als lichte Seelen aufgenommen zu werden. In weiterer logischer Folge ward die Krankheit als Befleckung, Verdunkelung und Verunreinigung des lichten Seelenfeuers im Körper, die Heilung dagegen als Reinigung aufgefasst. Diese Reinigung suchte man aber zunächst durch die Feuerschamanen zu erhalten, die somit auch als die ersten Heilkünstler auftraten. Noch in der Gegenwart mahnt der Medicinmann der Indianer an die ärztliche Thätigkeit des Priesters, der selbst im christlichen, gesitteten Europa noch in vielen Fällen auch ein leiblicher Helfer des Kranken zu sein hat.

Der an den Feuercultus sich eng anschliessende Gestirndienst sollte eine weitere Entwicklungsphase der Urgeschichte bezeichnen. Die flammenden Sterne am nächtlichen Himmel dachte man sich durch ähnliche, nur noch grössere als die irdischen Magier entzündet; als aber mit der Zeit die Macht der menschlichen Zauberer auf ein gewisses Mass herabsank, je mehr man erkannte, dass die Heil- und Zauberkünste nicht immer die versprochenen Wirkungen erzeugten, tauchten hinter jenen am Himmel unfehlbaren Erscheinungen Autoritäten empor, welche mit übermenschlicher Macht zu herrschen schienen, denen gegenüber sich der Mensch daher immer mehr abhängig fühlte. Diese überirdischen Machtwesen waren die Götter. Das Wesen der Autorität, das im Menschenthume seine natürlichen Stützen und Träger hat, erhielt einen bedeutenden Zuwachs durch diese neuentstehenden Ideen in Bezug auf die Naturkräfte. Jetzt also erst war der Gottesbegriff entstanden und die

1) Das Verzeichniss der Völker, bei welchen Ahnencultus (Manenverehrung) herrscht, siehe bei Tylor, *Anfänge der Cultur.* II. Bd. S. 113—119.

genauere Trennung von Göttern und Priestern vor sich gegangen; aus dem Schamanen- und Zauberthume, welches für sich selbst als Urheber der wunderbaren Erscheinungen die Verehrung der Menge in Anspruch nahm, trat das eigentliche Priesterthum, welches nur mehr vorgab, der Diener jener übernatürlichen Göttermächte zu sein. Mit dem Sinken des Schamanenthums stieg naturgemäss wieder die Macht der Stammesoberhäupter und auf diese Epoche gehen die ersten Keime jener socialen Kämpfe zurück, welche schon in der Urzeit zwischen Priester und weltlichen Fürsten stattfanden, die Völker spalteten und oft zur Auswanderung zwangen, und bei den begabtesten Nationen Ueberlieferungen und Sagenklänge bis heute hinterlassen haben. [1])

Wohnt der hier vorgetragenen Hypothese nicht in allen Theilen nachweislich historische Wahrheit inne, so lässt sie doch zur natürlichen Erklärung der culturgeschichtlichen Phänomene an Wahrscheinlichkeit kaum irgend etwas zu wünschen übrig. Wir verfolgen aus thierischen Anfängen den Ursprung der Religion, welche wächst mit den zunehmenden Culturfortschritten.

Religion und Ideal.

Der Erkenntniss dieses Ursprunges wird sich selbst Jener nicht verschliessen dürfen, welcher von der Irrigkeit der religiösen Systeme aufs Tiefste überzeugt ist, ja sie darf ihn nicht abhalten, die religiösen Vorstellungen zu den höchsten Schöpfungen des Menschen zu zählen. Der scheinbar hier vorliegende innere Widerspruch klärt sich in wenigen Worten auf. Die Geschichte der religiösen Vorstellungen ist nämlich nichts anderes, als die Geschichte des menschlichen Irrthums überhaupt. Der Irrthum ist aber mit dem menschlichen Geiste unlöslich verknüpft; der im Gehirne sich abwickelnde Denkprocess ist kein anderer für den richtigen, als für den irrigen Gedanken. Es besteht also auch keine Hoffnung, den Irrthum jemals aus der menschlichen Geschichte verschwinden zu sehen; er mag proteusartig in den mannigfachsten Gestalten auftreten, er war immer da, ist da und wird immer da sein. Dieser Irrthum, dieser nothwendige Irrthum ist das Ideale. Dem menschlichen Geiste offenbart sich in der Natur eine ganze Stufenleiter von Gradverschiedenheiten und er kann dabei nicht stehen bleiben; er muss über das Gegebene und Wahrgenommene hinausgehen und sich ein Vollkommenes denken, was nicht übertroffen werden kann. So erzeugt sich denn die Idee der Vollkommenheit, die auf Zeit und Dauer übertragen die Idee der Unendlichkeit ergibt. Da man sich von jeder Eigenschaft und Thätigkeit

---

1) O. Caspari. A. a. O. II. Bd. S. 1—181.

einen niederen, so kann man sich auch einen höheren und so den höchsten Grad davon vorstellen, d. h. man kann sich zu Allem, was man wahrnimmt, einen Massstab seiner Vollkommenheit bilden oder sein Ideal, und der Mensch muss also nothgedrungen das Vermögen, Ideale zu bilden, besitzen. Der Trieb hiezu ist ihm also urwüchsig. Wie es ein Bedürfniss des leiblichen Organismus ist, zu athmen, Nahrung zu sich zu nehmen, wie der Mensch ohne Absicht und Willkür die eingenommene Nahrung assimilirt und verdaut in Folge der wirkenden Naturgesetze, wie ferner sein geistiger Organismus nicht umhin kann, Begriffe zu bilden, zu urtheilen, zu schliessen, so drängt es uns, ohne unser Dazuthun, alle Dinge in ihrem Ideale, in ihrer höchsten Potenz, im gesteigertsten Grade uns zu denken — in Folge eines unerbittlichen inneren Naturgesetzes. Dieser Trieb zu steigern, dieses Idealisirungsvermögen muss endlich seine Befriedigung und Grenze finden, d. h. der Mensch langt endlich bei einem Ideale aller Ideale, bei dem vervollkommnetsten aller Wesen an, über das hinaus kein Ideal mehr reichen soll. Wie dieses höchste Ideal gedacht wird, hängt natürlich von der jeweiligen Bildungsstufe der Menschen ab. Von dem crassesten Fetischismus bis zur Höhe eines absoluten Weltengeistes, vom blöden abenteuerlichen Köhlerglauben bis zur geläutertsten Weltanschauung, steht eine lange Reihe graduell verschiedener Ideale, die alle — Gottheiten für eine gewisse Bildungsstufe sind, d. h. dass wir dem Geiste gleichen, den wir begreifen und auch nur den Geist begreifen, dem wir selber gleichen, oder anders ausgedrückt, dass die Götter im Ebenbilde der Menschen, die sie kraft ihres Idealisirungsvermögens mit Nothwendigkeit hervorbringen mussten, geschaffen seien. Das Ideal oder die Gottheit, die der Mensch sich aufgestellt, ist daher ein zuverlässiger Massstab seiner geistigen Bildung und die Religionsgeschichte eines Volkes die Geschichte seiner geistigen Cultur. [1])

Von dieser Seite beleuchtet, wird der Irrthum, das Ideale, zu einem Realen und sehr wohl einer kritischen Behandlung fähig. Als ein Reales, thatsächlich Gegebenes müssen wir aber den Geist selbst betrachten, von dem überzeugend nachgewiesen, dass er ohne Materie nicht denkbar, nirgends in der Natur auffindbar sei. Mit dem am Menschengeschlechte unlöslich haftenden Geiste ist also auch für alle Zeiten der Irrthum, das Ideale, verknüpft, welches in seiner Art das Menschendasein verklärt. Eben so wahr als tief ist des Dichters Spruch:

„Nur der Irrthum ist das Leben,
Und das Wissen ist der Tod.“

---

1) Siehe hierüber den geistvollen Aufsatz: *„Auch eine prähistorische Studie.“* (*Presse* 1872. No. 299 und 300.)

Und wahrlich, Wenige möchten lassen wollen von dem trügerischen Zauber des Idealen, selbst dann, wenn die volle wissenschaftliche Wahrheit in ihrer realen Nacktheit ihnen entgegentritt. Es hiesse aber jeder besseren Einsicht aus dem Wege gehen, wollte man sich weigern, das erste Aufflackern des Idealen in den aufkeimenden Regungen der Religion zu erblicken. Damit ist zwar einerseits zugegeben, dass alle Religionen nur Producte des Menschengeistes — und zwar, wie sich wissenschaftlich zeigen lässt, vorwissenschaftliche Producte der menschlichen Phantasie sind, da jede Religion älter als das Denken darüber ist, es wird aber damit andererseits die Meinung Solcher vernichtet, welche von einer völlig aufgeklärten, religionslosen Zukunft träumen. Niemand wird läugnen, dass die religiösen Begriffe als rein idealistische, von der überhand nehmenden Erkenntniss der Wahrheit zurückgedrängt werden müssen, wie dies in der Gegenwart auch wirklich geschieht; eine religionslose Zukunft ist aber trotzdem eben solch ein Unding, wie ein religionsloses Volk. Niemals wird es gelingen, die angeborene Seelenthätigkeit der Idealisirungskraft auszutilgen oder für die Dauer lahm zu legen. Führt sie auch zum Irrthume, so ist doch nicht dieser, die Religion, eine Krankheit des Geistes, sondern umgekehrt die Lähmung der Idealisirungskraft ist die Ausnahme, die Abnormität, und die volle frische Thätigkeit, das Leben des Irrthums, ist die Norm, der Gesundheitszustand. Zudem werden wir ja die Idee der Unendlichkeit gar nicht los, wir mögen sie auf einen ausserweltlichen, persönlichen Gott oder auf die Materie übertragen. Entwurzelung der Religion ist daher ein thörichtes Beginnen. [1])

Anfänge der Familie.

Bei Beleuchtung der religiösen Entstehungskeime hat sich ergeben von welch hoher Wichtigkeit für die Entfaltung der auch im Thiere vorhandenen religiösen Anlagen die „Gemeinschaft“, also die primitivste Form der menschlichen „Gesellschaft“ sich erwies.

Wer nun mit einem grossen Sophisten in der menschlichen Gesellschaft das Ergebnis einer freien Vereinbarung [2]) erblickt, der wird Jenem grollen der mit rauher Hand dieses Wahngebilde zerstört und die Bildung der Gesellschaft [3]) auf das Gesetz der Nothwendig-

1) Ueber die Fundamente der Priesterherrschaft siehe Arthur Schopenhauer, „*Ueber das metaphysische Bedürfniss des Menschen.*“

2) J. J. Rousseau's *Contrat social.*

3) Vgl. auch Carey, *Socialökonomie.* S. 74—93: Die Entstehung der Gesellschaft. Nach seiner Ansicht bringt erst der Austausch von Diensten eine Gesellschaft oder mit anderen Worten eine Association hervor. Dies ist ganz richtig, nur vergisst der amerikanische Philosoph hinzuzufügen, dass dieser Austausch von Diensten nicht freiwillig geschieht, sondern durch die Nothwendigkeit erzwungen wird.

keit zurückführt. Einem Naturgesetze folgend sind die Menschen gezwungen sich in Völkergruppen, in Staaten zu organisiren, welche zwar je nach Race und Bildungsgrad des Geschlechtes eine verschiedene Gestalt annehmen, aber gleichwohl in allen Stufen der Cultur eine überraschende Aehnlichkeit zeigen. [1]) Die „Gesellschaft“ findet aber ihren ersten geschichtlichen Ausdruck im Staate und von diesem ist es bewiesen, dass er weder von dem Volkswillen noch von der Vernunft, noch etwa gar von einem göttlichen Willen sondern lediglich von der Natur ausgegangen ist. [2]) Unter Natur ist hier selbstredend das Zusammen- und Ineinandergreifen aller jener Umstände zu verstehen, welche ausserhalb der menschlichen Machtsphäre liegen. Der Staat entsteht durch natürliche Kräfte und ist nach seiner Grundlage ein Naturproduct. [3])

In welche Zeit die Bildung des ersten Staates fällt, Niemand vermag es zu sagen. Offenbar lag dieser Staatenbildung ein langwieriger Process zu Grunde, dessen Dauer völlig unabsehbar ist. Religion und Priesterschaft, Kriegerthum und Familie müssen schon eine bestimmte Entwicklung durchlebt haben, ehe jedes einzelne dieser Elemente mit den anderen in Wechselbeziehung treten konnte, wie es das Wesen des Staates erfordert. Der Ackerbau führte zur geselligen Annäherung und dadurch zur Familie, welche sich als die Basis aller Culturstaaten erwiesen hat. Dabei ist es nicht nöthig, an die Familie der Gegenwart zu denken; gleich so vielen anderen Culturphänomenen nimmt die Familie verschiedene Formen der Erscheinung an, während ihr Wesen sich kaum verändert. Das Alter der Familie — das ist der Regelung in den Wechselbeziehungen der beiden Geschlechter, steht daher im innigsten Zusammenhange mit dem Alter des Staates; die Familie ist aber aus der Gesellschaft hervorgegangen, nicht umgekehrt.

Sowie das erste Auftreten des Menschen verschleiert auch nebelhafte Ferne die Anfänge der menschlichen Gesellschaft. Nichts weiss die Geschichte zu berichten über jene geheimnissvollen Epochen, wo der Mensch zum ersten Male durch die Vergesellschaftung gegen die Fessel der ihn überwältigenden Physis anzukämpfen versucht hat. Nur ungeschriebene Denkmäler — mitunter noch unentziffert — sind in oft räthselhaft klingenden Ueberlieferungen, Sitten und Gebräuchen der verschiedenen Völker der Erde erhalten geblieben und auf ihre Hilfe allein ist die Untersuchung der mannigfachen culturhistorischen Fragen angewiesen, welche die Urgeschichte unseres Geschlechtes darbietet. Eine der wichtigsten, wenn nicht die aller-

1) M. Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 11.

2) Constantin Frantz, *Die Naturlehre des Staates als Grundlage aller Staatswissenschaft.* Leipzig und Heidelberg 1870. 8⁰

3) A. a. O. S. 15.

bedeutendste dieser Fragen ist zweifelsohne jene nach der primitiven Bildung der Familie, deren loser oder fester geschürzte Bande so zu sagen einen Werthmesser für die Höhenstufe der Völkercultur abgeben dürfen. Einige meinen, dass die menschliche Gesellschaft und insbesondere die Familie nicht überall und unabänderlich mit der Herrschaft des Vaterrechtes, richtiger ausgedrückt der väterlichen Gewalt begonnen habe. In einem gewissen Zeitalter des Menschenthums oder wenigstens bei einigen, jedoch weit verbreiteten Racen hat vielleicht eine Familienordnung existirt, die auf die absolute Hegemonie der Mutter, ausgedrückt sowohl im religiösen als im socialen Rechte, gegründet war. Die Machtstellung des Mannes in der Familie wäre demnach nur das Werk eines späteren Stadiums, und Vater sowohl als Gatte hätten ihre nunmehrige Uebermacht nicht einem natürlichen Uebergewichte, sondern einer in den seltensten Fällen friedlich vollzogenen Eroberung zu verdanken. [1]) Ist auch die Meinung, als ob von den sogenannten Naturmenschen nicht das Recht des Stärkeren, sondern das Recht des Schwächeren anerkannt worden wäre, als eine wenig glaubwürdige bezeichnet worden, [2]) so scheint mir doch dieses System die nachfolgende Darlegung zu verdienen.

Die freie Vermischung der Geschlechter ohne Rücksicht auf Dauer oder auf Bande der Blutsverwandtschaft, ja mitunter sogar die Oeffentlichkeit derselben, kennzeichnen die ersten gesellschaftlichen — man gestatte den Ausdruck — Zusammenballungen, deren organisches Gesetz Gemeinschaft der Güter, Kinder und Weiber war. Die Epoche des Hetärismus', wo man noch keinen andern Ehebruch als jenen mit einem Individuum von fremdem Stamme kannte, müsste dem gegenüber schon als Fortschritt aufgefasst werden. Sehr, sehr spät erst gelangte die Menschheit zur Ehe, die wie heute auf dem Exclusivismus beruht, und es wäre natürlich zu vermuthen, dass es das im Kampf um's Dasein härter bedrängte Weib gewesen sei, welches zuerst eine dauernde Verbindung anstrebte. Diese antike Familie in einer ihrer primitiven Formen wird in Zusammenhang mit einem Religionssysteme gebracht, welches das demeterische genannt worden ist; danach folgt das Weib dem Gesetz der Erde, seiner Mutter *(Demeter, γῆ-μήτηρ)*, und hat den nämlichen Zweck, die Fruchtbarkeit. Wir begegnen demnach der anscheinend befremdlichen Coexistenz eines strengen Ehebegriffes und des Hetärismus der

---

1) Siehe J. J. Bachofen, *Das Mutterrecht, eine Untersuchung über die Gynaikokratie der alten Welt, nach ihrer religiösen und rechtlichen Natur.* Stuttgart 1861. 4⁰ und A. Giraud-Teulon fils, *La mère chez certains peuples de l'antiquité.* Paris und Leipzig 1867. 8⁰

2) Peschel, *Völkerkunde.* S. 244.

Mädchen und Frauen,[1]) welch' letzterer durch religiöse Vorschriften geregelt, erst allmählig und sehr langsam verschwand, seine Spuren indess in der „Mitgift“ bis auf die Gegenwart erhalten hat.[2]) Dieses Recht des Weibes, in der Religion, in der Familie, im Staate selbst offenbart sich in seinen hervorspringendsten Merkmalen in der Ueberlieferung des Namens der Mutter, in der Erbschaft von der Mutter auf die Töchter,[3]) endlich in der durch die Mutter allein über die Kinder ausgeübten Gewalt. Dies ist der Zustand, den man der Kürze halber „Gynaikokratie“ — die Herrschaft des Weibes — nannte, eine Herrschaft, die wir allerdings auf die Familie beschränken müssen.

In einer gynaikokratisch geordneten Gesellschaft wäre zweifelsohne das erste Recht, wovon das Weib Gebrauch macht, jenes sich den Gatten zu wählen. Das Princip der Gynaikokratie beruht vollständig auf der Idee der Familie und zwar der durch die Ehe in ganz bestimmter Weise umrahmten Familie. Anfänglich ist diese Familie eine rein physische Gruppirung[4]) und untersteht daher selbstverständlich der Mutter. Die Vaterschaft ist nämlich eine juridische Fiction, die Mutterschaft hingegen immer eine Thatsache *(pater incertus, mater certa)*. Man verzeihe die gewaltsame Antithese: die Mutterschaft war ursprünglich die einzige Vaterschaft. In den Epochen des Hetärismus gab es nur zeitweilige Verbindungen der Geschlechter, und der Mann verliess das Weib nach Belieben. Die Mutter bleibt demnach allein mit ihrem Kinde; sie erzieht es, und es wächst auf ohne jemand anderen zu kennen als sie. Die Mutter ist also das Centrum der ersten Familie, so wie sie deren einzige positive Grundlage ist. Der Vater ist nur eine spätere Hinzufügung, während die einzige anfänglich denkbare Gruppe die Mutter mit ihrem Kind ist. Das wirkliche einfachste Recht bleibt bei allen

---

1) Siehe hierüber das sehr gelehrte Werk von Pierre Dufour (Pseudonym für den bekannten Pariser Bibliophilen Paul Lacroix), *Histoire de la prostitution chez tous les peuples du monde, depuis l'antiquité la plus reculée jusqu' à nos jours.* Bruxelles 1852. 8⁰ 8 Bände.

2) Ueber den Hetärismus vgl. Sir John Lubbock, *The origin of civilisation and the primitive condition of man.* London 1870. 8⁰ S. 50—113. Die Ansicht des britischen Forschers wird bekämpft von Peschel, *Völkerkunde*, S. 238 ff., welcher der Annahme einer ehelosen Vorzeit nicht huldigt. Mag es nun eine solche als allgemeine tiefste Culturstufe der Menschheit auch nie gegeben haben, so ist doch der Hetärismus neben der Ehe bei schon hoch gestiegenen Völkern des Alterthums verbürgt.

3) Heute noch geht bei einigen berberischen Stämmen in Marokko die Erbfolge nicht auf den ältesten Sohn, sondern auf den Sohn der ältesten Tochter oder Schwester über. G. Rohlfs, *Mein erster Aufenthalt in Marokko.* Bremen 1873. 8⁰ S. 67. Aehnliches berichtet Prof. C. Semper von den Bewohnern der Palau-Inseln. (Semper, *Die Palau-Inseln im Stillen Ocean.* Leipzig 1873. 8⁰ S. 114.)

4) Vgl. auch Lewis Morgan, *Systems of consanguinity and affinity in the human family.* Washington 1871. und John F. Mac Lennan, *Primitive marriage: an Inquiry into the origin of the form of capture in marriage ceremonies.* Edinburgh 1865.

lebenden Wesen blos jenes, welches aus der Geburt und dem Gebären entspringt. Daher gehört auch zu den charakterisirenden Eigenthümlichkeiten der gynaikokratischen Epochen die Anerkennung der mütterlichen Descendenz, die juridische Erbfolge der Kinder nach der Mutter in Namen und Besitz.

Sobald die Familie unter die Obhut des Vaters gestellt werden soll, entsteht eine erste Schwierigkeit: die Anerkennung der Kinder. Auf die Klarheit und Unzweifelhaftigkeit, die der mütterlichen Abkunft innewohnt, muss die Einsetzung einer auf der Wahrscheinlichkeit beruhenden Vaterschaft folgen. Erst mit der weiteren Entwicklung der menschlichen Gesellschaft ging diese nothwendige Verdrängung des ursprünglichen durch das Civilrecht vor sich; dem Manne war allmählig eine höhere Rolle als jene eines zur einfachen Reproduction der Gattung bestimmten Wesens zugewiesen, und, bei der fortschreitenden Ausbildung der Sitten war es endlich die männliche Intelligenz, welche die Leitung der von den Banden des primitiven Gesetzes losgelösten Familie übernahm.

Als es sich in den ursprünglichen Gemeinschaften nunmehr darum handelte, die natürliche Wahrheit auf den Vater zu übertragen, ward die erste Zuschreibung der Vaterschaft durch die physische Aehnlichkeit hervorgerufen. Aber selbst diese an und für sich fictive Attribution war nur das Resultat eines langsamen Fortschrittes. Wie sollten Beziehungen zwischen Vater und Kind geschaffen werden, da die Vernunft der ersten Zeitalter über die objective Thatsache der Geburt nicht hinausreichte? Denn auch die Bande zwischen Mutter und Kind entsprangen bloss dem physischen Acte der Geburt. Durch welche Ideenverkettung konnte man dazu gelangen, den Vater selbst als den Gebärer seines Kindes sich vorzustellen? Die kurzsichtige Logik der damaligen Epochen hätte verlangt, dass er selbst seinem Kinde das Leben gegeben habe, für dasselbe eine zweite Mutter sei. Das Problem ward gelöst: den unmöglich zu vollziehenden Geburtsact ersetzte man durch eine Nachahmung der Natur. Der Vater musste sich in einer Ceremonie zu einer Scheinhandlung des Gebärens herbeilassen, und das Kind ward mit zwei Müttern, einer wirklichen und einer fictiven, ausgestattet. Später noch, wollte der Mann die Herrschaft in der Familie erlangen, welche dem Weibe auszuüben zustand, so war er gezwungen, sich selbst mit dem äusserlichen Zeichen der weiblichen Macht zu bekleiden. Diese Vaterschaft, welche nur unter mütterlicher Maske sich geltend zu machen vermochte, wäre nun das entscheidende Kennzeichen der Uebergangsperiode von der Mutterherrschaft zur väterlichen Gewalt in der Familie. Bei mehreren Völkern begegnet man heute noch Sitten und Gebräuchen, welche mit dem soeben entwickelten Ideenkreise in Zusammenhang stehen. Hieher gehört vor Allem die Sitte des „männlichen Wochenbettes“ *(couvade)*, welche

bei den Basken,[1]) dem wilden Stamme der Miaotse[2]) im südlichen China und einigen Indianerstämmen Brasiliens,[3]) dann bei den, den Tataren verwandten Nogayern am Kaukasus sowie unter den Congo-Negern in Afrika, auf der Insel Buru im Molukken-Archipel und unter den wilden Land-Dayaks auf Borneo heute noch im Schwange ist und von den alten Tibareniern in Pontus, von den Corsen[4]) und Cyprioten[5]) und einigen alten Völkerschaften Spaniens[6]) berichtet wird.[7]) Auf der Insel Sardinien haben sich Spuren dieser antiken Sitte bis auf die Gegenwart erhalten.[8])

---

1) M. E. Cordier, *Le droit de famille aux Pyrenées. (Revue hist. de droit* 1859.)

2) *Ausland* 1872 No. 5 S. 117. Im Kwei-tscheu fand diese Sitte schon Marco Polo im XIII. Jahrhunderte. *(Le livre de Marco Polo* par M. G. Pauthier. Paris 1865 8⁰ II. Bd. S. 399.) Siehe auch: *Chinese Repository.* XIV. Bd. S. 114.

3) Martius, *Beiträge zur Ethnographie und Sprachenkunde Amerika's.* Leipzig 1867 8⁰ I. Bd. S. 428, 441, 511 und an anderen Stellen.

4) Diodor. Sic. V. 14. (edit. Didot. S. 262.)

5) Plutarch, *Thesäus.*

6) Strabo. edit. Didot. S. 137.

7) Siehe bei Tylor, *Researches into the early history of mankind and the development of civilization.* London 1865. 8⁰ S. 288, dann auch bei Peschel, *Völkerkunde*, S. 26 das Verzeichniss jener Völkerschaften, bei denen diese Sitte herrscht. Der verdienstvolle Forscher Dr. Ploss führt in einem Vortrage in der Leipziger anthropologischen Gesellschaft (abgedruckt im *X. Jahresbericht des Leipziger Vereins für Erdkunde.* Leipzig 1871) diese Sitte darauf zurück, dass nach den Anschauungen der Naturvölker das Kind noch directer vom Vater als von der Mutter abhänge. Ich kenne diesen Vortrag nur nach einem kurzen Referate im „*Wanderer*" vom 14. Mai 1872 *(Ein Capitel zu der Lehre von den Religionen)*, wage daher kein bestimmtes Urtheil zu fällen, bekenne aber, dass eine solche Anschauung der Naturvölker mir fremd ist. Auch Peschel in seiner *Völkerkunde*, der den Ploss'schen Vortrag kennt, gibt nirgends eine Bestätigung dieses Satzes; vielmehr leitet auch er umgekehrt das Neffenerbrecht von dem Axiome *pater incertus, mater certa* ab. (A. a. O. S. 245.)

8) H. v. Maltzan, *Reise auf der Insel Sardinien.* Leipzig 1869. 8⁰ Vgl. *Globus* XV Bd. S. 152—153.

Aelteste Culturstadien.

Die Arbeit ein Naturgesetz.

Wir vermögen nimmer die Anfänge der Cultur mit Erfolg aufzudecken, ohne zu vergleichenden Blicken auf die Naturvölker der Gegenwart unsere Zuflucht zu nehmen. Gleichwie nach den Lehren der Biologie die graduelle Entwicklung des Embryo die Geschichte des ganzen Stammes in kurzen Zügen darstellt, so weisen uns die bestehenden Culturabstufungen der Völker der Gegenwart den Gang, den die Gesittung des ganzen Geschlechts eingeschlagen. Die Frage nach der Planetenstelle, wo zuerst eine Culturentwicklung begann, muss leider unbeantwortet bleiben; wir vermögen sie nicht zu bezeichnen. Mit ziemlicher Gewissheit lässt sich indess vermuthen, dass sie in der gemässigten Zone lag. In der heissen Zone herrscht nämlich eine erstaunliche Geschichtslosigkeit. Sieht man von dem schmalen Nordrande Afrika's und dem fruchtbaren Nilthale ab, wo schon frühzeitig Cultur erblühte, so findet man im weiten Innern dieses Welttheiles nur barbarische Stämme auf tiefer Gesittungsstufe, die ohne Geschichte leben und unbeachtet dahinschwinden. Freilich war diese Gesittungsstufe noch lange nicht so tief als gemeinhin behauptet und geduldig vernommen wird; jedenfalls muss man die Völker dieser heissen Landschaften noch hoch über jene stellen, welche den sibirischen Norden Asiens und die seebedeckten Ebenen des vereisten Nordamerika bewohnen. Dort ist nur eine schwache Spur dessen zu finden, was man menschliche Gesellschaft nennt. Aehnliches trifft man an der dem kalten Südpole zugewendeten Spitze Patagoniens und des Feuerlandes, wo das sturmumbrauste Cap Horn auf trauriger Felseneinöde in den Ocean hinausragt. Die gemässigte Zone erscheint demnach als allein zur Entwicklung der geistigen Cultur geeignet. Nach früheren Begriffen glaubte man dies dahin erklären zu müssen, dass in den nordischen Gegenden die Kälte,

in den südlichen hingegen die Hitze das Gedeihen der zum Leben erforderlichen Thiere und Pflanzen hemme, sie also unfruchtbar mache, während die gemässigte Zone allein den Vorzug besitze, alle Bedürfnisse des Menschen zu befriedigen. Wenngleich für den höchsten Norden richtig, lässt sich diese Behauptung nach unseren dermaligen Kenntnissen nicht auf die Tropengebiete anwenden, welche an Productenreichthum im Gegentheile alle anderen Länder übertreffen. Fast wäre man also verleitet zu folgern, wenn schon die gemässigte Zone der Sitz der Cultur geworden, so sollten um so viel mehr die Tropen mit ihrer überschwenglichen Fülle, ihrem Ueberfluss aller Art mit noch weit höherer Cultur ausgestattet sein. Dass dem nicht so, findet seine Begründung darin, dass der Gesittungsaufschwung bedingt wird nicht dadurch, dass die Natur das zum Lebensunterhalte Erforderliche, sondern wie sie es hervorbringt. Nicht blos weil das heisse Klima auf Geist und Körper erschlaffend wirkt, sondern eben weil die Tropennatur in üppiger Fülle und ohne Betheiligung des Menschen selbst Alles Nothwendige erzeugt, sind die Erdstriche zwischen den Wendekreisen nicht befähigt gewesen, der Ursitz der Cultur zu werden. Hier bedarf der Mensch zu seinem Unterhalte weder der Arbeit noch der damit verbundenen geistigen Thätigkeit; gedankenlos pflückt er zur Nahrung sich die saftige Frucht vom Baume, wie heute noch auf manchen Eilanden des Stillen Oceans, und bleibt dabei Naturmensch. Anders in gemässigten Himmelsstrichen, wo die Natur weniger freigebig, wo dem Boden erst durch Mühe und sauere Arbeit die Frucht entlockt werden will, wo die Beeren des Waldgebüsches und die wenigen einheimischen Obstgattungen kaum genügten, das nackte Leben zu fristen. Hier musste der Mensch sinnen und arbeiten.

Und hiemit stehen wir an der Schwelle des Culturbeginns. Der erste Culturmensch war jener, der zuerst arbeitete. An die Arbeit knüpft sich die gesammte Culturentwicklung der Menschheit, sie ist ihr bedingender Factor. Die Arbeit, die materielle Arbeit erheischte zuerst Thätigkeit des Geistes und mit ihrer Entwicklung musste auch diese sich steigern. Was aber zur Arbeit trieb, das war die Noth, ein anderes völlig materielles Moment. Dies verdient vor Allem betont zu werden Jenen gegenüber, welche für das Erwachen des Geistes nach übernatürlichen Ursachen spähen. Wir gewahren in der Arbeit die erste culturhistorische, zugleich aber auch die erste volkswirthschaftliche That, indem sie als die Bekämpferin der Noth auftritt. Und da sich das Schicksal des Menschengeschlechts, die Entwicklung der Staaten und Völker auf ökonomische Gesetze zurückführen lässt, so erfordert das Erscheinen der Arbeit, welche jede volkswirthschaftliche Bewegung beherrscht, eine besondere Beachtung. Die Arbeit ist eines jener Phänomene, die, wandelbar wie auch die Culturregungen der Menschheit gewesen

sind, doch stets als ein Beständiges, ihrem inneren Wesen nach Unveränderliches sich darstellt. Die Form, in welcher die Arbeit verrichtet, geleistet wird, wechselt mit den Zeiten und den Völkern, sie selbst, die Arbeit, bleibt mit all' ihren Mühen, Beschwerden und tyrannischen Heischesätzen. Sie muss verrichtet werden und ist auch, ob so oder anders, allezeit verrichtet worden. Es ändert nichts an ihrem Wesen, dass sie sich mit zunehmender Cultur als geistige wie als materielle Arbeit uns aufdrängt. Und wenn wir, um das Wesen der Arbeit zu erklären, nach Vergleichen in der Natur suchen, so begegnet uns unwillkürlich das ganze Zeugungsgeschäft in derselben als eine ewige Arbeit der Naturkräfte. Jede Verrichtung einer Kraft ist Arbeit und wenn auch die Werkstätten der Natur mitunter noch geheimnissvoll dem Forscherauge sich entziehen, das Keimen, Sprossen und Blühen ist doch die Arbeit, die sich im organischen Reiche mit unerbittlicher Nothwendigkeit vollzieht. Mit anderen Worten, in der Natur wie im Menschenleben ist die Arbeit das Werden, der Werdeprocess. Damit ist zugleich erklärt, warum die Arbeit auf allen Gebieten menschlicher Entfaltung unabänderlich eine beherrschende Stellung einnimmt und stets einnehmen wird, denn die Arbeit ist ein Naturgesetz. [1])

Jäger- und Fischervölker.

Wir vermissen also die Arbeit selbst in den untersten Culturstadien nicht, wenn auch begreiflicherweise die Summe derselben damals noch ausserordentlich gering gewesen. Sie steigerte sich natürlich mit jeder zunehmenden Bildungsstufe. Die alten Culturgeschichtschreiber haben für diese wachsende Bildung eine Schablone ersonnen, wonach sie überall annahmen, dass die Menschen zuerst Jäger, dann Hirten und zuletzt Ackerbauer gewesen seien. Dies ist nun sicherlich nicht richtig, wenn an dieser Schablone in dem Sinne starr festgehalten wird, dass jedes Volk diese Stufenleiter durchlaufen habe; richtig dagegen ist, dass in diesen Stadien, welche gegenwärtig noch, wenn auch kaum in ihrer vollen Reinheit angetroffen werden, in der That verschiedene Culturabstufungen vorliegen, deren jede einzelne auch ein verschiedenes Arbeitsquantum erheischt. Desshalb scheint mir eine nähere Prüfung derselben nicht völlig überflüssig. Ich beginne mit der untersten dieser Stufen, jener der Jäger- und Fischervölker.

Kaum geboren, verlangt der Mensch nach Nahrung; die Jagd, das Tödten des Wildes ist das einfachste Mittel zu deren Beschaffung; überall beinahe ist sie ausführbar, will der Mensch nur be-

---

1) Sehr schön dargelegt durch Karl Russ, *Arbeit in der Natur*. (*Neue freie Presse* vom 9. März und 17. April 1871.)

scheiden mit dem Vorhandenen vorlieb nehmen, denn nirgends auf der Erde entbehrt der Mensch der Gesellschaft der Thiere. Die Jagd ist aber zugleich an und für sich eine Arbeit, eine Anspannung physischer Kräfte und dass sie als Arbeit, nicht etwa als Vergnügen von den wirklichen Jägerstämmen aufgefasst wird, darüber sind wir erst kürzlich an dem Beispiele der patagonischen Tehuelchen belehrt worden.[1]) Sie ist auch mit den Attributen der Arbeit ausgestattet, indem sie, freilich sehr primitive Güter erzeugt. Das Gut ist aber das Product der Arbeit; jede Arbeit muss einen Gewinn ergeben,[2]) sonst unterzieht sich ihr Niemand. Der Gewinn, das erworbene Gut der Jagd besteht nun einfach in dem Erwerb der Nahrung durch das Fleisch des erlegten Wildes und in dessen Fell, welches als Schutz gegen die Unbill der Jahreszeiten dient. Weitere Bedürfnisse kennt der Mensch auf der Stufe des Jagdlebens eben nicht. Bach- oder Quellwasser ist ihm Trank, die Bäume des Waldes wölben sich ihm zum Dach während der Nachtruhe oder es birgt irgend eine Felsenhöhle den ermüdeten Jäger. Der Geselligkeit bedarf er noch nicht; er sorgt für sich und nur für sich, wozu das Erträgnisss seiner Jagd vollkommen ausreicht. Seine Arbeit endet also mit dem Beschaffen des täglichen Mundvorrathes; der Mensch verhält sich der Natur gegenüber als Raubthier; er bezwingt ihr Leben nur, indem er es tödtet,[3]) denn lebend bringt es ihm keinen Nutzen. Jägervölker bewohnen daher vorzugsweise den Wald, weil sich hier zumeist das reichste Thierleben entfaltet und es ist demnach die Vermuthung nicht unstatthaft, dass in der Urzeit, welche wir uns nach den hinterlassenen Spuren zu urtheilen von Jägern bevölkert denken, auch die Verbreitung der Wälder eine viel grössere gewesen. Da aber weiters ausgedehnte Waldungen die Ebenen und das wellenförmige Hügelland mit Vorliebe aufsuchen, das Hochgebirge hingegen fliehen, so folgt daraus, dass wir uns auch die Jägervölker zunächst an die schwächeren Erhebungen der Erdrinde gebannt zu denken haben. An den Jagdstämmen der Jetztzeit erhält dieser Satz eine treffliche, allerdings nicht ausnahmslose Bestätigung.

An diese Erwägung anknüpfend ist der Gedanke ausgesprochen worden, dass die Cultur nicht in den Tiefen entstanden, sondern ein Kind der Gebirge sei. „Der Wald, die Küste, die Steppe sind die Heimat der wilden Völker; vorzugsweise also das Flachland; die Bergländer sind nicht die Stätten wo sich der Geist thatlos der Natur

---

1) Siehe Chaworth Musters, *At home with the Patagonians. A year's wanderings over untrodden ground from the Straits of Magellan to the Rio Negro.* London 1871. 8⁰. S. 174 und *„Ausland“* 1872. No. 8. S. 173.

2) Heinrich Wuttke, *Geschichte des Heidenthums.* Breslau 1852. 8⁰. I. Band. S. 46—47.

3) P. J. Proudhon, *Die Widersprüche der Nationalöconomie oder die Philosophie der Noth.* Deutsch von Wilhelm Jordan. Leipzig o. J. 8⁰. Zweite Ausgabe I. Bd. S. 113.

in die Arme wirft; die wilde Natur entwildert den Geist; von den Bergen herab steigen die Völker der Geschichte; mit dem Boden erhebt sich der Geist; unsere weitere Geschichtsentwicklung zieht sich grösstentheils an Asien's Hochgebirgen entlang und selbst Amerika's höhere Bildung barg sich in den Hochthälern der Cordilleren. Das Bergland ist die Wiege der Geschichte und das Geschlecht, welches ausschliesslich Träger der Weltgeschichte war, der weisse Menschenstamm ist erwiesenermassen ein Sohn des Hochgebirges. Die Völker der Ebene schleichen still und langsam wie Steppenflüsse ein geist- und thatloses Leben dahin; aber die gewaltigen Ströme der Weltgeschichte stürzen sich von den hohen Gebirgen herab. Die Ebene erzeugt Völkermassen, die Berge erzeugen Männer. Wie der Blick von Bergesgipfeln in die Weite schweift, das Land beherrscht, den Geist emporträgt und kräftigt, das Gefühl der Freiheit und der Macht in ihm erweckt, so wird in den Bergländern das ganze Volksbewusstsein gehoben, das Streben in die Weite, nach Beherrschung der Welt wird mächtig; der bei den früheren Völkern am Boden niedrig dahinschleichende Geist erhebt sich mit kräftigem Flügelschlage über dem Boden der Natur und der Schöpfungsmorgen der Weltgeschichte leuchtet glühend erst von den Hochgebirgen herab". [1]) So anmuthig das Gewand ist, in welches sich dieser geistreiche Gedanke hüllt, so wäre es doch verfehlt sich davon bestechen zu lassen, denn nur theilweise kann man ihm zustimmen. Ist es einerseits ein Uebersehen, dass die Jägerhorden der Niederungen doch immerhin im Besitze einer gewissen Cultursumme sich befinden müssen, ohne welche wir es nicht wagen dürften sie als die erste Culturstufe zu betrachten, so entbehrt es andererseits der völligen Genauigkeit, dass von den Höhen die Cultur niedersteige. So sprechen mehrere Anzeichen dafür, dass in den europäischen Alpen wenigstens die Pfahlbauer von der Tiefe in die Höhe stiegen [2]) und das unter allen Amerikanern höchstgereifte Volk der Maya lebte auf der flachen yucatekischen Halbinsel. Wir sind also wohl zu dem Ausspruche berechtigt, dass die niedrigen Jägerstämme zwar allerdings aus den Hochlanden verbannt, nicht aber dass die höheren Gesittungsanfänge ausschliesslich an diese gefesselt erscheinen.

Der Natur der Sache nach konnten die Heimathstätten der Jäger, die Waldgebiete nur spärlich bewohnt sein, im steten Kampfe mit dem flüchtigen Einzelwesen des Wildes bedarf der rohe Jäger zu seinen Lebens-Zwecken eines weiten Raumes, grösser als in irgend einer anderen Entwicklungsphase der menschlichen Gesellschaft; auf grösstem Raume treffen wir unter den Jägern die geringste Bevölkerung. Die Jagd ist ferner unverträglich mit dem Aufschwung zu einem erhöhten Culturleben, denn die Entwicklung der Völker steht in

---

1) Wuttke, a. a. O. I. Bd. S. 52.

2) Carl Vogt, *Von Congress zu Congress.* (*Kölnische Zeitung* 1869.)

strenger, wenn auch nicht absoluter Abhängigkeit von ihrer Ernährungsweise. Nur dort finden wir die frühesten und lange Zeit vereinsamten Lichtpunkte der menschlichen Gesellschaft, wo sich die Bevölkerung am leichtesten verdichten konnte. Die Jagd auf einem gewissen Gebiet von gewissem Wildreichthum kann dagegen nur eine genau und karg bemessene Bevölkerung ernähren. Mehrt sich ein Stamm über den Fleischertrag seiner Reviere hinaus, so werden die Männer theils von Mangel theils vom Bewusstsein ihrer überlegenen Zahl getrieben die Jagdgründe ihrer Nachbarn zu betreten. Die unausbleibliche Folge sind dann Fehden — geführt im Kampfe um's Dasein — wo der stärkere Stamm den schwächeren entweder aufreibt oder verdrängt, in welch' letzterem Falle dieser wiederum verdrängen oder ausrotten muss. Starke Jägerstämme können sich daher wohl ausbreiten, nicht aber sich verdichten. [1])

Den Jägern schliessen sich die Fischervölker an, dermalen jedoch nur in geringer Anzahl über die Erde verbreitet. Die Urheber der dänischen Kjökkenmöddinger mögen einem solchen Fischervolke vielleicht angehört haben. Meistens an der Seeküste, seltener an Flussufern lebend, dürfen wir auch die Fischer zu den Bewohnern der Ebene zählen. In ihrer Bildung überragen sie den Jäger nur um ein weniges, doch ist eine Gesittungszunahme — wenn auch sehr unbedeutend — nicht zu verkennen. Der Fischer hat den Kampf nicht mehr blos gegen ein Einzelwesen sondern auch gegen eine allgemeine Naturmacht, das Wasser, aufzunehmen und durchzuführen; das Bewältigen der Natur ist so zu sagen in die zweite Potenz getreten; ein Doppeltes ist zu umspannen. Die Fischer wohnen daher auch näher an einander und sind oft bei der Tücke des zu bekämpfenden Elementes auf gegenseitige Hilfeleistung angewiesen. Bei ihnen also wird man die ersten Spuren geselligen Zusammenlebens, der menschlichen Gesellschaft zu suchen haben. Der Raum, welchen der Einzelne zu seinem Lebensbedarfe beansprucht, ist minder ausgedehnt als bei dem Jäger und hie und da bemerkt man die rohesten Uranfänge der Schifffahrt, welche freilich durch die jeweilige Beschaffenheit der Küsten gefördert oder gehemmt wurde. [2])

Die Betrachtung dieser zwei Culturstadien führt wieder nothwendig zur Erkenntniss des rein materiellen Ursprungs mehrerer socialen Erscheinungen, worauf ich vorläufig nur kurz hinweisen will. Das natürliche Resultat der Arbeit war das Gut, das Erworbene, das Eigenthum; in so ferne diese Arbeit ursprünglich sich auf rohe Kraftäusserung beschränkte, wird gegen einen berühmt gewordenen

1) Oscar Peschel, *Die Abhängigkeit der menschlichen Gesittung von den Ländergestalten.* (*Ausland* 1868 Nr. 13. S. 291.)

2) Siehe Peschel, im „*Ausland*" 1868. No. 8. S. 169—176 und in seiner *Völkerkunde* S. 202—216.

Satz: „Eigenthum ist Diebstahl“ [1]) sich nur wenig Erhebliches einwenden lassen. Das Eigenthum hat sich durch die Besitzergreifung d. h. durch die Arbeit gebildet; sie enthielt in ihrer Macht das Eigenthum und musste es durch die Entwicklung ihrer Gesetze hervorbringen. Diese Thatsache war allerdings kein Recht in dem Sinne wie dieses sich später entwickelt hat; das Eigenthum, das natürliche Product der Besitznahme und der Arbeit, war ein Princip des Vorgreifens und der Eroberung; [2]) sein Entstehen fällt noch in eine rechtlose Zeit. Zustände, wo unter Menschen Eigenthum nicht unterschieden worden wäre, liegen also jenseits der Grenze unseres Forschens. [3]) Obwohl sich gegenwärtig kaum ein Volk nennen lässt, bei welchem einige wenn auch noch so grobe Rechtsbegriffe vorhanden wären, so kann aber doch daran nicht gezweifelt werden, dass es eine Zeit gegeben, wo selbst die gröbsten Begriffe fehlten. Das Recht ist nemlich rein menschlich, von selbst hervorgewachsen aus der Gruppirung zu gesellschaftlicher Gemeinschaft. Nirgends in der Natur ist ein Analogon zu finden; ein „Naturrecht“ kennt die Wissenschaft nicht. In der Natur herrscht nur Ein Recht, welches kein Recht ist, das Recht des Stärkeren, die Gewalt. Die Gewalt ist aber auch in der That die oberste Rechtsquelle, indem ohne sie keine Gesetzgebung denkbar ist. Ich werde im Verlaufe meiner Darstellung unschwer nachweisen, dass im Grunde genommen das Recht des Stärkeren auch in der Menschengeschichte zu allen Zeiten seine Gültigkeit bewahrt hat. Zugleich aber ist es allemal das Resultat des Kampfes um's Dasein, der von den Epochen des Elch und Höhlenbären bis auf die Gegenwart unter stets wandelnden Formen die Menschheit in Athem hält. Eine dieser Formen, und zwar der acutesten eine, ist der Krieg, dem wir schon auf der untersten Stufe der Gesittung bei den Jägervölkern begegnen. Hier lodert der Kampf um's Dasein so recht zu hellen Flammen auf; hier bricht die Gewalt mit Gewalt sich Bahn, hier springt die Rechtlosigkeit des Eigenthumes, des Besitzes grell in die Augen. Dem Sieger, dem Stärkeren verbleibt die Beute, das Eigenthum. Der Krieg ist also gleichfalls eine der ältesten Naturerscheinungen und mit ihm verhält es sich nicht wie mit dem Rechte. Für die Berechtigung des Krieges tritt die gesammte Natur als Zeuge auf, er liegt im Grundcharakter aller organischen Wesen und kann auch unter Menschen mit zunehmender Gesittung an seiner Schärfe nichts verlieren. Ich beeile mich dies um so mehr hervorzuheben, da so vielfach gegen den Krieg geschrieben, so heftig dagegen gepredigt wird, als ob sich diese Erscheinung jemals aus der organischen Natur verbannen

---

1) Proudhon, A. a. O. II. Bd. S. 301.
2) A. a. O. II. Bd. S. 219.
3) Peschel, *Völkerkunde.* S. 521.

liesse; ja es gibt Träumer, denen in allem Ernste das Ideal eines „ewigen Frieden“ vor der Seele schwebt. Nüchterne culturhistorische Studien müssen solche Truggebilde rasch verscheuchen.

Das Ergebniss dieser Betrachtungen ist ein zwiefaches; erstens haben wir für eine Reihe von Culturerscheinungen eine einfache, natürliche Erklärung gewonnen; zweitens sehen wir den Menschen auf unterster Stufe schon im Besitze eben dieser Reihe von Culturerscheinungen, welche sich ungeschwächt bis auf die Jetztzeit verfolgen lassen. Mit wachsender Entwicklung mehren sich natürlich diese Erscheinungen, wie sich sofort aus der Prüfung der nächstfolgenden Gesittungsstadien erweisen wird.

Hirtenvölker.

Das Hirtenleben, der Heerdenbetrieb kennzeichnet die nächste Culturstufe. Hier wird das Thier als lebendes Wesen dem Menschen dienstbar; die Natur wird nicht mehr dadurch bewältigt, dass das Lebende getödtet, sondern, dass es erhalten und dem Menschen unterworfen wird. Ein kleineres Gebiet genügt für die Bedürfnisse des Einzelnen; der Mensch wird milder, sein Gemüth sanfter, seine Neigungen wenden sich den milchgebenden Thieren zu, die seinen Reichthum bilden und deren Zucht ihn vermehrt. Der erste Schritt zur Milderung der Sitten ist damit geschehen. Mag es auch nur erst gewissermassen ein Gefühl der Dankbarkeit gegen seinen nahrungspendenden thierischen Hausgenossen sein, immerhin dürfen wir darin den Keim der Gefühle erblicken, welche die gegenseitige Annäherung der Menschen an einander, wenn auch durch anderweitige zwingende Umstände veranlasst, befördern helfen.

Das Hirtenleben ist mit dem Nomadenthume innig verwebt. Jäger und Fischer, wenngleich mehr Raum für den Einzelnen benöthigend als der Hirte, können nicht eigentlich Nomaden genannt werden. Wohl streift der Jäger planlos durch die Wälder und kehrt vielleicht zur Stelle nimmer zurück, von der er ausgegangen; er gehorcht dabei aber keinem sichtbaren Gesetze der Nothwendigkeit; anders der Hirt: er muss die abgeweideten Triften verlassen und seinen Heerden neue Nahrung suchen; er kehrt aber wieder zurück, sobald der Nachwuchs stattgefunden und verlässt im eigentlichen Sinne ein gewisses Gebiet nicht. Der Nomade ist fast stets ein Sohn der Steppe, jener weiten Grasfluren, welche in beiden Erdhalben unabsehbare Räume bedecken. Der nomadisirende Hirte ist jedoch eine der alten Welt allein eigenthümliche Culturerscheinung. Dies allein zeigt zur Genüge, wie sehr Jene in die Irre gehen, welche an einer schablonenhaften Culturentfaltung der Menschheit festhalten. Die amerikanischen Völker haben die Milchwirthschaft und daher das Hirtenleben nie gekannt; desto ausgebreiteter waren die Nomaden-

stämme Asiens, wo sie noch heute weite Gebiete innehaben. Auch darf man sich von der Steppe selbst keine allzu düstere Vorstellung machen.[1]) In der weiten Steppe, die zwischen dem Don, der Wolga, dem Kaspischen Meere und dem weiland chinesischen Dsaissang-See sich über fast 700 geographische Meilen erstreckt, ist die Vegetation dieser bisweilen hügeligen und durch Fichtenwälder unterbrochenen Ebene gruppenweise viel mannigfaltiger als die der Llanos und Pampas von Carácas und Buenos Ayres. Der schönere Theil der Ebenen, von asiatischen Hirtenvölkern bewohnt, ist mit niedrigen Sträuchern üppig weissblühender Rosaceen, mit Kaiserkronen, Tulpen und Cypripedien geschmückt. Wie die heisse Zone sich im Ganzen dadurch auszeichnet, dass Alles Vegetative baumartig zu werden strebt, so charakterisirt einige Steppen der asiatischen gemässigten Zone die wundersame Höhe, zu der sich blühende Kräuter erheben: Saussureen und andere Synanthereen; Schotengewächse, besonders ein Heer von Astragalus-Arten. Wenn man in den niedrigen tatarischen Fuhrwerken sich durch weglose Theile dieser Krautsteppe bewegt, kann man nur aufrecht stehend sich orientiren und sieht die waldartig dicht gedrängten Pflanzen sich vor den Rädern niederbeugen. Einige dieser asiatischen Steppen sind Grasebenen; andere mit saftigen, immergrünen, gegliederten Kalipflanzen bedeckt; viele fernleuchtend von flechtenartig aufspriessendem Salze, das ungleich, wie frischgefallener Schnee, den lettigen Boden verhüllt[2]).

Im Allgemeinen erscheint das Leben der Nomaden in der Steppe einförmig;[3]) es bewegt sich lediglich um zweierlei Dinge; um die Heerden und um den Krieg; denn der Wanderhirt ist allemal auch ein wehrhafter Mann. Am Kampfe liegt ihm nichts, er will nur Beute machen; desshalb trachtet er ganz besonders darnach Verwirrung in die Heerden zu bringen und so viel Vieh als irgend möglich fortzutreiben. Dabei kommt es denn manchmal zu blutigen Handgemengen. Das Treiben der heutigen Kirgis-Kaizaken ist in hohem Grade geeignet das wahre Steppenleben der Nomaden zu veranschaulichen. Sobald der Frühling heimgekehrt, Luft und Sonne zu wirken beginnen und der Sturmwind wieder über die dürren Fluren dahinfegt, die von Schneewasser vollgesogenen Halme aussaugt, die letzten Reste der auf dem Boden liegenden Eisbrocken aufgezehrt hat, und die Gräser trocken sind, zündet man in jedem Jahre grosse Strecken an, um zu düngen, mehr aber noch, um die dem

1) Selbst in einer der gemiedensten Steppen, in der barabinzischen, hat Middendorff ein wonniges Plätzchen, ein Paradies auf Erden entdeckt. (A. v. Middendorff, *Die Barabá.* St. Petersburg & Leipzig 1870. 4°.) Vgl. auch das Kapitel: Wüsten- und Steppenbilder in meinem Buche: *Die Russen in Centralasien.* Augsburg 1873. 8°. S 29–38.

2) A. v. Humboldt, *Ansichten der Natur.* 1859. Bd. I. S. 6–7.

3) S. B. Zaleski, *La vie des steppes Kirghizes, descriptions, récits et contes.* Paris 1865 fol. und die zahlreichen Schilderungen Atkinson's, des englischen Malers, der jahrelang das Innere Hochasien's durchstreifte.

Graswuchs schädlichen Pflanzen zu zerstören. Die das Wachsthum hindernde filzartige Decke wird von dem Feuer vernichtet und verschwindet; kaum zwei bis drei Tage darauf zeigt sich die zauberhafte Wirkung des Brandes. Kräftig und frisch sprosst der junge Halm hervor und eine lachend grüne Ebene, anmuthig und duftend, liegt da wie ein aufgerollter, grosser, lebendiger Teppich. Ist für den Kirgisen diese Zeit angebrochen, nach der er mit Sehnsucht verlangt, so ist der Winter mit seinem Elende und seinen Entbehrungen vergessen. Es beginnt für ihn die goldene Zeit des Sommerlebens, der Ruhe und Freude. Die Steppe gewinnt dann von Tag zu Tag an Lebendigkeit, während das Leben in den *Aul's* (Zeltdörfer) in eben demselben Grade erstickt. Mit Wohlgefallen blickt er noch bei dunkeler Nacht hinaus auf die erhellten Berge und schon der nächste Morgen findet den unruhig gewordenen Steppenkönig wieder auf dem Wege zu dem Paradiese seines Stammes. Die Pforten zu den von Weidegeflechten umzogenen Höfen werden geöffnet und die darauf sich herumtummelnden Pferde, die bei dem spärlichen Winterfutter, das sie aus dem tiefen Schnee hervorscharren müssen, abgemagert sind, ziehen spielend hinaus, um sich an den einzeln hervorsprossenden jungen Grashalmen gütlich zu thun. Bald folgen auch die wenigen Kühe dorthin, zu bestimmten Zeiten jedoch mit den Pferden zurückkehrend, um wie diese, wenn es Stuten sind, gemolken zu werden und dann nach Lust und Gefallen abermals auszugehen, bis gegen Mitte Mai die Aule gänzlich verlassen werden und die Viehheerden die Steppe beziehen, wo die Kirgisen unweit eines Flusses einen ihnen zusagenden Ort finden und ihre Kibitken aufschlagen. Die Steppe bietet nunmehr das Bild des regsten Lebens.[1])

Ueberschauen wir den Culturgewinn der Hirtenstufe, wie sie hier zu malen versucht wurde, so kann seine Bedeutung dem denkenden Beobachter nicht entgehen. Das Leben ist ein vielbeschäftigtes geworden, die Bedürfnisse haben sich gemehrt, der Mensch hat erlernt sich ein luftiges Haus zu bauen, dem freilich noch der Mangel der Unstabilität anklebt. Während die Jäger sich wegen der ungeheuren Ausdehnung der Landstrecke, die zur Ernährung eines einzelnen Menschen erforderlich ist, im günstigsten Falle in kleinen Stämmen von mehreren Hunderten oder höchstens Tausenden zusammenfinden, vereinigen sich die Hirten schon zu hunderttausenden unter einem gemeinschaftlichen Oberhaupte, welchem sie, gerade wie die Jäger ihren Häuptlingen, der Natur der Dinge nach eine despotische Gewalt einräumen, weil in dieser Entwicklungsperiode die Gewalt des gemeinsamen Oberhauptes über Leben und Tod das fest gegliederte Gesetz ersetzen muss.[2]) Es ist ferner das Wort „Reich-

---

1) *Ausland* 1868. S. 619.

2) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalöconomie.* I. Bd. S. 13.

thum" genannt worden; in der That darf bei den Hirten schon von einem solchen die Rede sein; der Besitz, das Eigenthum hat concrete Formen angenommen und in der natürlichen Fruchtbarkeit der Heerdenthiere war auch die Vermehrung des Besitzes eingeschlossen; zudem wächst der Reichthum in jenem Zustande der Ungetheiltheit, wo der Handel Nichts ist, wo Jeder Alles noch für sich allein producirt und die Arbeit sich noch im geringsten Stadium der Freiheit befindet, wie die Zahl der Individuen. [1]) Das Hirtenleben zeigt jedoch im Vergleiche zu den niedrigeren Stufen schon eine wesentliche Verdichtung, welche die Hauptbedingung zu jedem höheren Aufschwunge der Cultur bildet.

Uebergang zum Ackerbau.

Gleichwie mit der Steinzeit sich für uns die vorgeschichtliche Periode abschliesst, so darf uns auch die Stufe des Hirtenlebens, das Nomadenthum so zu sagen, als eine prähistorische Erscheinung gelten. Mit dem Gebrauche der Metalle und der Einführung des Ackerbaues hebt die culturhistorische Gegenwart an. Ich beeile mich jedoch gegen die etwaige Ansicht Verwahrung einzulegen, als ob diese beiden Ereignisse als gleicheitig aufzufassen wären. Andererseits ist sehr ernst davor zu warnen, geistige Gesittungsstufen als mit irgend einer bestimmten Ernährungsweise unwiderruflich verknüpft zu halten. Nichts ist zum mindesten weniger erweislich. [2]) Baumzucht treffen wir beispielsweise nicht blos in der Südsee, sondern bei den rohen Völkern in Guyana, wie umgekehrt die nomadischen Beduinen Arabiens vor und während Muhammeds Auftreten, ja noch jetzt als die besten Richter über Grammatik und für feine Kenner der Poesie galten und gelten. [3]) So wie ferner in der Geologie und Ethnologie gibt es auch in der Geschichte kein streng gesondertes Aufeinander, sondern nur ein zusammenfliessendes Ineinander. Es ist auch keineswegs ausgemacht, dass die Völker die verschiedenen Culturabstufungen, wie sie hier angegeben sind, jede einzeln durchleben mussten. Manche Stämme überspringen die eine oder andere, manche sind auf der untersten Stufe stehen geblieben. So bietet ja die Gegenwart genügende Beispiele von Jäger-, Fischer- und Hirtenvölkern, genau wie sie die Steinzeit bei einzelnen Indianerstämmen Nordamerika's erhalten hat. Bei der Entdeckung dieses Welttheiles — noch sind es nicht vierhundert Jahre her — standen seine grossen Culturreiche noch mit halbem Fusse im Steinalter, und das zweitausendjährige Culturmetall der europäischen Gegenwart gehörte zu den unbekannten Dingen. Noch im Kampfe mit den deutschen Ordensrittern be-

---

1 Proudhon. A. a. O. II. Bd. S. 428.
2) Dies bedingt keinen Widerspruch gegen das auf S. 43 hierüber bemerkte.
3) *Ausland* 1870. No. 17. S. 386.

dienten sich die slavischen Preussen steinerner Streitäxte. Mit Recht darf man aber diese Erscheinungen als archaistische bezeichnen, die an Epochen gemahnen, die längst hinabgerollt in den Schooss der Zeit. Ganz dasselbe gilt bekanntlich von einer Menge von Gebräuchen und Sitten im Alltagsleben der modernen Culturnationen, über deren Entstehung und Bedeutung sich nur der Forscher Rechenschaft zu geben weiss; sie ragen eben als Ueberbleibsel der Vergangenheit — Ueberlebsel nennt sie Tylor — mitunter seltsam contrastirend, in die Jetztwelt herein.

Nicht nur also dass an eine Gleichartigkeit der Bronze und des Ackerbaues gar nicht zu denken ist, scheint es mir kaum zweifelhaft, dass der letztere unbedingt weiter ins Alterthum zurückreicht. Dafür sprechen mehrere gewichtige Umstände. Zunächst wird die Bronze in Verbindung mit Völkernamen genannt, bei welchen, wie z. B. bei den Phönikern, das Bestehen des Ackerbaues historisch beglaubigt ist. Der Ackerbau zwingt ferner zu einer gewissen Sesshaftigkeit, die sich in der Anlage der Wohnbehelfe zu erkennen gibt. In den europäischen Pfahlbauten haben wir nun solche Wohnbehelfe, die jedenfalls auf ein sesshaftes Volk schliessen lassen würden, auch wenn sich in denselben nicht anderweitige Beweise dafür fänden, dass die Pfahlbauer den Ackerbau kannten. Eine grosse Zahl der Pfahlbauten, namentlich jene in der Schweiz, gehören aber noch der reinen Steinzeit an. Die Bronze tritt erst viel später in denselben auf.

Im Gegensatze zum Nomadenthum ist der Ackerbau ein Kind der Berge. In den Gebirgen liegt nämlich der weniger ergiebige Boden, und dieser wurde bei Besiedlung der Erde zuerst in Cultur genommen; allmählig erst und stufenweise ward mit den geschichtlichen Fortschritten der Civilisation zu den besseren Bodengattungen übergegangen. Auch um dieses Gesetz aufzudecken, musste der Vergleich mit den Vorgängen der Gegenwart dienen, welche am besten in den Colonisationsversuchen uncultivirter Landstriche in Amerika beobachtet wurden. Hier kann man die Hindernisse bemerken, welche den Menschen in seinen ersten Bewirthschaftungsbemühungen gerade von der Beackerung des üppigsten Bodens abhielten. Was aber das heutige Geschlecht nicht zu leisten vermag, konnte vor Jahrtausenden noch viel weniger geleistet werden. In den ersten Stadien seiner Entwicklung *konnte* der Mensch den besseren Boden nicht in Angriff nehmen, weil dieser seinen Bearbeitungskräften unbedingt unzugänglich war. Der fruchtbarste Boden liegt gewöhnlich in den Niederungen der Flussthäler und ist häufig überfeucht, so dass er ohne Entwässerung nicht brauchbar ist und überdiess durch die von ihm aufsteigenden giftigen Dünste Gesundheit und Leben gefährdet. Ein Volk, welches eben erst zum Ackerbau übergeht, daher an Anzahl verhältnissmässig unentwickelt sein muss, kann aber solche um-

fassende Arbeiten nicht ausführen, es kann weder Entwässerungen vornehmen, noch Moräste trocken legen. Nur durch das allmählige Steigen der Bevölkerung und durch die sich hieran knüpfende Entwicklung der Fähigkeiten, nur durch die vereinigte und künstlich gesteigerte Kraft einer dichten und in der Technik fortgeschrittenen Volksmenge kann die Landwirthschaft auf den fruchtreichsten Boden übertragen werden. Schon die üppige Vegetation, mit welcher die vom Menschen ungebändigte Natur den an inneren Vorzügen reichsten Boden bedeckt, ist eine Hemmung, zu deren Ueberwindung so viel Menschenkraft gehört, als den dünn bevölkerten und eben zum Ackerbau übergehenden Gemeinwesen der Vorzeit nicht zu Gebote stand. Ursprünglich thut also der Mensch, was er vermag; aber er vermag eben nur das weniger ergiebige Land, also besonders die Bergabhänge, anzubauen. Erst allmählig steigt er nach Massgabe der wachsenden Kraft seines Geschlechtes in die Thäler nieder und folgt so dem Laufe der Flüsse, an deren Quellen ihm seine Ansiedlungen zuerst gelungen waren. Dabei kommt der natürliche Wasserabzug, durch die Schwerkraft ausgeübt, dem Menschen, ohne dass er es weiss, zu Statten. Einzig darauf eingerichtet, dem Boden überhaupt Erträge abzugewinnen, greift die Cultur ganz von selbst zu den Ländereien, welche leicht aufzulockern sind und natürlichen Wasserabzug besitzen. Die Bergabhänge sind in dieser Hinsicht ursprünglich die geeignetsten, und auf ihnen gedeihen daher auch die ersten Ansiedlungen. [1])

Es wäre durch den hiemit angedeuteten Besiedlungsgang der Erde abermals dargethan, in welch' tiefer Abhängigkeit der Mensch von der Beschaffenheit der äusseren Natur sich befindet, und für eine Menge von Folgeerscheinungen wäre wieder eine natürliche Erklärung gewonnen. Wenn der reichste Boden von dem wilden Jäger oder Nomaden mit dem besten Willen nicht bearbeitet werden kann, so gehen eben so wenig rohe Horden zum Ackerbau über dort, wo das Bodenerträgniss nicht die Mühe lohnt und mindestens zum Lebensunterhalte hinreicht, denn von Natur aus ist der Mensch nicht arbeitsam; er unterzieht sich der Arbeit, weil er nicht anders kann, weil sie ein Naturgesetz, und beschränkt sich auf das Minimum dessen, was dieses Gesetz von ihm fordert. Kein eigentlich wildes oder halbbarbarisches Volk bequemt sich zur mühsamen Arbeit, so lange es nicht der Sporn der Noth und Gefahr dazu drängt. Dem Wilden erscheint die Arbeit als eine Qual, und erst mit der Gewöhnung an dieselbe versöhnt er sich mit ihr. [2]). Ein solches mit

---

1) Eugen Dühring, *Carey's Umwälzung der Volkswirthschaftslehre und Socialwissenschaft.* München 1865. 8°. S. 63—66. Dann in ausführlicher Behandlung bei H. C. Carey, *Socialöconomie.* Nach dem amerikanischen Originale übersetzt. Berlin 1866. 8°. S. 30—52.

2) Moritz Wagner: *Ausland* 1867. No. 18. S. 418.

Arbeitsvermehrung verbundenes Aufsteigen ist aber dort schon gar nicht zu hoffen, wo die natürlichen Bedingungen dazu fehlen. Der Jäger wird nie zum Hirten in Gegenden ohne Weideland, aus dem einfachen Grunde, als die Thierwelt in eben so genauem Zusammenhange mit der äusseren Natur steht, das Vorkommen und Gedeihen milchspendender Säugethiere also an das Vorhandensein von Weideland geknüpft ist. So hat die ungleiche Vertheilung der Thiere auf der Erde nicht wenig zur rascheren oder langsameren Entwicklung der Menschheit beigetragen. Die Wiederkäuer, in allen Zonen leicht zu acclimatisiren, sind dem afrikanischen Neger wie dem Mongolen, dem Malayen und dem kaukasischen Menschen gefolgt. Obwohl mehrere Säugethiere und viele Pflanzen den nördlichen Gebieten der alten und neuen Welt angehören, besitzt Amerika doch nur als Repräsentanten der Rinder den Bison und den Moschusochsen, deren Weibchen trotz der fetten Weidegründe nur wenig Milch geben. Der amerikanische Jäger war daher auf den Ackerbau nicht durch die vorhergehende Pflege der Heerde und die Gewohnheiten des Hirtenlebens vorbereitet; niemals war der Andenbewohner versucht, das Lama, das Alpaca, oder das Guanaco zu melken, und es bedarf dann wohl keiner übernatürlichen Erklärung, wenn der Gang der dortigen Culturentwicklung seine eigenen, abgesonderten Pfade eingeschlagen hat.

Dort wo also der Erde fruchtbarem Schoosse in genügender Menge nahrhafte Vegetabilien entspriessen, dort kann der Mensch Ackerbau treiben und sich niederlassen, ansässig werden. Erst aber mit der Baumcultur trat die strenge Sesshaftigkeit ein, denn die Geschichte weiss allerdings von ackerbautreibenden Völkern, die doch Nomaden waren, wie z. B. die alten Germanen,[1]) wie heute noch viele Indianerstämme des nördlichen Amerika. Bäume aber wollen langsam gezogen werden und verändern nie den Ort, daher auch der Begriff des Eigenthums an unbeweglichen Gütern erst mit der Baumzucht sich verschärfen konnte.[2]) Für die Sesshaftigkeit ist also der dauernde Betrieb des Ackerbaues das Kriterium.[3]) Was der Boden in einem Jahre gewährt, wird er an Ernte auch im künftigen nicht versagen, und der Mensch braucht nicht mehr in der Ferne zu suchen, was er stets zur Hand hat. Dieser Zustand der Dinge ist der günstigste zur Staaten- und Nationenbildung. Der Mensch ist ein geselliges Thier und verabscheut die Vereinzelung; als Nomade irrte er mit seinen Stammesgenossen einher, jetzt genügt ihm ein noch weit kleinerer Raum um sich zu ernähren; er tritt seinem Mitmenschen räumlich näher, die Bevölkerung verdichtet sich, und es entsteht allmählig die Gesellschaft.

---

1) Jul. Caesar, *De bello gallico.* VI. 22.

2) *Ausland* 1870. No. 17. S. 386 nach Victor Hehns trefflichem Buche.

3) Hermann Doergens, *Aristoteles oder über das Gesetz der Geschichte.* Leipzig 1872. 8°. S. 59.

Volksthum und Geschichte.

Abhängigkeit des Menschen von der Natur.

Wenn die thierischen Anfänge des menschlichen Geschlechtes jedem Zweifel entrückt sind, so ist damit noch weiter kein anderer Boden gewonnen als jener der Thatsache, dass der Mensch ein Product der Natur von derselben nicht losgelöst werden dürfe; diese Erkenntniss wird natürlich nicht verfehlen auch auf die Darstellung der historischen Culturentwicklung einen bedeutsamen Einfluss zu üben. Allein es gibt der Vorfragen noch mehrere, deren Erledigung in dem einen oder dem anderen Sinne dringend erforderlich ist, ehe man an eine Erklärung der Culturverhältnisse im Allgemeinen und im Besonderen schreiten kann. Die Cultur stellt sich nemlich keineswegs als etwas homogenes dar, sondern wechselt bekanntlich nicht nur mit der Zeit sondern auch mit dem Raume. Wir vermögen nicht dieselbe als eine lange, langsam aber ununterbrochene aufsteigende Linie vom Anfange der Dinge bis in unsere Gegenwart zu bezeichnen; vielmehr wissen wir, dass einestheils diese Linie zu wiederholten Malen unterbrochen, andererseits überhaupt gar nicht überall auffindbar ist. An einzelnen Stellen unseres Planeten dürfen wir von einer Cultur kaum reden, geschweige denn von einer Culturentwicklung. Was nun an solchen Erdräumen als bemerkenswertheste Verschiedenheit sofort in's Auge fällt, sind sowohl die veränderten Verhältnisse der Bodenplastik, des Klima, der Thier- und Pflanzenwelt, mit Einem Worte der äusseren, den Menschen umgebenden Natur, als auch der Mensch selbst, sein Physisches und hauptsächlich Psychisches, seine innere Natur. Es lag nahe die Einwirkung dieser beiden Momente, deren Tragweite für das praktische Alltagsleben keinem denkenden Beobachter entgehen konnte, logischerweise auch auf die Entwicklung der Cultur zu studieren und als erklärende Factoren heranzuziehen, — mit vollem Rechte. So wie vieles An-

dere bliebe ja auch diese ein ewig dunkel Geheimniss, wollte man nicht nach einer Erklärung auf natürlichem Wege forschen. Die heutige Wissenschaft vermag aber dort das Geheimniss nicht länger zu dulden, wo sie allgemeine oder specielle, den grossen die gesammte Natur regierenden Gesetzen nicht widersprechende Gründe geltend zu machen weiss. In der Natur ist nichts übernatürlich und wenn für manche Erscheinung die befriedigende Erklärung nicht gegeben zu werden vermag, so rührt dies lediglich von der Unzulänglichkeit unseres Wissens, nicht aber etwa von dem Umstande her, dass übernatürliche Ursachen im Spiele sind. Sehr leicht möglich, ja fast mit bestimmter Wahrscheinlichkeit wird die Erkenntniss gewisser Dinge dem menschlichen Fassungsvermögen ewig verschlossen bleiben, doch ändert dies nichts an der Richtigkeit unserer Behauptung. Wie hoch in unseren eigenen Augen die erklommene Geistes- und Wissensstufe auch sein mag, wie gross auch der Abstand zwischen dem Menschen der Jetztzeit und dem aus unseres Geschlechtes Kindheit, ja nur in der Gegenwart zwischen dem Menschen der Gesittung und dem rohen Wilden, wir haben lange noch nicht die Berechtigung zu einem Stolze, womit wir in überhebendem Selbstbewusstsein unser Herz schwellen. Wir sind und bleiben jetzt und fürderhin nicht mehr und nicht weniger denn einzelne Organe des grossen Naturorganismus, einzelne Theile des Naturganzen, dessen All zu durchschauen uns schon in unserer Eigenschaft als blosse Theile versagt ist. Machtlos ist unseres Armes wie unseres Geistes Kraft gegenüber den einfachsten Naturgesetzen und unsere einzige und grösste Stärke beruht in der richtigen Erkenntniss und Verwerthung derselben. Je richtiger die Erkenntniss und Verwerthung desto höher die Cultur. Im Uebrigen aber kreist sie unbekümmert fort und fort, die Erde, in unberechenbarem Zeitlaufe um der Sonne Licht und Glanz, die gleichgültig niederscheint auf der Menschen Glück und Weh, Mensch und Thier und Strauch und Baum Strahlen, Wärme spendend, nicht weil sie will, sondern weil sie muss. Und wie der Mensch des Wurmes nicht achtet, den sein Fuss zertritt, so bleibt auch er mit all seiner Culturhöhe, mit seinem Grössentraume im Weltall ein Atom.

Solche Erwägungen sind besonders dem Geschichtsschreiber zu empfehlen, welcher den Gang der Cultur auf natürlicher Basis zu schildern unternimmt. Sie werden ihn dazu leiten, die Abhängigkeit derselben von den natürlichen Einflüssen um so mehr zu erforschen, als er die Ueberzeugung gewinnt, wie wenig der Mensch sich davon zu befreien im Stande ist. Was nun die äusseren Bande anbetrifft, worin die Menschen im Laufe der Geschichte gefesselt erscheinen, so hat man ihnen seit einiger Zeit die gebührende Beachtung zugewandt. Die Erde, der äussere Schauplatz, worauf sich die Thaten abspielen, folglich auch die Cultur zu gedeihen hat, ist in ihren Be-

ziehungen zur menschlichen Entwicklung aufgefasst und studiert worden.[1]) Die letzten und höchsten Wahrheiten dieser Forschungen werden mit der Erkenntniss ausgesprochen, dass der Bau der Erdoberfläche und die von ihm abhängigen Verschiedenheiten der Klimate sichtlich den Entwicklungsgang unseres Geschlechtes beherrscht und den Ortsveränderungen der Cultur ihre Pfade abgesteckt haben, so dass der Anblick der Erdgemälde uns dahin führt, in der Vertheilung von Land und Wasser, von Ebenen und Höhen, also in der wagrechten und senkrechten Gestaltung des Trockenen, eine von Anfang gegebene oder wenn man will beabsichtigte Wendung menschlicher Geschicke zu durchschauen. In den Befähigungen, Leistungen und Schicksalen der Bewohner erkennen wir das Spiegelbild der örtlichen Natur wieder, und bewundern im Europäer und seiner hohen geistigen Blüthe das begünstigste Geschöpf der zierlichsten, gliederreichsten Planetenstelle, während wir im Neger das Erzeugniss eines verschlossenen und unbehülflichen Festlandes beklagen. Wollte man in diesem Sinne den gegebenen Raumverhältnissen irgend eine Absicht zu Grunde legen, so erschiene denn der Gang der Geschichte schon durch das Antlitz unseres Planeten vorgezeichnet, als etwas voraus Bedachtes, Unabänderliches. Gelang es der Wissenschaft die Nothwendigkeit des Geschehenen zu erkennen, so würde sie auch mit Sehergabe den Eintritt des Künftigen verkündigen können. Folgen wir diesem Gedanken weiter, so führt er uns bis an den Abgrund einer Prädestination, der sich unser Geschlecht nicht entziehen konnte. Man dürfte dann in dem Antlitz der einzelnen Welttheile, die mit tiefem Ausdrucke die „grossen Individuen der Erde“ genannt worden sind, geheimnissvoll wirkende Persönlichkeiten wittern oder wenigstens doch ihre Verrichtungen in der Geschichte unseres Geschlechtes nachweisen. Vermögen wir zwar unsererseits den in diesen Sätzen ausgesprochenen Gedanken des vorher B e d a c h t e n, Beabsichtigten, Prädestinirten keinen Beifall zu schenken, da er fast das Bestehen einer s e e l i s c h e n, d e n k e n d e n Kraft voraussetzt, die zu den unerweislichen Dingen gehört, so müssen wir doch im Allgemeinen und in allem Uebrigen dieser Lehre tiefen Dank zollen, den stets jeder erwirbt, der in dem was man lange Zeit für willkürlich gehalten, den Ausdruck einer Nothwendigkeit nachweist.[2]).

---

1) Siehe hierüber: das ausführliche Kapitel „Einfluss der Natur“ in T h o m. B u c k l e, *Geschichte der Civilisation in England.* Deutsch von A r n o l d R u g e. Leipzig & Heidelberg 1868. 8⁰. Dritte Aufl. I. Bd. S. 35—128, worin neben manchem Unrichtigen auch viel Wahres enthalten ist. Oberflächlich bei: K o l b, *Culturgeschichte der Menschheit.* Leipzig 1872. 8⁰ Zweite Aufl. I. Bd. S. 29—34. Desgleichen bei D r a p e r, *Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's.* Aus dem Englischen von A. B a r t e l s. Leipzig 1871. 8⁰.

2) Vgl. über dieses Thema folgende Arbeiten Prof. P e s c h e l's: *„Ueber die Aufgaben einer Geschichte der Erdkunde.“ (Ausland* 1864. No. 34. S. 769); *„Geschichte der Erd-*

Weit weniger sorgfältig sind bisher jene Momente ergründet worden, welche wir als die inneren bezeichnet haben und deren hohe Bedeutung kaum mehr verkannt wird: die Verschiedenheit der Menschen selbst. In der That, so bald wir den Blick über die Runde der Erdkugel schweifen lassen, gewahren wir eine mannigfaltige Verschiedenheit sowohl im äusseren Aussehen als in dem sonstigen Benehmen der Menschen. Hautfarbe, Gesichtsausdruck, körperlicher Bau sind eben solchen Veränderungen unterworfen wie Sprache, Fassungsvermögen, Ideenrichtung und Empfindung. Wir unterscheiden mit Einem Worte verschiedene Racen des menschlichen Geschlechtes, womit ausgedrückt werden soll, dass jede einzelne davon durch gewisse Eigenthümlichkeiten ausgezeichnet ist, welche sie von der andern merklich unterscheidet und als solche sofort charakterisirt. Die bei den verschiedenen Racen auch gänzlich verschieden angelegte geistige Begabung musste natürlich auf die Richtung ihrer Entwicklung, materiell wie intellectuell, einen tiefgehenden Einfluss nehmen, der in ihrer Culturentwicklung in unverkennbarer Weise zum Ausdrucke gelangen musste. Wenn hie und da dieses Moment, welches wir das Ethnische nennen wollen, von Historikern entweder unabsichtlich vernachlässigt oder aber absichtlich ignorirt wird[1], so zeigt dies von einem bedauerlichen Mangel an Wissen, welchem der gesammte Schatz der heutigen ethnologischen Kenntnisse entgegensteht, oder von einer absoluten Unfähigkeit, den Dingen auf den Grund zu sehen. Wo von den beiden von uns bezeichneten Momenten, der äusseren und der inneren Natur, zur Erklärung menschlicher Gesittungszustände nur eines von beiden in's Treffen geführt wird, dort ist allemal noch genug Spielraum vorhanden, um supranaturalistische Elemente in unsere Entwicklungsgeschichte hineinzutragen, um damit die Lücken in der Erklärung auszufüllen. Wo aber eine gleichmässige Berücksichtigung beider Momente stattfindet, gibt es keine Lücken, die nicht auf völlig natürlichem Wege zu schliessen wären. Alles läuft gegenwärtig darauf hinaus, zu beweisen, dass es die Racenanlagen — und hier ist es am Platze von angebornen Prädispositionen[2] zu sprechen — sind, welche die Natur des Einflusses bestimmen, den die äusseren Momente auf die Entwicklung eines Volkes zu nehmen haben; daher also dieser Einfluss äusserer Momente ein relativer ist, der in seinen Wirkungen stärker oder

---

kunde." München 1865. 8°. S. XV. 691—694; „*Die Rückwirkung der Ländergestaltung auf die menschliche Gesittung.*" (*Ausland* 1867 No. 39. S. 913); „*Neue Probleme der vergleichenden Erdkunde.*" Leipzig 1870. 8°. S. 3.

1) Buckle, *Gesch. d. Civilisation.* I. Bd. S. 36, dann John Stuart Mill, *Principles of political Economy.* 1. Bd. S. 390 begehen den Fehler, den Einfluss der Racenunterschiede völlig in Abrede zu stellen.

2) „Prädispositionen" sind hier ja nicht etwa mit „Ideen" zu verwechseln. Die Voraussetzung der „angebornen Ideen" ist von der Wissenschaft schon längst widerlegt worden.

schwächer hervortritt nach Massgabe des Empfänglichkeitsgrades der angebornen Volksanlagen, welche er vorfindet; dass mit andern Worten die Race den psychischen wie den physischen Charakter schafft.[1]) Die Antecedentien ziehen also die Consequenzen nach sich: es gibt in den Ereignissen der Geschichte eben so eine Logik, wie im Leben des einzelnen Menschen; diese Logik besteht nicht nur für die Sitten, sie besteht auch für die Gesetze, für die Religionen, für die Literaturen. Und da in der Natur alles was geschieht, mit Nothwendigkeit geschieht, ist es in diesem Sinne auch richtig, dass die Geschichte eine Reihe zwingender Nothwendigkeiten ist.[2])

Zweckmässigkeit und Nothwendigkeit.

Damit sind wir an einem Punkte angelangt, den es gilt vor Allen zu betonen. Die unbedingte Nothwendigkeit der historischen Erscheinungen ist die Folge der allgemeinen, unabänderlichen Gesetze, welche wie die unbelebte so die belebte Natur und mit ihr die Menschheit beherrschen. Auch sie gehorcht den ewigen Naturgesetzen. Die Anerkennung der Nothwendigkeit in der Geschichte schliesst aber jeden Gedanken an irgend eine Zweckmässigkeit völlig aus, vernichtet somit jede Vorstellung der Teleologie, welche lange Zeit hindurch die Gemüther gefangen hielt. Diesen Bann haben die Naturwissenschaften glücklicherweise und für immer gebrochen, wenn auch noch in der Gegenwart sich daran Mancher, gleich an einen Strohhalm der Ertrinkende, klammert. Ohne Teleologie, meinen sie und nicht mit Unrecht, sei eine Philosophie der Geschichte ganz undenkbar, denn wo man nur eine Reihe zwingender Nothwendigkeiten erblicke, sei jede Speculation über Sittlichkeit und Unsittlichkeit überflüssig. Die Philosophie der Geschichte müsse sich demnach auf die Zweckmässigkeitslehre gründen.[3]) Liegt da nicht das Urtheil nahe, es möge fürderhin mit der Philosophie der Geschichte über-

---

1) Leon van der Kindere, *De la race et de sa part d'influence dans les diverses manifestations de l'activité des peuples.* S. 36 und 45. Es muss mit Vergnügen constatirt werden, dass man auch in Deutschland sich auf diesen Standpunkt zu stellen beginnt; siehe z. B. W. Pierson, *Aus Russlands Vergangenheit.* Leipzig 1870. 8° S. 1.

2) *Ausland* 1872. No. 6. S. 140—141. Diese Auffassung, sehr unbequem allerdings allen Jenen, welche die Culturgeschichte von einem im Vorhinein angenommenen Parteistandpunkte behandeln, ist von G. Fr. Kolb im Anhange zu seiner *Culturgeschichte* II. Bd. S. 678 als „längst dagewesen und längst wieder aufgegeben" bezeichnet worden. Eine ausführliche Widerlegung sowohl dieses Punktes als der ganzen gegen mich gerichteten Auslassungen des Herrn Kolb habe ich veröffentlicht in meinen *Neuen culturgeschichtlichen Forschungen (Ausland* 1873 No. 33 S. 646—652, No. 34 S. 665—671, No. 35 S. 686—691, No. 36 S. 705—710 und No. 37 S. 724—730) und sind mir bis nun keine Erwiderungen meines geehrten Gegners auf die dort angeführten Argumente und Autoritäten zu Gesichte gekommen.

3) Prof. Dr. Conrad Hermann, *Philosophie der Geschichte.* Leipzig 1870. 8°

haupt sein Bewenden haben? Freilich werden Einige entsetzt ausrufen: es gibt also keine Philosophie der Geschichte mehr! und die Besorgniss um diese Disciplin wird ihr Herz mit Kummer erfüllen. Solchen Schwärmern ist allerdings nicht zu helfen, der Denkende wird aber das Trugbild einer Geschichtsphilosophie ebenso wenig bedauern, wie jenes der Alchemie und Astrologie, die vor der ernsten Wissenschaft gleichfalls in Nichts zerflossen.

Kann die Naturforschung eine teleologische Weltanschauung nicht aufkommen lassen, weil sie selbst die Beweise des Gegentheils zu erbringen vermag; ist es andererseits widersinnig, die Zweckmässigkeitstheorie für die inmitten der Natur stehenden und handelnden Menschen doch gelten zu lassen, d. h. anzunehmen, dass zwei sich widersprechende Gesetze das Weltall regieren, so ist auch gar nicht abzusehen, welchen Nutzen die Zweckmässigkeitslehre in der Geschichte gewähren soll. Sie rückt uns der Beantwortung der grossen Fragen, welche die Menschheit interessiren, nicht um einen Zoll breit näher. Die Zweckmässigkeitslehre sollte doch — dies ist gewiss die geringste Anforderung — über den Zweck des Menschengeschlechtes, seines Daseins und sein Ziel Aufschluss geben. Allein darüber vermögen uns die Teleologen — von den Theologen selbstverständlich abgesehen — nichts oder nur Widersprechendes zu sagen. Man sucht umsonst bei ihnen nach einem Aufschlusse, aus dem sehr einfachen Grunde, weil sie darüber eben so wenig wissen wie die gegnerische Schule. Wilhelm v. Humboldt erblickte in der Geschichte nur die Verwirklichung der durch die Menschheit darzustellenden Idee,[1]) welche aber diese Idee sei, hat er zu erklären leider verabsäumt. So geht es allen speculativen Philosophen. Ist es da nicht weit aufrichtiger einzugestehen: „der Zweck des Menschengeschlechts sei uns schlechterdings verborgen, weil sein Endzweck dem des Universums untergeordnet ist, der Zweck des Theiles aber nur aus dem Ganzen heraus erkannt werden kann. Da aber der Zweck des Universums uns verhüllt ist, so ist die Harmonie, die Vernunft, die wir in die Geschichte hineinlegen, nur in unserem Kopfe; das Geschlecht entwickelt sich nach den Gesetzen der Nothwendigkeit.“ Der Mann, welcher diese trefflichen Worte niederschrieb, war aber niemand anderer als — Friedrich Schiller.

Der Grund, warum Viele sich um keinen Preis mit der Nothwendigkeitslehre in der Geschichte befreunden wollen, liegt darin, dass damit auch das Aufgeben der Theorie vom freien Willen bedingt ist. Es ist ja gar so süss, im Wahne sich zu wiegen, man könne was man wolle. Dann, wo geräth man hin, wenn man die Freiheit des menschlichen Willens verneint? Welch' entsetzliche

---

1) *Abhandlungen über Geschichte und Politik* von Wilhelm von Humboldt. Mit einer Einleitung versehen von Dr. L. B. Förster. Berlin 1869. 8⁰ S. 13.

Folgen! Was wird aus der Sittlichkeit? Keiner bedenkt, dass der Gang der Ereignisse dadurch in keiner Weise berührt werden könnte, da es sich dabei einfach um eine andere, als die bisherige Erklärung des Geschehenen und zu Geschehenden handelt. [1])

Sowie aber ein genaueres Forschen darthut, wie die grossen Naturgesetze im Alltagsleben jedes Einzelnen sich geltend machen, so lassen sich dieselben auch im Leben der Völker und Nationen entdecken, sobald man die farbige Brille von den Augen nimmt. Freilich gibt es heute noch Viele, die nicht sehen wollen, denn der Anblick der Wahrheit blendet und verwirrt mitunter. Doch werden dadurch die Dinge nicht anders. Was man auch sagen mag, die Geschichte zeigt uns die Völker im beständigen Kampfe um's Dasein. [2]) Diese Idee auf die Geschichte der Menschheit zu übertragen, ist nicht neu; schon vor einigen Jahren ward nachgewiesen, dass, sowie in der Natur der Kampf um's Dasein das bewegende Princip der Fortentwicklung und Vervollkommnung ist, indem die Schwachen aufgerieben werden und den Starken den Platz räumen müssen, so sei auch in der Weltgeschichte die Vernichtung der schwächeren Nationen durch die stärkeren ein Postulat des Fortschrittes. Es ist aber keine Folge dieses Princips, dass jemals eine Zeit erreicht werde, wo der ganze Erdball von vier bis fünf Nationen sprachlich und politisch beherrscht würde; denn dies hiesse die äusseren Einflüsse der Natur, des Bodens und seiner Plastik, des Klimas u. s. w., welche innerhalb gewisser Räume den scheinbar Schwächeren zum Stärkeren, Ueberlegeneren machen, gänzlich übersehen. Dagegen verdient jene Meinung kaum eine ernstliche Abfertigung, welche in der Anwendung der Descendenztheorie auf das Völkerleben nur den phantastischen Einfall eines geistreichen Kopfes erblicken möchte. Es ist wohl vielmehr ausgemachte Thatsache, dass die Gesetze, welchen die Gesammtheit der Organismen unterworfen ist, auch den Menschen und die Völker beherrschen. [3])

Ursitz, Bildung und Verbreitung der Racen.

Vielleicht sind Manchem diese Auseinandersetzungen, die als Einleitung zu den weiteren unerlässlichen ethnologischen Darlegungen

---

1) Auch Buckle, *Geschichte der Civilisation* I. Bd. S. 17 verwirft „sowohl das metaphysische Dogma von der Willensfreiheit, als das theologische von der Vorherbestimmung.“ Wichtiges Material gegen den freien Willen bringt A. Wagner, „*Die Gesetzmässigkeit in den scheinbar willkürlichen menschlichen Handlungen vom Standpunkte der Statistik.*“ Hamburg 1864 8⁰, dann J. C. Fischer, „*Die Freiheit des menschlichen Willens und die Einheit der Naturgesetze.*“ Leipzig 1871. 8⁰ 2. Aufl.

2) *Der Kampf um's Dasein im Menschen- und Völkerleben. (Ausland* 1872. No. 5. S. 103—106, No. 6. S. 140—144.)

3) Siehe: Friedr. v. Hellwald, *Zur Geschichte der germanischen Racen. (Beilage zur Allg. Zeitung* vom 15. October 1870 und *Wanderer* No. 216 vom 27. August 1872.)

dienen sollen, von ungebührlicher Länge erschienen. Ich hielt sie indess gerade hier am geeigneten Platze, weil es mir hauptsächlich darauf ankam, das sonst stark vernachlässigte ethnische Moment als ein von der Natur gegebenes, immanentes, in die Betrachtung des Gesittungsfortschrittes einzuführen und dessen hohe Bedeutung sammt den daran haftenden Folgen in das gehörige Licht zu setzen. Wir dürfen uns nunmehr beruhigt unserem eigentlichen Gegenstande zuwenden.

Dass in der Gegenwart, worunter die ganze historische Zeit zu verstehen ist, mehrere sehr verschiedene Menschenracen die Erde bevölkern, ist unbestrittene Thatsache und es wird sich hier nur darum handeln zu erörtern, wie diese Verschiedenheit mit der in neuerer Zeit allgemein um sich greifenden Meinung einer gemeinsamen Abstammung sämmtlicher Organismen von einer Urform in Einklang zu bringen sei. Da drängt sich nun denn vor Allem die Bemerkung auf, dass strenge genommen diese Frage für den Culturhistoriker völlig irrelevant oder doch nur von sehr untergeordnetem Interesse ist, da dieser es doch stets nur mit den geschichtlich vorhandenen Racen zu thun hat und sich sehr wohl begnügen dürfte, diese als eine gegebene Thatsache zu betrachten. Einige Worte der Erklärung scheinen jedoch nicht ganz überflüssig.

Während es ziemlich gleichgültig ist, ob man die Menschheit von einem oder mehreren Paaren abstammen lässt, [1]) so kann man dies nicht sagen von dem Streite, der zwischen den Naturforschern darüber besteht, ob es ursprünglich nur eine oder mehrere Racen gegeben habe. Die Geschichte zeigt nämlich die Racen als etwas Eigenthümliches und in ihrem Physischen als Psychischen wenigstens am ersten Augenschein Unwandelbares. Es wäre demnach zur Erklärung dieser Verschiedenheiten ausserordentlich bequem das Bestehen der die Race bedingenden Eigenthümlichkeiten von vornherein anzunehmen. [2]) Die tieferen Forschungen der Neuzeit sind jedoch dieser Hypothese nur sehr wenig günstig, indem sie es im höchsten Grade wahrscheinlich machen, dass der Urmensch einer einzigen Race angehört habe. Damit wäre die Einheit des Menschengeschlechtes ausser Frage gestellt. [3]) Da nach dem allgemeinen Entwicklungsgesetze

---

1) Der Nutzen der Hypothese einer Abstammung von nur Einem Paare ist schlechterdings nicht einzusehen, wenn nicht etwa damit der Bibel eine Concession gemacht werden soll. Häckel und Fried. Müller weisen die Unhaltbarkeit dieser These nach.

2) Der Verfasser hat selbst lange Zeit diese Anschauung vertreten, z. B. in seiner Schrift: *„Die amerikanische Völkerwanderung."* Wien 1866. 8° S. 2—4, bis ihn ein gründlicheres Studium der Darwin'schen und damit zusammenhängenden Forschungen von seinem Irrthume überzeugte.

3) Die Einheit des Menschengeschlechts ist die logische Folge der Darwin'schen Theorie. Um so merkwürdiger ist es daher, einen Vertheidiger dieser Einheit, P. M. Rauch in seinem Werke: *„Die Einheit des Menschengeschlechts." Anthropologische Studien.* Augsburg 1873. 8° diese Theorie bekämpfen zu sehen.

überall ein stetes Fortschreiten vom Niederen zum Höheren stattfindet, so muss dieser Urmensch eine noch viel tiefere Stufe eingenommen haben als der Papûa der Gegenwart, [1]) und finden wir somit eben in den heutigen Racen eine Bestätigung des grossen Naturgesetzes. Die Frage wo, an welcher Stelle der Erde dieses Urgeschlecht zuerst entstanden, wird wohl kaum jemals endgültig beantwortet werden können; doch kann von den jetzt existirenden fünf Welttheilen weder Australien, noch Amerika, noch Europa diese Urheimat oder das sogenannte „Paradies“, die Wiege des Menschengeschlechtes sein. Vielmehr deuten die meisten Anzeichen auf das südliche Asien. Ausser diesem könnte von den gegenwärtigen Festländern nur noch Afrika in Frage kommen. Es gibt aber eine Menge von Anzeichen, besonders chorologische Thatsachen, welche darauf hindeuten, dass die Urheimat des Menschen ein jetzt unter den Spiegel des indischen Oceans versunkener Continent war, welcher sich im Süden des jetzigen Asiens und wahrscheinlich mit ihm in directem Zusammenhange, einerseits östlich bis nach Hinterindien und den Sundainseln, andererseits westlich bis Madagascar und dem südöstlichen Afrika erstreckte. Viele Thatsachen der Thier- und Pflanzengeographie machen die frühere Existenz eines solchen südindischen Continents, welcher als Lemuria [2]) bezeichnet worden ist, sehr wahrscheinlich. [3]) Und darüber, dass es überhaupt eine Urheimat des Menschen gegeben haben müsse, dass derselbe nicht auf der gesammten Erde autochthon sei, belehrt uns erstens die positive Erkenntniss, dass alle oceanischen Inseln mit wenigen Ausnahmen unbewohnt gefunden worden sind, dass also das erste Auftreten des Menschen ein continentales gewesen sein müsse, [4]) dann aber die Geographie der Pflanzen und Thiere, welche für jedes derselben seine bestimmte Heimat nachweist, von wo aus dann die Verbreitung in anderweitige Gebiete erfolgte. Der Verbreitungsbezirk des Menschen aber ist die ganze Erde geworden, allem Anscheine nach und nach, sehr langsam. Die geographische Verbreitung der divergirenden Menschenarten lässt sich mittelst Annahme ihrer lemurischen Urheimat durch Wanderung am leichtesten und ungezwungensten erklären. [5]) Diese Wanderung muss jedenfalls in einer Epoche begonnen haben, wo noch die Einheit der Race bestand, denn gerade in der Wanderung möchten wir die Ursache zur Bildung verschiedener Racen gewahren. Gleichwie nämlich im

---

1) Gründe ganz merkwürdiger und geistreichster Art bringt hiefür Darwin vor in seinem Buche: *The Expression of the Emotions in Man and animals.* London 1872. 8⁰

2) Der Name Lemuria ward von dem englischen Zoologen Sclater wegen der für diesen Erdtheil charakteristischen Halbaffen vorgeschlagen.

3) Häckel, *Natürliche Schöpfungsgeschichte.* S. 619—620.

4) (O. Peschel) *Ueber die Wanderungen der frühesten Menschenstämme. (Ausland* 1869 No. 47 S. 1105—1110.)

5) Häckel hat einen solchen Versuch gemacht. Siehe *„Natürliche Schöpfungsgeschichte“* Tafel XV und deren Erklärung S. 678—679.

Thier- und Pflanzenreiche die Bildung neuer Arten durch Wanderung (Migration) und Isolirung veranlasst wird,[1] so muss ein ähnlicher Vorgang bei der Wanderung des Menschen obgewaltet haben. In einer neuen Heimat, unter veränderten äusseren Einflüssen des Klima, der Nahrung u. s. w. traten allmählig, vielleicht aber auch in verhältnissmässig kurzer Frist, morphologische Veränderungen ein, welche eine bestimmte Race gründeten. Die Menschen arteten sich dem Boden an d. h. es sind in jedem Himmelsstriche gewisse, in der ursprünglichen Stammgattung enthaltene und vorgebildete Keime entwickelt, andere aber so unterdrückt worden, dass sie ganz vernichtet erscheinen. Daher ist die Menschengestalt jetzt überall mit Localmodificationen behaftet und die eigentliche ursprüngliche Stammbildung der Menschen ist vermuthlich erloschen.[2] Wenn wir nun auf diese Weise die Menschenformen als Racen Einer Species auffassen im Gegensatze zu Jenen, welche sie als verschiedene Species betrachten, so verhehlen wir uns nicht, dass damit culturgeschichtlich weiter nichts gewonnen wird. Hier treten uns doch immer die Racen mit all' ihren Schroffheiten und Divergenzen entgegen und fordern die eingehendste Berücksichtigung. Ja durch den grossartigen Process der Vererbung sind die mannigfachen Menschenracen in den verschiedenen Erdräumen zu solch' stabilen Grössen herangediehen, dass eine Aenderung des seit Jahrtausenden anererbten Racentypus gar nicht mehr denkbar ist, höchstens gewisse Modificationen desselben innerhalb einer ziemlich enge begränzten Spielweite zugestanden werden können.[3] Diese Modificationen gehen immerhin so weit, dass unter veränderten klimatischen Bedingungen auch veränderte Formen zum Vorscheine kommen. Nehmen doch beispielsweise die Abkömmlinge europäischer Ansiedler in Nord-Amerika in ihrem Schädelbau den Habitus der Amerikaner an und erhalten in sehr kurzer Zeit eine längliche Gesichtsbildung und den auffallend langen Hals. Wie das Klima verändernd auf die Hautfarbe wirkt, ist allenthalben bekannt, und es wird sich wohl kaum in Abrede stellen lassen, dass auch die Form des Schädels in sehr naher Beziehung zu den klimatischen Bedingungen stehe und vielfach von denselben bestimmt wird.[4]

---

1) Moriz Wagner, *Die Darwin'sche Theorie und das Migrationsgesetz der Organismen.* Leipzig 1868. 8⁰ und Derselbe: „*Ueber den Einfluss der geographischen Isolirung und Colonienbildung auf die morphologischen Veränderungen der Organismen.*" München (1870). 8⁰

2) Girtanner, *Ueber das Kant'sche Princip in der Naturgeschichte.* S. 57.

3) A. Bastian, *Das Beständige in den Menschenracen und die Spielweite ihrer Veränderlichkeit.* Berlin 1868. 8⁰

4) Otto Henne Am Rhyn („*Die neueste englische und amerikanische Culturhistorik*" in der *Internationalen Revue.* Wien 1866. I. Bd. S. 698) macht dem amerikanischen Physiologen J. W. Draper einen Vorwurf aus dieser Behauptung, welche er unbegründet findet. Man vergleiche aber über dieses Thema: Aitken Meigs, *Cranial forms are inseperably connected with the physics of the globe* (bei Nott and Gliddon, *Indigenous Races.* S. 350.); auch Volney bei Foissac, *Einfluss des Klima auf den Menschen,*

Dass alle diese Veränderungen jedoch nicht so tiefgreifend sind, um die seit Jahrtausenden erblich überkommenen Raceneigenthümlichkeiten zu vernichten, kann gleichfalls als ausgemacht gelten. Zieht man die Summe dieser Betrachtungen, so wird man dieselben vielleicht dahin zusammenfassen dürfen, dass, wenn auch in der Urzeit unserer Species die geographischen Einflüsse zur Entwicklung der Spielarten oder Racen mitgewirkt haben, durch die Quantität der in den neuen Wohnsitzen anererbten Besonderheiten diese Einflüsse auf ein so geringes Mass herabgedrückt wurden, dass sie eine Vernichtung der Spielart nicht mehr zu Stande bringen. Mit anderen Worten, der Kraft der äusseren Natur, der geographischen und klimatischen Bedingungen, steht die noch stärkere Kraft der inneren Natur, der Vererbung des angeborenen Racencharakters entgegen, welcher die Thaten der Völker bestimmt.

Wirkungen der ethnischen Verschiedenheiten.

Daraus geht hervor, wie irrig die Meinungen Jener sind, welche die Handlungen und Bestrebungen der Völker durch Religion, Gesetze, Staatseinrichtungen u. dgl. erklären zu können glauben. Die Religion, sagen beispielsweise Manche, habe dem Charakter eines jeden Volkes ein bestimmtes Gepräge gegeben und seine Handlungen geleitet. Dieses ist aber aus zwei Gründen unwahr; erstens nämlich hat eine und dieselbe Religion bei verschiedenen Völkern eine verschiedene Wirkung hervorgebracht; dann hat eine und dieselbe Religion bei verschiedenen Völkern eine verschiedene Gestaltung angenommen. Der Einfluss des Christenthums auf die barbarischen Nationen des europäischen Nordens war bei weitem grösser als auf die Culturvölker der alten Welt; jene hat es veredelt, dagegen den Untergang der letzteren beschleunigt. Vom Charakter der Völker hängt es vorzugsweise ab, wie sie die in der Gestalt einer neuen Civilisationsform auftauchende neue Religion auffassen und praktisch verwerthen; es kommt nicht blos auf das Samenkorn an, welches gesäet, sondern vorzugsweise auf den Boden, in welchen dasselbe gelegt wird. Der Charakter derselben Religion ändert sich aber je nach den Völkern; der Buddhismus China's ist sehr verschieden von jenem in Indien und Tibet, der Katholicismus anders in Italien als in Deutschland, in Frankreich anders als in Spanien. Dagegen entwickeln sich bei stammverwandten Völkern ganz ähnliche religiöse Richtungen und religiöse Institutionen, obgleich sie sich zu verschiedenen Religionen

übersetzt von Westrumb. Göttingen 1840. 8° S. 63. und Stanhope Smith, *Versuch über die Ursachen der ungleichen Farbe und Gestalt.* 1790. Dagegen hat Otto Henne Am Rhyn vollkommen Recht, wenn er Buckle sowohl als Draper die Nichtberücksichtigung des Racenelements zum schweren Vorwurf anrechnet.

bekennen, die auf grundverschiedenen, ja oft entgegengesetzten Principien beruhen. Die Religion bestimmt also nicht absolut den Charakter eines Volkes, sondern sie wird im Gegentheil von demselben, seinen Anschauungen und angeborenen Neigungen gemäss modificirt und umgestaltet.

Eben so verhält es sich mit den Gesetzen und Staatseinrichtungen. Die nämlichen Gesetze und Staatseinrichtungen bringen bei einem Volke die segenreichste Wirkung hervor, während sie einem anderen zum Verderben gereichen, wie z. B. die liberalen Institutionen bei der angelsächsischen und spanischen Race.

Selbst die früher erwähnten äusseren Einflüsse bleiben eben weiter nichts als Einflüsse, sie bestimmen nicht. Die in neuerer Zeit in Aufschwung gekommene Lehre, wonach Klima, Bodenbeschaffenheit, Lage der Länder den Charakter, das Geschick und die Thaten der Völker bedingt und bestimmt hätten, wie es weiter oben ausgeführt wurde, ist in diesem Sinne grundfalsch, denn Klima, Bodenbeschaffenheit und Lage der Länder sind nur Bedingungen für die Art und Weise, wie der Charakter des Volkes sich äussert; ja sie geben ihm sein eigenthümliches Gepräge, sie schaffen ihn aber nicht.[1]) Die Schifffahrt bildet nicht den Charakter des englischen Volkes, sondern ist nur ein Modus, eine Erscheinung seines Unternehmungsgeistes, welcher es charakterisirt; wenn die Engländer in einem Binnenlande wohnten, so würde sich ihr Unternehmungsgeist auf eine andere Weise äussern. Die Engländer und Nordamerikaner sind auch im südlichen Amerika und auf den Südsee-Inseln thätig und unternehmend; die Südamerikaner und die Südsee-Insulaner würden aber in England und Nordamerika eben solche Faullenzer sein, wie sie es jetzt sind. Dies lässt sich durch unzählige Beispiele aus der Geschichte beweisen, wo verschiedene Völker nach einander ein und dasselbe Land bewohnt haben und dennoch auf ganz verschiedene Weise in der Geschichte aufgetreten sind. Wie himmelweit verschieden sind die Aegypter der Pharaonen von den muhammedanischen Aegyptern; die alten Phöniker von den heutigen Syrern; die Bewohner Carthago's von jenen des jetzigen Tunis! Der Verfall der heutigen Spanier wird dem tropenähnlichen Klima des Landes zugeschrieben? Wie kommt es, dass Spanien unter den Arabern so blühte?

Nicht nur die einzelnen Völker, sondern auch die einzelnen Individuen sind bekanntlich in ihren Anschauungen, Begriffen, Geistesrichtungen, Neigungen und Handlungen verschieden. Manche glaubten früher, dass der Mensch als vollkommene *tabula rasa* zur Welt komme und dass man aus ihm durch Erziehung machen könne

1) Boden und Klima hemmen oder fördern; aber die Richtung, die Entscheidung, das Wesentliche hängt von der Natur der Menschen ab. (W. Pierson, *Aus Russlands Vergangenheit.* S. 1.)

was man wolle. Dass diese Ansicht eine grundfalsche ist, braucht wohl nicht erst erwiesen zu werden. Die Hauptsache ist der angeborene Charakter des Menschen, der zwar bis zu einem gewissen Grade gemildert und modificirt, aber durch nichts geschaffen und durch nichts vernichtet werden kann. Eben so geht es mit den Völkern, welche nur collective, grosse Individualitäten sind. Die guten und schlechten Eigenschaften der Völker haben die geistigen und materiellen Thaten derselben bestimmt und die hohe oder niedrige Stellung eines jeden Volkes in der Geschichte bedingt. Und wenn einzelne grosse Männer Grosses geleistet und ihre Völker umgestaltet und umgebildet haben, so konnten sie dies nur thun, wenn sie gutes, nämlich bildungsfähiges Material dazu hatten. Wie der Charakter der einzelnen Individuen, so ist auch der der Völker constant. [1])

Verlassen wir demnach den Boden der Naturforschung, um uns auf jenen der Culturgeschichte zu begeben, so dürfen wir mit Fug und Recht die verschiedenen Menschentypen der Erde als etwas *a priori* Gegebenes behandeln. Mag also auch die geistige Begabung der erloschenen Urform unserer Species eine gleiche gewesen sein, so haben wir doch keine Veranlassung, die Gleichheit der ursprünglichen intellectuellen Begabung aller Menschenspielarten zu proclamiren, und gerathen demnach auch mit der Erfahrung nicht in Widerspruch, wie Jene, die da behaupten, dass ein „mittleres“ Negerkind und ein „mittleres“ Europäerkind dieselbe Kraft besitzen, die vorhandene Erbschaft menschlichen Wissens anzutreten. Freilich, wenn man durch längere Geschlechtsfolgen methodisch nur intelligente Neger mit intelligenten Negerinnen paaren, und von ihrer Nachkommenschaft auf bethlehemitischem Wege alles aus der Welt schaffen würde, was wenig Besserung verspricht, so müsste sich zuletzt der Durchschnitt der Intelligenz bei der schwarzen Race heben. Damit ist aber für die Gleichheit der Racen kein Beweis erbracht. Vielmehr lässt sich die Unmöglichkeit, jemals eine solche Gleichheit zu erreichen, an einem Beispiele trefflich erweisen. Sicherlich können die weisse und die schwarze Race — um zwei Extreme zu wählen — heute beide einen höheren Standpunkt einnehmen, als beide vor einem Jahrtausend; allein genau so wie vor einem Jahrtausend wird auch gegenwärtig eine tiefe Kluft zwischen der Culturhöhe des Weissen und des Schwarzen bestehen, eine Kluft, welche nur dann jemals überbrückt zu werden Aussicht hätte, wenn das geistige Niveau des Schwarzen rascher stiege als jenes des Weissen. Dafür ist aber nicht der geringste Beweis vorhanden, vielmehr ist das Gegentheil der Fall, was sich auch sehr leicht begreift. Für die

---

1) D. Chwolson, *Die semitischen Völker. Versuch einer Charakteristik.* Berlin 1872. 8° S. 1–13.

weisse Race stellt die Geschichte ein Steigen ihrer geistigen Höhe in geometrischer Progression fast ausser Zweifel; würden wir — was für die minderen Racen eigentlich gar nicht annehmbar ist — denselben das nämliche Zugeständniss machen, so müssten wir doch die durch das Zusammentreffen glücklicher klimatischer und anderer Umstände begünstigte ursprüngliche Begabung der Weissen höher ansetzen, als für die tiefer stehenden Racen. Halten wir uns in den allerengsten Schranken und nehmen wir an, die höchstbegabte Menschenrace, also erwiesenermassen die weisse, sei ursprünglich der niedrigsten z. B. den brasilianischen Botocuden, nur um eine Einheit vorausgewesen, so können wir nachstehende Progression aufstellen:

Weisse Race: 2 : 4 : 8 : 16 : 32 : 64
Botocuden: 1 : 2 : 4 : 8 : 15 : 32

oder

Weisse Race: 3 : 6 : 12 : 24 : 48 : 96
Botocuden: 2 : 4 : 8 : 16 : 32 : 64

u. s. w.

Man sieht daraus, dass unter allen Umständen keine Hoffnung auf Ausfüllung der immer klaffender werdenden Lücken vorhanden ist. [1]) Nun gibt es freilich ein Mittel, dieser Verschärfung des Racenausdrucks vorzubeugen, es ist dies die Kreuzung; allein fast lässt sich von diesem sagen, die Abhilfe ist schlimmer als das Uebel selbst. Wo sich eine hochstehende Race mit einer niedrigen kreuzt, entsteht allerdings ein Product, welches zwischen beiden die Mitte hält, allein wenn dabei die niedere Race gewonnen hat, veredelt worden ist, so ist die höhere dadurch herabgestiegen. Es wird also wohl eine Nivellirung erzielt, jedoch durchaus keine Veredlung des Geschlechts, welche doch stets die Potenzirung des Besten überhaupt Bestehenden anzustreben hätte. Nur unter Racen und Völkern, die sich ethnisch ohnehin nahestehen, deren Culturstufe also gewöhnlich auch beiläufig dieselbe ist, darf man auf den Hinwegfall dieses Resultates rechnen. Die Natur ist und bleibt die grösste Aristokratin, welche jedes Vergehen gegen die Reinheit des Blutes nachsichtslos rächt. Gleichartiges darf sich nur mit Gleichartigem verbinden, im menschlichen Völker- wie im Thier- und Pflanzenleben; Verbindungen zwischen Ungleichartigem zeugen unfehlbar Missgeburten, was in dem uns beschäftigenden Falle selbstredend nur figürlich zu verstehen ist. Die Beurtheilung und das genaue Studium der Wirkungen solcher Kreuzungen, dort wo sie eingetreten sind, auf die Entwicklung der Culturzustände ist bisher von den Culturhistorikern fast gänzlich ausser Acht gelassen worden, obwohl gerade hierin der Schlüssel zu dem Verständniss so mancher socialen Erscheinung verborgen liegt.

---

1) *Ausland* 1872. No. 15. S. 356.

Es kann nicht der Zweck der folgenden Betrachtungen sein, ein ethnologisches System für die verschiedenen Menschenracen aufzustellen, womit bis auf den heutigen Tag Ethnologen und Anthropologen selbst noch nicht zu Stande gekommen sind. Glücklicherweise wird der Culturhistoriker durch diesen Mangel der Classificirung, der kaum jemals gründlich behoben werden dürfte, in der Durchführung seiner Aufgabe nicht beirrt. Ihm treten nur einige bestimmte ethnische Gruppen in scharfen Umrissen entgegen, und über die Stellung dieser zu einander herrscht kaum irgend ein Zweifel. Nun zeugt es allerdings von einer eben so verkehrten als einseitigen Auffassung, wenn die Culturgeschichte sich ausschliesslich nur mit den sogenannten „Culturvölkern" beschäftigt, die „Naturvölker" aber völlig vernachlässigt; denn einestheils können wir erst an den Naturvölkern den Massstab für unsere eigene Gesittungshöhe abnehmen, anderentheils ist jedes sogenannte Naturvolk, auch das niedrigste, schon im Besitze einer mitunter relativ hohen Cultur, denn vergeblich werden wir gegenwärtig auf der ganzen Erde nach wirklich wilden Menschen suchen. Da diese Völker jedoch nicht eingegriffen haben in den grossen Gang der Weltereignisse und der Gesittung, so kann es für unseren Zweck ziemlich gleichgültig bleiben, in welchem verwandtschaftlichen Verhältnisse dieselben zu einander stehen. Eben so wenig wird uns die Frage berühren, welche die Neugierde der ethnologischen Kreise mit Recht spannt, in wie weit eine Identificirung der heutigen Nationen Europa's mit den Stämmen aus der Zeit vor der Völkerwanderung möglich ist. Das Feuer am Herde der Gesittung wird, seitdem die Geschichte die Zeiten rückwärts schaut, von indogermanischen Völkern genährt und es ist nach den oben entwickelten Sätzen keine Aussicht, dass diese je von einer anderen Race sollten abgelöst werden. In der Darstellung unserer eigenen Culturverhältnisse wird demnach auch die Hauptaufgabe beruhen. Was andere Racen aber geleistet haben, was von ihnen noch zu erwarten ist, darf sich in keiner Weise dem Rahmen unserer Erörterungen entziehen. Spähen die meisten Culturhistoriker lediglich nach dem Gange der geistigen Entwicklung unseres Geschlechtes, so wird dadurch ebenfalls nur ein unvollkommenes Bild der menschlichen Gesittung erschlossen, welche gerade wie die geistigen auch die materielle Cultur umschliesst. Die Schwierigkeit beruht eben darin, beiden gerecht zu werden.

Indem ich meine Ueberschau der urgeschichtlichen Zustände der Menschheit hiemit schliesse, will ich noch einmal in kurzen Worten das Ergebniss der entwickelten Anschauungen zusammenfassen. Die Verwendung der Metalle, der Ackerbau, das Entstehen des Staates, der Familie und der Religion, sind als eine erhöhte Culturstufe dargestellt worden. Es soll aber dabei in keiner Weise gesagt sein, dass diese Factoren sich gegenseitig in solchem Masse

bedingen, dass der eine nicht auftritt ohne den anderen; die Möglichkeit einer höheren Culturentwicklung ist jedoch stets an irgend einen dieser Factoren geknüpft, und die höchste Gesittung werden wir unbedenklich jenen Völkern zuerkennen dürfen, wo wir alle vereint wirken sehen. Worauf es dann zunächst ankam, war, zu zeigen, dass sie insgesammt völlig natürlichen Ursachen entwachsen, jeweilig modificirt durch die Einflüsse der äusseren Natur und der Racenanlagen. Wenn es auch unbestrittene Wahrheit bleibt, dass die Geschichte auf dem Kothurn der That einherschreitet, so ist doch culturhistorisch Letztere nur von untergeordnetem Belange. Wir werden uns daher nicht den Standpunkt jener positiven Philosophie aneignen dürfen, welche nebst Klima und Race auch die politische Thätigkeit als gleichberechtigten Factor in die Entwicklungsgeschichte einführt. [1]) Vielmehr gilt es, die That aus den beiden anderen zu erklären. Zudem hat die Culturgeschichte es vorwiegend mit Zuständen, nicht mit Thaten zu thun. Zustände werden aber nicht durch Thaten geschaffen, wie eine eben so oberflächliche als irrige Geschichtskritik meinen könnte, sondern sind allemal das Ergebniss früherer Zustände, welche die scheinbar Ausschlag gebenden Thaten bedingten oder ermöglichten. Von den frühesten Epochen an bis auf das rastlos vorwärts brausende Heute schwingt unangefochten sein Scepter das Gesetz der Causalität.

---

1) Auguste Comte nimmt in seiner *Philosophie positive* als die Bedingungen des dynamischen Zustandes: Race, Klima und politische Thätigkeit *(race, climat, action)* an. Buckle theilt diesen Standpunkt.

Der geographische Gang der Cultur.

Wer mit Vorliebe jenem Ideenkreise anhängt, welcher in dem Getriebe des Weltalls wie nicht minder der Menschheit überall die umsichtige Hand einer ordnenden Vorsehung erkennt, würde nicht mit Unrecht behaupten, dass auf dem alten Continente der Segen einer sichtlichen Bevorzugung ruhe. In drei, ihrem Aeusseren sowohl als ihrer räumlichen Ausdehnung nach völlig verschiedenen Formen erscheint das Starre auf Erden gegossen. Davon dürfen wir das australische Festland billig unberücksichtigt lassen, wenn gleich kein Zweifel darüber zulässig, dass wir in demselben und den zahlreichen Inselwolken der blauen Südsee, welche zum Theile langsam abwärts schweben,[1]) die älteste Stelle des Erdenantlitzes schauen. Mensch und Thier und Pflanze tragen dort noch das Gepräge jener Zeit als die Känguruh Mode waren.[2]) Das Wenige, was über die spärlichen Ureinwohner jenes Planetenraumes zu sagen ist, wird wohl am besten dort eingeschaltet, wo von der Hereinziehung Australiens in den kreisenden Weltverkehr die Rede sein wird. Es erübrigen zur Vergleichung noch die alte und die neue Welt. Die physische Ueberlegenheit der ersteren über die zweite ist längst in der scharfsinnigsten Weise ausser Frage gestellt.[3]) Abgesehen davon, dass die neue nur halb so geräumig ist als die alte Welt, ist diese unvergleichlich besser ausgestattet in mehlreichen Gräsern, in zähmbaren Haus- und Zugthieren. Die Beobachtung, dass die Thiergeschlechter der alten Welt ihren Verwandten in der neuen an Körpergrösse und Stärke weit überlegen sind, ist nicht zu entkräften. Im Ganzen mag der neue Continent, der überdies in zwei scharf geschiedene Theile zu zerlegen ist, dem Pflanzen-, der alte dem Thierleben günstiger sein.

---

1) Z. B. Neu-Caledonien.

2) Vgl. Peschel, *Völkerkunde*. S. 341—347.

3) Von Prof. Dr. O. Peschel im „*Ausland*“ 1867 No. 40 S. 937—945.

Immerhin aber bleibt die alte Welt reicher. Im Kampfe um's Dasein finden also auch ihre Bewohner in diesen natürlichen Verhältnissen bessere Waffen, tüchtigere Werkzeuge, reichere Hülfsmittel, um zu erhöhtem Aufschwunge zu gelangen. Eine natürliche Folge ist es dann nur, wenn auch die geistigen Kräfte diesseits des Oceans von Anfang an jenen der amerikanischen Menschheit überlegen gewesen sind. An einer anderen Stelle werde ich, ausführlicher als es bisher geschehen, die von den Culturhistorikern gewöhnlich ganz vernachlässigte einheimische Cultur des alten Amerika behandeln und dabei zeigen, wie derselben — sicherlich von erstaunlicher Höhe — von jeher andere Pfade gesteckt waren, die auch in der That zu einer völlig abweichenden, originellen Culturentwicklung geführt haben.

Verweilen wir jedoch in unserem alten Continente, um raschen Blicks den Gang der Völkercultur zu verfolgen, wie ihn uns die Erinnerung aus dem jugendlichen Geschichtsunterricht her bewahrt hat, so wäre vorerst zu constatiren, dass alle Culturentwicklung, deren Darstellung hier beabsichtigt werden kann, sich abgespielt hat in einem Erdstriche, den ich, um nicht in den Verdacht kärglichen Bemessens zu gerathen, geradezu verschwenderisch mit dem Wendekreise des Krebses im Süden, nördlich aber mit dem 60. Breitengrade abgränzen will. Der Schauplatz unserer gesammten Culturgeschichte liegt also zwischen der Polhöhe von Stockholm und etwa dem Parallel von Mekka.[1]) Eine weitere Betrachtung lehrt ferner, dass im Osten die Wiege aller Cultur zu suchen. In der alleröstlichsten Ferne, dort wo der Stille Ocean an den Gestaden der alten Welt brandet, glimmt schon in grauer Vergangenheit der Schimmer der eigenartigen chinesischen Cultur. Uns näher gerückt entfliesst den geheiligten Seen von Manâsa und Ravanahrâda durch des Himâlaya wundervolle Schluchten die gewaltige Gânga, an deren Ufern vielleicht gleichzeitig mit China arische Gesittung begann. Auf der westlicher gelegenen erânischen Hochebene und dem daran gränzenden mesopotamischen Tieflande bauten sich gleichfalls in frühem Alterthume die Reiche keilschriftschreibender Völker auf, der Babylonier, Assyrer, Meder und Perser, welche die Fühlhörner ihrer Civilisation bis tief in das heute in Barbarei versunkene Kleinasien hinein erstreckten. An der von den Wogen des Mittelmeeres bespülten syrischen Küste lebten die seit Alters von Handelsgeist beseelten Israeliten und Phöniker, während weiter südlich im afrikanischen Nillande die älteste Cultur blüht, von welcher uns beglaubigte Kunde geworden. Spät erst fasst sie Fuss über'm Meere im lorbeergrünen, europäischen Hellas, später noch in Italien's lachender Flur, über der sich fast ewig heiter der blaue Himmelsdom wölbt. Rom hat im Alterthume, so darf man sagen, den Schlusspunkt aller Culturentwicklung gebildet.

---

1) Mekka liegt etwa 16 deutsche Meilen südlich vom Wendekreise in 21° 21′ n. Br.

Was sich an origineller Cultur von Italien westlich fand, kann vergleichsweise kaum in Betracht gezogen werden.

Der Gedankenflug, welcher uns von den Ufern des Hoangho zu jenen der Tiber geleitete, belehrt zugleich über den Gang der Cultur im Alterthume. Mit einziger Ausnahme Aegyptens, dem es nach dem gegenwärtigen Stande unserer Kenntnisse an Alter der Gesittung Niemand zuvorthut, wandert dieselbe in erstaunlicher Regelmässigkeit mit dem Sonnenzuge von Ost nach West. [1]) Dabei merke man wohl ihre eigenthümliche Vorliebe für die subtropischen Länder; nirgends überschritt sie den 40. Grad nördlicher Breite, nur in der allerletzten Zeit langte sie mit Rom (im 42° n. Br.) darüber hinaus. Erst in den Perioden des Mittelalters kämpfte sie sich langsam ihre Bahn zuerst nach Westen weiter und dann allmählig auch nach Norden. Spanien, Frankreich, England und Deutschland kamen an die Reihe.

Die fortschreitende Bewegung von Ost nach West hat bei utopistischen Schwärmern die Idee eines allgemeinen Rundganges der Cultur um die Erde wachgerufen. Sie sahen dieselbe über den Ocean nach dem Wunderlande Amerika ziehen, um von da über die Brücke Australiens zu ihren Ursitzen zurückzukehren und vielleicht von Neuem ihren Kreislauf zu beginnen. Europa, die heutige Stätte der Civilisation, erblickten sie wieder versunken in halbbarbarische Zustände, während an den Gestaden des Mississippi ein neues Geschlecht die Gesetze der Cultur dictirte. Was es mit dieser für Europa so traurigen Aussicht vorläufig auf sich hat, zeigt die einfache Betrachtung, dass mit der Neuzeit in dem Gange der Cultur ein Wendepunkt eingetreten ist, der nur allzugerne übersehen wird. An den Küsten des atlantischen Oceans machte sie Halt und begann ihre rückläufige Bewegung, und zwar diesmal mit auffallender Begünstigung der nördlichen Länder. So wie sich im Alterthume ihr Gebiet mit dem 40. Parallel nach Norden abschliessen liess, kann dies in der Gegenwart fast mit dem nämlichen Breitegrad gegen Süden abgegränzt werden. Spanien hat sie seit Jahrhunderten schon den Rücken gewendet, England und Frankreich haben in der jüngsten Gegenwart nach einer Richtung hin wenigstens eine Einbusse erlitten, welche ihre Culturstellung erschüttert, Deutschland aber ist zu überraschender Grösse aufgeblüht. Die nordischen Reiche bewahren den Culturhort, den sie seit lange errungen, und im Osten endlich sitzen Völker, welche mehr denn je begierig erscheinen, die

---

1) Doch soll damit keineswegs behauptet werden, dass zwischen den verschiedenen Cultursitzen auch stets ein Culturzusammenhang bestanden habe, eben so wie in einzelnen Fällen und auf beschränktem Raume ein anderer Culturgang recht wohl stattfinden konnte, so z. B. in Erân, wo man, wie der gelehrte Professor Dr. Friedrich Müller hervorhebt, das Fortschreiten der Cultur von Westen nach Osten ganz genau verfolgen kann. (*Novara-Reise. Ethnologie.* Einleitung S. XVII.)

Culturerbschaft ihrer westlichen Nachbarn anzutreten, selbst aber schon dermalen ihre relativ noch spärlichen Errungenschaften bis tief nach Asien zu den Ufern des Oxus und an die Himmelsberge tragen, an die Stätten, wo im Alterthume die Völker gewohnt, deren gigantische Denkmäler wir staunend betrachten. So sehen wir denn in der alten Welt selbst sich den Kreislauf des Culturfortschrittes vollenden, ohne befürchten zu müssen, von den Epigonen jenseits des Oceans überflügelt zu werden. Ich werde seinerzeit zeigen, wie die Colonisation Amerika's durch die weisse Race und speciell durch die Anglosachsen keineswegs als eine Fortsetzung der europäischen Culturbewegung aufzufassen ist, wie das neugeborene amerikanische Element, ein Schössling auf fremder Erde, wenn auch die alten Pflanzen der einheimischen Bevölkerung mit Macht überwuchernd, in den unabänderlichen Naturverhältnissen Schranken begegnet, welche es zu brechen unvermögend ist. Damit soll über die Zukunft der amerikanischen Weissen kein absprechendes Urtheil gefällt werden; nichts weiter soll gesagt sein, als dass ihre Gesittung auch auf den Continent beschränkt bleiben muss, den sie zur neuen Heimat sich erkoren. Von einem Eingreifen ausserhalb desselben ist keine Rede. Genau dasselbe gilt von den rasch emporgeblühten europäischen Colonien in Australien. In Amerika vermag schon jetzt ein feiner Beobachter herauszufinden, dass die Culturentwicklung dort eine eigenthümliche Wendung zu nehmen begonnen hat, die zweifelsohne in Zukunft einer weiteren Ausbildung entgegensieht. Mit einem Worte die Cultur Amerika's wird allezeit amerikanisch bleiben, jene Europa's europäisch. Und damit mag im strengen Widerspruche zu den Vertretern einer kosmopolitischen Culturentwicklung die feste Ansicht ausgesprochen werden, dass die Culturentfaltung in die grossen Ländermassen der Erde gebannt ist. Gleichwie das Pflanzen- und Thierleben der Continente verschieden ist und für jeden ureigenthümlich, so auch jenes der Gesittung. Die See trennt eben so gut als sie bindet, und gleichwie sie gewissen Keimen unüberwindliche Verbreitungsgränzen zieht, so auch dem Ausdehnungstriebe der Cultur. Innerhalb der von der Natur abgemessenen Räume mag sie jeweils ihren besonderen Kreislauf vollenden; der Culturhistoriker wird aber die Lehre gewinnen, dass er besser thäte von Culturen als von einer undefinirbaren Cultur im Allgemeinen zu sprechen, worunter stets nur die eigene Gesittung verstanden wird.

Nachdem auf diese Weise der geographische Gesittungsgang zur Genüge erläutert erscheint, bedarf es wohl keiner näheren Erklärung, warum im Nachstehenden mit dem Culturvolk des äussersten Osten, den Chinesen, begonnen wird.

Das Reich der Mitte im Alterthume.

Ursprung und Alter der chinesischen Cultur.

Als Urheimat der mongolischen, in neuerer Zeit hochasiatisch genannten Race[1]) muss das mittlere Asien angenommen werden. Von da aus breitete sich diese Race nach allen Richtungen, vorwiegend aber nach Osten und Süden aus. Das vornehmste Volk dieser Race, die Chinesen, sind nach einer alten Tradition vom Westen her in die von ihnen besetzten beiden grossen Becken des Hoangho und des Yang-tse-Kiang eingewandert. Vor ihnen aber war das Land bereits von einem andern Volke eingenommen worden, als dessen Ueberreste die sogenannten Miaotse und andere barbarische Stämme gelten können, welche grösstentheils den gebirgigen Süden des Landes bewohnen.[2]) Diese Stämme sind nicht Angehörige einer verschiedenen Race, sondern nur eines anderen Volkes und hängen mit den hinterindischen Völkern zusammen. Es muss also der Einwanderung der Chinesen die Einwanderung dieser zu derselben Race gehörigen Aboriginer China's vorausgegangen sein.[3])

---

1) Nach Prof. Dr. Friedrich Müller in Wien, *Novara-Reise. Ethnographie.* Wien 1868.

2) Prichard, *The natural history of man.* London 1855. 8⁰. 4. edit. I. Band. S. 230, ferner Karl v. Scherzer, *Einige Beiträge zur Ethnographie China's.* Wien 1859. 8⁰. S. 2—4. Die Miao-tse (Miáu-tsz) werden auch von den Chinesen für die Ureinwohner des Landes gehalten. Vgl. auch „*Sitten und Gewohnheiten im Kwei-Tschéu*“ (*Ausland* 1872. No. 5 S. 115- 118), wo über die Miao-tse und andere wilde Stämme berichtet wird.

3) Friedr. Müller, *Probleme der linguistischen Ethnographie.* (Behm's *Geographisches Jahrbuch.* IV. Bd. S. 314.) Vgl. auch: John Chalmers, *The origin of the Chinese; an attempt to trace the connection of the Chinese with the western nations in their religion, superstitions, arts, language and traditions.* Hongkong 1866. 8⁰. Der Zweck dieses Büchleins ist, zu zeigen, dass die chinesische Nation mit uns von gleicher Abstammung ist.

Das Land der Chinesen ist ein von drei Gebirgen eingeschlossenes und von drei mächtigen Strömen durchschnittenes grosses Becken. Diese drei Flüsse sind von Norden nach Süden der Hoangho, der Yang-tse-Kiang und der Tschu-Kiang. Die Gebirge liefern alle Minerale, deren die Civilisation bedarf, während die Ebenen eine Fauna und Flora beherbergen, welche Alles darbieten, um des Menschen Bedürfnisse zu befriedigen und neue zu wecken. Auf der östlichen Seite, wo das Meer die Grenze bildet, liegen gut gegliederte Meeresküsten, um einen Verkehr zwischen den einzelnen Theilen aufkommen zu lassen, ohne jedoch zur Schifffahrt besonders zu verlocken.

So weit nun unsere historische Kunde reicht, ward dieses Land von einem Volke bewohnt, welches ohne näheren Verkehr mit den Völkern des westlichen Asien und Indiens aus sich selbst eine eigenthümliche Cultur erzeugte, welche, grundverschieden von jener des Abendlandes, eine eben so grosse, wenn nicht noch grössere Anzahl von Völkern beeinflusst hat. Diese Cultur ist wahrscheinlich älter als die westliche und steht ihr in keiner Beziehung nach; sie kann überhaupt mit dieser vermöge ihres heterogenen Charakters gar nicht verglichen, geschweige denn an ihr gemessen werden. [1])

Werden wir nach dem Alter der chinesischen Cultur befragt, so müssen wir zunächst antworten, dass vor 2000 Jahren v. Chr. die chinesische Nation noch nicht bestanden hat. Die beglaubigte Geschichte wird von den Chinesen bis auf Yao oder nach der herkömmlichen Zeitrechnung auf das Jahr 2357 v. Chr. zurückgeführt, und die vorhandenen Sagen sprechen von einem noch weit höheren Alter. Allein alle Traditionen über das Alterthum der Einwohner der „blumigen Mitte" müssen als reine Fabel angesehen werden und verdienen keine weitere Beachtung. Sie zeigen uns das Volk in einem Urzustande, wo selbst das Feuer noch zu den unbekannten Dingen gehörte; ohne feste Wohnsitze, in Thierfelle gekleidet, zogen, diesen Schilderungen zufolge, die chinesischen Urväter umher, von Wurzeln und Insecten sich ernährend [2]). Die mit Sicherheit festgestellte chinesische Chronologie reicht aber nur in relativ viel jüngere Epochen zurück, nämlich bis 775,[3]) höchstens 841[4]) v. Chr. Was man sonst aus Angaben von Sonnenfinsternissen zu berechnen versucht hat, ist durch eine sorgfältige Prüfung als durchaus unzuverlässig dargethan worden [5]).

Auf ein sehr hohes Alter weist allerdings die chinesische Spra-

---

1) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnographie.* S. XVI–XVII.

2) Prichard, *Natural history of man.* I. Bd. S. 280.

3) Nach Legge, *Chinese classics.* Part. III. Prolegomena. S. 90.

4) Nach Dr. Heinr. Plath, *Ueber die chronologischen Grundlagen der alten chinesischen Geschichte. (Sitzungsberichte der k. bayr. Akademie der Wissenschaften.* II. 1. München 1867.)

5) A. a. O. Siehe auch *„Ausland"* 1867. S. 1041.

che. Es ist dies die „Wortstammsprache,“ welche aus lauter einsylbigen Wörtern besteht, die nicht gesprochen, sondern nur mit auf- und absteigendem Tone gesungen werden; es gibt hier keine Declination oder Conjugation, je nachdem ein Wort betont wird, gewinnt es eine andere Bedeutung, es ist bald Vorwort, bald Haupt-, bald Zeit-, bald Beiwort. Dieselbe Lautgruppe vermag alle grammatischen Functionen auszuüben, ja es ist eigentlich zur Wortbildung noch gar nicht gekommen, sondern die Sinnbegrenzung der Wurzeln erfolgt nur durch die Stellung zu andern Wurzeln. Auf dieser Stufe standen vormals alle anderen höheren und höchsten Sprachen. Es gab Anfangs nur Wurzeln, keine Worte, und erst durch die Berührung von Wurzel mit Wurzel erhielt das Gedachte seine Umrisse. Die Stellungsgesetze des Chinesischen aber genügen vollständig, nicht blos für den Verkehr in Haus und auf dem Markte, für die Gesetzgeber volkreicher Gesellschaften, sondern auch für den dichterischen Liebeserguss, für den fesselnden Roman, für die Schauspiele mit Staatsactionen, ja selbst für den Philosophen, der sie dialectisch zum Aufbau wunderlicher Gedankengebäude missbrauchen will. Wie man mit einfachen Mitteln Grosses leisten kann, haben die Chinesen durch ihre Sprache gezeigt. [1])

Die chinesische Schrift.

Gleich originell und eigenthümlich ist die Schrift, welche die Chinesen zur Darstellung ihrer Sprache sich geschaffen haben. Ehe ich jedoch auf eine nähere Charakterisirung dieser eigenartigen Schrift eingehe, will ich daran erinnern, dass wir zum ersten Male der Schrift überhaupt begegnen. Niemand wird anstehen, den schreibenden Völkern einen hohen Rang in der Gesittung zuzusprechen, sie scharf zu scheiden von den schriftlosen Wilden. Die Tragweite und Culturbedeutung der Schrift hier des Mehreren auseinanderzusetzen, ist wohl nicht nöthig; sie ergibt sich aus der einfachsten Betrachtung. Man mag, wenn man will, die Schrift eine Erfindung nennen, obgleich Niemand den Erfinder zu bezeichnen weiss; richtiger wäre es statt von der Erfindung von der Entstehung der Schrift zu reden. Denn so wie die meisten menschlichen Einrichtungen und Culturbehelfe, ist auch die Schrift nicht fertig und vollendet plötzlich an's Taglicht getreten, sondern hat jede Gattung derselben eine sehr langsame Ausbildung erfahren. Die Anregungen zur Schriftbildung mögen aber wohl überall so ziemlich dieselben gewesen sein; in ihrer Ausführung sind natürlich vielfache Wendungen und Abstufungen eingetreten, so dass auch hier wieder der allgemeine Werdeprocess beobachtet werden kann. Im Zustande der Schriftlosigkeit ist

---

1) Peschel, *China und seine Cultur.* (*Ausland* 1872. No. 14. S. 315.)

der Mensch an die Gegenwart hingegeben und auf mündliche Ueberlieferung angewiesen; als Stütze des oft treulos im Stiche lassenden Gedächtnisses stellen sich dann Formen und Bräuche ein; als Vorstufen der Schriftbildung sind als Mahner dienende Gegenstände, wie Merk- und Wahrzeichen, Sinnbilder, Kerben, Marken, Knoten und Kreuze, kaum aber wie ein deutscher Forscher glaubt,[1]) die Hautmalerei aufzufassen. Untere Schriftstufen sind die Schriftbehelfe der nordamerikanischen Indianer, die Wampungürtel und Schriftgemälde, die Felsinschriften in Südamerika und die Quipuschrift der Peruaner. Ein höheres Stadium bedeutet die mittelamerikanische Hieroglyphik und über diesem noch erhebt sich das System der chinesischen Schrift so wie wir es heute kennen.[2])

Allein auch in China bedurfte die Schrift einer langsamen Reife. Die eingewanderten Stammväter der Chinesen bedienten sich wie andere Mittel- und Nordasiaten zuerst verschiedenfach verschlungener und geknüpfter Bänder oder Stränge mit Knoten, also einer Knotenschrift, wie sie sich bei den alten Peruanern und selbst bis auf die Gegenwart bei den Eingangs erwähnten Miao-tse erhalten hat. Das älteste Schriftstück ist das heilige I-King, das Buch der Diagramme, welches aus einfachen, geraden in Holz geritzten Strichen besteht. Darauf folgte als weitere Entwicklungsstufe das Abmalen von Gegenständen, die sich allmählig zur Wortschrift für Begriffe umbildete; spät erst trat die Wendung zu lautlicher Bezeichnung und die Vervielfältigung der Zeichen für das Nämliche ein. Die Ausbildung der Schrift war demnach eine sehr allmählige und viele Erfinder haben fort und fort an ihr geschaffen. So wie sie heute noch besteht, ist sie so eigenartig, dass sie zur Wiedergabe fremder, nichtchinesischer Sprachlaute principiell unfähig ist, und nur durch Annahme eines eigentlich willkürlichen, aber conventionnell bestimmten Systems nothdürftig für jenen Zweck benutzt werden kann. Zu diesem allgemeinen Nothstand tritt noch der besondere, dass gewisse, unseren arischen und semitischen Sprachen ganz geläufige Laute, wie *b*, *d*, *g*, und namentlich *r* im Chinesischen entweder ganz fehlen, oder mindestens im Anlaut des Wortes nicht gesprochen werden können.[3])

So einfach nun die Sprache und so unbehülflich die Schrift der Chinesen dem europäischen Geiste auch bedünken mag, so sind diese doch dadurch in den Besitz einer der ältesten und reichsten Literaturen der Welt gelangt. In den frühesten Zeiten gab es schon

---

1) Heinr. Wuttke, *Die Entstehung der Schrift, die verschiedenen Schriftsysteme und das Schriftthum der nicht alphabetarisch schreibenden Völker.* Leipzig 1872. 8°. In der Tätowirung, welche der gelehrte Verfasser als Aetzschrift auffasst, können wir keine Anfänge der Schrift erkennen.

2) Am Ausführlichsten und Gründlichsten erscheint die chinesische Schrift behandelt bei Wuttke. A. a. O. S. 241—421.

3) Bacmeister, *Zur Völkerkunde der alten Chinesen.* (*Ausland* 1872. No. 25. S. 578.)

fleissige Geschichtsschreiber, deren Treue zwar von einigen Seiten etwas in Zweifel gezogen wird. Auch die übrige Literätur China's, die gelehrte sowohl als die poetische, ist zu einem ungeheuren Umfange angeschwollen. Wie früh man aber eigentlich Annalen besass, ist nicht ermittelt. Im Schu-king liegt nur eine Sammlung einzelner alten geschichtlichen Documente vom Kaiser Yao bis auf Pingwang, nach gewöhnlicher Zeitrechnung von 2357 bis 720 v. Chr. vor. Wo der Schu-king aufhört, beginnt Confucius' Chronik seines Vaterlandes Lu in Schan-tung und der anderen kleinen damaligen Reiche 720—480 v. Chr.

Aelteste Culturschätze.

Der grösseren Uebersichtlichkeit halber kann man die Geschichte China's in vier Perioden zerlegen. Die erste, das halbhistorische Zeitalter beginnt mit dem mehrerwähnten Yao und reicht bis auf Confucius, also nach gewöhnlicher Annahme von 2357 bis 552 v. Ch.; die zweite Periode, das Alterthum geht bis zur Tang Dynastie, 618 n. Chr.; die dritte, das Mittelalter und zugleich die Zeit der höchsten Blüthe bis zur Vertreibung der Mongolen, 618—1368, die vierte endlich, die Neuzeit von 1368 bis auf die Gegenwart. Innerhalb dieser viertausendjährigen Lebensdauer hat China eine Entwicklungskrankheit durchgemacht, indem ein Zerfall der kaiserlichen Macht und das Emporkommen von kleinen Sonder- und Raubstaaten überstanden werden musste, bis unter den Thsin die kaiserliche Gewalt stärker denn je wieder aufgerichtet wurde. Der grösste Herrscher jener Dynastie und vielleicht der bedeutendste Monarch der chinesischen Geschichte, Schihoangti war es, der um die Mitte des dritten Jahrhunderts v. Chr. die berühmte grosse Mauer aufführen liess, nicht wie Manche gerne behaupten zur Abwehr etwaiger abendländischen Belehrungen, sondern zum Schutze der nördlichen Reichsgrenze gegen die Einfälle der Hunnen. Noch zu Confucius' Zeiten, um 550 v. Chr., erstreckte sich das Reich nordwärts nicht bis an den Yang-tse-Kiang und das Gebiet des ersten Herrscherhauses hatte noch Raum in dem grossen Ellenbogen, den der Hoangho in der Provinz Schansi bildet. Erst 537 v. Chr. wurde Tschekiang einverleibt und Südchina, das heisst Fokien, Fuangtung, Kuangsi, Kwei-tscheu im Süden der Nanlingkette durch Colonisten seit 214 v. Chr. auf friedlichem Wege erworben.

Für die Beurtheilung der alten Cultur der Chinesen ist es wichtig zu erfahren, dass die chinesische Reichschronik schon mit völlig geordneten Zuständen beginnt. Unter Yü, dem Stifter der ersten Dynastie, werden bereits Canäle ausgestochen. Im Rathe der Krone geniesst der Minister der öffentlichen Arbeiten eine bevorzugte Stellung und das Ackerland wird nach Bonitätsclassen besteuert, denn

die Chinesen waren von jeher vorwiegend ein ackerbautreibendes Volk, welches das vom Gelben und Blauen Flusse angeschwemmte Doppeldelta gegen die Strom- und Meeresfluthen sicherte und dadurch dem Ackerbau gewann. Es gab im alten China schon eine geschäftige Polizei, Passwesen und Thorschreiber; es gab ferner Jagdverbote zur Brüt- und Werfezeit, Schutz der Eier im Neste der Singvögel vor räuberischen Händen, Verbote gegen das Tragen von Waffen oder das scharfe Reiten durch die Gassen der Städte. Die Erfindung der Reitkunst muss bei den Chinesen jedenfalls sehr alt sein, da schon in der Geschichte der Dynastie Schang bei Gelegenheit einer angeblich in das Jahr 2155 v. Chr. fallenden Sonnenfinsterniss im Schuking von reitenden Mandarinen die Rede ist.[1]) Wagen sollen schon im dritten Jahrtausend v. Chr. in Gebrauch gewesen sein.[2]) Die Cultur der Seide ward seit Jahrtausenden betrieben;[3]) irdenes Geschirr kannte man ebenfalls seit dem grauesten Alterthume, während die Porcellanbäckerei sich erst etwa 187—185 v. Chr. entwickelte und 130 v. Chr. die Rebe gleichzeitig mit dem an die *herba medica* erinnernden Kraute Moso, einem vorzüglichen Pferdefutter, nach dem Reiche der Mitte eingeführt wurde. Der Thee war ursprünglich nicht bekannt; wohl desshalb, weil sich die damaligen Reichsgrenzen noch nicht über die botanische Heimat des Theestrauches, nämlich über den Süden erstreckten. Indessen scheinen doch einige wenige und dunkle Aussprüche bei sehr alten chinesischen Schriftstellern darauf hinzudeuten, dass der Thee wenigstens als medicinische Drogue bereits lange vor der christlichen Zeitrechnung bekannt war;[4]) das Theebrauen ward aber erst durch buddhistische Mönche verbreitet und ist vielleicht nicht älter als unsere Zeitrechnung. Papier war noch nicht erfunden, man schrieb auf Bambustafeln, auch wurden Begebenheiten wohl in Erz verewigt. Die Erfindung des Papieres fällt aber erst in das Jahr 153 v. Chr., jene der Tusche[5]) gar in die Epoche 220—419 n. Chr. Dass die Chinesen die grössten und weittragendsten Erfindungen der Neuzeit, nämlich den Buchdruck und die Bereitung des Pulvers, welch letzteres sie allerdings nur zu Feuerwerken verwandten, schon lange vor uns besassen, ist erwiesen;

---

1) Max Jähns, *Ross und Reiter in Leben und Sprache, Glauben und Geschichte der Deutschen.* Leipzig 1872. 8°. II. Bd. S. 7.

2) Wells-Williams, *Das Reich der Mitte.* Uebers. v. Collmann. Cassel 1852. 8°. I. Bd. S. 490 u. 530 und Adolf Schlieben, *Die Pferde des Alterthums.* Neuwied & Leipzig 1867. 8°. S. 19.

3) Die chinesischen Seidenzeuge werden bereits vom Propheten Ezechiel (XVI, 13) erwähnt.

4) *Ausland* 1872. No. 39. S. 924.

5) Siehe J. Goschkewitsch, *Ueber die Methode der Tuschbereitung* in: *„Arbeiten der kais. russ. Gesandtschaft zu Peking über China."* Aus dem Russ. von Dr. C. Abel und F. A. Mecklenburg. Berlin 1858. 8°. II. Bd. S. 481—493.

in Bezug auf den Buchdruck [1]) blieben sie bei der Herstellung hölzerner Platten stehen; sie mussten es wegen der Eigenthümlichkeit ihrer Spiache; zwar soll auch bei ihnen die Kunst, mit beweglichen Lettern zu drucken (1041—1049 n. Chr.), erfunden worden sein; natürlich waren es keine beweglichen Buchstaben, sondern die cursiv gewordenen Sylbenbilder der chinesischen Schrift, die auf beweglichen Stücken aus Porcellan zusammengesetzt wurden. Diese Kunst musste aber wieder in Verfall gerathen, weil der Letterndruck doch nur bei Buchstabenschrift mit grossem Erfolge sich anwenden lässt. Von allen Völkern der Erde sind die Chinesen das einzige, welches liest, schreibt und druckt, ohne das Buchstabiren erfunden zu haben. [2])

Damit sind jedoch die materiellen Culturschätze der Chinesen noch nicht erschöpft. Die Nordweisung der freischwebenden Magnetnadel kannten sie seit 121 n. Chr., vermochten aber weder von ihr noch von den anderen nautischen Instrumenten den gehörigen Gebrauch zu machen. Ihre Fahrten erstreckten sich daher in der Regel nicht weiter als nach Japan, den Philippinen, Java und der Halbinsel Malakka, ausnahmsweise einmal nach Dschidda im Rothen Meere. Damit soll übrigens nicht etwa angedeutet sein, dass den Chinesen der Handelsgeist fehlte; ganz das Gegentheil ist der Fall. Geprägtes Metallgeld besassen sie zwar nicht, Papiergeld dagegen haben sie schon seit 109 v. Chr. in Umlauf gesetzt. Mit Zahlen wussten sie überhaupt von jeher geschickt umzugehen; sie sind nicht nur die Erfinder des Rechnenbrettes, [3]) sondern sie verwenden beim Kopfrechnen die Glieder der Finger an der linken Hand als Ziffern bis zu einer Grösse von 99999 [4]) und zwar so, dass jeder Finger vom kleinen angefangen einen höheren decimalen Stellenwerth besitzt als der nächste. Da sie nach dem Decimalsysteme zählten, ihrer Zeiteintheilung sogar an Stelle unserer Wochen Decaden zu Grunde gelegt hatten [5]) und den Pythagoraeischen Lehrsatz, wenn auch in graphischer, rein empirischer Weise kannten, so bleibt der sich bis in die Gegenwart erhaltende Gebrauch des Rechnenbrettes immerhin eine auffallende Erscheinung.

---

1) *Chinese writing and printing.* (*Chambers Journal* No. 482.)

2) Peschel, *China und seine Cultur.* (*Ausland* 1872 No. 14 S. 314.)

3) Siehe darüber Goschkewitsch, „*Ueber das chinesische Rechnenbrett*“ in „*Arbeiten der kais. russ. Gesandtschaft*“ I. Bd. S. 296—310.

4) *Ausland* 1868 S. 718. *Fingerrechnen bis 100000 in China*, dann *Chinesische Arithmethik* (*Aus der Natur* 1873 No. 6 S. 94).

5) *Ausland* 1867 S. 1040.

Die angebliche Erstarrung der chinesischen Cultur.

Die hier aufgezählten Erfindungen und Culturbereicherungen zwingen uns nicht nur eine hohe Achtung vor dem Höhepunkte der alten chinesischen Gesittung ab, sondern sie lassen auch noch eine andere Thatsache durchschimmern, woran die Meisten ahnungslos vorübergehen. Man gefällt sich darin, China als eine erstarrte Säule darzustellen, als ein Volk, dessen Cultur sich seit Jahrtausenden nicht von der Stelle bewegt habe, dem der Fortschritt ein völlig unverständlicher Begriff sei. Neuerdings las man zur grelleren Bezeichnung dieser Zustände sogar das Wort „Versteinerung.“ [1]) Diese aus einer nur oberflächlichen Kenntniss des chinesischen Gesittungsganges geschöpfte Ansicht wird zunächst durch die oben vorgebrachten Zeitangaben widerlegt, welche stillschweigend ergeben, dass die Bewohner des himmlischen Reiches fort und fort theils durch eigenes Nachdenken, theils durch Aufnahme fremder Gedanken ihre Zustände verbessert haben. Dabei haben wir die technischen Fortschritte ausschliesslich im Auge gehabt; es lässt sich aber leicht zeigen, dass auch auf den anderen Gebieten des Volkslebens kein Stillstand stattgefunden. Oder wäre das etwa „Versteinerung“ zu nennen, wenn auf religiösem Felde drei neue Religionssysteme auftreten, Wurzel fassen und jedes für sich eine weite Verbreitung finden können? Sind diese Systeme auch zum Theil nur philosophische Speculationen, so ändert dies doch nichts an der Thatsache selbst. Oder ist darin etwa eine Versteinerung zu erblicken, dass das chinesische Alterthum kein Privateigenthum am Grundbesitze kannte, die Gegenwart aber wohl? Muss nicht mit einer so einschneidenden Veränderung eine bedeutungsvolle Umgestaltung der socialen Verhältnisse Hand in Hand gegangen sein? So weit sich die chinesische Entwicklung überschauen lässt, muss auch hier eine stete Bewegung zugestanden werden, auch hier ist das Völkerleben in beständigem Flusse. Wahr ist, dass dieser nicht mit so gewaltigem Toben und Gepolter über Katarakte stürzt, wie bei anderen Nationen, sondern im ebenen Bette einer stillen Entwicklung ruhig dahinfliesst, dass er aber versiegt sei, ist eine nicht zu rechtfertigende Behauptung. Dies soll noch durch eine weitere Betrachtung der chinesischen Cultur illustrirt werden.

Die Nahrung eines Volkes ist bedingt durch das Land, welches es bewohnt und dessen Klima, durch seine Beschäftigung — ob es ein ackerbauendes oder Jäger-, Hirten- und Fischervolk ist — dann auch durch seinen auswärtigen Verkehr; was aber die Zubereitung der Speisen betrifft, durch seine technische Geschicklichkeit. Obwohl

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 97.

nun die Chinesen niemals ein Nomadenvolk gewesen, so hielten sie doch auch Vieh, und Jagd wie Fischfang waren ihnen nicht unbekannt. Sie lebten von Fleisch- und Pflanzenkost. Auch Fische wurden gegessen und selbst Hundefleisch nicht verschmäht; bei einer Hungersnoth oder einer Belagerung wurden wohl auch Menschen verzehrt; doch galt im Allgemeinen das Schlachten von Thieren dem milden Sinne ihrer Weisen für etwas Abstossendes. Selbst in dieser so materiellen Ernährungsfrage haben die späteren Zeiten eine Neuerung gebracht; auch auf diesem Gebiete ist man in China nicht stehen geblieben oder erstarrt, denn von der jetzigen grossen Entenzucht und dem künstlichen Ausbrüten der Eier findet sich im Alterthum noch keine Spur. Ueberhaupt ist der Chinese der Gegenwart pantophag geworden, d. h. er isst Alles, selbst Holothurien, bei deren Anblick schon den Ungewöhnten ein leises Schaudern anwandelt. Früher war aber selbst die Kost vollständig normirt und auf gewisse Dinge beschränkt gewesen. Die Pflanzenkost bestand zunächst aus fünf Feldfrüchten, Reis, den zwei Hirsearten *Schu (Milium globosum)* und *Tsi (Holcus sorghum)*, dem Sommerweizen und dem *Panicum verticillatum (So)*. Dass die Chinesen sich nicht sorgfältig gegen jede Neuerung verschlossen, zeigt, dass sie später unter ihre Nahrungsmittel auch den Mais aufnahmen, der wahrscheinlich erst nach der Entdeckung Amerika's in's Land gekommen ist. Auch das Zuckerrohr ist erst später angebaut worden und die Kenntniss der Zuckerbereitung verdanken sie erst den Indern. Die feineren Gewürze, wie die Gewürznelke, der Kardamom, die Muscatnuss und die Muscatblüthe, dann Kampher und das Aloeholz kamen erst 630 n. Chr. aus dem Süden, d. i. wohl aus dem indischen Archipel nach China. Dass mit dem Import solcher Artikel gleichzeitig eine allgemeine Verfeinerung der Genüsse Platz greifen musste, leuchtet ein. Was die Getränke betrifft, so wurde schon erwähnt, dass der Thee *(tscha,* in Fo-kien *te)*, der jetzt in China eine so grosse Rolle spielt, den alten Chinesen noch unbekannt war; eben so aber Kuhmilch, und Butter und Käse sind noch jetzt nicht in Gebrauch. Da sich aber fast kein Volk der Erde nennen lässt, welchem der Genuss berauschender Nahrungsmittel fremd wäre, so besassen auch die Chinesen schon von Alters her ihren Wein, nämlich ein gegohrenes Getränke aus Reis oder Hirse und die ältesten Schriftdenkmale enthalten schon Klagen über das unmässige Zechen. Hanfpräparate waren bereits im 3. Jahrhundert unserer Zeitrechnung als chirurgische Betäubungsmittel gebräuchlich. Die Chinesen bezeichnen die Pflanze mit dem auf das Sanscrit weisenden Namen *Huang*. Zur Zubereitung der Speisen diente nebst dem Essig das Salz, dessen Gewinnung schon in den entferntesten Zeiten eben so hoch geachtet wurde, wie der Ackerbau. Im Alterthume wurde in China das Salz vorzugsweise durch Auskochen aus dem Seewasser gewonnen; erst unter der

Dynastie Tan, seit 620 n. Chr., fing man an, das Salz aus dem Wasser der Landseen mittelst Austrocknens an der Sonne zu ziehen. [1]) Und um noch einen anderen Culturfortschritt aufzuzählen, sei noch hinzugefügt, dass die alten Chinesen ihre Mahlzeiten auf der Erde sitzend, auf Matten einnahmen. Stühle und Tische sollen erst unter der Dynastie Liang, 502—556 n. Chr., aufgekommen sein. [2])

Ist schon, wie hieraus hervorgeht, auf diesem Gebiete des Volkslebens von einem Stillstande, einem Stehenbleiben keine Rede, so ist dies noch weniger im übrigen der Fall. Das alte China war kein erobernder Staat; die Urbevölkerung wurde nicht wie anderwärts unterjocht, sondern trat allmählig in den chinesischen Culturstaat ein. Das alte China kannte daher auch keine Sklaverei, wenigstens keine Privatsklaven; dagegen lebte stets die Frau vom Manne, der Sohn vom Vater in beständiger Unterworfenheit, so dass, so lange dieser lebte, er nicht einmal Eigenthum erwerben konnte. Schon oben habe ich der tiefeingreifenden Veränderungen gedacht, welche das Eigenthum am Grundbesitze in China durchgemacht hat; im Alterthume gab es wie gesagt gar keinen Privatgrundbesitz; unter den ersten drei Dynastien war der Staat der einzige gesetzliche Eigenthümer aller Ländereien, welche er zur Bearbeitung unter die Familien vertheilte. Jeder musste ausserdem einige Tage im Jahre frohnen, um die öffentlichen Arbeiten, Wege, Canäle u. dgl. zu beschaffen. Ganz China erscheint also in dieser alten Zeit wie ein grosses Pachtgut oder eine Reihe von grossen Landgütern. Erst seit Gründung der vierten Dynastie (seit 230 v. Chr.) bildete sich das Privateigenthum am Grundbesitze immer mehr aus. Ein aufmerksames Studium der mannigfachen Phasen, in welche die Grundbesitzfrage in China getreten, lehrt, dass jede derselben nicht nur, wie leicht begreiflich, eine sociale Umwälzung zur Folge gehabt, sondern auch stets die Denkkräfte der chinesischen Staatsmänner auf das Regste angespannt hat. Wohl und Wehe der immer mehr anschwellenden Bevölkerung hiengen von der jeweiligen Regelung dieser hochwichtigen Frage ab, welche an sich allein genügte, die Geister nie in Stagnation verfallen zu lassen. [3])

Bei den angedeuteten Verhältnissen des Grundeigenthums im alten China konnte von einer Ausbildung des Privatrechtes, wie später in Europa, nicht die Rede sein. Blieb aber die Entwicklung

---

1) P. Zwehtkoff, *Bemerkungen über die Salzproduction in China. (Arbeiten der kais. russ. Gesandtschaft.* II. Bd. S. 497.)

2) Dr. Joh. H. Plath, *Ueber die Nahrungsweise der alten Chinesen nach den Quellen. (Ausland* 1869 No. 51 S. 1212—1214.)

3) Für eine eingehendere Erörterung dieser gemeiniglich sehr oberflächlich abgefertigten Frage fehlt hier leider der Raum; dankenswerthe Belehrung findet der Leser aber in der interessanten Schrift von J. Sacharow, „*Ueber das Grundeigenthum in China*" *(Arbeiten der kais. russ. Gesandtschaft.* I. Bd. S. 1—45.)

des Privatrechtes beschränkt, so war die Polizeigesetzgebung um so ausgedehnter. Es fanden fortwährende Zählungen des Volkes in den einzelnen Districten statt, die dann von den höheren Behörden zusammengestellt wurden, um darnach eine genaue Uebersicht der gesammten Bevölkerung zu haben. Ehelosigkeit war im alten China nicht Sitte; ein eigener Beamter hatte daher für die Verheirathung der Unverehelichten zu sorgen; er schlichtete auch alle Ehestreitigkeiten, die nicht criminell waren, und führte genaue Geburtslisten. Man begreift, wie in dem durch und durch organisirten Reiche und bei der Freude, welche die Chinesen überhaupt am Kindersegen haben, sie zu einem Volke von mehr denn 300 Millionen Köpfen anschwellen konnten.

Es gab ferner besondere Aufseher über die Berge, Wälder, Wasserläufe und Teiche; besondere Beamte hatten die Canäle und Gräben anzulegen, andere für Reinlichkeit der Strassen zu sorgen; es gab eine eigene Marktpolizei und eine Passpolizei unter besonderen Passbeamten. Wer eine längere Reise antrat, bedurfte eines Passes mit Angabe des Wanderzieles. Nachtwächter patrouillirten die Nacht hindurch und verhafteten die Herumschweifenden. Was die Criminalgesetzgebung betrifft, so besass dieselbe keine bestimmte Definition der einzelnen Verbrechen, und fiel dort manches dem Criminalrecht anheim, was im Abendlande nur ein Vergehen gegen die Moral ist. Bemerkenswerth ist, dass der Chinese ein Recht des Aufstandes gegen tyrannische Herrscher anerkennt. Die Strafen waren im Allgemeinen nicht zu hart, wenn auch einzelne Tyrannen besonders grausame Strafen ersannen. Tortur und Gottesurtheile kannte man nicht. Vor Gericht galt kein Unterschied der Stände oder des Geschlechtes. [1])

Im Wesentlichen haben sich diese Einrichtungen im Laufe der chinesischen Geschichte hindurch erhalten, wenn auch jede einzelne ihren eigenen Gestaltungsprocess durchlief. Denn es lässt sich nicht läugnen, dass der Chinese mit einer gewissen Leidenschaft am Alterthümlichen und Uranfänglichen hängt. Dies auch der Grund, warum er bei ungenügend tiefer Betrachtung noch so zu sagen auf einer der ersten Stufen zu stehen scheint, auf welcher sich die menschliche Gesellschaft zu gliedern beginnt. Ein jeder Befehl in China kommt aus väterlichem Munde, Gehorsam ist die erste heilige Kindespflicht, und Todesstrafe droht Jedem, der sich an seinen Eltern vergreifen wollte. Die unbedingte Macht der Monarchen gründet sich auf den Rechtssatz, dass sie die Väter der chinesichen Gesellschaft sind. Die Machtfülle der bürgerlichen Obrigkeit beruht wesentlich nur auf dem moralischen Ansehen, denn China hat als stehendes Heer nur seine acht Banner Mandschu-Soldaten, jedes von 10,000 Mann, die

---

1) *Gesetz und Recht im alten China.* (*Ausland* 1867 No. 25 S. 609—612, nach Plath, Forschungen in den *Abhandlungen der königl. bayer. Akademie der Wissenschaften.*

sich in dem weiten Reiche vollständig verlieren. [1]) Die Diener der öffentlichen Sicherheit sind an Zahl ebenfalls verschwindend klein, so dass der Mandarin einer Provinz oder Stadt von physischen Zwangsmitteln völlig entblösst ist. Wohl darf es unsere Bewunderung, fast unseren Neid erregen, dass 300 Millionen Menschen mit einem geradezu geringfügigen Aufwand von Staatssöldnern ohne Störung ihren Beruf verfolgen. So etwas ist nur denkbar innerhalb einer Gesellschaft, die seit Jahrtausenden bereits den Schulzwang eingeführt hat, welche kein Amt verleiht ohne günstig bestandene Prüfung, wo jedes Verdienst erworben sein will, und wo es keinen erblichen, sondern nur einen persönlichen Adel gibt. Freilich müssen wir auch der Schattenseiten gedenken, welche diese Sparsamkeit am Verwaltungsaufwande mit sich bringt. Leben und Eigenthum geniessen in China nur eine mangelhafte Sicherheit, die Küstengewässer werden ohne Unterlass von Piraten beunruhigt, und es hat fast nie eine Zeit gegeben, wo in dem grossen Reiche nicht irgend ein Aufruhr geherrscht hätte. Der Hang zu geheimen Gesellschaften, den die Chinesen auch als Auswanderer überall mitbringen, trägt das meiste dazu bei, dass die Fackel des Bürgerkrieges bald da, bald dort auflodert.

Familien- und Geschlechtsleben.

Auch sonst haben die Chinesen gleich anderen Völkern manche Sitte aus grauer Vorzeit noch rein bewahrt. Wir rechnen dazu die Scheu vor Ehen zwischen Blutsverwandten, die bei ihnen bekanntlich so weit geht, dass sie nur Frauen heirathen, die einen anderen Familiennamen führen. Diese Familiennamen reichen hinauf in ein ehrwürdiges Alterthum. Während in Europa selbst Dynastien ihre Ahnherren urkundlich höchstens ein Jahrtausend zurückverfolgen können, leben in China noch Nachkommen des Kung-fu-tse, die nicht bloss ihren Stammbaum bis auf diesen Moralphilosophen zurückführen, sondern auch beweisen können, dass ihr Ahnherr selbst wieder seinen Familiennamen schon 1121 v. Chr. nachweisen konnte. So erklärt sich der Sinn der spöttischen Frage, welche die Chinesen an die europäischen Fremdlinge richten: „Habt ihr auch Familiennamen?“ nämlich so altbeglaubigte wie wir. Jene Scheu vor blutsnahen Mischungen theilen die Chinesen mit Völkern, deren Zustände uns die frühesten Stufen der Gesittung noch vergegenwärtigen, nämlich mit den Australiern, den Arowaken Guyana's, den Ostjaken und den Samojeden, bei denen stets die Ehe der Namensverwandten verboten war, sowie mit den Kafirn und Hottentotten, welche letztere jede Blutschande mit dem Tode bestraften. Umgekehrt finden wir

1) Dies gilt natürlich nicht mehr von der allerneuesten Zeit.

gerade bei Völkern von hohem Culturschliff das Gegentheil. Bei den Inca-Peruanern, bei den Aegyptern, und zwar nicht nur unter den Ptolemäern, sondern sogar im alten Reiche, endlich bei den Altpersern und den Altgriechen war die Ehe selbst mit der Schwester verstattet, der wir doch in Bezug auf die Blutmischung näher stehen als selbst unseren Müttern oder Töchtern. Das alterthümliche Gepräge des Chinesenthums hat den Irrthum veranlasst, dass wir dieser Nation Abneigung gegen Fortschritte zuschreiben. [1])

Wenn Auffrischung des Blutes in China als Grundsatz stets befolgt wurde, so haben aber die Beziehungen der Geschlechter zu einander nicht dieselbe Stabilität aufzuweisen. Als das höchste Glück schätzt zwar auch heute noch der Chinese das Familienglück und die Ehe ist ein hochwichtiger Act; die Stellung der Frau besitzt in China eine sociale Geltung, wie kaum irgendwo im Oriente, und für weibliche Tugenden hat der Chinese ein feines Verständniss. Allein die Reinheit der ehelichen Verhältnisse ist im Laufe der Zeit durch die eingerissene Sittenverderbniss, wenn dieser Ausdruck zulässig, wesentlich beeinträchtigt worden. Und darin wieder ist kein Stillstand bemerkbar. Die sogenannte Sittenverderbniss steht nämlich in directem Verhältnisse zum Wachsthume der Civilisation; obwohl sie oft genug den Untergang von Völkern beschleunigt hat, ist sie doch durchaus kein Rückschritt, sondern eine ganz natürliche Entwicklungsphase. Ein Blick auf die frühesten Zustände der gesitteten Völker lehrt, dass sie von einer grösseren Einfachheit der geschlechtlichen Sitten begleitet waren, wobei jedoch keineswegs eine den Begriffen des Alltagslebens entsprechende „Moralität" gemeint ist. Vielmehr wurden nach einem alten classischen Sprüchworte manche Dinge in ihrer primitivsten Natürlichkeit aufgefasst und darnach behandelt. Die Scham wie das Erröthen sind von keiner übersinnlichen Macht in den Menschen gelegt, sondern haben wohl ursprünglich überhaupt eben so wenig bestanden wie gegenwärtig noch beim Thiere. Sie haben sich erst mit dem Heraustreten aus den Urzuständen eingestellt und sind ein Product der wachsenden Gesittung. [2]) So darf man mit Gewissheit annehmen, dass nirgends die monogamische Ehe das Ursprüngliche, Natürliche ist, sondern erst mit der Zeit, tieferer Einsicht und veränderten geistigen Bedürfnissen aus der Polygamie sich entwickelt hat. Für die Richtigkeit dieser Ansicht spricht der gewichtige Umstand, dass es kein Volk auf Erden, ob roh oder gebildet, gibt, wo neben den wie immer geregelten ehelichen Beziehungen der Geschlechter nicht auch noch eine mehr oder minder ausgebreitete Prostitution herrscht. Die Prostitution ist aber auch,

---

1) Peschel, *China und seine Cultur.* (*Ausland* 1872 No. 14 S. 316.)

2) Siehe hierüber das interessante Capitel über das Erröthen bei Darwin, *The Expression of the Emotions in Man and animals.* London 1872. 8°

wie überzeugend nachgewiesen wurde, so alt als die Geschichte unseres Geschlechtes und entwickelt sich mit zunehmender Gesittung, so dass man sagen darf, man könne aus den mehr oder minder präcisirten Formen derselben genau eben so richtig auf die Culturhöhe eines Volkes schliessen, wie aus jenen des ehelichen Lebens selbst. Je höher die Begriffe von der Strenge der ehelichen Bande, desto entwickelter im Allgemeinen das Gewerbe der Prostitution. Für diese Erscheinung gibt es eine eben so einfache als natürliche Erklärung. Die Prostitution ist nichts anderes, als die Folge der grösseren Einschränkung eines Naturtriebes, welche die zunehmende Cultur erheischt, dessen Befriedigung aber ein ewiges Bedürfniss des menschlichen Thieres bleibt. Da in den Anfängen die Ehe selten in ihrer vollen Reinheit auftritt, sondern gewöhnlich noch vermischt mit Polygamie, so steht natürlich auch die Prostitution, welche, wie an anderer Stelle gezeigt werden soll, verschiedene Gestalten annimmt, auch noch auf tiefer Stufe. In China kann man dies recht wohl beobachten. Trotz aller Freude am Kindersegen, trotz der Heiligkeit, welche so zu sagen der Ehe innewohnte und die Gattin mit einem besonderen socialen Schimmer umstrahlte, war dem Chinesen von jeher das Halten von Concubinen *(Tsie)* in unbestimmter Anzahl neben der einen Frau *(tsi)* verstattet. Aus den in den zahlreichen Romanen [1]) und Sittenschilderungen der chinesischen Schriftsteller eingestreuten Bemerkungen, Anecdoten u. dgl. ist das Zunehmen der Prostitution und die Ausbildung ihrer Formen ersichtlich; wenn also gegenwärtig im chinesischen Reiche die Prostitution eine Ausdehnung und Ausbildung gewonnen hat, von welcher man sich nur schwer eine Vorstellung machen kann, [2]) so lässt sich daraus der vollständig sichere Schluss ziehen, nicht nur dass sich das sociale Leben im Allgemeinen erheblich verfeinert hat, sondern dass auch die ehelichen Beziehungen in so ferne eine Veränderung erlitten haben müssen, als die Bande gegenwärtig straffer geschnürt sind denn zuvor. Es ist also auch hier von einem Stillstande nichts zu bemerken. Mit der Entwicklung der Prostitution ist aber nicht im Geringsten eine Degradation des Weibes und seiner socialen Stellung verbunden, und nichts ist falscher, als für die chinesische „Frau“ die entwürdigende Stellung einer Sklavin anzunehmen. [3]) In der Familie ist allerdings der Hausvater unumschränkter Gebieter und im Leben sind die beiden Geschlechter von einander strenge geschieden, so dass

---

1) Z. B. „Die Oelverkaufsbude, welche das schönste Mädchen hatte“, — „Der Weisheitsbeutel“ – „Erotica aus dem Jaspisthurm.“

2) Gustav Schlegel, *Iets over de prostitutie in China. (Verhandelingen van het Batav. Genootschap van Kunsten en wetenschappen.* XXXII *Dect.* 1866. 4°) und Dr. C. v. Scherzer, *Zur Geschichte der Prostitution in China. (Ausland* 1867 No. 2 S. 34—39, No. 3 S. 57—61.)

3) Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 74.

dem Weibe, welches sich in China durch Bescheidenheit und Eingezogenheit auszeichnet, als Wirkungskreis nur die Familie bleibt; allein alle Beobachter stimmen darin überein, dass der „moralische“ Standpunkt der chinesischen Frauen trotz der obengeschilderten Verhältnisse immer noch ein höherer sei, als jener der Damen des alten Rom.

Religiöse Entwicklung.

Nicht ohne Absicht habe ich in der bisherigen Schilderung der chinesischen Cultur die materielle Seite in den Vordergrund gerückt, denn diese ist es allemal, welche zunächst sich geltend macht im Völkerleben und auf ihr erst baut sich die geistige Entwicklung auf. Niemand vermag ein Volk von hoher Geistesstufe zu nennen, wo nicht die Culturfortschritte an materielle Errungenschaften gebunden wären. Selbst die Religion, dieser hohe Ausdruck der Geistesentfaltung, erhebt sich erst auf der Basis der materiellen Cultur; da sie gewöhnlich mit der Ausbildung des Staatswesens Hand in Hand geht, so ist es sicher, dass sie auf die socialen Zustände nicht ohne tiefen Einfluss bleibt und bei verschiedenen Religionssystemen auch die Staaten sich anders gestalten; allein eine Wechselbeziehung in umgekehrtem Sinne ist, wenn auch bisher noch sehr wenig untersucht, nicht minder wahrzunehmen. Ein durchaus verfehltes Beginnen scheint mir daher, wenn, wie dies meistens geschieht, die geistige Entwicklung fast ausschliessliche Berücksichtigung findet, und besonders die Kämpfe auf religiösem Gebiete, sei es nun dafür oder dawider, als Angelpunkte dargestellt werden, um welche sich alle Cultur drehe. Höher als die Religion steht die Wissenschaft, denn sie ist es, die im ewigen Kampfe gegen den Irrthum die ersten und die letzten Waffen leiht und schärft, und wer möchte es verkennen, dass selbst das stolze Wissensgebäude der Gegenwart in letzter Instanz auf rein materieller Grundlage ruht. Ohne Glasguss wären niemals die Tiefen des Himmelsraumes erschlossen worden, ohne Metalle die heutige Industrie eine Chimäre. Auf die Verbesserung der äusseren materiellen Lage ist der Mensch zuerst bedacht und in der Erfindung verdient der Geist seine ersten Sporen. Mit der Erfindung beginnt aber zugleich die Geschichte der Wissenschaft; jede Erfindung bereichert den menschlichen Geist um ein Stück Wissen, wäre es auch noch so gering. Darin wird nichts durch den Umstand geändert, dass bei zunehmender Kenntniss aus dem Wissen manche Erfindung hervorspriesst und nichts dadurch, dass gewisse Erfindungen mit Nothwendigkeit geschehen. Und da auch die Religion nichts anderes ist als eine solche nothwendige, aber vorgeschichtliche Erfindung des Geistes, so ist sie auch culturgeschichtlich nichts Ursprüngliches, Aprioristisches, darf also keinen

Anspruch auf eine so ausschliessliche Berücksichtigung erheben, wie dies gegenwärtig so häufig beliebt wird.

Die alte Volksreligion der Chinesen, wie sie in ihren canonischen Büchern niedergelegt ist, hängt mit dem Schamanismus der übrigen hochasiatischen Race zusammen, aus welchem sie sich entwickelt hat. Der Schamanismus gründet sich auf die Verehrung der grossen Naturdinge, wie Sonne, Mond, Sterne, Himmel, Erde, Berge, Flüsse, Seen, Feuer u. s. w., so wie der Geister der abgeschiedenen Vorfahren. Gegenstand der Verehrung der alten chinesischen Volksreligion sind demnach die drei Grundwesen *(san tsai)*; der erhabene Himmel *(hoang tian)*, die Erde *(ti)* und der Mensch *(dschin)*. Der Himmel breitet sich über Alles aus, die Erde trägt und nährt Alles und aus der Vereinigung beider entsteht Alles — und auch der Mensch. Die ganze Natur ist von Geistern belebt, denen man gleich den beiden grossen Erzeugern des Alls, Himmel und Erde, opfern muss. Im Uebrigen ist diese Religion von überraschender Einfachheit; sie kennt keine Offenbarung, es gibt nur eine heilige, unabänderliche Ordnung der Natur; trotz der Opfer, [1]) welche vorgeschrieben waren, kennt sie keinen Priesterstand, weder Götterbilder noch Tempel; da es keinen Priesterstand gab, so bildete sich auch keine Dogmatik aus, es gibt keinen ausserweltlichen Gott und keine Schöpfung der Welt durch denselben aus Nichts. Beide Sätze erscheinen dem Chinesen absurd. Obwohl er an eine Fortdauer der Seele nach dem Tode glaubt, kennt er dennoch weder Belohnung noch Strafe; vielmehr glaubt er, dass den Thaten schon hienieden Belohnung und Strafe unmittelbar nachfolge. Die Idee einer Erbsünde ist dem Chinesen vollständig unbekannt. Nur der Manencultus hat sich stark entwickelt und in einer Hinsicht als ein Culturhemmniss erwiesen, denn gewiss hätten die Chinesen schon Eisenbahnen erbaut, wenn nicht die Scheu, bei einem Durchstich auf alte Begräbnissplätze zu stossen und die Ruhe der Todten zu stören, das Gewissen eines Volkes belasten müsste, das eifrig dem Ahnendienst obliegt. [2])

Diese in kurzen Zügen geschilderte Religion ist die noch heutzutage in China officielle. An ihr, die, wie man sieht, kaum mehr denn ein verblümter Materialismus ist, wurde stets von den Personen gewöhnlicher Durchschnittsbildung festgehalten. Die Philosophen vertieften dieselbe zu einem System mit zwei Principien an der Spitze, einem starken, männlichen *(yang)* und einem schwachen, weiblichen *(yin)*. Aus der Verbindung beider ist die Welt hervorgegangen.

---

1) Von den frühesten Zeiten an haben die Chinesen gesucht, Schang-ti „die höchste Gottheit" mit dem Blute von Stieren und Ziegen zu versöhnen. Sie brachten ebenfalls Brandopfer wie die Juden. *(Ausland* 1868. S. 398.)

2) Siehe: „*Moralische Hindernisse des Eisenbahnbaues in China.*" *(Ausland* 1869. S. 768.)

Diese alte Volksreligion erhielt etwa 500 Jahre v. Chr. eine weitere Ausbildung durch einen Zeitgenossen des Pythagoras, Confucius *(Kung-fu-tse)*, [1]) der im Grunde aber nichts that, als dieselbe in ein politisch-moralisches System zu bringen; [2]) seine Lehre beschäftigt sich nämlich ausschliesslich mit dem Staate und der Grundlage desselben, der Familie. Auf ein Jenseits oder die Gottheit geht sie gar nicht ein, sie verwirft sogar den Glauben an die Unsterblichkeit der Seele, und ist also gleichfalls ein feinerer Materialismus. Es mag allerdings befremden, in China vor dritthalbtausend Jahren eine Weltanschauung allgemein verbreitet zu finden, nach welcher die gesittete Menschheit Europa's in der Jetztzeit theilweise noch erfolglos strebt, allein auch in China konnte dem gemeinen Volke mit den verschiedenen Bedürfnissen und Anliegen des Gemüthes eine Religion ohne Priesterstand und Dogmatik, welche über diese Welt nicht hinausgeht, auf die Länge der Zeit keine vollkommene Befriedigung gewähren. Bei diesem fanden zwei andere Religionen, vor Allem auf die Bedürfnisse der Phantasie und des Gemüthes berechnet, grossen Beifall. Die erstere ist die Tao-Religion. Das Wort *tao* bedeutet ursprünglich „Weg", dann ein thätiges Princip, von dem etwas ausgeht. Der Gründer dieser Secte ist Li-pe-yang, gewöhnlich Lao-tse genannt, ein Zeitgenosse des Confucius und 604 v. Chr. in der heutigen Provinz Honan geboren. Zweck dieser Secte [3]) ist die Befreiung des Menschen von den Uebeln durch Enthaltsamkeit von den Genüssen dieser Welt und durch Bezähmung und Ausrottung der Begierden; sie zeigt zudem eine nahe Verwandtschaft mit der christlichen Lehre von der allgemeinen Liebe, so dass die jesuitischen Missionäre des XVII. und XVIII. Jahrhunderts annahmen, es müsse das Geheimniss der christlichen Lehre den Chinesen ein halbes Jahrtausend vor Christi geoffenbart worden sein. Während die Anhänger des Confucius die Heilung der menschlichen Uebel auf praktische Weise versuchen, indem sie empfehlen, den Grund dieser Uebel, den Menschen, von seiner frühesten Jugend an in Zucht zu nehmen und dann den vollen Genuss des Lebens gestatten, ja sogar Staatsämter sowie Ehrenstellen als das höchste vom Menschen Erreichbare darstellen, sind die Anhänger Lao-tse's darüber ganz entsetzt, wenden denselben den Rücken und empfehlen Abtödtung, Entsagung und Zurückgezogenheit von allen Geschäften des täglichen Lebens

---

1) Confucius (in seiner Kindheit genannt *Tschung-ne*) wurde geboren 549 v. Chr. im Staate Lu, im Districte Kiu-fu-hien der jetzigen Provinz Schan-tung und starb 477 v. Chr. Das beste mir bekannte Werk über den chinesischen Moralisten ist jenes von James Legge, *The life and teachings of Confucius with explanatory notes.* London 1867. 8°

2) Max Müller, *The works of Confucius* (in seiner „*Chips of a german workshop.*" London 1867. 8° I. Bd. S. 304—313.

3) Ueber die Lehren Lao-tse's siehe *Ausland* 1870 S. 1119.

als das einzige Mittel der Befreiung. Ihnen gilt daher der faule, beschauliche Einsiedler für den vollendetsten der Menschen. Man kann sich also keinen grösseren Gegensatz denken, als jenen zwischen den Schülern Confucius' und Lao-tse's. [1]) Auf der einen Seite Nüchternheit, scharfer Verstand und weltmännische Klugheit, auf der anderen dagegen Phantasterei, crasser Aberglaube und eine vollkommen unpraktische Lebensweise! [2]) Bei reiflicher Ueberlegung wird man demnach Jenen nicht beizupflichten vermögen, welche in der Lehre des Confucius die Ursache der langsamen Entwicklung der Chinesen suchen: „Der wahre Idealismus fehlt, das Volk, das sein System annahm, ist in geistige Fesseln geschlagen; China ist in seiner Entwicklung erstarrt.“ [3]) Abgesehen von der irrigen Annahme einer Erstarrung hat die Lehre des Confucius nur fördernd wirken können, denn eine unmittelbare Consequenz derselben ist die Werthhaltung der Arbeit. Nur durch ihren wahren Bienenfleiss, ihre Arbeit haben die Chinesen so früh eine hohe Culturstufe erklommen; und wenn sie in späterer Zeit ihre wirthschaftliche Grösse nicht in gleichem Verhältnisse vermehrt haben, so wird wohl der Grund hiezu weit eher als in der Lehre des grossen Moralisten, in jenen Religionssystemen liegen, welche unter verschiedenen Formen die Faulheit predigen. Obenan steht die Tao-Religion Lao-tse's; zu ihr gesellte sich in späterer Zeit der von Indien eingeschleppte Buddhismus, der alsbald unter dem gemeinen Volke zahlreiche Mitglieder gewann. Der Aufgabe, das Wesen des Buddhismus darzulegen, wird an einer anderen Stelle nachgekommen werden; hier genügt es zu erwähnen, dass derselbe bei seinem Auftreten bei den Anhängern Lao-tse's gerade wegen der ähnlichen Tendenzen auf eine heftige Opposition stiess. Der Buddhismus passt indess mehr für ein passives Volk, weniger für ein Volk, welches gleich den Chinesen an harte Arbeit gewöhnt ist. Der chinesische Buddhismus (dort Foismus [4]) genannt) weicht auch von jenem auf Ceylon und Hinterindien bedeutend ab, indem er durch die nüchterne chinesische Weltanschauung gemildert und popularisirt worden ist. [5]) Wir haben somit hier

1) Die beste Darstellung der Lehren Lao-tse's gibt: Reinhold von Plänkner, *Lao-tse Táo-te-king. Der Weg zur Tugend. Aus dem Chinesischen übersetzt und erklärt.* Leipzig 1870. 8° Es bedarf nicht der Versicherung, dass wir den bewundernden Standpunkt des gelehrten preussischen Offiziers durchaus nicht zu theilen vermögen.

2) Fried. Müller, *Novara-Reise. Ethnologie.* S. 175—179.

3) J. B. Weiss, *Lehrbuch der Weltgeschichte.* Wien 1859. 8° I. Bd. S. 42.

4) Die Chinesen konnten das Wort Buddha so gut aussprechen wie wir, allein schreiben, den Ton nachmalen, das konnten sie mit ihrer Schrift nicht; denn es gab nun einmal im Chinesischen keine Sylbe *bu* und eben so wenig eine Sylbe *ddha* oder *da.* Dem Chinesen blieb nun nichts anderes übrig, als für *bu* und *da* zwei Sylben zu unterlegen, die wenigstens annähernd so zu klingen schienen, und so wurde aus Buddha der chinesische *Fo-to*, oder abgekürzt *Fo*, wie er noch heute in China heisst. (Bacmeister im *„Ausland“* 1872 No. 25 S. 578.)

5) Siehe hierüber: Ernest J. Eitel, *Buddhism: its historical, theoretical and popular aspects.* London 1873. 8°

gleich ein Beispiel für die oben behauptete Beeinflussung religiöser Systeme durch äussere Umstände.

Diese kurze Schilderung der Entfaltung des religiösen Lebens in China wird wohl Jeden zur Ueberzeugung gebracht haben, dass auch auf diesem Gebiete kein Stillstand stattgefunden hat. Zugleich aber darf ich wohl in diesem Entwicklungsgange eine Rechtfertigung meiner Definition vom Fortschritt erblicken, den ich von der Idee einer ethischen Besserung entkleidet wissen will; da aber in diesem Buche vorwiegend nur Erklärungen angestrebt, keine Urtheile gewagt werden sollen, lasse ich es getrost jedem Leser anheimgestellt, sich selbst ein Urtheil zu bilden, welchem von den dreien der herkömmliche Begriff des „Besseren“ innewohnt, ob der alten, durch Confucius ausgebildeten Volksreligion, ob dem späteren Tao-Glauben, oder dem noch späteren Buddhismus.

Geistige Entwicklung.

Noch einen Blick werden wir, ehe wir uns von China abwenden, zu werfen haben auf seine geistigen Erzeugnisse, auf Literatur und Wissenschaft. Von jeher stand die Volksbildung in China auf hoher Stufe; die Staatsbürger China's zerfallen in vier Classen: Gelehrte, Ackerbauer, Handwerker, Kaufleute. [1]) Der Stand der Gelehrten bildet den Adel, welcher streng persönlich ist; aus ihm werden die Beamten für die öffentlichen Aemter gewählt; in den Gelehrtenstand kann jeder Staatsbürger eintreten, sobald er die dazu erforderliche Bildung sich aneignet und durch Prüfung darüber ausweisen kann. Der Pöbel — nicht die Armuth, welche überhaupt nicht verachtet wird — ist von Ehrenämtern ausgeschlossen. Man kann darnach ermessen, dass in China auf allgemeine Bildung ein unendliches Gewicht gelegt wird, da sie allein den Weg zu socialer Höhe erschliesst. Wie aber überall, wo die Volksbildung allgemein ist, entspricht auch in China derselben nicht der Stand der Wissenschaften. Während die Chinesen, was universelle Bildung anbelangt, manchem der europäischen Länder und vielleicht dem ganzen Abendlande überlegen sind, — in früherer Zeit zweifelsohne — lässt sich von den Wissenschaften nicht dasselbe behaupten. Die ganze Naturanlage drängt die Chinesen nur nach praktischen Dingen hin, und alle Entdeckungen und Erfindungen, welche sie gemacht haben, sind nicht so sehr Resultate wissenschaftlicher Vorbildung und Nachforschung, als vielmehr Folge praktischer Handgriffe und Verbesserungen. [2])

1) Als ausserhalb der Staatsbürger oder des „ehrlichen Volkes“ stehend werden betrachtet: Henker, Dienstboten, öffentliche Mädchen, Schauspieler und alle jene Personen, welche kein bestimmtes Obdach haben.

2) Fried. Müller, *Novara-Reise. Ethnologie.* S. 186.

Ihre Literatur ist reich und mannigfaltig; grosse Dichtwerke von erhabenem Schwunge wurden allerdings nicht geschaffen, jedoch der Wurf im Kleineren gelang vorzüglich. Das absprechende Urtheil, womit moderne Literarhistoriker die chinesische Literatur in wenigen Seiten abfertigen zu dürfen meinen, rührt eben nur von ihrer völligen Unkenntniss derselben her. Dass auch hierin eine Reihe ganz verschiedener Entwicklungsstadien zu verzeichnen ist, darüber beruhigen uns Jene, die sich mit dem allerdings schwierigen Studium der chinesischen Sprache und Literatur wirklich befasst haben. [1])

In Allem und Jedem gewahrt man also in China eine beständige Entwicklung, eine Culturbewegung. Diese Bewegung geht langsamer vor sich als anderwärts, aber sie ist da; dem aufmerksamen Beobachter kann sie nicht entgehen. Den langsameren, einseitigeren Entwicklungsgang verschulden aber mehrere Factoren. Es ist zunächst an eine Racenanlage, nämlich an die Biegsamkeit des chinesischen Menschenschlages zu erinnern, der, allen Gegensätzen der Lufterwärmung zum Trotz, in Maimatschin an der sibirischen Gränze, wo das Quecksilber jeden Winter in der Thermometerröhre gefriert, eben so unangefochten gedeiht, wie in der Treibhauswärme Singapurs, wo die Muskatnuss als Handelsgewächs gebaut wurde. Die Einfälle von Wanderhorden unterbrachen daher nur auf kurze Zeit das stetige Wachsthum, denn der siegreiche Fremdling auf dem Throne erlag bald der geistigen Ueberlegenheit der Beherrschten. Mongolen und Mandschu mochten Dynastien stiften, geändert wurde aber in China damit nichts, als der Name des Herrscherhauses.

Dazu trug der fernere Umstand bei, dass die Chinesen rings umgeben waren von Völkern gleicher Abstammung, nämlich von Mongoliden, die von ihnen frühzeitig durch ihre Gesittung überragt wurden. Die tellurische Abgeschlossenheit, deren sie sich ausserdem erfreuen, vergönnte ihnen Jahrtausende ruhiger, innerer Entwicklung, ehe sie von überlegenen Völkern Störungen zu befürchten hatten. Freilich hat diese geographische Abgeschiedenheit, die man sich indess nicht so gross vorstellen darf, wie gewöhnlich geschieht, [2]) anderer-

---

1) Siehe Ausführliches bei Wuttke, *Entstehung der Schrift.* S. 241—421.

2) Siehe hierüber: Bacmeister, *Zur Völkerkunde der alten Chinesen. (Ausland* 1872 No. 25 S. 579—580), dann E. Bretschneider, *On the Knowledge possessed by the ancient Chinese of the Arabs and Arabian colonies and other western countries.* London 1871. Arabische Gesandtschaften kamen seit 651 n. Chr. an den chinesischen Hof. Dagegen sind die Annahmen Reinaud's über einen alten Handelsverkehr des römischen Reiches mit Indien und China nicht stichhaltig. (Reinaud, *Relations politiques et commerciales de l'Empire romain avec l'Asie orientale,* im *Journal asiatique* 1863.) In neuester Zeit hat Capitän P. Cave in einer Studie über die *„Geschichte der Entwicklung der Beziehungen Europa's zu China"* — die ich jedoch nur aus einem Berichte in der *„Allgemeinen Zeitung"* 1872 No. 246 kenne — gesagt, dass chinesische Schriftsteller des Alterthums in sehr schmeichelhaften Ausdrücken von der römischen Civilisation sprechen und uns Kunde geben von diplomatischen Beziehungen, welche China vor 19 Jahrhunderten, durch Absendung einer Gesandtschaft nach Rom, mit dem Westen angeknüpft hätte. Die Redaction

seits ihre Schatten auf sie geworfen, indem sie ihnen die acutesten Formen des Kampfs um's Dasein versagte und dadurch von raschem Vorwärtsstürmen zurückhielt. Jede ruhige friedliche Entwicklung — dies möge der Culturhistoriker nie vergessen — ist auch eine langsame. [1]) Je heftiger aber der Kampf um's Dasein entbrennt, desto grösser der Culturgewinn.

Aus diesen beiden Factoren, dem Racenelement und der örtlichen Beschaffenheit ihres Landes erklären sich befriedigend die scheinbaren Widersprüche in dem Culturgange der Chinesen. Sie unter allen hochgestiegenen Völkern verdanken am wenigsten fremden Anregungen, wir, das heisst die Europäer, und vorzugsweise die Nordeuropäer verdankten bis etwa um das 13. Jahrhundert fast Alles, mit Ausnahme unserer Sprache, der Belehrung fremder Völker. Wir sind Zöglinge geschichtlich begrabener Nationen, die Chinesen sind Autodidacten.

Dabei blieb es aber. Ueberall bemerken wir, dass die Chinesen nicht über eine gewisse Höhe geistiger Entwicklung hinaus gelangen. Sie haben selbständig eine eigene Schrift, aber nur Sylbenzeichen, nicht Lautzeichen erfunden; sie hatten den Plattendruck längst gekannt, aber die früh benutzten beweglichen Typen wieder aufgegeben. Sie hatten die Nordweisung der Magnetnadel entdeckt, aber benutzten sie nie als Compass, sie kannten das Pulver, aber nie die Feuerrohre, sie haben das Rechnenbrett, aber nicht den Stellenwerth der Zahlen erfunden, astronomische Vorgänge seit Jahrtausenden beobachtet, aber die Thierkreistheilung von auswärts sich zuführen lassen.

An den Chinesen haben wir eine ungezählte Menge von Erfindungen bewundert, und von ihnen uns angeeignet, aber wir verdanken ihnen nicht eine einzige Theorie, nicht einen einzigen tieferen Blick, der uns den Zusammenhang und die nächsten Ursachen der Erscheinungen enthüllt. Wenn die Chinesen in dieser Geistesrichtung noch völlig unentwickelt neben uns stehen, so wird hier wiederum die Macht der geographischen Verhältnisse fühlbar. Die Chinesen waren in ihrer östlichen Abgeschiedenheit, wie erwähnt, umgeben von Völkern, an denen sie wenig zu beneiden fanden, und wodurch sich ihre Eitelkeit auf ihre alte Cultur einigermassen

---

erinnert in einer Fussnote an eine Stelle in Humboldt's *Kosmos* IV. Bd. S. 51, wonach auch unter Marc Aurel, dem *An-tun* der Historiker der Han-Dynastie römische Legaten über Tunkin nach China gekommen wären. Humboldt theilt dieses Factum jedoch ohne Quellennachweis mit, und die ganze Verbindung China's mit dem alten Rom ist trefflich widerlegt im *„Ausland“* 1863 No. 47 S. 1122–1126. Ueber die alten Verbindungen mit Indien vgl. Renaudot, *Anciennes relations des Indes et de la Chine*. Paris 1817, dann die überaus trefflichen Arbeiten des Franzosen Stanislas Julien, *Voyages des pelerins bouddhistes*, enthaltend die Reisen des Hiouen-thsang.

1) „Friedfertigkeit, wenn wir die Vorgänge der belebten Schöpfung richtig verstehen, bedeutet aber so viel wie Erstarrung.“ Peschel, *Völkerkunde*. S. 347.

erklärt. Vorbilder in anderen Völkern bekamen sie erst dann zu Gesicht, als diese ihnen bereits weit vorausgeeilt waren. Jetzt aber bedrängt sie eine reifere Cultur im Norden und an ihrem Seegestade, und nach Jahrtausend langer Ruhe wird ihnen zum erstenmal ein geistiger Kampf angeboten, dessen Ausgang bei einer Gesellschaft von 300 Millionen mit tief gewurzelten Sitten und einfachen gesunden Verhältnissen menschliche Kurzsichtigkeit nicht voraussehen kann. [1])

---

1) Peschel, *China und seine Cultur.* (*Ausland* 1872 No. 14 S. 318.) und *Völkerkunde* S. 398—400.

Das Inselreich des Ostens.

In scheinbar grösserer Abgeschlossenheit noch, denn China liegt im fernsten Osten der alten Welt, das Inselreich der aufgehenden Sonne, Japan.[1]) Seine ältesten Bewohner mögen die heute in den unfruchtbarsten Theil der Insel Yesso zurückgedrängten und einem sicheren Untergange geweihten Aïnos gewesen sein, von deren übermässiger Behaarung mancherlei behauptet wurde. Indessen hat ihnen dieselbe doch bei den Japanesen den Namen Mosinos, die Allbehaarten, eingetragen. Nunmehr auf etwa 50,000 Köpfe beschränkt, gehören die Aïnos zu den uncultivirtesten Völkern der Erde. Und dennoch haben diese Parias des Nordostens eine Geschichte und schwelgen mit melancholischer Freude in der Erinnerung, dass ihre Ahnen einst der Japaner Gleichen, wenn nicht deren Herren gewesen. Um das sechste Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung sollen die Aïnos die unumschränkten Gebieter nicht nur Yesso's, sondern sogar des nördlichen Theiles von Nippon gewesen sein; aber die Japaner begannen sie zurückzudrängen, zuerst über die Strasse von Sangar, dann nachrückend allmählig in den Norden Yesso's. Erst gegen Ende des vierzehnten Jahrhunderts gelang ihre vollständige Besiegung und Unterwerfung.

Die Aïnos besitzen die Tradition, dass ihre Urahnen aus dem Westen, also von dem asiatischen Festlande hergekommen sind; ihre Gottesverehrung ist sehr urwüchsiger Art und hat sich über den Fetischdienst kaum erhoben; ihre rohe Mythologie beruht auf einem dunklen Princip, das mit den Thieren der Jagd und den Ungeheuern der Tiefe in Verbindung steht. Kosmogonischer Traditionen aber ermangelt auch selbst dieser Stamm nicht gänzlich: aus dem Wasser ist ihnen die Welt entstanden. Der erste Mensch aber war

---

1) Japan ist eine Verstümmelung des chinesischen *Jih-pun-quo* „Königreich des Ursprungs der Sonne.“

ihnen ein Weib, welches das Glück eines paradiesischen Lebens dadurch verlor, dass es den Apfel der Erkenntniss von einem Manne annahm.[1])

Das heutige in Japan herrschende Volk, die Japaner, halten sich für Autochthonen ihres Inselreiches, welches ihre unmittelbar in die älteste politische Geschichte[2]) übergehende Kosmogonie von den eigenen Landesgöttern ausdrücklich für sie erschaffen werden lässt. Indess steht fest, dass auch die Japaner von Westen her eingewandert sind; sie sollen bereits Bewohner auf den Inseln vorgefunden haben, welche sich von ihnen durch ihre physische Complexion deutlich unterscheiden. Nicht unmöglich, dass die Race der asiatischen Papûa, deren Existenz auf den Philippinen sichergestellt ist, sich bis nach Japan ausgebreitet hätte.[3])

Die Japaner selbst bilden eines der am wenigsten mit fremden Bestandtheilen vermengten Völker auf der Erde. Ihre Cultur ist sicherlich sehr alt, doch scheinen sie anfangs nur sehr langsam herangereift zu sein. Aus jener Urzeit stammt der Sinto (Sintoismus), die älteste und ursprüngliche Religion der Japaner. In dem Sinto oder Kamicultus — japanisch *Kami no mitsi*, d. h. Weg der Kami — in seiner ältesten und einfachsten Form, wird der Himmel *Tenka*, als Sitz der Gottheit in abstracto mit letzterer identificirt. Gegenstände der Verehrung sind die Himmelskörper, die Elemente, sowie die Naturkräfte, die schon sehr frühe mehr selbständig und persönlich aufgefasst und als Geister — Kami — angebetet wurden. Der Glaube an die Unsterblichkeit der Seele und die sich hieran knüpfenden Ideen gehören ebenfalls dem älteren Theile des Sinto an.

---

1) *Die letzten Aïnos* (*Allgemeine Zeitung* vom 7. Januar 1865.) Vgl. über diesen seltsamen Volksstamm meine, wie ich glaube, fast erschöpfende Arbeit im *Ausland* 1873 No. 44 S. 875 und No. 46 S. 911, wo ich alle mir zur Kenntniss gelangten Quellen namhaft gemacht und deren Ergebnisse zusammengestellt habe. Nur die schöne Arbeit Wenjukow's über die Insel Sachalin im *Journal of the Royal Geographical Society*. London 1872 Vol. XLII. S. 373—388 war mir damals noch unzugänglich.

2) Siehe: S. Amati, *Historia del regno di Voxu del Giapone dell' antichità*. Roma 1615. — P. de Charlevoix, *Histoire et description générale du Japon.* Paris 1736. 9 Bde. — Ed. Fraissinet, *Le Japon; histoire et description, moeurs, coutumes et religion.* Paris 1864. 12⁰ 2 Bde. — Wilh. Heine, *Japan und seine Bewohner. Geschichtliche Rückblicke und ethnographische Schilderungen von Land und Leuten.* Leipzig (1860). 8⁰ — E. Kämpfer, *Histoire du Japon.* 1729.

3) Fried. Müller, *Probleme der linguistischen Ethnographie.* (Behm's *geogr. Jahrb.* Bd. IV. S. 314.) Vivien de Saint-Martin in Paris dagegen nimmt das Bestehen einer grossen weissen Urrace an, deren eine grosse Abzweigung sich über Formosa nach Japan erstreckt hätte. Siehe: *Une nouvelle race à inscrire sur la carte du globe* im *Bulletin de la Société de géographie de Paris* 1871. II. Bd. S. 305—312, und „*Ausland*“ 1872 No. 20 S. 460. Der Ansicht von der Verbreitung der schwarzen Papûa's auf Japan tritt scharf entgegen: O. Mohnike, *Die Japaner. Eine ethnographische Monographie.* Münster 1872. 8⁰ S. 13—14.

Gegen Ende des dritten Jahrhunderts unserer Zeitrechnung, genau im Jahre 284 n. Chr. — wurden die Japaner mit dem Gebrauche der chinesischen Schriftzeichen bekannt und verbreitete sich die Cultur des Nachbarstaates, die damals schon lange zur vollsten Entwicklung gekommen war, um so schneller und allgemeiner unter ihnen, als sie vor allen anderen hochasiatischen Völkern ganz besonders befähigt für die Aufnahme fremder Bildungselemente erscheinen. Ihre zunehmende Bekanntschaft mit der Literatur der Chinesen, den zahllosen theologischen und theosophischen Schriften, überhaupt der ganzen Denkweise derselben, blieb natürlich nicht ohne Einfluss auf ihre religiösen Anschauungen und somit auch auf den Sinto, der sich bald unter dem Einflusse des Systems von Lao-tse zu einem künstlich zusammengestellten Polytheismus entwickelte. Auf die häuslichen Gebräuche der Japaner und ihre ganze Lebensweise hat aber die chinesische Cultur ungleich weniger tief und umgestaltend gewirkt, wie auf alle religiösen, wissenschaftlichen und theilweise auch politischen Verhältnisse. Hierher gehört zuerst die in Japan viel freiere und geachtetere Stellung des weiblichen Geschlechtes als in vielen anderen asiatischen Ländern. Bemerkenswerth ist die Freiheit, welche jungen Mädchen zugestanden wird, und wie sie sich sogar das Aeusserste erlauben können, wenn solches nur ohne Folgen bleibt, während die verheirateten Frauen mit Recht als Muster von Keuschheit und allen weiblichen Tugenden gelten. Die Jungfräulichkeit, also dasjenige, worauf die semitischen Völker bei ihrer Verheiratung den grössten Werth legen, ist für die Japaner im Allgemeinen ziemlich gleichgültig. Diese freiere Stellung des Weibes geht in Japan auf das früheste Alterthum zurück. Von Gebräuchen, die bei den Japanern früher bestanden haben, ist ferner zu erwähnen jener der Menschenopfer. Dieser Gebrauch im Allgemeinen gehört keiner Race und Völkergruppe an, sondern ist allen gemeinsam und hat in den verschiedensten Zeiten und bei den verschiedensten Völkern bestanden. Menschenopfer waren bei allen Culturvölkern des Alterthums, die Aegypter vielleicht allein ausgenommen,[1]) eben so gebräuchlich, wie bei den damals noch barbarischen keltischen und germanischen Stämmen. In Japan traten sie in der Form freiwilligen Selbstmords, des *Hara-kiri* auf, und wurde erst vor zwei Jahrhunderten abgeschafft.[2])

In der älteren geschichtlichen Zeit haben, wie man für gewiss halten darf, keine Beziehungen der Völker Mittelasiens zu den Japanern stattgefunden, doch scheint in sehr frühen Epochen eine

---

1) Herodot II, 45.

2) Unter gewissen Umständen werden die Japaner durch ihre Staatseinrichtungen auch heute noch zum Hara-kiri gezwungen. Siehe „*Ausland*“ 1869 No. 47 S. 1110—1113, wo der dabei übliche Vorgang nach einer wahren Begebenheit der neuesten Zeit ausführlich beschrieben ist.

Einwanderung aus dem südlichen Korea nach den japanischen Inseln vor sich gegangen zu sein; man muthmasst, dass dieses Ereigniss sich etwa 1200 v. Chr. zugetragen habe. Hiefür spricht der Umstand, dass den ältesten Bewohnern Japan's die Bearbeitung der Metalle, vornehmlich aber des Eisens, noch nicht bekannt war, wie aus der Menge von Pfeil- und Lanzenspitzen, Streitbeilen, Messern und anderen Waffen und Geräthschaften aus kieselerdigen Mineralien, die daselbst allenthalben gefunden werden, unzweifelhaft hervorgeht. Es scheint selbst, das Steinzeitalter habe bei ihnen noch sehr lange nach ihrer Einwanderung von dem Continente bestanden.

Die japanische Sprache ist eine eigenthümliche, da weder ihr grammatischer Bau, noch die Wurzeln ihrer Wörter im Allgemeinen ein bestimmtes Verwandtschaftsverhältniss mit den Idiomen, sowohl von Centralasien, als auch von den Japan zunächst gelegenen Küstenländern erkennen lassen. Sie hat allerdings in späterer Zeit eine sehr grosse Menge von chinesischen Wörtern aufgenommen, da nicht allein die Schriftzeichen, sondern auch alle Anfänge der wissenschaftlichen und socialen Bildung von China über Korea kamen. Die japanische Literatur war ursprünglich eine chinesische und hat erst im Laufe der Zeit und allmählig unter dem Einflusse der eigenthümlichen Geistesanlagen des Japaners einen besonderen und selbständigen Charakter angenommen.[1]) Wird man den Japanern also auch die Anerkennung nicht versagen dürfen, dass sie das Empfangene selbständig weiter gebildet haben,[2]) so liegt doch bei dem Umstande, dass die historisch beglaubigte Geschichte Japan's sehr spät erst beginnt, keine Veranlassung für uns vor, bei dem in der Gegenwart fortgeschrittensten Volke Ostasiens schon jetzt länger zu verweilen.

1) Otto Mohnike, *Die Japaner*. S. 49—79.
2) Peschel, *Völkerkunde*. S. 401.

Aryavarta.

Aelteste Cultur der Aryer.

Indien! Land der Märchen, Land des Zaubers, in dem die Natur ihren Blüthentraum geträumt zu haben scheint, wo die Macht des Lebens und des Todes stets mit einander ringen, wo alle Producte der Natur grossartig und glänzend sind, wo unter Riesenpflanzen Riesenthiere leben, wo die Luft geschwängert ist von den herrlichsten Wohlgerüchen und wiederum von den giftigsten Ausdünstungen, wo man dreimal im Jahre ernten kann, wo der Elephant, der Löwe und der Tiger zu Hause sind, wo die Natur ihre lieblichste Farbenpracht entfaltet und sich hinwiederum in ihrer grossartigsten und furchtbarsten Seite zeigt; wo das Schilf die Höhe von Bäumen erreicht und ein Baum die Lebenskraft hat, dass er in kurzer Zeit zu einem Walde wird, Indien, Land der Palmen, des Reises, des Zuckerrohrs, des Goldes, der Edelsteine, das später immer die Sehnsucht der Eroberer war und vielleicht ewig bleiben wird!

Gleichwie in China und in Japan darf man unter den heutigen Bewohnern der vorderindischen Halbinsel zwei völlig verschiedene Racen unterscheiden, deren einer wahrscheinlich die eigentlichen Ureinwohner angehören.[2] Den Hauptstock dieser Race bilden jene Völker, welche das sogenannte Dekkan bewohnen und von den arischen Indern *Dravida*'s genannt werden. Es sind dies die *Tamulen (Tamil)*, *Telinga's*, *Kanaresen (Kannadi)*, *Malayala's* und *Tuluva's*.

---

1) Ueber das Culturleben der Inder handeln: Fr. Schlegel, *Ueber die Sprache und Weisheit der Inder.* 1808. — Bohlen, *Das alte Indien.* Königsberg 1830. — Rohde, *Die religiöse Bildung, Mythologie und Philosophie der Hindus.* Leipzig 1828. 8° — Müller, *Glauben, Wissen und Kunst der alten Hindus.* Mainz 1822. — Leop. v. Ohrlich, *Culturgeschichte Indiens.* Herausgegeben von Prof. Böttger in Dessau. Leipzig 1861.

2) *Die Urbevölkerung Indiens.* (*Ausland* 1866. No. 52. S. 1239—1242.)

Wie die Geschichte zeigt, waren die Dravida's die ursprünglichen Bewohner der ganzen indischen Halbinsel und wurden von der zweiten Race, den Arya's, welche etwa um das Jahr 2000 v. Chr. aus dem Pendschâb in Indien einbrachen, in die südlichen Theile zurückgedrängt. Sowohl hier als im Norden, wo einzelne derselben zurückgeblieben waren, nahmen sie die Cultur der Arya's an; während aber die nördlichen Dravida's auch ihre Sprache verlernten und ganz in den Eroberern aufgingen, behielten die Bewohner des Südens, wo sie als compacte Masse sich behaupten konnten, ihre ursprünglichen Idiome bis heute unverändert bei. Wie es scheint, fanden später zwischen Dravida's und Arya's bedeutende Mischungen statt, wobei der reine Typus Beider zu Grunde ging. Hätten wir nicht in den beiderseitigen Idiomen unverfälschte Zeugnisse ihrer Abstammung, so müsste man sie in Betreff ihrer physischen Complexion einer und derselben Race zuweisen. [1]) Doch zeichnen im Allgemeinen die südlichen Dravida's sich durch eine dunklere Hautfarbe aus. Was die Urbewohner der Insel Ceylon anbelangt, so scheinen sie mit den Dravida's Eines Stammes zu sein, wiewohl auch hier frühzeitig eine Vermischung der eingebornen Bevölkerung mit den eingewanderten Indern eintrat.

Ist von den Indern, richtiger Hindu genannt, mit Rücksicht auf Cultur die Rede, so hat man darunter ausschliesslich die Aryas, also die zweite, gegenwärtig herrschende Race, zu verstehen. Da nach den sprachwissenschaftlichen Forschungen der Neuzeit der grösste Theil der heutigen Europäer mit diesen arischen Indern in inniger Verwandtschaft steht, so ist die Neugierde nach den Ursitzen dieses Volkes eine eben so begreifliche als berechtigte. Wie erwähnt, sind sie erst später eingedrungen in das Land der Gangâ, in Indien also eben so gut wie in Europa auf fremden Boden verpflanzt. Die Urheimat der Indogermanen, wie man auch sonst die Arya's (sanskrit *arya*, Zend *airja*, armenisch *ari*, d. h. die Edlen, Ehrwürdigen, davon griechisch *ἄρηρ, ἄριστος, ἀρετή,* deutsch Ehre u. a.; also der Adel unter den Völkern) nach ihren extremsten Repräsentanten zu nennen pflegt, ist von Vielen in Centralasien und zwar ganz speciell in den Hochlanden nördlich von Erân, in neuerer Zeit aber im südlichen Europa [2]) gesucht worden. Wenn nun die erstere dieser beiden Ansichten gemeiniglich in einer Weise vorgetragen wird,

---

1) Friedr. Müller *Novara-Reise.: Ethnologie.* S. 138. Ueber indische Ethnologie siehe auch: J. Campbell, *The Ethnology of India (Journal of the Asiatic Society of Bengal* 1866. Part. II.), dann J. Forbes Watson and J. W. Kaye, *The people of India.* London, ein wahres Prachtwerk; M. Henry Elliot, *Memoirs on the history, folklore and distribution of the races of the North-western provinces of India.* Edited by John Beames. London 1869. 8⁰ 2 Bde.

2) Joh. Gust. Cuno, *Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde.* Erster Theil. Die Skythen. Berlin 1871.

als ob man es hier mit einer unerschütterlichen historischen Thatsache zu thun hätte, so mag sofort daran erinnert werden, dass die Ursprünge der Indogermanen für uns noch immer in das tiefste Dunkel gehüllt sind und die Hypothese ihrer Herabkunft von dem erânischen Hochplateau in der Nähe des Hindukuh eben so wenig für historisch gelten kann, als die von ihrer Herkunft aus der Tiefebene Südeuropa's. Das erste wirkliche Licht gewähren die ältesten Schriften der Hindu. Wir finden die Verfasser der Vedas und ihr Volk noch nicht in Indien selbst ansässig, sondern nur an dessen Gränzen, im Fünfstromlande. Die Berührungen der Anschauungen dieser ältesten Inder mit denen der ältesten Erânier sind noch auffällig genug und die Trennung derselben in zwei Völker kann nicht sehr lange vorher stattgefunden haben; alles deutet darauf hin, dass gerade wie in späteren Zeiten das Vordringen der Indogermanen oder Aryas nach Osten von Erân aus erfolgt sei. Ob dies lediglich durch Völkerwanderung geschah, wissen wir natürlich nicht; doch möchte es rathsam sein, mit den so bequemen „Völkerwanderungen" weniger Verschwendung zu treiben. Die Ausbreitung der Aryas dürfte sich eher als der Wanderung eines grossen Volkshaufens, ihrer allmähligen Ausdehnung zuschreiben lassen. [1]) Indem das indogermanische Urvolk sich immer mehr ausdehnte, an verschiedenen Stellen seiner Gränzen andere Völker nicht blos in sich aufnahm, sondern auch deren Anschauungen sich aneignete, mussten Verschiedenheiten entstehen, welche sich zuerst in der Bildung von Dialekten zeigten; im Verlaufe der Zeit erhielten diese eine selbständige Existenz, die sich immer fester begründete. Natürlich muss man für solche Vorgänge einen sehr langen Zeitraum annehmen, dessen Anfänge weit vor unserer Geschichte liegen, es lässt sich aber hiedurch die Trennung der Völker völlig ungezwungen und naturgemäss erklären, im Gegensatze zu anderen gänzlich unerweislichen Meinungen, wonach beispielsweise eine religiöse Spaltung der Grund zur Trennung der Inder und Erânier gewesen sein soll. [2])

Der Zeitpunkt der arischen Einwanderung nach dem indischen Süden ist historisch genau nicht mehr festzustellen. Die Annahmen schwanken zwischen 2000 bis 1300 Jahre v. Chr. Eine vielverbreitete Anschauung will in der indischen Halbinsel das Land Ophir der Bibel erkennen, von wo die syrischen Gestade des Mittelmeeres manch' werthvolles Erzeugniss bezogen. Mag auch die Frage nach dem Lande Ophir immer noch zu den unausgetragenen gehören, so ist doch sicher, dass schon in alten Zeiten, etwa um das Jahr 1000 v. Chr. und vielleicht noch früher, indische Producte nach dem Westen gewandert sind, ob in directem Bezug oder ob durch fremde,

---

1) Fr. Spiegel, *Das Urland der Indogermanen. (Ausland* 1871 No. 24 S. 553—558.)
2) Weiss, *Weltgeschichte.* I. S. 77.

etwa arabische Handelsplätze vermittelt, ist an und für sich gleichgültig. Besonders war das Zinn für die Alten, welche das Eisen noch nicht kannten, von sehr hohem Werthe, da es als Beimischung zum Härten des Kupfers dienen musste, wodurch die Bronze entstand. Ob nun die westlichen Culturvölker, ehe die Zinngruben Britanniens erschlossen waren, ihren Zinnbedarf aus Indien, und zwar wie behauptet wird, zur See bezogen, muss bei dem in Indien selbst dem Zinne beigemessenen hohen Werthe freilich zweifelhaft bleiben. In Zeiten, für die uns bisher ein chronologischer Ausdruck fehlt, siedelten aber schon seefahrende Hindu's sich an der Mündung der erythräischen Strasse auf der Insel Socotora an, die sie die „Glückliche" nannten. [1]) Im Gegensatze zu den Chinesen sind die Aryer von jeher ein seefahrendes Volk gewesen, wozu freilich das für den Schiffbau so vorzüglich geeignete Holz der indischen Teakwaldungen das Seinige beigetragen haben mag. Zur Zeit, als sich ein solcher Handelsverkehr — es ist dies der erste, dem wir im Laufe unserer culturhistorischen Betrachtungen begegnen — entwickeln konnte, mussten die Aryas jedenfalls schon von dem indischen Gangâlande Besitz ergriffen haben. Jahrhunderte aber mögen verflossen sein, bis die Inder aus den Thälern des Pendschâb nach dem Süden vorgedrungen waren und ihre Herrschaft über die dunkle Dravidarace der Eingebornen ausgebreitet hatten. Geschichtliche Nachrichten über diese Kämpfe fehlen gänzlich; nur so viel scheint sicher, dass die Autochthonen theils zur Auswanderung getrieben, theils vernichtet, theils endlich dem Joche der Aryas unterworfen und nach dem Kriegsgebrauche in Sklaverei versetzt wurden. Diejenigen, welche sich freiwillig unterwarfen, Sprache, Gesetz und Sitte der Sieger annahmen, mussten als Knechte und Diener an den Höfen der Aryas ihr Leben fristen; Grundeigenthum durften sie nicht erwerben, dieses vertheilten die Aryas unter sich.

Sicherlich ist in den allerältesten Zeiten bei den Aryas das Hirtenleben vorherrschend gewesen, doch darf man dabei nicht etwa an ein Nomadenleben im strengeren Sinne des Wortes denken, sondern an ein Wandern mit ihren Heerden unter gleichzeitigem Anbaue des Landes, wo sie verweilten. Sprachliche, schwerwiegende Gründe gestatten auf frühes bleibendes Zusammenwohnen, auf frühen Ackerbau und naturgemäss auf das frühe Entstehen von Städten und Dorfschaften zu schliessen. Das Volk war dabei in kleine Stämme getheilt und lebte wohl noch zumeist von der Heerde. Aus jener Epoche stammen die Gesänge und Hymnen der Vedas. So lange die Aryas im Lande der fünf Ströme weilten, bewohnten sie eine Gegend, deren Gewächse noch nicht den eigenthümlichen Charakter

---

1) sanskrit *Dvipa sukhatara*, durch Zusammenziehung Dioscorida, der Name, den die Insel im Alterthume führte. (Lassen, *Indische Alterthumskunde*. Bonn & London 1847. 8° I. Bd S. 748. II. Bd. S. 580.)

der indischen Flora tragen. Jenseits der Dschumna erst schloss sich ihnen eine neue Welt auf, ein grosser Reichthum der mannigfaltigsten und kostbarsten Erzeugnisse. Wenn man sich das tiefe Gefühl für die Natur und ihre Erscheinungen vergegenwärtigt, wie es sich in den Vêdischen Liedern ausspricht, darf man nicht bezweifeln, dass das Gemüth der alten Inder von dieser neuen Welt gewaltig angeregt worden ist. In diesem Lande musste der Ackerbau die vorherrschende Beschäftigung des Volkes werden, die Viehzucht dagegen zurücktreten. Nachdem grosse Gebiete eingenommen waren, deren Erzeugnisse so verschieden, trat auch das Bedürfniss eines Austausches durch den Handel ein.[1]) Wie man sieht, musste sich in Aryavarta — so hiess das Land zwischen Himâlaya und dem Vindhja, an den Ufern der Jamunâ und der Gangâ — das Leben in seinen verschiedenen Aeusserungen allmählig anders gestalten, und mit diesen neuen Richtungen des Lebens hängt die Entstehung der Kasten auf's engste zusammen. Da aber diese neuen Lebensrichtungen nur eine Folge der Eroberung waren, so ist auch die Kastenbildung gewissermassen nur eine Folge dieser Letzteren. Sie stellt sich dar, wie wir sehen werden, als der historische und sociale Ausdruck der Unterjochung einer untergeordneten durch eine geistig weitaus überlegene Race.

Ursprung und Entwicklung der Kasten.

Wenige Einrichtungen sind geeigneter, das Erstaunen des vergleichenden Ethnographen und Culturhistorikers zu erregen, als jene der Kasten[2]) und ihrer tiefeinschneidenden socialen Scheidungen; wenige haben die Kritik in schärferer Weise herausgefordert. Da eine Durchbildung des Kastenwesens sonst nur von Aegypten bekannt und daher der Satz geläufig ist, kein anderes indogermanisches Volk habe die Unterschiede der Stände so deutlich ausgeprägt wie die Inder, so sei hier sogleich erwähnt, dass die Kasteneintheilung auch für die alten Erânier nachgewiesen ist.[3]) Im Uebrigen sind die Keime hiezu bei jeder menschlichen Gesellschaft verbreitet, stehe sie nun auf tiefster oder höchstentwickelter Stufe; unter verschiedenen Namen, unter mehr oder weniger prägnanten Formen trifft man sie allerwärts an; nur gelangten sie in Indien zu ihrem schärfsten Ausdrucke. Wenn wir nun finden, dass die beiden asiatischen Zweige

1) Lassen. A. a. O. I. S. 816—817.

2) Siehe hierüber Max Müller, „Caste" in seinen *Chips of a german workshop.* II. Bd. S. 297—356.

3) H. Kern, *Indische Theorieën over de Standenverdeeling. (Verslagen en Mededeelingen der koninklijke Akademie van Wetenschappen.* Afdeeling Letterkunde. 2de Reeks Deel. II. Amsterdam 1871.) Die geweihte Priesterkaste hiess *Sochianto.* (Mart. Haug, *Religion of the Parsees.* Bombay 1862. S. 250.)

der Aryas eigenthümliche Einrichtungen oder religiöse Anschauungen gemeinsam besitzen, deren Existenz man nicht wohl bei beiden auf den Zufall zurückführen kann, so ist der Schluss berechtigt, dass diese Einrichtungen und Anschauungen in eine Zeit des gemeinsamen Zusammenlebens zurückreichen. [1]) Der Ursprung des Kastenwesens ist also jedenfalls sehr alt und sind wohl die vorhandenen Keime bei Eintritt auf indischen Boden nur in markirtere Formen ausgebildet worden. Man darf zugleich aus dem hohen Alter der Kasten schliessen, dass selbst in der Urzeit des indischen und erânischen Volkes bereits staatliche Zustände existirten, welche eine mit der Art des Nahrungserwerbes innig zusammenhängende Gliederung der Stände [2]) begründeten, womit die Gränzen nomadischer Rohheit überschritten waren.

Bei einer Beurtheilung des Kastenwesens werden wir also zuvörderst damit beginnen müssen, im Gegensatze zu den verdammenden Worten der meisten Culturhistoriker, in demselben ein Zeichen höherer Gesittung zu gewahren. Das Kastenwesen ist eine sehr concrete Form, worin sich die Gliederung der Stände manifestirt, immerhin aber hat sich — und dies ist das Wesentlichste — diese Gliederung schon vollzogen. Wo eine solche Gliederung noch nicht besteht, darf man mit Recht gesellschaftliche Zustände erblicken, welche auf Cultur überhaupt noch keinen Anspruch erheben dürfen. Die „Stände“ selbst aber sind eine jener socialen Erscheinungen, deren innere Wesenheit im Verlaufe der Zeit sich nie verändert, wenn auch die jeweilige Form ihres Ausdrucks mit Zeit und Ort dem mannigfachsten Wechsel unterworfen ist. Das Bestehen von „Ständen“ ist nemlich ein mit der Natur menschlicher Dinge innig verwachsenes. Die Unterschiede zwischen „hoch“ und „niedrig“ sind einfach naturnothwendig. Denn wie ein Grundgesetz des Kampfes um's Dasein in der physischen Natur erheischt, dass die grosse Masse der durch die Ueberproduction erzeugten Lebenskeime dem Untergange geweiht sei, so herrscht ein analoges Gesetz im gesellschaftlichen Leben des Menschen hinsichtlich derjenigen Eigenschaften, durch welche der Einzelne eine bevorzugte Stellung erwirbt und behauptet: die Keime der Befähigung und Neigung zu einer bevorzugten Stellung sind in Massen ausgestreut und die grosse Mehrzahl derselben ist von der Natur zur Verkümmerung bestimmt. Der Umstand, dass der Mensch diese Verkümmerung empfindet, mitunter tief schmerzlich empfindet, beirrt den eisernen Gang der Natur nicht im Mindesten. Hier gilt mit voller Schärfe das Wort: „Viele sind berufen, Wenige auserkoren.“ Hat aber einmal solch' ein Auserkorener eine bevorzugte Stellung inne, so nimmt schon nach einiger

1) *Ueber das Alter der Kasteneinrichtung in Indien.* (*Ausland* 1871. No. 26. S. 620—621.)

2) Peschel, *Völkerkunde.* S. 252.

Zeit seine ganze Persönlichkeit einen anderen Habitus an; die bevorzugte Stellung hat sein Wesen in mehrfacher Beziehung vervollkommnet. Und was für den Einzelnen gilt, ist auch für die Mehrheit wahr; dasselbe Naturgesetz, welches uns den Kampf um's Dasein aufnöthigt, wirkt auch dahin, den bevorzugten Classen ein stets wachsendes Uebergewicht zu verleihen, bis endlich eine völlige Spaltung in eine höhere und niedere Race als Resultat dieser Differenzirung hervortritt. Da nun bekanntlich die während des Lebens erworbenen Eigenschaften durch Vererbung theilweise auf die Nachkommen übergehen, so entsteht dort, wo sich gleiche Eigenschaften in mehreren Generationen gesellen, ein immer bestimmterer, neuer Charakter, der sich im Laufe der Zeit immer mehr ausprägt und unmerklich mehr und mehr den Verhältnissen anpasst. Alles Unzweckmässige, alle Zwischenstufen werden durch den Kampf um das Dasein vertilgt, und das Vollkommenere oder den Verhältnissen der Existenz besser Angemessene behauptet das Feld. In jeder Absonderung einer Adels-Genossenschaft, welche sich nur unter sich fortpflanzt, liegt somit auch der Keim zu einer neuen beherrschenden Race, welche mit der Zeit die Abkömmlinge der anderen Menschheit in die Rolle untergeordneter Wesen herabzudrücken strebt, eine Rolle, die sich durch langen Sklavenstand zuletzt auch im Aeusseren und in der ganzen geistigen und leiblichen Befähigung der Unterdrückten ausprägt. Unläugbar haben wir einen bedeutenden Anfang dieser Wirkungen in vielen grossen und deutlich sprechenden Erscheinungen der Geschichte vor uns. Die verschiedenen Kasten in Indien nun stammen wohl theilweise von ursprünglich verschiedenen Volksstämmen ab, wie es feststeht für die Çudra's, die dienenden Nachkommen der dravidischen Autochthonen; mehrere aber sind nur durch die verschiedene Stellung in der Gesellschaft allmählig in ihrem ganzen Wesen so verschieden geworden, wie wir sie zum Theil noch sehen, und auch die unterdrückten Abkömmlinge der Urbewohner sind in einem durch Jahrhunderte vererbten Zustande der Unterjochung physisch und geistig zurückgeblieben. Der Adel zeichnet sich gemeiniglich nicht nur durch ein anerzogenes vornehmes Wesen, sondern auch durch angeborne, namentlich physische Vorzüge aus. Wie aber diese Vorzüge zusammenhängen mit besserer Nahrung, körperlicher Uebung, Musse und Entfaltung der Kräfte in ernstem Kampfe oder heiterem Spiele, so übt auch einförmige und anstrengende Arbeit oder mühsame und schwierige Kunstübung ihren bleibenden Einfluss auf das Individuum aus; die Folgen dieser Einflüsse vererben sich und bilden allmählig durch die Verbindung von Erziehung und Vererbung immer bestimmtere Typen von Arbeiterclassen aus. In jeder weit getriebenen Theilung der Arbeit steckt der Keim zur Kastenbildung und in den älteren Perioden der Geschichte finden wir allenthalben eine starke

Neigung zur Vererbung der Handwerke und Künste, dagegen aber auch zur Erstarrung der blos gewohnheitsmässigen Vererbung zu einer festen gesetzlichen Schranke. Durch diese kastenmässige Theilung der Arbeit bildeten sich einerseits Fähigkeiten aus, ohne welche die fast unglaublichen Leistungen mancher Arbeitszweige bei den so äusserst geringen technischen Hülfsmitteln des Alterthums kaum zu erklären sein würden; andererseits aber ging jede solche sich von Geschlecht zu Geschlecht vererbende Specialisirung der menschlichen Anlagen stets mit einer Verkümmerung Hand in Hand, unter welcher das allgemeine Wesen des Menschen leiden musste.[1]) Und man wähne ja nicht, dass diese Zustände im Laufe der seither verstrichenen Jahrtausende anders geworden; die Kasten freilich sind verschwunden, allein der Unterschied der Stände in geistiger wie in physischer Beziehung lebt bis in die Gegenwart und die Wirkungen des grossen ökonomischen Gesetzes, der Theilung der Arbeit sind in keiner Weise abgeschwächt. In der Oekonomie der Gesellschaften steckt da, wo ein anscheinender Widerspruch liegt, allemal eine verborgene Wahrheit. Die Theilung der Arbeit ist die erste Phase der ökonomischen Entfaltung sowohl als des geistigen Fortschritts; zugleich aber verdanken wir diesem neuen widerstreitenden Gesetze die beiden ältesten Krankheiten der Civilisation, die Aristokratie und das Proletariat. Auch die indischen Kasten sind nichts anderes als die scharf zugespitzten Ausdrücke für diese beiden socialen Gegensätze, die noch nie aus einer nur halbwegs gesitteten menschlichen Gesellschaft hinweggeräumt werden konnten. Arm und Reich, Hoch und Niedrig fallen für den Culturhistoriker eigentlich zusammen, und überall gewahrt er, dass der Arme zu Grunde gehen muss, um das Vermögen des Eigenthümers zu sichern,[2]) und da in gewissem Sinne das Eigenthum stets eine Aristokratie bildet, so bleibt trotz allen Versuchen diese anscheinend unnatürlichen, in Wahrheit aber sehr natürlichen Schranken zu durchbrechen, der Arme, Niedrige, Schwache allerorts und zu allen Zeiten der Diener und wo es geht, der Sklave des Reichen, Hohen, Mächtigen.

Eine nüchterne, von jeder vorgefassten Meinung absehende Beurtheilung des indischen Kastenwesens führt demnach zu einer von der gewöhnlichen sehr abweichenden Anschauung. In dem Kastenwesen gelangt zunächst die Theilung der Arbeit zum bestimmtesten Ausdrucke. Eigentlich kannten die Inder blos drei Kasten: die *Vaiçja*, der Stand der Bauern, Handwerker und Handelsleute, — die *Xatrija* der Stand der Krieger[3]) — und die *Brahmanen* oder die Priester, zugleich die Gelehrtenwelt. Mit diesen drei Kasten

---

1) Lange, *Arbeiterfrage.* S. 47—57.

2) Proudhon, *Widersprüche der Nationalökonomie.* I. S. 133—141.

3) Diese beiden Kasten sind dermalen fast ganz erloschen; von den Xatrija's sollen sich noch Spuren unter den Radschputen erhalten haben.

war eigentlich der altindische Staat vollendet; diese sind die *Arja* und die *Dviga* oder zweimal Geborenen; zum vollständigen Staate gehört jedoch nach dem Gesetze auch der *Çudra.* Dieser wurde der *dâsa* oder der Diener der übrigen Kasten, denen er ohne Neid gehorchen soll. Die übrigen Beschäftigungen und Lebensweisen sind den unreinen Kasten zugewiesen worden. Diese lässt Manu's Gesetzbuch entstehen aus der Mischung der reinen oder der unreinen Kasten unter einander und dieser mit den reinen. Dazu gehören die *Paria's*, *Tschandala's* u. s. w. Hieraus dürfen wir in zweiter Linie die Erkenntniss schöpfen, dass das Kastenwesen in der That auch auf einer ethnischen Grundlage fusste[1]). Zwischen den reinen Aryas und den Çudra's, den Nachkommen des unterworfenen niedrigen Stammes, besteht eben auch ein physischer Unterschied, der heute noch eben so deutlich wahrnehmbar, unverwischt ist, als zu Manu's Zeiten. Die Natur ist und bleibt einmal die ärgste Aristokratin und die Reinerhaltung des Blutes innerhalb ihres Stammes ein angeborner Trieb der Naturvölker. In seiner vollsten Kraft begegnen wir diesem Triebe auch im Anfange aller Culturentwicklung; erst nach langen Zeiträumen und mit steigender Gesittung wird er zurückgedrängt; ein gänzliches Verschwinden desselben ist wohl kaum je zu erwarten. Die Kasten sind also in Indien einer socialen wie einer ethnischen Nöthigung entsprungen und erklären sich dadurch in der ungezwungensten Weise. Nichts anderes haben wir in ihnen zu erblicken als einen primitiven Versuch, die gleich einem rothen Faden alle Culturentfaltung durchziehende „sociale Frage" auf ihre Art zu lösen oder richtiger in bestimmte Schranken einzudämmen.

Zwischen den Kasten wurden daher unübersteigliche Schranken gezogen. Kein Talent, kein Genie konnte sie überspringen, kein Gefühl des Herzens galt ihnen gegenüber. Die Geburt bestimmte unabweislich das Schicksal des Menschen; eigene Abzeichen unterschieden die Stände; auch die Reinigungsformen wechselten nach den Ständen und für jede Kaste gab es eine eigene Formel der Begrüssung; hinsichtlich der Ehe verbot das Gesetz die Heirathen zwischen den Kasten; am strengsten spricht es sich gegen den Tschandala aus, nennt ihn den verächtlichsten Sterblichen; er darf nicht

---

1) Im hohen Grade erfreulich ist es mir in diesem Punkte mich Einer Meinung zu sehen mit einem der tüchtigsten französischen Forscher Hrn. Vivien de Saint-Martin, welcher die ethnologische Verschiedenheit der *Çudra's*, als eines altindischen Volkes im Pendschâb, am linken Indusufer nachweisst und darauf das Kastenwesen begründet. (*Bulletin de la Société de géographie de Paris.* Novembre 1872. S. 541.) Der dunkle Teint, die glatte Nase, die kleinen Augen der vedischen *Dasyus* — so hiessen den arischen Hindus diese vorgefundenen Stämme — sind noch heute an ihren Nachkommen kenntlich, an den *Sonthal*, die vor der Ankunft der arischen Race das Pendschâb oder Colar besetzten. (Vgl. *The travels of a Hindoo in various parts of Bengal and Upper India*, by Bholonauth Chimder with an introduction by Talbot Wheeler. London 1869. 2 Bände).

in Dörfern und Städten wohnen; seine Begegnung verunreinigt. Niemand wollte das Mitglied einer niederen Kaste als sich ebenbürtig anerkennen; und obwohl später, zum grössten Theile in Folge des die Kasten aufhebenden Buddhismus, nach und nach eine Reihe von Mittelkasten[1]) entstand, und bei Ankunft Alexanders und der Makedonier die dienende Kaste schon ihre Unabhängigkeit errungen hatte, vermochte diese neue Lehre doch niemals das Kastenwesen ernstlich zu erschüttern;[2]) ein neuer Beweis, dass gegen Zustände, die im Volke oder in den äusseren Verhältnissen wurzeln, auch die religiöse Macht wirkungslos bleibt.[3])

Die Kasten sind also nicht das Product der religiösen Entwicklung in Indien, wie vielfach angenommen wird; vielmehr trachtete das religiöse System des Brahmanismus sich den Kasten anzupassen und dieselben bestmöglich auszunützen. Eine Verkettung zwischen den religiösen und socialen Verhältnissen ist überall wahrnehmbar, das Ursprüngliche ist aber hier nicht das Religiöse, sondern das Sociale. In dem Gesetzbuche Manu's, dem religiösen Codex der Brahmanen erscheint zugleich die sociale Einrichtung des indischen Staates codificirt; es ist aber grundfalsch, dass das Religionswesen die Grundlage aller socialen Einrichtungen in Indien bildete;[4]) die Entstehung dieser socialen Einrichtungen, also der Kasten, aus völlig natürlichen Ursachen glaube ich oben zur Genüge dargelegt zu haben; sie entwickelten sich demnach auch keineswegs nach den „Bestimmungen" von Manu's Gesetzbuch; dieses bestimmte gar nichts, es war nur der Ausdruck für die Entwicklungsform der indischen Gesellschaft, die es schon vorfand. Damit entschlüpfen wir auch dem Widersinne, der in einem Athem aussprechen lässt, das Religionswesen bilde die Grundlage aller socialen Einrichtungen und „das Kastenwesen" bilde die Grundlage der gesammten bürgerlichen und staatlichen Ordnung.[5]) Was sind denn nun die socialen

---

1) So gibt es nach Elphinstone blos in Puna etwa 150 Kasten.

2) Ueber das heutige Kastenwesen gibt guten Aufschluss ein kurzer Aufsatz E. v Schlagintweit's in *„Ergänzungsblätter"* 1869. IV. Bd. S. 601—607; ganz besonders eingehend aber und die Wandlungen der alten Kasten berücksichtigend das trotz mancher Fehler treffliche Werk des französischen Tribunalspräsidenten zu Pondichéry Hrn. Esquer, *Essai sur les castes dans l'Inde.* Pondichéry 1870. 8° ferner das umfangreiche, zwar vorzüglich locale Verhältnisse berücksichtigende Werk des Rev. M. A. Scherring *Hindu tribes and castes as represented in Benares.* Calcutta 1872. 4°.

3) Als zweites Beispiel wäre hiefür anzuführen, dass es der indischen Religion nicht gelungen ist, den Genuss von Thierfleisch völlig zu verhindern; das Gesetz betrachtet denselben zwar als die grösste Sünde; aber das Bedürfniss war stärker als die Macht des Gesetzes. Blieb zwar Indien vorwiegend auf Pflanzenkost beschränkt, so wurden doch nebenbei Fische, Schweine, Raubvögel, dann Rhinoceros und Krokodil, niemals aber Rindfleisch verzehrt.

4) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S 76.

5) A. a. O. S. 76 u. 78.

Einrichtungen anders als die gesammte bürgerliche und staatliche Ordnung? Es kann also nur entweder das Eine oder das Andere ihre Grundlage bilden.

Die Sklaverei.

Neben den Kastenunterschieden kannte das alte Indien noch die Sklaverei. Die Begierde nach Sklavenarbeit regt sich nemlich sogleich mit dem Sesshaftwerden und dem Ackerbau[1]). Sklaverei, Leibeigenschaft, Hörigkeit, Peonie, Gesindewesen und freie Arbeit — sie sind aber alle nur verschiedene Formen der Arbeitsleistung. Die Sklaverei ist eine der ältesten Einrichtungen im Völkerleben; in der Vorzeit mag einer ihrer Hauptentstehungsgründe in der Besiegung im Kriege gelegen sein. Da die Jägervölker die besiegten Feinde, wenn sie zu Knechten gemacht, nicht hätten ernähren können, so haben sie alle erschlagen. Von einem solchen Zustande zu jenem des sklavenhaltenden Nomaden besteht sicherlich ein sogenannter Humanitätsfortschritt. Wir wissen aber auch fast von keinem ackerbautreibenden Volke des Alterthums, welches die Sklaverei nicht gekannt hätte. Wenn wir der Sache näher auf den Grund sehen, so gewahren wir zudem, dass, sowie bei der indischen Kastenbildung, auch bei der Sklaverei stets eine ethnische Verschiedenheit im Spiele ist; zugleich bietet die Sklaverei eines der merkwürdigsten Beispiele von der Umbildung der moralischen Begriffe. Während heute ein Gegenstand des Abscheu's, hat sie in früherer Zeit so wenig Anstoss erregt, dass es im Mittelalter noch in Italien, Frankreich und England öffentliche Sklavenmärkte gab, wo fremde Kaufleute anderwärts geraubte oder gekaufte Menschen feil hielten. Wir dürfen in dieser Wandelbarkeit der Anschauungen wohl einen erneuerten, schlagenden Beweis für den absolut nichtsupranaturalistischen Ursprung der sittlichen Ideen erblicken. Die Hauptursache der Sklaverei im Frieden ist aber meist die wirthschaftliche Abhängigkeit. Im Alterthume gab es wegen der geringeren Arbeitstheilung, also geringerer Civilisation, sehr wenig bewegliches Capital. Das Letztere bestand vorzugsweise im Boden, im Vieh und in den Ernten. Da nun die Länder im Grossen damals durch Eroberung erworben und die Grundflächen unter die Sieger als Eigenthum vertheilt wurden, so war es für den Sklaven und späteren Leibeigenen sehr schwer sich eine selbständige Existenz zu verschaffen; viele die sich sogar freigekauft hatten, kehrten freiwillig in die Knechtschaft zurück; viele die ursprünglich frei waren, geriethen durch Armuth und Verschuldung in die Nothwendigkeit ihre Freiheit gegen den Lebensunterhalt zu verkaufen. Die wirthschaftlichen Ursachen der Sklaverei in ihrer här-

---

1) Peschel, *Völkerkunde*. S. 253.

testen Form fielen erst weg, nachdem durch Herstellung guter Verkehrswege der Getreidehandel durch grössere Arbeitstheilung eine rüstige Industrie entstanden war. Im Alterthume war also die Sklaverei eine wirthschaftliche Nothwendigkeit. Im Uebrigen ist es ganz unmöglich die Sklaverei aus der Welt zu schaffen, so lange diese von Menschen bewohnt wird; die Form ändert sich, des Wesen bleibt. Was aber die Freiheit anbelangt, so wächst das Bedürfniss derselben nur im Verhältnisse der Geistesbildung. Desshalb ist auch die Unfreiheit in den ersten Perioden der Menschengeschichte für die Unfreien gar nicht so drückend; das Gefühl sittlicher Entwürdigung, welches die Sklaverei gegenwärtig hervorruft, ist einem ganz frühen Zeitalter ebenso unbekannt, wie heute noch den Racen von rohem Culturschliffe. Solche Worte sind freilich geeignet das Herz der Humanisten mit Trauer zu erfüllen, allein zu allen Zeiten sind die Humanisten herzlich schlechte Ethnologen gewesen. Fest klammern sie sich an den Satz „der Mensch ist frei, und wär' er in Ketten geboren", in dem die ernste Wissenschaft nur die Grösse der dichterischen Phantasie bewundern darf. Die trockene Wirklichkeit dagegen spricht: kein Mensch wird „frei" geboren. Das Höchste was sich zugestehen lässt, ist eine Anlage zur Freiheit. Diese Anlage aber will entwickelt, jedes Volk zur Freiheit erzogen sein.[1])

Brahmanen und Brahmanismus.

Ueber alle Kasten, selbst über jene der Xatrija's schwang sich der Stamm der Priester oder Brahmanen. Die Macht, das Ansehen, welche dieser Stand auch in Indien errang, darf nicht Wunder nehmen, denn die Brahmanen waren zugleich die Besitzer der Wissenschaft und ihre Kaste repräsentirte einfach die Macht des Wissens überhaupt. Gleichwie unter allen Umständen Ein Kluger einer ganzen Schaar von Dummen überlegen ist, sichert auch überall das Wissen ein unzerstörbares Ansehen und gestattet einer geringen Anzahl die Beherrschung der unwissenden Massen. Nun ist es bezeichnend sowohl für die Geschichte der Menschheit als für die Entwicklung und Fortbildung gewisser Ideen, dass allerorts der Priesterstand wenigstens in der Zeit seiner Jugend und Blüthe unter einem Volke die möglich grösste Summe menschlichen Wissens darstellte. Dieses Wissen sicherte seinen Einfluss und damit seine Macht; und die Ueberzeugung, dass diese um so mehr schwinden müssen als ihr eine

1) Fried. v. Hellwald, *Zur Geschichte der Arbeit in den Colonien.* (*Ausland* 1872 No. 15, 16, 17, 18, 19.) Ganz in Uebereinstimmung mit dieser Anschauung schreibt M. Carriere in der „*Gegenwart*" 1872 No. 40. S. 258: „Der Mensch ist ja nicht frei geschaffen, sondern nur freiheitsfähig."

gleich grosse oder selbst stärkere Wissenskraft unter dem Volke entgegentreten könnte, — diese Ueberzeugung veranlasste den Priesterstand einerseits jede Forschung, die zu höherem Wissen führen konnte, als frevelhaft zu verdammen, andererseits aber gewisse persönliche Beziehungen zwischen dem höchsten Wesen und ihrer Person als unerschütterliche Glaubenssätze hinzustellen, an denen zu zweifeln schon Sünde wäre. Dies in kurzen Worten die Geschichte der Priesterschaft von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Wenn aber auch die Priesterschaft stets — in Folge des jedem Menschen innewohnenden Selbsterhaltungstriebes — darauf bedacht war den frommen Sinn der unwissenden Menge zu ihrem Nutzen auszubeuten und manch willkürliche Einrichtungen schuf, so ist dies doch niemals — wie es dermalen von sogenannten Volksaufklärern geschieht, — so aufzufassen, als ob die Religion selbst das Hypothesengebäude der Priesterschaft wäre. Der grosse religiöse Irrthum geht allemal vom Volke, vom Menschen aus, und die Priesterschaft ist nur eine Consequenz der sich bildenden oder schon gebildeten Religion. Nach den tiefsten Regungen der Volksseele, durch die unwillkürlich mythenbildende Phantasie haben sich die Religionen ursprünglich gestaltet, nicht aber als Werk priesterlicher Schlauheit.[1] Beweis dafür, dass die Ausbildung eines eigenen Priesterstandes stets als ein Merkmal höherer Gesittung betrachtet wird und in der That jene Völker am tiefsten stehen, wo nicht einmal der Priester, und wäre er der elendeste Schamane, ein Ansehen geniesst. Ueberall wo das Uebersinnliche, Ideale in noch so roher Gestalt zur Religion sich herangebildet hat, ist die Priesterschaft unausbleiblich nothwendig und es ist ganz vergebliches Beginnen Beide von einander zu trennen. Gleichwie der menschliche Geist sich kein Wesen denken kann ohne es an eine bestimmte Form zu binden, ist auch eine Religion nicht denkbar ohne Priesterschaft. Nur in der Form der Letztern gelangt das Wesen der Ersteren zu einer greifbaren Gestalt. Ein leuchtendes Beispiel hiefür bieten die Chinesen; wir haben gezeigt, dass das alte China kein Priesterthum, dafür aber auch keine Religion, sondern im günstigsten Falle einige Morallehren besass. Mit dem Irrthume der Religion hängt also die Existenz der Priesterschaft auf das Engste zusammen und nur ein mitleidiges Lächeln verdient der moderne Wahn, welcher den Vernichtungskampf gegen das Gefäss zu führen, dabei aber eine Verletzung seines Inhaltes nicht zu beabsichtigen vorgibt. Nur mit der völligen Beseitigung des Irrthums, also der Religion selbst, wäre auch eine Vernichtung der Priesterschaft und ihrer Macht zu erreichen. Sattsam sprechen hiefür alle Lehren der Geschichte.

Auch in Indien waren die Priester an religiöser Kenntniss wie

---

1) M. Carriere. A. a. O.

überhaupt an Bildung den Laien weit voraus und wahrlich ein Vertiefen in die Weisheit der Brahmanen zwingt uns eine hohe Achtung vor denselben ab. Ihren Aufzeichnungen verdanken wir die Vêda's, [1]) worin die ältesten religiösen Anschauungen der Inder in ihrem unverkennbaren Zusammenhange mit Schamanismus niedergelegt sind, und einen grossen Theil der überaus reichen indischen Sanskritliteratur. Sie waren die Verbreiter der arischen Civilisation. [2]) So konnte man der Brahmanen bald nicht mehr entbehren, und da nach Eroberung des Gangâ-Thales Ruhe eintrat und die Kriegerkaste naturgemäss weniger mehr zu bedeuten hatte, alle aber das Wohlwollen der Götter wünschten, musste die Beschäftigung der Brahmanen bald als die wichtigste und würdigste gelten und die Priesterkaste die erste aller Kasten werden. Die religiöse Anschauung ward nach und nach weiter ausgebildet; der Gedanke, dass das göttliche Wesen Eins sein müsse, brach sich in den hervorragenden Köpfen der Priesterschaft Bahn; die alten Götter, die nur Personificationen einzelner Naturkräfte waren, konnten sich nicht länger halten. So entstand *Brahma*,[3]) das Heilige, in welchem die Einheit des Gottesgedankens erreicht ward; doch blieb der Inder noch weit entfernt vom Begriffe des persönlichen Gottes, wie ihn das spätere Christenthum lehrte. Brahma ist nur die Weltseele, das Leben, das sich durch die ganze Natur hindurch zieht, Schöpfer der Natur und Natur zugleich. Er hat die Welt nicht mit freiem Willen durch sein allmächtiges Schöpferwort geschaffen, sondern sie ist aus ihm hervorgegangen, zuerst die alten Götter, dann die Geister der Luft, dann die Priester, dann die Krieger, dann die Bauern und Handwerker, dann die Sklaven, dann die Thiere, Pflanzen, Kräuter und Steine. So ist die Stufenleiter der Stände, welche sich im Laufe der Dinge gebildet hatte, als göttliche Ordnung festgestellt; jeder gehört von Gott aus einer Kaste zu, die er nicht überschreiten darf. Alles ist aus Brahma ausgegangen, Alles muss wieder in ihn zurückkehren; im Bestande der Einzelnheit liegt die Beschränktheit, in dieser die Sünde. Der Glaube an Unsterblichkeit der Seele ist altes Stammeseigenthum der Inder. [4]) Wer stirbt in Sünde, kann nicht in Brahma eingehen, er kommt in die Hölle, er muss, nachdem er lange gequält wurde, die Stufenleiter der Schöpfung wieder durchmachen bis er in Brahma zurückkehren kann. Daher die Lehre von der Seelenwanderung. Wer nach diesem Leben zu Brahma eingehen will, der muss sich ganz losschälen von dieser Welt, seine Sinnlichkeit ganz unterdrücken, seine Selbständigkeit

---

1) Fr. Spiegel, *Die Mythologie der Vêdas.* (*Ausland* 1870 No. 29. S. 679—685.) Bericht über das wichtige Werk von J. Muir, *Original Sanskrit texts on the origin and history of the people of India, their religion and institutions.* London. Bis jetzt 5 Bde.

2) Lassen, *Indische Alterthumskunde.* I. S. 578.

3) M. Haug, *On the Origin of Brahmanism.* 1863.

4) M. Haug, *Brahma und die Brahmanen.* München 1871.

ganz aufgeben; dies leistet er als Einsiedler — Vanaprastha. Studium der Vêdas und die Betrachtung des höchsten Wesens sei sein einziges Geschäft. Dann geht seine Seele in Brahma ein, er wird mächtig über die Natur und über die Götter, er wird selbst Brahma und nicht wieder geboren. Die überwältigende Macht der indischen Natur, der gegenüber die Menschen bald erlagen, deren berauschender Macht gegenüber der Mensch bald erkannte, dass er Nichts, dass Gott Alles sei, mag nicht wenig zum Siege dieser Lehre beigetragen haben.[1]) Doch müssen wir uns vor Ueberschätzung dieses Momentes sorgfältig hüten. Wohl drangen und dringen noch jetzt manche fromme Hindu als Pilger bis zu den erhabensten Stellen der indischen Alpen, zu den Heiligthümern an den Gletschern, aus denen die beseelt gedachten und geheiligten Ströme der Dschumna und Gangâ durch enge Schluchten brechen; aber nicht aus Scheu vor der strengen Grösse des Quellengebietes wurden jene Andachtsstätten gegründet, sondern weil das fliessende Wasser dem Inder überhaupt als verehrungwürdig erschien, denn auch über den Quellen der Nerbudda im Innern des Dekkan in einer völlig zahmen Landschaft erheben sich ebenfalls ihre Tempel.[2]). Sicher ist aber, dass diese Lehre die Heldenkraft der Nation gebrochen und es den Indern unmöglich gemacht hat, das Höchste zu erreichen, wozu sie durch ihre Begabung befähigt erschienen.

Der hier in oberflächlichen Umrissen geschilderte Pantheismus entstand im Gangâthale etwa 1000—700 v. Chr., nicht jedoch ohne auf Widerstand zu stossen; doch ist nicht erhalten wie und durch wen; eben daselbst ist auch die Geburtsstätte von Manu's Gesetzbuch, welches sich auf dieses System stützt; es ist dieses natürlich nur ein Ideal, das auf Grund dieser pantheistischen Weltanschauung aufgestellt wurde und dem das Leben selbst steten Widerstand leistete. Es ist nach und nach entstanden; vollendet wurde es 700 —600 Jahre v. Chr.; vollständig durchgedrungen ist es nicht einmal im Gangâthale, und im Fünfstromlande gelangte es erst viel später zur Geltung.

Nach dem Gesetze Manu's ist die Regierung streng monarchisch, die Welt elend ohne König; wenn sich nun dadurch eine despotische Herrschermacht in Indien festsetzte, welcher die Priesterkaste rathend und begünstigt zur Seite stand, so ist doch eine Priesterherrschaft niemals angestrebt worden. Der Macht des Königs

---

1) Weiss, *Weltgeschichte.* I. S. 80—82.

2) Peschel, *Die Zone der Religionsstifter.* (*Ausland* 1869 No. 18. S. 410.) Ueber die Tempel an der Nerbudda und ganz besonders über die schrecklich geheimnissvolle geheiligte Schlucht *Dschampo-Durp* siehe das schöne Buch von Capt. J. Forsyth: *The Highlands of Central-India: notes on their forests and wild tribes, natural history and sports* London 1872. 8°. Auszüge davon siehe in *Chambers Journal* No. 432, und im „*Ausland*" 1872. No. 39. S. 930—932.

gegenüber gibt es keine Schranken, als diejenigen, welche in dem guten Willen des Herrschers, in der Macht der Religion und Sitte und in der Widerstandskraft der Geschlechter und Kasten liegen. Der König soll vor Allem ein strenger Richter sein, hat aber das Recht der Begnadigung; die Strafen sind strenge, die Todesstrafen sind Verstümmelungen des Leibes, mitunter der schmachvollsten Art und nicht selten, nur die Brahmanen sind frei von Leibesstrafen. Auf Ungehorsam gegen den König und Ehebruch stand der Tod. Sehr strenge sind die Gesetze gegen den Diebstahl; der König kann jeden auf der That ertappten Dieb hinrichten lassen. Manu's Gesetz befürwortet die Ehe sehr; das Weib muss immer unter dem Manne stehen, der Vater schütze es in der Kindheit, der Gatte in der Jugend, die Söhne im Alter. Es ist aber nicht wahr, dass die Stellung des Weibes, wie behauptet wird,[1]) eine elende gewesen. Vielmehr wird das Weib im ganzen zart und liebevoll behandelt und ist immer vollkommen frei, durchaus keine Sklavin; [2]) dieser Freiheit des Weibes sind vielleicht sogar die milden Sitten der Inder zuzuschreiben. Selbst in's Theater durften die Frauen unverschleiert gehen. Ein Weib darf nicht hingerichtet werden, denn, sagt das Gesetz, das Schwert ist nicht für das Weib geschaffen, nicht einmal mit einer Blume soll es geschlagen werden. Die Mädchen wurden wie die Knaben früh im Lesen, Schreiben und Rechnen, in der Götterlehre und in praktischen Sprüchen unterrichtet; die Wittwe darf jedoch nicht wieder heirathen, sondern soll als Büsserin im steten Andenken an ihren Gatten eingezogen und strenge leben. Von der Wittwenverbrennung weiss Manu's Gesetzbuch Nichts; diese ist erst später, zu Alexander des Grossen Zeiten Sitte geworden und auch nichts als Sitte, niemals religiöses Gebot gewesen, wie gleichfalls fälschlich berichtet wird.[3])

Entwicklung der Inder.

Es ist der Versuch gemacht worden, den Gang der indischen Entwicklung lediglich aus den Einflüssen des Klima's, der Nahrung und des Bodens zu erklären.[4]) Sicherlich ist die Einwirkung dieser Factoren nicht zu unterschätzen, zu einer befriedigenden Erklärung aber reichen sie nicht aus. Wahr ist, dass in heissen Ländern die gewöhnliche Nahrung viel mehr sauerstoff- als kohlenstoffhaltig ist, so wie, dass erstere meist dem Thierreiche entnommen schwieriger zu beschaffen, also theurer, kostspieliger ist als die zweite, welche

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 80.
2) A. a. O.
3) A. a. O.
4) Buckle, *Geschichte der Civilisation.* I. S. 62—72.

am billigsten in der Pflanzenwelt gewonnnen wird. Daraus lässt sich erklären, dass der Inder auf die Pflanzenkost angewiesen ward. Zugleich macht die hohe Temperatur zu harter Arbeit unfähig und eine Nahrung nothwendig, deren Ertrag reichlich ist und in einem verhältnissmässig geringen Umfange viel Nahrungsstoff enthält; daher ist auch in Indien von den frühesten Zeiten die nahrhafteste aller Getreidearten, der Reis, die gewöhnlichste Kost gewesen. Nun ist es allerdings richtig, dass die strenggläubigen Inder der höheren Kasten auf's strengste alle Fleischnahrung verabscheuen; doch hielten sie es nicht immer so; in den Zeiten der Vêdas war der Genuss animalischer Kost noch nicht verboten und zugleich war die vedische Religion noch nicht verdüstert durch die Schöpfung blutgieriger Götzen, noch nicht erfüllt mit Schrecken und Grauen wie in den späteren epischen Zeiten. Die Belastung der Gemüther, die Neigung zum Ungeheuerlichen und Grotesken, die Lebensübersättigung, das Grauen vor der endlosen Kette der Wiedergeburten begann sich bei dem Inder zu entwickeln mit dem gleichzeitigen Uebergange zur reinen Pflanzenkost, von welcher man im Allgemeinen mildere Sitten und Anschauungen ableiten will. Dass auch die geistige Thätigkeit von der Ernährung abhängig sei, kann wohl Jedermann an sich selbst wahrgenommen haben; allein wir sind noch weit entfernt, etwas über die dauernde Wirkung der täglichen Nahrung ergründet zu haben. Unbestritten bleibt, dass der Hunger, die halbe und ungenügende Befriedigung wie alle Begierden ihre Herrschaft auf die Einbildungskraft erstrecken. Auf dieser biologischen Wahrnehmung beruhten und beruhen noch die strengen Fastenübungen, die von so verschiedenen Religionssatzungen vorgeschrieben werden. So oft der Kreislauf der gewöhnlichen Ernährung unterbrochen oder auch nur gestört, sobald er kein regelrechter ist, gewinnt die Einbildungskraft ungewöhnliche Macht und der Mensch in diesem erschütterten oder geschwächten Zustande ist empfänglicher für Alles, was er übersinnlichen Wirkungen zuschreibt.[1])

Richtiger scheint die Erwägung, dass durch die Eigenthümlichkeit des Klima's und der Nahrung jene ungleiche Vertheilung des Reichthums in Indien entstanden ist, welche überall eintritt, wo der Arbeitsmarkt stets übervoll ist. Die oberen Classen waren ungeheuer reich, die niederen kläglich arm; jene, durch deren Arbeit der Reichthum erzeugt wird, erhalten den geringsten Theil davon; das Uebrige wird von den höheren Classen entweder als Pacht oder als Gewinn verzehrt. Und da nächst dem Verstande Reichthum die dauerndste Quelle der Macht ist, so ist auch ganz natürlich eine grosse Ungleichheit des Reichthumes von einer entsprechenden Ungleichheit socialer und politischer Macht begleitet worden; die unge-

---

1) Peschel, *Zone der Religionsstifter.* (*Ausland* 1863. No. 18. S. 411.)

heure Mehrzahl des indischen Volkes hat demnach von jeher unter dem Drucke der bittersten Armuth gelebt und ist daher immer in einem Zustande der Dummheit und Erniedrigung geblieben, vor den Oberherren unterwürfig kriechend und nur geschaffen, um entweder selbst Sklaven zu sein oder um in den Krieg geführt zu werden und Andere zu Sklaven zu machen.[1]) Dass dem so war, zeigt der Umstand, dass in Indien der Pacht und der Zins sehr hoch, daher der Arbeitslohn naturnothwendig sehr niedrig gewesen. Manu's Gesetz stellt den Zins auf 15—60 % fest und die niedrigste vom Landesgebrauche anerkannte Pacht beträgt die Hälfte des Ertrages.

Wie überall, so reizte auch in Indien Armuth zur Verachtung und gab dem Reichthum Macht. Unter übrigens gleichen Verhältnissen müssen Classen, wie einzelne, je reicher sie sind, desto grösseren Einfluss besitzen und es ist nur natürlich, dass eine ungleiche Vertheilung des Reichthums auch eine ungleiche Machtvertheilung nach sich zog. Da es nun keinen Fall in der Geschichte gibt, dass eine Klasse Macht besessen und sie nicht missbraucht hätte, so erklärt sich, dass die Masse des indischen Volkes, durch die physischen Gesetze ihres Klima's verdammt, auf einer tiefen Stufe festgehalten wurde, von der sie sich nie hat erheben können. Denn in Indien war ewige Sklaverei der natürliche Zustand der grossen Menge, zu welchem sie die physischen unwiderstehlichen Gesetze verurtheilten. Die Gewalt dieser Gesetze ist in Wahrheit so unüberwindlich, dass sie allenthalben, wo sie in Wirksamkeit getreten sind, die productiven Classen in beständiger Unterwürfigkeit gehalten haben. Es gibt in der Geschichte kein Beispiel eines tropischen Landes, in welchem bei ausgedehnter Anhäufung des Reichthums das Volk seinem Schicksale entgangen wäre; kein Beispiel, wo nicht die Hitze des Klima's einen Ueberfluss der Nahrung und dieser Ueberfluss eine ungleiche Vertheilung zuerst des Reichthums und sodann der politischen und socialen Macht hervorgebracht hätte. Bei Nationen, die diesen Bedingungen unterworfen sind, gilt das Volk nichts, es hat keine Stimme in der Verwaltung des Staates, keine Aufsicht über den Reichthum, den sein eigener Fleiss geschaffen. Sein einziges Geschäft ist zu arbeiten, seine einzige Pflicht zu gehorchen. So entsteht ganz von selbst und naturgemäss jene Gewohnheit zahmer knechtischer Unterwerfung, wodurch solche Völker sich stets charakterisiren. Denn es ist eine unbezweifelte Thatsache, dass diese Völker sich *nie* gegen ihre Herrscher gewendet; wir finden keinen Classenkampf, keine Volksaufstände, nicht einmal irgend eine grosse Verschwörung. In diesen reichen und fruchtbaren Ländern sind mancherlei Veränderungen vorgegangen, aber alle von oben, keine von unten. Es hat Kriege der Könige und Kriege der Dynastien

---

1) Buckle, A. a. O. I. S. 64—65.

genug gegeben; es sind Revolutionen in der Regierung, im Palaste, auf dem Throne vorgekommen, aber keine Revolution im Volke, keine Milderung des Loses, welches mehr die Natur als der Mensch ihnen zugetheilt.[1])

Der Buddhismus.

Unter solchen Umständen musste der durch das Klima der warmen Länder, wo die Natur leicht hinweghilft über den Erwerb der Nothdurft und die heissen Tagesstunden ohnehin körperliche Anstrengungen verhindern, daher die Gelegenheiten zu inneren Vertiefungen viel reichlicher sind, geförderte Hang des Nachdenkens zur wahren Folterung der Gemüther werden bei den Indern, denen ein endloses Echo von Wanderungen der Seele zu drohen schien. Auf dem Hindu lastete als Judasqual die Vorstellung einer rastlosen Erneuerung, ohne Rettung, dass sie jemals stille stehen könnte, und seine geängstigte Phantasie sah in schrecklichen Zahlenausdrücken eine Zeit vor sich ohne Grenzen, die mit jedem Schritte in ihre Tiefe auch ihren Horizont um einen Schritt vorwärts schob. Wohl mögen wir uns denken, dass vielen bedrängten Herzen wenigstens eine Lehre als wahre Erlösung erschien, welche ihnen die Möglichkeit einer Pause, einer Beendigung, vielleicht sogar das gänzliche Erlöschen — Nirvâna — verhiess, mag man sich nun darunter eine ewig giltige Vernichtung oder nur eine zeitweilige Erstarrung mit allen Süssigkeiten des Todes denken.[2]) Diese Lehre war der Buddhismus, welcher um 600—500 Jahre v. Chr. ebenfalls im Gangâthale entstand und sich mit unvermeidlicher Nothwendigkeit aus der Vedalehre der Brahmanen entwickeln musste. Das Grundprincip des Buddhismus lautet, dass es eine höchste Macht aber kein höchstes Wesen gebe; er ist eine Verwerfung der Vorstellung des Sein's und eine Anerkennung derjenigen der Kraft. Wenn er das Dasein Gottes zugibt, so lohnt er ihn als Schöpfer ab; er behauptet eine treibende Kraft im Universum, ein selbstvorhandenes plastisches Princip, aber keinen selbstvorhandenen, ewigen, persönlichen Gott; er verkündet zwar eine sittliche Weltordnung, nicht aber einen sittlichen Weltenordner. Der Buddhismus ist demnach nicht mehr Pantheismus, sondern Atheismus,[3]) der alle Ereignisse auf unwiderstehliche Gesetze zurückführt. Er bezweifelt ferner das wirkliche Dasein der sichtbaren Welt, denn an unseren Sinnen besitzen wir kein zuverlässiges

---

1) Buckle, A. a. O. S. 71—72.

2) Peschel.

3) R. Spence Hardy, *The legends and theories of the Buddhists compared with history and science.* London 1866. 8° Max Müller, *Buddhism* in seinen *Chips of a german workshop.* London 1867. 8°. I. Bd. S. 181—234 anknüpfend an Barthélemy St. Hilaire, *Le Bouddha et sa religion.* Paris 1860.

Merkmal der Wahrheit, und lehrt, dass es nichts derart wie Individualität oder Persönlichkeit gebe — dass das Ich ein völliges Nichts sei. In diesen tiefen Betrachtungen führt er seine Auffassung der Kraft aus und behauptet im Lichte derselben, dass alle fühlenden Wesen gleichartig seien. Indem der Buddhismus auf solche Art die Gleichheit aller Menschen verkündete, gerieth er in geraden Widerspruch mit dem orthodoxen Glaubensbekenntnisse der Brahmanen, welches in der Errichtung der Kasten praktisch durchgeführt war. Er war also auch in sofern eine Erlösung als er allen Kasten, selbst den verachtetsten seine Wohlthaten verhiess. Um ein Brahmane zu sein, musste man dazu geboren werden; ein buddhistischer Priester konnte dagegen aus jeder Standesclasse, ja aus der Hefe der Gesellschaft hervorgehen. Bei dem früheren Systeme war die Ehe ein wesentliches Erforderniss der Kaste, bei letzterem nicht. Daraus folgte, dass Cölibat und Keuschheit als die grössten aller Tugenden erhoben werden konnten. Die Erfahrung hat gelehrt, wie mächtig die Herrschaft ist, welche die Hierarchie auf diesem Wege erlangt. Es war daher nur vorsichtiger Selbsterhaltungstrieb, welcher die Brahmanen zur Bekämpfung und Verfolgung der buddhistischen Lehre veranlasste; freilich ward damit zugleich die Ausbreitung derselben über ganz Ostasien veranlasst. 1)

Als Stifter dieser eigenthümlichen atheistischen Religion gilt der Sohn *Çuddhodana*'s, König von *Kapilavastu*, der zuerst *Sarvarthasiddha*, später *Çakjamuni* und *Gautama* hiess und erst auf der Höhe seines Ruhmes den Namen *Buddha*, d. i. der Erleuchtete erhielt. 2) Allenthalben wohin Buddha kam — seine Thätigkeit beschränkte sich aber auf einen Theil des Gangâthales, auf das heutige Oude, Süd- und Nordbehar — predigte er die vier höchsten Wahrheiten: der Erkenntniss des Uebels, der Entstehung des Uebels, der Vernichtung des Uebels und des Weges, der zur Selbstvernichtung führe. In gewissem Sinne nimmt auch der Buddhismus die Seelenwanderung an, allein so wie das Licht einer Kerze zuletzt zu Ende geht, so gibt es erst, wenn gleich erst nach vielen Wanderungen

---

1) Draper, *Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's.* S. 49—54.

2) Die Schilderung des Lebens Buddha's siehe bei Lassen, *Indische Alterthumskunde.* II. S. 65—76, ferner: P. Bigandet, *The life or legend of Gaudama, the Buddha of the Burmese.* Rangoon 1866. 8°. Es ist dies eine neue Auflage des schon mehrere Jahre zuvor erschienenen Werkes, doch sind in dieser Ausgabe zahlreiche werthvolle Noten aufgenommen worden, um so viel als möglich die Principien des Buddhismus und Alles mit dieser Religion in Verbindung Stehende zu erläutern. Vgl. ferner: Köppen, *Religion des Buddha.* Berlin 1857., O. Palladius. *Das Leben Buddha's.* (*Arbeiten der russ. Gesandtschaft zu Peking.* II. Bd. S. 197—267.) und die Forschungen Wassiljew's, worüber Prof. Fried. Spiegel im *Ausland* 1860. No. 42. S. 985—988 und No. 43. S. 1010 – 1015 berichtet hat. Siehe endlich: „*Ueber die Religion des Buddha.*" (*Ausland* 1871. No. 36. S. 841—847, No. 37. S. 875—880.) und den der Lehre Buddha's gewidmeten Abschnitt in Peschel's *Völkerkunde.* S. 283—291.

ein Ende des Lebens. Dieses Ende nennt er Nirvâna, ein Wort, welches seit fast dreitausend Jahren von feierlicher Bedeutung für zahllose Millionen Menschen, gewesen ist[1]) — Nirvâna, das Ende einer Reihe von Existenzen, jener Zustand, welcher in keinem Verhältniss zu Stoff, Raum oder Zeit steht, welchen die schwindende Flamme der ausgelöschten Kerze erreicht habe. Es sei der höchste Zweck — Nichts. Dies zu erreichen sei das Ziel, welchem wir nachstreben sollten, und zu dem Ende sollten wir in uns alles, was am Dasein klebt, zu zerstören suchen, indem wir uns von jedem irdischen Ziele, von jedem irdischen Streben entwöhnen. Wir sollten zu Mönchsleben, Busse, Selbstverläugnung, Selbsttödtung greifen und so allmählig in vollkommene Ruhe oder Apathie zu versinken lernen, in Nachahmung jenes Zustandes, zu dem wir endlich gelangen müssen, und dem wir uns durch solche Vorbereitung um so rascher nähern. Der pantheistische Brahmane erwartet Auflösung in Gott, der Buddhist, der keinen Gott hat, Vernichtung.[2])

Es bedarf wohl keines besonderen Hinweises auf die auffälligen Aehnlichkeiten dieser Lehre mit dem späteren Christenthume,[3]) Aehnlichkeiten, die sich bis auf völlig untergeordnete Punkte mitunter erstrecken, wie beispielsweise, dass auch Buddha's Mutter ihre Jungfräulichkeit behielt. Gleich dem Christenthume ward der Buddhismus, freilich ohne dadurch in seinem Gehalte erhöht oder vergeistigt zu werden, in ferne Lande getragen und ist gegenwärtig über Ceylon, die Tatarei, Tibet,[4]) China, Japan, Birma und Hinterindien verbreitet; etwa vier Zehntel des Menschengeschlechtes bekennen sich zu ihm, also weit mehr denn zu irgend einer anderen Religion. Seine Wirkung äusserte sich in der Zuführung barbarischer Stämme zur Gesittung, praktisch aber in der Einführung eines ungeheuren Mönchs- und Klosterwesens, welches in vielen Punkten Aehnlichkeiten mit jenem des späteren Europa's darbietet. Besonderes Verdienst legten die Buddhisten dem Cölibate bei, entsagten allen sinnlichen Freuden, assen zusammen in einer Halle und empfingen Almosen. Dergleichen zu thun gehört, wie es scheint, zu einer gewissen Phase der menschlichen Culturentwicklung. Wenn einerseits die Toleranz des Buddhismus rühmend hervorgehoben wird, der allerdings niemals das Schwert

---

1) Obry, *Du Nirvâna Indien.* Paris 1858. Prof. Max Müller von Oxford hielt in der deutschen Philologen-Versammlung zu Kiel einen Vortrag, worin er versuchte — jedoch mit sehr wenig Glück — den Buddhismus gegen die Beschuldigung des Nihilismus zu vertheidigen; den Atheismus dieser Irreligion vermochte aber auch er nicht zu läugnen. Siehe auch „*The meaning of Nirvâna*“ in seinen *Chips of a German workshop.* I. Bd. S. 279—291.

2) Siehe über den Buddhismus: A. Bastian, *Die Weltauffassung des Buddhisten.* Berlin 1870. 8°.

3) Joh. N. Ehrlich, *Der Buddhismus und das Christenthum.* Prag 1864. 8°.

4) E. Schlagintweit, *Buddhism in Tibet illustrated by literary documents and objets of religious worship.* Leipzig 1863. 8° mit Atlas in fol.

zur Hand genommen hat, um sich seine fünfthalb hundert Millionen Bekenner zu unterwerfen, so wollen wir andererseits nicht vergessen, dass, da der Zweck des buddhistischen Mönchssystems durchaus persönlicher Natur, die Erlangung individueller Glückseligkeit war, es unfehlbar äusserste Selbstsucht erzeugen musste. Es prägte jedem ein, einerlei was aus allen übrigen werden möchte, sein eigenes Heil zu suchen. Was kümmerten den Buddhisten Eltern, Weib, Kinder, Freunde, Vaterland, wenn er nur Nirvâna erreichte.[1]) In wirthschaftlicher Hinsicht waren die Folgen nicht minder traurig, denn eine Religion, welche die Glückseligkeit in der Ruhe, der Unthätigkeit sucht, ist eine geborene Feindin der Arbeit, welche allein Werthe schafft. Von diesem Gesichtspunkte aus darf man den Buddhismus eine Religion der Faulheit nennen. Man kann also nicht sagen, dass diese Religion oder Irreligion auf zahlreiche Völker einen bei weitem wohlthätigeren Einfluss geübt habe als andere Religionen mit Göttern und organisirten Priesterschaften, Cultusordnungen und Bussvorschriften.[2]) Ebenso unrichtig ist es aber, dass der Buddhismus in China die gesammte Bevölkerung nicht nur zur Gleichgültigkeit, sondern auch zur völligen Gottlosigkeit angeleitet habe.[3]) Ich glaube gezeigt zu haben, dass die alte Volksreligion der Chinesen es vielmehr ist, welche sich durch diese beiden Eigenschaften auszeichnet. Diese bestand aber lange schon ehe der Buddhismus zu den Himmlischen drang und hat sicherlich weit eher diesen durchtränkt als sich von ihm beeinflussen lassen.[4]).

Es wäre indess ein grosser Irrthum zu glauben, dass es dem Buddhismus gelungen wäre, die alte Lehre der Brahmanen in Indien völlig zu verdrängen und sich an deren Stelle zu setzen. Es gehören derselben noch heutzutage eine grosse Menge des indischen Volkes, etwa 80 Millionen Menschen, an; da aber durch den Buddhismus das brahmanische System in seinem Kerne angegriffen und es ihm schwer wurde den Angriff allein zu bestehen, so nahm dieses nun Vorstellungen auf, welche unter der grossen Masse Anhang hatten und manche Ideen Buddha's dazu. So entstand die Dreinigkeit, die *Trimurti*, der Inder und das System der *Yoga* oder Vertiefung. Im Gangâthale wurde nemlich seit lange der Gott Vischnu[5]) verehrt und und in den Industhälern der Gott Çiva,[6]) auf welchen sich vielleicht

---

1) Draper. A. a. O. S. 54—55.

2) *Ausland* 1871 No. 38. S. 880.

3) Draper. A. a. O. S. 56.

4) Eine treffliche, wenn auch hie und da von Anschauungen eines christlichen Missionärs angekränkelte Darstellung des chinesischen Buddhismus gab Ernst J. Eitel, *Buddhism: its historical, theoretical and popular aspects.* London 1873. 8°.

5) Etienne Alex. Rodriguez, *The religion of Vishnoo.* Madras 1849. 4°.

6) Foulkes, *Catechism of the Shaiva Religion.* Translated from the Tamil. Madras. 8°.

der noch heute in einigen Theilen Indiens übliche Phallus-Cult zurückführen lässt;[1]) beide wurden, um ihre Anbeter in Gehorsam gegen die Brahmanen zu erhalten, mit Brahma dergestalt verbunden, dass der Grundgedanke des alten Systems blieb. Brahma repräsentirt nun die Weltschöpfung, Vischnu die Welterhaltung; aber Alles was besteht, ist werth, dass es zu Grunde geht, und so finden wir in Çiva das zerstörende Princip. Die Brahmanen lehrten nun, dass auch nach ihrem System ein Tod ohne Wiedergeburt zu erreichen sei; dies ist die Yoga; die Materie wird hier ewig gedacht, wie die Weltseele. Wer sich in Brahma so vertieft, dass er Eins mit ihm wird, der löscht sein Selbst in ihm aus, erreicht die Nirvâna und kann nicht mehr geboren werden. Man vertieft sich in Brahma durch Beherrschung der Sinne und Leidenschaften, besonders auf physiologischem Wege.[2]) Hatte das neue System mit dem Buddhismus wie mit der Volksreligion kapitulirt, so war es hingegen unerbittlich im Kastenwesen und im Ceremoniel. Der Streit mit dem Buddhismus wurde zuletzt mit den Waffen ausgefochten; doch ist die Geschichte dieses Kampfes verloren gegangen; obwohl zweifelsohne von heftigen Revolutionen in Regierung, Sitten und nationalen Denken und Dichten begleitet, hat er fast keine Spuren in der Sanskritliteratur zurückgelassen und selbst die Autoren, welche inmitten dieses Kampfes gestanden haben müssen, schreiben so unbefangen als ob es niemals einen Buddha gegeben hätte. Wir wissen nur, dass die Buddhisten aus dem eigentlichen Indien vollständig vertrieben wurden; nach diesem Siege aber hat auch jede weitere Entwicklung des Brahmanismus aufgehört; zu einer Einigung hat es die Nation nicht mehr bringen können; die Geschichte Indiens ist fortan eine Leidensgeschichte; Griechen, Araber, Mongolen, Europäer haben um die Wette das Volk misshandelt, das heutzutage wie Zwerge auf den Trümmern einer grossen Vergangenheit herumkriecht. Unzähligemale sind fremde Eroberer in Indien eingedrungen, niemals aber die Hindus selbst als Eroberer aufgetreten. Geduldig, ohne Murren haben sie alle Leiden ertragen, welche über sie hereingebrochen, die aber sammt und sonders in der Natur der Sache begründet sind. Was die örtlichen und klimatischen Verhältnisse nicht verschuldet, ward veranlasst oder doch ermöglicht durch den indischen Volkscharakter, dessen Sanftmuth ein Auflehnen gegen die ärgste Unbill nicht kennt. Und da kein Zweifel darüber bestehen kann,

---

1) Siehe: Edward Sellon, *On the Phallic worship of India. (Memoirs of the Anthropol. Soc.* Vol. I. S. 327—364.)

2) N. C. Paul. *A treatise on the Yoga Philosophy.* Benares 1851 gibt eine sehr detaillirte Schilderung der Methoden, deren sich die Yogis oder Winterschläfer bedienen, um sich eine völlige Unterdrückung der Sinnesthätigkeit zu erzielen. Sie sollen es dahingebracht haben das Athmen auf 12 Tage und darüber zu suspendiren, und verfallen dann in einen Winterschlaf, während dessen sie jede Nahrung entbehren können.

dass bei einem energischen Wollen des Volkes sich Vieles, sehr Vieles anders hätte gestalten müssen, so ist sicherlich der Schluss berechtigt, dass das indische Volk nicht anders wollen konnte oder wollen mochte. In beiden Fällen kann es weder unsere Verachtung noch unser Mitleid, seine Peiniger aber kaum unser Tadel treffen, denn es hatte nur das Schicksal, das es verdient.

Geistige Höhe der Inder.

Bei alledem wird kein billig Denkender den Indern die Bezeichnung eines hohen Culturvolkes versagen dürfen. Von ihrer reichen Begabung legt ihre Literatur das glänzendste Zeugniss ab,[1]) deren ungeheurer Umfang sich auf fast alle Gebiete des menschlichen Wissens erstreckt. Man hat dabei zwei Perioden zu unterscheiden: die Vêdische und die Sanskritperiode; in der ersten ist das herrliche, vollkommene, geschmeidige und wohlgebaute Sanskrit noch Volkssprache, in der zweiten nur mehr Sprache der Gebildeten, während das Volk Prâkrit spricht. Wann diese Scheidung in eine Hochsprache und in eine Volkssprache vor sich ging, ist unbekannt; sicher ist, dass aus der Zeit 260 v. Chr. Inschriften in der Volkssprache vorhanden sind. In der Sanskritperiode sind die Werke der Wissenschaft in eben so poetischer Form behandelt als die Werke der Poesie; Prosa findet sich nur selten und bruchstückweise. In der Poesie waren das Epos, das Drama, die Lyrik und das Lehrgedicht gleich gepflegt. Ueber die epischen Riesengedichte des *Mahâbhârata* und *Ramâjana,* über *Nala* und *Damajanti,* gleich dem *Bhagavadgita* eine Episode des ersteren, endlich über die *Purânas* ist schon eine ganze Literatur entstanden. Zu welch' hoher Blüthe die dramatische Poesie gedieh, bezeugt Kalidâsa's „Sakuntala", von welcher der entzückte Goethe sang:

> Willst Du die Blüthe des frühen, die Früchte des späteren Jahres,
> Willst Du was reizt und entzückt, willst Du was sättigt und nährt,
> Willst Du den Himmel, die Erde mit Einem Namen begreifen,
> Nenn ich Sakuntala Dir — und so ist Alles gesagt.

Dass mit der Entwicklung des Drama's auch die dramatische Darstellung, die Ausbildung des Theaters[2]) Hand in Hand ging, bedarf kaum der Erwähnung. Nicht minder Ausgezeichnetes wurde in beiden Richtungen der Lyrik, der religiösen wie der erotischen geleistet. Dieselben Inder waren endlich auch die grössten Märchendichter, die es jemals gegeben hat. Es ist längst ergründet worden, dass der Schatz von Erzählungen, der unter dem Namen „Tausend

---

1) Vgl. darüber Garcin de Tassy, *Histoire de la littérature hindoue et hindoustane.*
2) Wilson, *Specimens of the theater of the Hindus.*

und Eine Nacht" durch die Araber in's Abendland gekommen ist, in Indien ersonnen worden sei und dass es ausser dieser Sammlung ganze Reihen von Erzählungen gibt, die bald aus dem Munde eines Todtengerippes, bald aus dem eines klugen Papageien, bald aus dem plötzlich belebter Holzbilder gesprochen werden. In der *Hitopadesa* [1]) ist uns ein Theil dieser indischen Fabelweisheit enthüllt.

Was nun die Wissenschaft anbelangt, so wird gerne zu verstehen gegeben, dass dieselbe auf tiefer Stufe sich befand. „Die erste Kaste bewahrte ausschliesslich das Geheimniss der Wissenschaften. Demgemäss ist denn auch diese Kenntniss eine sehr dürftige." [2]) Von diesen zwei Sätzen ist der erste wahr, der zweite grundfalsch. Mit alleiniger Ausnahme der Chinesen ist die Wissenschaft bei allen Völkern des Alterthums, selbst bei den hochgesitteten Griechen und Römern, wo sie doch durchaus nicht an die Priesterschaft gebunden war, in der Kindheit gelegen, wenn wir den Massstab unserer dermaligen Erkenntnisssumme anwenden. Dass es in Indien nicht anders war, kann also an und für sich nicht Wunder nehmen. Das Gegentheil wäre vielmehr die Ausnahme. Dies einmal aber zugestanden, ist kein Grund das Wissen der Hindu herabzusetzen. Allerdings zeigten sie sich anfänglich sehr schwach, sehr bald aber fanden die astronomischen Kenntnisse der Chinesen und anderer Nachbarvölker Eingang und allgemeine Anerkennung. Und da nicht allein das was in selbsteigener Geistesthätigkeit ein Volk ersinnt, sondern in gleichem Masse was es sich an fremden Errungenschaften anzueignen und zu assimiliren versteht, die Culturhöhe eines Volkes bestimmt — wie die Geschichte des Hellenenthums schlagend beweist — so mag auch hier eine grössere Zurückhaltung vorschnellen Urtheils geboten sein. Jedenfalls besitzen die Inder in des berühmten Astronomen Varâha Mihira's *Brihat Samhitâ* und in der *Sûyrasiddhânta*, dem bedeutendsten astronomischen Lehrbuche der Hindu, Werke, welche für die Zeit ihres Entstehens gewiss aller Beachtung werth erscheinen. [3]) Die Inder blieben aber nicht bei dem, was sie von auswärts erhielten stehen, sie brachten es in der Astronomie und Mathematik weiter, sie förderten die Algebra, sie wurden in diesen Wissenschaften später die Lehrer der Araber und durch diese die Lehrer des ganzen Abendlandes. Das Volk, welches mit hohen Grössenbegriffen so gierig spielte, hat zugleich der menschlichen Gesittung auch das höchste Bildungsmittel nach Erfindung der Schriftzeichen geschenkt, nemlich die Kunst, den Werth der Zahlen durch ihre Stellung zu bezeichnen

---

1) *Ausgewählte Fabeln des Hitopadesa im Urtexte (in lateinischer Umschrift) nebst metrischer deutscher Uebersetzung* von August Boltz, Leipzig 1868.

2) Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 80.

3) Siehe Lassen, *Indische Alterthumskunde.* I. Bd. S. 823– 829 über die astronomischen Kenntnisse der Inder.

oder wie wir nachlässig uns auszudrücken angewöhnt haben, die Erfindung der „arabischen" Ziffern.[1])

Obenan unter allen Wissenschaften stehen aber die Sprachwissenschaft und die Grammatik; die Inder hatten ein hohes Gefühl von der Schönheit ihrer wohlklingenden Sprache und die Freude an dieser hat auch früh zu grossartigen grammatikalischen und lexikalischen Arbeiten geführt. Des grossen Grammatikers Panini — der im vierten Jahrhundert v. Chr. gelebt haben soll — gelehrtes Werk bildet die Grundlage der Sprachforschung bis auf den heutigen Tag.[2]) Wann bei den Indern die Schrift in Gebrauch kam, ist schwer zu sagen; die von mehreren Seiten[3]) geltend gemachte Ansicht von einem semitischen Ursprunge des indischen Alphabetes erfreut sich keines ungetheilten Beifalls.[4]) Dagegen lässt sich eine nähere Beziehung des himjaritischen und namentlich des äthiopischen Alphabetes zum indischen nicht läugnen, doch scheint eher an einen Einfluss der indischen Schrift auf die südarabische und äthiopische als umgekehrt geglaubt werden zu dürfen.[5]) So wie wir es kennen, nimmt das indische Schriftsystem eine Mittelstellung zwischen dem semitischen und dem abendländischen Alphabete ein. Hier ist weder der Vocal gegen den Consonanten zurückgedrängt und von demselben mangelhaft geschieden, wie im Semitischen, noch ist er demselben gleichgestellt, wie in den abendländischen Schriften, vielmehr wird der Consonant als der Knochen, als das Gerüste, der Vocal als das Fleisch, die Umkleidung des ganzen betrachtet; der Consonant bildet gleichsam den Grund, von dem sich der Vocal abhebt. Und da die Gestaltung graphischer Zeichen scheinbar lediglich von der Willkür abhängt, so ist es gut, nochmals daran zu erinnern, dass auch hier stets innere Nöthigungen vorliegen, die Schrift überhaupt nicht gleich einer Maschine erfunden wird, sondern sich aus unscheinbaren Anfängen entwickelt und auf's innigste mit der Sprache und geistigen Entwicklung der Nation zusammenhängt. Eine solche Auffassung der letzten Elemente der Rede konnte also nur in einer Sprache aufkommen, wie die altindische, wo der Vocal scharf und unveränderlich, durch keine von aussen kommenden Einflüsse getrübt, einerseits dem Consonanten gegenübersteht, andererseits mit demselben innig verbunden erscheint.[6]) Eben so zugewandt wie den grammatischen Studien waren die Inder der Philosophie, in welcher sie frühzeitig

1) O. Peschel, *Ausland* 1869. No. 18. S. 412.

2) Weiss, *Weltgeschichte.* I. Bd. S. 94. Lassen, *Ind. Alterth.* II. S. 471—486.

3) A. a. O. I. S. 90. Dann Friedrich Müller, *Ueber Ursprung, Entwicklung und Verbreitung der indischen Schrift.* (*Novara-Reise.* Linguistischer Theil. S. 219—238.)

4) Lassen. A. a. O. I. Bd. S. 840 und Martin Haug (*Allg. Ztg.* 1867. No. 255) vertreten die Selbständigkeit des altindischen Schriftsystems.

5) Haug. A. a. O.

6) Fried. Müller, *Ueber Ursprung, Entwicklung und Verbreitung der indischen Schrift.* (A. a. O. S. 219—236.)

kaum weniger verschiedene Lehrschulen aufstellten als in der Neuzeit ein anderes Volk der Denker.[1] Auch über ihre medicinischen Kenntnisse sprechen Sachverständige nicht ohne Achtung. Zu Kâçi bestand eine alte berühmte Schule der Medicin, von wo aus sie verbreitet und fortgepflanzt worden ist.[2]

Die Beziehungen der Inder in der ältesten Zeit zu den westlichen Völkern sind vorzugsweise die durch den Handel veranlassten Berührungen; dass in einer sehr frühen Zeit schon solcher Verkehr unter den entferntesten, civilisirten Völkern Asiens stattfand, beweisen einerseits die frühe Schifffahrt der Phöniker nach Indien, andererseits die den Indern von den Chinesen mitgetheilten astronomischen Kenntnisse. Auch gab es eine Handelsstrasse nach China, die von der Hauptstadt der Prasier an der Gangâ, Pataliputra, ihren Ausgang nahm.[3] Sie führte an der heutigen Kosi, im östlichen Nepaul, über das Gebiet eines Bhota-Stammes, der Besadae, und über den Himâlaya selbst nach Tibet, wo sie den heutigen Tamdjukampa durchkreuzte, der allgemein für den oberen Lauf des Brahmaputra gehalten wird.[4] Da die Inder schon in sehr früher Zeit die Kunst besassen, Strassen anzulegen und zu bauen, so ist es nicht überraschend von solchen zu hören, die Indien nach allen Richtungen hin mit den Nachbarländern in Verbindung setzten. Unter den nützlichen Künsten, mit grossem Erfolge von den alten Indern betrieben, verdienen hervorgehoben zu werden die Kunst des Webens, wofür die Natur in der Baumwolle ihnen einen trefflichen Stoff lieferte; in der That sind die feinen indischen Gewebe seit den ältesten Zeiten von den fremden Völkern gesucht worden; in zweiter Linie aber die Bearbeitung der Metalle, besonders des Eisens; die Zubereitung des Stahls war von den Indern frühe entdeckt worden; wegen seiner Güte wurde er von den fremden Völkern ebenfalls sehr geschätzt und bildete zeitlich einen Gegestand des indischen Handels.[5]

---

1) Vgl. Lassen. A. a. O. Bd. I. S. 839—836 über das Alter der philosophischen Schulen, dann II. Bd. S. 509—511

2) Lassen. A. a. O. II. Bd. S. 512.

3) Ptolem. Geogr. lib. I. cap. 17. Wilb. S. 57.

4) Peschel, *Geschichte der Erdkunde*. München 1865. 8°. S. 12.

5) Lassen. A. a. O. II. Bd. S. 516.

Die alten Culturvölker Vorderasiens.

Die Erânier.

Auf dem weiten Raume, den in der Gegenwart die Tieflande Centralasiens, die persische Hochebene und die fruchtbaren Thäler Mesopotamiens einnehmen, waren im frühesten Alterthume verschiedene Brennpunkte der Cultur erstanden, von welchen freilich kaum mehr denn ein schwaches Dämmerlicht historischer Kunde in unsere Zeiten hereinschimmert. Obwohl hier die Culturcentren von Volk zu Volk wechselnd sich verschoben, scheint es mir doch der natürlichen Entwicklung entsprechend, von einer Schilderung jedes einzelnen Volkes abzusehen, da ein lebendiger internationaler Austausch nicht nur der Erzeugnisse der Länder und der Künste und Gewerbe, sondern auch der Ideen jener schon im grauesten Alterthume durch zahlreiche und belebte Handelswege zu Wasser und zu Land mit einander verbundenen vorderasiatischen Landschaften, also ein steter Zusammenhang zwischen den verschiedenen Culturen bestand und demgemäss auch die zwar ethnisch abweichenden Stämme kein abgeschlossenes Ganzes mehr für sich bilden konnten, wie dies in China und Indien der Fall war. Schon das blosse Betrachten von Ueberresten jener alten Cultur zeigt diese nahe Verbindung, welche wir uns ohne Eisenbahnen und electrische Drähte so schwer vorzustellen geneigt sind; man staunt persische Königsbilder mit der Krone des Horus geschmückt, ninivitische Metallschüsseln mit ägyptischen Hieroglyphen und Sphinxen, assyrische Gewichte mit phönikischen Massbezeichnungen u. dgl. zu finden. Doch auch die religiösen, das innere Leben der Völker durchdringenden Ideen sind mit diesen Erzeugnissen der Kunst und der Gewerbe über die Karawanenstrassen von einem Volke zum andern gewandert, und die nationalen Sonderinteressen der hamitischen, semitischen und indogermanischen Völker, welche sämmtlich an der Entwicklung der dortigen socialen

und geistigen Bildung mitgearbeitet haben, waren dabei in höherem Grade vermischt, als mitunter angenommen wird, wenngleich immerhin die Aryâs vor den anderen Stämmen unverkennbar hervortreten.

Jene arischen Stämme, die auf den centralasiatischen Hochgebirgen in der Gegend des Hochplateau von Pamir (dem *Po-mi-lo* des chinesischen Geographen Hiouen-thsang im *Pien-i-tien)*, welches die heutigen Kirgisen sehr bezeichnend ob seiner Höhe (14000 P.-F. über dem Meere) *Bâm-i-Duniah* „Dach der Welt" nennen, sei es zurückgeblieben waren, sei es sich niedergelassen und dann von dort auch über die nördlichen Niederungen zum Theile ergossen hatten, kann man im Gegensatze zu den nach Süden gewanderten Indern als Nordaryas bezeichnen. Es ist gewiss, dass sie noch längere Zeit eine gemeinsame Heimat unter dem arischen Nationalnamen bewohnten. In dieser Epoche lernten sie Kameel und Esel kennen und mit höheren Zahlwerthen rechnen; auch das Kriegswesen bildeten sie gemeinsam aus eben so die älteren Religionsvorstellungen, doch ist die Vermuthung strenge zu verbannen, dass diese Gemeinsamkeit noch fortgedauert habe zur Zeit des ältesten Vêda, sondern hat dieselbe vielmehr als vorvedisch zu gelten. In welchem Lande die Aryâ damals sassen, bleibt für heute noch unentschieden. [1]) Aus diesem Völkerganzen entstanden durch Zweitheilung, wie bei den Zellenbildungen der Organismen, zwei selbständige Völker: die Hindu, die wir schon betrachtet haben, und die Erânier.

In Baktrien spielt zuerst die Geschichte dieser Nordaryas, dann in Medien, bis endlich die Perser auf die Schaubühne treten, um die Zügel der Weltherrschaft zu ergreifen. Baktrien hat eine uralte Geschichte und die Helden derselben leben heute noch in der Erinnerung der Perser. Von der Küste des kaspischen Meeres bis zum indischen Gebirge, [2]) über die Hauptprovinzen Baktrien, Medien und Persis, in denen sich die Nordarier niedergelassen, waren einst zwei Sprachen verbreitet, einander nahe verwandt, doch unter sich und vom Sanskrit dialektisch verschieden: die medisch-persische, wozu die Karmaniten gehörten, und die Sogdisch-Baktrische. Die erstere war das Altpersische, die letztere das Zend. [3]) Das Zendvolk, die Erânischen Baktrer nannten sich selbst in ihren heiligen Schriften, gleich den

1) Siehe hierüber das treffliche Werk von Prof. Fr. Spiegel: *Erânische Alterthumskunde.* Leipzig 1871. 8⁰ I. Bd. Manches auch in Krugger, *Urgeschichte des indogermanischen Völkerstammes.* Bonn 1858,

2) Heute Hindu-Kusch, richtiger Hindu Kuh (pers. das indische Gebirge); im Sanskrit *Gravakasas* d. i. glänzendes Felsgebirge, daher *Graucasus* bei Plinius, *Historia naturalis.* VI. 17.

3) Christian Lassen, *Die altpersischen Keil-Inschriften von Persepolis* Bonn 1836. 8⁰ Ueber das Zend: M. Haug, *Outline of a grammar of the Zend language.* Bombay. 8⁰ — Abel Hovelacque, *Grammaire de la langue zende.* Paris 1868. 8⁰ — Rask, *Ueber das Alter u. die Aechtheit der Zendsprache u. des Zendavesta.* Deutsch v. J. H. v. d. Hagen, Berlin 1826.

südlichen Indern, **Aryer**, im Zend *Airija;* der Name bedeutet die **Herren**,[1]) und wurde auch auf Meder, Perser und Sogdier ausgedehnt. Ein reicher Sagenschatz aus jener grauen Urzeit ist durch die Aufschreibungen der Perser, besonders durch die gewissenhafte Dichtung Abul Kasim Mansur's, genannt Firdusi, der Paradiesische,[2]) im *Schah-Nameh*, dem Königsbuche erhalten geblieben. Diese erânische Heldensage ist aus verschiedenen Stoffen zusammengewoben und die Zusammensetzung dieser Stoffe in ihrer jetzigen Form ist älter als das älteste erânische Religionsbuch, das *Avesta*, denn dieses hat die Heldensage in der jetzigen Gestalt bereits gekannt. Selbstverständlich wird Niemand die Fürsten und Vasallen des „Königsbuches" für historisch halten; für die Geschichte des Volkes haben sie nur in so ferne einen Werth, als die Erânier selbst sie lange Zeit für historisch beglaubigt erachteten. Noch in den späteren Zeiten der Zendbücher erscheinen die Baktrer als ein Hirtenvolk, das auf der Uebergangsstufe zu einem ackerbautreibenden Volke begriffen ist. Trotzdem muss in der Culturgeschichte des östlichen Erâns Baktrien der Vorrang vor den übrigen arischen Ländern eingeräumt werden. Wenn auch der Hauptstadt Balkh nicht der ihr von den Morgenländern zugeschriebene Ruhm, *Um-el-Bilad*, die „Mutter der Städte" genannt zu werden, als berechtigt anerkannt werden darf, so kann sie doch mit Recht darauf Anspruch erheben, der Mittelpunkt der Herrschaft in der ältesten Zeit gewesen zu sein.[3]) Heute bietet Balkh nur die Erinnerung seiner einstigen Grösse in den gewaltigen Trümmern, die einen Umkreis von vier deutschen Meilen bedecken. Balkh erhebt sich nahezu auf den Ruinen des antiken Baktra, von dem nur mehr einzelne Erdhaufen zeigen, wo es gestanden.[4]) Auch

---

1) Das Zendische *Airija* ist dasselbe Wort, wie das sanskritische *Arya*, Meister, Herr. (**Burnouf**, *Commentaire sur le Yaçna.* Paris 1833. P. 460 note 325.)

2) **Firdusi**, geb. 940, starb 1011 nach Chr. Er hat die ganze Geschichte Erâns von der Sintfluth bis zum Sturz der Sassaniden durch die Araber in einem Epos von 60,000 Doppelversen niedergeschrieben, mit einem Schwunge der Phantasie, einer Erhabenheit der Gesinnung, mit einer Schönheit der Darstellung, welche dieses Werk als eines der gewaltigsten des Menschengeistes und die stolzen Schlussworte seines Verfassers begründet erscheinen lassen:

> Ich habe, der dies Buch hervorgebracht,
> Die Welt von meinem Ruhme vollgemacht.
> Wer immer Geist hat, Glauben und Verstand,
> Von dem werd' ich mit Lob und Preis genannt.
> Der ich die Saat des Wortes ausgesäet,
> Ich sterbe nicht, wenn auch mein Geist verweht.

Durch einen so competenten Gewährsmann, wie es Prof. **Fr. Spiegel** ist, erhalten wir die erfreuliche Gewissheit, dass Firdusi sich streng an den überlieferten Stoff hielt und ihn nur dichterisch gestaltete. *(Eranische Alterthumskunde.)* Siehe auch dessen Aufsatz: *„Das persische Königsbuch und seine Bedeutung für Geographie und Geschichte"* im *„Ausland"* 1866 No. 44 S. 1041—1046, No. 45 S. 1066—1070, No. 46 S. 1083—1090.

3) **Lassen**, *Indische Alterthumskunde.* II. Bd. S. 279.

4) Die Stadt hiess *Zariaspa,* altpersisch *Bakhtri,* im Zend *Bachdhi.*

in der späteren Darstellung der alterânischen Geschichte erscheint Balkh als der Sitz der Kâvja oder Kâjânier, der ältesten historischen Dynastie Osterâns und als der Schauplatz der Thätigkeit Zarathustra's.

Zarathustra's Lehre.

Man darf den Namen Zarathustra's nicht aussprechen, ohne sofort der Lehre zu gedenken, die sich an seine Persönlichkeit knüpft und die allein einigermassen einen Einblick in das Denkgewebe der alten Erânier gestattet, da wir von anderen Seiten über die Zustände des baktrischen Volkes leider so gut wie nichts erfahren. Flüchtig nur wird angegeben, dass Baktrer und Sogdier ursprünglich wenig in Lebensweise und in Sitten verschieden, die Baktrer aber etwas cultivirter als die letzteren gewesen.[1]) *Zarathustra*, der grosse Prophet der Erânier, gewöhnlich nach der von den Griechen überlieferten Form Zoroaster (Ζωροάστρηρ) genannt, dessen Name im Zend übrigens eine schmucklose Bedeutung besitzt,[2]) stammte aus Azerbeidschan und war geboren in der Stadt Urmi am gleichnamigen See zwischen Kaspi- und Van-See. Im dreissigsten Lebensjahre verliess er die Heimat, zog östlich in die Provinz Aria und verbrachte dort zehn Jahre in der Einsamkeit des Gebirges mit der Abfassung des Zend-Avesta beschäftigt. Nach Verfluss dieser Zeit wandte er sich nach Balkh, verkündete seine neue Lehre und behauptete göttliche Sendung. Zarathustra fand natürlich viele Gegner, namentlich in den Priestern der alten Religion, nach und nach aber gewann er Anhänger und bald verbreitete sich seine Lehre schnell über das baktrische Reich; allenthalben entstanden Feueraltäre, denn das war das Zeichen der neuen Religion: ein unter freiem Himmel stehender, von Mauern umgebener Altar, auf dem ein heiliges Feuer brannte. Tempel kannte diese Religion nicht. Zarathustra erreichte in Ehren ein hohes Alter und lebte ganz der Ausbreitung seiner Lehre und der Abfassung seiner Schriften. Ihn für eine mythische Person zu halten sind wir nicht berechtigt;[3]) seine Zeit aber zu bestimmen wird nie möglich sein, da es dafür an allen chronologischen Anhaltspunkten gebricht; doch wird für das Entstehen seiner Lehre immer-

---

1) Strabo. XI. 11, 3.

2) Die noch von Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 121 angeführte Bedeutung des Namens *Zarathustra* als „Goldstern" ist längst widerlegt und von Prof. Fried. Müller erklärt als „muthige Kameele besitzend." Siehe Fried. Müller, *Zendstudien.* I. *(Sitzungsberichte der phil. hist. Classe der kais. Academie d. Wissenschaften zu Wien.* December 1862. XL. Bd. S. 635.)

3) Das Leben Zarathustra's siehe ausführlich bei Ed. Röth, *Die ägyptische und die zoroastrische Glaubenslehre als die ältesten Quellen unserer speculativen Ideen.* Mannheim 1846. 8° S. 375—391. Ferner auch bei Fr. Spiegel in den *„Sitzungsber. d. phil.-histor. Classe d. Münchener Academie."* München 1867.

hin ein hohes Alter anzunehmen sein. [1]) Schon die medischen Eroberer Babylon's sollen zugleich Anhänger der Lehre Zarathustra's gewesen sein, und ist es auch nicht erlaubt, darunter im strengen Sinne die zoroastrische Lehre zu verstehen, das neue Gesetz, welches Zarathustra verkündigte, so darf man doch unbedenklich die Verbreitung dieser Lehre in eine viel frühere Zeit verlegen, als die des ersten Darius aus dem persischen Geschlechte der Achämeniden.

Die Religion des Zarathustra ist ein einfacher Deismus, indem sie nur Einen Gott, den Schöpfer, Regierer und Erhalter der Welt erkennt, welcher ohne Gestalt und unsichtbar ist. Diese Urgottheit *(Zaruana akarana)* vereinigte doppelseitig in sich einen weissen oder heiligen und einen dunkeln oder finsteren Geist. Ihm, dem *Ahurômazdâo,* wie der Name des höchsten Gottes, des absolut guten Princips in den Zendbüchern lautet, [2]) verdanken wir alles Gute der Welt [3]) und allen Segen. Von ihm kann kein Abbild gemacht werden. Er ist ein unendliches Licht, von welchem alle Erhabenheit und Güte ausfliesst; er ist der Allmächtige, Allgerechte und Allgütige. Seine Gnade ist endlos wie er selbst. Jede andere Anbetung ist Gotteslästerung. Diese tiefere Lehre aber verdunkelte sich im Verlaufe der Zeiten. Die Lichtseite und die Nachtseite des göttlichen Willens trennten sich ab als doppelte Wesen: Ormuzd und Ahriman. Die Herren des Lichtes und der Finsterniss streiten sich seitdem um den Sieg, der übrigens von Anbeginn entschieden ist. [4])

So begegnen wir bei den alten Erâniern zum ersten Male dem Wahngebilde von einer sittlichen Weltordnung, eine Vorstellung, zu welcher nur höher gestiegene Völker gelangen und deren Einfluss auf die Culturentfaltung von unberechenbarem Werthe ist. Daran schloss sich die Lehre von der Auferweckung der Todten, ebenfalls ein echt zoroastrischer Glaubenssatz. Doch hinderten diese Vorstellungen, welche in der Sprache des modernen Idealismus geläuterte zu nennen wären, nicht das Fortbestehen eines alten Fetischwahnes, der übrigens geschickt mit dem Grundgedanken der Lehre Zarathustra's versöhnt wurde. So verehrte man Mithra, die Sonne als Auge Ormuzd's, aber von ihm geschaffen. Der schamanistische Haomatrank behielt gleichfalls seine ungeschwächte Zauberkraft wie in der Vorzeit. [5])

---

1) Lassen. A. a. O. I. Bd. S. 754. Siehe auch: M. Haug, *A lecture on an original speech of Zoroaster (Yaçna 45) with remarks on his age.* Bombay 1865.

2) In der älteren Form und zwar in den Keilinschriften lautet er *Auramazdâ*, in der neueren Form bei den Parsen *Hormezd*, bei uns gewöhnlich *Ormuzd* nach dem Griechischen *Ὡρομάσδης*.

3) Röth. A. a O. S. 392—398.

4) Die Kosmogonie und Kosmographie der Parsen ist in sehr bündiger Form niedergelegt im „Bundehesch", verfasst in der Pehlvisprache nach den altbaktrischen Religionsbüchern. Siehe Ferd. Justi, *Bundehesch.* Leipzig. Die erste Ausgabe des Originaltextes, transcribirt, verdeutscht und glossirt.

5) Peschel, *Völkerkunde.* S. 296—299.

So wie die sittlichen Begriffe die Vorstellungen von der Gottheit erfüllen, wirkt der Irrthum, die Religion, als der stärkste Hebel der Veredelung; am frühesten haben die Erânier in Persien Göttliches und Sittliches innig zusammengeschmolzen. [1]) Die drei Hauptbegriffe der Moral, welche durch das ganze Avesta hindurchgehen, sind: *Homuté* d. i. Reinheit der Rede; *Hukhté*, Reinheit der Handlung und *Vurusté*, Reinheit des Gedankens. Nur Tugend bringt in dieser Welt Glück und ist der Pfad des Friedens; sie ist ein Kleid der Ehren, während Gottlosigkeit ein Kleid der Schande ist. Die Gott wohlgefälligsten Opfer sind gute Handlungen, aber Absicht wie Handlung müssen gut sein. Der beste Richter ist ein gutes Gewissen. Wahrheit ist die Grundlage jeder Trefflichkeit, Unwahrheit dagegen eine der strafbarsten Sünden. Faulheit ist die Mutter von Mangel und Schande, Fleiss aber schützt die Unschuld vor Versuchungen. Gastfreundschaft, allgemeine Menschenliebe und Wohlwollen werden strenge eingeschärft. Reinheit des Körpers muss jede andere Reinheit begleiten. Das böse Princip, der Urheber alles Uebels, Ahriman, dessen Angriffen der Mensch beständig ausgesetzt ist, muss unablässig bekämpft werden. Desshalb ist das schamanistische Gebet eine der ersten Pflichten. Der Priester betet für sich und für alle Bekenner der Zoroasterlehre, insbesondere für den König, und vereinigt sein Gebet mit dem aller vor Ormuzd angenehmen Seelen, welche existirt haben oder existiren werden bis zur Auferstehung; denn Zoroaster lehrt die Unsterblichkeit der Seele. Die Gebete beginnen stets mit einem Sündenbekenntniss. Das Feuer und die Sonne gelten in ihrer Reinheit nur als Symbole Gottes; desshalb soll der Betende sein Gesicht dem Feuer oder der Sonne zuwenden. Das Feuer ist also lediglich das Symbol, unter welchem Gott angebetet wird und Aufgabe der Priester ist es, das ewige Feuer zu hüten. [2])

Im Vergleiche zu dem altindischen Religionssysteme wird man nicht umhin können, die Lehre Zarathustra's — dem in der Gegenwart noch die Parsen oder Gueber in Indien und hie und da in Persien anhängen — als eine höhere Stufe der Weltanschauung zu betrachten. Während die Brahmanenlehre zur geistigen und körper-

---

1) A. a. O. S. 295.

2) Ueber die zoroastrische Religion vergleiche: Hyde, *Historia religionis veteris Persarum*. Oxoniae 1700. — Anquetil du Perron, *Zendavesta, ouvrage de Zoroastre, contenant les idées théologiques, physiques et morales de ce législateur, les cérémonies du culte religieux qu'il a établi*. Paris 1771. 4⁰ 3 Bde. und Eugène Burnouf, *Commentaire sur le Yaçna*. Paris 1833. — Dadabhai Nooroji, *The manners and customs of the Parsees. The parsee religion*. London. Das treffliche Buch von C. P. Thiele, *De godsdienst van Zarathustra*. Haarlem 1864. 8⁰ — Dr. M. Haug, *Essays on the sacred language, writings and religion of the Parsees*. Bombay 1862. 8⁰ Einen Auszug aus diesem werthvollen Werke siehe im „*Ausland*" 1860 No. 40. — Prof. Ferd. Justi, *Ueber die zoroastrische Religion*. (*Ausland* 1871 No. 10 S. 217—223, No. 11 S. 249—257.)

lichen Unthätigkeit führte, zeigten Zarathustra und sein Parsismus in der Welt einen grossen Kampfplatz, auf dem Jeder mitzukämpfen berufen ist — den Kampf um's Dasein! Sicherlich mag hierin zu gutem Theile der Grund dafür liegen, dass, wie wir später sehen werden, die Erânier eine grosse politische Rolle gespielt und eine Weltherrschaft gegründet haben, während die Inder stets nur von Eroberern misshandelt worden sind. Mit stiller Freude bemerken wir aber noch, dass die Erânier ein ganz unvergleichlich edler und reiner Volksstamm gewesen sein müssen, der es keineswegs verdient, in gehässigem Lichte dargestellt zu werden. [1]) Wie schon erwähnt, ging es den Erâniern über Alles die Wahrheit zu sprechen und ihr Sagenschatz enthält Mythen, deren Moral in der Macht der aufrichtigen Sprache gipfelt, der gegenüber der Schlechte von innerlicher Ohnmacht befallen wird. Eine solche Moral musste naturgemäss eine vortheilhafte Charakterbildung hervorbringen, und so konnten schon die Alten von den Persern einstimmig berichten: Wohlanständigkeit im Reden, Wahrheitsliebe und Rechtlichkeit mit strengem Worthalten seien hervorstechende Züge des persischen Nationalcharakters gewesen.

Schon in der ersten Zeit der erânischen Individualität kamen die Altperser in Berührung mit den westlichen Culturvölkern Asiens, von denen sie die Keilschrift empfingen. Damit geriethen sie unter hamito-semitischen Einfluss, denn alle Völker, welche die Keilschrift gebrauchten, müssen durch ein Band gemeinschaftlicher Cultur bis auf einen gewissen Grad mit einander verbunden gewesen sein. Geographisch stellt sich das Gebiet dieser Schrift, deren Elemente, keilförmige Striche und Winkelhacken, sich auf alten Denkmalen am Wan-See, in der Nähe Hamadan's, also Ekbatana's, in den Ruinen Babylon's und an den Palästen von Persepolis wiederfinden, [2]) in die Mitte zwischen die semitischen Alphabete des westlicheren und die indischen des östlicheren Asiens; andere alphabetische Schriftarten kannte das alte Asien nicht. Unvermeidlich flossen auch die Sagenschätze der beiden benachbarten Culturkreise in einander über und es entsteht für uns die Aufgabe, nunmehr die alten Culturen des westlichen Asiens in Betracht zu ziehen.

---

1) Siehe eine solche Schilderung in Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 109—121 über die Perser.

2) Brandis, *Ueber den historischen Gewinn aus der Entzifferung der assyrischen Inschriften nebst einer Uebersicht über die Grundzüge des assyrisch-babylonischen Keilschriftsystems.* Berlin 1856. Obwohl diese Schrift manches Irrige enthält, ist sie doch für Historiker sehr brauchbar. Ganz werthlos ist Dorow, *Die assyrische Keilschrift erläutert.* Wiesbaden 1820. — Edwin Norris, *Assyrian dictionnary; intended to further the study of the cuneiform inscriptions of Assyria and Babylonia.* London 1868. 4° I. Bd.

Babel und Assur.

Nicht ohne ehrfurchtsvolle Scheu sprechen wir Namen aus wie Babylon und Assur, die in uns stets die Vorstellung uralter Gesittung erwecken. In dem durch die gleich dem Nil alljährlich austretenden Gewässer des Tigris und Euphrats befruchteten mesopotamischen Tieflande lagen die antiken Riesenstädte Babylon und Niniveh, die gewaltigen europäischen Culturcentren der Gegenwart an Ausdehnung weit übertreffend. [1]) Frühzeitig war dieses gesegnete Land der Sitz eines grossartigen Culturlebens geworden, von dem jedoch leider nur geringe und äusserst lückenhafte Kunde vorhanden ist. Zwei Staaten waren es, deren Bildung in die ältesten Perioden zurückreicht: Babylonien und Assyrien. Das ältere von beiden Reichen war Babylon; von hier aus ward Niniveh gegründet, von hier aus erhielt es seine religiöse und geistige Bildung. Niemand vermag die Anfänge dieser alten Culturreiche, welche auf ganz Vorder- und Mittelasien eine bedeutende Einwirkung ausübten, auch nur annähernd festzustellen; sicher aber scheint zu sein, dass um das Jahr 2000 v. Chr. das assyrische Weltreich schon bestand und den grössten Theil von Asien umfasste.

Vier ganz verschiedene Volksstämme waren es, die im Alterthume im Euphratthale zusammentrafen, die Semiten, die Indogermanen, die Turanier und die Hamiten. Namentlich waren es die beiden letzten Stämme gewesen, die von Anfang an diese einst so gesegneten Gegenden beherrscht hatten. Das Land des südlichen Tigrisgebietes, in Urzeiten Nimrud genannt, hatte seine hamitischen Insassen nach Assyrien und Babylon gesandt und letzteres, wo turanische Völkerschaften hausten, colonisirt. [2]) Die Völker, welche die Ebenen Mesopotamiens bewohnten, gegen welche die Hochlande Erân's ziemlich steil abfallen, gehörten einem andern als dem zuletzt von uns ins Auge gefassten Stamme der Indogermanischen Aryâs an. Der sagenhafte Erbauer Babel's, Nimrud, war ein Hamit. Gleich den Indogermanen und den Semiten gehören die Hamiten ihrer ethnologischen Stellung nach zu der Mittelländischen Race. [3]) Ausser Mesopotamien treffen wir sie als Urbewohner der Küste Palästinas und auf afrikanischem Boden in dem Culturvolke der Aegypter. Sie bildeten frühzeitig Staaten mit ausgesprochener Centralisation, wie die Monarchien Babylons, Niniveh's und Aegypten's darthun, die alle auf denselben Grundlagen ruhten, und die vorhistorische Geschichte Babylons, die bis auf etwa 3500 v. Chr. hinaufreicht, gehört entschieden noch den hamitischen Stämmen an. Alle Hamiten, in so

---

1) London hat $5,_{75}$, Paris gar nur $1,_{29}$ geographische Quadratmeilen Flächenraum. Niniveh aber hatte $9,_{32}$ und Babylon $5,_{27}$ Quadratmeilen.

2) Julius Oppert, *Grundzüge der assyrischen Kunst.* Basel 1872. 8⁰ S. 4.

3) Nach Fried. Müller, *Novara-Reise. Ethnologie.*

ferne sie als Culturvölker auftreten, zeichnen sich durch eine auffallend objective Geistesrichtung aus; der Sinn für Plastik ist bedeutend entwickelt und äussert sich, in vollkommenem Einklange mit der auf despotischer Grundlage organisirten Gesellschaft, im Aufbaue colossaler Denkmäler, der Pyramiden in Aegypten, der Riesenpaläste und Tempel zu Babylon und Niniveh. Der ganz in die Materie versunkene Sinn führt zur einseitigen Vergötterung der Natur, welche ebenso roh als grotesk aufgefasst wird und den grausamen Götzendienst der westasiatischen Religionssysteme zur Folge haben. Gleichwie bei den Chinesen erreichen bei den hamitischen Culturvölkern die verschiedenen Zweige der materiellen Cultur eine hohe Stufe der Vollendung; der Landbau steht gegenüber der Viehzucht in hohem Ansehen und die Babylonier und Assyrer sollen sogar Werke über denselben geschrieben haben. In allen von Hamiten bewohnten Ländern finden wir — allerdings Dank einer eigenthümlichen natürlichen Veranlassung — ausgedehnte Werke zur Bewässerung des Landes aufgeführt, überall die zum Betriebe der Industrie und des Handels nothwendigen Masse und Gewichte mit grosser Genauigkeit bestimmt. [1]) Demselben objectiven utilitarischen Drange entsprechen auch die Geistesproducte der Hamiten. Sie ähneln jenen der Chinesen. Während aber der alte Chinese die Thaten seiner Vorfahren in Bambustäfelchen einschnitt, grub sie der Hamite in Stein, ein Umstand, dem wir die zahlreichen Denkmäler Babylons und Niniveh's verdanken. [2])

Wie lange im Euphrat-Tigris-Gebiete die hamitische Cultur sich rein erhalten hat, lässt sich nicht mehr ermitteln. Als das hamitische Volk aus dem Lande Nimrud zuerst Babylon unterworfen, zog es nördlich gegen Nordmesopotamien, wo ein semitischer Stamm Assur ansässig war. Dort baute das erobernde Volk Städte, wie Niniveh und Calach und die grosse Hauptstadt des Urzeitalters: Resen. Die verschiedenen ethnographischen Elemente, die durch das sie beherrschende semitische Moment zu einem Ganzen vereinigt wurden, bildeten das assyrische Volk. Wie alle anderen Völker des Alterthumes und der Neuzeit war es aus verschiedenen, genetisch sehr von einander abweichenden Stämmen gebildet worden und war in dem Grade wie die Griechen im Alterthum, wie die Franzosen und Spanier der Neuzeit, im eigentlichen Sinne ein Mischvolk, das von einem seiner Elemente die semitische Sprache, von einem andern die turanische Schrift überkommen hatte. [3])

---

1) Siehe: Jules Oppert, *L'étalon des mesures assyriennes fixé par les textes cunéiformes.* (*Journal asiatique.* Août—Septbr. 1872. S. 145—157.)

2) Fried. Müller, *Novara-Reise. Ethnologie.*

3) Oppert, *Grundzüge der assyrischen Kunst.* S. 5.

Die Semiten.

Ursprünglich scheinen die semitischen und hamitischen Sprachen eine Einheit gebildet zu haben; als die hamitischen Idiome sich lostrennten, war die Sprache über die Periode der Wurzelbildung und wurzelhaften Flexion noch nicht hinausgekommen; die semitischen Sprachen bilden also einen eigenen, mit den hamitischen Idiomen, aber auch nur mit diesen, in entfernterer Verwandtschaft stehenden Stamm. 1) Die Ursitze der Semiten mögen in den Gebirgen Armeniens zu suchen sein und für die Hamiten muss unbedingt ursprüngliches Zusammenwohnen mit den Semiten angenommen werden. Dagegen sind Semitisch und Indogermanisch zwei grundverschiedene Sprachstämme, deren jeder einen vom andern unabhängigen Ursprung voraussetzt. 2) An eine Verwandtschaft des Semitischen mit dem Indogermanischen ist also nicht zu denken; wenn trotzdem Semiten und Indogermanen derselben mittelländischen Race zugezählt werden, so darf man dabei erinnern, dass Sprache und Race zwei von einander unabhängige Sphären sind und die Sprache erst nach vollzogener Racendifferenzirung sich bildet. 3) Der in neuerer Zeit gemachte Versuch, die Semiten für hamitisirte Indogermanen zu erklären, 4) wird aber weder durch geschichtliche noch durch culturhistorische Gründe unterstützt.

Die Semiten sind im Allgemeinen ein Hirtenvolk; der Ackerbau spielt bei ihnen eine untergeordnete Rolle; sie zerfallen ursprünglich in eine Reihe von einander unabhängiger Stämme mit eigenen Oberhäuptern an der Spitze; ihre Verfassung ist rein patriarchalisch und die von ihnen gegründeten Staaten können diesen Charakter nie verläugnen. Ueberhaupt besitzt der Semite keine staatsmännischen Eigenschaften; er vermag weder Staaten zu bilden, noch gegliederte Heere zu organisiren. Der Semite wohnt in Zelten. Es fehlt ihm jeglicher Sinn für Plastik und für Kunst im Allgemeinen, wenn wir etwa die Musik ausnehmen. Daran ist auch theilweise seine religiöse Anschauung Schuld. Diese ist rein innerlicher Natur und der lyrischen Anlage dieser Völker entsprungen. Die semitische Literatur umfasst strenggenommen nur die Ode, die subjective Lyrik und die Spruchweisheit. Der Semite hat weder ein Epos noch ein Drama ausgebildet. Diesen physischen Elementen entspricht vollkommen das Denken des Semiten; es ist abgerissen und erhebt sich in der

---

1) Fried. Müller. A. a. O. S. 193, 196.

2) Fried. Müller, *Indogermanisch und Semitisch. Ein Beitrag zur Würdigung dieser beiden Sprachstämme. (Sitzungsberichte der philos.-histor. Classe der kais. Academie der Wissenschaften zu Wien.* April 1870. XLV. Bd. S. 5 ff.)

3) In dieser Anschauung begegnen sich Ernst Häckel, der Naturforscher und Fried. Müller, der Linguist.

4) J. G. Müller, *Die Semiten in ihrem Verhältniss zu Chamiten und Japhetiten.* Gotha 1872. 8⁰

Regel nicht über die Gnomik. In der materiellen Cultur sind die Semiten gegen die Hamiten bedeutend zurückgeblieben. Wir haben den Semiten keine Verbesserung oder Erfindung innerhalb des Kreises jener Dinge zu verdanken, welche sich auf die Bequemlichkeiten des Lebens beziehen. Wenn sie in dieser Richtung dennoch wirken, so sind es eigentlich nicht sie, sondern die Hamiten, ihre Lehrer und Meister in diesem Punkte. Mit Einem Worte, dem Semiten fehlt das Meiste von dem, wodurch sich der Indogermane auszeichnet. Diesen Mängeln gegenüber liegt die Bedeutung der Semiten in der Religion und ganz besonders in der Ausbildung des starren Monotheismus, der freilich kein ursprünglicher war. [1]) Sehen wir von der Religion Çâkyamuni's ab, so haben die Semiten die Menschheit mit zwei Weltreligionen, dem Christenthume und dem Islâm, beschenkt, zudem ihr einen idealen Schwung mitgetheilt und sie mit einer gewissen Innerlichkeit erfüllt, dafür aber mit dem specifisch semitischen Producte der religiösen Intoleranz belastet.

Bei den Semiten, welche Herren in Babel und Assur wurden, treffen nicht alle die hier angegebenen Merkmale zu, was wohl dem Einflusse des hamitischen Volkselementes in jenen Ländern zuzuschreiben ist. Bei dieser hamitischen Bevölkerung wird man ein gut Theil der Bildung suchen dürfen, die wir gegenwärtig als semitisch betrachten; sie ist es, welche erklärt, warum die Zustände Mesopotamiens und Phönikiens nicht recht zu dem Bilde stimmen wollen, welches wir von den Semiten zu entwerfen gewohnt sind. Sie mögen mit Aegypten in Verbindung gestanden haben, wie ja ein Verkehr der alten assyrischen Könige mit diesem Lande nachweisbar ist. Wenn gesagt wird: „dass die grosse Masse des Volkes nur aus Semiten bestand, lässt sich namentlich jetzt, angesichts der

---

1) Ernst Renan, *Histoire générale et système comparé des langues sémitiques* Paris 1858. 8° Dann desselben: *De la part des peuples sémitiques dans l'histoire de la civilisation.* Paris; endlich desselben: *Nouvelles considérations sur le caractère général des peuples sémitiques et en particulier sur leur tendance au monotheisme. (Journal asiatique* 1859 S. 214—282 und S. 417—450) erblickt in der Entwicklung der monotheistischen Idee ein Anzeichen geistiger Beschränktheit, denn der alleinige Gott der Semiten sei nicht etwa das Resultat eines tiefen Nachdenkens, sondern lediglich der geistigen Beschränktheit zuzuschreiben, die bei Einem Gotte stehen bleibt, weil sie sich nicht zu der Vielgötterei der andern Völker zu erheben vermochte. Obwohl die Ansicht von dem ursprünglich monotheistischen Geiste der Semiten von einer Autorität wie Alfred von Kremer *(Streifzüge durch die Culturgeschichte des Islâms.* Leipzig 1873. 8° S. VI) für unhaltbar erklärt wird, und in ihrer vollen Strenge wohl kaum zu vertheidigen ist, so scheint doch keineswegs befriedigend, was D. Chwolson in seiner Schrift: *„Die semitischen Völker“* dagegen vorgebracht hat. Er wird unterstützt durch C. P. Tiele, *Vergelijkende Geschiedenis van de Egyptische en Mesopotamische Godsdiensten.* Amsterdam 1873. 8° I. Bd., der die religiöse Richtung der Hebräer nicht aus angeborner Beschränktheit des Vermögens oder aus einer Eigenthümlichkeit der Race, sondern aus den Umständen erklärt, unter welchen die Hebräer ein Volk geworden. Bei aller Gelehrsamkeit, welche wir an dem holländischen Remonstrantenprediger bewundern, lässt uns doch sein Buch einen ethnologisch geschärften Blick vermissen.

Entzifferung der assyrischen und babylonischen Keilschriften, nicht länger bezweifeln,"[1]) so hat dies seine volle sprachliche Richtigkeit. Sprachlich wurden die Babylonier und Assyrer vollständig semitisirt, allein die Sprache ist etwas Zufälliges, was bei Lebzeiten vertauscht werden kann, die Race etwas Unveräusserliches.[2]) Auch manche Ideen und Sagen werden die Hamiten mit dem semitischen Sprachschatze überkommen haben. Die Raceneigenthümlichkeit wurde aber durch die Kreuzung keineswegs vollständig zerstört. Als eine solcher semitischen Erbschaften ist die Sage einer allgemeinen Sintfluth zu betrachten, nach welcher, auch in der babylonischen Auffassung, das Schiff, welches die Menschen aus der Fluth rettet, in den armenischen Gebirgen stehen blieb und die Nachkommen des Xisuthrus von dort nach Babylon wandern. Auch diese Abstammung aus dem Norden ist semitischen Ursprunges. Dagegen wissen wir nichts von einem babylonischen Monotheismus und es sind auch nicht einmal Anhaltspunkte für die Voraussetzung vorhanden, dass er, wenn auch nicht die Volksreligion, so doch das Eigenthum der gebildeten Babylonier gewesen sei.[3]) Richtiger scheint die Ansicht, in der alten Handelsstadt Babylon den gemeinschaftlichen Culturherd für Erânier und hebräische Semiten zu suchen, denn es ist keine Frage, dass zwischen den beiden letzterwänten Stämmen culturgeschichtliche Berührungen bestanden haben, die am wahrscheinlichsten durch das inzwischen liegende Babylonien vermittelt wurden.

Auf die semitische Unterjochung folgte, gleichfalls noch in uralter Zeit, eine arische. Bei dem fortwährenden Vorrücken der Stämme der westarischen, erânischen Völkerfamilie von Osten nach Westen, waren es die westlichsten derselben, die kurdischen oder chaldäischen Völkerschaften, welche, nachdem sie Babylon erobert hatten, auch die aramäischen Gebiete in Assyrien unterwarfen und durch weitere Eroberungen den Namen Assyrien über ganz Aram bis zum Mittelmeere und Schwarzen Meere ausbreiteten, spätestens um 1250 v. Chr. Unstreitig ist hiedurch indogermanisches Blut in die mesopotamischen Völkerschaften gedrungen, allein es kann von einer völligen Indogermanisirung eben so wenig eine Rede sein, wie von der früheren Semitisirung. Uebrigens gehen selbst die eifrigsten Verfechter des indogermanischen Ursprunges des assyrischen und babylonischen Reiches nicht weiter, als dass sie behaupten, die Königsfamilie und die herrschende Classe des Reiches, die sogenannten Chaldäer, die welterobernden *Kasdîm* des alten Testaments seien Indogermanen gewesen. Jedenfalls waren aber zu allen Zeiten starke Einflüsse des benachbarten Erân wirksam.[4]) Durch schnelle Erobe-

1) Fr. Spiegel, *Erân und die Semiten.* (*Ausland* 1872 No. 44 S. 1036.)
2) O. Peschel. (*Ausland* 1871 No. 5 S. 101.)
3) Fr. Spiegel. A. a. O. setzt einen solchen Monotheismus voraus.
4) Prof. Th. Nöldeke, *Namen u. Wohnsitze d. Aramäer.* (*Ausl.* 1867 No. 33 S. 781.)

rungen, welche die Sage den assyrischen Heroen Ninus, Semiramis und Sandon beilegt, wurde das assyrische Reich östlich bis über Baktrien, nördlich über Armenien, westlich über ganz Kleinasien ausgedehnt, in dessen Westküstenländern assyrische Dynastien (die Herakliden oder Sandoniden zu Sardes seit 1220 v. Chr. und die troischen Könige) als Vasallenstaaten des grossen Reichs von Niniveh blühten; uralte Heiligthümer assyrischer Religion und bis jetzt in Kleinasien und Armenien erhaltene Monumente ihrer Kunst bezeugen die Dauer dieser Herrschaft.[1])

Es lag mir daran, mit grösserer Genauigkeit als es sonst geschieht, die ethnologischen Wandlungen — wenn dieser Ausdruck verstattet ist — darzulegen, welche sich in den ältesten Zeiten im Euphrat-Tigris Lande vollzogen haben müssen.[2]) Sie allein bieten nämlich den Schlüssel zum Verständniss der dortigen socialen Erscheinungen, die ich nun in allgemeinen Umrissen und so weit es nach unseren dürftigen Kenntnissen möglich, andeuten will, ehe ich den politischen Lebenslauf der babylonisch-assyrischen Macht im Bilde vollende. Die politische Seite, die sonst in unseren Erörterungen gänzlich in den Hintergrund tritt, darf in diesem besonderen Falle desshalb nicht unerwähnt bleiben, weil fast ausnahmslos alle Völker Vorderasiens mehr oder minder von assyrischem Einflusse beherrscht worden sind.

Materielle Cultur der Assyrer und Babylonier.

Was über die altassyrische und babylonische Cultur durch die Ausgrabungen der Neuzeit bekannt geworden, ist Nichts als eine grossartige Bestätigung der biblischen Schilderungen von dem staunenswerthen Luxus, der fabelhaften Pracht dieser Riesenstädte des Alterthums, wo Palast an Palast sich reihte, zwar leichter construirte Werke, die in Hinsicht des grossartigen Anblickes gewiss ihres Gleichen selbst in Aegypten nicht haben. Vor den Palästen stehen phantastische Stiere mit Menschenkopf, Königsmütze, prachtvoll geringeltem Bart und Haar, Adlerflügeln und Löwentheilen. Die Säle darin waren hoch, oben mit Cederbalken gedeckt, der Boden mit babylonischen Teppichen

---

1) Ausführliches über die assyrisch-babylonische Geschichte siehe in: Gumpach, *Abriss der babylonisch-assyrischen Geschichte.* Mannheim 1854. — Krüger, *Geschichte der Assyrier und Iranier.* Frankfurt a/M. 1856. — Marcus Niebuhr, *Geschichte Assurs und Babels seit Phul.* Berlin 1857. 8° — Rawlinson, *Outlines of the history of Assyria.* — Fel. Finzi, *Ricerche per lo studio dell' antichità assira.* Torino 1872. 8°

2) Prof. Fr. Spiegel sagt (*Ausland* 1873 No. 1 S. 5), die Entzifferung der assyrischen Inschriften habe die ethnographische Streitfrage über die Nationalität der Assyrer als ein semitisches Volk für immer entschieden. Dies scheint doch etwas zu viel gesagt. Die assyrische Sprache war eine semitische, dies steht fest, daraus folgt aber nicht, dass es auch das Volk gewesen. Sprache und Nationalität decken sich nicht überall.

belegt; mit Gold überzogene Säulen, rauschende Vorhänge schmückten die Räume, die Wände waren mit Gemälden aus der Geschichte der Könige verziert. Auf bronzenem mit Gold und Elfenbein geschmücktem Throne sitzt da der König, in prachtvoll gesticktes langes Gewand gekleidet; hinter ihm steht sein Eunuch, der ihm Luft zufächelt; um ihn die Grossen des Reiches; vor ihn kommen die Gesandten der unterworfenen Völkerschaften und bringen Tribut. In einem der ausgegrabenen Säle fand sich ein ganzes Reichsarchiv oder eine Bibliothek, in kleinster Keilschrift auf schmale Steinplatten geschrieben; in einem andern Saale fand sich eine Sammlung von Bronzegeräthen aufgehäuft, Waffen, Gürtel, Becken, Schellen, Würfel, Trümmer eines Thrones und dazu gehörenden Fussschemels, grosse Mischgefässe u. dgl.[1])

Geradezu erstaunlich ist die Höhe, welche die Bildhauerei, darunter besonders die Kunst menschliche Formen darzustellen, erreicht hatte. Die Assyrer waren hierin weit fortgeschrittener als die Aegypter, wenngleich beiden Völkern die Darstellung von Thieren im Allgemeinen besser gelang, ja fortgeschrittener selbst als die Hellenen in ihren ältesten Perioden. Sicher ist, dass die spätere persische Kunst in den Fusstapfen der assyrischen Vorgänger wandelte, wenn auch mit nur geringem Erfolge. Obwohl aber die Bildhauerei der Assyrer jener der Aegypter in gewissem Grade, jener der Perser aber ganz entschieden überlegen war, so stand doch ihre Architectur unter dem Niveau dieser beiden Völker. Mit dem Luxus der inneren Ausschmückung stand die überaus grosse Einfachheit der Bauart in grellem Contraste; die Mauern waren aus Lehm und nur mit künstlerisch verzierten Gypsplatten überdeckt. Wenn Babylon hiefür den Mangel an brauchbarem, soliden Baumaterial als Entschuldigung nehmen konnte, so hat dies doch für Niniveh keine Geltung. Was aber unter den Gemälden zu verstehen ist, sind Basreliefs, nach assyrischer Sitte bemalt. Bei der inneren Ausschmückung herrscht, trotz des Reichthums der Ornamente, stets ein guter Geschmack.[2]) Diesem und den colossalen Dimensionen ihrer Bauten verdanken es die Assyrer, dass man heute sagen darf, sie hätten Alles erreicht, wenn nicht übertroffen, was je von einem Volke des Alterthumes erbaut worden ist. Die innere Einrichtung der Wohnungen weicht völlig von dem ab, was man heute im Oriente zu sehen gewohnt ist. Die Assyrer gebrauchten Lehnstühle, Stühle und speisten, wie wir, an Tischen; alle diese Möbel waren auf das reichste und gewählteste

---

1) Ueber die assyrische Cultur geben Aufschluss: Weissenborn, *Niniveh und sein Gebiet mit Rücksicht auf die neuesten Ausgrabungen im Tigristhale.* Erfurt 1851. — Botta, *Monument de Niniveh.* Paris 1846—50. 5 Bde. — Jules Oppert, *Expédition scientifique en Mésopotamie, exécutée de 1851 à 1854.* Paris 1863. 4° — Vict. Place, *Ninive et Assyrie.* Paris 1865. Fol. — Vaux, *Ninive und Persepolis.* Uebers. v. Zenker. Leipzig 1852.

2) Jul. Oppert, *Die Grundzüge der assyrischen Kunst.* Basel 1872. 8° S. 9—16.

geschmückt. Nicht geringerer Luxus herrschte in der Kleidung, zumeist weit und wallend, von jener der Aegypter und Persier aber gänzlich verschieden. Ornamente waren darauf geradezu verschwendet. Nur der König durfte die spitzige Tiara und nur die Priester gewisse Kleiderformen tragen. Unter den Waffen trugen Schilde und Schwerte die reichsten Verzierungen; die grossen Schilde, welche den ganzen Mann deckten, waren oft aus Thierfellen, die Helme aus Messing oder auch aus Eisen, gelegentlich mit Kupfer eingelegt. An Bogen, Köcher und Schwertscheiden waren Verzierungen angebracht.

Gleich allen Orientalen waren auch bei den Assyrern Haar und Bart Gegenstand ausserordentlicher Pflege; die Augenbrauen wurden schwarz gefärbt; an Arm und Knöchel Bracelets und Amulette, im Ohre Ohrringe, am Finger aber, wie es scheint, niemals Ringe getragen. Von gleicher Pracht strotzte die Ausrüstung der Pferde.

Die assyrische Industrie stand auf hoher Stufe; sie verstanden die härtesten wie die weichsten Gegenstände zu bearbeiten, waren vertraut mit der Glasbereitung und der Kunst des Emaillirens. Sie konnten Lehm zu Ziegeln oder Gefässen brennen und je nach Bedarf verschiedene Qualitäten herstellen. Töpferwaaren wurden gefirnisst und bemalt. Guss und Hämmerung der Metalle waren ihnen nicht fremd, ja dieser Manufacturzweig hatte eine hohe Vollendung erreicht; das gewöhnlichste Metall war, wie bei fast allen Völkern des Alterthums, das Kupfer, seltener Eisen. Blei bezogen sie wahrscheinlich aus den Bergen Kurdistâns in geringer Entfernung vom heutigen Mossul. Metallene Nägel der mannigfachsten Gestalt wurden häufig gefunden.

Eine entwickelte Industrie gibt gemeiniglich Veranlassung zu ausgedehnteren Handelsverbindungen. Dies war auch hier der Fall. Nach Joel besass Niniveh mehr Kaufleute als der Himmel Sterne. Niniveh war der Kreuzpunkt der grossen Handelsstrassen Asiens und die Schätze der Welt flossen hier zusammen. Obwohl in dem gewaltigen Reiche politische Umwälzungen häufig waren, so fügten sie doch dem Handel keinen erheblichen Schaden zu, denn sie beschränkten sich zumeist auf einen Dynastienwechsel. Nun sind aber — die Geschichte beweist es — die politischen Revolutionen von oben und selbst die Eroberungen dem Handel niemals so nachtheilig wie die furchtbaren inneren Anarchien, die oft die Folgen divergirender Bestrebungen von unten aus sind. Ja, nachdem die Perser sich des Reiches bemächtigt, darf man selbst zugeben, dass Handel und Industrie einen erneuten, höheren Aufschwung nahmen und dadurch eher gewannen denn verloren. Schon im frühesten Alterthume waren die assyrischen Gewebe in der damaligen ganzen gesitteten Welt hochgeschätzt; da das Rohmaterial, wie Baumwolle und vielleicht Seide zum Theile wenigstens nicht

vom eigenen Lande erzeugt wurde, so setzt dies einen ausgedehnten Handel zu Schiff mit dem Osten voraus. Assyrische Kaufleute, die mit blauem Tuche und gestickten Zeugen handelten, erschienen im phönikischen Tyrus; Baumwollenstoffe waren gesucht, wie nicht minder die seidenen Gewänder Assyriens und die Teppiche Babylons. Auch prachtvolle Elfenbeinschnitzereien fanden ihren Markt.[1])

Von zwei mächtigen Strömen umfangen, die dem persischen Golfe zueilen, bildet Mesopotamien eine ununterbrochene Tiefebene, nach allen Richtungen hin von Canälen durchschnitten, welche stufenweise in ihrer Grösse bis zu blossen Wassergräben herabsanken. Die Ufer waren mit unzähligen Maschinen bedeckt, um das Wasser über den ganzen Boden zu verbreiten. Diese beständige Berieselung war durch die unfruchtbare Natur des Bodens absolut bedingt, lohnte aber den Schweiss der Hände mit reichlichem Erträgniss.

Sociales Leben.

Unser Wissen über das sociale Leben Assyriens und Babylons ist ein ausserordentlich beschränktes. Die absolute Herrschermacht lag in der Hand des Königs; neben ihm bestand eine hochgebildete Priesterklasse, die Chaldäer, worunter übrigens vielleicht auch eine Art Adel zu verstehen ist. Jedenfalls waren es diese, welche sich im Besitze der Wissenschaften befanden und darin auch, vorzüglich auf dem Gebiete der Astronomie, sehr Erhebliches leisteten. Ihnen wird die Erfindung des Thierkreises und die Eintheilung der Woche in sieben Tage nach den vier Mondesvierteln zugeschrieben; wahrscheinlich verstanden sie sich auch schon auf den Gebrauch astronomischer Tafeln[2]) und eine chaldäische Bestimmung der Grösse des Erdgrades nach Kameelschritten ist nicht unwahrscheinlich. Sie wussten auch, dass nach einem Kreislaufe von 223 Mondwandelungen die Verfinsterungen des Mondes wiederkehren.[3]) Wie gross aber auch die Wissenssumme dieser bevorzugten Classe gewesen sein möge, so konnte dieselbe doch nicht einer völlig rohen ungebildeten Menge gegenüberstehen, denn die Assyrer und Babylonier waren eminent handeltreibende Völker; bei solchen erfreuen sich aber, wie leicht begreiflich, auch die unteren Classen einer grösseren Bildung als in

---

1) Siehe Josef Bonomi, *Niniveh and its remains.* London (1853). 8° S. 312—336; ferner Henry Austen Layard, *Niniveh and its remains.* London 1849. 8° 2 Bde. speciell der II. Theil im zweiten Bande. S. 159 ff.

2) Siehe Charles in der *Comptes rendres de l'acad. des sciences.* T. XXIII. (1846) S. 852—854. Vgl. auch Ideler's berühmtes Werk: *„Sternkunde der Chaldäer."*

3) Siehe hierüber die betreffenden Abschnitte in Sir George Cornewall Lewis gediegenem Werke: *An historical survey of the astronomy of the ancients.* London 1862. 8° S. 256—315, 397—446.

den reinen Ackerbaustaaten. Schon der Verkehr mit der Fremde führt unbewusst eine Bereicherung des Wissens, eine höhere Reife der Anschauungen mit sich.

Wie ausnahmslos in allen Staaten des Alterthums, blühte auch in Babylon die Sklaverei; ja die Anzahl der Sklaven scheint sogar eine enorm grosse gewesen zu sein. Kriegsgefangene wurden zu Sklaven gemacht, im Ganzen aber milde behandelt, wie selbst die in babylonische Gefangenschaft gerathenen Juden erfuhren. Am genauesten jedoch haben uns die Schriftsteller des Alterthums über die geschlechtlichen Verhältnisse in Babylon unterrichtet, die in der That eine nähere Betrachtung erheischen. Hier ist es nämlich, wo sich die ältesten Spuren der organisirten Prostitution vorfinden.

Im Allgemeinen lässt sich die sociale Erscheinung der Prostitution in drei Kategorien theilen, deren jede drei verschiedenen Epochen des Völkerlebens angehört; es ist dies die Prostitution der Gastfreiheit, die gottesdienstliche oder geheiligte, und endlich die sanctionirte, gesetzliche oder politische Prostitution. [1]) Ueberall, so weit wir zurückblicken können in die Vergangenheit, sehen wir das Weib dem Werben des ersten Besten sich ergeben; fast als Waare behandelt, wird sie dem Gastfreunde zur Verfügung gestellt gerade so wie das Beste, was überhaupt an Leckerbissen Zelt oder Haus zu bieten vermag; diese Prostitution der Gastfreundschaft ist eine Artigkeit, eine Höflichkeit, die dem Gaste erwiesen wird, eine praktische, wenn auch unbewusste Durchführung des Satzes: Thue Anderen, was Du willst dass Dir geschehe. Ohne Widerrede gab das Weib sich dazu her, theils aus angeborner Eitelkeit, theils vielleicht auch aus dem minder edlen Motiv der Hoffnung auf ein Geschenk, welches ihr am Morgen der fremde Gast hinterliess. Fast gleichzeitig mit dieser ältesten, von Eltern und Gatten gutgeheissenen Prostitution tritt die geheiligte Prostitution auf, gewissermassen eines der Mysterien im Culte der Gastfreiheit. Gleichwie die zürnenden Götter allerorts durch Opfer besänftigt werden sollen, brachten die Weiber sich selbst dem Gotte zum Opfer, die Frauen ihre Keuschheit, die Jungfrauen ihre Jungfrauschaft. Die Ideenverkettung ist hier unverkennbar. Ob der Götze selbst oder sein Priester, es war gleichgültig, wer an ihnen das Opfer vollbrachte, und um dieses allein handelte es sich. In späterer Zeit mag freilich die ursprüngliche Idee verloren worden sein, der Gebrauch aber hatte sich festgenistet und erhielt sich fort und fort in dem Cult gewisser Gottheiten. Nur sehr langsam verschwand er aus dem Kreise der gesitteten Völker, einzelne Spuren aber lassen sich noch in der Gegenwart wahrnehmen.

---

1) P. Dufour, *Histoire de la Prostitution.* I. S. 9—10.

Während die Prostitution der Gastfreiheit in die ältesten Zeiten hinaufreicht, vor Bildung der Religionen und gewisser moralischer Ideen, herrscht also die gottesdienstliche oder geheiligte Prostitution bei fast allen Völkern das ganze Alterthum hindurch. Der sehr natürlichen Idee, welche ihrem Entstehen zu Grunde liegt, trat fördernd der Umstand zur Seite, dass die That der Prostitution selbst eben so alt ist wie die Wollust, wie die Liebe, daher schon in der ersten Kindheit der menschlichen Gesellschaft ihren Anfang nimmt; denn streng genommen beginnt sie dort, wo zum ersten Male das Weib aus nicht geschlechtlicher Begierde sich preisgab. Eines aber muss jenen Culturhistorikern gegenüber, die stets die „elende" Stellung des Weibes im Munde führen,[1]) auf das schärfste betont werden, dass, wo immer wir diese eigenthümliche Erscheinung beobachten, das Weib als vollkommen freiwillig handelnd auftritt. Wie zur Liebe kann zur Prostitution es Niemand zwingen.

Die Babylonier und die Assyrer haben wir als ein Mischvolk kennen gelernt und es darf daher nicht Wunder nehmen, wenn hier auch die Begriffe der gastfreundschaftlichen und religiösen Prostitution mit einander verschmolzen sind. In Babylon war die Prostitution das hervorragendste Merkmal des Mylitta-Cultus. Die babylonische Göttin Mylitta ist nichts anderes, als das in der vollen Freiheit des Naturlebens gedachte Mutterthum. Wie wir später sehen werden, erhob sich das zügellose Naturprincip der Mylitta zur Herrschaft in ganz Vorderasien und vermochte selbst die ursprünglich auf einer abweichenden Auffassung beruhenden Culte in ihrem Sinne umzugestalten. Mylitta folgt dem Princip des sich selbst überlassenen Naturlebens in seiner vollen, durch keine menschliche Satzung beeinträchtigten Schöpfungsthätigkeit. Die beengende Fessel der Ehe ist ihrem Wesen zuwider. Vertreterin des stofflichen Naturrechtes verlangt sie unbeschränkte Hingabe an jeden Mann, und hebt alle Schranken, welche die niederen Schöpfungssphären von dem Menschen trennen, auf. In den Nachrichten, welche über den Mylittadienst vorhanden sind, finden alle diese Sätze ihre Anerkennung. Von jedem Mädchen ihres Volkes verlangt die Göttin freie Hingabe an den sie zur Begattung aufrufenden Mann. Die Aufforderung geschieht im Namen Mylitta's und in dem heiligen Raume ihres Tempels. Die Geldgabe des Mannes ist Mylittenlohn und dem Tempel verfallen, der Strick um den Kopf, welchen die Babylonierinnen bei diesem Anlasse zu tragen pflegten, das Zeichen der Verpflichtung zu dem Keuschheitsopfer, die Prostitution mithin eine cultliche, von der Religion auferlegte Handlung. Wenn wir ferner erfahren, die Göttin begnüge sich mit der einmaligen Hingabe des Weibes und sehe es ihm nach, wenn die strengste Keuschheit die nachfolgende Ehe aus-

---

1) Kolb, *Culturgeschichte*. A. a. O.

zeichne, so haben wir hierin die Sühne für die der Mylittennatur widersprechende Ehe zu erblicken.[1])

Die Religion.

Wir werden hiemit naturgemäss zur Betrachtung des assyrisch-babylonischen Religionssystemes geleitet, welches zu den ältesten der Welt gehört und selbst noch älter als jenes der Aegypter sein soll. Der Cultus der chaldäischen Magier war kein Sonnendienst;[2]) mehr noch als in Aegypten stand allerdings die Astronomie in besonderen Beziehungen zur Religion, allein während im ersteren Lande ein Sonnendienst herrschte, huldigte Assyrien einem reinen Sabäismus, d. h. der Verehrung aller Gestirne, wobei diese lediglich als die Typen der Macht und die Attribute der höchsten Gottheit angesehen wurden. In den frühesten Phasen der assyrischen Religion finden sich nicht einmal Spuren eines Feuercultus, der sonst mit dem Sonnendienste gemeinsam aufzutreten pflegt; erst später hat sich derselbe als eine Entartung des Sabäismus, und zwar wahrscheinlich vor Zarathustra, wohl in der Zeit der Erbauung von Khorsabad und Kujundschik, entwickelt, wofür genügende Beweise vorhanden sind. Eben so sicher ist es, dass zwischen den religiösen Anschauungen der früheren und der späteren Zeiten in Assyrien ein bedeutender Unterschied obgewaltet hat; die Ceremonien und Symbole, wie sie in Khorsabad und Kujundschik sich abgebildet vorgefunden haben, sind völlig identisch mit jenen auf den altpersischen Monumenten. Die Perser verehrten dieselben Gottheiten, nämlich Sonne, Mond, Erde, Feuer, Wasser und Winde, welchen sie dann noch die assyrische Urania (Venus) hinzufügten. Gleichwie sich also die spätere, persische Kunst aus der assyrischen entwickelt hat, geschah dies auch mit der Religion.

Der Ursprung der chaldäischen Theologie wird von den Philosophen und Culturhistorikern fast immer aus den weiten Thalebenen Mesopotamiens erklärt, die zur Beobachtung der regelmässig kreisenden Gestirne in hohem Masse herausforderten.[3]) Jedenfalls besassen die Priester — die chaldäischen Magier — schon sehr frühe ein hohes astronomisches Wissen, wenngleich von einer astronomischen Wissenschaft kaum die Rede sein kann.[4]) Immerhin ist es be-

---

1) J. J. Bachofen, *Die Sage von Tanaquil. Eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien.* Heidelberg 1870. 8⁰ S. 43—44.

2) Kolb, *Culturgeschichte* I. S. 106.

3) *Principio Assyrii, propter planitiem magnitudinemque regionem quos incolebant, cum coelum ex omni parte patens et apertum intuerentur, trajectiones motusque stellarum observaverunt* (Cicero, *De Divin.* t. I. 1.)

4) Sir George Cornwall Lewis, *An historical survey of the astronomy of the ancients.* S. 277—278

merkenswerth, dass König Nabonassar eine Zeitrechnung gründete, die sogenannte nabonassarische Aera, welche zu Folge gutbeglaubigter astronomischer Beobachtungen mit dem Jahre 745 v. Chr. beginnt, also schon für jene Epoche einen sehr ansehnlichen Wissensschatz voraussetzt. [1]) Die Assyrer bezeichneten die Jahre mit dem Namen der Oberpriester wie die Römer die ihrigen nach den Consulen, und die assyrischen Könige bekleideten im ersten Jahre ihrer Regierung die Würde der Oberpriester.

Die oberste Gottheit, Baal, Bel oder Belus, ist fast auf alle verwandte semitische und syro-arabische Sprachen redenden Völker übergangen. Seine genaue mythologische Stellung scheint jedoch nicht gehörig ermittelt zu sein; die Griechen wenigstens identificiren ihn theils mit Zeus, theils mit Apoll, theils mit Mars. [2]) Dass er auch eine Art Schlachtengott war, ist ziemlich sicher. In der Kosmogonie des Berosus ist aber Bel-Kronos ein Gott der Götter, Schöpfer von Sonne, Mond und Planeten und der ganzen inneren Weltordnung. Wir haben also in ihm Saturn zu erkennen, dessen Dienst sich durch Beseitigung der Nebengötter allmälig zum Eingottessystem verklärte. Dass dies nicht erst bei den Hebräern, wie man vorauszusetzen gewohnt ist, sondern bereits in Chaldäa stattgefunden, ist ziemlich unzweifelhaft. Wenn die Chaldäer noch andere Götter kannten, so gehörten sie doch nur insofern der Vielgötterei an, als sie der Meinung waren, jener Gott sei zu gross und erhaben, um sich unmittelbar mit der Leitung der Welt zu befassen, dass er darum die Regierung derselben den Göttern übergeben, an die der Mensch seine Opfer und Gebete zu richten habe. Diese vermittelnden Götter aber wohnen in den Planeten und da man die Planeten nicht immer sieht, braucht der Betende für den täglichen Bedarf Bilder der Planeten. [3]) In früheren Zeiten wurden ihm zu Ehren Menschenopfer dargebracht. In Babylon wurde Baal ganz besonders verehrt; übrigens bestand sicherlich nur wenig Unterschied zwischen dem Cultus in Babylon und Niniveh. Die zweitwichtigste Persönlichkeit war die Saturngemahlin, die oberwähnte Astarte, Mylitta oder Venus, [4]) deren Cult eine in jeder Hinsicht so hervorragende Rolle spielte im Religionssysteme aller semitischen Völker und besonders der Assyrer. In innigster Beziehung damit stand die Verehrung des Cypressenzapfens. [5]) Sie wurde auch Beltis genannt, als

---

1) *Wichtiger Urkundenfund in Bezug auf assyrische Chronologie.* (*Ausland* 1867 No. 24. S. 559—562.) Gumbach, *Die Zeitrechnung der Babylonier und Assyrier.* Heidelberg 1852.

2) Selden, *De dîs Syriis syntagmata duo.* London 1617. cap. I. p. 123.

3) Julius Braun, *Gemälde der mohammedanischen Welt.* Leipzig 1870. 8°. S. 9—10.

4) Plutarch (in *Vit. Crass.*) und Julius Firmiens Maternus (*De Errore Prof. Relig.* IV. p. 12. ed. Münter) identificiren diese assyrische Venus mit Hera.

5) Lajard, *Recherches sur le culte du Cyprès.* (*Nouv. Annales de l'Institut archéologique.* Vol. XIX.)

die weibliche Form der grossen Gottheit, die vielleicht ursprünglich androgyn gewesen. Die Semiten kannten sie unter den Namen *Astarte*, *Ashtaroth*, *Mylitta* und *Alitta*. Als dritte Gottheit figurirt endlich *Rhea*, die in ähnlicher Weise wie Mylitta dargestellt wurde. Neben diesen höheren Gottheiten gab es eine Gattung Dämonen, die auf die Menschheit einen besonderen Einfluss übten und an die Feruer's des Zarathustra erinnern. So wie im späteren Rom fanden zu Babylon, aber auch bei den Armeniern und Persern allerorten, eine Art religiöser Saturnalien statt, wobei die gesellschaftliche Ordnung für einige Zeit verkehrt wurde. [1]) Die Sklaven herrschten während dieser Zeit — dem Feste der *Sakäen* (ἡμέραι Σακέαι), das im Monate Loos jedes Jahres fünf Tage hindurch gefeiert wurde, über ihre Herren; ein Sklave ward sogar zum Könige gemacht, trug das königliche Prachtgewand, die Zoge, wesshalb er *Zogan* hiess, und hatte eine Königin aus dem Harem des Königs. Das Fest ward unter Laubhütten gefeiert, nach fünf Tagen hörte diese Vermischung aller Stände auf und der Zogan ward enthauptet. Der Ursprung dieses Festes ist noch dunkel. [2])

So gering unsere dermaligen Kenntnisse über die assyrisch-babylonische Religion auch sein mögen, dürfen wir doch in ihr einen reinen Naturdienst, die Verehrung kosmischer Principien erkennen und zwar keinen poetisch-phantastischen Pantheismus wie in Indien; es tritt vielmehr das verständige, nüchterne, praktische Element hervor. In der Verehrung der Zeugungskraft und dem sich daran knüpfenden wollüstigen Culte verräth diese Religion einen hamitischen Zug; obwohl dieser auf viele semitische Religionen übergegangen, ist er doch sicher hamitischen Ursprungs und wahrscheinlich aus vorsemitischer Zeit überkommen. Dieser hamitische Zug [3]) der Assyrer und Babylonier wird noch durch die Schilderungen bestätigt, welche uns von ihren Charaktereigenschaften hinterlassen sind und die weit weniger zu dem semitischen als zum hamitischen Nationalcharakter stimmen. Die Assyrer waren der Schrecken der umwohnenden Völker, in hohem Grade kriegstüchtig, frühzeitig besassen sie schon ein trefflich geschultes und geordnetes Heer; im Gegensatze zu den Semiten, welchen die zerstreute Fechtart ureigenthümlich zu sein scheint, liessen die Assyrer ihr Fussvolk in Reih und Glied vorrücken, vollkräftige Gestalten in kriegerischer Rüstung; Streit- und Sichelwagen [4]) bestanden neben der Cavallerie, welche

---

1) Layard, *Niniveh and its remains.* II. Bd. S. 439—482.

2) Eine ausführliche, quellenmässige Schilderung des Sakäenfestes siehe in: Bachofen, *Sage vom Tanaquil.* S. 49—53.

3) Tiele, A. a. O. fasst nach meiner Ansicht irrthümlich die Religionen Assur's und Babylon's als durchaus semitisch auf, was sie gewis nicht ausschliessend gewesen sind.

4) Die Beschreibung der assyrischen Streitwagen siehe bei Schlieben, *Die Pferde des Alterthums.* S. 33.

theils mit Pfeil und Bogen, theils mit der Lanze bewaffnet war [1]) und einen nicht minder wichtigen Theil des assyrischen Heeres bildete; Festungen wurden belagert, Sturmböcke an die Mauern gebracht, Schiffe zu Kriegszwecken verwendet, wie denn die Chaldäer überhaupt geschickte Schiffsbauer waren. [2])

Verbreitung des Astarte-Cultus.

Die assyrisch-babylonische Cultur ist uns desshalb so wichtig, weil sie auf fast alle vorderasiatischen Völker den aller bedeutendsten Einfluss ausgeübt hat. Als die erste und grösste Kriegsmacht der alten Welt, beugten sie blos durch siegreiche Heereszüge schon einen grossen Theil der asiatischen Völker unter ihr Joch; steht es doch fest, dass ein assyrischer König von Baktrien einen Angriff sogar auf Indien unternahm und den Indus thatsächlich überschritt. [3]) Aber nicht blos durch das Schwert, auch durch die Künste der Politik unterwarfen sich die Assyrer die Völker. Niniveh war die anmuthvolle Zauberin, welche die Völker durch ihre Buhlschaften verkaufte. [4]) Ihr Reichthum und ihre Cultur befestigten ihre Macht, die sich allmählig über ganz Kleinasien erstreckte. Hier blühte seit langer Zeit das lydische Reich, welches damals den grössten Theil Kleinasiens, ein buntes Gemisch von Völkern verschiedener Abkunft, Sprache, Religion und Sitten unter seine Herrschaft gebracht hatte, dennoch ist selbst hier der Einfluss Assyriens unverkennbar.

Die Lyder gehören zu den Semiten; man hat ihnen desshalb auch eine semitische Sprache zugeschrieben; aber wir haben von der lydischen Sprache nichts übrig als einige Eigennamen, und gerade auf diese hin hat man neuerlich die Lyder für Indogermanen erklären wollen. Die Sache muss also zweifelhaft bleiben; ihre erste Dynastie soll aber aus Niniveh gekommen sein. Von dort her ist wohl auch der Mylittadienst und die cultliche oder gottesdienstliche Prostitution herübergewandert, die über ganz Kleinasien verbreitet und überall in gleich greller Weise charakterisirt war. Das assyrische Mylittenprincip gilt vornehmlich in Lydien, wo der für das Keuschheitsopfer bestimmte heilige Raum den Namen *γλυκὺς ἄγκων* oder *ἁγνέων* führt [5]) und dieser Cultus überhaupt am tiefsten in's Volksleben eingedrungen war. Die Lyder, welche sich rühmten, die Glücksspiele erfunden zu haben und denselben mit wahrer Wuth oblagen, lebten in der hochgradigsten Verweichlichung und Ueppigkeit;

1) A. a. O. und bei Layard, *Niniveh and its remains.* II. Bd. S. 362—409.
2) Jesaias, cap. XLIII. 14. *Chaldaeos in navibus suis gloriantes.*
3) Lassen, *Indische Alterthumskunde.* I. S. 859.
4) Nahum, cap. III. 19. *super quem non transiit malitia tua semper.*
5) Bachofen, *Sage vom Tanaquil.* S. 44.

der Mylittencult mag wohl als religiöse Handlung behandelt worden sein, bald aber ergaben sich die lydischen Mädchen freiwillig der ungezügeltsten Prostitution. Sie trachteten damit ihre Aussteuer zu erwerben und hatten dann das Recht sich einen Gemahl zu wählen, der nicht immer die Ehre einer solchen Wahl ablehnen durfte. [1]) Der nämliche unzüchtige Cult fand statt in dem elischen *Βάδυ*, das unmittelbar an Lydien anknüpft, endlich in dem Dienste der Aphrodite Porne zu Abydos, der die Anlage der schon erwähnten Sakäenfeste deutlich verräth. Eine andere Richtung der Verbreitung ging nach Syrien, Phönikien und Cyprus. Unter den verschiedensten Namen und in mancherlei Cultformen wird in allen diesen Ländern dasselbe Hetärengesetz auf den Thron erhoben. Dieser cyprische Dienst ist für die Kenntniss des cultlichen Hetärismus von besonderer Wichtigkeit. Er wurde hier durch die handeltreibenden Phöniker frühzeitig eingeführt; nicht weniger denn zwanzig Tempel waren auf der Insel der Göttin errichtet, darunter jene zu Paphos und Amathunt die berühmtesten und berüchtigtsten, denn hier ward die Prostitution im grossartigsten Massstabe getrieben. Auch der Tempel zu Golgos, dessen Ausgrabungen viele weibliche und androgyne Figuren zu Tage förderte, war wohl der Aphrodite geweiht. [2]) Gründer dieses cyprischen Mylittadienstes und seiner Mysterien soll König Cinyras gewesen sein, dem auch die Erbauung des paphischen Tempels zugeschrieben wird. Die dort gefeierten Venusfeste lockten Fremde von allen Gegenden herbei; auch hier war die Göttin als die weibliche Zeugungskraft aufgefasst, und bot man ihr unter dem Namen *Καρπωσις* einen Phallus und ein Geldstück. Die amathunthische Venus hingegen war hermaphrodit und ihre geheimsten Mysterien fanden in dem den Tempel umgebenden Haine statt. Auch in Cinyria, Tamasus, Aphrodisium, besonders aber in Idolia hatte die geheiligte Prostitution vielbesuchte Stätten gefunden. Selbst am Meeresufer gingen die jungen Cypriotinen des Abends spazieren, um sich den an der Insel landenden Fremden zu verkaufen. Diese Sitte bestand noch im zweiten Jahrhundert zu Justin's Zeiten, [3]) nur war damals der Ertrag nicht mehr der Göttin bestimmt, sondern wurde von den Beschenkten gesammelt, um die künftige Aussteuer zu bilden. [4]) Wir dürfen also in diesem Dienste die engste Verwandtschaft mit den babylonischen Ideen und Gebräuchen gewahren. [5])

---

1) Dufour, *Histoire de la prostitution*. I. S. 43—44.

2) Siehe über diese Ausgrabungen: *Antiquities from Cyprus*. (*Athenäum* No. 2352. S. 671 und No. 2353. S. 705.) Einige Amphoren tragen phönikische Inschriften.

3) Justinus, XVIII, 5.

4) Dufour. A. a. O. S. 38—40.

5) Ueber Cypern handelt: Mas Latrie, *Histoire de Chypre*. 8°. 3 Bde. Ob Cypern das *Kifa* der ägyptischen Denkmäler aus der 18. Dynastie oder das *Caphtor* des alten Testaments war, bleibt ungewiss, doch muss seine Civilisation jedenfalls in sehr

Die gleiche Erscheinung begegnet in den beiden syrischen Heiligthümern zu Byblos und Aphaka im Libanon. In dem rauhen, von den Leukosyrern bewohnten Kappadokien herrschte die Hauptgottheit *Ma* oder *Mene,* in der Aschera und Astarte vereint waren. Ihr Haupttempel war zu Zela und zu Comana am Iris, wo jedes Jahr unter ungeheurem Zudrange der Bevölkerung zweimal der Auszug der Göttin gefeiert wurde; der Oberpriester trug dabei die Zeichen der königlichen Würde, unter ihm standen 6000 männliche und weibliche Hierodulen. Grausamkeit und Wollust — diese beiden so nahe verwandten Erscheinungen — bezeichnen diesen Cult, die weiblichen Hierodulen gaben sich preis, die männlichen hatten sich zu Ehren der Göttin verschnitten, gebärdeten sich in Weibertracht wie Weiber, während die Weiber in männlicher Tracht kriegerische Tänze aufführten. Sie sind die Amazonen und aus der griechischen Sage geht hervor, dass der Cult der Ma einst über ganz Kleinasien, ja bis in das europäische Griechenland verbreitet war. Die zeugende Kraft der Natur wurde unter dem Namen *Men* verehrt, was die Griechen mit Zeus übersetzten. Von diesen syrischen Völkern ging der das asiatische Alterthum in so hohem Masse beherrschende Cult sogar auf Stämme indogermanischer Abkunft über, — auf die Phrygier und die Armenier, welche von den Alten in nächste Verwandtschaft zu einander gestellt werden. Obschon nun die Phrygier zum indoeuropäischen Stamme gehörten und ein begabtes Volk waren — Musik und Fabelpoesie waren ihre starke Seite — so nahmen sie doch von den Syrern die Religion an; namentlich war der Cult der empfangenden und zeugenden Naturkraft auch hier im Flor; nur hiess die Göttin hier *Kybele* oder *Kybebe,* Idäische Mutter, *Agdistis;* gelegentlich war sie wohl auch *Ma* genannt wie in Kappadokien und Paphlagonien. Ihre Priester, *Galli* genannt, waren Entmannte. [1])

---

frühe Zeit zurückreichen. Nach den Phönikern kamen Griechen auf die Insel, und liessen sich namentlich an der nördlichen Seite nieder. Aber auch eine dritte Race war auf Cypern vorhanden, wie die neuerdings von George Smith entzifferten Inschriften beweisen. Das Räthsel der cyprischen Sprache und Schrift ist neuestens durch den zu früh verstorbenen Forscher Johannes Brandis aufgedeckt worden. Vgl. dessen *„Versuch zur Entzifferung der kyprischen Schrift.* Berlin 1874. 8°, doch ist mir diese Schrift nur aus einer Anzeige im *„Athenaeum“* No. 2412 vom 17. Jänner 1874 S. 96—95 bekannt. — Citium und vielleicht auch andere Städte zahlten schon vor Salomo's Zeiten Tribut an Tyrus; später ward die Insel den Assyrern unterworfen. Nach dem Zerfall Assyriens blieb Cypern, nachdem zuerst Amasis es erobert, dann Kambyses, unter persischer Herrschaft bis 410 v. Chr. *(Neue Ausgrabungen auf der Insel Cypern. Globus* XXIII. Bd. S. 73.)

1) Kleinasiens Archäologie ist noch sehr wenig bekannt. Sicherlich würde sich bei genauerer archäologischer Durchforschung manche culturhistorisch wichtige Entdeckung ergeben. Ueber kleinasiatische Archäologie siehe: G. Perrot, *L'exploration archéologique de la Galatie et de la Bythinie.* Paris 1862. 4°. — Ch. Texier, *Asie mineure, description géographique, historique et archéologique des provinces et des villes de Chersonèse d'Asie.* Paris 1863 8°. — H. Barth's *Reise von Trapezunt durch die nördliche Hälfte Kleinasiens*

Ebenso entwickelt war der Astarte-Cult bei den Armeniern. In diesem herrlichen Gebirgslande müssen zwei Racen unterschieden werden, wovon die eine erst später, wahrscheinlich aus Babylonien einwanderte, während das früher ansässige Volk, die Alarodier allem Anscheine nach der georgischen oder grusischen Familie angehörte. Die Assyrer nannten das Land damals Urardu und frühzeitig schon gewahrt man den semitischen Einfluss sowie die Abhängigkeit der armenischen Könige von den assyrischen. In der heutigen armenischen Sprache, die dem indogermanischen Stamme zuzuzählen ist, sind noch gewisse Erscheinungen bemerkt worden, welche an das Georgische oder Grusische erinnern. Die späteren indogermanischen Armenier kamen aus der Gegend des phrygischen Volkes, welches vom Hellespont bis zum Halys wohnte und nach alten Berichten aus Thrakien abstammen soll; jene Wanderung muss aber jedenfalls viele Jahrhunderte vor dem trojanischen Krieg stattgefunden haben.[1]) Es ist schwer festzustellen, ob der Mylittendienst in Armenien vor oder nach dieser Einwanderung eingedrungen. Sicher bleibt, dass schon im hohen Alterthume in dem Lande zwischen Euphrat und dem Taurusgebirge, zu Akisilene, ein Heiligthum der hier *Anaïtis* genannten Göttin lag, in welchem die edelsten Töchter des Volkes als geweihte Buhldirnen im Dienste der Göttin sich preisgaben. Sie genossen sehr hohes Ansehen und Niemand scheute sich aus ihrer Zahl eine zur Gattin zu wählen. Diese Prostitution unterschied sich von der babylonischen nur dadurch, dass die Anaïtis-Geweihte nicht einem Jeden, sondern nur den an Stand und Ansehen Gleichstehenden sich zu überlassen pflegte.[2])

Im Wesentlichen herrschte derselbe Cult auch noch in Pamphylien, Pisidien und Lykien, wo Semiten aramäischen Stammes lebten. Bei den Karern, Mysern und den oberwähnten Lydern, gleichfalls Semiten, waren Gebräuche im Schwange, die vielleicht auf einstige gynaikokratische Zustände hindeuten, wie unter anderem die Benennung nach den Müttern, nicht nach den Vätern. Die Namen der Gottheiten wechselten, allein die damit verknüpften Anschauungen blieben im Wesentlichen dieselben und drückten sich

---

nach Scutari. Gotha 1860. 4°. — In neuester Zeit: J. Henry van Lennep, *Travels in little known parts of Asia minor.* London 1870. 8°.

1) Lenormant, *Lettres assyriologiques sur l'histoire et les antiquités de l'Asie antérieure.* Paris 1871. — Mordtmann, „*Die ältesten Denkmäler Armeniens.* (*Beilage zur Allg. Zeitg.* 1871. No. 355, 356, 357 und 358.) — Prof. Ferd. Justi, *Ueber die älteste armenische Geschichte.* (*Ausland* 1872. No. 6. S. 121—125.) — Ueber armenische Geschichte im Allgemeinen vgl.: Mich. Chamich, *History of Armenia.* Calcutta 1827. 2 Bde. — Saint Martin, *Mémoire historique et géographique sur l'Arménie.* Paris 1818 2 Bde.

2) Bachofen, *Sage vom Tanaquil.* S. 48 und Dufour, *Hist. de la Prostitution.* I. S. 36—37. Einen guten Ueberblick gewährt auch der freilich mit wenig Kritik bearbeitete betreffende Abschnitt in Joh. Scherr, „*Geschichte der Religion.*" Leipzig 1860. 8°. II. Bd. S. 56—90.

in dem fast bis in die kleinsten Details identischen Culte aus. Beinahe kein Unterschied bestand zwischen den Sakäenfesten, wie sie zu Zela oder zu Niniveh gefeiert wurden. Es herrscht dermalen kein Zweifel mehr, dass diese ganze, eigenthümliche Religionsauffassung und damit verbundene Sittenentwicklung ihren Ursprung bei dem babylonischen Volke genommen und von den Euphratlanden sich hauptsächlich gegen Norden und Westen verbreitet hat. Ich lege auf diese charakterisirende Erscheinung der altasiatischen Cultur besonders desshalb Gewicht, weil sie mir ganz vorwiegend an das Racenelement, jedoch nicht an das semitische sondern an das hamitische, geknüpft zu sein scheint. Unter allen Racen am sinnlichsten ist der Hamit und er hat nur dem ihn beherrschenden Charakterzug, der Sinnlichkeit Ausdruck verliehen in seinem religiösen, in seinem socialen Leben. Der Baals- und der Mylittendienst sind sicherlich hamitischen Ursprungs, wenngleich bei eintretender Racenmischung auf andere Stämme, auf Semiten wie auf Indogermanen übergegangen. Dies ist ja das Eigenthümliche bei Racenkreuzungen, dass auf die Nachkommen stets die am schärfsten hervorstehenden Eigenschaften der Eltern übertragen werden. Da solche Eigenschaften zumeist zu jenen gehören, welche die landläufige Auffassung als böse oder schlechte bezeichnet, so sagt der Sprachgebrauch, dass Mischlinge in der Regel nur die Laster, nicht aber die Tugenden ihrer Eltern erben. Eine ausgedehnte Racenkreuzung muss aber in ganz Vorderasien entschieden stattgefunden haben, denn fast nirgends ist das spätere Semitenthum das ursprüngliche. Wir werden in der Folge sehen, dass auch die Phöniker nur semitisirte Hamiten sind. Fast überall hören wir von einer älteren Bevölkerung, deren Nationalität festzustellen, heute in vielen Fällen nicht möglich ist, wie beispielsweise in Lykien.[1]) Dass aber in sehr frühen Altersperioden die Hamiten eine viel grössere Verbreitung in Asien besassen, ist ausser Frage. Die ausgedehnte, mit dem Religionssysteme in die innigste Verbindung gebrachte Prostitution ist den Semiten im höchsten Grade zuwider, vielmehr wird bei ihnen auf die Jungfräulichkeit des Weibes bei Eintritt in die Ehe der höchste Werth gelegt. Es ist also völlig irrig, wenn der durchaus wollüstige Mylittendienst, wie es manche Culturhistoriker thun,[2]) als den semitischen Völkern eigenthümlich oder gar als aus ihren Weltanschauungen hervorgewachsen geschildert wird. Er ist vielmehr ein Erbstück früherer, wahrscheinlich hamitischer Racen, und findet sich nirgends dort, wo Semiten ihr Blut rein erhalten haben.

---

1) Vgl. Spratt and Forbes, *Travels in Lycia, Milyas and the Cibyratis.* London 1847. 8°. II. Bd. S. 37—60.

2) Joh. Scherr, in seiner „*Geschichte der Religion*" und Kolb, *Culturgeschichte* I S. 106.

Noch von einem anderen Gesichtspunkte aus, verdient diese merkwürdige Verquickung von Religion und Prostitution die höchste Beachtung des Culturhistorikers, denn sie zeigt, was von jenen Lehren zu halten ist, welche die Sittlichkeit als ein unverrückbares ethisches Gesetz darstellen. Hier liegt nunmehr der unwiderlegliche Beweis vor, dass unter hochgebildeten Völkern des Alterthums nicht als unsittlich galt, was heute den Begriff der höchsten Unsittlichkeit erweckt. Sittlich ist aber Alles, was nicht unsittlich ist; ein Mittelding gibt es hier nicht; wir werden demnach erkennen müssen, dass die Handlung der Prostitution im babylonisch-asiatischen Alterthume in keiner Weise unsittlich, ja vielmehr eine sittliche war, wofür ihr die Weihe der Religion zu Theil wurde. Nichts ist den Religionen des Alterthumes fremder als unsere moralischen, politischen und socialen Anschauungen, und darin eben liegt ihr Reiz. [1]) Da die Gegenwart auf dem diametral entgegengesetzten Extreme der Anschauungen steht, so ist damit wohl die Wandelbarkeit der Ideen über das Sittliche sattsam erwiesen. Eine solche Wandelbarkeit spricht aber zugleich aus, dass es eine „Sittlichkeit" im abstracten Sinne des Wortes überhaupt nicht gibt, dass sie kein metaphysischer, sondern ein rein menschlicher, je nach Zeit, Volk und Bedarf wechselnder Begriff ist. In diesem Sinne ist der Einfluss des Princips der Sittlichkeit auf die Civilisation mit Recht zu bestreiten, weil die Sittlichkeit nach den Lehren der Geschichte kein „Princip" genannt werden kann. Es gibt überhaupt keine „Principien" in der Geschichte, wenn man darunter ethische oder sittliche Gesetze verstehen will; es gibt nur Naturgesetze, welchen jedwede Ethik oder Sittlichkeit völlig fremd ist. Nach diesen, nicht nach ethischen Gesetzen entwickelt sich die Geschichte, die Cultur. Damit soll nicht jener Ansicht beigepflichtet werden, welche die intellectuellen Kräfte gegenüber den sogenannten „moralischen" Kräften des Menschen für die Fortentwicklung des Menschengeschlechtes von überwiegender Bedeutung hält. Vielmehr muss gerade diesen „moralischen" Eigenschaften oder Kräften eine hohe Wichtigkeit zugesprochen werden, vorausgesetzt, dass das Wort „moralisch" nur als Gegensatz zu intellectuell aufgefasst und seiner gewöhnlichen Identificirung mit „gut" entkleidet werde. Auch die schlechten Eigenschaften sind in diesem Sinne moralische und dürfen unter keiner Bedingung davon getrennt werden. Es gibt keine Tugend ohne das ihr entgegengesetzte Laster und fast ausnahmslos ist das Letztere nur eine übertriebene Potenzirung der ersteren, wie z. B. Sparsamkeit und Geiz, Selbstachtung und Hoffahrt u. dgl. Gleichwie dem Physiker die Kälte kein Gegensatz zur Wärme, sondern nur eine verringerte Wärme ist,

---

1) Jules Soury, *L'Asie Mineure d'après les nouvelles découvertes archéologiques.* (*Revue des deux Mondes* vom 15. Octobr. 1873. S. 926.)

gleichwie die Grenzen, wo die Wärme und die Kälte sich begegnen, der Null- oder Gefrierpunkt, nach Belieben angenommen werden können (z. B. bei Réaumur und Fahrenheit), ist es auch für den Culturhistoriker ganz unmöglich, eine Sonderung der verschiedenen moralischen Eigenschaften vorzunehmen. Dann aber, lässt er den Begriff moralisch-gut, unmoralisch-schlecht fallen, wird er sicherlich diesen moralischen Kräften die höchste Beachtung nicht versagen dürfen. Auf diese moralischen Kräfte in ihrer Aeusserung als mächtige Hebel für das Wollen und Handeln stossen wir immer, so tief wir auch auf der Stufenleiter der menschlichen Entwicklung hinabsteigen mögen, ja wir treffen sie noch bei den Thieren; nur nehmen dort, je tiefer wir gelangen, die moralischen Handlungen immer mehr den Charakter von Instincthandlungen an, weil das Bewusstsein als solches mit dem minder entwickelten Gehirne noch unklar ist. Auch das Entstehen des moralischen Gefühls oder des Gewissens lässt sich bis in die Thierwelt verfolgen. Gleich dieser schöpft der Mensch den grössten Theil der Kraft und Energie zu seinen Handlungen aus seinen mächtig entwickelten socialen Trieben und diese bilden allen Gesetzbüchern und Dogmen zum Trotz für ihn den wahren kategorischen Imperativ. Einem solchen kategorischen Imperativ, den also die innerste Natur, kein menschliches Gesetz, kein metaphysisches Princip dictirt, gehorchten wohl auch die altassyrisch-babylonischen Culturvölker, als sie ihrer Civilisation den Stempel ihrer glühend lodernden Sinnlichkeit aufdrückten.

Die Meder.

Der Verfall des assyrischen Reiches begann um 790 mit dem Untergange der altassyrischen Dynastie, welchem die Theilung der Hauptländer des Reiches unter zwei neuen chaldäischen Dynastien (Nabonassar zu Babylon und Phul zu Niniveh) und der Abfall von Lydien und Medien folgte. Die Meder waren gleich den Erâniern Indogermanen und bildeten das zweite arische Hauptvolk Vorderasiens. Sehr bald verbreiteten sie ihre Macht über ganz Persien, Baktrien, Armenien und das östliche Kleinasien, bis zum Halys, wo Medien mit dem lydischen Reiche zusammenstiess. Die vorübergehende Eroberung ganz Westasiens durch nordische Stämme (Skythen, Saken, Kimmerier) etwa sechs Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung betraf zwar auch das medische Reich und kostete ihm den Besitz von Parthien und der fernen Ostprovinzen, vernichtete aber auch die letzte Kraft des Assyrer-Reiches, dessen Hauptland, das wieder unterworfene Babylon, völlig selbständig wurde und mit Medien verbündet, gleichzeitig mit Vertreibung der Skythen, dem Reiche von Niniveh ein Ende machte. So traten an die Stelle des alten

Reiches zwei neue, im Süden Babylon, dem auch Mesopotamien, Syrien und Phönikien zufielen, im Norden Medien, welches das eigentliche Assyrien mit Niniveh und die nördlichen Theile Mesopotamiens erwarb und dadurch seine Herrschaft im Westen fester begründete. Ein beklagenswerthes Dunkel bedeckt die Culturgeschichte der Meder, von welchen wir nur wissen, dass sie rauh und kriegerisch, gute Reiter waren, ihre Pfeile vergifteten und ihre Bündnisse mit Blut bestätigten. Später scheint allerdings eine Milderung der Sitten eingetreten zu sein, wie sich aus dem Prachtbau der neuen Reichshauptstadt entnehmen lässt; im Orient baut eine neue Dynastie immer auch eine neue Hauptstadt; so geschah es auch in Medien; das stolze Ecbatana ward gegründet.

Was wir über die Sprachen dieser alten Völker, der Babylonier, Assyrer, Armenier, Meder und der späteren Perser wissen, haben wir lediglich aus den Keilinschriften erfahren. In den Tieflanden des Tigris und Euphrat herrschte die assyrische Sprache,[1]) welche ihren semitischen Charakter nicht verläugnet, doch von den Idiomen der mesopotamischen Urbevölkerung, der auch die Erfindung der Keilschrift zugeschrieben wird, beeinflusst worden ist. Obwohl also semitisch, war sie doch völlig selbständig, nicht aramäisch.[2]) Die semitischen Dialecte, mit welchen sie die meiste Aehnlichkeit aufweist, sind das Hebräische und Phönikische, in entfernterer Linie das Arabische;[3]) endlich aber auch das Aethiopische.[4]) Zwischen dem Assyrischen und Babylonischen bestand eine dialectische Verschiedenheit, und das Assyrische selbst zeigt sich in etwas veränderter Gestalt auf den ältesten und jüngsten der erhaltenen Inschriften. In der späteren persischen Periode ward es manchen bedeutenden Veränderungen unterworfen.[5])

Der Glanz des medischen Reiches sollte nicht allzu lange über Asien strahlen, denn bald ersteht ihm ein neuer und siegreicher Feind in einem Volke seiner eigenen Race — in den Persern. Ueberblicken wir rasch die Racengeschichte in Mittel- und Westasien, wie wir sie bisher kennen gelernt haben, so gewahren wir

---

1) Siehe darüber Dr. Ferd. Hitzig, *Sprache und Sprachen Assyriens.* Leipzig 1871. 8°.

2) Nöldeke, *Namen und Wohnsitze der Aramäer.* (*Ausland* 1867. No. 33. S. 781.)

3) Oppert, *Eléments de la grammaire assyrienne* (*Journal Asiatique* 1860. S. 89) sagt: *elle est unie par les liens d'une proche parenté aux langues arabe, hébraique, éthiopienne, syriaque, chaldaïque, lydienne, élimaïque.* Dass sich der Organismus der assyrischen Sprache sehr gut in die jetzt geltenden Anschauungen von den semitischen Sprachen einfüge, weist recht gelungen nach: Eberhard Schrader, *Die assyrisch-babylonischen Keilinschriften. Kritische Untersuchungen der Grundlagen ihrer Entzifferung.* Leipzig 1872, 8°.

4) Das Aethiopische gehört nach Fried. Müller zu den hamitischen Sprachen, nicht zu den semitischen Sprachen, wie Sayce annimmt.

5) Sayce, *An assyrian grammar for comparative purposes.* London 1872. 8°. S. 1—5.

zuerst in Centralasien die indogermanischen oder arischen Erânier in Baktrien, Persien und Medien, während gleichzeitig hamitische Völker in Mesopotamien, Syrien und vielleicht sogar einem Theile Kleinasiens sassen; über die Nationalität der nördlich wohnenden, nomadischen Skythen, die sich selbst Skoloten nannten, ist man noch streitig, doch sprechen gewichtige Gründe für die Ansicht, dass sie ebenfalls Indogermanen waren.[1]) Da treten allmählig im Westen die Semiten auf, vermischen sich mit den Hamiten, semitisiren sie wenigstens der Sprache nach und bringen nach und nach auch die indogermanischen Stämme der Armenier, Meder, Perser und baktrischen Erânier unter die Oberherrschaft ihres assyrischen Reiches; in gleicher Weise ergiessen sich die Semiten über die Kleinasiaten. Die indogermanischen Stämme aber sind es, die durch ihren Abfall zuerst in empfindsamer Weise das Reich schwächen und die Zügel der Weltherrschaft ergreifen. Auf die Meder folgen die Perser, die in frühester Zeit wahrscheinlich unter den Assyrern, später unter den Medern standen. Dieser entferntere dritte Hauptstamm der Aryas, ein kräftiges Gebirgsvolk, unterwirft in kurzer Frist die neben einander bestehenden drei Reiche des asiatischen Westens, Medien, Lydien und Babylon, eines nach den andern, und dehnt seine Herrschaft weit über die Grenzen der älteren Reiche aus, östlich über das Indusland, südwestlich über Aegypten, nordwestlich auf kurze Zeit sogar über die benachbarten Küsten Europa's.

Das Volk, welches zuerst und am leichtesten in die persische Herrschaft sich fügte, waren die Meder, mit welchen die Perser gleichen Stammes, gleicher Religion und — bis auf eine geringe dialectische Verschiedenheit — auch gleicher Sprache waren. Andererseits eigneten sich die Perser gerne medisches Wesen an. Zweifelsohne standen die Meder auf ansehnlicher Gesittungsstufe als die noch halbbarbarischen Perser ihr Reich zertrümmerten. In solchen Fällen aber hat allemal der Sieger die Sitten des Besiegten angenommen; dies sehen wir in China und bei den Barbaren, welche seinerzeit das alte Rom vernichteten; Gothen und Langobarden nährten sich von der Cultur ihrer neuunterworfenen Unterthanen. Ein zweites aber lernt der Culturhistoriker noch aus diesen Vorgängen, dass nemlich keine Civilisation, die stets auf höherer Bildung, auf vermehrten Kenntnissen und geläuterten Anschauungen beruht, stark genug ist, um dem Anpralle roher, ungesitteter, aber ethnisch kräftiger Horden zu widerstehen. Jede Civilisation bringt unfehlbar Verweichlichung, in gewissem Grade Entnervung der Volks-

---

1) Fr. Spiegel, *Die Skythen des Alterthums.* (*Ausland* 1871. No. 31. S. 721—728.) Die Ansicht, dass sie finnisch-tatarischen Stammes gewesen seien, wie noch bei Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 103 zu lesen, ist eben so unrichtig, wie jene Niebuhr's und Neumann's. Nach Zeuss, J. Grimm und Müllenhoff hängen sie mit dem erânischen Sprachstamme zusammen.

kraft mit sich; sie schafft erhöhte Bedürfnisse, deren Befriedigung unerlässlich und deren Summe eben die Gesittungshöhe bildet. Mit der Steigerung der Bedürfnisse — seien diese nun geistige oder materielle — hält die Verweichlichung, nemlich die Gewöhnung an die Befriedigung dieser Bedürfnisse, gleichen Schritt. Im Kampfe mit Völkern, deren Bedürfnisse auf ein Minimum beschränkt sind, gehen gemeiniglich die gesitteteren unter. Um Beispiele für diesen seltsamen Satz braucht man eben nicht verlegen zu sein. Die rauhen, ungesitteten Perser stürzen die medisch-assyrische Monarchie, die höchste damalige Cultur Westasiens; rohe Barbarenhorden ergiessen sich über das hochcultivirte Rom und brechen für immer seine Weltmacht; Mongolenhorden dringen im Mittelalter fast in das Herz Europa's, überschwemmen zum mindesten dessen gesammten Osten, Staaten gründend theils auf den Trümmern theils Angesichts der altslavischen Cultur des ehrwürdigen, hundertthürmigen Kijew und Nowgorod; fanatische Muselmänner ziehen als Eroberer in das gesittete Indien ein und gründen dort Dynastien und Reiche, die heute noch bestehen, ja verschaffen selbst Verbreitung ihrem Glauben, der an geistigem Gehalt sich mit dem Brahmanismus nicht vergleichen lässt. Rohe Turkstämme werfen das stolze Byzanz nieder, wohin sich fast alle europäische Cultur im Mittelalter geflüchtet hatte; siegreich endlich wehte der Halbmond von der Citadelle zu Ofen, fast während zweier Jahrhunderte, hart im Nacken des deutschen Volkes, in einer Epoche, welche schon die höchste Culturentwicklung heranreifen sah. In allen diesen Fällen standen die Sieger culturhistorisch entschieden viel tiefer als ihre Besiegten und man wird gut thun daraus die bescheidene Lehre zu ziehen, dass im Kampfe um's Dasein die Cultur allein und unter allen Umständen die stärkste Waffe nicht ist.

Die Cultur der Perser.

Die Cultur der Perser [1]) fordert zu ernsten Betrachtungen heraus. Schon früher habe ich angedeutet, dass sie, obzwar vielfach auf assyrischer Grundlage ruhend, doch dieselbe hie und da, z. B. in der Sculptur, gar nicht erreicht hat. Ungezwungen erklären sich beide Erscheinungen. Die assyrische Gesittung hatte ganz Vorderasien überzogen und auch die Meder, die Vorbilder der stammverwandten Perser. Assyrische Sitten und Kenntnisse wurden ihnen also zunächst durch die Meder vermittelt. Jung und erst emporstrebend, vermochten sie indess nicht sofort ihre Meister zu erreichen, geschweige denn zu übertreffen; in den meisten Dingen

---

1) Siehe „*Civilization of the anciens Persians.* (*Nation. quarterly Review.* New-York. September 1865.

waren sie erst Anfänger und ist es irrig, in der persischen Kunst eine Entartung der assyrischen zu erblicken. Mit der Herrschaft der Perser ward der Semitismus in den Hintergrund gedrängt, in so ferne als die Religion Zarathustra's und das arische Sprachthum ansehnlich an Verbreitung gewannen. Die von den Semiten benützte Keilschrift nahmen sie zwar von diesen an, allein mit der assyrischen hat die persische nichts weiter gemein, als dass ihre Charaktere gleichfalls in Formen von Keilen gebildet sind; sie ist aber vollständig alphabetisch und der arischen Sprache der Perser angepasst. [1])

Ursprünglich scheint Persien ein Feudalstaat gewesen zu sein, doch mit der an den Namen Kyrus (Kurush) geknüpften Machtentfaltung gewann auch der Staat an innerer Stärke. Später folgte eine innere Organisation der bis dahin höchst lose zusammengefügten einzelnen Länder und Völker des Reiches, an dessen Spitze ein unumschränkter Herrscher stand. Es gibt gewisse Stufen, durch welche fast jede menschliche Gesellschaft hindurchgeht auf ihrem Wege von der Barbarei bis zur Civilisation. Nun ist stets eine dieser Stufen der Despotismus gewesen in einer oder der anderen Form und wir haben alle Ursachen zu glauben, dass es der Menschheit nicht möglich ist, diese Kluft zu überspringen und mit Einem Male von primitiver Wildheit zu freier Gesittung zu gelangen. Es ist zudem ein grosser Irrthum, wenn man glaubt, dass der Mensch von Natur die Unabhängigkeit liebe; — dies ist nur der Geschmack einiger auserwählten Geister; nach oben zu schauen, zu kriechen und zu schmeicheln und den Staub unter den Füssen der Reichen und Mächtigen zu küssen, das ist nicht nur das Geschick, sondern auch der Geschmack der grossen Menge. Kein orientalisches Volk überhaupt vermag man zu nennen, von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart, das nicht stets unter dem drückendsten Despotismus geseufzt hätte — wenn es darüber seufzte. Von dem alten China bis auf die vor ihrem Könige im Staube kriechenden, gebildeten Siamesen der Jetztzeit, überall derselbe starre Despotismus, den also nicht blos die ungeheuren Binnen- und Steppenländer Asiens und Afrika's begünstigten. [2]) China, Indien, Birma, Siam, Java sind keine Flach- sondern überwiegend Gebirgslande, und doch dieselbe Erscheinung. Wo Asiaten von Asiaten regiert werden, kann es an Willkür und Bedrückung nicht fehlen. Die Geschichte zeigt aber,

---

1) Benfey, *Die persischen Keilschriften mit Uebersetzung und Glossen.* Leipzig 1847. ferner die ausgezeichnete Schrift des gelehrten Grafen Gobineau, *Traité des écritures cunéiformes.* Paris 1864. — Holtzmann, *Beiträge zur Erklärung der persischen Keilschrift.* Karlsruhe 1840. — Rawlinson, *The persian cuneiform inscription of Behistun.* London 1846. — Von allen aber das Beste bleibt: Fr. Spiegel, *Die altpersischen Keilschriften. Uebersetzung, Grammatik und Glossar.* Leipzig 1862.

2) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 112 behauptet dies.

dass diese Völker den Druck und was wir heute so nennen, entweder gar nicht empfinden, oder doch nur ein äusserst geringes Verständniss dafür besitzen. Auch anderseits lassen sich gleiche Erscheinungen wahrnehmen; wer die Gewalt hat, beutet sie aus, dies liegt in der Natur der Dinge, und Jemand muss die Gewalt haben. Von einem Nebeneinander der Menschen könnte nur in den Utopien eines Friedensreiches, wie es in den Köpfen einiger Schwärmer spukt, die Rede sein; die factische Anordnung ist aber durchgehends das Uebereinander, wobei die Combination der äussersten Spitze ziemlich gleichgültig bleibt, zum mindesten an der Wesenheit der Dinge nur sehr wenig ändert. Geradezu unfassbar ist es daher, wenn den Persern aus der allen Asiaten eigenthümlichen servilen Demuth vor ihrem despotischen Herrscher ein specieller Vorwurf gemacht[1]) und daraus der baldige Ruin ihres Weltreiches abgeleitet wird; völlig lächerlich aber die Behauptung, die Kunst der Perser konnte nie werden, was die griechische war, vor Allem, weil sie blos dem Könige diente und ihr der republicanische Geist fremd war, der Hellas beseelte. Ich habe oben gezeigt, auf welches Motiv nicht die Entartung, sondern das Zurückbleiben der persischen Kunst zurückzuführen sei. Was endlich den Verfall des persischen Reiches einleitete, war das Einschleichen des Astartencultus mit seiner verweichlichenden und verwirrenden Sinnlichkeit, zu welchem später noch der Mithrasdienst kam. Die Perser kannten anfänglich keine Götterbilder und erst in der späteren Zeit werden Götter als sinnlich wahrnehmbare Wesen beschrieben, was mit dem Eindringen der fremden Religionsanschauungen, besonders der Naturgöttin Astarte, die den fremden Namen *Anahita* führte, zusammenhing. Den Dienst der Anahita versahen auch nicht die Magier, sondern dieser brachte das den Persern fremde Institut von Priesterinnen mit sich. Die Verehrung der Göttin hat wohl zuerst in West-Erân Fuss gefasst; die Meder begannen mit der Einführung ihres Dienstes, der in Persien zur Zeit seines Unterganges noch kein hohes Alter erreicht hatte. [2]) Mit der Zunahme der Cultur wuchs auch die Schwäche des Reiches. So lange der reine Ormuzddienst herrschte, war Persien gross und mächtig; es war damals wirklich eine auf die Religion gegründete Despotie, in welcher — bei gebrochener Priestermacht — alle Gewalt und Herrlichkeit sich in der Person des Herrschers vereinigte, der als der Stellvertreter Ormuzd's auf Erden erschien und zugleich der Staat selbst war. [3]) Der

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 109, 112, 113, 115, 119, 120.

2) Justi, *Ueber die zoroastrische Religion.* (*Ausland* 1871. No. 11. S. 155—256) sagt aber, dass der ausschweifende Pomp der Bacchanalien bei den Persern keinen Eingang gefunden habe. Anahita hatte in Ekbatana eine eigene Priesterin, welche ein reines Leben führen musste.

3) Perty, *Grundzüge der Ethnographie.* S. 391.

König verfügte nach Gutdünken über Land und Leute; eine Auffassung, welcher wir auch in anderen asiatischen Ländern begegnen; dass in China alles Grundeigenthum Staatseigenthum war, habe ich an gehöriger Stelle angeführt; bei den malayischen Javanen hat sich diese Anschauung bis in die neueste Zeit erhalten. [1]) Auf der Idee, dass Menschen von anderen besessen werden können, beruhte aber die Sklaverei, welche ihrerseits wieder die Grundlage der Civilisation des gesammten Alterthums war, Griechenland und Rom nicht ausgenommen. Der Begriff der „Freiheit" war in jenen Zeiten eben so unentwickelt, wie jener der „Gleicheit"; bei den Asiaten mangelte er so zu sagen gänzlich. Die Perser hatten daher eine Art Kasteneintheilung ähnlich jener ihrer Stammverwandten, der arischen Inder: Priester, Krieger, Ackerbauer und Gewerbsleute. Wenn diese Kasten auch nie zu solcher Prägnanz gelangten, wie in Indien, so waren doch jedenfalls die Standesunterschiede scharf markirt. Auch darin zeigt die Geschichte, dass seit Jahrtausenden die socialen Einrichtungen im Wesentlichen stationär geblieben sind. Noch in der Gegenwart schmäht der Bürger die Privilegien des Adels und ist dabei bedächtig sich selbst zu privilegiren; der Handwerker schmäht desgleichen die bevorzugten Stände und bedauert gleich darauf, dass man ihm den Zunftzopf abgeschnitten; kurz jeder Einzelne tadelt die Vorrechte Anderer, während er ängstlich darauf bedacht ist, sich die eigenen zu wahren. Eine Gleichberechtigung der Stände bleibt ein unlösbares Problem, so lange Keiner sich seiner Rechte entschlagen will, vielmehr bemüht ist, für sich neue Privilegien zu finden. Dass er aber dies thut, dies thun muss, ist die natürliche Folge des grossen Naturgesetzes vom Kampfe um's Dasein, worin jeder für sich die grösstmöglichen Vortheile zu erringen strebt. So weit wir daher in der Geschichte zurückblicken können, überall finden wir das Kastenwesen eingeführt; gleichviel ob der Staat nach oligarchischen, monarchischen oder republicanischen Grundsätzen regiert wurde, er hatte immer seine bevorzugten Stände, die es für ihre Pflicht hielten, über das Wohl des Staates und — über ihr eigenes zu wachen. Die hartnäckigen, seit Jahrtausenden um diese Privilegien geführten Kämpfe haben nie den Zweck diese selbst ausser Curs zu setzen, sondern nur den, sie auf einen andern Stand zu übertragen. Ob das bevorzugte Geschlecht aber so oder so heisst, ändert nichts an der Sache selbst. [2])

In der grossen persischen Monarchie bildete das Volk der Perser den Adel des Reichs; nach ihnen kamen die Meder, dann die Baktrer, dann die Völker, die sich freiwillig unterworfen hatten, endlich die Völker, die nach langem Widerstande sich ergeben

---

1) Hellwald, *Ueber Colonien.* S. 33.

2) *Schlagworte der Zeit.* (*Wanderer* vom 6. Juli 1866.)

hatten. Aus dem bevorzugten Stamme der Perser gingen die Würdenträger des Reiches hervor; der Hof- und Verwaltungsstellen gab es eine Menge, was die Regierung sehr schwerfällig machte. Anfänglich ward auf kriegerische Bildung viel Werth gelegt; es gab zu diesem Zwecke eigene Cadettenhäuser; überhaupt besorgte der Staat, an Stelle der Eltern, die Erziehung der Kinder; auf Kinderreichthum waren Preise ausgesetzt. Polygamie herrschte, wenn auch mit gewissen Einschränkungen, schon in den frühesten Zeiten und brachte naturgemäss die väterliche Gewalt zur vollsten Geltung. Wo die patriarchalischen Verhältnisse eine solche Familiendespotie bedingen, stehen die Völker stets auch in strenger Abhängigkeit von dem Volksobersten, dem Könige, selbst dann, wenn sich mit diesem keine religiösen Begriffe verbinden sollten. In den einzelnen Provinzen war der Satrap Stellvertreter des Monarchen und geberdete sich auch als solcher. Bei der ungeheuren Ausdehnung des Reiches war eine solche Einrichtung nicht zu vermeiden; die daran haftenden Gebrechen, die zur Bezeichnung „Satrapenwirthschaft“ Veranlassung gaben, liegen in der Natur der Dinge selbst und haben sich unter ähnlichen Umständen allemal wiederholt. Nicht um ein Haar besser erging es dem alexandrinischen Weltreiche, welches jenes der Perser stürzte, dem römischen Reiche als es durch Proconsulen die entfernten Provinzen regieren lassen musste, in neuester Zeit der napoleonischen Universalmonarchie und in der Gegenwart bis zu gewissem Grade dem russischen Staate und der grossen nordamerikanischen Republik. Auch der Ausdehnung der Staatswesen sind von der Natur Grenzen gezogen, über welche hinaus nur die äusserste despotische Gewalt ein Zusammenhalten ermöglicht, wie der jüngste amerikanische Bürgerkrieg lehrt. Meist aber ist der Träger der Staatsgewalt genöthigt, in den entfernten Landestheilen seine Macht an Einzelne oder an untergeordnete Gewalten zu übertragen, welche allemal sich die gleichen Vorrechte vindiciren, die Provinzen nach Kräften für eigene Rechnung ausbeuten und bedrücken, schliesslich aber nach Unabhängigkeit streben. Es bleibt dabei völlig gleichgültig, ob die Staatsform monarchisch oder republikanisch, denn in beiden gedeiht in gleicher Weise der Despotismus. Das Joch der römischen Republik ward schwerer noch ertragen als jenes der mittelalterlichen Monarchen, wie denn begreiflich die Tyrannei einer Mehrheit weit drückender und schwerer zu brechen ist, als die eines Einzelnen.

Die Perser, als gewaltige Eroberer auftretend, standen noch im Vollgenusse ihrer Naturkraft und führten ihre siegreichen, meist aus Reiterei bestehenden Heere bis nach Aegypten. Sobald sie jedoch der fremden Civilisation Zugang gestatteten, gebrach es ihnen an Macht zu weiteren erfolgreichen Unternehmungen nach Aussen. Neuere

Culturhistoriker [1]) verabsäumen es, auf den tiefen Unterschied hinzuweisen, der zwischen den Persern des Kyrus und jenen des Xerxes bestand und indem sie stets das Bild des letzteren zeigen, erwecken sie ganz irrige Vorstellungen. Die Wahrheit ist, dass wenig Völker in so kurzer Frist aus Barbarei zu hoher Gesittung hinanstiegen wie die Perser, [2]) zu rasch um nicht unter den Folgen dieser Ueberhastung zu Grunde zu gehen. Manch' herrliche Einrichtung blühte alsdann in ihrem Reiche, wie beispielsweise der geregelte Postdienst, welcher den Verkehr zwischen den entfernten Provinzen herstellte; auch in Wissenschaften wurden Fortschritte gemacht, die wie überall in den Händen der Priesterschaft lagen. Es ist noch kein Zeichen von geographischer Unkenntniss, [3]) wenn man am Hofe des gewaltigen Susa, das 120, nach Polyclitus 1200 Stadien im Umfange hatte, kaum wusste von der Existenz des damals noch wenig bedeutenden Athen oder Sparta's, eigentlich ein grosses Dorf, das nach den günstigsten Schätzungen nie mehr denn 60,000 Einwohner zählte. Im Gegentheile scheinen die geographischen Kenntnisse der Perser gar nicht gering gewesen zu sein; entsandte doch Darius eine Expedition zur Erforschung des Indus, und zudem wissen wir, dass von Asien das Meiste unter Darius entdeckt worden ist. [4]) Die persische Zeiteintheilung war vollständig geordnet. [5]) Von der Höhe der persischen Baukunst, die sich offenkundig an jene der Assyrer anlehnt, legen die noch erhaltenen wenigen aber grossartigen Reste beredtes Zeugniss ab. Die Ruinen von Persepolis scheinen wie für die Ewigkeit erbaut und ihre Pracht gibt eine hohe Meinung von dem Geschmacke und der Kunst ihrer Erbauer. [6]) Dass es „offenbar nicht Perser, sondern Künstler von den besiegten Völkern“ [7]) waren, welche das Werk ausführten, ist unerweisliche Vermuthung. In der späteren Zeit fanden allerdings gar viele Griechen den Weg an den Hof der persischen Fürsten, wo sie, indem sie es sich gütlich geschehen liessen, helle-

---

1) Z. B. Kolb's *Culturgeschichte.*

2) Das anerkannt beste Werk der Neuzeit über persische Geschichte bleibt: Cte. de Gobineau, *Histoire des Perses d'après les auteurs orientaux, grecs et latins, et particulièrement d'après des Mss. orientaux inédits, les monuments figurés, les médailles, les pierres gravées* etc. etc. Paris 1870. 8⁰. 2 Bde. Von den älteren Werken sind zu nennen vor Allem Malcolm, *History of Persia.* Deutsch von Becker und Spazier. 1830. — James B. Fraser, *Historical and descriptive account of Persia from the earliest ages to the present time.* New-York 1836. 8⁰.

3) Diese wirft ihnen vor Kolb A. a. O. S. 119.

4) Herodot. IV. 44.

5) Kolb A. a. O. sagt: Nicht einmal die Zeit konnten sie richtig eintheilen. Man lese dagegen: Langlès, *Sur le calendrien persan* in Chardin, *Voyage à Jspahan.* T. II. p. 265.

6) Fraser, *Historical and descriptive account of Persia.* S. 122. Das fünfte Capitel dieses Buches S. 121—125 gibt überhaupt einen ziemlich guten Ueberblick der persischen Alterthümer.

7) Kolb. A. a. O.

nische Ideen und Anschauungen verbreiteten [1]). Dabei aber waren zugleich Luxus und Sinnengenüsse in überschwänglichem Masse eingezogen. Der fabelhafte Prunk der persischen Könige und Satrapen in Gewändern, Bedienung und Tafelfreuden [2]) war ein Ueberkommniss fremder Stämme, deren Einflüssen die arische Race mehr denn irgend eine sich zugänglich finden lässt. Von den Lydern lernten sie die mit dem Mythradienste verbundenen geschlechtlichen Ausschweifungen, die zu wahren Orgien in den Familien selbst ausarteten, woran bei tollem Tanze und unter den Klängen einer sinnberauschenden Musik die Frauen des Harems und die Töchter des Hauses unverschleiert und endlich halbnackt theilnahmen, in Gegenwart ihrer Väter, Gatten, Brüder oder Kinder den nicht minder betrunkenen Gästen sich preisgebend. [3])

Dies waren die Perser, welche der makedonische Alexander bekriegte. Entnervt und übersättigt standen sie damals auf einer Culturhöhe, zu der jene der rauhen Makedonier in keiner Weise hinanreichte; sie, die in Prunk und Luxus allen Lebensgenüssen steigender Gesittung fröhnten, vermochten nicht dem kräftigen Häuflein eines rohen thrakischen Volkes zu widerstehen, dem aber noch seine volle Naturkraft innewohnte. Nichts weiter jedoch denn leere Phrase ist es, wenn gesagt wird, „es siegte der Geist über die rohe Masse, die Freiheit über Unterdrückung, die Cultur über Barbarei.“ [4]) Der persische Despotismus ward gebrochen durch den Despotismus Alexander's, der den Unterdrückten keine Freiheit, sondern neue Unterdrückung brachte. Nur ihre Herren wechselten die Völker. Vollends aber war es nicht die Cultur, welche siegte, sondern die da besiegt ward.

Dem denkenden Beobachter mag die Culturentfaltung des Perserreiches eine Lehre sein, dass auch im Völkerleben das grosse Naturgesetz *natura non facit saltus* seine volle Geltung besitzt und nicht ungestraft missachtet wird. Jähe Entwicklung führt auch zu jähem Sturze. Wenn geklagt wird, dass die Perser nur erobernd und vernichtend gewirkt, aber keine dauernden Werke geschaffen hätten, so erklärt sich dies sehr natürlich aus der kurzen Dauer ihrer Herrschaft. In der Spanne Zeit, die ihnen gegönnt war, fand keine allmählige Culturentfaltung Platz, nur eine Ueberstürzung in dem Aufsaugen fremder Culturelemente. Gleichwie die Blüthe,

---

1) *Civilization of the ancient Persians.* A. a. O.

2) Sehr anziehend und mit grosser Fachkenntniss geschildert von Prof. Ferd. Justi in seiner Schrift: „*Ein Tag aus dem Leben des Königs Darius.*“ (*Sammlung gemeinverständlicher Vorträge* von Virchow und Holtzendorff. 1873. No. 178.)

3) P. Dufour, *Histoire de la Prostitution.* I. S. 44—45.

4) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 121.

worein ein böser Wurm sich nistet, verdorrt und abfällt ohne zur Frucht zu treiben, barg die allzu rasche Frühreife der persischen Cultur den Todeskeim in sich. Ist es aber gestattet, in den oberwähnten Gründen für diese Frühreife natürliche Ursachen zu erkennen, so ist auch ihr rascher Verfall eine *natürliche* Folge gewesen.

Die hamito-semitischen Völker.

Ethnologische Verhältnisse.

An der Küste des Mittelmeeres und von Mesopotamien durch die syrische Wüste getrennt, sassen im Alterthume Völker semitischen Stammes. Die geographische Verbreitung der Semiten ist bei weitem geringer als die der Aryas; sie bildeten in ihren Wohnsitzen eine compacte Masse, welche wenig oder gar nicht von fremden Völkern unterbrochen wurde. Der Hauptstock ihres Gebietes umfasste im Alterthume nebst den schon behandelten Landen Assur und Babylon, Coelesyrien und Syrien, den südlichen Theil Kilikien's, Palästina und fast ganz Arabien; ausserdem bestanden semitische Gruppen in Kleinasien, wie die Lyder und die Bewohner von Bythinien, Paphlagonien und Pontus, theilweise auch Cypern, dann in Afrika in den abessinischen Hochlanden und längs der nordafrikanischen Küste, von wo sie sich auch auf das südliche Spanien, die Balearen und die Insel Sardinien verbreiten.[1]) Man kann nichts desto weniger die semitischen Völker in zwei Gruppen, eine nördliche und eine südliche, zerlegen, deren erster die chaldäische, syrische, hebräische, samaritanische und phönikische Sprache angehört, während zur zweiten das Aethiopische (mit dem Tigré und Amhara), das Himjarische und Arabische zu zählen sind.[2])

---

1) Vgl. Kiepert, *Atlas antiquus.* Zwölf Karten zur alten Geschichte. Berlin o. J. 5. Aufl. Tafel I.

2) Nach Fried. Müller, *Novara-Reise. Ethnologie.* — Max Müller (*Lectures on the science of language.* London 1864. 8⁰ I. Bd. S. 412) stellt drei und D. Chwolson (*Die semitischen Völker. Versuch einer Charakteristik.* Berlin 1872. 8⁰ S. 17) vier Gruppen für die Semiten auf. Ich folge aber überall den ethnologischen Gruppirungen Fried. Müller's, weil das System dieses eminenten Sprachforschers am meisten die natürliche Entwicklung berücksichtigt und sich daher am besten in den Rahmen einer auf solcher Basis ruhenden Culturgeschichte einfügt.

Bricht sich auch immer mehr und mehr die Ueberzeugung Bahn, dass von allen, das Volksthum begründenden Factoren die Sprache der relativ in seinen Grundfesten unwandelbarste ist und auch am zähesten sich zu vererben pflegt, so wäre es doch oft irrig zu glauben, dass Sprache und Nationalität sich decken. Beispiele dafür, dass Völker einer Race die Sprache einer anderen Race reden, sind in der That vorhanden und man ist daher aus der Sprache allein noch nicht berechtigt, einen sicheren Schluss auf die Nationalität zu ziehen. So waren denn, wofür ich schon im vorhergehenden Abschnitte Belege erbracht habe, nicht alle Völker, welche semitische Sprachen redeten, reine Semiten. Ueberall vielmehr, wo die Semiten auftreten, treffen wir sie als Nachfolger der vor ihnen angesiedelten Hamiten, so in Mesopotamien, so auch in Palästina, in Nordafrika, wahrscheinlich auch in Arabien, wie mehrere aus Südarabien erhaltene, von dem Arabischen verschiedene Dialekte zu beweisen scheinen, und selbst in der jüngsten Niederlassung der Semiten, welche vom südwestlichen Arabien aus über das Meer stattgefunden hat, nämlich in Abessinien. An den meisten dieser Orte gehen die Hamiten in den Semiten auf; dies ist aber nur dahin zu verstehen, dass sie die semitische Sprache annehmen und im Allgemeinen semitisirt werden. Eine völlige Aufschlürfung findet bei dieser Kreuzung kaum statt, und, so nahe sich beide Racen ethnologisch auch stehen, so lassen doch die Hamiten im Volkscharakter einzelne Spuren zurück, die mitunter sogar sehr deutlich hervortreten, wie in Mesopotamien, in Palästina, in Abessinien. Nur dann, wenn man sich vergegenwärtigt, dass die Bewohner Mesopotamiens semitisirte Hamiten waren, lässt sich die Uebereinstimmung der assyrisch-babylonischen Cultur, die man gewöhnlich als eine semitische bezeichnet, mit jener Aegyptens, die eine rein hamitische war, auf natürliche Weise erklären und begreifen.[1]) Man würde also im Ganzen richtiger von Hamito-Semiten sprechen, da der reine Semitismus fast nirgends zu treffen ist.

Am reinsten wird der Semitismus vertreten durch die Hebräer im Alterthume, in späteren Tagen durch die Araber, mit welchen wir uns eingehender jedoch erst in der Folge zu beschäftigen haben werden. Die Hebräer sind von Nordosten in den von ihnen eingenommenen Landstrich an der Küste des Mittelmeeres eingewandert, welche zu jener Zeit von einer dichten hamitischen Bevölkerung bewohnt war. Zu der Zeit, da diese Gegenden zuerst in der Geschichte erscheinen, hausten daselbst meist Höhlenbewohner, wie die Gaviten, Choriten, Refäer und Enaken. Zwischen diese Ureinwohner drängte sich im Fortgange der Zeit eine Reihe kananitischer Stämme, die

---

1) Fried. Müller, *Probleme der vergleichenden Linguistik.* (Behm's *Geograph. Jahrb.* IV. Bd. S. 316—317.) Vgl. *„Das alte Culturgebiet der Hamiten“* (*Ausland* 1873 No. 35 S. 697—700).

Kananiter[1]) im engeren Sinne, die Amoriter, Chittäer, Jebusäer, Pheresiter, Heviter u. a., welche jene Ureinwohner theils vertrieben, theils vernichteten; der einheitliche Gottesdienst dieser Kananiter bestand im Sonnenculte, und ihren Bauten nach zu schliessen waren sie ungleich gebildeter, als die fanatischen Wüstensöhne, die Beni Israel, welche ihre systematische Ausrottung als Gottes Gebot betrieben.[2]) An die Kananiter schloss sich in den südwestlichen Ebenen an der Küste das hamitische Volk der Philister *(Pelischtim)*, von dem das Land später bei Griechen und Römern den Namen Palästina erhielt. Den einwandernden hebräischen Semiten gelang es, die hamitische Bevölkerung theils zu vertilgen, theils ziemlich rasch sich zu assimiliren; weniger fand dies in dem nördlichen Theile des Landes, in dem am Fusse des Libanon gelagerten Phönikien statt; bei den Phönikern, welche sprachlich mit den Hebräern auf das innigste zusammenhängen, ist der hamitische Einfluss der alten Bevölkerung sehr deutlich sichtbar; die Phöniker waren in der That niemals etwas anderes als semitisirte Hamiten.[3])

Die Hebräer in Aegypten.

Für den Culturhistoriker beginnt die Geschichte der Hebräer erst mit dem Auszuge aus Aegypten; früher sind sie nicht als ein Volk zu betrachten, dessen Einrichtungen auf besondere Beachtung Anspruch erheben könnten. Da jedoch über diese althebräischen Wanderungen vielfach irrige Meinungen im Umlaufe sind, so beeilen wir uns den Sachverhalt thunlichst richtig zu stellen. Als die Semiten in Palästina oder Kanaan zuerst einwanderten, nahmen sie von den allenfalls noch unbesetzten Hirtenauen Besitz und zogen lange noch nomadisch auf denselben herum. Als mit der Zeit die Sesshaftigkeit eintrat und unter den verschiedenen Stämmen der Kananiter und Philister dem anschwellenden Volke der Raum zu enge ward, zog ein Theil, jedoch nicht die Gesammtheit des Volkes, wahrscheinlich der Meeresküste entlang nach Süden und gelangte auf solche Weise nach Aegypten, an dessen Schwelle sie sich im Lande Gosen

1) Schon die Ueberlieferung der Hebräer stellte die Kananiter zu den Hamiten; die Gründe für den Semitismus der Kananiter, wie ihn z. B. C. S. Wollschläger *(Universal-historische Uebersicht der Geschichte des alten Orients.* Osterhausen und Leipzig 1873. 8° S. 138—145) annimmt, scheinen doch unzulänglich.

2) Sepp, *Kananäische Entdeckungen. (Ausland* 1873 No. 33 S. 654.)

3) E. Renan hat versucht, die Phöniker gänzlich aus der Liste der semitischen Völker zu streichen, wie Chwolson meint, ohne irgend einen haltbaren Grund. Nun so ohne allen Grund ist Renan nicht. Denn absolut unbrauchbar ist Chwolson's Argumentation: „Sprachen sie doch eine semitische Sprache, führten doch ihre Götter und ihre Städte semitische Namen; und welches andere Kriterium hat man denn um die Herkunft eines Volkes zu bestimmen, wenn nicht die Sprache desselben?" *(Die semitischen Völker.* S. 23.)

niederliessen und unter ägyptische Oberherrschaft geriethen. Die biblische Geschichte haftet nun an diesem ägyptischen Zweige der Israeliten, und schweigt über die in Syrien oder Arabien Zurückgebliebenen gänzlich. Sicher aber war dies die weitaus grössere Mehrzahl.

Das Land Gosen, dessen Name noch bis auf den heutigen Tag fortlebt,[1]) lag östlich von dem grossen Damiette-Arm des Nils, welchen die Juden nie überschritten haben. Gosen wurde östlich etwa von dem heutigen Suêz-Canal, im Norden vom Menzaleh-See und im Westen vom tanitischen Nilarme begränzt. Südlicher als Heliopolis (das biblische On beim heutigen Matarieh) haben sich die israelitischen Einwanderer, für welche die Aegypter den Namen *Apurin* (Hebräer) hatten, nicht verirrt. Sie sind also in das eigentliche Aegypten nie eingedrungen, sondern an dessen äusserstem Ostsaume stehen geblieben. Dass sie in Aegypten Zwangsarbeiten verrichten mussten, setzen die pharaonischen Denkmäler ausser Zweifel, eben so dass diese Zwangsarbeiten von einem „Gendarmeriecorps" überwacht wurden und jedem Säumigen die Prügelstrafe drohte. Die Bedrückung ward endlich bis in's Unerträgliche oder, in der Sprache der modernen Strike-Agitatoren, bis zu einem „menschenunwürdigen Dasein" gesteigert, was die Israeliten schliesslich zur Arbeitseinstellung trieb.

Auf die Ereignisse, welche dem Auszuge der Juden aus Aegypten vorangingen, ist in neuester Zeit einiges Licht gefallen und verdienen dieselben um so mehr hier erwähnt zu werden, als gerade in jene Epoche die mosaische Religionsbildung zu fallen scheint. Nach der ägyptischen Darstellung des Manetho wären die Hebräer nichts anderes gewesen, als ein Haufen jener 80,000 Unreinen und Aussätzigen, welche in die östlich vom Nil gelegenen Steinbrüche (also wahrscheinlich nach Tura unweit Cairo) gesandt worden waren. Nach einer Reihe von Jahren liess sich der ägyptische Fürst von der Bitte der durch die harte Arbeit starkgeprüften Dulder erweichen und räumte ihnen die Stadt Avaris ein,[2]) die zu jener Zeit von den Hirten verlassen worden war und deren zurückgebliebene Bewohner Ursache zur Unzufriedenheit mit der Regierung hatten. Dort erwählten sie Osarsiph, einen Priester aus Heliopolis zu ihrem Fürsten. Die Gesetze, die dieser seinem Volke gab, bezweckten vor allem eine durch Sitte und Gebräuche unübersteigliche Scheidewand zwischen ihm und den Aegyptern aufzuführen. Desshalb verordnete er: weder die Götter zu verehren noch sich der von den Aegyptern für heilig gehaltenen Thiere zu enthalten, sondern alle zu schlachten und zu essen,

---

1) Dies weist sehr glücklich nach G. Ebers, *Durch Gosen zum Sinai*. Leipzig 1872. 8°

2) Vgl. darüber: Guido Cora, *Ricerche storiche ed archeologiche sul sito d'Auaris e sulla topografia della parte settentrionale dell' antico istmo di Suez. (Bollettino della societa geografica italiana*. V. Parte III. 1870.)

dann aber mit Niemanden Verkehr zu haben. Aber zu schwach zum Kriege gegen den mächtigen Feind, sandte Osarsiph zu den vertriebenen Hyksos nach Jerusalem, die mit 200,000 Mann ihm zu Hülfe kamen, dreizehn Jahre im Lande herrschten und daselbst alle Gräuelthaten vollführten, bis sie von dem Aegypterkönige besiegt, aus dem Lande gejagt und bis nach Syrien verfolgt wurden.

Ob nun dieser Osarsiph, wie die ägyptischen Quellen wollen und wie es wahrscheinlich ist, der biblische Moses [1]) ist oder nicht, ob er zu identificiren ist mit dem Syrer, von dem der Papyrus Harris spricht, ist für die Culturgeschichte von geringerem Belange; wichtiger bleibt, dass dem Auszuge der Juden eine Zeit sowohl der religiösen als der politischen Bewegung voranging. Es lässt sich dermalen aber noch nicht oder nicht mehr entscheiden, ob Moses die ägyptischen Götter einfach abgesetzt und die Opfer gänzlich abgeschafft oder aber, wie die biblische Darstellung erzählt, an die Stelle der vielen Götter der Aegypter den Einen Jehovah treten liess, welcher wohl kein anderer war, als der schon von den Hyksos einzig verehrte Gott *Sutech* oder *Set.* [2])

Der Auszug aus Aegypten.

Bei ihrem Auszuge aus Aegypten gingen die Hebräer zwischen dem Ballah- und Timsah-See hindurch, kehrten aber vor Etham um; sie schlugen also zuerst den natürlichen Weg nach der syrischen Küste ein; es scheint aber, dass die Aegypter auf der Ostseite des heutigen Suêz-Canals eine Völkermauer gezogen hatten. Die Existenz dieser Mauer war Moses sicherlich bekannt, aber er mochte vielleicht entweder freien Durchzug hoffen, oder aber auf Erstürmung eines Forts rechnen. Als den Hebräern zum letzteren der Muth fehlte, kam Moses, der ja als vormaliger Flüchtling die Gegend um Suêz recht gut kannte, der Gedanke, sein Volk auf einer bekannten Furt durch das Meer zu führen. Eine solche Furt ist nicht nur vorhanden, sondern die Schwankungen des Seespiegels zur Zeit der Ebbe

1) Der Name *Mose* ist altägyptisch, da *Mes* oder *Mesu* einfach Kind oder Knabe bedeutet. Ueber die Persönlichkeit des Moses nach ägyptischen Quellen hielt Dr. Lauth auf der Philologen-Versammlung zu Würzburg 1868 einen interessanten Vortrag.

2) Dr. August Eisenlohr, *Der grosse Papyrus Harris. Ein wichtiger Beitrag zur ägyptischen Geschichte, ein 3000 Jahr altes Zeugniss für die mosaische Religionsstiftung enthaltend.* Leipzig 1872. 8° S. 22. Nach Jules Soury, *La Bible d'après les dernières découvertes archéologiques en Orient* (Revue des deux mondes 1872 Hft. III) wäre Jehovah keine ägyptische, sondern eine semitische Gottheit, eine Ansicht, der auch C. P. Tiele beizupflichten scheint. Gegen die Ergebnisse des Papyrus Harris spricht sich der Aegyptologe Prof. Dr. Heinrich Brugsch in einem Feuilleton der Wiener „*Presse*" vom 15. August 1872, aus, betitelt: „*Moses und Pharao.*" Es ist tief betrübend, einen Gelehrten von so hoher Bedeutung Front machen zu sehen gegen Alles, was mit der biblischen Darstellung nicht übereinstimmt; denn leider scheint sein Widerspruch auf keine andere Quelle zurückzuführen.

und Fluth, unterstützt durch anhaltende scharfe Winde, lassen auch die Rettung der Ausgezogenen, sowie den Untergang des pharaonischen Heeres als etwas physisch durchaus Glaubwürdiges erscheinen.

Der weitere Zug[1]) der Juden führte nun dieselben nach Marah beim heutigen Wadi Hauâra, Elim beim Wadi Gharandel, in die Bucht bei Râs Abu Selimeh und nach Dophka im Wadi Maghâra, wo Moses die in der dortigen Kupfergrube Tmafka zu schwerer Arbeit verurtheilten Landsleute erlöste. Was über den weiteren Wüstenzug ermittelt ist, bezieht sich darauf, dass das biblische Raphidim mit der Oase Teirân zu identificiren und der Berg Sinaï in dem Serbâl, nicht in dem Dschebel Mûsa, zu erkennen ist.[2]) Das Manna der Wüste ist das, was die Sinaï-Beduinen noch jetzt Man nennen, nämlich eine klebrige und honigartige Ausschwitzung der Tamariskenzweige *(Tamarix gallica mannifera Ehrenb.)*.[3]) Da aber[4]) der jährliche Mannagewinn der sinaitischen Halbinsel auf 700 Pfund geschätzt wird, so wäre — wenn die Angaben der Schrift über die Stärke des hebräischen Volkes bei seinem Zuge in der Wüste irgend ein Vertrauen verdienten, — auf je 1000 streitbare Israeliten jährlich $1\frac{1}{6}$ Pfund gekommen! Daraus geht das Widersinnige der Ziffer von 603,550 streitbaren Männern, die eine Volksumme von etwa 2 Millionen Köpfen darstellt, sattsam hervor. Nicht einmal das fruchtbare Gosen hätte 2 Millionen Köpfe zu ernähren vermocht, und ehe 2 Millionen mit dem dazu gehörigen Vieh durch die oft bis auf's Aeusserste verengten Wadis der Sinaï-Halbinsel defilirt wären, hätte es Tage gebraucht.[5]) Jetzt ernährt das ganze Gebiet 4—5000 Araber, welchen jedoch Aegypten Korn zusenden muss. Es war also jedenfalls nur eine ganz geringe Fraction des jüdischen Volkes, welche durch Moses angeführt aus Aegypten nach dem schon früher durch Israeliten besetzten Palästina zog. Von besonderem Interesse ist indess die Thatsache, dass jene, welche aus Aegypten zogen, auch nach Moses nicht alle aus dem Samen Abrahams waren, denn es heisst: „auch zog mit ihnen viel fremdes Volk."[6]) In wieweit jenes fremde Element, das mit den Juden aus Aegypten zog, ethnologisch einflussübend war, ist eine jener Fragen, deren Beant-

---

1) Siehe Manches über diesen Zug bei Oscar Fraas, *Ain Musa oder die Mosisquellen der Sinai-Halbinsel. (Ausland* 1866 No. 35 S. 821—825.) In streng bibelgläubigem Sinne sind die werthlosen Ausführungen von Dr. Constantin James: *Les Hebreux dans l'isthme de Suêz.* Paris 1872. 8⁰ S. 45—62.

2) In neuester Zeit will Charles Beke den wahren Sinaï in einem 1520 m hohen Berge, eine Tagereise westlich von Akaba, entdeckt haben. *(Nature* No. 225 vom 19. Februar 1874 S. 312.)

3) Ebers, *Durch Gosen zum Sinaï.*

4) Nach Wellstedt.

5) Ewald in seiner *„Geschichte des Volkes Israel bis Christus."* 1853. 3 Bde. hält an der biblischen Zahl fest. Die hier angeführten Widerlegungen nach Prof. Peschel im *„Ausland"* 1872 No. 48 S. 1131.

6) Im Exodus.

wortung die bisherige Forschung schuldig geblieben ist. Sei dem indessen wie ihm wolle, von ihrem Einzuge in Kanaan dürfen die Juden sich eines fest abgegränzten nationalen Typus rühmen, der sich mit bewundernswerther Reinheit bis in die Gegenwart erhalten hat. [1]) Aus der arabischen Wüste würde Moses wohl sogleich zur Eroberung des Landes Kanaan fortgerückt sein, hätte er den Muth in den Hebräern wahrgenommen, der zur Eroberung eines Landes nöthig war, das seit alten Zeiten in allen seinen Räumen angebaut und mit Menschen und festen Plätzen überdeckt worden war. Der Aufenthalt in Arabien mochte nun dazu dienen, das Volk Israel in einzelnen Schlachten gegen die Amalekiter zu einer kriegerischen Nation heranzubilden. Gleichzeitig entwarf er für den künftigen Staat in Kanaan vollständigere Gesetze, welchen das am Sinaï angenommene, natürlich nicht von oben geoffenbarte Grundgesetz zur Unterlage diente und für welche er das uralte Herkommen seiner Nation und die agrarische Verfassung von Aegypten benützte, die er aus seinen früheren Jahren her kannte.

Die Religion der Hebräer.

Obwohl in Folge der umfangreichen Aufzeichnungen im alten Testamente die Geschichte des Volkes Israel besser bekannt sein sollte, denn irgend eine, so haben sich doch in die allgemeine Beurtheilung derselben die seltsamsten Irrthümer eingeschlichen.[2]) Die Culturstufe der Hebräer bei ihrer Ankunft in Palästina war eine ausserordentlich tiefe und ist es stets geblieben in Vergleiche zu den benachbarten Völkern. Zudem gingen ihnen fast alle Eigenschaften ab, welche ein Volk gross zu machen vermögen. Der Culturwerth der Juden liegt demnach einzig und allein in der Religion und zwar, dies verdient die höchste Beachtung, nicht in jener ihres Alterthums, also der mosaischen, sondern in jener, welche später in theilweiser Opposition zu dieser, aus ihrer Mitte hervorgegangen ist: in dem Christenthume. Die Ausbildung des Monotheismus bei den Israeliten war übrigens keine ursprüngliche; von Chaldäa hatten sie ihre Gottheiten empfangen und dort war es, wo zuerst die monotheistische Idee zur Reife kam. Sehr allmählig entwickelte sich diese erst bei den Hebräern und konnte daher auf das Alterthum nicht den leisesten Cultureinfluss üben; jedenfalls aber muss ein Volk, welches zum Glauben an die göttliche Einheit gelangen soll, vorher überhaupt lange Zeiträume geistiger und sittlicher Entwicklung zurückgelegt haben.[3])

---

1) *„Zur Charakteristik des jüdischen Volkes."* (*Ausland* 1872 No. 38 S. 903.)

2) Ohne wissenschaftlichen Belang ist das bekannte Buch der Fräulein C. und A. Rothschild, *The history and literature of the Israelites according to the Old Testament and the apocrypha.* London 1871. 8⁰ 2 Bde.

3) Peschel, *Völkerkunde.* S. 300.

Die Juden sind niemals im eigentlichen Sinne des Wortes ein eroberndes Volk gewesen. Man darf nicht sagen, dass ihr philosophischer Theismus die Nation weil humaner dadurch unkriegerisch gemacht habe, denn noch zu Zeiten, wo diese Religion nicht bestand oder doch wenigstens noch keinen Einfluss ausgeübt haben konnte, fehlte ihnen die allernothwendigste Eigenschaft — der Muth. Mag auch die bis zum Ungeheuerlichen gesteigerte Todesfurcht, welche ein Grundzug des jüdischen Wesens ist, erst etwas geschichtlich Gewordenes sein und daher nicht durchwegs als Feigheit angesehen werden, wie Einige wollen,[1]) so scheint doch Muth überhaupt kein Merkmal des semitischen Stammes zu sein, denn der Muth selbst der muthigsten Semiten, die wir kennen, nämlich der Araber, ist etwas von dem allgemein bei den Aryern vorhandenen Muth Grundverschiedenes. So kam es, dass sich die nach Kanaan einwandernden Israeliten sehr bald, nach einem entscheidenden Siege über die nördlichen kananitischen Fürsten, mit dem eroberten kärglichen Gebiete begnügten und dasselbe unter sich vertheilten. Zwischen mehreren Stämmen lag nun manche Stadt, manche Höhle noch unerobert; andere Stämme, besonders im Norden, zogen noch lange nomadisch umher, ehe sie ihre Ansprüche durch die Waffen geltend machten; gegen die Kananiter an der Seeküste, die hamitischen Phöniker versuchten sie ihr Waffenglück nie und die Philister in den südwestlichen Ebenen wurden viel später unterjocht, aber nie vertrieben. Man schloss mit den kananitischen Nachbarn Bündnisse, begnügte sich mit dem Versprechen eines Tributes und schloss gegenseitig Ehen. Damit gingen denn, nebst kananitischem Blute auch kananitische Sitten auf die Hebräer über, der mosaische Cultus, dem ägyptische Beimengsel ohnedies nicht fehlten,[2]) ward bald verunreinigt und neben ihm, der noch kein reiner Monotheismus war, kananitischer Polytheismus eingeführt. Fand auch nicht sogleich der hamitische Astartecultus mit seiner raffinirten Wollust bei den Juden Eingang, so ist dies weniger als oft geschieht, ihnen zum Verdienste anzurechnen. Die Ausschreitungen dieses Dienstes pflegen eine verfeinerte Cultur zu begleiten, welche die Juden niemals erreicht haben. Ihr Gemüth wandte sich mehr dem Baaldienste und den Menschenopfern zu,[3]) die jedenfalls bis in die Königszeiten fortdauerten. Freilich darf man sich diesen Sonnendienst nicht so

---

1) *Jehovah's Gerichtstag.* (*Neue freie Presse* vom 1. October 1873.)

2) Im November 1872 legte Prof. Dr. Max Büdinger der philos. histor. Classe der Wiener Academie der Wissenschaften interessante Untersuchungen vor über ägyptische Einwirkungen auf hebräische Culte, in welche auch die „eherne Schlange“ miteinbezogen wurde, die sich als ein geeignetes Symbol des neuen Jahresdienstes erwies.

3) Vgl hierüber die Arbeiten von Dr. H. Oort, *De dienst der Baälim in Israël.* Leyden 1864. 8° und *Het menschenoffer in Israël.* Haarlem 1865. 8°; dann auch: Daumer, *Der Feuer- und Molochdienst der alten Hebräer.* Braunschweig 1842.

schrecklich vorstellen, wie die bilderscheuen und kunstfeindlichen Propheten ihn schildern. In ganz Israel wurden die Baalstätten mit ihren Tempeln, wofür die zwölf Steine charakteristisch, in Ehren gehalten. Zu ihnen strömte ganz Israel in Elias' Tagen bis auf 7000 Gerechte; hier fanden mit geringer Unterbrechung seit der Kananiterzeit Volksfeste auf allgemeine Unkosten statt. So eine Baalfeier war wirklich ein Ballfest oder eine Kirchweih mit Gelage und Tänzen, daher die unüberwindliche Anziehungskraft, welche dieser Höhencult mit Säulen zwischen grünen Bäumen auf Israel übte. Die Priester jener alten Zeit waren nicht ungebildet, denn sie verbanden mit dem Sonnendienst auch die Sternforschung.[1]) Doch stand noch zur Zeit der Richter die monotheistische Religion nicht auf höherer Stufe als jene des assyrischen Kriegsgottes,[2]) des Bel-Saturn, der unter seinem chaldäischen Namen *Jao* oder *Sabaoth* auf die Hebräer überging und deren Nationalgott wurde. Dabei blieb aber der Saturntag (Sabbat) ihm heilig und das Ausland wusste nicht anders, als dass der Hebräergott eine Saturnform sei. Die Untergötter der Chaldäer werden auch in den heiligen Büchern der Hebräer nicht geläugnet. Noch im Daniel (10, 13. 20) gibt es „Engel", die über Persien, Griechenland u. s. w. gesetzt sind, und nur stellenweise bricht die Vorstellung von einer alles erfüllenden und regierenden Gottheit durch.[3]) Noch zu David's Zeiten genossen Hausgötzen *(Seraphim)* besondere Verehrung.[4]) Kaum besser denn mit der Reinheit des Monotheismus stand es mit dem hebräischen Priesterthume. Die Oberpriester erlaubten sich Erpressungen, sie und ihre Familien schändeten das Heiligthum und wurden den Laien selbst zum Abscheu. Der ganze Priesterorden bedurfte einer gründlichen Reform, wenn nicht er und mit ihm die mosaische Verfassung, deren Erhaltung ihm anvertraut war, zu Grunde gehen sollte. Um endlich den Priester-Despotismus, der bisher die Nation beherrscht hatte, los zu werden, nahmen die Hebräer die Gelegenheit eines Krieges mit den Amoritern wahr, auf die Abschaffung der Theokratie und die Bestellung eines sichtbaren Königs zu dringen.

---

1) Dr. Sepp, *Kananäische Entdeckungen.* (*Ausland* No. 28 S. 561—563. No. 30 S. 597—599. No. 33 S. 652—656), worin sehr schön die Reste des alten Baaldienstes noch in heutigen Gebräuchen der Culturvölker nachgewiesen werden.

2) C. A. Thiele, *Vergelijkende Geschiedenis.* S. 590.

3) Jul. Braun, *Gemälde der mohammedanischen Welt.* Leipzig 1870. 8° S. 9.

4) Peschel, *Völkerkunde.* S. 258 und 300.

Die Cultur der Hebräer.

Ein Blick auf den Culturzustand der Hebräer bei Einführung des Königthumes gewährt kein für dieselben schmeichelhaftes Bild. Wohl gab es kein Kastenwesen und manche demokratische Elemente in der Regierung, dafür aber waren sie unerfahren in den alltäglichsten Künsten, besassen keine Wissenschaft, keine Dichtkunst, keine Bildhauerei. Ihre socialen Einrichtungen waren völlig unentwickelt; neben der nirgends im Alterthume fehlenden Sklaverei [1]) herrschte in der Familie die väterliche Gewalt in unumschränkter Willkür; das Gerichtswesen gleichwie die Strafgesetze waren roh, [2]) wenn auch unbedingte Gleichheit aller Staatsbürger im Gebiete des Rechtes bestand. Ein Völkerrecht kannten die Juden nicht; die Unduldsamkeit in Glaubenssachen, eine Frucht des semitischen Monotheismus, hetzte sie gegen ihren natürlichen Charakter in Kämpfe mit den andersgläubigen Nachbarn, welche geradezu vertilgt werden sollten, wozu jedoch die Kraft fehlte. Wie fast alle, denen es an wahrem Muthe gebricht, zeichneten sich die Israeliten in solchen Kriegen durch Grausamkeit aus. Was an Besserem unter den Juden zu finden war, lässt sich unschwer auf fremde, zumeist ägyptische Einflüsse zurückführen, so die mosaische Gesetzgebung, die damit verbundenen Diätgesetze und die Pflege des Ackerbaues, welcher den von Natur aus nomadisirenden Semiten nicht eigenthümlich war. In Palästina gelangte dieser allerdings so sehr zur ausschliesslichen Geltung, dass anderweitige Gewerbe fast gar nicht betrieben wurden; doch scheint gerade in diesem Punkte die mosaische Gesetzgebung auf Verkennung des jüdischen Nationalcharakters beruht zu haben, indem sie demselben den Ackerbau aufnöthigte, dafür aber den Handelsgeist in Fesseln schmiedete, indem sie jeden Verkehr mit den Nachbarstämmen untersagte. Auf die Dauer konnte daher dieser Zustand nicht anhalten; gelangte der Handel auch niemals zu besonderer Bedeutung, so fand doch solcher seit Salomo statt. In späteren Zeiten hat sich der Handelsgeist bei den Juden in eben dem Masse entwickelt, als die Ungunst der Verhältnisse sie am Ackerbau verhinderte, eine Beschäftigung, die sie indess niemals schmerzlich vermisst zu haben scheinen.

Selbst in den glänzendsten Epochen des jüdischen Volkes, unter Salomo dem Weisen, dürfen wir keine übertriebenen Vorstellungen von der israelitischen Cultur hegen. Was von dem Glanze und der Herrlichkeit dieses Königs erzählt wird, schrumpft auf ein äusserst

---

1) John Bower, *The history of ancient slavery. (Memoirs of the anthropol. Society of London.* 1865/6. II. Bd. S. 380—381.)

2) Vgl. Dr. J. Fürst, *Das peinliche Rechtsverfahren im jüdischen Alterthume.* Heidelberg 1870. 8⁰ Derselbe Verfasser versucht *„Die Humanitätsidee im Strafverfahren der alten Juden"* (*Ausland* 1868 No. 49 S. 1161—1165, No. 50 S. 1191—1193) zu entwickeln.

bescheidenes Mass zusammen, wenn wir die Ergebnisse der darüber angestellten Forschungen entgegenhalten. Jerusalem war eine kleine Stadt von höchstens 40—50,000 Einwohnern. Ein Vergleich mit dem Luxus anderer Asiaten ist völlig unzulässig, der Prachttempel zu Jerusalem, trotz grosser räumlicher Ausdehnung,[1]) eine elende Hütte neben den Palästen Babylon's oder Niniveh's. Und doch waren die Israeliten unfähig, selbst dieses ärmliche Baudenkmal herzustellen, sie bedurften hiezu phönikischer Architecten. Was nur irgend wie an Luxus streifte, musste aus Phönikien bezogen werden, im Lande selbst wurden kaum die allernothwendigsten Geräthschaften erzeugt. Ja, es scheint fast, als ob länger denn irgend ein anderes Volk die Israeliten in der Steinzeit gelebt hätten, wenigstens war noch zu Ende der Richterzeit, also etwa 1090 v. Chr. kein Schmied im ganzen Lande und die Metallbereitung offenbar noch nicht bei ihnen bekannt.[2]) Von der salomonischen Herrlichkeit ist also kaum irgend etwas anderes wahr, als der Glanz des reichdotirten Harems, der bei dem Judenkönige eben so wenig fehlte als anderwärts, denn wie bei allen Völkern des Alterthums, herrschte auch bei den Hebräern Polygamie. Das Gesetz schrieb keine Beschränkung in der Weiberzahl vor, doch konnten nur vier Frauen Wittwenansprüche erheben. In Bezug auf Sittenreinheit standen sie nicht höher als andere Asiaten. Indess hatte bei ihnen die Prostitution andere Formen angenommen, dank der mosaischen Gesetzgebung welcher der heilige Hetärendienst im Grunde zuwider war und die sogar die gesetzliche Prostitution zu bekämpfen sich bemühte. Trotzdem sehen wir gerade bei den Juden zuerst von allen anderen Völkern die gesetzliche oder politische Prostitution auftreten, die Moses allerdings gewissermassen in die Form der Sklaverei gebannt hatte. Erwähnenswerth bleibt jedoch, dass die Hetären meistens Syrierinen, Aegyptierinen, Babylonierinen, aber fast niemals Jüdinen waren, welchen das mosaische Gesetz die Prostitution auf das strengste untersagte. Der Hauptgrund, warum Moses den Verkehr mit fremden Prostituirten gestattete, mit den Weibern des eigenen Volkes aber verbot, ist nicht etwa in irgend einem sittlichen Gefühle, sondern in dem Umstande zu suchen, dass die schönen Weiber Israels mit allerhand geheimen Gebrechen behaftet waren,[3]) welche mehrere Gelehrte als Symptome

---

1) Das Areal umfasste 360,000 engl. Quadratfusse. *Neither Baalbec nor Palmyra, nor Ephesus or Athens, not even Imperial Rome itself, can show a temple covering an area of 360,000 squatereet.* (James Fergusson, *The temple at Jerusalem.* „*Athenaeum*" No. 2366 vom 1. März 1873 S. 280.)

2) R. Hassencamp, *Ueber die Spuren der Steinzeit bei den Aegyptern, Semiten und Indogermanen.* (*Ausland* 1872 No. 16 S. 363.) Spuren der alten Verehrung des unbehauenen Steines finden sich an mehreren Stellen des alten Testaments.

3) Levit. XVIII.

der Lustseuche betrachten. Dieses Uebel geht bis in die Zeiten des ägyptischen Aufenthaltes zurück und scheint sich während des Wüstenzuges noch verschlimmert zu haben. Auf dieselbe Krankheit scheint auch das mosaische Eifersuchtsgesetz zurückzuführen zu sein. In den jüdischen Familien herrschte fast beständig Zank und Hader, denn oft beschuldigte der Mann die Gattin, ihre Gesundheit durch einen Ehebruch gefährdet zu haben; gleiche Beschuldigungen gingen von weiblicher Seite aus, und man suchte in dem gegenseitigen Gesundheitszustande Anhaltspunkte für seine Ueberzeugung zu gewinnen. Der jüdische Familienvater hatte aber auch das Recht, seine Tochter als Concubine für eine bestimmte Zeit zu verkaufen; der dadurch erzielte Erlös floss nicht dem Mädchen, sondern dem Vater zu. Schon in den ältesten Zeiten sehen wir die hebräischen Väter dergestalt mit der Prostitution ihrer Töchter Schacher treiben. Dass ausserdem unnatürliche Laster bei den Hebräern im Schwange sein mussten, lässt sich aus der Strenge der Strafen schliessen, welche Moses gegen dieselben ausspricht.

In der salomonischen Zeit nahm die Ueppigkeit auch in Israel überhand und die Hetären, welche vordem ausser den Städten wohnen mussten, zogen schaarenweise in dieselben ein; der Prophet Ezechiel nannte die ganze Stadt Jerusalem selbst eine grosse Prostituirte. Trotzdem haben wir, wie es scheint, damit nicht den Begriff eines aussergewöhnlichen Luxus zu verbinden. Die Verhältnisse bewahrten stets einen Charakter, der roh aber nicht raffinirt genannt werden konnte. Wie schon erwähnt, fand der Astartedienst bei den Juden keinen Eingang, wohl aber jener des Baal-Phegor und des Moloch, Gottheiten, deren Cult freilich nebst der Grausamkeit Wollust zuliess. Allein auch dabei erscheinen die Sitten der Hebräer in dem Lichte einer eigenthümlichen Barbarei. Um die rothglühende Statue Moloch's tanzten sie im Takte der Musik, fanatisches Geheul ausstossend und einem Laster fröhnend, welches des Vaterlandes Onan's würdig ist. Baal-Phegor war der Lieblingsgott der Midianiter, von welchen ihn die Juden übernahmen; sein Dienst, der kein anderer als ein priapeischer war, konnte niemals gänzlich abgeschafft werden und ward im Geheimen geübt. Sein Bild war wohl ein riesenhafter Phallus,[1]) oder doch wenigstens durch einen solchen ausgezeichnet.[2]) Der Dienst dieser Gottheit griff besonders unter den Königen von Juda stark um sich und wurde durch die Moabiterinen, mit welchen die Juden häufig Umgang pflegten, vorzüglich genährt. Die Zeit ärgster Corruption in Glauben und Sitten blieb aber jene Salomons.[3])

---

1) Selden, *De dîs syris.*

2) J. A. D . . . . . (Dulaure) *De divinités génératrices ou du culte du phallus chez les anciens et les modernes.* Paris 1805. 8° S. 53—54.

3) Dufour, *Histoire de la prostitution.* I. S. 58—88.

Obwohl also in Israel die gesetzliche Prostitution zu allen Zeiten bestand und mit dem Götzendienste später auch die geheiligte Prostitution Eingang fand, gab es doch Einen Punkt, auf den strenge gesehen ward — die Jungfräulichkeit der Mädchen. Mit schweren Strafen sind jene bedroht, welche nicht als Jungfrauen das Ehebett besteigen; sie wurden gesteiniget. Dieser Zug ist rein semitisch; alle semitischen Völker halten die Jungfräulichkeit hoch in Ehren; die anderen Laster der Hebräer sind Erbstücke der um sie her wohnenden Fremden, meist hamitischen Stämme.

Der hier geschilderte Culturzustand hat im grossen Ganzen nur wenig Aenderungen erfahren im Laufe der hebräischen Geschichte. Mit der Einsetzung des Königthums gewann es allerdings den Anschein, als ob die Juden eine erobernde Macht werden sollten, und in der That breiteten sie unter David ihr Reich von der phönikischen Küste bis zum arabischen Meere aus, allein schon der üppige Salomo ruhte auf des Vaters Lorbeern, um im Frieden dessen Siege und erplünderte Schätze zu geniessen. Zudem hatten die Juden es niemals zu einem stehenden Heere, sondern nur zu einer einfachen Bürgermiliz gebracht, die völlig ungenügend war, das Erworbene zu erhalten. Salomo beschränkte sich daher auf blosse Handelseinrichtungen; seine Verbindung mit Aegypten benützte er zu einem Landhandel [1]) und den Besitz der edomitischen Hafenplätze Elat und Ezeongeber sowie die Lage seines Reiches am mittelländischen Meere zu Seereisen nach Ophir und Tarschich. Doch floss der meiste Vortheil davon in die Hände der Phöniker, weil Salomo, bei der Unbekanntschaft seines Volkes mit den Meeren, sich mit diesen grossen Seefahrern verbinden und ihre Seeleute in Dienst nehmen musste. Noch unter Salomo rissen sich Edomiter und Syrer los und mit der politischen Macht schwand auch die Hoffnung, dass die Hebräer je ein staatsweises, kunst- und wissenschaftliebendes Volk werden könnten. Die Poesie, bisher dem Tempelgesang und der Tempelmusik gewidmet, nahm in der Lyrik hohen Schwung, ward mannigfaltiger und zeigte sich selbst in philosophischen Betrachtungen, in zarten Liebeselegien und üppigen Versen. [2]) Doch blieb der Glaube an Jehova stets ihr Grundton. Der geistige Vorrath des ideenarmen Volkes ward bald erschöpft; Priester und Leviten liessen von ihren problematischen Kenntnissen aus Eifersucht nichts auf die Laien übergehen, an eine Cultur war nicht mehr zu denken, das Reich barst entzwei und alle Staatsweisheit blieb für die Folge auf die den Semiten eigenthümliche

---

1) Rob. Wood, *The ruins of Palmyra otherwise Tedmor.* London 1753. Fol.

2) J. G. Herder, *Vom Geist der hebräischen Poesie.* 1783; dann E. Meier, *Geschichte der hebräischen Nationalliteratur.* 1856.

Erscheinung des Prophetenthums [1]) eingeschränkt, dessen klagende und fruchtlos warnende Stimme sich zeitweilig erhob. [2])

Die innere Geschichte der zwei getrennten Reiche Israel und Juda bietet an sich kein weiteres Interesse; es genügt zu erwähnen, dass Israel sich dem Götzendienste zuwandte und bald tiefer Religionshass beide Staaten zerklüftete, die später den Fremden zur Beute fielen. Die Israeliten wurden von den Assyrern nach Medien verpflanzt, ihr Abgang mit assyrischen Colonisten ersetzt, aus deren Vermischung mit den Landeseingebornen die neuen Samaritaner entstanden. Hundert Jahre später ward auch das Volk des Staates Juda nach Babylon verpflanzt, Palästina zu einer chaldäischen Provinz gemacht. [3]) Aus Babylonien, das für Viele eine neue Heimat geworden, kam siebzig Jahre später eine ganz andere, in Sitten, Sprache, Kenntnissen und Denkungsart völlig von den alten Hebräern verschiedene Nation zurück, die nunmehr auch den neuen Namen Juden verdiente und bis in die Gegenwart fortlebt. Als solche sind die Juden eine überaus merkwürdige Erscheinung. Ursprünglich waren sie das unstäteste aller Völker und sind das beständigste von allen geworden. Sie verdanken dies ihrem Gesetze, welches sie fest an einander schnürte. Jeroboam, der Gründer des Reiches Israel, war politisch gesprochen der erste Liberale; er zerbrach die Einheit der Herrschaft, das Joch, dessen die damalige Menschheit eben bedürftig war; dafür schmolzen die zehn Stämme, die ihm folgten, dahin, während die Juden, die festhielten an ihrem Gesetze, leben bis heutigen Tag. [4])

Das jüdische Volk besitzt den Typus für seinen Fortschritt in den Propheten, jenen seines Verharrens in dem Gesetze und den Leviten schärfer ausgeprägt, denn irgend ein anderes. Nirgends in der Geschichte sehen wir beide Kräfte — so nothwendig und so gefährlich zugleich — so eigenthümlich und so intensiv wirken. Judäa entwickelte sich nach innen, wie Rom nach aussen. [5]) Dies lässt sich nur verstehen, wenn wir einen Blick auf seine gesetzlichen Einrichtungen werfen, wie sie im *Talmud* („Belehrung") niedergelegt sind. Die Bücher des Talmud enthalten das achthundertjährige Geistesleben eines begabten Volkes, ein Leben voll Selbstquälerei und Trauer; es gibt zwei Versionen des Talmud, jene des babylonischen und des jerusalemitischen; tiefe Frömmigkeit, himmlisches Vertrauen, edle Dankbarkeit, erhabener Muth, hohe Ent-

1) Chwolson, *Die semit. Völker.* S. 47. Vgl. auch das Buch von C. P. Tiele, (*Vergelijkende Geschiedenis* u. s. w.) wo die Wichtigkeit des Prophetenthums für spätere Vervollkommnung ausführlich erörtert wird.

2) Cl. Fleury, *Les moeurs des Israelites.* Bruxelles 1722. 12°

3) C. Hoffmann, *Das gelobte Land in den Zeiten des getheilten Reiches bis zur babylonischen Gefangenschaft.* Basel 1871. 8°

4) Walter Bagehot, *Physics and politics; or thaughts on the application of the principles of natural selection and inheritance to political Society.* London 1872. 8° S. 29.

5) A. a. O. S. 63.

schlüsse, kindliche Zärtlichkeit, weitblickende Vorsicht und märchenhafte Sagen spiegeln sich darin neben wildem, unduldsamen, tiefgehendem, rachedürstenden Hasse gegen die Menschheit, eitler Spitzfindigkeit, Stolz und bis zum Wahnsinne gesteigertem Eigendünkel, kriechender Schmeichelei und roher Unverschämtheit, die das, was sie Tugend nennt, hassenswerther macht, als die Laster bescheidenerer Völker. Im Uebrigen ist dem Talmud nur die modernere Constitution Loyola's vergleichbar als Mittel, ein bestimmtes System religiöser Knechtung zu verewigen. Der Talmud erwartet das Kind nicht blos bei der Geburt, sondern regelt schon im Vorhinein jeden Umstand vom ersten Augenblicke, als er auch nur wahrscheinlich wird. In jedem Verhältnisse des Lebens, jeder Handlung, jedem nur erdenklichen Falle — für Nahrung, Kleidung, Sitte, Rede, Frömmigkeit, Erheiterung — schreibt er fast jedes zu sprechende Wort, fast jeden zu hegenden Gedanken vor. Sein Befehl ist genau, allgegenwärtig, unbeugsam; seine Strenge lässt niemals nach. Er zeigt so recht, wie der Geist des ganzen semitischen Lebens im Abscheu vor Veränderung liegt und wie verschieden die semitischen Begriffe von den unsrigen. Was wir Fortschritt heissen, würden Moses oder Jene, die seine Stelle einnahmen, Verbrechen, was wir Duldsamkeit heissen, sie Idolatrie genannt haben. Zweifelsohne möchte ein genaues Studium des Talmud einige Spuren von Veränderung erkennen lassen, nicht blos in sprachlicher, auch in dogmatischer Hinsicht, aber diese Veränderung, Fortschritt, wenn man will, geschah sehr langsam, unmerklich wie das Wachsen eines Baumes. So bedurfte es der babylonischen Gefangenschaft, um die Juden zur Vermischung mit anderen Semiten zu bewegen, um die Jehovareligion ihren höchsten Entwicklungspunkt erreichen [1]) und die Neigung zur Milde und Menschlichkeit durchbrechen zu lassen, die das Christenthum vorzugsweise zu einer idealen Trostlehre der Gedrückten erhob. Und im Ganzen konnte sich das „Gesetz“ selbst, welches der Jude für unabänderlich hielt, nicht jenem höheren Gesetze entziehen, welches das unabänderliche Schicksal aller menschlichen Einrichtungen, die die Bedürfnisse und Sitten der Menschheit betreffen, regelt. [2]) Dieses höhere Gesetz ist das Naturgesetz der Veränderlichkeit oder Entwicklung. Seine lange vitale Kraft hat aber das Judenthum aus der relativen Beständigkeit seines Gesetzes geschöpft. [3]) Sie war Ursache, dass seine ganze Entwicklung mit Religion begann und, im Gegensatze zu tausend Analogien, auf Religion beschränkt blieb. [4]) So konnte es geschehen, dass das Volk der Juden den mächtigen, weltbegehrenden Römern lange kaum dem Namen nach bekannt war.

---

1) C. P. Tiele. A. a. O. S. 416.
2) *The Talmud. (Edinburgh Review.* Juli 1873. No. 281. S. 28.)
3) A. a. O. S. 60.
4) Bagehot. A. a. O. S. 63.

Seine Stelle in der Cultur ist eine ausserordentlich bescheidene, lediglich auf der Wichtigkeit des Monotheismus beruhend. Desshalb allein ist es uns von Werth.[1] Es gibt keinen Punkt menschlichen Wissens,[2] menschlicher Werkthätigkeit, worin die Hebräer anderen Völkern vorangegangen oder auch nur gleichgekommen wären; in Allem und Jedem standen sie weit zurück. Was sie an Poesie hinterlassen, ruht in einer kleinen Bibliothek von Schriften, die allein die Ehre des Volkes retten, da sie den anderen geistigen Erzeugnissen des Alterthums würdig an die Seite gestellt werden können. Doch trotz aller Würde und Erhabenheit, die sich darin ausspricht, gestattet eben ihre philosophische Einfalt einen Schluss auf die tiefe Culturstufe des jüdischen Volkes. Dass sein semitischer Monotheismus mit hamitischem Polytheismus einen harten, nicht immer siegreichen Kampf zu bestehen hatte, ist erwiesen. Endlich scheint diesem Monotheismus selbst mehr Cultureinfluss beigemessen zu werden, als er in der That besessen. Blicken wir auf die religiöse Entwicklung der Menschheit vom Reiche der Furcht bis zum Reiche der Liebe, von der Angst vor einem unsichtbaren Rächer bis zum Glauben an einen Allvater, so werden wir nur einen geringen Antheil an dieser Entwicklung dem Einflusse des Judenthums zuschreiben dürfen.[3] Seine geistigen Wirkungen fingen erst an, als vor, während und nach dem Exil die religiösen Anschauungen die frühere kindliche Rohheit abstreiften und die Juden mit voller Klarheit erkannten, dass die Stärke eines Volkes sich nur begründen lasse auf ein festes Vertrauen zu einer sittlichen Weltordnung.[4] So beherrscht der Irrthum das Leben der Nationen; dass aber diese sittliche Weltordnung eine Fiction, eine Ausgeburt menschlicher Phantasie sei, zu solcher Erkenntniss reiften die Juden selbst dann nicht heran, nachdem ihre Religionsphilosophie eine weitere Läuterung und Verfeinerung durch persische und griechische Ideen erfahren hatte, welche das Judenthum in eine Menge von Secten zersplitterten, deren es unter den Idumäern zwölf grosse gab, darunter Saducäer und Pharisäer die bekanntesten sind. Da kam das Christenthum und die grösste Bedeutung der mosaischen monotheistischen Lehre besteht darin, dieses ermöglicht, in gewissem Sinne vorbereitet zu haben. Damit ist der Culturwerth des alten Judenthums erschöpft.

---

1) A. a. O. Damit stimmt auch die Auffassung C. P. Tiele's in seiner *Vergelijkenden Geschiedenis* u. s. w. überein.

2) Wir wollen indess nicht versäumen zu erwähnen, dass von keinem Volke der Mond so viel beobachtet worden ist, als von den Juden, freilich nicht aus wissenschaftlichem Antriebe, sondern lediglich der Fixirung der Feste halber. Vgl. Dr. Adolf Schwarz, *Der jüdische Kalender, historisch u. astronomisch untersucht.* Breslau 1872. 8°

3) *The Talmud.* A. a. O. S. 59.

4) Peschel, *Völkerkunde.* S. 303.

Die Araber.

Der hohe Rang, welcher den Hebräern unter den semitischen Völkern des Alterthums angewiesen wird, erklärt sich zum grössten Theile aus unserer Unwissenheit über die übrigen Semiten. Die Mehrzahl derselben bewohnte das südlich von Palästina gelegene Gebiet des peträischen und auch des glücklichen Arabien. Zweifelsohne haben die alten Araber ihr Semitenthum weit reiner erhalten als die Hebräer, in deren Adern entschieden kein reines Blut mehr floss. [1]) Schon die Natur des Landes bringt es mit sich, dass in Arabien eine so dichte Bevölkerung kaum gedeihen kann, als im syrischen Palästina; die einwandernden Semiten vermochten daher in Arabien die etwas früher angesiedelten, sicherlich wenig zahlreichen Hamiten leichter zu verdrängen, ohne sich mit ihnen zu vermischen. Ganz ohne jede Vermischung scheint freilich auch hier dieser Process nicht vor sich gegangen zu sein. Die alten Araber in Yemen kamen nicht nur durch die kostbaren Naturprodukte ihres Landes, durch Gold, Edelsteine und Rauchwerk, sondern auch durch den Transitohandel mit Zimmt von Ceylon, und Elfenbein und Ebenholz aus Aethiopien frühe zu beträchtlichem Wohlstande. In grauer Vorzeit sind die Gegenden des südlichen Arabiens, die nunmehr der Schleier der Vergessenheit deckt, der Sitz einer merkwürdigen Cultur gewesen, deren mannigfaltigen Spuren wir oft begegnen, ohne tiefere Kenntnisse über ihre Höhe zu besitzen. Was darüber vorliegt, beschränkt sich auf wenig genug. [2]) So waren schon zur Zeit des blühenden phönikischen Handels auf der Südküste Arabiens Aden, Canna und Haran und in Yemen Sana und Saba berühmte Stapelplätze, so wie auf der Ostseite die Inseln Aradus und Tyrus (Bahrein-Inseln) im persischen Meerbusen. Von diesen Niederlagen wurden die arabischen, indischen und äthiopischen Waaren durch Midianiter, Edomiter und wahrscheinlich noch durch andere arabische Beduinenstämme in das vordere Asien auf Kameelen gebracht. Vom südlichen Arabien ging die Karawanenstrasse über die Felsenstadt Petra, die sich wegen ihrer Festigkeit zu einem Stapelorte vorzüglich schickte, und über Albus pagus (λευκη κωμη) oder Hawra im Lande Nedschd, vom östlichen Arabien über die babylonische Colonie Gerra. Zahl-

---

1) Auch Prof. Fried. Müller betrachtet den Araber und nicht den Hebräer annähernd als den Urtypus des Semiten. (*Novara-Reise. Ethnologie.* S. 195.)

2) Die wichtigste auf die vorislamitischen Araber bezüglichen, mir bekannten Arbeiten sind: L. Krehl, *Ueber die Religion der vorislamitischen Araber.* Leipzig 1863. 8° Alfred v. Kremer, *Ueber die südarabische Sage.* Leipzig 1868. 8° Victor Langlois, *Numismatique des Arabes avant l'islamisme.* Paris 1859. Vergessen wir nicht, dieser kurzen Liste den Namen des französischen Archäologen Fresnel hinzuzufügen, der nebst einigen irrigen Ansichten doch vieles Treffliche im „*Journal asiatique*" veröffentlicht hat.

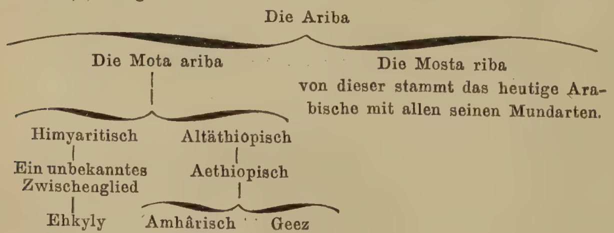
reiche Inschriften [1]) in himyaritischer, richtiger sabäischer Sprache, dem ältesten bis jetzt bekannt gewordenen Idiome Arabiens, belehren uns unzweifelhaft, dass fast der ganze westliche Theil von Yemen im Alterthume eine viel unbedeutendere Rolle gespielt hat, als der östliche. Dort, und nicht am Rothen Meere, lag die Wiege der sabäischen Cultur. Die Sabäer und Minäer, nämlich die Bewohner von Yemen und Nerdschan, waren civilisirte, ja für ihre Zeit hochcultivirte Völker. Die Minäer, welche eine Schwestersprache des Sabäischen redeten, nannten sich Me'in und besassen eine gleichnamige Hauptstadt; die meisten minäischen Städte lagen zwischen dem Flusse Charid und dem Dschebel-Land. [2]) Diese Bewohner des südlichen Arabiens, im Alterthume Himyariten genannt, sind von den im Norden wohnenden Arabern sprachlich geschieden; ihr Idiom ist eine eigene Sprache und kein Dialect des Arabischen; [3]) ein Theil dieser Himyariten zog schon mehrere Jahrhunderte vor Beginn unserer Zeitrechnung über das Meer und gründete in Abessinien, dem Lande

---

1) Die berühmte Inschrift von Naqb el Hadschr wurde schon 1835 von Wellstedt copirt, jene von el Obne von Adolf v. Wrede im Juli 1843; es ist dies das einzige alte Denkmal, auf dem wir den Namen Hadhramaut in unzweifelhafter Form lesen. Die Form, unter welcher der Name auf diesem ältesten Denkmal erscheint, widerlegt, nach Maltzans Ansicht, gänzlich die arabische Etymologie, welche das Wort als „Hadhar Mawet," das heisst Wohnung des Todes deutet, wie der so jung verstorbene berühmte Orientalist Ernst Osiander deutlich dargethan hat. Capitän Burton hingegen ist mit Maltzan über das Wort Hadhramaut nicht einverstanden und erinnert daran, dass es in der Genesis (X, 26) als Hazarmaveth, vom Sohne Joktans, vorkomme; diess sei der classische Name für das ganze Gebiet gewesen. (*Proceed. R. geograph. Soc. London.* Vol. XVI. No. II. S. 122.) Weitere archäologische und epigraphische Forschungen unternahm der Franzose Arnaud, mit den neuesten Entdeckungen Halévy's vermögen sie sich indessen nicht zu messen. Vgl.: *De quelques noms propres géographiques qui se rencontrent dans les incriptions sabéennes* par Jos. Halévy. (*Bull. de la Soc. de géographie de Paris.* 1873 fevrier. S. 181—185.)

2) Vgl. meinen detaillirten Aufsatz: „*Die Geographie Südarabiens nach den neuesten Forschungen.*" (*Ausland* 1872 No. 28 S. 649—656.)

3) Das Himyaritische und das damit nahe verwandte Centralarabische haben ihren gemeinsamen Ursprung in einer südsemitischen Ursprache, wahrscheinlich dem Ariba. Der Stammbaum der arabisch-äthiopischen Sprachengruppe, wie ihn Hr. v. Maltzan entworfen hat, ist folgender:



Siehe ferner: Prof. Fried. Müller, „*Ueber den Ursprung der himjarisch-äthiopischen Schrift.*" Wien 1865. 8°

unterhalb Aegyptens und Nubiens, eine Colonie,[1]) deren alte Sprache, das sogenannte Aethiopische, die nächste Verwandte des Himyaritischen ist. Gegenwärtig ist sie aus dem täglichen Gebrauche verschwunden und gilt nur mehr als heilige Kirchensprache. Etwa 150 Jahre v. Chr. drang das Judenthum nach Yemen und schwang sich auf den Thron; noch viel früher aber, schon zu Salomo's Zeiten, gelangte der Cultureinfluss von Jerusalem bis in die abessinischen Hochlande. Nach der Tradition waren nämlich die Abessinier seit lange in Verkehr mit den ihnen stammverwandten Juden und es scheint, dass ein grosser Theil des Reiches einst die mosaische Religion angenommen hatte, von der noch manche Spuren selbst in der jetzigen christlichen Landeskirche verblieben sind.[2]) So weit sich die nur von fahlem Schimmer beleuchteten Culturverhältnisse jener Länder im Alterthume beurtheilen lassen, wanderten mit den aus Arabien herübergekommenen Sabäern auch die Sagen ihres Vaterlandes nach Aethiopien ein, und seither ist dieses auch die Scene der Begebenheiten, welche die späteren arabischen Geschichtsschreiber von dem früheren Arabien erzählen. So lassen die Aethiopier die Königin von Saba, welche Salomo besucht haben soll (i. J. 991 v. Chr.) aus Aethiopien nach Jerusalem reisen und leiten von dieser Zusammenkunft selbst den Stamm ihrer Könige, den sogenannten salomonischen Regentenstamm ab, der bis auf die neuesten Zeiten — 340 Jahre seiner Verdrängung, 960—1300 n. Chr., abgerechnet — daselbst geherrscht hat.[3]) Desgleichen wird auf die Königin von Saba die jüdische Religion zurückgeführt, die heute noch die älteste im Lande ist und welcher die Falaschas *(Felasa)* angehören.[4])

Im Süden war es also, wo der hebräische Cultureinfluss eine Bedeutung erlangte, freilich in einer Höhe, zu deren Bestimmung jedweder Anhaltspunkt fehlt und in Erdstrichen, die fern ab lagen von der grossen allgemeinen Culturbewegung des Alterthums. Nicht eines Gleichen darf er sich rühmen bei den Nachbarvölkern des Nordens, den Syrern und Phönikern.

---

1) Irrig ist wohl Palgrave's Meinung, welcher umgekehrt die Himyariten aus Abessinien stammen lässt und auch sonst hinzufügt: *besides, the Arabs of the south, or Yemen, were themselves, it is highly probable, of African origin.* (Palgrave. *Narrative of a year's journey through central and eastern Arabia.* London 1865. 8° II. Bd. S. 240—241.)

2) Th. v. Heuglin, *Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudán und Chartum.* Jena 1868. 8° S. 253.

3) A. Pougeois, *L'Abyssinie, son historie naturelle, politique et réligieuse depuis les temps les plus anciens jusqu' à la chûte de Théodore.* Paris 1868. 8°

4) Siehe über dieselben: Martin Flad, *Kurze Schilderung der bisher fast unbekannten abessinischen Juden (Falaschas).* Basel 1869. 8°; dann: H. A. Stern, *Wanderings among the Falasha's of Abyssinia.* London 1862. 8°

Die Phöniker und ihr Land.

Noch im Anfange des Mittelalters bis zu der grossartigen Ausbreitung der Araber waren weite Gebiete Vorderasiens von einem Zweige des semitischen Volksstammes bewohnt, der obwohl in sich vielfach zertheilt, doch durch die gemeinsame Sprache als ethnographische Einheit erscheint. Zwar nannte sich seit den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung die Mehrzahl dieses Volkes lieber Syrer, doch war sein eigentlicher Name unzweifelhaft Aram. Dieser letztere Name haftet wohl an verschiedenen Punkten, doch finden wir zugleich an diesen allen und an noch manchen anderen dieselbe Sprache, welche die aramäische genannt wird. Das Gebiet dieses Volkes ist zu verschiedenen Zeiten sehr verschieden gewesen. Immer war dasselbe durch natürliche Scheidungen so gespalten, dass es nie eine geographische und staatliche Einheit ausgemacht hat. Durch fremde Mächte sind zuweilen alle oder fast alle Aramäer mit anderen Völkern zusammengekettet; aber ein aramäisches Reich, welches alle Aramäer, aber auch diese ausschliesslich, umfasst hätte, hat es nie gegeben. Im Westen von Syrien waren die Aramäer durch die Kananiter und deren Verwandte beschränkt, die sich auch im Besitze der Meeresküste befanden. Vielleicht berührten die Aramäer nirgends das Meer, welches bekanntlich die Phöniker besassen.

Chna, Chna'an *(Kanaan)* ist der älteste semitische Name des flachen Küstenstriches vom Libanon bis zur Nordgrenze Arabiens, wonach dessen Urbewohner[1]) sich selbst Chna'ani, Kananiter, nannten. Dieser Name bezog sich indess auf eine Menge verschiedener kleiner, der Sprache wie der Abstammung nach identischer Stämme,[2]) welche zum grossen Theile auch im hebräischen Palästina sassen; auf sie wurde die Bezeichnung Kananiter als des mächtigsten, die Küste beherrschenden, daher auch im Auslande bekannten Stammes, wenigstens im Gebrauche der Israeliten eben so übertragen, wie der Name Kanaan auf das ganze von ihnen bewohnte Land ausgedehnt. Der gleichbedeutende Name der Phöniker, welcher ihnen von den Griechen beigelegt wurde, beschränkt sich dagegen, weil bei der ersten Berührung beider Völker die südlichen Stämme Kanaans schon Philistern und Israeliten unterworfen waren, nur auf den Küstenstrich vom Karmelberge nördlich bis gegen die Orontes-Mündung, wurde aber auch auf alle westlichen Ansiedlungen dieses Volkes, namentlich in Afrika übertragen — obwohl sie selbst auch hier sich Chna'ani nannten — ging von Sicilien aus in der Form *Poeni, Puni* auch zu den Römern über und ist somit bei den europäischen Völkern allein in Gebrauch geblieben.

---

1) Movers, *Phönizien.* Bonn 1841. 2 Bde.; dann: Movers, *Das phönizische Alterthum.* 1849—1856. 3 Thle.

2) Diese waren z. B. die Pheresiter, Cheviter, Gergesiter, Amoriter, Jebusiter Chetiter, Kenisiter, Keniter, Gessuriter.

Diese Phöniker oder Kananiter waren ursprünglich nicht Semiten, sondern Hamiten; von Semiten, den obenerwähnten Aramäern im Norden und Osten, den Hebräern im Süden umgeben, haben sie aber die semitische Sprache angenommen und ihre hamitische Muttersprache vergessen, wie später die Gothen, Longobarden und Franken.[1] Es liegt hier wieder eines der häufig in der Geschichte vorkommenden Beispiele vor, dass die Sprache nicht über die Nationalität entscheidet. Sichere chronologische Daten lassen sich aus der ältesten phönikischen Geschichte leider nicht gewinnen. Jedenfalls reichte ihre Blüthe in ein hohes Alterthum hinauf. Tyrus ist uralt,[2] Berytus und Byblus vielleicht aber noch älter. Das warme von der Seeluft gemilderte Klima, in dem der Wein, die Maulbeere, Olive und Baumwolle reifen, während Bananen und Orangen im Freien überwintern, der Reichthum des fruchtbaren Bodens, der aus feiner Erde fast ohne Steine bestehend, durch Regen fast zu Sumpf wird, aber die reichsten Ernten von Korn, Baumwolle, den schönsten Tabak liefert;[3] im Phönikischen Alterthume war der Reichthum dieser dichtbevölkerten Küstenstriche, die erst unter der Herrschaft der halbwilden und räuberischen Türken arm geworden,[4] ein noch viel grösserer.[5] Die Lage zwischen den Culturländern des Ostens und dem uralten Culturlande Aegypten war begreiflicherweise der Entwicklung des Volkes überaus förderlich. Zur Schifffahrt lag zudem das Meer überall verlockend nahe und die libanonische Ceder, auf welche die hergebrachten Ideen von Schönheit freilich nur schlecht passen,[6] bot das beste Holz für die Schiffe. Zugleich wirkt die Nähe dankbarer überseeischer Ziele vor allem anregend zu den ersten Versuchen, die Küste zu verlassen. Den Phönikern winkte als leicht erreichbarer Gegenstand die Kupferinsel Cypern. Die Küste Syriens erstreckt sich ferner in mehr oder weniger gerader Linie; hinter einem schmalen Küstensaume erhebt sich das Land und hinter der Erhebung breiten sich sogenannte Wüsten aus. An solchen Küsten ist nicht nur der Weg zu Wasser gewöhnlich der kürzeste, oft der einzige zwischen be-

---

1) Der alte Eichhorn, *Weltgeschichte* I. Bd. S 69, nennt die Phöniker richtig Hamiten; desgleichen Weiss, *Weltgeschichte* I. Bd. S. 113. Indes schreibt Kolb, *Culturgeschichte* I. Bd. S. 125: Die Phönizier, ein Volk semitischen Stammes gleich den Juden, besassen einen ähnlichen Charaktertypus wie diese . . . .

2) Herodot. II. 44.

3) Diese Schilderung nach Klöden, *Handbuch der Erdkunde.* III. Bd. S. 239—240.

4) A. a. O. S. 230.

5) Kolb, A. a. O. I. Bd. S. 126 spricht von einem unfruchtbaren, sandigen und gebirgigen Boden, der nur in ungenügendem Masse die nöthigen Lebensmittel gewährte.

6) Die heutige Ceder des Libanon ist ein hässlicher, schlecht gewachsener Baum. Siehe hierüber die Schilderung im I. Capitel von Rich. F. Burton and Charles Tyrwhitt Drake, *Unexplored Syria. Visits to the Libanus, the Tutúl el Safá, the Anti-Libanus, the northern Libanus and the Alah.* London 1872. 8° 2 Bde.

wohnten Orten, sondern es bürgt auch die Regelmässigkeit der Land- und Seewinde zugleich für bequeme Fahrten. So wie sich die Bevölkerung des engen Küstensaumes verdichtet, muss der Fischfang mehr und mehr zur Ernährung beitragen, und wenn er nicht ausreicht, ein Theil des Volkszuwachses über das Meer hinausstreben. Auf diese Art sind die Phöniker nach Cypern, von Cypern nach Creta, von Creta nach Carthago, Spanien und bis zum Senegal gelangt.[1]) Im Uebrigen mögen die Phöniker bei den Aegyptern viel in die Schule gegangen sein und haben ägyptische und mittelasiatische Bildungselemente den Völkern des Westens gebracht, den sie eigentlich erst erschlossen; da es aber fast kein seefahrendes und Seehandeltreibendes Volk gibt, wo nicht zugleich und schon in sehr frühen Zeiten Seeraub, Piraterie, in Uebung gewesen wäre, so hören wir auch schon zeitlich von ähnlichen Unthaten der Phöniker.[2]) Sie waren als Corsaren und Menschenräuber gleich gefürchtet.

Politische Verfassungen der Phöniker.

Wie schon erwähnt, war der schmale syrische Küstensaum durch die kananitischen Phöniker dicht bevölkert; Städte, Flecken und Dörfer, die alle Colonien von einander waren, bedeckten das Land. Alle drei bis vier Meilen traf man eine Hauptstadt an, die mit ihrem Stadtgebiete von einem erblichen Könige oder Magistrat fast auf republikanische Art beherrscht wurde. Durch den Klang dieses Wortes darf aber Niemand sich bestechen lassen, hinter den phönikischen Staatsverfassungen einen Schein von Freiheit zu wittern. Der Zustand des phönikischen Volkes erscheint nicht „als ein der Hauptsache nach naturgemäss entwickelter und wesentlich freier,“[3]) denn Königthum, Aristokratie und Volk theilten zwar die Macht mit einander, jedoch in höchst ungleicher Weise. An der Spitze der Aristokratie stand der Hohepriester, dem zur Unterstützung in seiner königlichen Amtswaltung ein Richter, *Schopheth,* beigegeben wurde. Das Königthum bildete sich erst später; in der ältesten Zeit waren die aristokratischen Geschlechter Herrscher und auch unter den Königen bleiben sie allein zur Verwaltung der Aemter befähigt. Freilich ward das Königthum niemals despotisch, denn die eigentliche Macht lag wenigstens in den fünf Staaten Sidon, Tyrus, Aradus, Byblus und Berytus, wo es Könige gab, in den Händen des aristokratischen Senates, an dessen Zustimmung der König gebunden war; auch das Hohepriesterthum war für ihn ein beschränkendes

---

1) Peschel, *Begünstigung der Schiffahrt durch die Küstenbeschaffenheit. (Ausland* 1868. No. 8. S. 171) und *Völkerkunde* S. 205.

2) Herodot. I. 1 Homer, *Odyssee.* XIV. 288, XV. 402.

3) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 126.

und hochmächtiges Hemmniss, da es nebst grossem Grundeigenthum den Zehnten sogar aus den Colonien bezog. Aus dieser geringen Macht des Königs jedoch auf eine grössere Freiheit des Volkes zu schliessen, wäre verfehlt. Es erscheint hier nur, wie bei Handelsstaaten meistens, die königliche Macht auf die Aristokratie übertragen. Die Person des Machthabers ist eine andere, die Lage des Volkes blieb davon unberührt. Den Leibeigenen, welche als Pächter das Land bebauten, schien es eben so wenig gelungen zu sein, irgend welche Rechte zu erwerben als den Tausenden und Tausenden von Fabriksarbeitern. Diese waren und blieben Sklaven. Nur der städtische Pöbel erwarb sich im Laufe der Zeit einige Rechte. Aus der Begünstigung des Pöbels hat aber die Geschichte niemals einen erheblichen Culturgewinn zu verzeichnen gehabt. So auch hier. In diesen sogenannten kleinen Republiken gährte es beständig. Die arbeitende Klasse errang im Gefühle ihrer Nothwendigkeit und ihres wachsenden Reichthumes immer mehr Rechte und stürzte zuletzt die Aristokratie; ehrgeizige Grosse, oft die Könige selbst, stellten sich an die Spitze des rechtlosen Volkes, um durch dasselbe Macht zu erringen, mit andern Worten, es auszubeuten, wie stets der Kluge den Dummen ausbeutet. Die Aristokratie ihrerseits suchte des Pöbels Macht durch Kriege mit neidischen Nachbarstämmen oder durch Absendung von Colonien zu brechen. [1]) So zog ein Haufe nach dem andern aus und siedelte sich an leeren Plätzen desselben oder eines benachbarten Stadtgebietes an, nach und nach alle Räume an der Küste und den nahen Inseln bebauend; zuletzt war das Land fast ein einziger langer Ort mit dazwischen liegenden Gärten und Meiereien, in sechs bis acht unabhängige Stadtgebiete abgetheilt. [2]) Die Königinnen dieser Republiken waren Sidon und Tyrus, jenes in den ältesten, dieses in den späteren Zeiten, mit denen die übrigen kleinen Staaten, nach dem Wechsel der Umstände, bald in grösserer, bald in geringerer Zahl, zuweilen alle in einem Bündnisse standen. [3]) Im Uebrigen liegt die innere Verfassung dieser Städte so wie das Verhältniss dieser kleinen Staaten zu einander noch in argem Dunkel; nur dass es nie zu einem phönikischen Gesammtstaate kam, ist gewiss.

Dem Culturhistoriker wird das phönikische Volk um zweier Dinge willen im höchsten Grade interessant sein: seines Handels und seiner Colonien wegen. Wohl sind wir dem Handel als solchem schon im alten Indien begegnet, mit dem phönikischen Seehandel konnte dieser sich aber nicht messen. Hier haben wir es mit dem Welthandel des Alterthumes zu thun. Damit stand die Colonienbildung in naturgemässem, innigem Zusammenhange. Doch pflegt

---

1) Weiss, *Weltgeschichte.* I. S. 116.
2) Strabo. lib. XIV.
3) Eichhorn, *Weltgeschichte.* I. S. 66—67.

zur Auswanderung, welche die Colonisation ermöglicht, ein Zusammenwirken materieller und geistiger Bedürfnisse erforderlich zu sein, welche gemeinschaftlich die Heimat verleiden; solche Motive können Uebervölkerung, Ueberfüllung mit Capital, politische Unzufriedenheit und auch religiöse Begeisterung sein.[1]) In Phönikien trafen mit Ausnahme des Letzteren alle übrigen Motive zu. Nach dem Verhältnisse, welches die Regierung des Staates der Colonisation gegenüber beobachtet, lassen sich alle Colonien in Apökien und Kleruchien eintheilen: Apökien, die durch Privatmittel, ohne alle Theilnahme des Staates erfolgen; Kleruchien, wo das Ganze mittel- oder unmittelbar der Leitung desselben unterworfen bleibt. Auf den niederen Entwicklungsstufen jedes Volkes herrscht im Ganzen das System der Apökien, auf der höheren das der Kleruchien vor.[2]) Auch die phönikischen Colonien waren theils vom Staate, theils von Privaten ausgegangen, und hiernach richtete sich auch ihr Abhängigkeitsverhältniss vom Mutterlande. Mochten aber die verknüpfenden Bande mitunter noch so locker sein, stets wurden doch zu bestimmten Festlichkeiten Gesandte nach Tyrus entsendet und dem Hohenpriester der Zehent aller Einkünfte und Kriegsbeute entrichtet.

Handel und Colonien der Phöniker.

Es bedarf kaum der Erwähnung, dass der Gründung der Colonien die Entwicklung des Seehandels voranging.[3]) Nie sind vor Abel Tasman's Zeiten Entdeckungsreisen nach unbekannten Erdräumen auf's Gerathewohl ausgeführt worden. Immer hatten die Seefahrer irgend ein Ziel vor Augen, immer trachteten sie die Märkte oder den Ursprungsort hochgeschätzter Handelsgüter zu erreichen.[4]) Galt dies schon für die einfachen Handelsfahrten, um wie viel mehr erst für die Niederlassung auf fremdem Boden. Man darf ohne einen Irrthum zu befürchten allemal annehmen, dass dort, wo eine phönikische Colonie entstand, schon früher die Phöniker als Handelsleute erschienen waren. Zudem wissen wir, dass fast alle Colonien, mögen sie später auch zu ganz anderen Klassen gehören, doch als Handelscolonien anfangen[5]) und alle grösseren unmittelbaren Handelscolonien aus Handelsfactoreien hervorgegangen sind.[6]) Die geo-

1) Wilh. Roscher, *Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung.* Leipzig und Heidelberg 1856. 8°. 2. Aufl. S. 36—46.

2) A. a. O. S. 52.

3) Ueber die Handelsverhältnisse der Phöniker vgl. J. Lelewel, *Stosunki handlowe Fenicjan a potém Karthágow s Grekami.* Warsz. 1814. 8°.

4) Peschel, *Die Lockmittel des Völkerverkehrs.* (*Ausland* 1869 No 43. S. 1012.)

5) Roscher, *Colonien.* S. 20.

6) A. a. O. S. 15.

graphische Verbreitung der phönikischen Colonien legt daher sicheres Zeugniss ab von dem Bereiche des phönikischen Handels, ohne denselben jedoch zu begrenzen, denn die Handelsverbindungen reichten natürlich noch weit über die Colonien hinaus. Stationsplätze phönikischen Handels waren in Asien Dan, Hamath, Tarsus, Myriandros am Meerbusen von Issos, Laodikäa in nördlicher Richtung; südlich dagegen Dor, Joppe, wo der Haupthandel mit Judäa stattfand, Askalon, der Berg Kasius und die edomitischen Hafenorte Elat und Ezeongeber am Rothen Meere; die Niederlassungen auf den Bahreïn-Inseln, die sie Aradus nannten, im persischen Golfe, weisen auf den Verkehr mit Arabien, Persien und Indien hin; hier war zugleich der Hauptort für Perlenfischerei, die schon im Alterthume so wie heute daselbst schwunghaft betrieben ward. Im Mittelmeere besassen die Phöniker Cypern, wo Paphos und Amathus ihre Hauptniederlassungen waren, die wir uns wohl nur als grosse Handelsfactoreien vorzustellen haben, ohne eigentliche Colonien im Binnenlande, denn die Phöniker waren wesentlich randsässig; dann Rhodos bis zur Ankunft der Dorer, die kleineren Eilande Thera, Melos, Paphos, Oliaros und Kythere, von wo der Cult der Aphrodite sich über ganz Griechenland verbreitete; die Insel Thasos war der Stationsplatz für den Handel mit Thrakien, in dem sie Goldbergwerke besassen; aus dem Bosporus und Pontus sind sie schon frühe von den Griechen verdrängt worden; auf Creta besassen sie die Städte Itanos und Lampe. Im westlichen Theile des Mittelmeeres finden wir die Phöniker auf Sicilien, von dem alle Vorgebirge wie die umliegenden kleinen Inseln ihnen gehörten; desgleichen die maltesischen Inselgruppen Malta, Gozzo und Comino; die heutige Insel Pantellaria, damals Kossyra bildete einen selbständigen phönikischen Staat, der sich einer grossen Seemacht erfreute; Sardinien, im Innern von einer Urbevölkerung libyschen, also hamitischen Stammes bewohnt, war mit einem Saume phönikischer Ansiedlungen umgeben. Corsika, die Balearen und Pithyusen waren Zwischenstationen für die Fahrt und den Handel nach Spanien, dessen südwestlichen Theil, Tarschisch, sie besassen. Aus diesem metallreichen Gebiete zogen sie den grössten Gewinnst bis zum sechsten Jahrhunderte v. Chr. Von da an lösten sie ihre Nachkömmlinge, die Carthager, in dem Alleinhandel mit Spanien ab. Aus den Handelsstationen, die sie die Flüsse hinauf anlegten, wurden nach und nach Städte. Auch in Gallien gewannen sie allmählig die Flussstrassen der Garonne und Rhône; Toulouse, Narbonne und Marseille waren phönikische Plätze.

Die nordafrikanischen Gestade wurden ebenfalls schon frühzeitig von Phönikern besucht und bevölkert.[1] Hier erstand um 814 das

---

1) Mela Pomp. I. 67. Josephus Ant. VIII. 13, 2.

später so mächtige Carthago (*Karthahadascha*, *Karthada* d. i. Neustadt, griechisch *Καρχηδών*); aber längst schon waren die Städte Leptis magna, Oea, Sabraton, Girgis, Tacape und Macomades zur Handelsverbindung durch Karawanen mit dem Innern Afrika's angelegt. Durch häufige Ansiedlung von Phönikern sowohl an der Küste als im Innern des Landes (hier besonders in Capsa, Thala, Sufetula, Thebeste, Admedera, Sicca Veneria, dann in Numidien in Cirta und Auzea) und Vermischung mit den hamitischen Ureinwohnern, den Libyern, entstand das Mischvolk der Libyphöniker, jedoch mit vorherrschend phönikischer, also semitischer Sprache, welchem auch die Carthager angehörten. Nordafrika war bedeckt mit phönikischen Colonien von der grossen Syrte bis zur Insel Kerne, dem heutigen Argium. Von hier aus eröffneten sie den Handel mit dem Sudân. Am atlantischen Gestade, im heutigen Marokko hatten die Tyrer eine Reihe von Städten gegründet, welche bis dreissig Tagereisen unterhalb des Lixus, dem heutigen Wady l'Akasse, reichten. Auch die canarischen Inseln waren im Besitze der Phöniker, welche hier ergiebigen Thunfischfang und Purpurfärbereien betrieben. [1])

Sehen wir uns um nach den Producten, welche die Gegenstände dieser weitverzweigten Handelsverbindungen waren, so müssen wir erkennen, dass sie fast alle Artikel des Bedarfs wie auch des Luxus umfassten. Abgesehen von dem, was sie im eigenen Hause erzeugten und auf fremde Märkte brachten, vermittelten die Phöniker den Austausch mit den entferntesten Völkern der alten Welt; überall hatten sie ganze Quartiere in den grossen Städten, Factoreien, in denen sie gewisse Privilegien und eigenes Gericht besassen. Nach Aegypten lieferten sie Wein und Bauholz, dagegen holten sie feine Byssuszeuge, Glaswaaren und zierliche Geräthe. Der Handel Arabiens lag ganz in ihren Händen; durch das Land der Edomiter kamen sie an den älanitischen Meerbusen und von da zu Schiff zu dem schon oben erwähnten Handelsvolke der yemenischen Sabäer, von dem sie Weihrauch, Gold und edle Rauchwerke, aus dem östlichen Afrika endlich Schlachtvieh für die Opfer bezogen. Nach diesen Gegenden fanden auch die Ophirfahrten statt, welche die Phöniker in Gemeinschaft mit den Israeliten unternahmen. König Hiram von Tyrus war es, der den hebräischen Salomo bewog, nachdem dieser an den Küsten von Yam Suph (Rothes Meer) in dem Lande Edom festen Fuss gefasst, einen Seehandel mit Ophir zu eröffnen. [2]) Die Tyro-Israeliten eröffneten diesen Handel durch die Bâb-el-Mandeb-Strasse, wobei sie ganz gewiss mit den Küsten des östlichen Afrika genauer bekannt wurden, während sie nunmehr zur See mit jenen Ländern Ost- und Südarabiens verkehrten, die sie bis-

---

1) Ueber die phönikische Schifffahrt im Allgemeinen vgl. Diodor Sic. V. 20.

2) Könige. I. cap. X. 26—28.

her auf dem Landwege erreicht hatten. Die Lage Ophir's bleibt jedoch bis heute eine strittige. [1]) Der eigentliche Handel mit dem östlichen Asien war aber Karawanenhandel und führte auf drei verschiedenen Strassen durch die Euphratländer. Die eine zog über Dan und Hamath, die andere über Palmyra an den oberen Euphrat, die dritte direct durch die Wüste zu den Stationsplätzen an der Mündung dieses Flusses; auf diesen Wegen bezogen sie Waaren aus Indien und China (von den Serern), seidene und baumwollene Stoffe, indische Narde, Perlen und Edelsteine. Ueber die alte Handelsstrasse nach dem Lande der Serer herrscht wohl noch manche Dunkelheit, doch konnten die Karawanen der Seidenhändler überhaupt nur zwei Pfade benützen, wovon der eine über die Pamirhochebene noch jetzt für uns in Zweifel gehüllt, der andere über Ferghâna und Usch dagegen von den höchsten Gewährsmännern [2]) übereinstimmend als die alte Handelsstrasse nach China erkannt worden ist. Von Balch aus überstiegen die Karawanen zuerst die Gebirge der Komeder, die in dem Quellengebiete der Seitengewässer des oberen Ssyr-Darjâ (Jaxartes) sassen, also den heutigen Ak-tau oder die Asfera-Kette. [3]) Dann durchzogen die Kaufleute ein Thal, welches nach Süden abbog, bis nach Lithinos Pyrgos. Hinter dem heutigen Usch überstiegen sie den Askatankas (Terek Dagh) und zogen dann den Kasischen Bergen entlang, die ganz sicherlich die kaschgârischen Gebirge sind, nach dem serischen Issedon, dem damals wichtigsten Handelsplatze in Kaschgarien, vielleicht Kaschgâr selbst. Das äusserste Ziel war die „serische Hauptstadt,“ vielleicht das damalige Hianjang oder das

1) Lassen sucht Ophir in dem indischen Kuhhirtenlande Abhîra; in neuester Zeit hat Dr. Petermann in den von Carl Mauch entdeckten Ruinen von Zymbabye oder Zimbaoe in Südafrika das Ophir der Bibel zu erkennen geglaubt. Doch scheint sich in der Gegenwart die Mehrzahl für eine Identificirung Ophirs mit Südarabiens zuzuneigen; diese Meinung vertritt Dr. Charles Beke im „*Athenaeum*“ No. 2316: *The land of Ophir and the ruins of Zimbabye in South-eastern Africa.* Auch Joseph Halévy huldigt dieser Anschauung. Mein verstorbener Gönner, der Nilreisende Dr Theod. Kotschy, welcher Ophir in Indien sucht, glaubte aber, dass von den Küsten Abessiniens, zumal aus der Bucht von Tadschurra, ja selbst von Mozambique (?) Affen, Elfenbein, Holzarten und ein grosser Theil des Goldes herstammen dürfte, welches die Knechte Salomo's in so reichlicher Menge heimbrachten. (Kotschy, *Der Nil, seine Quellen, Zuflüsse, Länder und deren Bewohner.* Wien 1866. 8⁰. S. 2). Der durch seine afrikanischen Kenntnisse ausgezeichnete Reisende Henry Duveyrier spricht sich gar für eine wahrscheinliche Identificirung Ophirs mit Sofâla aus. Dr. Beke macht dagegen geltend, dass die Seeroute nach Ophir nicht von langer Dauer gewesen, kaum zwei und ein halb Jahrhundert, wie vielfache Bibelstellen beweisen (1. Könige XXII. 48. 2. Könige XIX. 22, XVI. 6), und dass es während dieses kurzen Zeitraumes nicht wahrscheinlich sei, dass der tyrische Handel sich bis zur ostafrikanischen Küste ausgedehnt habe, selbst wenn die Araber ihm ihr Monopol hier abgetreten hätten.

2) Ritter, *Asien.* VIII. S. 693, A. v. Humboldt, *Centralasien.* I. S. 102. Lassen, *Indische Alterthumskunde.* II. S. 534.

3) Lassen. A. a. O. III. S. 118.

heutige Tschhang-ngan-han im Schensi,[1]), wobei sie wahrscheinlich durch die grosse Mauer zogen.[2])

Wie nach Osten gingen die phönikischen Ueberlandzüge auch nach Norden, Süden und dem kleinasiatischen Westen. Aus Armenien holten sie Maulthiere und Rosse, aus dem Kaukasus eherne Gefässe, aber hauptsächlich Jünglinge und herrliche Mädchen für die Freuden des Harems. Aus Israel und Juda bezogen sie Waizen, Gerste, Oel und Balsam und lieferten dafür den rohen Hebräern ihren gesammten Waarenbedarf; dafür besassen sie auch in Jerusalem ein besonderes Stadtviertel. Die Syrer gaben ihnen Wein und Baumwolle, sie dafür den Griechen, vorzüglich jedoch erst in der nachhomerischen Zeit, Rauchwerke, Salben, Aromen und Spezereien aus dem Osten, Meeraale, tartessische Muränen und Thunfische aus Spanien. Athen war ein Hauptplatz phönikischen Handels, desgleichen Milet, wo phönikische Handelshäuser ansässig waren; eben so in den Küstenstaaten des Bosporus, Pontus und Mäotis. Auch der italische Handel ging lange durch die Hände der Phöniker; von Sicilien, Sardinien, Spanien und der afrikanischen Nordküste ist es selbstverständlich. In Spanien wurden sie, wie schon erwähnt, durch die Ausbeutung der Silbererze festgehalten. Dieser Silberreichthum Spaniens war noch bis in die römischen Zeiten herab beispiellos. Doch gewannen sie dort auch noch Wachs, Honig, Pech, Coccos und Zinnober.

Was Afrika, sowohl die Küstengebiete als das Innere den Phönikern an Producten zu bieten vermochten, wissen wir ziemlich genau;[3]) es sind dies eine Menge der verschiedensten Mineralien, diverse Früchte, Gewürze und Gemüse, Bau- und Schiffsholz, Elfenbein, zahlreiche Producte aus dem Thierreiche und Sklaven. Der Weg in das innere Afrika ging durch das Land der Garamanten, ein anderer durch das südliche Marokko. Wie weit die Phöniker auf diesen Strassen in die geheimnissvollen Centrallandschaften Afrika's vorgedrungen,[4]) lässt sich nicht mehr genau ermitteln, doch sind für ihre weitesten Punkte Einige Timbuktu und den Niger,[5]) Andere

---

1) Klaproth, *Tableaux historiques de l'Asie.* Paris 1826. S. 34.

2) Dies darf man aus einer Stelle bei Ammianus Marcellinus (lib. XXIII. cap. 6. ed. Lugd. Bat. 1693. S. 291) vermuthen. Siehe Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* München 1865. 8°. S. 10—11.

3) Movers weisst nach: Gold, Silber, Blei, Kupfer, Eisen, Edelsteine, Salz, Alaun, Natron, Zinnober, numidischen Marmor, Bernstein; Weizen, Datteln, Dattelwein, Granaten, libysche Oliven, Feigen, numidische Birnen, Pfirsiche, libyschen Pfeffer, Silphium, Artischoken, libyschen Spargel, carthagischen Kohl, Gerberröthe, Flachs, Cedern-, Citrum-, Bau- und Schiffsholz; Schafe, feine Wolle, Honig, Wachs, Elfenbein, Häute wilder Thiere, Büffelhörner, Straussenfedern, Strausseneier, numidische Hühner und Gänse, Perlhühner, afrikanische Schnecken, marinirte Fische und endlich Negersklaven.

4) Herodot. II. 32.

5) Rennell.

den Strom von Bornu und die Sümpfe des Tsadsee [1]) zu halten geneigt. [2])

Nautische Leistungen der Phöniker.

An der atlantischen Küste Westafrika's betrieben namentlich die Bewohner des fruchtbaren Gades den Handel bis zur erwähnten Insel Kerne herab, doch unterlagen diese tyrischen Colonien, dreihundert an der Zahl, den Angriffen der Pharusier und Nigriten [3]). Sind unter diesen Colonien wohl vielleicht auch nur Handelsfactoreien zu verstehen, so müssen diese doch bedeutend genug gewesen sein, da König Hanno von Carthago um 470 v. Chr.[4]) ein Geschwader von 60 Penterhemen mit 30000 libyphönikischen Auswanderern über die Säulen des Herkules hinaus führte, um an den fruchtbaren atlantischen Gestaden neue Pflanzstädte zu gründen und die schon vorhandenen älteren und alternden Colonien durch frisches Blut zu verjüngen. [5]) Als sich Hanno dieses Auftrages entledigt hatte, begann er die Küste weiter zu erforschen. Er ging an der Mündung des Lixos beim heutigen Tanger vorüber und bewegte sich nun an den Sandufern der Sahara am Cap Bojador vorbei, lief in den heutigen Rio do Ouro ein und liess dort auf der kleinen Insel Kerne etliche Auswanderer zurück. Am westlichen Abfall des schneebedeckten Atlas lag also die südlichste Colonie der Carthager, am jetzigen Cap Ger bei Mogador. Hier wurden vorzüglich Felle von Hirschen (Antilopen), Löwen, Panthern, Elephanten und Elephantenzähne ausgetauscht. Vom Rio do Ouro aus unternahm Hanno zuerst eine Fahrt bis zum grossen Flusse Chretes, dem jetzigen Senegal, [6]) wo ihn aber wilde, in Thierfelle gekleidete Menschen am Aussteigen hinderten. Eine zweite Reise von Kerne führte ihn über das grüne Vorgebige noch sechzehn Tagesfahrten hinaus. Zweimal erschreckte

---

1) Clapperton und Denham.

2) Weiss, *Weltgeschichte.* I. S. 117—122.

3) Strabo. cap. XVII.

4) Die Zeit dieser Reise steht nicht fest. Einige verlegen sie in die dunkle Epoche des trojanischen Krieges (Gosselin, *Recherches sur la géogr. system. et posit. des anciens pour servir à l'histoire de la géogr. ancienne.* Paris 1798. 4°. Vol. I. S. 135). Andere in die Periode des Cyrus (Wachler, *Handbuch der allgemeinen Geschichte der literarischen Cultur.* Marburg 1804. I. Th. S. 60), endlich die Dritten in die Zeit Alexanders d. Gr. (Dodwell, *Diss. de periplo Hannonis* in Hudson's *Geogr.* a. I. — *Mémoires sur les découvertes et les établissements faits le long des côtes d'Afrique par Hannon.* T. 26 28. Deutsch von C. J. Schmid. Braunschweig 1764).

5) Phönikische Namen sind an der Küste Mauretaniens aufgewiesen durch Movers, *Phöniz. Alterth.* Thl. II. S. 534—552.

6) So nimmt man gewöhnlich an, weil der Fluss Krokodile und Flusspferde enthielt (*Hannonis Periplus* cap. 10). Dass aber in historischen Zeiten diese Thiere über Mauretanien verbreitet waren, s. Humboldt, *Kosmos.* I.

ihn am Gestade Guinea's das nächtliche Glühen der Gras- und Waldbrände, welches bei den Mandingo zur Klärung des Ackerlandes üblich ist. Ueber einen Berg — der Götterwagen Θεων οχημα genannt, hinaus erstreckte sich die Entdeckung noch auf drei Tagesfahrten bis zu einem sogenannten Horn oder einem Golf mit einer merkwürdig geformten Insel, wo man eine Affenmutter der Tschimpansi-Art lebendig erbeutete, welche die Seefahrer trotz ihres borstigen Felles für eine eingeborne Frau hielten. [1])

So ist es denn durchaus nicht ganz unglaubhaft, dass durch punische Guineafahrer die Inseln des grünen Vorgebirges gesehen worden sind; jedenfalls war die Kenntniss von Afrika bei den Phönikern und Carthagern jenen der späteren Griechen und Römer weit überlegen. Uebrigens dachte man sich im Alterthume die Umschiffung Afrika's viel leichter, als sie in der That war, und phönikische Seeleute sollen es gewesen sein, welche auf Befehl des ägyptischen Königs Necho vom Rothen Meere aus um das Festland herum und durch die herakleischen Säulen wieder nach Aegypten gefahren sind. [2]) Wenn wir uns auch einigen Zwang auferlegen müssen, an solche hohe nautische Thaten zu glauben, so wäre es doch jedenfalls Unrecht, die Nachricht blos desswegen zu verwerfen, weil sie nicht zu den hergebrachten Vorstellungen von den Leistungen der alten Seefahrer passt, die, so weit wir uns ein Urtheil zu bilden vermögen, an Matrosengeschicklichkeit nicht hinter den europäischen Seefahrern des XV. und XVI. Jahrhunderts zurückblieben. Die Schwierigkeiten einer Umschiffung Afrika's vermindern sich übrigens, wenn sie von Osten unternommen wird, wegen der günstigen Strömungen sehr beträchtlich [3]) und die schlimmste Strecke ist die letzte, vom grünen Vorgebirge bis nach der Meerenge von Gibraltar. [4])

Sind nun die nautischen Leistungen der Phöniker geeignet uns mit hoher Achtung zu erfüllen, so möge doch nicht übersehen werden, dass nicht etwa Wissensdrang sie den Gefahren unbekannter Meere trotzen liess, sondern Sucht nach Gewinn. Freilich wird hiedurch das culturhistorische Resultat in keiner Weise alterirt. Unter den Lockmitteln, die zu weiten Fahrten anspornten, standen sicherlich die Edelmetalle obenan. Mehr noch aber als diese hat in früheren Entwicklungsstufen das Zinn die menschliche Gesittung gefördert, denn ohne Zinn lässt sich die Bronze nicht darstellen. [6]) Die

---

1) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 19—21 und Kotschy, *Der Nil.* S. 3—5.

2) Herodot. lib. IV. cap. 42.

3) Ueber die Glaubwürdigkeit der phönikischen Entdeckung siehe: Quatremère, *Sur le pays d'Ophir.* (*Mém. de l'Acad. d. Inscr. et Belles-Lettres.* T. XV. 2. partie. Paris 1845. S. 380.)

4) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 18—19.

5) Ueber die Legirung der Bronze siehe F. Wibel, *Die Cultur der Bronzezeit Nord- und Mitteleuropa's.* Kiel 1865. 8°.

Fundorte des Zinns sind aber nicht häufig und im Alterthume blieben viele der jetzigen völlig unbekannt. [1]) Zweifelhaft erscheint es noch jetzt, ob das Zinn auf Creta sowie das alte transkaukasische in Georgien zu den alten Mittelmeervölkern gelangte. Das indische Zinn aber war im Lande selbst so kostbar, dass die Einwohner es gegen Perlen und Juwelen eintauschten; [2]) exportirt wurde keines. Es ist jedoch eine gänzlich ungegründete Vermuthung, dass phönikische Seefahrer den alten Einwohnern Grossbritanniens ihre Erfahrungen beim Bergbau oder bei der Verhüttung mitgetheilt oder gar die Lager der Zinnerze entdeckt haben sollten. Gelangten jemals carthagische oder phönikische Schiffe bis an die Westküste von Frankreich oder in den Canal bis zu den Sorlingischen Inseln (Cassiteriden), so konnten sie — da Seefahrer nie ohne ein bestimmtes Ziel reisten — nur die Ursprungsstätten des Zinns aufgesucht haben; [3]) folglich musste dieses Metall zuvor abgebaut worden sein und nicht blos abgebaut, sondern es musste auch durch den Handel über Land schon das Mittelmeer erreicht haben. Dass es einen solchen Landhandel gab, beweist die frühe Gründung und das Aufblühen von Marseille; übrigens konnten ja die Klumpen metallischen Zinns, die unter den schweizerischen Alterthümern aus der Bronzezeit gefunden worden sind, nur durch einen Landhandel nach Helvetien gelangt sein, und eben so leicht wie sie Helvetien erreichten, konnten sie auch ihren Weg nach Marseille gefunden haben. [4]) Diese Ansicht ist viel wahrscheinlicher als jene, welche die Phöniker auf dem Seewege das Zinn aus den britischen Inseln holen lässt; heute ist es ziemlich gewiss, dass die Phöniker niemals um die spanische Halbinsel herumgefahren und überhaupt niemals in Nordeuropa gewesen sind. [5]) Es ist demnach auch eine gänzlich willkürliche Hypothese, dass Phöniker die Bronze und die Bronzezeit nach dem Norden Europa's gebracht hätten. [6]) Die Cultur der Bronzezeit war hier

---

1) F. de Rougemont, *L'âge du bronze ou les Sémites en Occident.* Paris 1866. 8° enthält das Beste hierüber. Siehe darnach *„Die Fundorte der unedlen Metalle in der Bronzezeit."* (*Ausland* 1867. No. 19 S. 449—452.)

2) George Smith, *The Cassiterides, an inquiry into the commercial operations of the Phoenicians in Western Europe.* London 1863. 8°.

3) Ueber den Zinnhandel der Phöniker siehe Strabo. III., dann Melot, *Mémoires sur les révolutions du commerce des îles britanniques depuis son commencement jusqu'à l'expédition de Jules César.* (*Mém. de l'Acad. d. Inscr.* XVI, XVIII, XXIII.)

4) Peschel, *Lockmittel des Völkerverkehrs* (*Ausland* 1869. No. 43. S. 1012.), dann *„Ausland"* 1870. S.198.

5) Dafür spricht auch die gänzliche Abwesenheit phönik. Ortsnamen in Nordeuropa.

6) Diese Hypothese vertritt J. Nilsson, *Ethnographie comparée des peuples scandinaves.* Dann in desselben: *Die Ureinwohner des scandinavischen Nordens. Ein Versuch in der comparativen Ethnographie und ein Beitrag zur Entwicklungsgeschichte des Menschengeschlechts.* Aus d. Schwed. übersetzt. Hamburg 1863. Erster Nachtrag 1865: Das Bronzealter; zweiter Nachtrag: Das Bronzealter 1866. — Ferner Fréd. de Rougemont, *L'âge du bronze.*

entweder eine einheimische, deren erster Ursprung nach Grossbritannien zurückführt,[1] wobei jedoch von einer Colonisation dieses Eilandes durch die Phöniker keine Rede sein kann,[2] oder aber, was weit wahrscheinlicher klingt, sie war aus dem etruskischen Italien importirt.[3] Von den Ausschreitungen der Liebhaber, welche Phöniker an allen Orten erblicken, werden wir uns daher sehr sorgfältig zu bewahren haben. Eben weil wir so wenig über die Phöniker wissen, lässt sich ihnen so vieles zuschreiben. Es ist übrigens einerseits eben so gut möglich, dass die Herrschaft der Bronzecultur in Nordeuropa noch Jahrhunderte lang fortdauerte, während die südlichen Völkerschaften, und unter diesen besonders die Phöniker, schon lange das Eisen kannten und benützten,[4] als dass, trotz des hohen Alters der Bronze, das Eisen doch noch früher als diese und sehr wahrscheinlich als Meteoreisen in der Verwendung der Menschen war.[5] Dagegen scheint es kaum zweifelhaft, dass die Phöniker eines der ersten Völker gewesen, welche die Bronze benützten und auch in den von ihnen bewohnten Gebieten verbreiteten,[6] wenngleich andererseits nicht anzunehmen ist, dass dieselbe in allzu späte Zeit hereingeragt habe. Wo die Wiege der Bronze zu suchen ist, ob im Oriente,[7] ob anderwärts, bleibt noch unaufgehellt.

Haben die neuesten Forschungen die Phöniker auch aus dem europäischen Norden zurückgescheucht, so bleibt ihnen doch der Ruhm belassen, wenn auch in der vereinzelt dastehenden Fahrt eines Epigonen, des Pytheas, eines zu Alexander's Zeiten lebenden Gelehrten aus der ursprünglich phönikischen Colonie Massilia,[8] den äussersten Grenzstein des bekannten Erdkreises gegen Norden erreicht zu haben, die Insel Thule,[9] die mit ziemlicher Gewissheit in der Shetlandsgruppe erkannt werden darf.[10] Dieser Py-

---

1) Siehe Ferd. Wibel, *Die Cultur der Bronzezeit Nord- und Mitteleuropa's.* Kiel 1865. 8⁰. Dann J. J. A. Worsaae, *Om Sleswigs eller Sönderjyllands Oldtidsminder.* Kjöbehavn 1865.

2) Th. Wright, *On the true assignation of the bronze weapons, supposed to indicate a bronze age in western and northern Europe.* (*Anthropological Review* No. 12. January 1866. S. 72.) Die Ansicht Wright's aber, dass die Bronze in England von den Römern eingeführt wurde, bekämpfen John & Fred. Lubbock (*Makie-Repertory.* I. Vol. S. 247).

3) Siehe hierüber die gelehrte und gründliche Arbeit von Herm. Genthe, *Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden.* Frankfurt a. M. 1874. 8⁰.

4) Worsaae. A. a. O.

5) Christian Petersen, *Ueber das Verhältniss des Bronzealters zur historischen Zeit bei den Völkern des Alterthums.* Hamburg 1866.

6) G. Nicolucci. *Di un antiquo Cranio fenicio invenuto nella necropoli di Tharsos in Sardegna.* Torino 1863.

7) Wohin sie Nilsson Schritt für Schritt verfolgen will.

8) J. M. Gessner, *De Phoenicum navigationibus extra columnas Herculis*, in dessen *Orphica.* Lips. 1764.

9) Vgl. Murray, *De Pythea Massil.* in *Comment. Soc. Gotting.* VI — M. Fuhr, *De Pythea Massiliensi.* Darmstadt 1835. 8⁰. sehr oberflächlich.

10) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 1—2.

theas, dessen Existenz viel unter den Schmähungen eines kritischen Argwohns zu dulden hatte,[1] war nun eine grosse Erscheinung des Alterthums, nemlich der erste Astronom, der die Breite eines Ortes nach der Sonnenhöhe und zwar ziemlich richtig bestimmt hat.[2] Dabei aber gilt es zugleich den lang gehegten Wahn von dem preussischen Bernsteinlande zu zerstören, welches von phönikischen Kaufleuten besucht worden sein soll. Wahrscheinlich schon um 600 v. Chr., sicher aber zur Zeit Herodots (490—449 v. Chr.) wurde der Bernstein von der preussischen Küste nach Phönikien und in die westlichen Länder auf drei verschiedene Strassen gebracht. Die eine, älteste, ging durch die Skythenländer zu den griechischen Colonien am Ponteuxin, namentlich nach Olbia; eine andere uralte Strasse zog sich durch die Karpathen durch das Waagthal und Pannonien durch die Adria;[3] sicher ist, dass bereits zu Herodots Zeiten und noch lange nach ihm der Bernsteinhandel auf dieser Strasse getrieben wurde. Die dritte westliche Strasse führte durch Deutschland nach Gallien, namentlich nach Massilia. Auf ihr wurde der Bernstein zuerst von der Ostseeküste zu Wasser an die Mündung der Oder oder Elbe, später auch blos bis Schleswig geschafft, von wo er zu Lande oder auf den Flüssen bis Massilia gelangte, wo Phöniker und Carthager ihn kauften, um ihn in die östlichen Gegenden zu verführen. Dieser ergiebige Handel veranlasste die Massilier zur Aussendung des Pytheas.[4] Das Bernsteinland des Pytheas, wohin dieser nach seiner Umseglung Grossbritanniens gelangte,[5] war aber nicht Ostpreussen,[6] sondern die friesischen Inseln und die schleswig-holsteinischen Gestade der Nordsee.[7] Von dort ward das Meergold, das *sacrium* der Skythen, nach dem Süden gebracht, wo es bei den Aegyptern als *sacal*, bei den Hebräern als *schechelet*, bei den Römern als *succinum* und bei den Griechen als *Elektron* in höherem Ansehen und Werthe stand denn eitel Gold und Edelstein.[8] Dass der Bernstein indess auch an den Küsten Siciliens vorkomme, wusste man im Alterthume nicht, obwohl man diesen sicilischen Bernstein

1) Auch Wibel a. a. O. S. 85 bezweifelt seine Existenz.

2) *Ausland* 1866. No. 18. S. 421.

3) K. Wunster behauptet bestimmt, dass die phönikischen Kaufleute nicht den Lauf der Weichsel befolgt hätten. (*Die Schnitsch, eine Stazion des alten Landhandels.* Liegnitz 1827. S. 55.)

4) Jos. Paul Schafarik, *Slavische Alterthümer.* Leipzig 1843. 8⁰. I. Bd. S.103—104.

5) Ueber die Fahrt des Pytheas siehe Plinius, *Hist. Nat.* lib. II. c. 75, IV. c. 13 16, XXXVII. c. 2.

6) J. M. Gessner, *De electro veterum* in *Comment. Soc. Gott.* III. 67. Dann A. L. v. Schlözer's, *Allgemeine Nordische Geschichte.* S. 8—9, 34—37. Doch sind 1868 afrikanische, wahrscheinlich carthagische Kauri-Muschelmünzen in pommer'schen Gräbern gefunden worden. Siehe die Londoner *Nature* No. 175. S. 350.

7) Müllenhoff, *Deutsche Alterthumskunde.* Berlin 1870. I. Bd. Auch Ukert, *Allg. Geographie* IV. S. 32. 35 glaubt, dass Pytheas blos bis zur Elbmündung gekommen.

8) Felix Dahn, *Briefe aus Thule.* (*Beilage zur Allg. Zeitg.* 1872. No. 318, 331, 333, 334.)

recht gut kannte; es war das mit dem Namen *Lynkurion* bezeichnete Fossil. [1])

Die hohe culturgeschichtliche Bedeutung der phönikischen Schifffahrt und Colonisation, bei welcher ich geflissentlich länger verweilte, wird gewiss Niemanden entgehen. Gleichwie die Briten unserer Tage waren im Alterthume die Phöniker das seefahrende Volk *κατ᾽ ἐξοχήν,* und wenn den Völkern wirklich bestimmte Aufgaben zugewiesen wären, an denen sie ihre Existenz zuzubringen haben, so könnte man zu dem Schlusse gelangen, dass es den Phönikern Bestimmung war, die Träger des Handels zu sein. Ich möchte mich freilich gegen eine solche Anschauung verwahren, in so ferne, als ich schon oben dargethan zu haben glaube, welche natürlichen Ursachen dieses merkwürdige Volk zur Benützung der See hindrängten. Vergessen wollen wir aber nicht, dass ihre nautischen Züge, von jenen keines antiken Volkes übertroffen, nebst materiellem ihnen auch reichlichen geistigen Gewinn brachten. Da aber fast alle Handelsvölker — es liegt dies in der Natur der Sache — die Bezugsquellen ihres Reichthums mit quälender Eifersucht vor den neidischen Blicken der Nachbarn zu bewahren pflegen, mit anderen Worten, wenigstens ursprünglich arge Monopolisten sind, so ist von den geographischen Errungenschaften der Phöniker und ihrer carthagischen Brüder fast nichts oder sehr wenig nur den übrigen Culturvölkern zu Gute gekommen. So umhüllt ein dichter Schleier jene Entdeckungen, welche phönikische [2]) oder punische [3]) Seefahrer im Westen der herakleischen Säulen machten, wo sie am atlantischen Ocean nach mehrtägiger Fahrt ein grosses Eiland aufgefunden haben wollen. Ogygia — so wird uns der Inselname überliefert — soll eine der Antillen gewesen sein, ja man will sogar ganz speciell die Insel Cuba darin erkennen. [4]) In griechischen, offenbar aus phönikischen oder punischen Quellen schöpfenden Schriften [5]) soll nicht allein eine Hinweisung auf Amerika, sondern eine förmliche Beschreibung dieses Continentes enthalten sein. Der mexicanische Golf ist angeblich sehr genau beschrieben, als von einem hochcultivirten Volke bewohnt, welches sich seiner östlichen Herkunft noch sehr wohl entsinne. In Mexico selbst tauche der griechische Herakles unter dem Namen

---

1) Die Identität des Lynkurion mit dem sicilischen Bernstein hat Dr. Oscar Schneider in hohem Grade wahrscheinlich gemacht im „*Ausland*" 1872. No. 36. S. 841—46.

2) Diodor. Sic. V. 10—20. *Φοίνικες ἐκ παλαιῶν χρόνων συνεχῶς πλέοντες κατ᾽ ἐμπορίαν πολλὰς μὲν κατὰ τὴν Λιβύην ἀποικίας ἐποιήσαντο οὐκ ὀλίγας δὲ καὶ τῆς Εὐρώπης ἐν τοῖς πρὸς δύσιν κεκλιμένοις μέρεσι.*

3) Pseudoaristoteles, *De mirabilibus auscultationibus liber.*

4) Jacob Kruger, *Amerika bereits durch die Phönizier entdeckt.* (Prutz, *Deutsches Museum.* 1855. No. 17. S. 601—620.)

5) Bei Plutarch, *De facie in orbe lunae.* cap. XXVI. (in *Scripta moralia,* emend. Frid. Dubner. Paris 1841. II. 1151—53.)

Quetzalcohuatl auf und die Inschrift im Grabhügel des Grave-Creek im Ohiothale wird für phönikisch gehalten.[1]) Alle diese Verhältnisse habe übrigens ein im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung nach Carthago gekommener Amerikaner bestätigt! Was die Zeit anbetrifft, so wird sie in's VIII. Jahrhundert v. Chr., in's Zeitalter der höchsten Blüthe Phönikiens versetzt, könnte aber keinesfalls nach dem IV. Jahrhundert v. Chr., nach Untergang der tyrrhenischen Seemacht vorgefallen sein. Ethnische Merkmale einer solchen antiken phönikisch-carthagischen Culturberührung wollen Einige sogar heute noch in amerikanischen Völkerschaften, z. B. in den Caraiben, wahrnehmen [2]) und weisen darauf hin, wie in den Berichten der Conquistadoren [3]) sich noch viele an den orientalischen Ursprung der amerikanischen Eingebornen erinnernde Züge auffinden lassen. Ja, selbst Negerstämme der Guineaküste sollen in frühen Epochen nach Yucatan und Honduras gelangt und von da in den Dariengolf eindrungen sein.[4]) Es bedarf wohl nicht des besonderen Zusatzes, dass alle diese Meinungen jedweder historischen Grundlage entbehrend, in keiner Weise von der Ethnologie oder der Sprachforschung begünstigt, lediglich in das Bereich der Fabel zu verweisen sind. Im besten Falle mögen die bei den Alten vorkommenden, übrigens höchst undeutlichen Stellen [5]) als Erinnerungen an die Sage der versunkenen Atlantis zu deuten sein, deren einstige Existenz jedoch, trotz der Ansicht gewichtiger Vertheidiger [6]) aus geologischen Gründen nicht anzunehmen ist.

Industrie, Kunst und Religion der Phöniker und Carthager.

In Industrie und Kunst galten die Phöniker zu häufig als Erfinder, wo sie nur Verbreiter waren; dabei stand zweifelsohne ihre Gewerbsindustrie in hoher Blüthe. In den meisten Fällen scheinen aber ihnen allgemein zugeschriebene Erfindungen assyrischen und hamitischen Ursprunges zu sein. Maass, Zahl und Gewicht haben

---

1) Rougemont, *L'âge du bronze.*

2) C. T. Neumann, *Ostasien und Westamerika nach chinesischen Quellen aus dem V., VI und VII. Jahrhundert. (Zeitschrift für allgemeine Erdkunde.* Berlin 1864. S. 395—330.)

3) Peter Martyr ab Angleria, *De rebus oceanicis et novo orbe Decades.* Colon. 1574. 8°. Dec. II. lib. I.

4) Ph. Valentin, *Ueber eine vorcolumbische Besiedlung des tropischen Amerika durch afrikanische Stämme. (Ausland* 1868. No. 25. S. 583—586.)

5) Hieher gehören wohl auch die Stellen in den beiden Dialogen Platon's, *Timaeus* Vol. III. p. 20—25 und *Kritias* p. 109—127 (Plat. T. IX. p. 287—297, T. X. p. 39—66, Bip.): ferner Diodor. Sic. III. und Ammianus Marcellinus 1. 17, welche bestätigen, dass die Aegypter Kunde von der Atlantis hatten.

6) F. Unger, *Die versunkene Insel Atlantis.* Wien 1860. 8°.

die Babylonier, nicht die Phöniker erfunden, ihre astronomischen Kenntnisse verdanken sie den Chaldäern; die Purpurfärberei [1]) haben sie in Assyrien, die Glasfabrikation [2]) in Aegypten erlernt, von wo sie auch die ersten Anregungen zur Schrift erhielten; diese aber anderen Völkern mitgetheilt zu haben, bleibt ihr unvergessliches Verdienst. In ihren Städten, Dörfern und Flecken spannen sie Wolle, woben und färbten sie Zeuge, und fabricirten sie hundert andere Spiel- und Kunstarbeiten. Schmuck aus Silber und Gold, aus Bernstein und Elfenbein, gravirte und gefasste Edelsteine gingen massenweise aus den phönikischen Fabriken hervor; daneben fanden Gartenbau, Obstbaumzucht, Fischfang, Bergbau und Erzgiesserei eifrige Pflege. In der Baukunst genossen die phönikischen Architekten einen weitverbreiteten Ruf wegen der Festigkeit und Sicherheit ihrer Bauten; leider ist von denselben fast nichts bis auf unsere Tage erhalten geblieben, um ein Urtheil über den ästhetischen Geschmack des Volkes zu ermöglichen. Die ungeheuren Felsenhöhlen Phönikiens und Kanaan's können nicht, wie mitunter geschieht, [3]) als Beispiel dafür herangezogen werden, denn sie weisen entschieden auf die vorphönikische Zeit zurück. Wahrscheinlich war jedoch weniger Schwung des Gedankens in der phönikischen Baukunst als Luxus und Zurschautragung von Reichthum. Tyrus und Carthago waren gepflastert; grosse Säulenhallen waren beliebt; in Wasser-, Cisternen- und Canalbauten leisteten sie ausgezeichnetes, das trefflichste aber im Schiffsbau.

Gleichwie die materielle Cultur der Phöniker von noch nicht gehörig gewürdigtem Einflusse auf die mit ihr in Berührung kommenden hellenischen Stämme war, lässt sich ein solcher Einfluss in nicht geringerem Masse auch auf geistigem Gebiete wahrnehmen. Die von so Vielen mit einem abgöttischen Cultus beehrten Griechen haben zunächst fremden Einflüssen gehorcht. So wie sie künstlerische Anregungen von Assyrien und Persien für die Sculptur, von Aegypten für die Baukunst [4]) erhielten, liessen sie sich von den Phönikern nicht nur den Gebrauch der Schrift — das griechische Alphabet ist eine unverkennbare Nachahmung der phönikischen Buchstabenschrift — sondern selbst auch religiöse Ideen zuführen. Was

---

1) Ueber die Leinwandmanufakturen und den Purpur der Phöniker siehe Strabo. lib. XVI. Plinius, *Hist. nat.* V. 19. Amati, *De restitutione purpurarum.* Cesena 1784. — Rosa, *Dissertatione delle porpore e delle materie vestiarie presso gli antichi.* 1786. Ueber die Farbe des Purpur siehe Wilh. Jordan, *„Einspruch gegen Homer's Blaublindheit."* (*Ausland* 1872. No. 15. S. 357—359.

2) Plinius, *Hist. nat.* XXXVI. — Hamberger, *Hist. vitri* und Michaelis, *Hist. vitri apud Hebraeos.* (*Comment. Soc. Gott.* 1754. T. IV.)

3) Z. B. von Herder und, diesem folgend, von Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 129.

4) Jules Soury, *L'Asie Mineure* (*Rev. d. deux Mondes*, vom 15. October 1873 S. 914) und R. Lepsius, *Ueber einige ägyptische Kunstformen und ihre Entwicklung.* (Abhdlgen der k. Akad. d. Wissensch. zu Berlin 1871.)

übrigens in dieser letzteren Beziehung die Phöniker dem hellenischen Geiste zuführten, darf auf Originalität kaum einen Anspruch erheben, sondern war ebenfalls ein Erbstück anderer Völkerschaften. Die Religion der Phöniker, die wir leider fast nur aus indirecten Quellen kennen, denn von der phönikischen Literatur besitzen wir nur sehr geringe Fragmente, lässt auf eine nahe Verwandtschaft mit dem ägyptischen Ideenkreise schliessen; ja es muss in irgend einer Zeit zwischen den Phönikern und Aegyptern ein Austausch religiöser Lehren und Schriften stattgefunden haben; ein solcher mag um so leichter vor sich gegangen sein als der hamitische Ideenkreis der Aegypter bei den Phönikern auf ein verwandtes ethnisches Element traf. Wie bei so vielen Völkern des Alterthums lag auch in Phönikien die Ausbildung der Wissenschaft und der Literatur in den Händen des Priesterstandes, daher die Phöniker gleich den Aegyptern eine Priesterliteratur besassen. So wenig wir von dieser mehr wissen, darf man doch behaupten, dass mit Ausnahme der Seelenwanderung, welche die Phöniker nicht annahmen, die Uebereinstimmung der phönikischen mit der ägyptischen Glaubenslehre kaum eines Beweises bedarf. [1]) Den auch ihnen einheimischen Astarte-Cult scheinen sie aber doch von ihren östlichen, assyrischen Nachbarn bezogen zu haben. Mylitta hiess hier *Asteroth.* Es ist eine Erscheinung, die sich von den ältesten Tagen bis auf die Gegenwart verfolgen lässt, dass das Volk sich weniger an das System der religiösen Anschauungen seiner Priester hält, sondern einzelne Götter heraushebt und ihnen seinen frommen Eifer zuwendet, während die anderen Götter in den Hintergrund treten. Als Beispiel hiefür mag der Madonnen-Cultus der späteren katholischen Völker gelten. Aehnliches geschah in Phönikien. Baal und Astarte, Herakles-Melkarth und Adonis waren die Lieblingsgötter. Im Culte traten wie anderwärts Wollust und Grausamkeit hervor. Asteroth, welche gewiegte Kenner auch in dem männlichen Moloch erkennen wollen, [2]) empfing einerseits Menschenopfer, mit Vorliebe die Erstgeburten, [3]) andererseits forderte sie, da stets die geschlechtliche Auffassung der Götter vorherrscht, zur Wollust heraus. Die Keuschheit ward der Gottheit geopfert, Jungfrauen gaben sich vor der Vermählung im Tempel der Astarte oder in dem ihn umgebenden Haine jedem Fremden Preis; der Buhllohn gehörte der Göttin; Frauen traten als Hierodulen zeitweise in ihren Dienst und überliessen sich den Besuchern des Festes; zugleich geberdeten sich Männer als Weiber, nachdem sie beim Feste unter betäubender Musik sich im Tempel vor der Menge entmannt hatten. Die Weiber geberdeten sich in

---

1) Röth, *Gesch. d. abendländischen Philosophie.* I. Bd. siehe Abschnitt: Der phönikische Glaubenskreis. S. 243—277.

2) Dufour, *Hist. de la Prostitution* I. S. 70

3) Tylor, *Die Anfänge der Cultur.* II. S. 400.

männlicher Tracht als Männer und führten kriegerische Tänze auf.[1]) Eine hervorragende Stellung unter diesen Astarten nahm die syrische Askalon[2]) und die Astarte zu Aphaka im Libanon ein. Auch dem Adonis zu Ehren gaben sich die Frauen Preis oder schnitten sich die Haare ab.

In der vorstehenden Schilderung ist keine Sonderung zwischen den Phönikern und ihren Abkömmlingen, den Carthagern, gemacht worden, weil im Allgemeinen die Culturunterschiede zwischen beiden unerheblich sind. Wir haben es mehr mit zwei Staaten, denn mit zwei verschiedenen Völkern zu thun. In Religion und Sitten stimmen Phöniker und Carthager überein; man kann sagen, dass nach Untergang der Phöniker die Carthager deren Rolle im Alterthume übernommen und mit Erfolg fortgeführt haben. Mit dem libyschen Elemente scheinen sich die Carthager ziemlich gut vertragen zu haben; bald hatten sie sich sowohl die wichtigsten stammverwandten Niederlassungen in Afrika als auch die umwohnenden einheimischen Völkerschaften unterworfen. Zur Zeit als Carthago seine denkwürdigen Kämpfe mit Rom begann scheint das libyphönikische Volk eine Culturhöhe erreicht zu haben, welche jene des gegnerischen Roms bei Weitem übertraf. In den Wissenschaften, vorzüglich den mathematischen, dann in Mechanik, Wasserbauten, Schiffsbau, in der rationellen Landwirthschaft, worüber sie eigene Bücher besassen, standen die Carthager oben an. Im socialen Leben herrschte ein Luxus wie damals an keinem anderen Punkte der Erde. Auch ihr Sinn für die Kunst und das Schöne war rege; griechische Trauerspiele wurden in's Punische übersetzt und aufgeführt; über die Leistungen ihrer eigenen Literatur müssen wir freilich ein tiefes Schweigen bewahren, da nichts von derselben auf uns gekommen ist.

Auch in der Staatsverfassung scheinen sich die Carthager von den Phönikern nicht wesentlich unterschieden zu haben. Unsere Kenntnisse über dieselben sind übrigens derart unvollständig, dass sich kaum etwas Positives darüber sagen lässt. Nur dass keine Würde erblich war, steht fest. An der Spitze des Staates standen zwei Suffeten[3]), welche die executive Gewalt in Händen hatten; die berathende Gewalt war beim Senate, die gesetzgebende angeblich beim Volke. Bald aber war alle Gewalt in die Hände einer immer mächtiger anschwellenden Geldaristocratie übergegangen, welche, so gut es gehen wollte, Staat und Volk für ihre Zwecke ausbeutete. Ob die

---

1) Das Material über die Astarte findet man gesammelt bei Movers, *Phönizier.* I. S. 601 ff.

2) Bachofen, *Sage vom Tanaquil.* S. 44.

3) Noch in der Gegenwart heissen die Aeltesten der Turkomanenstämme mitunter *Suffid.* (*Ausland* 1843. S. 929.) *Suffid,* woher auch die punischen Suffeten, ist ein altarabisches Wort, das Richter bedeutet.

beiden Suffeten mit königlichen oder nur mit consularischen Machtbefugnissen ausgestattet waren, lässt sich gewissenhafterweise heute nicht mehr entscheiden.

Der wichtigste Unterschied zwischen beiden Völkern mag darin bestanden haben, dass Carthago eine erobernde Macht war, Phönikien nicht. Während also bei Letzteren das Kriegswesen in nur geringem Ansehen stand, genoss es in dem carthagischen Staate eine sorgfältige Pflege. Vor den punischen Heeren zitterte das mächtige Rom. Möglich, dass die libyschen Elemente der carthagischen Bevölkerung von ihrem kriegerischen Sinne mitgetheilt hatten. Indess waren doch auch einzelne Colonien der Phöniker, wie beispielsweise Cypern, durch Eroberung, einzelne der Carthager durch friedliche Besitznahme gewonnen worden. Die Insel Sardinien war so von den Libyphönikern bevölkert worden, noch in den späteren römischen Zeiten hatte Sardinien eine ganz phönikische Bevölkerung, und Denkmäler in phönikischer Sprache haben sich noch in neueren Zeiten auf Sardinien erhalten.[1] Die phönikische Sprache ist mit der hebräischen fast identisch, nur kommen darin mehr altkananitische Wörter vor und zeigt sich auch eine Hinneigung zu aramäischen Wendungen. Das Punische unterschied sich vom Phönikischen blos durch die Neigung zur dunkleren Aussprache der Vocale; im Uebrigen war das Phönikische nebst dem Griechischen und Lateinischen die verbreitetste Sprache des Alterthumes, welche erst spät, im Orient nach Alexander durch das Griechische, in Nordafrika, wo sie die Sprache des numidischen Hofes und der Gebildeten war, durch die Vandalen und Araber verdrängt ward und in Phönikien so wie auf Cypern erst im III. Jahrhundert n. Chr. erlosch.

---

1) H. v. Maltzan, *Reise auf der Insel Sardinien.* Leipzig 1869. 8°. theilt ausserordentlich Werthvolles über Sardinien's phönikische Alterthümer mit.

Die alte Cultur im Nilthale.

Alter und Abstammung des ägyptischen Volkes.

Unter allen bekannten Völkern besitzt das Aegyptische sowohl die am besten beglaubigte als auch die am tiefsten hinabreichende Geschichte. Obwohl nun die ägyptische Chronologie noch lange nicht die wünschenswerthe Sicherheit bietet, so darf man doch mit ziemlicher Verlässlichkeit den Anfang der ägyptischen Geschichte um das Jahr 4500 vor unserer Zeitrechnung annehmen. Da aber erfahrungsgemäss die Bildung eines monarchischen Einheitsstaates, der wie der ägyptische nicht auf Eroberungen sondern auf friedlichen Elementen basirt war, eine langjährige Culturentwicklung voraussetzt, so können wir mindestens 1000 Jahre für jene Periode ansetzen, innerhalb welcher sich das ägyptische Volk zu dem entwickelte, als welches es uns unter seinen ersten Königen entgegentritt. Es wäre damit das Jahr 5500 v. Chr. als jener Punkt gewonnen, bis zu welchem wir, zwar nicht den ägyptischen Staat, aber das ägyptische Volk als solches zurück zu verfolgen im Stande sind.

Dieses ägyptische Volk nun haben wir uns in keiner Weise als Autochthonen des Nillandes zu denken; die Aegypter sind vielmehr alte, aus Asien eingewanderte Hamiten. Dies wird durch zweierlei bestätigt, zunächst durch ihre ethnographische Verwandtschaft mit mehreren Völkern Nordafrika's, die ebenfalls dort eingewandert sind, nemlich den Berbern, Galla, Somâli, Dankali, sämmtlich Hamiten, dann durch ihre Racenverwandtschaft mit den Völkern Asiens, den Semiten und Indogermanen, mit welchen zusammen die Hamiten die mittelländische Race bilden. Von den aus Asien ausgezogenen Hamiten, körperlich und sprachlich mit den Semiten in innigster Verwandtschaft stehend, waren die Aegypter die letzten, da wir sie an

der Schwelle Asiens sesshaft finden, während ihre nächsten Verwandten, da sie die Länder Nord- und Ostafrika's inne haben, vor den Aegyptern dort eingezogen sein müssen. Wahrscheinlich war das Land früher im Besitze der Fulah-Race, welche gegenwärtig inmitten der Negervölker verbreitet ist. Sie musste jedoch den ihr geistig und körperlich überlegenen fremden Einwanderern Platz machen und sich nach dem Süden zurückziehen. [1]) Die Verwandtschaft der Fulah-Race mit der Mittelländischen so wie manche Berührungspunkte der Fulah-Idiome mit den hamitischen Idiomen scheint auch auf eine eingetretene Mischung schliessen zu lassen. [2]) So bestand denn die Bevölkerung des alten Aegypten durchaus nicht aus homogenen Elementen, vielmehr lassen sich nebst den hamitischen Weissen mit schlichtem Haare noch Braune, die eben erwähnten Fulahs, und Schwarze, nemlich Neger, unterscheiden. Ob in den Altägyptern schon etwas Negerblut steckte, wird theils verneint, [3]) theils bejaht.[4]) In letzterem Falle müssten sie ein stärkeres Element denn nur Kriegs- und Haussklaven gewesen sein. Jedenfalls waren auch die weissen Hamiten Aegyptens stark gebräunt, wenn auch nicht so dunkel wie die Fulahs. Hellbraun, dunkelbraun und schwarz mögen die Hautnüancirungen im alten Aegypten gewesen sein. Mit den herabgekommenen Aegyptern, leider wissen wir nicht ob mit den hell- oder dunkelbraunen, vermischten sich später die eindringenden Araber; aus dieser Kreuzung entsprang die Fellahbevölkerug der Gegenwart. Andererseits blieb aber ein Theil der Landeseingebornen sowie ein Theil der Araber unvermischt. Die ersteren sind die heutigen Kopten, die directesten Nachkommen der alten hamitischen Aegypter. [5]) Ob man die heutigen Bedscha's — einen äthiopischen, gleichfalls hamitischen Stamm — für Nachkommen der Bevölkerung des alten Culturstaates Meroe betrachten könne, ist bei den Mangel an Proben der alten Sprache und an einer einheimischen Tradition nicht zu entscheiden. Meroe war aber im Alterthume von einem Volke bewohnt, welches allen Anspruch hat, das äthiopische im engeren Sinne zu heissen. [6])

---

1) Waitz. *Anthropologie der Naturvölker.* Leipzig 1860. 8°. II. Bd S. 459.

2) Friedr. Müller, *Probleme der linguistischen Ethnographie.* (*Behm's Geogr. Jahrbuch.* IV. Bd. S. 300—311.) und: *Allgem. Ethnographie.* S. 62—64.

3) Mengin et Jomard, *Histoire sommaire de l'Egypte sous le gouvernement de Mohammed-Aly.* Paris 1839. 8°. II. Vol. S. 406.

4) Fried. Müller, *Ethnographie.* S. 191 Perty, *Ethnographie.* S. 103.

5) Heinrich Stephan, *Das heutige Aegypten.* Leipzig 1872. 8°. S. 61.

6) Richard Lepsius, *Briefe aus Aegypten, Aethiopien und der Halbinsel des Sinai.* Berlin 1852. 8°. S. 266.

Der Staat Meroe.

Der älteste Staat der sich am Fusse des äthiopischen Hochlandes und zwar in einer Zeit, die dem vierten Jahrtausend vor Chr. vorauszugehen scheint, war Meroe (*Μερόη*) in dem inneren Vereinigungswinkel der Ströme, die dem Nil so zu sagen seine Fülle geben, dem Bahr el Azrek (blauen Nil) und dem Atbara. Dieses äthiopische Mesopotamien dehnt sich in einer schildförmigen Gestalt von 15° 15′ bis 17° 40′ n. Br. aus, etwa 25 geogr. M. lang. Gleichsam als letzter Vorsprung des nördlichen Alpenlandes vom Hochgebirge war diese Insel gewiss sehr frühe schon bewohnt und durch ihre ringsum gegen die plötzlichen Einfälle zerstörender Nomaden gesicherte Lage vorzüglich zu einem Culturlande geeignet. In und um Meroe hatten sich mehrere Volksstämme gelagert, mit einer Lebensweise, die von der Natur des Landes abhängig war. Einige trieben Ackerbau, und dies war besonders im östlichen Meroe der Fall, andere waren Viehzucht treibende Nomaden, andere endlich Jäger. Ueber alle jene, durch ihre Lebensweise getrennten Stämme übte aber die Metropolis Meroe [1]) eine dauernde Herrschaft aus. Die Form dieses Staates war hierarchischer Aristocratismus, welcher der Fürstengewalt und Kraft um so unauflösbarere Ketten anlegte, als sie das Gepräge der Theokratie trugen. Die Natur dieser Verfassung schloss Eroberungssucht in sich. Meroe war ein erobernder Staat. Trotzdem finden wir dort keine Spur von Kasteneintheilung und das theokratische Königthum scheint kein Hinderniss für die Ausbildung von Industrie und Handel gewesen zu sein. Aethiopien war wegen seines Gewerbfleisses selbst in Asien berühmt. Die eigentliche Geschichte Meroe's ist uns völlig unbekannt, wir wissen nur, dass der ägyptische Sesostris in dasselbe einbrach und es sich unterwarf. Während der persischen Periode Aegyptens scheint das Reich von Meroe endlich von seiner Grösse gesunken und in mehrere Staaten zerfallen zu sein. [2])

So alt indessen die Cultur in Aethiopien auch gewesen sein mag, so ist doch von einer äthiopischen Urbildung, die man eine Zeit lang annehmen zu dürfen meinte, keine Rede. [3]) Aegypten hat seine Cultur nicht von Aethiopien oder Meroe aus empfangen, allein eben so voreilig wäre der Schluss, dass die Aethiopier unter den historischen Culturvölkern gar nicht existirten; [4]) gegen eine solche unbegründete Behauptung sprechen denn die merkwürdigen Ruinen, Alterthümer und Inschriften zu Axum und auf dem abessynischen

---

1) Vgl. Ritter's *Erdkunde*. I. 563 das heutige *Shendy*. Die Ruinen der Stadt finden sich zu *Assur* (*A'syr* bei Lepsius) bei Shendy.

2) J. D. v. Braunschweig, *Geschichte des allgemeinen politischen Lebens der Völker im Alterthume*. Hamburg 1830. 8°. I. Bd. S. 17—49.

3) Lepsius. A. a. O. S. 267.

4) Kolb, *Culturgeschichte*. I. S. 82.

Hochplateau zu beredt.[1]) Auch darüber kann kaum ein Zweifel bestehen, dass seit den ältesten Zeiten die Aegypter mit ihren südlichen äthiopischen Nachbarn in mannigfache Berührung gekommen sind, deren culturhistorische Folgen allerdings sich noch in tiefes Dunkel hüllen.

Anfänge der ägyptischen Cultur.

Die Anfänge der ägyptischen Cultur lassen sich wegen der Unsicherheiten in der Chronologie [2]) nicht mit Gewissheit bestimmen; fest steht jedoch, dass dieselben in ein hohes Alter hinaufreichen, ja in ein höheres denn irgend eines von dem uns beglaubigte Kunde geworden. [3]) Woran wir festzuhalten haben, ist, dass der eigentlich culturtragende Theil der Bevölkerung Aegyptens eingewanderte Hamiten waren, ethnisch verschieden von den braunen Fulahs, den schwarzen Negern und den Stämmen des südlicheren Aethiopiens; es kann demnach auch keine Rede sein von Verwandtschaft mit den arischen Indern, wie sie mitunter aus einigen Culturanklängen gefolgert wird. [4]) Wohl aber zeigt sich die ägyptische Cultur als echt hamitisch und kann sie ihre tiefste Verwandtschaft mit jener Mesopotamiens niemals verläugnen. [5]) Auf dem schwarzen Boden des fruchtbaren unteren Nilthales, welcher dem Lande seinen ältesten einheimischen Namen *Kêmi* [6]) gab, scheinen sich in ältester Zeit mehrere kleine Staaten unter priesterlicher Herrschaft entwickelt zu haben, die endlich durch eine kräftige Hand zu einem einheitlichen Reiche vereiniget wurden: König *Mena* oder *Menes*, [7]) so hat die Geschichte den Namen des ägyptischen Nationalhelden aufbewahrt. Aus dem oberen Lande stammend, soll er zuerst von Memphis aus einen Staat wahrscheinlich im Anfange des dritten Jahrtausends vor unserer Zeitrechnung gegründet haben. Dieses alte Memphiten-Reich, das „Aegypten der

1) Siehe darüber: Th. Heuglin, *Reise nach Abessinien, den Gala-Ländern, Ost-Sudán und Chartum.* Jena 1868. 8°. S. 147—153.

2) Eine neue Hypothese über die ägyptische Zeitrechnung stellt auf L. Noak, *Die Pharaonen im Bibellande.* Frankfurt a./M. 1870 8°.

3) Vgl. Tylor, *Anfänge der Cultur.* I. Bd. S. 55.

4) Z. B. bei Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 87.

5) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnologie.* S. XVIII.

6) *Chämi, Chimi,* im Koptischen „schwarzes Land" (Χημία d. i. schwarz), zunächst von dem schwarzen Boden des Flussthales. Aegypten, ἡ Αἴγυπτος ward ursprünglich nur von dem Flusse des Landes gebraucht, äthiopisch *Y Gips*, das Hohlland. Bei den östlich angrenzenden semitischen Völkern heisst das Land noch jetzt *Masr* oder *Misr*, wie schon bei den alten Hebräern, wo der Landesname *Mazôr* oder *Mizrajim* (daher altpers. *Mudrâja*) lautet

7) Μὴν, Μηνᾶς. (Herodot. 2, 4. 99.)

Pyramiden" wird indess durch neuere Forscher [1]) stark angezweifelt. Jedenfalls bleibt die politische Gestaltung dunkel bis nach der sogenannten „Hyksos"-Periode, der Herrschaft der Hirtenkönige. Wer diese Hyksos gewesen, darüber sind die Ansichten verschieden, Einige haben sie für Aethiopier, Neuere für Semiten, etwa phönikische Syrer erklärt. Sicher ist nur, dass sie ein von den hamitischen Aegyptern ethnisch verschiedener, wahrscheinlich nomadischer Volksstamm waren, der mit Macht hereinbrach, sich mehrere Jahrhunderte lang im Lande festsetzte und die schon vorhandene ägyptische Cultur in die höher gelegenen Landestheile zurückdrängte, von wo aus seinerzeit auch die Befreiung von der fremden Herrschaft ihren Ausgang nahm. Dass schon vor der Hyksos-Periode eine ausgebreitete Gesittung in Aegypten heimisch gewesen, ist zweifellos, wenn man auch nicht allen sich an Sesostris' Namen knüpfenden Sagen Glauben schenkt. Tradition, Chroniken und Denkmäler bezeichnen diesen Regenten als einen gewaltigen Eroberer, der seinem Schwerte die halbe asiatische Welt bis zum Gangesufer unterworfen hätte; keine Spur einer solch ausgedehnten Herrschaft ist aber zurückgeblieben, der Culturhistoriker darf sich also billig jeder diesbezüglichen Untersuchung entschlagen. Den Archäologen die Forschung nach der Glaubwürdigkeit einzelner Handlungen und Persönlichkeiten überlassend, haben wir nur das auf das Culturleben bekannt Gewordene in's Auge zu fassen. Wir dürfen uns demnach begnügen zu erwähnen, dass noch einmal, ehe es mit Psammetich zu tagen beginnt in Aegypten's Geschichte, das Land allerdings nur für kurze Zeit unter Fremdherrschaft gerieth, diesmal unter äthiopische, welche jedoch, wie es scheint, der vorhandenen Culturentfaltung keinen Abbruch that.

Mehr denn irgendwo erkennen wir in Aegypten die Möglichkeit des Culturbeginnes an rein physische Momente geknüpft. Es lag nicht in des Menschen Willkür hier oder dort zur Gesittung sich emporzuheben, er musste dies allerwärts thun an den ihm von der Natur bezeichneten Planetenstellen, auf den ihm vorgeschriebenen Pfaden. Seine Entwicklung vermochte er selbst weder zu beschleunigen noch zu hemmen. Es ist die Frage aufgeworfen worden, warum die Civilisation an den Ufern des Nils und nicht an jenen der Donau oder des Mississippi entsprang? [2]) Die Antwort hierauf lautet einfach dahin, dass die gesammte Cultur Aegyptens lediglich ein Geschenk des Nils ist. [3]) Nicht das ganze Land, sondern nur ein Strich, der von dem einzigen Strome durchflossene Theil Aegyptens ist von der Natur in hervorragender Weise begünstigt; ringsum liegt

1) Siehe Noak. A. a. O.

2) Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 64.

3) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnographie.* S. XVIII.

heisser Sandboden, dürre steinige Wüste. Demgemäss finden wir die Hauptbevölkerung denn auch an den untersten Abhängen der Felsketten, die das Nilthal umschliessen und in dem im Mittel etwa drei Stunden breiten Lande des letzteren von Philä und Syene an, wo der Nil zum letzten Male in schäumenden Katarakten vom Gebirge herabstürzt. Nur hier, auf den, den Ueberfluthungen des Nils zugänglichen Strecken, entfaltete sich der Ackerbau. Obwohl nun die äusseren Umstände Aegyptens derartige waren, dass ihm jede Basis für das erspriessliche Gedeihen der Landwirthschaft auf das Entschiedenste abgesprochen werden musste, so sehen wir doch kein Volk dem Ackerbau eher sich zuwenden, als gerade die Aegypter. Auch dieser auffallende Umstand findet indess seine vollkommen natürliche Erklärung. Während in den meisten Ländern die Bebauung des Bodens unsicher ist, können in Aegypten die Ernten, Dank den Ueberschwemmungen, vorhergesagt und beherrscht werden, was sich von wenig anderen Ländern der Erde sagen lässt. Im Frühjahr kann man wissen, wie die Felder im Herbste stehen werden. Der Ackerbau ist im ägyptischen Nilthale etwas Gewisses, daher dort der Mensch frühzeitig zur Cultur gelangte. [1])

Priesterschaft und Cultus.

Zu den ursprünglich rohen, nur vom Fischfange lebenden Bewohnern kam bei Beginne des dritten Jahrtausends v. Chr. eine höhere Cultur aus dem Staate Meroe durch ausgewanderte Priester. Die Priester waren es, die zunächst einsahen, dass der Ackerbau zu allen Zeiten die vorzüglichste Grundlage jeglichen gesellschaftlichen Lebens sei und daher mit klugem Sinne für die Landwirthschaft Symbole schufen, um hierdurch ihr Interesse mit dem des Landmanns zu verknüpfen. Sie brachten die landwirthschaftlichen Thätigkeiten mit dem Mythos über ihre Götter in Einklang, wodurch es denn geschah, dass bei den Aegyptern wie bei den späteren Griechen der religiöse Cult seinen Mittelpunkt in der Verehrung der getreidespendenden Gottheit fand. Dass dieses ursprüngliche Interesse der Priesterkaste ein egoistisches gewesen, ist ganz nebensächlich, einmal weil der Eigennutz, in der menschlichen Natur begründet, stets eine der zuverlässigsten Quellen aller Entwicklung war, dann aber, weil sie, die Verbreiter der religiösen Begriffe, eben für die Cultur Erfolge errangen. Es ist den Priestern vornehmlich zuzuschreiben, wenn man anstatt der wilden Benutzung des Bodens später unter „Landwirthschaft" ein bestimmtes, von einer gewissen Menschenclasse

---

1) Vgl. Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 64—65 und Paul Oemler, *Antike Landwirthschaft. Ein Beitrag zur landwirthschaftlichen Archäologie.* Berlin 1872. 8⁰. S. 14—15.

betriebenes Gewerbe verstand.[1]) Die meroitischen Priester gründeten nun eine Reihe von Colonien, die — eine weitere natürliche Folge — den Handel in Schutz nahmen. Der Ackerbau leitete aber auch zum Grundeigenthume, welches die vorzüglichste Stütze der Priesterschaft bildete und ihren späteren Einfluss erklärt. Mit klugem Verstande wussten sie die Vortheile der ackerbautreibenden Classen den ihrigen anzupassen, wovon die religiösen Einrichtungen der Aegypter Zeugniss ablegen, welche in Iris und Osiris ihre Hauptgottheiten und zugleich die angeblichen Erfinder des Landbaues und des Pfluges verehrten. Es ist eine, wie es scheint, den Uranfängen der Cultur geläufige Auffassung die Fruchtbarkeit mit der Verschiedenheit der Geschlechter so wie mit der Verehrung der Sonne und des Mondes in Verbindung und zu cultlichem Ausdrucke zu bringen. Der Sonnendienst stellt überall das befruchtende männliche, der Mond oder die Erde das gebende weibliche Princip dar. So sehen wir auch in Aegypten, wo mitten in der Weihe der Tempel die Zeugung ihre Repräsentation in mannigfachen Emblemen findet, die Sonne in Osiris, die Erde in Isis versinnlicht, welche zugleich die getreidespendenden Gottheiten sind. Gleich allen übrigen alten Religionen nahm die ägyptische Glaubenslehre ihren Ursprung in einer Verehrung der unmittelbaren äusseren Natur; die höchsten und ältesten Götterbegriffe, welche sich zunächst an die Urgottheit anschliessen, d. h. die acht Götter ersten Ranges, sind sämmtlich kosmischer Natur; sie bedeuten die grossen Theile des Weltalls und die in demselben wirkenden Kräfte.[2]) Die ägyptische Religion ist der durchgebildetste Pantheismus, jedoch kein monotheistischer, sondern ein wesentlich polytheistischer. Gott und Welt sind Eins; die Bewegungen der Gestirne sind Thaten der Gottheit. Der Aegypter kennt die Weltschöpfung aus dem Nichts durchaus nicht. Die Weltschöpfung ist nur die Entwicklung dessen, was in der Gottheit schon eingeschlossen war; auch das Böse führt er auf die Urgottheit selbst zurück, eine Anschauung, die seiner Kritik sicherlich alle Ehre macht. Diese religiösen Grundideen erhielten sich lange Zeit, wenn auch das sie umgebende Beiwerk, die Anzahl der Götter u. dgl. mannigfache Wandlungen durchlief. Auch manche neue Idee ward im Laufe der Zeiten gebildet; so hat beispielsweise die Seelenwanderungslehre zur Zeit der Hyksos noch nicht bestanden, wobei jedoch etwa an eine fremde Importation keineswegs zu denken ist.[3]) Endlich machen wir

---

1) Oemler, A. a. O. S. 6.

2) Röth, *Gesch. unserer abendl. Philosophie.* I. S. 195. Prof. Röth weist überzeugend nach, dass von einer Entstehung der ägyptischen Glaubenslehre aus einem Thierdienste keine Rede sein könne. A. a. O. S. 187—222.

3) Röth. A. a. O. S. 219 weist nach, dass die Annahme, die Seelenwanderungslehre müsse von Indien her, dem einzigen Lande, welches sie sonst besass, in den ägyptischen Glaubenskreis eingedrungen sein, keine Wahrscheinlichkeit besitze. Ueber den Ursprung der Metempsychose siehe Tylor, *Anfänge der Cultur.* II. Bd. S. 16 u. ff.

wie bei den anderen Völkern auch bei den Aegyptern die Wahrnehmung, dass die Verehrung der aus der Sagengeschichte entstandenen Göttergestalten, wegen ihrer der Phantasie und dem Fassungsvermögen des Volkes leichter zugänglichen Natur, immer vorherrschender wurde, bis diese endlich die älteren kosmischen Götterbegriffe so sehr verdrängten, dass die Begriffe und Aemter der älteren, höheren Gottheiten ganz auf diese übertragen wurden. Schon im V. Jahrhundert v. Chr. genossen die grossen Gottheiten nur mehr eine örtliche Verehrung in einzelnen Städten und Districten, während der Osiris- und Isis-Dienst durch ganz Aegypten verbreitet war.[1]) Aehnliches trug sich bekanntlich in Phönikien zu.

„Die Kenntniss der Priesterreligion blieb in Aegypten wie in „Indien dem Volke sorgsam verschlossen. Für diese Massen ward „eine roh-materielle Volksreligion geschaffen. Man personificirte „die Natur und verehrte einzelne Wesen, namentlich auch Thiere.“[2]) Diese Annahme einer tieferen, reineren Speculation, die als ein priesterlicher Geheimbesitz dem Volke verschlossen gewesen wäre, ist indess ein Hirngespinnst mancher Schriftsteller. Die Geheimlehren der ägyptischen Priester sind eben nichts anderes als die hier vorgetragene Glaubenslehre. Diese musste bei den Aegyptern eben so gut im ausschliesslichen Besitze der Priester bleiben, wie in der Gegenwart die wissenschaftliche Dogmatik ein Eigenthum der Theologen ist und gerade ihrer wissenschaftlichen Form wegen nicht blos dem niederen Volke, sondern sogar der Mehrzahl der Gebildeten bleibt; und zwar in beiden Fällen aus dem nämlichen Grunde, dass ihre Kenntniss nur durch Unterricht und Studium nach einer eigens hiezu eingerichteten gelehrten Vorbildung erworben werden kann. Die ägyptischen Priesterschulen zu Heliopolis und anderwärts entsprechen einfach den Seminarien der Jetztzeit.

Was nun die Thierverehrung anbelangt, so hatte dieselbe im alten Aegypten in der That eine ausserordentliche Verbreitung erlangt. Das alte Aegypten war ein Land voll heiliger Katzen, Schakale, Habichte, deren Mumien uns bis auf diesen Tag aufbewahrt sind, aber ganz falsch ist die Behauptung, der Thiercult wäre für die rohen Volksmassen eigens geschaffen worden. Die Entstehung des Thiercultus erklärt sich auf weit einfachere, naturgemässe Weise. Behalten wir fest im Auge, dass in Aegypten zwei Racen waren, eine hellere und eine dunklere, dass die hellere die dunklere unterwarf. Bei den Negern steht heute noch die Zoolatrie, besonders der Schlangencultus (Ophiolatrie) in vollster Blüthe. Menschen auf tieferen Culturstufen betrachten die unter ihnen stehende Thierwelt mit ganz anderen Augen als wir, und kennen wir an denselben drei Motive

---

1) Röth. A. a. O. S. 321.

2) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 88.

des Thiercultus, nämlich directe Verehrung des Thieres an sich, indirecte Verehrung desselben als eines Fetisch durch den eine Gottheit wirksam ist, und Verehrung desselben als eines „Totems" oder Repräsentanten eines Stammvorfahren.[1]) Die erobernde hamitische Race fand in Aegypten zweifelsohne den aus den Epochen vor der Pyramidenerbauung stammenden Thiercult schon vor und hat ihn gestattet, weil sie die Herrschaft über die dunkle Race gewinnen wollte. Wie so oft, so auch hier gewann derselbe nicht nur an Bestand, sondern ergriff auch endlich sogar die weisse edlere Race[2]) und führte zu den wollüstigen Cultusformen, die wir überall kennen gelernt haben, wo wir eine hamitische Grundlage im socialen Leben nachzuweisen vermochten.[3]) Wir gedenken dabei des die zeugende Naturkraft symbolisirenden Gottes in Bocksgestalt und seines Dienstes, ursprünglich local bei den Mendesiern, dann aber zu allen Aegyptern übergegangen und besonders hochverehrt in Panopolis, einer Stadt der Thebais; wir gedenken der Phallusbilder umhertragenden Frauen auf dem Dionysusfeste, der Isisfeste zu Bubastis, wo jährlich 700,000 Pilger sich geschlechtlichen Ausschweifungen hingaben.[4]) Selbst die Schändung weiblicher Leichen war nichts Ungewöhnliches, nur Menschenopfer gingen niemals im Schwange, denn alles was ägyptische Darstellungen darauf Deutbares enthalten, bezieht sich nur auf den Krieg und die übermenschliche, göttliche Macht der Pharaonen.[5])

Mit den religiösen Vorstellungen mag theilweise die Sitte der Leicheneinbalsamirung in Zusammenhang gestanden sein; jedoch jedenfalls nur theilweise, denn abgesehen von wahrscheinlich obwaltenden sanitären Rücksichten, sind die Menschen im Allgemeinen, nicht die Aegypter allein, seit Jahrtausenden bemüht gewesen, ihre Abgeschiedenen vor der entstellenden Hand der Verwesung zu bewahren; das Mumificiren geschah mit den verschiedensten Mitteln und bei den verschiedensten Völkern der Erde, bei den alten Peruanern und den Guanchen, den ausgestorbenen Ureinwohnern der canarischen Inseln; doch war der Erfolg immer nur ein dürftiger; eine Mumie ist stets widerwärtiger als das einfache Skelett; trotzdem verwandten die Aegypter viel Zeit, Mühe und Geld auf die Herstellung ihrer Mumien, wobei drei auch im Kostenpunkte sehr verschiedene Arten des Mumificirens üblich waren.[6])

1) Tylor, *Anfänge der Cultur.* II. S. 238.

2) Weiss, *Weltgeschichte.* I. S. 74 auch Tylor. A. a. O. II. S. 239.

3) A. Dulk, *Die Cultur der alten Aegypter (Ausland* 1868. S. 990) sagt irrthümlich, dass sich von den Ausschweifungen des Thiergottesdienstes in Aegypten keine Spur fände.

4) Dufour, *Histoire de la Prostitution.* I. S. 50.

5) Kolb, *Culturgeschichte* I. S. 88 spricht von Menschenopfern.

6) Herodot. II, 86. Siehe *„Ausland"* 1872. No. 51. S. 1222—1223.

Die Ehre der Bestattung ward nur nach dem feierlich vollzogenen Todtengerichte, einem Collegium von vierzig Priestern, gestattet. Jeder konnte den Verstorbenen anklagen; hatte er ein schlechtes Leben geführt, so ward ihm die Bestattung versagt. Meldete sich kein Ankläger, so wurden Lobreden auf den Hingeschiedenen gehalten und derselbe im Erbbegräbnisse der Familie beigesetzt. Ueber einen verstorbenen König sass aber sein ganzes Volk zu Gericht. Dieses war aber nur ein Abbild und Vorspiel des jenseitigen Todtengerichtes, dem der Aegypter entgegenging und das wir mit Vorliebe, zumal in ihren Büchern, den Papyrusrollen, [1]) dargestellt finden. Je nach dem Urtheile wird die Seele des Verblichenen entweder zu den Göttern eingeführt oder, in ein dem Charakter seiner Sünden entsprechendes Thier verwandelt, wieder nach der Oberwelt eingeschifft. [2])

Eine Betrachtung der religiösen Regungen im alten Aegypten, wie sie hier mit Hereinbeziehung der davon unmittelbar abhängigen Erscheinungen im socialen Leben versucht wurde, leitet zu dem Schlusse, dass zwar so wenig als anderwärts die ägyptische Religion eine Erfindung der Priesterschaft gewesen, diese aber dadurch auf alle Schichten der Bevölkerung einen mächtigen Einfluss gewinnen musste. In der That wird Aegypten zumeist als eine vollkommene Theokratie geschildert, wo die Priesterkaste mit der Macht ihres Wissens und dem daraus entspringenden socialen Ansehen selbst die Könige beherrschte. Die Pflicht der Wahrheit gebietet aber hinzuzufügen, dass dieser priesterliche Einfluss sich keineswegs nachtheilig erwies. Ob nun die altägyptische Weisheit vorzugsweise eine auf rein praktischer Erfahrung begründete Lehre von dem objectiven Sein der Dinge, ohne jeden idealen Beigeschmack, ohne jede philosophische Unterlage gewesen, [3]) ob die vielgepriesene Weisheit Aegyptens vorzugsweise darin bestanden, einfache Erfahrungen dieser Art in reichem Masse zu sammeln und praktisch dieselben im Verkehr mit einander als Lebensregeln zu verwerthen, wagen Kenner nicht zu entscheiden, wiewohl das Studium der Denkmäler und Inschriften uns in der That bisher mehr altägyptische praktische Erfahrungen als tiefe Weisheit enthüllt hat. [4])

Wissenschaftliche Höhe der Aegypter.

Ehe ich zur Schilderung der socialen Einrichtungen und der materiellen Cultur Altägyptens übergehe, sei noch das Gemälde

---

1) Siehe „*Das Todtenbuch der alten Aegypter.*„ (*Ausland* 1869. S. 537—542.)

2) A. Dulk. A. a. O. *Ausland* 1868 S. 991—992.

3) Brugsch's Meinung.

4) Joh. Dümichen, *Ueber die Tempel und Gräber im alten Aegypten und ihre Bauwerke und Inschriften.* Strassburg 1872 8⁰. S. 9—10.

seiner geistigen Entwicklung mit einigen Federstrichen charakterisirt. Nur mit starker Einschränkung vermögen wir jener Auffassung beizustimmen, welche die ägyptische Cultur gleichsam im Stadium des Kindesfrühlings erblickt.[1] So sehr sich auch manche Erscheinung zu Gunsten einer solchen Meinung deuten lässt, so widerspricht ihr doch andererseits die achtungswerthe Höhe der erreichten wissenschaftlichen Kenntnisse. Die ägyptischen Religionsgesetze haben weder auf Gewerbe noch etwa gar auf Kunst und Wissenschaften hemmend eingewirkt. Was die Letzteren anbelangt, so ist kein Volk des Alterthumes zu nennen, welches einen gleichen Schatz positiver Kenntnisse in so frühen Epochen besessen hätte; die vielfach stark überschätzten Griechen sind in den meisten Dingen Schüler Aegyptens. Dass hier die allgemeine Volksbildung auch auf hoher Stufe stand, ist bekannt. Lesen, Schreiben und Rechnen waren unter dem niederen ägyptischen Volke allgemein verbreitete Kenntnisse, eine Erscheinung, die wir ausser in China sonst nirgends wiederfinden in der alten Welt. Am meisten zurück unter den Wissenschaften stand vielleicht die Heilkunde; sie wurde gleich allen anderen Wissenszweigen ausschliesslich von der Priesterkaste geübt; hier wirkte sicherlich die Bestimmung hemmend, dass die Kranken nur nach den alten Gesetzen der Heilung behandelt werden durften. Freilich geboten diese gegen gewisse Krankheiten, wie Pest, Aussatz und Augenkrankheiten durch Jahrhunderte hindurch bewährte Heilmittel. Die von den Priestern verordnete Hygiene, ihr Dringen auf Reinlichkeit[2] und regelmässige Lebensart hält selbst die Kritik der Gegenwart aus. Zudem hatte die Sitte die Todten einzubalsamiren frühe schon zu einer ziemlich genauen Kenntniss der Anatomie geführt, wie sie wenige Culturvölker des Alterthums besassen. Eine eminente Höhe hatten die Aegypter in der Astronomie erreicht. Wir wissen heutzutage, dass es eine sehr natürliche Ursache war, nemlich die Ueberschwemmungen des Nils, welche durch die Beobachtung, dass das Steigen des Stromes mit dem heliakischen Aufgehen des Syrius oder Hundssternes zusammenfiel,[3] schon zeitlich zum Studium der Sternkunde geleitet hatten,[4] bei welcher sie die constructive Methode in Anwendung brachten. Die Aegypter hatten Tag und Nacht in 12 Stunden, die Sonnenbahn am Jahreshimmel in 12 gleiche Felder — unseren heutigen Zodiacus — getheilt, regulirten das bürgerliche Jahr nach den Berechnungen des astronomischen Jahres in der Phönixperiode und der Hundstern- oder Sothisperiode, brachten und erhielten die Mondumläufe mit den scheinbaren Sonnenumläufen durch

---

1) A. Dulk, *Die Cultur des alten Aegypten.* (*Ausland* 1868 S. 913 ff., 945 ff., 972 ff., 988 ff.)

2) Die Beschneidung ist ägyptischen Ursprungs.

3) Humboldt, *Kosmos.* III. S. 171.

4) Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 67.

andere cyklische Perioden in Einklang, kannten die Umläufe und Stationen der Planeten und sagten sogar, nach der Griechen Zeugniss, die Verfinsterungen der Sonne und des Mondes genau vorher. Aus den hochentwickelten astronomischen Kenntnissen kann mit Recht auf Bedeutendes in den damit zusammenhängenden mathematischen Wissenschaften der Aegypter geschlossen werden. In der That besassen sie ein vollkommen ausgebildetes Kalenderwesen, ein Jahr von 360 Tagen, geregelte Maasse und Gewichte, eine Erfindung, der wir zuerst bei hamitischen, nicht wie irrthümlich behauptet wird, [1]) bei semitischen Völkern begegnen. Von Aegypten ging sie unter anderem nach Griechenland über; die griechische Elle von Samos war mit der ägyptischen identisch. [2]) Die Aegypter selbst besassen zwei Masseinheiten, die grosse oder die königliche Elle und die kleine Elle, deren Verhältniss 7 : 6 war. [3]) Es ist eine ungerechtfertigte Behauptung, [4]) dass die Kenntnisse in der Geometrie gering gewesen sind. Ueber die Feldmesskunst besassen sie eigene Werke mit Anweisungen zum Entwurfe von Quadraten, Rechtecken und verschiedenen Dreiecken; [5]) da die jährlichen Nilüberschwemmungen die Grenzen der Privatbesitzungen zerstörten, so musste jedes Jahr der Grundbesitz neu vermessen werden. Thales und Pythagoras erwarben in Aegypten ihr geometrisches Wissen. Wohl mochten die Aegypter, deren Land der Schauplatz so erstaunlicher Werke der Ingenieurkunst war, lächeln, wenn die eingebildeten Griechen sich rühmten, dass Thales sie gelehrt habe, die Höhe ihrer eigenen Pyramiden zu messen. [6]) Von der Arithmetik, ihrer Lieblingswissenschaft, wissen wir, dass die Decimal- und Duodecimalsysteme in Gebrauch standen; die Aegypter bildeten die Zahlenlehre, entwickelten die Lehre von den Verhältnissen und der Verwandlung der Figuren, kamen auf die geometrische Methode, die sie zur Erd- und Himmelsmessung anwendeten, wo die Construction an die Stelle der Berechnung tritt. Und sogar die Anfänge der Sphärik gewannen sie. In der hydraulischen Ingenieur- und Massivbaukunst hatten sie einen

---

1) D. Chwolson, *Die semitischen Völker.* S. 22, 32.

2) *Ausland* 1869 S. 360.

3) Lepsius, *Die altägyptische Elle und ihre Eintheilung.* Berlin 1865. 4°. Dieses Buch heilt auch die zu den gelehrten Geisteskrankheiten gehörenden Untersuchungen über die geheimnissvollen Grössen der altägyptischen Pyramiden. Siehe *Ausland* 1865 S. 1056; Piazzi Smyth, *The great pyramid and its scientific theory.* (*Athenäum* No. 2352 vom 23. Novbr. 1872.) Abbé Moigno's, *Archéologie préhistorique* in den *„Les Mondes“* vom 10. Octbr. 1872 und die gelungene Zusammenstellung und Geisslung dieses gelehrten Blödsinns in dem Aufsatze: *„Die Geheimnisse der ägyptischen Pyramiden.“* (*Gäa* 1872. S. 691 —698.)

4) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 90.

5) Siehe *Ausland* 1868. S. 168.

6) Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 59. Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 90 behauptet dies in allem Ernste.

nicht unbedeutenden Grad von Vollkommenheit erlangt. Auch über die Musik wurde nachgedacht und über die Eigenschaften der Töne Lehren aufgestellt; physikalische und geographische Erscheinungen suchten sie gleichfalls zu erklären, Land- und Flurkarten, ja angeblich sogar katastralische Vermessungen besassen sie schon unter Sesostris, und noch heute erinnert der Name der Chemie daran, dass Kemi, Aegypten, ihre Mutter war. [1]) Mochte immerhin Alchemie neben die Astrologie treten; fast immer geht der Irrthum der Wahrheit voraus und stets sind die ersten Schritte die bedeutendsten. [2]) Aegypten besass endlich eine ausgebreitete Literatur, welche Werke über Musik, Astronomie, Kosmogenie, Geographie. Medicin, Anatomie, Chemie, Magie und noch mancherlei andere Gegenstände umfasste, [3]) als etwa Listen von Königsnamen und aufgezeichnete Religionsvorschriften, wie Unwissende meinen. [4]). Nur grössere Dichtungen, Epopöen, Dramen, längere Lehrgedichte haben die Aegypter selten geschaffen, doch ist uns ein langes Heldengedicht über König Ramses d. Gr. aufbewahrt, die Ilias der Aegypter; ihre Poesie gleicht jener der Hebräer am meisten und ist in der Prosa durch die edlere Ausdrucksweise und den Parallelismus der Glieder, den wir in den Psalmen so oft bewundern, unterschieden. Wir kennen aber auch Romane und Erzählungen, die schon der Naivetät der Darstellung wegen anziehen; Briefe, die nicht selten von Witz und Humor übersprudeln; weise Sprüche und goldene Maximen; das ist der Inhalt jener verwitterten Papyrusrollen, welche der Forscher aus den düstern Gräbern, die sie Jahrtausende lang in sich bargen, hervorgezogen hat. Ja, die ägyptische Literatur war sehr reich und das längste Menschenleben würde nicht genügen sie ganz zu durchforschen. [5]) Dennoch leben heutzutage Culturhistoriker, welche ihr die Bezeichnung einer „Literatur" in unserem Sinne versagen zu können wähnen. [6])

Die Aegypter sind auch wohl die ersten, bei welchen sich von einer wirklichen Erfindung der Schrift und zwar einer Buchstabenschrift reden lässt. Diese eigenthümliche Schrift, die Hieroglyphen, hatte, als man ihr zuerst begegnete, bereits eine zwiefache Entwicklung, eine ideographische und eine phonetische — durchgemacht. Wahrscheinlich geschah die Erfindung der Schrift schon in dem ersten nubischen Priesterstaate Meroe in den frühesten Zeiten beginnender Staatsordnung. Zur Zeit der Errichtung des ägyptischen

---

1) Siehe hierüber die hoch interessanten Aufsätze von G. F. Rodwell, „*The Birth of Chemistry.*" (*Nature* No. 153, 155, 157, 158. 161, 162, 163, 168.)

2) Wuttke, *Entstehung der Schrift.* S. 568—569.

3) Draper. A. a. O. S. 63.

4) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 92.

5) L. Stern, *Ueber Schrift und Literatur der alten Aegypter.* (*Ausland* 1869 S. 845.)

6) Kolb, *Culturgeschichte.* I S. 95.

Reiches wurde die Hieroglyphik, wenn auch spärlich, bereits gebraucht.[1] Auch sie blieb lange in den Händen der Priesterschaft, für welche Abgeschlossenheit geboten war, wenn sie nicht in der Rohheit der Volksmasse aufgehen sollte. Die ägyptische Schrift gestattete den vollständigen Abdruck der Rede. Bestimmt war die Bezeichnung und mit Sicherheit liess sich im Ganzen lesen. Als Beschreibstoffe wurden Thierfelle und Leder, auch andere Gegenstände genommen, ehe zu Memphis das Papier erfunden wurde. Die schwerfällige Hieroglyphik vereinfachte sich mit der Zeit zum hieratischen Cursiv und später noch mehr zur demotischen oder enchorischen Schrift, welche begreiflicherweise immer mehr die Oberhand gewann, ob ihrer Bequemlichkeit die Hieroglyphik allmählig verdrängte und deren Gebrauch lediglich auf die Kirchenschrift beschränkte. Die letzten Hieroglyphen kamen im II.—III. christlichen Jahrhundert zur Anwendung.[2] So wie dermalen das altslavische Alphabet im griechischen Ritus blieben sie in den Händen der Priester, doch ohne dass diese je eine eigene Geheimschrift besessen hätten. Da die Aegypter ein überaus schreibseliges Volk waren und jede Kleinigkeit selbst des häuslichen Lebens aufzeichneten, so darf es uns nicht wundern, wenn in dem bisher Entzifferten mitunter nur wenig Weisheit steckt. Es fällt Niemanden ein, welche darin zu suchen. Nach Allem, was wir wissen, müssen aber jedenfalls die ägyptischen Priester zu dem Besitz tieferer Einsicht gediehen sein, da bekanntlich nachmals griechische Gelehrte die Beschwerlichkeiten einer Reise nach Aegypten und langen Aufenthaltes in dem fremden Lande nicht scheuten, um dort in die Lehre der Tempel zu gehen und Weisheit sich zu holen, da auch keiner von diesen die Mühe und den Zeitverlust bereut hat, mit denen das Erwerben ägyptischer Wissenschaft erkauft werden musste. Mit Recht durften die ägyptischen Priester zu den ersten griechischen Philosophen sagen: „Ihr Griechen seid Kinder, eitel und geschwätzig, ihr wisst gar nichts von der Vergangenheit.“[3] Man trifft die Sätze des Thales, Pythagoras, Empedokles und Plato auf Papyrusrollen geschrieben, welche um viele Jahrhunderte älter sind als jene griechische Weisen.[4] Aus Aegypten stammten, wie es jetzt feststeht, die Vorbilder der griechischen architektonischen Ordnungen und selbst die Ornamente und conventionellen Darstellungen. Von dort kamen die Modelle zu griechischen und etrurischen Vasen, von dort viele der vorhomerischen Sagen, die ersten Todtengebräuche.[5]

So weit sich der ägyptische Wissensschatz überschauen lässt,

---

1) Bunsen, *Aegyptens Stelle in der Weltgeschichte.* Hamburg 1845. I. Bd. S. 33.
2) Ausführliches darüber siehe bei: Wuttke, *Entstehung der Schrift.* S. 482—603.
3) Draper. A. a. O. S. 61.
4) L. Stern. A. a. O. S. 845.
5) Draper. A. a. O. S. 62.

werden wir nur wenig darin finden, was in uns die Idee eines Kindheitsfrühlings erwecken könnte. Anders auf dem Gebiete der Kunst; hier sind Anhaltspunkte zur Genüge vorhanden, um jener Ansicht Stütze zu verleihen; ganz besonders in der Malerei, dann auch in der Sculptur ist das Kindliche der Geistesvorstellungen mit Glück nachgewiesen.[1]) In der Malerei fehlt die Perspective, in der Sculptur die Proportion. Der Farben kannten sie nur sechs, eine Mischung derselben aber gar nicht. Trotzdem waren die Aegypter scharfe Zeichner, wie sich aus ihrer trefflichen Charakterisirung der einzelnen Volksstämme ergibt. Der Typus des Negers ist jetzt noch auf den ägyptischen Sculpturen nicht zu verkennen. Wie allerorten war auch in Aegypten die älteste Kunstform lediglich eine getreue Nachahmung der Natur: der Blätterkranz. Dieser hat bei den Aegyptern gerade so wie bei den späteren Griechen die hervorragendste Anwendung. Aus dem Blätterkranze, der Corona, wird die ornamentale Bekrönung der Bauwerke nach oben, die Begrenzung derselben nach unten, der Säulenschaft; nicht minder bilden die ältesten künstlerischen Baudenkmäler Nachahmungen der Naturformen; so die Säulenform am Grabe von Beni Hassan die deutliche Wiedergabe von vier verbundenen Pflanzenstengeln, oder am Capitäl von Karnak jene des weitgeöffneten Kelches der Lotosblüthe als ein dem gewöhnlichen Kopfputze der ägyptischen Damen abgeborgtes ornamentales Motiv, welches sich dann in den buntesten Variationen wiederholt.[2]) Es ist vom höchsten Interesse diesen natürlichen Ursprung der Kunst gebührend hervorzuheben. Obwohl nun die ägyptische Kunst, wie gezeigt, noch an der Nachahmung der Natur zehrte, lässt sich ihre ernste Würde doch nicht absprechen. In der Pyramide, einem bergähnlichen Terrassenwerke, haben wir die primitivste Form künstlerischen Schaffungstriebes, welche weit hinter die historische Zeit zurückreicht.[3]) In den Pyramiden von Memphis gewahren wir das älteste vollendete Baudenkmal der Erde, welchem später jene von Gizeh folgte. Als das Südliche Kreuz vom Horizonte der Länder des Baltischen Meeres verschwand, stand in Aegypten schon ein halbes Jahrtausend die grosse Pyramide des Cheops. Das Hirtenvolk der Hyksos machte seinen Einfall 700 Jahre später.[4]) Sogar der Polarstern ist für dieselbe eine neue Erscheinung. Dass hier die Architektur schon sehr viele freigewordene Arbeitselemente in ihren Dienst nahmen, die Bevölkerung im Nilthale also schon damals sehr verdichtet sein musste, bedarf keines Beweises. Nebst dem Pyramiden-

---

1) Von A. Dulk. A. a. O.

2) Dr. Fr. X. Neumann, *Die Kunst in der Wirthschaft.* Wien 1873. 8°. S. 18—19. Siehe auch Gottfried Semper, *Der Stil in den technischen und tektonischen Künsten.* München 1860—63. I. Bd. S. 13.

3) Semper. A. a. O. S. 323—337.

4) Humboldt, *Kosmos.* II. S 333.

bau kennzeichnet aber eine Fülle classischer Baudenkmäler die spätere, etwa in's Ende des dritten Jahrtausends v. Chr. fallende Glanzzeit Aegyptens. Der Obelisk zu Heliopolis, die Gräber von Beni Hassan gehören dahin. Und endlich die höchste Entwicklungsepoche vom XVI. bis zum Ende des XIII. Jahrhunderts v. Chr. ist überreich an Kunstwerken von den Trümmern des hundertthorigen Theben bis zu den zahllosen Reliefbildern und Statuen. [1])

Abgeschlossenheit Aegyptens.

Alles nun, was in den voranstehenden Blättern gesagt wurde, bezieht sich auf die älteren Perioden des ägyptischen Staatswesens. Bekanntlich trat mit der Regierung Psammetichs ein Wendepunkt der ägyptischen Culturentwicklung in so ferne ein, als mit der bis dahin beobachteten Politik der Abgeschlossenheit nach aussen gebrochen und das Land dem Verkehre mit den Fremden, namentlich mit den Griechen eröffnet wurde, die denn alsbald in das Wunderthal des Nils einzuströmen nicht versäumten. Während lange die antike Cultur der Aegypter überschwängliche Bewunderung gefunden und ihrer Weisheit Dinge zugemuthet wurden, die sie gar nicht leisten konnten, hat neuerer Zeit eine gegentheilige unterschätzende Meinung die Oberhand gewonnen. Ich war demnach bemüht, mit thunlichster Genauigkeit die geistige Culturhöhe der Aegypter in jener Periode der Abgeschlossenheit abzuschätzen, da ja es gerade die geistige Entwicklung dieses merkwürdigen Hamitenvolkes ist, welche am meisten in Frage kommt. Stillschweigend wird der Leser aus meiner Darstellung den Schluss gezogen haben, dass das alte Isolirungssystem — wenn es bestanden — keineswegs einen nachweislich fatalen Einfluss auf den Gang der Gesittung im Pyramidenlande geübt hat. Denn nicht darum handelt es sich, zu untersuchen, wie sich unter anderen Umständen die Dinge hätten gestalten können, sondern wie sie sich unter den obwaltenden Verhältnissen wirklich ausgebildet haben. Wenn indess die Bevölkerung Aegyptens bis zum Jahre 670 v. Chr. durch die strengste Abgeschlossenheit, welche selbst die noch neuerdings in China und Japan bestehende weit übertraf, von jeder Berührung mit dem mittelländischen Meere und Europa abgeschnitten [2]) gedacht wird, so begünstigen doch die neuesten Forschungen eine solche Annahme nicht in genügendem Maasse. Abgesehen, dass in frühesten Epochen kein Volk in Europa lebte, aus dessen Berührung die Aegypter einen erheblichen Culturgewinn hätten schöpfen können, waren sie durchaus nicht an und für

---

1) Fr. X. Neumann A. a. O. S. 25—26.
2) Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 57.

sich voll Hass und Abgeschlossenheit gegen die Fremden erfüllt. Nur die Griechen sahen sich wegen ihrer schändlichen Seeräubereien ausgeschlossen, während andere Völker, zumal die Phöniker Zugang hatten, allerdings unter gewissen Bedingungen, welche die Eigenthümlichkeiten des Volkes vor dem zersetzenden Einflusse der Fremden bewahren sollten. [1]) So erscheint denn schon in Inschriften aus dem XVII. Jahrhundert v. Chr. Cypern als an Aegypten Tribut zahlend, eine Notiz, welche für die richtige Beurtheilung der maritimen Machtstellung Aegyptens in jener frühen Zeit gegenüber den Inseln des Mittelmeeres von hoher Wichtigkeit ist. Ein paar Jahrhunderte später — also immer noch zu einer Zeit, in der wir die griechischen Geschlechter kaum noch als nebelhaft verschwommene Gestalten am äussersten Hintergrunde der ältesten Geschichte zu erkennen vermögen — begegnen uns wieder in ägyptischen Inschriften schon unter den dort aufgeführten Mittelmeervölkern die Sarden und Siculer, die Etrusker, Achäer und Lykier; [2]) noch etwas später, etwa um die Zeit des trojanischen Krieges, in den von Rampsinit geführten Seekämpfen, treten neben den Dardanern, wie es scheint auch die Teucrer und Pelasger auf, auch mehrere damals in Süditalien und an der nordafrikanischen Küste sesshafte Völker, wie eine Menge von kleinasiatischen Stämmen und Städten. [3]) Aus einer Reihe ägyptischer Denkmäler scheint hervorzugehen, dass auch in Bezug auf den Schiffsbau die alten Aegypter die ersten Lehrmeister im Alterthume waren und dass sie keineswegs, wie man bisher annahm, sich lediglich auf die Flusschifffahrt beschränkten. [4]) Vielmehr unternahmen in früheren Epochen Aegypter weite Seefahrten und besassen eine beträchtliche Kriegsmarine. [5]) Ganz im Gegensatze zu den allgemeinen Annahmen, wonach Aegypten erst nach der Eröffnung seiner Mittelmeergestade ein Seestaat, und, weil es kein zum Schiffsbau taugliches Holz im Lande besass, eine erobernde Macht geworden wäre, [6]) nehmen wir

---

1) Vgl. hierüber die betreffenden Capitel bei Du Mesnil-Marigny, *Histoire de l'économie politique des anciens peuples de l'Inde, de l'Egypte, de la Judée et de la Grèce.* Paris 1872. 8°. 2 Bde. Ueber die Wahrscheinlichkeit eines Verkehrs zwischen Aegypten und Griechenland siehe die scharfsinnigen Untersuchungen von Ludwig Ross in *Hellenika.* Bd. I. 1846. S. V und X.

2) Dümichen, *Historische Inschriften.* Bd. I. und E. de Rougé, *Sur les attaques dirigées contre l'Egypte par les peuples de la Méditerranée vers le XIV siècle avant notre ère. (Revue archéologique* 1867, Juli und August); ebenso Ad. Holm, *Geschichte Siciliens;* vgl. *„Ausland“* 1868. S. 563—566; dann Hermann Genthe, *Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden.* Frankfurt a./M. 1874. 8°. S. 75—76.

3) Dümichen. A. a. O.

4) Dümichen, *Tempel und Gräber im alten Aegypten.* S. 14—15.

5) Dümichen, *Die Flotte einer ägyptischen Königin aus dem XVII. Jahrh. vor unserer Zeitrechnung.* Leipzig 1868. A. v. Humboldt, *Kosmos.* II. Bd. S. 159 hegt noch keine allzu hohe Meinung von der ägyptischen Schifffahrt, obwohl er zugibt, dass die Aegypter nicht blos den Nil sondern auch das rothe Meer befuhren.

6) Draper, *Entwicklung Europa's.* S. 58.

vielmehr in der Epoche des freien Verkehrs einen Rückgang der ägyptischen Schifffahrt wahr, indem grössere nautische Unternehmungen, wie die Umseglung Afrika's unter Necho, nicht mehr einheimischen sondern phönikischen Schiffen und Seeleuten anvertraut wurden. Die ältesten Aegypter besassen also nicht wie die Hindu eine religiöse Scheu vor dem Meere, diese ward erst später wahrscheinlich durch die Priesterkaste aus mancherlei Gründen, worin sicherlich auch egoistische Standesinteressen, künstlich erregt. [1])

Sociale Verhältnisse.

Es ist nunmehr Zeit an die Betrachtung der socialen Verhältnisse im alten Aegypten zu schreiten. Dass das ägyptische Volk in Kasten getheilt war, unterliegt keinem Zweifel; nur über die Anzahl dieser Kasten lauten die Angaben verschieden. Man hat versucht, das Kastenwesen in Aegypten als Argument für eine Verwandtschaft mit den Indern zu verwerthen. [2]) Ich habe schon früher gezeigt, wie im alten Aryavarta die Kasten sich auf einer ethnologischen Grundlage entwickelten; auch in Aegypten haben zweifelsohne die ethnischen Verschiedenheiten der Bevölkerung und der eingewanderten Hamiten die Basis zur Entwicklung der Kasten gelegt. Die erobernde Race nahm für sich selbstverständlich die höchsten Gesellschaftsstufen in Anspruch, also zunächst den Priester- und den Soldatenstand, welche naturgemäss als Lehrer und Schirmer von Volk und Staat in allen primitiven Staatsgebilden den ersten Rang behaupten. In der Vertheilung von Grund und Boden erscheinen beide stets in erster Linie berücksichtigt. Was dann noch erübrigte, ward dem Reste des Volkes überlassen, die Verrichtung der härtesten Arbeit ward der unterjochten Race aufgebürdet. So will es das unerbittliche Gesetz des menschlichen Egoismus. In dem Aegypten des XIX. Jahrhunderts bestehen keine Kasten mehr; trotzdem ist dieses Verhältniss das gleiche geblieben, wie alles, was im innersten Wesen menschlicher Natur begründet ist. Heute spaziert der Araber, die erobernde Race, als Herr durch das Land, während des unterjochten Fellahin gekrümmter Rücken im glühenden Sonnenbrande dem Boden die reiche Ernte entlocken muss. Die Civilisation Aegyptens wurde wie die indische durch die Fruchtbarkeit des Bodens herbeigeführt, und da auch das Klima sehr heiss ist, so kamen in beiden Ländern dieselben Gesetze in's Spiel und hatten natürlich dieselben Folgen. [3]) Wenn dieses lediglich in Bezug auf die natürlichen äusseren Verhältnisse betont wird, so hätte auch ein gleiches in

---

1) Du Mesnil-Marigny. A. a. O.

2) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 87.

3) Buckle, *Gesch. der Civilisation* I. S. 73.

ethnischer Hinsicht erwiesen werden können. Man braucht demnach durchaus an keine Stammesverwandtschaft zwischen Aegypten und Hindu zu denken, um das übereinstimmende Kastenwesen zu erklären. Da aber in der Natur keine Wirkung ohne Gegenwirkung bleibt, so übt auch der Kastengeist einen unverkennbaren Einfluss auf die anthropologisch immer deutlicher werdende Ausprägung der Kastenunterschiede, während er im Nationalcharakter eine Stabilität hervorruft,[1]) welche in Denk- und Handlungsweise, in den Gesichtszügen, in der ganzen Leibesbeschaffenheit zum Vorscheine kommt, einerseits leicht zur Potenzirung verschiedener Fehler führt und den Fortschritt des Volkes in der Zeit ausserordentlich verlangsamt,[2]) andererseits aber weit davon entfernt ist, allgemeine Unzufriedenheit mit der Lebenslage zu erzeugen, den Bestand der Herrschaft der regierenden Schichte sichert, zugleich aber auch das Dasein des ganzen Volksorganismus verlängert.[3]) Dem Kastenzwange haben theilweise Inder und Aegypter die erstaunliche Langlebigkeit ihrer Cultur zu verdanken, und es kann nach den neuesten Untersuchungen nicht bezweifelt werden, dass Kastenbildung auf gewissen Entwicklungsstufen von hohem Werthe gewesen sein müsse. Sie fördert die Theilung der Arbeit, führt in manchen Künsten zu hoher Vollkommenheit und erleichtert die Regierung. Im Kampfe ums Dasein werden ursprünglich Kastenvölker mehr Chancen auf ihrer Seite haben.[4]) Aegypten ist das einzige Land des Alterthumes, wo die Arbeitstheilung so weit ausgedehnt war; es wurde dadurch sehr blühend und reich; denn die Anhäufung von Capital wird am meisten da befördert, wo jeder nur Ein besonderes Geschäft betreibt.[5])

Neben den Priestern, welche unter sich verschiedene Rangstufen besassen, bildete die Kriegerkaste mit ihren zwei Abtheilungen, den Hermotybiern und Kalasiriern, so zu sagen den Adel des Reiches, welchem der stets in die Priesterkaste aufgenommene König vorstand. Durch ihn herrschten die Priester im Frieden, nur während des Krieges war der König vollkommen im Besitze seiner Macht. Priester und Krieger innig verbunden, besassen einen grossen Theil abgabenfreien Grundeigenthums, während der dritte Stand, der Nährstand, die Künstler und Handwerker, die Kaufleute, Schiffer, Acker-

---

1) Siehe hierüber: Walter Bagehot, *Physics and politics; or toughts on the application of the principles of „natural selection" and „inheritance" to political Society.* London 1872. 8⁰.

2) „Sehr ungünstige Umstände, Mangel an Reizen, an Uebung des Geistesorgans (Gehirns) werden dessen Grösse im Allgemeinen oder aber in besonderen Richtungen vermindern. Dies zeigt sich im Grossen bei unterjochten Nationen oder bei einzelnen Menschen, die in Sklaverei gehalten werden." R. R. Noel, *Die materielle Grundlage des Seelenlebens.* Nach dem Englischen. Leipzig 1874. 8⁰ S. 56.

3) Ed. Reich, *Der Mensch und die Seele.* S. 348.

4) Bagehot. A. a. O.

5) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalöconomie.* I. Bd. S. 13.

bauer und Hirten umfasste. Ueber die Kasteneintheilung der gewerbtreibenden Kaufleute und Künstler wissen wir am wenigsten. Sie bestanden aus vielen Unterabtheilungen mit einer Menge eigener Gesetze: also eine Art von Zunftverfassung, denn jede Abtheilung hatte auch einen Vorsteher oder Chef. Die Kaste der Landbauern bestand nicht aus Sklaven, sondern freien Pächtern.[1] Verachtet waren nur die Schweinehirten, obwohl das Schwein zu den cultlichen Thieren gehörte. Selbstverständlich herrschte in allen Kasten der Grundsatz der Erblichkeit, doch ward an demselben keinenfalls mit indischer Strenge festgehalten; waren übrigens die Priester- und Kriegerkaste ein eigener Volksstamm,[2] so ist leicht abzusehen, dass auch ohne Gesetze die Schranken geschlossen blieben, in denen jeder sich bewegen konnte. Als aber Amasis das Reich den Griechen völlig öffnete, floss griechisches Blut zwischen das ägyptische der verschiedenen Kasten, die dadurch als solche immer mehr in Verfall geriethen. Was wir übrigens von dem Verhältnisse der Kasten unter einander kennen, scheint nur aus der ägyptischen Glanzperiode nach Vertreibung der Hyksos hervorzugehen.

Neben den Kastenunterschieden bestand natürlich auch die Sklaverei. Es gab Staats- und Privatsklaven, stets kriegsgefangene oder erkaufte Neger. Dass Kriegsgefangenschaft Sklaverei nach sich ziehe, war ein dem gesammten Alterthume geläufiger Begriff, welcher heute noch zur Rechtsanschauung niederer Stämme gehört. Die wirthschaftliche und natürliche Begründung dieses Instituts habe ich schon in dem Abschnitte über Indien dargelegt. Die Sklaverei war in alten Zeiten eine Stütze, deren erst viel spätere Geschlechter entbehren konnten.[3] Was nun speciell den Neger anbelangt, so zeigt sich die Inferiorität seiner Race in geistiger Beziehung auffallend sowohl in der mangelhaften Benutzung der von der Natur dem Menschen zur Verfügung gestellten Schätze, als auch in dem Verhältnisse, welches wie die Geschichte bestätigt, die Negerrace stets zu den anderen Racen eingenommen hat. Der Neger lässt sich zwar abrichten, aber nur sehr selten wirklich erziehen.[4] Seit den ältesten Zeiten finden wir daher, wie die ägyptischen und westasiatischen Denkmäler darthun, den Neger als Sklaven im Dienste der weissen Völker, voraus sich fast ein historisches Recht der am höchsten

---

1) Braunschweig. A. a. O. S. 121.

2) Dies nimmt schon Braunschweig an zu einer Zeit (1830), wo die ethnologischen Forschungen noch sehr in der Wiege lagen. (Siehe a. a. O. S. 109—136.) Seither sind die bedeutendsten Forscher darüber einig geworden, dass das Kastenwesen auf ethnische Verschiedenheiten gegründet sei.

3) Dies erklärt sehr wahr Walter Bagehot in seinem oberwähnten Werke.

4) Dieser von völlig unbefangenen Beobachtern aufgestellte Satz wird durch die in Nordamerika seit der Emancipation gemachten Erfahrungen nicht nur in keiner Weise widerlegt, sondern im Gegentheile noch bestätigt.

entwickelten weissen Race auf die Sklaverei des Negers ableiten liesse.[1])

Gerade so wie in Indien musste sich auch in Aegypten neben der Priestermacht jene der Fürsten entwickeln, wenngleich Aegypten stets mehr seinen theokratischen Charakter bewahrte. Adel und Fürsten entstehen aber in der grössten Mehrzahl der Völker mit derselben Nothwendigkeit, mit welcher der Stein zur Erde fällt und das Wasser den Berg herunterfliesst; sie lassen sich auch durchaus nicht beseitigen, weil sie die Ergebnisse eines normalen social-physiologischen Vorganges sind, der so lange sich vollzieht, als die äusseren Verhältnisse in einer gewissen begünstigenden Weise einwirken.[2]) In Aegypten war durch das warme Klima, zum Theile dann aber auch durch eine sehr billige, leicht zugängliche Nahrung, worunter jedoch nicht die Dattel zu verstehen ist,[3]) das Wachsen der Bevölkerung in einer Weise gefördert worden, dass ganz besonders die fruchtbare Thebais wahrscheinlich dichter bevölkert war als irgend ein Land der alten Welt.[4]) Der Städte sollen in Aegypten 2000 gewesen sein[5]) und die Erziehung eines Kindes zum Manne nicht mehr als 20 Drachmen, also etwa 3 Gulden nach unserem Gelde, gekostet haben.[6]) Der Zustand des armen Volkes wird dagegen als ein trostloser, sklavischer geschildert.[7]) Nun kann aber die Höhe des Wirthschaftslebens erst eintreten, wenn die Menschen in sehr bedeutender Anzahl einander örtlich nahe gerückt und in gegenseitigen Verkehr getreten sind; erst die Dichte der Bevölkerung veranlasst zur Anregung wirthschaftlicher Gedanken, zur Theilung der Arbeit, zum Austausche der Güter und Dienstleistungen, erst durch das enge Zusammenleben wird die Möglichkeit geboten, dass ein Theil der Menschen sich der rein mechanischen Thätigkeiten enthält, diese den anderen überlässt und sich selbst mit Musse der Entwicklung des Geistes, den Erfindungen, Wissenschaften und Künsten widmet. Das Freiwerden der Arbeitselemente also bedingt die ersten Fortschritte jeglicher Cultur.[8]) Von einem solchen Freiwerden der Arbeitskräfte sind die so viel Zeit und Arbeit erfordernden Py-

---

1) Fried. Müller, *Allgemeine Ethnographie.* S. 125.

2) Reich. A. a. O. S. 371.

3) Buckle's leichtfertige Behauptung, wonach die Dattel ein Hauptnahrungsmittel der Aegypter gewesen (*Gesch. der Civilisation.* I. S. 74—76), ist trefflich widerlegt von Prof. Peschel im „*Ausland*" 1863. S. 411. Auch Paul Oemler, der mit vielem Fleisse alles auf den ägyptischen Landbau Bezügliche zusammengetragen hat, sagt ausdrücklich, dass man von den Früchten, welche das heutige Aegypten hervorbringt, weder Mandeln noch Datteln erwähnt sieht. (*Antike Landwirthschaft.* S. 23.)

4) Buckle. A. a. O. S. 78.

5) Herodot. II. S. 177.

6) Diodor. Siculus. lib. I. c. 80.

7) Buckle. A. a. O. S. 79—81.

8) Fr. X. Neumann. A. a. O. S. 22.

ramiden — in ihrer einfachen Conception gewaltige Königsgräber — die heute noch sprechenden Zeugen. Nicht Denkmäler des Aberglaubens und der Gedankenlosigkeit,[1]) sondern unwidersprechliche Beweise sind sie dafür, dass zur Zeit ihrer Erbauung die Bedingungen zur Culturentfaltung in Aegypten schon erfüllt waren. Wir sind aber neuerdings darüber belehrt worden, dass die Bedingungen für das Wirthschaften und für das künstlerische Schaffen in engem Zusammenhange stehen, von analogen Ursachen bestimmt werden.[2])

Die zur Culturentwicklung nothwendige Volksverdichtung zu erzielen sind nun alle Mittel gut. Mögen sie in gemeinsamem Glauben, gemeinsamer Gefahr oder in der Gewalt irgend eines Herrschers oder Tyrannen bestehen, gleichviel wenn sie nur die Menschen in gesellschaftliche Bande schlagen; der Tadel des Culturhistorikers wird sie dann nicht treffen. Es ist gezeigt worden, dass in frühen Epochen die Quantität der Beherrschung[3]) viel wichtiger ist als die Qualität. Die einfache Thatsache des Gehorsams war anfänglich viel wichtiger, denn was durch diesen Gehorsam erreicht wurde. Meinungsfreiheit war damals ein positives Uebel, welches zu Unabhängigkeit geleitet hätte, vor dem man sich also vor Allem bewahren musste,[4]) denn nicht in der Freiheit des Einzelnen, sondern in dem Zusammenwirken der Massen lagen die Culturbedingungen. Und somit sind wir auch berechtigt, einerseits die Despotie oder Fürstenmacht als ein eminent civilisatorisches Element zu betrachten, andererseits das Gerede von würdelosem Knechtsinn, Willenlosigkeit des Volkes[5]) u. dgl. in das Gebiet der unwissenschaftlichen Phrase zu verweisen.

Wie im ganzen Oriente war auch in Aegypten die Polygamie herrschend, wobei jedoch durchaus an kein abgeschlossenes Haremsleben zu denken ist. Aegyptische Denkmäler und Wandgemälde zeigen Männer und Frauen in Gesellschaft bunt gemischt, sich ungezwungen unter einander belustigend, Kinder im Kreise der Familie und bei grösseren Gastmählern und Gelagen an der Seite der Mutter oder auf den Knieen des Vaters sitzend. Nur die Priester, als leuchtende Vorbilder der Enthaltsamkeit, durften blos Eine Frau besitzen; auch alle übrigen Aegypter hatten eine rechtmässige und bevorzugte Frau, welche demselben Stande angehörte und derselben Kaste entsprossen war; da jedoch das Gesetz Niemanden, mit Ausnahme der Priester, eine bestimmte Anzahl von Frauen einschränkte, so stellte sich etwa dasselbe Verhältniss wie im ganzen heutigen Orient heraus, d. h. während die Aermeren keine grosse Anzahl von

1) Herder, *Ideen zur Geschichte der Menschheit.* III. S. 103, 104, 293.
2) Fr. X. Neumann. A. a. O. S. 21—28.
3) *Quantity of government.* Siehe Bagehot. A. a. O.
4) Bagehot. A. a. O.
5) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 90. 92.

Frauen und Kinder ernähren konnten und desshalb nur eine Frau heiratheten, welche ihre wahre Lebensgefährtin wurde, das Hauswesen leitete und den Mann bei seinen verschiedenen Geschäften unterstützte, hätten sich die Reichen und Vornehmen wohl auch durch kein Gesetz anhalten lassen, sich schöne Sklavinnen, besonders Ausländerinnen zu halten, die, wie es scheint, nicht nur als Nebenfrauen, sondern auch als Dienerinnen und Gesellschafterinnen der Gemahlin in keinem vornehmen Hause fehlen durften und auf den Denkmälern häufig abgebildet sind, durch Musik, Gesang und Tanz das Mahl erheiternd, und durch leichtere Kleidung und meist ausländische Gesichtsbildung sich wesentlich von den in lange Gewänder gehüllten ägyptischen ehrbaren Damen unterscheidend. Eigenthümlich und erwähnenswerth ist noch der zur Aufrechterhaltung der Kasten und des Grundbesitzes geheiligte Gebrauch, sich mit der Schwester zu vermählen und die kinderlose Frau des verstorbenen Bruders zu heirathen.[1])

Kurzsichtige heften der Polygamie ein Makel an, als ob sie der Entwicklung der Civilisation absolut hinderlich wäre; eine solche Meinung hat vor culturhistorisch geschärften Blicken keinen Bestand. Zunächst zerstört die Polygamie nicht die Familie, wie aus obiger Schilderung zu entnehmen, ja wir wissen, dass in Aegypten die Ehe oft verklärt wurde durch gegenseitige Zuneigung,[2]) sodann steht es nicht in der Willkür eines Volkes polygamische oder monogamische Sitten zu hegen. Bekanntlich ist nämlich die Geschlechtsreife[3]) im Allgemeinen an die Polhöhe gebunden; je näher dem Erdgleicher, desto früher im Allgemeinen die Geschlechtsreife; doch scheint auch die Race auf das Erwachen der Geschlechtsthätigkeit bestimmend einzuwirken.[4]) In Aegypten nun sind die Frauen schon im Alter von 10—12 Jahren heirathsfähig;[5]) sie behalten ihre Zeugungsfähigkeit bis zum 35. manchmal bis zum 40. Lebensjahre, während dagegen die Männer zuweilen bis zum 80. Jahre zeugungsfähig sind.[6]) Das Ende der Zeugungsfähigkeit scheint bei beiden Geschlechtern um so mehr auseinander zu liegen, je wärmer der Himmel wird. Darin haben wir wohl die erste einfache, physiologische Veranlassung der in warmen Ländern durch das Gesetz geheiligten Polygamie zu erkennen.[7])

---

1) *Ausland* 1872. S. 334—336.

2) Auf Grabschriften von Frauen kehren die Beisätze wieder, wie „eine Palme an Liebenswürdigkeit vor ihrem Ehegemahl" oder „geschätzt von ihrem Manne" oder „welche liebte ihren Mann." (Siehe Ausführliches bei Heinr. Brugsch, *Die ägyptische Gräberwelt.* Leipzig 1868. 8° S. 13.)

3) Peschel, *Völkerkunde.* S. 228 glaubt nicht an den Einfluss der Polhöhe, viel näher liegt es ihm zu Folge an die Dunkelung der Haut zu denken.

4) Die frühzeitige Verheirathung der Mädchen kommt auch bei Polarvölkern vor.

5) A. B. Clot-Bey, *Aperçu général sur l'Egypte.* Bruxelles 1840. 12°. I. Bd. S. 324.

6) F. Pruner, *Die Krankheiten des Orients vom Standpunkte der vergleichenden Nosologie betrachtet.* Erlangen 1847. 8°. S. 60.

7) Reich A. a. O. S. 191—193.

Die materielle Cultur Aegyptens.

Es erübrigt mir noch die materielle Cultur des alten Aegyptens eines Blickes zu würdigen. Schon unter den ersten Pharaonen muss das Volk des Nils die Metalle gekannt haben, jedoch bewahrte es noch die Erinnerung an ein vorausgegangenes Steinzeitalter, [1]) ja die Aegypter sind vielleicht das einzige Culturvolk, welches selbst in seiner Sprache noch eine Spur jener alten, fast verschollenen Steinzeit zurückgelassen hat. [2]) Obgleich schon zur Zeit der ersten Dynastien die Bronze in Aegypten bekannt und sehr verbreitet war, [3]) scheint doch, selbst von den Fällen abgesehen, wo sich der Gebrauch von Steingeräthen durch seine Verknüpfung mit Cultus und Aberglauben in die prähistorische Zeit hinübergerettet hat, in Aegypten überhaupt der Gebrauch der Steinwerkzeuge länger fortgedauert zu haben als anderwärts. [4]) So mochte sich noch unter der dritten (manethonischen) Dynastie das ägyptische Volk steinerner Waffen bedient haben. [5]) Immerhin aber werden wir auch dem Eisen ein hohes Alter in Aegypten zuerkennen müssen; gewichtige Umstände sprechen dafür, dass der Pyramidenbau mit Hülfe eiserner Werkzeuge ausgeführt wurde.

Schon in den ältesten Zeiten war der Zustand der ägyptischen Landwirthschaft ein blühender. Mit Sesostris, dem Ordner des ägyptischen Staatswesens nahm der Ackerbau höhern Aufschwung. Man befleissigte sich des Getreidebaues, besonders der Gerste und des Weizens; in den Ziegeln der Ziegelpyramide von Dashur fanden sich Gerste, Toff, Ackererbse und Lein; [6]) der Anfang des Flachsbaues ist in Aegypten zu suchen; die ersten primitiven Werkzeuge mit denen man den Boden durchfurchte, waren krumme Baumäste. [7])

---

1) Die angeblichen Funde von Steinwerkzeugen bei Silsilis und Biban-el-moluk durch E. Hamy, Arcelin und Lenormant (siehe *Ausland* 1860 S. 1244) sollen sich als natürliche Steinsplitter erwiesen haben. Siehe indess über diese interessante Streitfrage: Dr. Lauth in seinen *„Aegyptischen Reisebriefen."* *(Beil. zur Allgem. Zeit.* 1873. No. 54) und im *„Correspondenzblatt der deutschen Gesellschaft für Anthropologie."* Mai 1873. S. 36—38 *(Das Steinzeitalter in Aegypten).*

2) Wenn nemlich die Wurzel *ba* im Aegyptischen „Stein" bedeutet; J. Lauth aber deutet es auf Eisen und zwar Meteoreisen (siehe seinen kurzen Aufsatz *„Altes Eisen"* in der *„Allg. Ztg."* vom 12. Jänner 1868).

3) Arcelin bei Mortillet, *Matériaux.* V S. 376.

4) R. Hassencamp, *Ueber die Spuren der Steinzeit bei den Aegyptern, Semiten und Indogermanen. (Ausland* 1872 S. 361—366.)

5) Nach den Forschungen von H. Brugsch und seinen Funden in den Türkisminen am Sinai (siehe dessen Buch: *„Wanderung nach der Halbinsel Sinai und den Türkisminen,"* dann *„Ausland"* 1870 S. 862).

6) Nach einer Untersuchung Prof. Unger's. *(Fremdenblatt* vom 16. Juni 1866).

7) Paul Oemler, *Antike Landwirthschaft.* S. 18—21. Wenig mehr als krumme Baumäste sind die noch gegenwärtig in Turkestân üblichen Pflüge. Dieser zur Kategorie der „Haken" gehörige Pflug wird dort auch einfach *„amatsch"* oder *„agatsch"* d. i. „Holz"

Ein neuer Beweis, dass die ursprünglichen Werkzeuge nichts anderes sind als Naturkörper, die nur wenig, zum Theile gar nicht verändert werden, um sie für die benöthigten Zwecke tauglich zu machen. [1]) Der spätere ägyptische Pflug ist derselbe wie der älteste griechische; zum Ziehen desselben dienten zuerst Menschenkräfte, dann Ochsen und Esel. Das Getreide war mit der Sichel geschnitten und durch Ochsen ausgetreten; in Unterägypten diente auch die Lotosfrucht als Nahrung und aus dem unteren Theile der Papyrusstaude ward Mehl gewonnen. Bei den Aegyptern entdecken wir auch die ersten Spuren von Mühlsteinen. Wein- und Oelbau waren nicht zu unterschätzen, dagegen ist von Gartenbau und einer auch nur einigermassen rationellen Baumzucht nirgends eine Spur. Vieh- und Pferdezucht standen aber auf hoher Stufe.

„Das Allerschlimmste blieb stets“ — so müssen wir vernehmen — „dass der Landmann kein freies Grundeigenthum besass, noch dessen je erwerben konnte; der Boden war Eigenthum der Priester und des Königs, daneben hatte die Kriegerkaste Ländereien an Soldes Statt im Genuss.“ [2]) Die Darstellung ist vielfach unrichtig. Zunächst erfahren wir von fachkundiger Seite, dass seinerzeit auch die Landbauer ein freies Landeigenthum hatten, [3]) sodann ist es unerweislich, dass der Mangel an privativem Grundeigenthume dem Gedeihen der Landwirthschaft schädlich gewesen sei. Dadurch dass die, übrigens allgemeine Achtung geniessenden Ackerbauer keinen einzelnen persönlichen Grundherrn hatten — denn an demselben Stück Boden hatten König, Priester und Krieger zugleich Antheil — waren sie frei, wenig bedrückt und konnten ihr Recht verkaufen und anderes erwerben. [4]) Neuere gehen noch weiter und sagen, die Feldmark sei, gleich wie bei den alten Deutschen, Slaven und Anderen, allen Bewohnern eines Ortes gemeinschaftlich gewesen und wurde von Zeit zu Zeit, wie es scheint, in wechselnden Loosen unter die Ortsbewohner vertheilt. Dieser Modus sicherte damals die Gleichheit der Bürger und schützte vor der übermässigen Verarmung der einen und Bereicherung der anderen, vor der verderblichen Latifundien-Wirthschaft, die zur Entvölkerung Griechenlands und zumal Italiens so viel beigetragen hat. [5]) Von den höheren Classen ist es bekannt, dass sie neben dem gemeinschaftlichen auch noch einen Privatbesitz an Boden hatten.

Im Handwerk und Gewerbe finden wir die Aegypter auf so

---

genannt. Siehe Alex. Petzholdt, *Turkestan.* Leipzig 1874. 8° S. 51—52, wo ein solcher auch abgebildet ist.

1) Diese Thatsache ist am Anschaulichsten erwiesen worden von G. Klemm im I. B. von dessen *„Allgemeine Culturwissenschaft.“* Leipzig u. Sondershausen 1855—58. 8°

2) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 92.

3) Braunschweig. A. a. O. S. 133—134.

4) Braunschweig. A. a. O. S. 121.

5) Du Mesnil-Marigny, A. a. O.

hoher Stufe, dass sie darin auch um mehr als ein Jahrtausend spätere Culturen übertreffen und das Bild einer Industrie bieten, deren intelligentes und lebhaftes Treiben bewährte Forscher mit der des modernen Europa zu vergleichen nicht gescheut haben. Es erscheint unter solchen Umständen eine mindestens seltsame Behauptung, [1]) dass dem Gewerbestand der Begriff einer gewissen Erniedrigung angeklebt habe. Auch in der Gegenwart wird ein Töpfer weniger hochgestellt als ein Gelehrter und der Mann nicht blos von Geburt, sondern auch von Bildung steigt nicht gerne zum Gewerbe hinab; ohne dieses zu missachten wird eine andere Thätigkeit höher geschätzt; in diesem Sinne mag auch in Aegypten der Gewerbestand unter dem Priester und Soldaten gestanden sein; ein Mehr scheint kaum nachweisbar und widerspricht der hohen Blüthe der Gewerbe, eine Blüthe, die wohl nie erreicht worden wäre, hätte das Gewerbe die allgemeine Missachtung getroffen. So kennen aber die Aegypter die Glasbereitung, die Glasbläserei, kunstvolle und selbst gefärbte Gefässe aus Glas, sind Meister in Herstellung von kräftigen, blendenden und dauerhaften Mauerfarben für Malerei, die noch heute nicht selten wie neu und unberührt erscheinen, beweisen ihre Kenntniss der chemischen Wirkung der Salze auch darin, dass sie Teppiche durch gleichförmiges Kochen in derselben Flüssigkeit mit bunten Mustern zu färben wussten, und endlich zweierlei Bier [2]) brauten, das Hagbier und das Sehdbier. [3]) In unseren Museen bewahren wir medicinische und chirurgische Apparate, Hausapotheken, Schminkapparate; man bereitete herrliche Gewebe und Tücher von blendender Weisse, die feine Leinwand von Pelusium war berühmt,[4]) man verstand die Kunst des Vergoldens, der Steinschneiderei, Töpferei und Parfümerie, welche alle in besonderer Blüthe standen. [5]) Vergessen wir nicht den von Alters her betriebenen Bergbau.

Ueberschauen wir die Summe dieser Culturschätze, so kann weder eine Geringschätzung der ägyptischen Gesittung in irgend einer Richtung Platz greifen, noch die Meinung von dem Ausdrucke der Kindheit, welcher durchweg dieser Cultur anhaften soll, Bestand gewinnen. Immerhin lassen sich für die letzte Auffassung einige Argumente mit Erfolg in's Treffen führen. So hinderte diese ausgezeichnete Culturentwicklung die Aegypter nicht, zum Essen sich noch des na-

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 92.

2) Es existirt eine Papyrusschrift, in welcher ein Vater seinem Sohne Vorwürfe macht, dass er den ganzen Tag in den Schenken liege, um das verfluchte Hag zu trinken. (*Ausland* 1868. S. 672.) Siehe auch über Bier: Mantegazza, *Quadri della natura umana.* Milano 1871. 8°. II. Bd. S. 7. (Auf S. 38—40 ist eine sehr fleissige Bibliographie über das Bier zusammengetragen.)

3) Dulk, *Die Cultur der alten Aegypter.* (*Ausland* 1868. S. 915. 918.)

4) Oemler. A. a. O. S. 22.

5) Du Mesnil-Marigny. A. a. O.

türlichsten Materials zu bedienen, der Hände, und zum Sitzen der primitivsten Weise, des Niederlassens auf die eigenen Füsse, wobei sie nur des Fleckes Erde bedurften, den ihre Füsse berührten, obgleich der Stuhl, selbst in künstlerischer Ausschmückung bekannt war. Auch fehlte noch die durchgängige Trennung und Gegenüberstellung der Geschlechter in Kleidung und Tracht; endlich ward das Feuer immer noch in der allerursprünglichsten Weise, nemlich durch Reibung, erzeugt. Mag aber der Leser sich über die Kindlichkeit der ägyptische Cultur welche Gedanken immer machen, sie behindern ihn nicht in der Anerkennung der ausserordentlichen Höhe des Geleisteten. Wahrlich der Tadel ist schlecht am Platze, dort wo wie nirgends sonst sich uns der Entwicklungsgang eines Volkes in überraschender Weise manifestirt. Ich sage nicht: der Entwicklungsgang der Menschheit, denn an anderen Planetenstellen hat bei anderen Racen die Cultur eine andere Richtung nehmen müssen. Was aber die Aegypter schufen, sie verdanken es den begünstigenden Verhältnissen des sonnigen Nilthales, den Gaben und Anlagen ihrer Race in Berührung mit den untergeordneten ethnischen Elementen ihres Landes. Wir dürfen daher wie den Tadel so die Bewunderung sparen.

Mit der persischen Eroberung des Kambyses nahm die Cultur des alten Aegypten eine andere Wendung; ich breche demnach hier ab, um an einer andern Stelle die veränderten Verhältnisse zur Sprache zu bringen.

Die alten Hellenen.

Ursprünge der hellenischen Cultur.

Das Leben zweier Völker nur ist es, welches wir mit dem Begriffe des classischen Alterthums umspannen, und eine beschränkte Ansicht versteht sogar unter dem Alterthume im Allgemeinen, wenn dasselbe der neueren Zeit entgegengesetzt werden soll, immer nur ausschliesslich die hellenische und römische Welt.[1] Ehe ich an die Schilderung der Culturentwicklung zunächst im alten Hellas herantrete, mögen die nachstehenden Bemerkungen gestattet sein.

Der Leser wird im Verlaufe dieser Blätter die Darstellung der politischen Geschichte vermissen; sie erheischt meines Erachtens in der Culturgeschichte nur in so ferne Berücksichtigung, als sie mit der Gesittung in mehr oder weniger erkennbarem Zusammenhange steht. Auch darf von jedem Gebildeten die Kenntniss griechischer und römischer Geschichte billig vorausgesetzt werden. Und da ja gerade dieses Gebiet des classischen Alterthumes nicht nur nach allen Richtungen am besten durchpflügt, sondern auch weit besser und allgemeiner bekannt ist, so ergibt sich die Möglichkeit eben hier, wo die Reichhaltigkeit des Stoffes zu breit angelegten Gemälden herausfordert, mich kürzer zu fassen, als in den bisher behandelten Parthien der weniger gekannten und desshalb theils nicht genügend gewürdigten, theils falsch beurtheilten antiken Culturwelt.

Die Geschichte der Hellenen[2]) führt uns zum ersten Male auf

1) Humboldt, *Kosmos*. II. S. 7.

2) Als Führer durch die griechische Geschichte verdient vor Allen Ernst Curtius's „*Griechische Geschichte.*“ Berlin 1857—1867. 8°. 3 Bde empfohlen zu werden. Die nüchterne Objectivität des deutschen Forschers ist der durchaus demokratisch gefärbten Darstellung eines George Grote (*History of Greece*. London 1846—1856. 12 Bde) oder eines Aristokraten wie Mitford weitaus vorzuziehen. Vgl. über beide Bagehot, *Phys. and Pol.* S. 167—169.

europäischen Boden. Diese Bemerkung ist indess nur von geographischem Interesse, keinenfalls von culturgeschichtlichem Belange. Gleichwie unser Welttheil selbst geographisch von Asien nicht zu trennen ist, sind seine Geschicke auch mit diesem stets aufs innigste verflochten gewesen. Suchen wir den Ursitz der Europa gegenwärtig vorwiegend bevölkernden Race der Indogermanen auch nicht mehr auf den mittelasiatischen Hochlanden, sondern mit grösserer Wahrscheinlichkeit in den mässigen Tiefebenen des östlichen Europa selbst, so muss in grauen Vorzeiten eine stattliche Reihe von Culturbedingungen uns aus Asien zugekommen sein, wie die Wanderung unserer Culturgewächse und Hausthiere von Osten her beweist. [1]) Was aber zunächst Betonung verdient beim Betrachten der hellenischen Welt, ist in erster Linie nicht das Wechseln des Welttheils als Cultursitz, sondern die Epoche, in welcher dieser angebliche Wechsel sich vollzog.

Als Culturvolk zählen die Hellenen zu den jugendlichen Nationen unseres Erdballs. Der Kampf um Troja, welcher so zu sagen als die erste nationale That der Griechen erscheint, — denn die Argonautenfahrt nach Kolchis gehört völlig der Mythe an — ist noch derart von dem verherrlichenden Schimmer der Sage angehaucht, dass sich mit Mühe nur die historische Grundlage erkennen lässt. [2]) Man pflegt aber den trojanischen Krieg beiläufig in das XII. Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung zu versetzen. [3]) Dass zu jener Epoche die Hellenen den allerprimitivsten Gesittungsanfängen noch kaum entschlüpft, darüber besteht ein Zweifel nicht. Erst nach den später erfolgten Wanderungen hellenischer Stämme kann von einem wirklichen Culturbeginne die Rede sein und in die Zeiten des IX. bis VIII. Jahrhunderts reichen beglaubigte Nachrichten kaum hinan. Halten wir aber als mittlere Epoche — vorsichtig genug — das

---

1) Man lese darüber noch das treffliche Werk von Victor Hehn, *Culturpflanzen und Hausthiere in ihrem Uebergang aus Asien nach Griechenland und Italien sowie in das übrige Italien. Historisch-linguistische Skizzen.* Berlin 1870. 8°.

2) Einiges Licht ist auf diese Frage geworfen worden, so weit es sich um die Existenz Troja's handelt, durch die verdienstvollen Ausgrabungen des Dr. Heinrich Schliemann. Siehe dessen, von einem reichen Atlas begleitetes Werk: *Trojanische Alterthümer. Bericht über die Ausgrabungen in Troja.* Leipzig 1874, welches unter den Archäologen eine lebhafte Controverse hervorrief. Die merkwürdigen Funde Schliemann's beweisen wenigstens so viel, dass an der Stelle, wo man das homerische Troja suchte, eine im hohen Alterthume bewohnte und durch Feuer zerstörte Stätte in der That vorhanden war, stimmen aber die durch die homerischen Dichtungen geläufig gewordenen Vorstellungen von dem Glanze und der Grösse der Stadt bedeutend herunter. Die homerischen Gesänge vom trojanischen Kriege selbst erfahren dadurch natürlich keine Beglaubigung, da sie bekanntlich erst mehrere Jahrhunderte nach Troja's Zerstörung entstanden.

3) Nach der parischen Marmorchronik fiele derselbe in's Jahr 1222 v. Chr.; indess hat die kritische Untersuchung gelehrt, dass kaum mehr denn die letzten $2^1/_2$ dieser 12—14 Jahrhunderte umfassenden und bis 355 v. Chr. reichenden Chronik geschichtlichen Werth besitzen.

Jahr 1000 für den Entwicklungsbeginn des Hellenenthums fest, so gewahren wir dieselben zu jener Zeit schon ringsum von Völkern umgeben, die gleich Greisen auf Kinder auf sie niederblicken durften. Nicht die Völker des fernsten Ostens, Japan, China, Indien will ich heranziehen, das näher gelegene Baktrien, die fruchtbaren Striche Mesopotamiens mit Babel und Assur, die phönikische Küste, die kleinasiatischen Reiche, von Aegypten gar nicht zu reden, sie alle haben uns beredte Denkmale aus einer Zeit hinterlassen, wo Rohheit noch das gemeinsame Merkmal hellenischer Hirten war. Wundern wir uns demnach nicht, wenn sich die Ursprünge der griechischen Cultur fast stets als von fremder Herkunft erweisen. Ohne den Verkleinerern der antiken Culturleistungen und insbesondere der griechischen sich beizugesellen, darf doch ausgesprochen werden, dass unsere Werthschätzung derselben sich in dem Masse verringern muss, als die neueren Forschungen das Culturleben der Asiaten in erhöhtem Glanze erschliessen. Obwohl unläugbar im Alterthume das Leben der Völker nicht so sehr in einander spielte als im späteren Mittelalter und gar in der neueren Zeit, ja obwohl diese Isolirung damals geradezu als Bedingung zur Entfaltung des inneren Culturlebens aufzufassen ist, [1]) bestanden immerhin selbst in jenen Perioden der „unverbundenen" Welt zwischen den einzelnen Völkern weit nähere Berührungen als gemeiniglich geglaubt wird. Solchen Berührungen verdankt Hellas zunächst seine Cultur; dass aber solche Berührungen stattfinden konnten, hinwieder lediglich seiner vortheilhaften geographischen Lage.

Ethnologie der Balkan-Halbinsel.

Im südöstlichsten Winkel Europa's als buchtenreiches Land in das Mittelmeer hinausragend ist Hellas gleichsam die offene Hand, welche Europa dem benachbarten Asien entgegenhält. Auf den zahllosen Eilanden des Aegäischen Meeres hält es schwer die Trennung beider Welttheile zu markiren; sie haben auch zweifelsohne seit jeher als unzerstörbare Brücken für den Verkehr der Küstenvölker von hüben und drüben gedient. Karier und Phöniker haben frühzeitig sich dort niedergelassen und den Pelasgischen Urbewohnern von ihren Culturschätzen mitgetheilt. Von den Inseln drang die Civilisation auf das Festland, welches seinerseits durch die ihm eigenthümlichen plastischen, klimatischen und sonstigen Verhältnisse die Gesittung seiner Bewohner in glückliche Bahnen lenkte. Mit diesen wollen wir uns nunmehr befassen.

Der erste Schimmer, welcher auf das urgeschichtliche Dunkel

1) Bagehot. A. a. O.

der Balkanländer und Griechenlands fällt, zeigt uns dieselben im Besitze zweier Völkerstämme, des illyrischen und des thrakischen. Beide gehörten — man darf dies nach den Ergebnissen der bisherigen Forschungen aussprechen — der arischen Völkerfamilie, dem indogermanischen Sprachkreise an. Obwohl es verlorene Mühe ist, in den Schriften der Alten nach positiven Angaben über Race und Sprache ihrer barbarischen Nachbarn und Altvorderen zu suchen, so erfahren wir doch daraus, dass die Illyrier nordöstlich von der Adria und um den nördlichsten Busen dieses Meeres herum bis zur Po-Mündung, landeinwärts aber bis zur Save und zur ungarischen Donau wohnten. Sie waren also eine weit ausgebreitete Race, die in mehrere Völker zerfiel, wie die Pannonier, die Dalmater und die Dardaner, von denen die Dardanellen ihren Namen erhielten; sie alle redeten illyrische Idiome. [1]) Auch die Taulantier, die Liburner und die Istrer gehörten hieher, ja selbst noch die im Westen der Adria hausenden Heneter oder Veneter. [2]) Man ist dermalen nicht im Stande die Verwandtschaftsgrade dieser verschiedenen Stämme und ihrer Sprachen zu einander und zu den übrigen arischen Familienmitgliedern festzustellen; man muss sich begnügen die Illyrier als einen selbständigen Zweig der Aryâs zu betrachten. [3]) Ein einziger Volksstamm aus dieser illyrischen Gruppe ragt noch in die Gegenwart herein: es sind dies die Skipetaren, dem alten Epirus im heutigen Albanien, gewöhnlich Albanesen, von den Türken Arnauten genannt; alle anderen sind im Strome der Zeit untergegangen. Nach den diesbezüglichen Forschungen sind die alten Illyrier in weiterem Sinne identisch mit den Pelasgern, [4]) welche die Griechen des Alterthums bei ihrer von Norden her erfolgten Einwanderung auf die vielzackige Halbinsel als Urbewohner vorfanden, und mit denen sie vielleicht in noch nicht ermitteltem Grade verwandt waren. Uebereinstimmend melden alle alten Quellen von wiederholten Auswanderungen dieser illyrischen Pelasger nach Italien (unter Oenitrius und Italus), was natürlich nicht zu Schiff, sondern zu Land von Istrien her nach der Po-Ebene geschah. Die Sprache der alten Pelasger kennen wir nicht, von den Illyriern aber ist nachgewiesen, dass sie skipetarisch redeten, eine Sprache, die mit dem Althellenischen und Italischen ebenso verwandt war, wie das Albanesische von heute mit dem Griechischen. [5]) Man würde also die Illyrier als die Stammväter

---

1) Diefenbach, *Origines Europaeae. Die alten Völker Europa's mit ihren Sippen und Nachbarn.* Frankfurt 1861. S. 74. 75.

2) Herodot. I. 196; nach Polybius II. 17 war ihre Sprache von jener der Kelten verschieden.

3) Max Müller, *Lectures on the science of Language.* I. S. 125.

4) v. Hahn, *Albanesische Studien.* Jena 1854. 4°.

5) Hyde Clarke im *Journal of the ethnological Society of London* Vol. I. 1869. S. 324—325.

sowohl der Hellenen als der Römer anzusehen haben, deren letzte Abkömmlinge sich ethnisch ziemlich rein, sprachlich aber freilich mit mannigfachen fremden Bestandtheilen versetzt, in den Albanesen erhielten. Indess stösst neuerlich die nahe Verwandtschaft des Lateinischen mit der griechischen Sprache auf bedeutende Zweifel, ja fast scheint es, als ob die Theorie, welche Griechen und Römer beide Zweige des pelasgischen Stammes sein lässt, aufzugeben wäre und der Beweis gelingen solle, wie das Lateinische dem Keltischen, Germanischen oder Slavischen eben so nahe, wenn nicht noch näher stehe als dem Griechischen. Noch ein anderer belangreicher Umstand verdient Beachtung. Aus allen bisherigen Untersuchungen geht klar hervor, dass die indogermanischen Stämme bei ihrer Einwanderung in Europa überall auf eine Urbevölkerung verschiedener Race stiessen, die sie unterwarfen und allmählich absorbirten. In welchem Maasse? Dies lässt sich leider nicht ermessen. Sicher ist es aber, dass diese Mischung stattfand ebensowohl bei den Kelten und Germanen, als den Griechen und Römern. Alle diese Namen bezeichnen also schon Mischlingsvölker; der reine Arier ist in Europa eine Mythe. Diese Erwägung ist hier um so mehr am Platze, als sie geeignet ist der eingerissenen Selbstüberschätzung des Arierthums einigermassen entgegenzutreten, wobei im Uebrigen die von der Natur aus so reich bevorzugte Stellung dieser Race unangefochten bleibt.

In der That dürfen wir eben bei Erörterung der hellenischen Gesittung darauf hinweisen, wie wir es hier seit lange wieder mit einem arischen, und zwar zum ersten Male mit einem westarischen Volke zu thun haben. Die Gruppe der Ostaryâs haben wir in den Hindu, Baktrern und ihren Nachkommen, den Persern, in den Medern kennen gelernt. Westwärts vom erânischen Hochlande haben wir nur hamitische und semitische Völker gefunden. Die Stammverhältnisse der Kleinasiaten sind noch unerkundet, doch sind sie, wenn auch etwa Kaukasier [1]), jedenfalls viel unter semitischem Einfluss gestanden. Eigenthümlich ist es nun, wie die arischen Hellenen von nichtarischen Völkern ihren Culturschatz empfangen, denselben aber in völlig verschiedener Weise verwerthet haben. Die Richtung der hellenischen Cultur ist aber massgebend geblieben für alle späteren Gesittungsepochen und man hat desshalb versucht die Griechen als die Lehrmeister der nachkommenden Geschlechter, als die Begründer der europäischen Gesittung darzustellen, ihnen das Verdienst zuzuschreiben für die Entwicklung der Menschheit mehr geleistet zu

---

1) Prof. Fried. Müller, der gelehrte Wiener Linguist, glaubt, wie ich einer mündlichen Mittheilung verdanke, dass einstens das heute so beschränkte Gebiet der Kaukasier im Alterthum sich viel weiter nach Süden und Westen ausgedehnt habe.

haben, denn irgend ein anderes Volk. [1]) Man vergisst dabei, dass seit dem Hellenenthume der Gang der Civilisation mit seltener Vorliebe durch die Hallen der westarischen Völker geschritten ist und zwar desshalb schreiten musste, weil diese — freilich eine Folge zwingender Umstände — die zur Culturentfaltung günstigsten Sitze eingenommen hatten. Europa übertrifft an culturbegünstigenden, natürlichen Bedingungen Asien eben so sehr als der alte Continent in seiner Gesammtheit darin dem neuen überlegen ist. Europa ist nun der Sitz arischer Völker geworden, die Dank ihren gemeinsamen Racenanlagen alle zu Trägern der Gesittung befähigt waren. Welches Volk früher denn ein anderes den Anstoss zu höheren Culturregungen empfängt, wird nicht durch seine Spontaneität, sondern durch fremde unabhängige Umstände bestimmt. Ihm bleibt dann in der Benützung und Entwicklung dieser Regungen noch ein genugsam weites Feld für die Entfaltung seiner eigenthümlichen Racen- und Stammesbegabung. So war denn Hellas das erste Stück europäischer Erde, welches von den Fäden des sich von selbst und naturgemäss erweiternden Verkehrsnetzes umsponnen und mit den Culturmitteln des altersgrauen Orients vertraut wurde. Was die Griechen von dorther bezogen, — und es war viel, wenn nicht alles — sie haben es ausgebildet, verarbeitet in arischem Geiste. Man übersehe nicht, dass später, doch immer noch völlig unabhängig davon die gleichfalls arischen Gesittungsanfänge an der Tiber eine verwandte Richtung einschlugen. Speculationen über das, was hätte sein können, gehören in der Regel zu den müssigen Dingen, am meisten in culturgeschichtlichen Erörterungen, verschweigen lässt sich aber nicht, wie gegenwärtig kein Zweifel bestehen kann, dass die hellenischen Errungenschaften der Menschheit nur darum so sehr zu Gute kamen, weil sie auf arische Völker übergehen konnten. Nachdem Griechenland seinen einstmaligen Lehrmeister, den Orient, weit überflügelt, hat doch der hellenische Geist trotz der vielfachen Beziehungen zwischen Beiden, dort niemals dauernden Eingang und wahres Verständniss gefunden. Er stiess eben auf Völker anderer Race und damit anderer Begabung. Was geschehen ist, geschah eben, weil es geschehen musste.

Es hier unentschieden lassend, ob die Pelasger [2]) die Ahnen der Hellenen oder letztere mit ihnen nur verwandt waren, sehen wir die

---

1) „Ohne sie würden wir noch heute vielfach in einem Zustande der Barbarei uns befinden, von dem man sich nicht einmal ein vollständiges Bild zu entwerfen im Stande ist.“ (Kolb, *Culturgeschichte*. I. S. 221.)

2) Nach Röth wären die Pelasger Phöniker gewesen. Diese Ansicht wird aber durch keine Forschung der neueren Ethnologie unterstützt; jedenfalls — sagt Prof. Friedr. Müller (*Novara-Reise. Ethnographie.* S. 201) — haben die Pelasger mehr Anrecht für Thrako-Illyrier als für Semiten angesehen zu werden. Auch Kiepert sieht in den Pelasgern Semiten.

Hellenen frühzeitig in bestimmte Stämme gesondert [1]) auftreten, von denen die Dorier und Aeolier wohl die ältesten, die Jonier die jüngsten waren. Die älteste Sprache der Hellenen war ein gemeinsames Idiom, in welchem sich die verschiedenen, später in den einzelnen Dialecten zum Durchbruch gelangenden Elemente noch nicht festgesetzt hatten. Nachwirkungen aus dieser Periode sind noch in der Sprache des ältesten hellenischen Sängers, Homer's, wahrnehmbar. [2]) Diese Periode bis zur Zeit der dorischen Wanderungen wird oft als die pelasgische bezeichnet; es ist die Culturepoche, in der die Griechen noch in der Schule der Phöniker waren. Wann fanden aber die Wanderungen der Dorier nach dem Peloponnes statt? Auch diese Zeit lässt sich nicht mit Genauigkeit feststellen. Die chronologisch sichere Geschichte der Griechen fängt erst mit dem Jahre 776 v. Chr., dem Beginne der ersten Olympiade an. Was vor jenen Zeitpunkt fällt, gehört mehr oder minder der Sage an, bei welcher der historische Kern, wenn ein solcher überhaupt vorhanden, mitunter sehr schwer zu finden ist.

Phönikische und ägyptische Einflüsse auf die älteste hellenische Cultur.

Da zu Beginn der Olympiaden die Hellenen als ein schon mit mannigfachen Culturerrungenschaften ausgestattetes Volk in die Geschichte eintreten, so ist es am Platze, dem Ursprunge derselben nachzugehen, so weit dies die bisherigen Forschungen gestatten. Da zeigt sich denn nun, dass nicht nur in Bezug auf die materielle Cultur, welche, wie ich schon einmal bemerkt habe, der weiteren geistigen Entwicklung zur Grundlage dient, sondern sogar in Beziehung auf diese geistige Cultur selbst die Hellenen aus fremden Quellen geschöpft haben. Gleichwie unter allen bis nun in's Auge gefassten Völkern die Chinesen am meisten sich selbst, am wenigsten fremden Anregungen verdanken, darf man umgekehrt von den Griechen sagen, dass sie am wenigsten sich selbst, für das Meiste fremden Belehrungen verpflichtet sind. Aegypten scheint in sehr vielen Fällen die Heimat der griechischen Cultur gewesen zu sein, die indess den Hellenen erst durch phönikische Uebermittlung zukam. Es bedarf hiezu der Annahme nicht, die Phöniker seien identisch mit den alten Pelasgern. Die damalige wirkliche Machtstellung der Phöniker als absolute und fast einzige Beherrscher des Mittelmeeres reicht zu jeder Erklärung vollständig aus. Wir wissen, dass in altersgrauen Epochen

---

1) Der Verschiedenheit der hellenischen Stämme gedenkt auch Bagehot, *Physics and Politics*. S. 84

2) Friedr. Müller, *Novara-Reise. Ethnographie.* S. 202.

schon seit dem 14. Jahrhundert Tyrus, etwas später Sidon sowohl der Purpurmuschelbänke *(Purpura patula L.)* Euböa's, Böotiens und des Peloponnes zu Megara, Epidaurus, Hermione als des herrlichen Holzes zum Schiffsbau, der Rinde der Kermeseiche *(Quercus coccifera L.*, eines trefflichen Gerbemittels), des Kupfers, des Silbererzes und Eisens halber an vielen Stellen der griechischen Küste Stationsplätze besassen. Auch Thasos, Melos, Thera, Siphnos, Amorgos, Cythera waren phönikische Handelsniederlassungen. Während phönikische Wimpel längst schon auf allen Theilen des Mittelmeeres flatterten, stacken aber die hellenischen Stämme — denn ein hellenisches Volk kennt die Geschichte nicht — noch in tiefster Barbarei nomadisirenden Hirtenlebens, welchem sie zunächst der Ackerbau entriss. Die meisten Spuren der Einführung des Ackerbaues in Griechenland deuten aber auf Aegypten hin; es muss auch dahingestellt bleiben, welcher der griechischen Stämme zuerst sich dieses ägyptischen Beispieles, die Aecker zu bebauen, bedient hat. Der ursprüngliche, älteste griechische Pflug war, wie oben erwähnt, der ägyptische, ein von Natur krummes Holz, wo Deichsel, Krummholz und Schaarbaum in einem Stücke zusammenhingen; erst viel später benützten die Griechen einen vom Schmiede angefertigten künstlichen Pflug. Wann das Schmiedeisen in Gebrauch kam, ist nicht festzustellen, vielleicht schon zur Zeit der homerischen Kampfspiele; früher ward aber gewiss schon auf der Erde umherliegendes Meteoreisen verwendet,[1]) obwohl sich Homer's trojanische Helden durchwegs der Bronzewaffen bedienen. Das zum Pflügen gebrauchte, mit dem Nacken an die Deichsel gebundene Zugvieh waren Ochsen und Maulesel. Die Egge ward in Hellas nie bekannt. Das Dreschen geschah wie in Aegypten durch Austreten von Thieren. Die Getreidekörner wurden anfangs, gleichwie bei anderen Völkern, roh genossen; vorzugsweise ward Gerste gebaut, später auch Weizen und noch später vereinzelt auch Roggen. Von der Rohheit der Zustände zeugt auch noch, dass das Salz zu Homer's Zeiten noch wenig und nur als Seesalz bekannt war.[2])

Seinen Terrainverhältnissen nach eignete sich Griechenland theilweise als Gebirgsland besser zur Viehzucht als zum Getreidebau. In mannigfacher Beziehung mahnt Griechenland in seiner Entwicklung und sonst an die schweizerischen Verhältnisse. Der Flächeninhalt des heutigen Königreichs Griechenland ist zwar um etwas geringer als das im Alterthume von Hellenen bewohnte Gebiet,[3]) umfasst aber doch den gesammten Schauplatz althellenischer Geschichte und

---

1) H. v. Haidinger, *Das Eisen bei den homerischen Kampfspielen. (Mitth. der anthrop. Gesellsch. zu Wien.* I. Bd. S. 63—69.

2) Victor Hehn, *Das Salz. Eine culturhistorische Studie.* Berlin 1873. 8° S. 25—26.

3) Diesem ist auch das heute unter türkischer Herrschaft stehende Thessalien beizurechnen. Epirus hingegen ist wohl niemals von eigentlichen Hellenen bewohnt gewesen.

Cultur. Man darf diese auch räumlich nahezu gleichgrossen Erdstriche [1]) sehr wohl mit einander in Parallele stellen. In grossen Zügen können wir in Griechenland ein gemildertes Bild der Schweiz erblicken. Die Verschiedenheit der Breitengrade und das dadurch veränderte Klima sind natürlich von hoher Bedeutung und ermöglichten beispielsweise den Wein- und Olivenbau; doch trägt gleich wie das schweizerische Alpenland die Halbinsel in den meisten Gegenden einen steinigen, etwas rauhen Charakter, und für die südliche Lage ist das Klima etwas kühl und veränderlich. So wie jeder Schweizer Canton seine typischen Eigenthümlichkeiten aufweist, die sich die ganze Geschichte durchziehen, so haben auch die griechischen Stämme niemals ein Ganzes gebildet. Einen Nationalcharakter haben die Griechen niemals gehabt. Schuld hieran trugen eben die verschiedenen klimatischen Einflüsse. Das etwas spottsüchtige Volk Attika's lebte in reiner, milder Luft, und je reiner und dünner die Luft, desto feiner die Köpfe; [2]) die Bewohner Böotiens, bei einer ihren Feldern und Weiden nützlichen Witterung hauptsächlich dem Ackerbaue ergeben, waren gutmüthige, ehrliche, anspruchslose Leute, die öfters von ihren attischen Nachbarn zum Besten gehalten wurden. Lakoniens bergiger Charakter und abwechselnde Klimate, denen sich auszusetzen das Gesetz der Spartaner befahl, gab seinen Einwohnern jenen berühmten starren Sinn und eisernen Körperbau.

Aber nicht nur der Ackerbau stammte aus Aegypten, auch die Cultur der Weinrebe und des Oelbaumes kam daher; desgleichen der Rettig und der Apfel. Mit der Kunst des Webens scheinen ferner die Griechen den Samen des Flachses aus Aegypten empfangen zu haben. [3]) Auch in höheren Dingen liessen sie sich von den Fremden unterrichten; der Mauerbau kam ihnen durch die Phöniker zu; ebenso festes Maass und Gewicht, gemünztes Geld, die Schifffahrt, selbst die Schrift, welche deutlich erkennbaren phönikischen Ursprunges ist, und sogar, wie mit Erfolg gezeigt worden ist, die religiösen Glaubenslehren. Auch diese sind ägyptisch und die griechische Philosophie hat sich aus einem Vorstellungskreise entwickelt, der zum grössten Theile geradezu aus einem der ägyptischen Glaubenslehre herübergenommen ist. [4]) Und so wie für die Religionsge-

---

1) Schweiz: 752,192 deutsche Quadrat-M. (Behm's *Geogr. Jahrb.* III. Bd. S. 31). — Griechenland mit Einschluss der Kykladen: 862,94 deutsche Quadrat-M. (Behm. A. a. O. II. Bd. S. 45).

2) Cicero, *De nat. deorum.* l. 2. c.6

3) Paul Oemler, A. a. O. S. 30—42, 48.

4) Der Beweis hiefür ist von Röth erbracht worden. Vgl. das diesbezügliche Capitel in seiner: *„Geschichte unserer abendländischen Philosophie."* S. 278—346. Was die einzelnen Götterfiguren betrifft, so ist Dr. Wilhelm Heinrich Roscher in seinen gedankenreichen *Studien zur vergleichenden Mythologie der Griechen und Römer. I. Apollon und Mars.* Leipzig 1873. 8° mit Erfolg bemüht thrakische Einflüsse nachzuweisen. Der Kriegsgott *Ares* war ein thrakischer Gott, „den die Hellenen ebenso wie den Cultus

schichte sind auch für jene der Kunst wichtige Proben einer Uebergangsperiode vorhanden, in welcher sich aus dem Orientalischen das Hellenische allmälig herausgestaltet hat.[1] Dies lehrt die so oft aufgestellte Behauptung verwerfen, dass Griechenland den Weg zu allem menschlichen Wissen und Können von irgend einer Bedeutung gewiesen habe, und gibt zugleich zu verstehen, dass andere Menschenracen in geistiger Cultur nicht nur vorangegangen, sondern auch Alles, was wir noch in der Philosophie des Geistes geleistet, erreicht und vielleicht übertroffen haben.[2]

Ging die Anhäufung des hellenischen Culturvorrathes hauptsächlich in dem sogenannten heroischen Zeitalter vor sich, so wird sich später erweisen, dass auch in uns weit näher gerückten, durchaus historischen Epochen die griechische Cultur, weder in Kunst noch gar in Wissen, der fremden Anregung entbehren konnte. Halten wir indess fest daran, dass die Art und Weise, wie sie dieselbe auszubeuten, geistig zu verarbeiten verstanden, eine von den übrigen Völkern abweichende, originelle war, in welcher das höchste ihrer Verdienste liegt. Man würde sich übrigens einer grossen Täuschung bei der Annahme hingeben, dass diese Aneignung fremder Culturschätze sich in grosser Bälde vollzogen habe, dass es den Griechen binnen Kurzem gelungen sei, ihre Lehrmeister zu überragen, materiell die Phöniker aus ihren Positionen zu verdrängen.[3] Hiezu bedurfte es gar manchen Jahrhunderts. Erst nach den dorischen Wanderungen, welche vielfache Umwälzungen in Hellas hervorriefen, begann die Gründungsepoche der griechischen Colonien, welche die Handelsmacht der Phöniker zu beeinträchtigen geeignet waren. Bis dahin beschränkten sich die nautischen Leistungen der Hellenen auf Seeräuberei. Selbst auf griechischem Boden erhielten sich die Phöniker lange genug; war doch selbst noch in späterer Zeit Athen ein Hauptsitz des phönikischen Handels, welcher überhaupt erst in der nachhomerischen Zeit seinen eigentlichen Aufschwung nahm. Auch scheint es, dass die Hellenen, als sie zur Bildung auswärtiger Niederlassungen schritten, den Pfaden folgten, welche ihnen die phönikischen Handelsfäden wiesen, denn wir finden sie fast überall in Gemeinschaft,[4] später dann als die Nachfolger der Phöniker. So wie diese die in Aegypten erlernte Weisheit zu fremden Völkern brachten, übernahmen später die Hellenen diese

---

der Musen, des Dionysos, die Mythen vom Orpheus, Tamyras und den Aloiden von dem in Pierien am Olympos, am Helikon, in Attika, Euböa und Naxos sesshaften Stamme entlehnten, der wie aus mehreren Thatsachen erhellt, mit den Bewohnern des eigentlichen Thrakiens verwandt war.“ A. a. O. S. 9—10.

1) Curtius, *Archäologische Zeitung*. 1869. S. 110, 1870. S. 10.

2) Draper. A. a. O. S. 80.

3) Kolb, *Culturgeschichte*. I. S. 145.

4) Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie*. I. S. 18.

Rolle, indem sie die von den Phönikern übernommenen Culturgüter weiter verfrachteten. Dabei wurden die Griechen von einem vielfach übersehenen Umstande begünstigt. Ihre Individualität, mit den verschiedenartigsten Völkern und Racen in Berührung tretend, erwies sich bei aller Empfänglichkeit für Fremdes doch zu allen Zeiten so spröde, dass die Griechen Griechen blieben und das Nationale bewahrten. [1]). Diese eigenthümliche ethnische Bevorzugung haben die Hellenen selbst in den späteren Epochen des Mittelalters bewährt, wo sie die Slaven gräcisirten, bis in die allerneueste Zeit. [2]) So darf man denn wirklich von einer namhaften Ausbreitung des Hellenenthums und seiner Gesittung sprechen, diese doch keinesfalls in allzu frühe Epochen zurückversetzen. Zu den ältesten dieser Niederlassungen sind vielleicht jene auf der kleinasiatischen Küste und den ägäischen Inseln zu zählen, wo sich bis in die Gegenwart das antike Hellenenthum am reinsten und zähesten erhalten hat. [3]) Die griechischen Colonien im unteren Italien oder Grossgriechenland wurden erst 750—650 v. Chr. meist von Dorern gegründet; die an den Gestaden des Pontus Euxinus entstanden 540—498; [4]) Massilia, die entfernteste aller griechischen Pflanzstädte, ward von Phokäern 536 v. Chr., Naucratis in Aegypten am kanobischen Nilarm, von Milesiern um 550 v. Chr. erbaut. Etwas früher, im VII. Jahrhundert, fanden die Niederlassungen in der reich bewässerten fruchtbaren nordafrikanischen Landschaft Cyrenaica statt. Wir befinden uns bei der Ausdehnung des griechischen Colonialwesens, also inmitten völlig historischer Epochen; die hellenischen Stämme hatten schon ein langes Culturleben hinter sich, es hiesse aber sich und Andere täuschen, wollte man daraus auf ein rasches Durchlaufen dieses Entwicklungsprocesses schliessen.

Aelteste Zustände.

Diese Betrachtungen haben uns den Epochen entführt, die wir noch in's Auge zu fassen haben. Was in der vorhistorischen Periode an Wanderungen vorfiel, natürlich scharf zu unterscheiden von den planmässigen Anlagen neuer Pflanzstädte und Niederlassungen späterer Zeiten. Selbst die Bevölkerung der kleinasiatischen

---

1) Humboldt, *Kosmos.* II. S. 178.

2) Cyprien Robert, *Die Slaven der Türkei.* Stuttgart 1844. 8° 2 Bde. S. 193. Dann A Bradaska, *Die Slaven in der Türkei.* (Petermann's *Geogr. Mitth.* 1869. S. 444.)

3) Vgl. hierüber das interessante Buch von Prof. Bernhard Schmidt, *Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum.* Leipzig 1871. 8°.

4) Um jene Zeit ward wenigstens Kallatis gegründet; Prof. Dr. Robert Rösler vermuthet von den übrigen Niederlassungen an der thrakischen Küste ein ähnliches Datum. (Rösler, *Romänische Studien.* Leipzig 1871. 8° S. 13.)

Westküste, theilweise sogar jene Grossgriechenlands fällt noch in jene Kategorie von Völker- und Stammeswanderungen, welche an und für sich Beweis geringen Culturlebens sind. Sie werden zunächst durch äussere Momente veranlasst, die wohl Niemand auf Rechnung eigener Voraussicht setzen und als mit Bewusstsein eines bestimmten Zieles ausgeführt betrachten kann. Wahrscheinlich ist der Urgrund der dorischen Wanderungserscheinung weniger in den inneren Befehdungen der griechischen Horden als in dem Einbruche illyrischer Völkerschaften zu suchen, welche etwa 1100 v. Chr. in Epirus erschienen. Der Zug ging dabei vom Westen nach dem Osten Nordgriechenlands, dann hinab nach Mittelgriechenland und dem Peloponnes, endlich nach den ägäischen Eilanden und den Westküsten Kleinasiens. Erst nachdem — über zwei Jahrhunderte waren bei diesem Wandern verstrichen — die hellenischen Stämme endlich zur Ruhe gelangt waren, konnten sich dieselben einer ernsten Culturarbeit widmen.

So weit den griechischen Sagen ein geschichtlicher Hintergrund innewohnt, war im heroischen Zeitalter, im trojanischen Kriege und später noch bei den Hellenen allenthalben das Königthum eingebürgert. Mitunter mochte es fremden, etwa phönikischen oder palästinensischen Ursprungs sein, wie z. B. von den Königen von Argos behauptet wird.[1]) Zwar würde es der Wahrheit sicher nicht entsprechen, wollte man sich die griechischen Fürsten jener Epoche etwa in dem Sinne der ägyptischen, assyrischen oder indischen Monarchen vorstellen, vielmehr scheinen sie niemals anderes als Hordenhäuptlinge gewesen zu sein, immerhin aber liess sich selbst in dieser patriarchalischen Gestalt das Wesen des Königthums erkennen. Alle Völker, welche bisher zur Schilderung gelangten, haben ausnahmslos der Alleinherrschaft eines Einzigen, der Monarchie oder, wenn man will, dem Despotismus gehuldigt: Chinesen, Japaner, Inder, Babylonier, Assyrer, Hebräer, Phöniker und Aegypter. Nur bei den Phönikern und ihren Abkömmlingen, den Carthagern, kann man die ersten schwachen Versuche zu einer Aenderung beobachten. Es muss daher mit Recht unsere Aufmerksamkeit in höchstem Grade beschäftigen, wenn in Hellas plötzlich eine neue Regierungsform, die republikanische, auftaucht. Nun gibt es freilich in der Republik eben so viele Schattirungen als in der Monarchie; und eine Republik kann eben so despotisch sein als eine Monarchie freisinnig und liberal. Ehe man daher in der Republik den Triumph der Freiheitsidee begrüsst, käme es zunächst darauf an, den Begriff der Freiheit selbst, dann erst den Charakter der Republik zu präcisiren. Indessen mag im Allgemeinen die Republik als eine freiheitlichere

1) Alex. Lombard, *Les Nur-hags de Sardaigne et les vieilles tours d'Irlande.* (*Le Globe* 1872. S. 152.)

Institution denn die Monarchie gelten. Obwohl nun auch in Griechenland die Republik unter den verschiedenartigsten Formen auftrat, fordert doch ihr Erscheinen überhaupt zu eingehender Erörterung heraus.

Untersuchung über den Ursprung freiheitlicher Regungen.

Da sei denn vor Allem bemerkt, dass freiheitlichere Regungen einen günstigeren Boden finden bei Nationen, die dem Handel sich ergeben. Die ältesten Spuren solcher Bestrebungen tauchen, wie oben erwähnt, bei den Phönikern und Carthagern, den ersten Handelsvölkern des Alterthums auf. Ihnen folgen die Hellenen, deren Handel gleichfalls eine bedeutende Ausbreitung gewann; im Mittelalter sehen wir die republikanische Form, freilich mit äusserst geringer Spielweite für die Freiheit, in den Handelsstaaten Italiens gewahrt und in neuester Zeit bei dem Handelsvolke der Nordamerikaner, während wenn auch nicht die Form, so doch der Geist der Freiheit am meisten die Handelsherren der Welt, die Briten, beseelt. Aus dieser rohen Nebeneinanderstellung von äusserer Form und Wesenheit auf einen etwaigen Causalconnexus schliessen zu wollen, wäre jedoch überaus voreilig. Mehr lässt sich im Allgemeinen gewiss nicht behaupten, als dass der Handel bis zu gewissem Grade die Entwicklung freisinniger Einrichtungen dort begünstige, wo die Keime und Anlagen dazu vorhanden sind. Ueber diesen Grad hinaus aber wird das Kaufmannsthum ein Priesterthum der Selbstsucht und des Eigennutzes. Wo der Kaufmann herrscht, ist keine Freiheit, keine Poesie, dort gibt es nur Herren und Knechte. Sicher ist also, dass in dem mercantilen Sinne der Hellenen eine Ursache des Ueberganges von der Monarchie zur Republik nicht zu erblicken ist. Sehen wir uns daher weiter um.

„Auf den Bergen wohnt die Freiheit!“ und es ist etwas Wahres an des Dichters Wort, — natürlich *cum grano salis.* Schon einmal habe ich dem südlichen Hellas die nördlichere Schweiz entgegengestellt; der Vergleich trifft jetzt wieder zu. Noch weiter gegen Norden, in den Gebirgen Schottlands und in den zerrissenen Fjorden Norwegens lebt seit Alters her unbändiger Freiheitssinn. Diese Beispiele liessen sich noch weiterhin vermehren. Die Bergvölker machen stets Opposition gegen die Bewohner der Ebene, wie ihre Berge dem flachen Lande. In Algerien sind es die Kabylen des Dschurdschura, deren unabhängiger Sinn nicht gebeugt wird. Die cretensischen Bergvölker trotzten bis unlängst der türkischen Herrschaft; die Briten in Indien werden durch die nach Freiheit strebenden bergbewohnenden Stämme der Huzurâh und Luschaï's beunruhigt; die Syâposch

des Kâfiristân sind noch von Niemanden unterworfen und die Miao-tse und Panthays im bergigen Yün-nan rüttelten mit Gewalt an dem chinesischen Joche. Wir wissen aber auch von Bergvölkern, wie beispielsweise in der Gegenwart jene der östlichen Alpen, wo nur sehr wenige oder gar keine freiheitlichen Ideen zu entdecken sind. Auch hier wird sich also das Gesetz strenger Abhängigkeit der Regierungsform von der Bodengestaltung nicht ableiten lassen, wir müssen uns wieder mit der Erkenntniss begnügen, dass unter gewissen Umständen freiheitliche Regungen im Gebirge eine Unterstützung finden.

Wichtiger scheint die Zone zu sein, in welcher ein Volk zur Entwicklung gelang. Der 36° n. Br. kann mit ziemlicher Genauigkeit als die südliche Begrenzung Europa's betrachtet werden. Er durchschneidet die Strasse von Gibraltar und die Insel Gozzo, zieht etwas südlich von Cerigo (Kythera) und durch Rhodos, streift endlich die südlichsten Vorsprünge Kleinasiens. Ganz Hellas und der Archipel, das grosse Eiland Creta und einige kleine Inseln ausgenommen, liegen nördlich von diesem Breitegrad, alle bisher gemusterten Völker aber südlich von demselben; nur Carthago und das nördliche Japan ragen über denselben hinaus. Es ist nun in der nördlichen Erdhalbe kein Beispiel einer Republik auf unserem Continente südlich von diesem Breitengrade zu nennen, es wäre denn, man wollte den in neuester Zeit gestifteten Negerstaat Liberia allen Ernstes unter die Republiken zählen.[1]) Wir dürfen also hier schon mit etwas grösserer Sicherheit schliessen, dass freiheitliche Staatsgebilde nur in höheren Breiten gedeihen. Da nun Breite und Klima in gewissen Beziehungen stehen, so bemerken wir, dass die Jahresisotherme von 15° C. (12° R.), die nördlichen Gebiete Mittelgriechenlands, jene von 20° C. (16° R.) hingegen das Mittelmeer südlich von Creta und Cypern durchzieht. Griechenland befindet sich also unter jenem gesegneten Himmelsstriche, wo zwischen 15° und 20° C. mittlerer Jahrestemperatur das angenehmste und mildeste Klima der Erde zu suchen ist. Mit der Isotherme von 15° C. fällt zudem in Griechenland fast genau zusammen die Isochimene von 10° C. (8° R.), das heisst eine Linie gleicher mittlerer Wintertemperatur, während die Isothere von 25° C. (25° R.) (gleiche mittlere Sommerwärme), es nur in seinen allersüdlichsten Spitzen trifft. Wer nun da weiss, wie das Zusammenwirken günstiger klimatischer Umstände vorhandene geistige Keime zu entwickeln und reifen vermag, wie des Menschen instinctartige Neigung zur Thätigkeit mit dem Breitegrade zunimmt, worunter er lebt, wie die philosophische Formel, welche in den heissen Ebenen Indiens ihren Ausgang in einem Leben der Ruhe und Sorglosigkeit findet, in der stählenden Luft Europa's durch ein Leben voll Thätig-

---

1) Wie es mit diesem Zerrbilde eines Freistaates beschaffen ist, siehe in Richard Oberländer's „*Westafrika vom Senegal bis zum Benguela.*" Leipzig 1874. 8° S. 178—189.

keit ausgelegt zu werden pflegt,[1]) der wird, falls, was sehr fraglich, die Republik überhaupt als ein Merkmal erhöhter Gesittung gelten soll, hierin schon eine theilweise Erklärung für diese Erscheinung zu erblicken geneigt sein.

Freilich ist Boden, Klima und Himmelsstrich nicht Alles; noch fehlt das Volk, die Race, deren ursprüngliche, angeborne Geistesanlage durch diese verschiedenen Umstände beeinflusst werden soll. Hier nun sehen wir die arischen Griechen zum ersten Male andere Pfade wandeln als die sonst von den Völkern der Geschichte begangenen und suchen wir nach Beispielen, so vermögen wir keines aufzutreiben, wo ein anderes denn ein arisches Volk nach der Republik gestrebt hätte. Was jenseits des Oceans als tlascaltekischer Freistaat einst bestand, kann culturhistorisch nicht in Parallele gestellt werden, so wenig als überhaupt der Entwicklungsgang der rothen Race mit der mittelländischen. So sind denn die Aryâs allein Republikaner geworden und wo wir in Amerika diese Staatsform antreffen, riefen sie bekanntlich die arischen Europäer, nicht die Eingebornen in's Leben. Da aber andererseits auch Zweige des grossen arischen Völkerstammes existiren, von welchen niemals republikanische Gelüste, sehr wohl aber das Gegentheil verlautbart, wie Erânier und Inder, so wird man zu dem Schlusse gelangen, dass es des Zusammentreffens aller der oben dargestellten mannigfachen äusseren Umstände der Terrainbildung, des Klima's und der geographischen Lage bedarf, damit arische Stämme die in ihnen schlummernde Freiheitsidee zu entwickeln vermögen.

So wie es bisher meine Aufgabe gewesen, gegenüber den kurzsichtigen Ereiferungen über den bei Asiaten und Aegyptern herrschenden Despotismus die naturgemässe Begründung der Fürstenmacht darzulegen, ist es auch nöthig angesichts der von derselben Seite ausgehenden Verherrlichung der Hellenen ob ihres sich in republikanischen und demokratischen Formen äussernden Freiheitsgefühles zu betonen, wie hier die Entfaltung der Volksgewalt genau so begründet gewesen als anderwärts jene der Fürstenmacht. Ein anderes ist die Frage, in wie weit Volksgewalt oder Fürstenmacht culturgeschichtlich auseinander gehen. Werfen wir hiezu einen Blick auf die Gestaltung der Dinge in Hellas.

Staatliche Einrichtungen in Hellas nach den Wanderungen.

Nach der endlichen Einnahme fester Wohnsitze gingen die nunmehr sesshaften hellenischen Wanderhorden alsbald zu republikani-

1) Draper. A. a. O. S. 180.

schen Staatsformen über. Die Beseitigung der angestammten Häuptlinge erfolgte gewiss nur unter gewaltigen Gährungen und Kämpfen, doch weiss man nur wenig davon. Sicher ist, dass bald von dem südlichen Ende des äussersten Peloponnes bis zu den nördlichen Gegenden von Thessalien die bürgerliche Freiheit [1]) unter den verschiedensten Modifikationen begründet ward; nur das einzige Sparta machte eine Ausnahme. Hier wohnten Dorer, und gleichwie in früherer Zeit die Dorer für die wildesten, ungesittetsten der Hellenen gegolten hatten, folgten sie auch nicht so willig dem allgemeinen Beispiele. In allen dorischen Staaten behielt der Adel die Oberhand, selbst dort wo sich Freistaaten bildeten; in Lakonika vermochte der dorische Stamm es nicht einmal zur Abschaffung des Königthums zu bringen; eine Einschränkung seiner Macht war Alles, was er vermochte. Es ist dies ein neuerlicher Beweis, wie sehr die Regierung stets den allgemeinen Volkscharakter repräsentirt, wie, mit anderen Worten, die Regierung vom Volke, nicht das Volk von der Regierung bestimmt wird. Das Volk hat stets die Regierung, die es verdient.

Die nächste Folge der Gründung kleiner Freistaaten war der Untergang des Zusammenhangs zwischen den einzelnen Stämmen; dass es niemals einen griechischen Nationalcharakter gegeben, wurde schon früher erwähnt; war das Band der gemeinsamen Nationalität früher nur lose, es ward loser noch nachher, und die als Gegenmittel geschaffenen Bünde wie Panjonia, Panböotium, selbst der Amphiktyonenbund stellten nur eine laxe Verbindung her. Es war das schottische Clanwesen, die schweizerische Cantönliwirthschaft späterer Zeit in's griechische Alterthum übertragen und dieser, in Schottland, in der Schweiz, in Hellas durch die äusseren Momente ausgebildete Charakter haftet der hellenischen Culturentwicklung in mehr oder minder ausgeprägtem Masse an bis zum Untergange des Volkes unter der Römerherrschaft. So blieb denn das, was nach so langen Kämpfen und Wanderungen so dringend nöthig gewesen wäre, am längsten aus — die Ruhe, die allein Ordnung und dadurch Fortschritt ermöglicht. Es entstand vielmehr ein wahres Zeitalter der Befehdungen, wo Bürger mit Bürger, Nachbarn mit Nachbarn, die kleinen Städte mit den grösseren oder der Hauptstadt des Districtes kämpften; ein Krieg Aller gegen Alle. Allein auch in anderer Hinsicht hörten die Klagen nicht auf. Den Tyrannen des Königthumes war man entronnen, aber statt der Könige drückten nun Magistrate, Archonten oder wie an jedem Orte die Volksobrigkeiten heissen mochten. Die Districtshauptstädte züchtigten die kleinen Städte exemplarisch, wenn sie ihrem Winke nicht gehorchen wollten. Da zeigte

---

1) Eine Definition dessen, was unter „Freiheit“ zu verstehen ist, läge Jenen zu geben ob, welche in derselben die alleinseligmachende Panacee für alle Völker erblicken. Wer sich darüber unterrichten will, lese John Stuart Mill, *On Liberty*. London 1859. 8° und Henry Thomas Buckle's Essai: *Mill on liberty*. (Leipzig 1867. 8°.)

sich nun, so wird uns sehr richtig versichert,[1] „dass der Missbrauch der Gewalt an der Gewalt klebe wie die Wirkung an der Ursache.“ Nur vergessen die Meisten, dass irgend Jemand die Gewalt doch haben muss. Vor dem Missbrauche der Gewalt, der eigentlich nichts anderes ist als der Gebrauch der Gewalt — die Grenze zwischen beiden ist sehr subjectiv — kann also überhaupt gar keine Staatsform schützen; in Monarchien geht der Missbrauch vom Herrscher aus, in Oligarchien vom Adel, in Demokratien vom Volke, in Ochlokratien vom Pöbel; wer immer aber die Gewalt hat, der beutet sie aus, dies liegt in der Natur der Dinge und es gibt kein Beispiel des Gegentheils. Zudem liegt es in der menschlichen Natur, jede Ausübung der Gewalt, wenn sie noch so gerechtfertigt d. h. gesetzmässig ist, als Druck zu betrachten und auch wirklich zu fühlen; denn das Gesetz selbst ist an sich eine wenn auch nothwendige Beschränkung der Freiheit, eine Bedrückung. Kein Besonnener wird sich demnach wundern in den griechischen Freistaaten noch mehr über Bedrückung klagen zu hören als anderwärts in despotischen Ländern; in der That hat sich der Druck des einen Despoten stets noch erträglicher erwiesen, als der Druck der Vielheit, wie sie in republikanischen Staaten zur Ausübung der Gewalt berufen ist.

Nicht eher ward Ruhe in Griechenland als bis die Spartaner zu unüberwindlichen Kriegern herangebildet, die entschiedene Uebermacht im Peloponnes errangen. Da einzelne Personennamen für uns nur von untergeordnetem Belange sind, können wir der Frage, ob Lykurg eine historische Person gewesen, aus dem Wege gehen. Sicher ist, dass die Lakedämonier ein zwar lange unbesiegbares, aber auch barbarisches Volk waren, welches allerwärts die Freiheit erschuf und die Hindernisse der Cultur, mittelst der Besiegung der kleinen Tyrannen wegräumte, dabei aber selbst eine tyrannisirende, drückende Oligarchie in's Leben rief.

Was war mittlerweile im übrigen Hellas geschehen? Das asiatische Griechenland, nachdem es alle Regierungsformen von seiner ursprünglichen monarchischen an durchwandert hatte: aristokratische, despotische, oligarchische, kam endlich unter Aisymneten oder Wahldespoten zur Ruhe. Auch Mytilene auf Lesbos folgte diesem Beispiele. Die anderen griechischen Inseln beherrschten sich zum Theil gleich anfangs republikanisch, zum Theil aber erst monarchisch und gingen erst darauf zur Republik über. In dem ionischen Athen ward unter den Archonten das Königthum strenge genommen noch aufrecht erhalten. Von 752—592 v. Chr. waren alle edlen Geschlechter zum Archontat wahlfähig; der Areopag mit den Archonten besass alle gesetzgebende und ausübende Macht, das übrige Volk blieb von allem Einflusse auf die Regierung ausgeschlossen. Diesem

1) Kolb. A. a. O. I. S. 152.

Uebel half selbst die Abschwächung des Archontats von einer anfangs lebenslänglichen, dann zehnjährigen [1]) auf eine blos einjährige Functionsdauer nicht ab. Die Archonten waren nur mehr Beamte der herrschenden Geschlechter, welche unter sich einig, unter sich gleichberechtigt und in sich abgeschlossen als Herren des gesammten Staatsorganismus der Masse des Volkes gegenüberstanden. Die Aristokratie ward zur Gewaltherrschaft, zur Oligarchie und der Kampf mit der Demokratie begann. In diesem Kampfe zwischen Oligarchie und Demokratie bildete die Tyrannis in ihrer älteren Erscheinung ein wichtiges Mittelglied. Sei es Uneinigkeit unter den Vornehmeren selbst, so dass Einzelne den Demos als Waffe gegen ihre Standesgenossen gebrauchen wollten, sei es, dass die Unerträglichkeit des Druckes rasch einen gewaltsamen Ausbruch der Volkswuth herbeiführte, fast überall finden wir einen Edlen an der Spitze des Volkes als Parteiführer. Der Sieg des Demos wird dann zunächst durch materielle Verbesserungen seines Zustandes, Ackervertheilung und Schuldenerlass, Epigamie und Rechtsgleichheit bezeichnet. Epigamie war das Recht der Ehegenossenschaft, welche für den Ausdruck der politischen Zusammenhörigkeit galt, indem die Hellenen (nicht minder die Römer) mit Recht sehr viel auf unvermischte Reinheit der Abstammung hielten. Die eigentlich politischen Rechte sind dem Demos, besonders in Ackerbau treibenden Gegenden, noch Nebensache, und nicht selten wird erst später in dem Volke das Verlangen nach politischer Herrschaft durch Demagogen erweckt, unter welchen es zu allen Zeiten die verächtlichsten Menschen gegeben hat. [2]) Für den Augenblick bleibt die Herrschaft nach Gewährung der erwähnten Rechte entweder in den Händen der Oligarchie oder es gelingt dem Führer des Demos oder einem andern ehrgeizigen Adeligen, sich des Demos zur Erlangung der Tyrannis zu bedienen. Unschwer wird der Besonnene in dieser Tyrannis jene Erscheinung erkennen, welche später in Rom unter Julius Caesar wiedergekehrt ist und selbst der modernen Gegenwart das beliebte, viel gebrauchte und noch öfters missbrauchte Schlagwort des „Cäsarismus“ gegeben hat. Wo immer aber dieses sociale Phänomen auftrat, sehen wir die nämlichen Ursachen wirksam, ist dasselbe eben so in der Natur der Dinge begründet wie in Griechenland. Hier finden wir um die Zeit des VII. und VI. Jahrhunderts v. Chr. eine ganze Kette von Tyrannenherrschaften, vielfach unter einander verschwägert und versippt,

---

1) Man erinnere sich übrigens, dass wir von der Geschichte Attika's unter den lebenslänglichen und zehnjährigen Archonten absolut nichts wissen, bis wir uns der Zeit Solons nähern, wie Niebuhr dargethan. Die ganze athenische Geschichte bis etwa zwei Jahrhunderte vor Perikles ist lediglich Fiction. (Sir Cornewall Lewis, *Credibility of early Roman History.* II. Bd. S. 543.)

2) Macaulay, *Die Geschichte Englands.* Deutsch von Rödiger & Kretzschmar. Leipzig 1856. 8⁰ V. Th. S. 26.

über einen grossen Theil von Griechenland verbreitet. In ihrer Willkürherrschaft bedrückten oder vertrieben sie meistens die Reichen und setzten so auf gewaltsame Weise der Zerrüttung des Staats durch Parteikämpfe ein Ziel. Nur Voreingenommenheit vermag zu verkennen, wie viel Griechenland überhaupt der Tyrannis verdankt. Bis zu jener Epoche lag die hellenische Cultur noch in der Wiege; erst unter der Tyrannis, welche Ruhe und Ordnung schuf, konnte sie ihre Schwingen entfalten. Der wüste und verwilderte Zustand, der dem heroischen Zeitalter gefolgt war, klärt sich ab und eine neue geistige Cultur nimmt unter der Ruhe der Tyrannenherrschaft ihren Anfang; sie legte den Grund zu Industrie und Bildung wie zur geistigen Cultur durch Dichter und Werke der Kunst. Einem argivischen Tyrannen verdankte Griechenland die Einführung der Einheit in Maass, Gewicht und Münze; es ist auch sicher, dass in den meisten Fällen, wenngleich dem Missbrauche ausgesetzt, die Tyrannis — im Gegensatze zu dem landläufigen Begriffe — eine milde Herrschaft war, welche durch Unterdrückung der oligarchischen Parteien der Demokratie den grössten Vorschub leistete. Der demokratische Geist wuchs dadurch naturgemäss unter der Hand und errang allmählig seinerseits die Oberherrschaft, sich gegen die ihn bisher schützende Tyrannis selbst wendend, dieselbe stürzend und mannigfache Entwicklungsphasen durchlaufend. Anfänglich Timokratie, worin die gleiche Berechtigung Aller zur Theilnahme an der Staatsgewalt besonders in den Vermögensunterschieden liegt, fand sie leicht den Uebergang zur reinen Demokratie, in der Alle ohne Berücksichtigung der Geburt oder des Besitzes oder persönlicher Vorzüge vollkommen gleichberechtigt sind. [1])

Zustände zur Zeit der Perserkriege.

Dies war die Staatsform Athens, des vorgeschrittensten aller griechischen Lande, zur Zeit des Ausbruchs der Perserkriege, zu Anfang des V. Jahrhunderts v. Chr. Mit den Einzelnheiten und verschiedenen Phasen dieses denkwürdigen Kampfes habe ich mich hier nicht zu befassen, nur seine Consequenzen und seine culturgeschichtliche Bedeutung kommen in Betracht. Mit den Perserkriegen ward den Hellenen zum ersten Male Gelegenheit zu politischer Thätigkeit nach Aussen hin geboten; sie traten in die Weltgeschichte ein; bis dahin hatten sie bei aller inneren Entwicklung und Ausbildung ein Dasein geführt, von dem das grosse Weltgetriebe so wenig Notiz nahm wie in späteren Tagen von den Hirten der Urcantone bis zu dem sagenhaften Rütlischwur. Ein Umstand indess hatte von jeher beige-

---

1) Freese, *Ueber den Kampf der Reichen und Armen in Athen.* Stralsund 1848.

tragen, den Hellenen eine höhere Bedeutung zu verleihen: ihre durch die maritime Lage ihres Landes begünstigte geographische Verbreitung. Im Osten sowohl als im Westen, in Kleinasien wie in Unteritalien und auf Sicilien sassen griechische Stämme, die mit den benachbarten Völkern früher oder später in Berührung treten mussten. Was Rom in seiner frühesten Zeit an griechischem Einfluss aufnahm, kam ihm nicht aus Hellas, sondern von den italischen Griechen zu. Desgleichen waren die Hellenen in Asien mit den angrenzenden Völkern und Reichen schon frühzeitig in nachbarlichen Verkehr getreten und hatten sich zum grossen Theile dem mittlerweile anschwellenden Perserstaate unterworfen; der griechische Freiheitssinn scheint unter asiatischem Himmel weniger intensiv gewesen zu sein, übrigens wissen wir, dass selbst griechische Stämme des Festlandes ganz freiwillig der persischen Herrschaft huldigten. Hätten aber nicht Griechen die asiatische Küste bewohnt, nimmer wäre es den Persern eingefallen das kleine, noch wenig cultivirte Griechenland mit Krieg zu überziehen. Durch die Theilnahme der Festlandshellenen an dem übrigens so weit bekannt ziemlich muthwilligen Aufstande der asiatischen Jonier gegen die Perser, war der Kampf gegen sie für Persien eine Nothwendigkeit. Uebrigens konnte für einen Eroberer nichts verlockender sein als Griechenlands innerer Zustand; es schien kein Band der Vereinigung zwischen den verschiedenen Städten geknüpft, ja die hervorragenderen lebten in einem Zustande chronischer Revolution. Die kriegerischen Ereignisse dieser Epoche sind mehr als genügend durch die glänzende Einbildungskraft der feurigen Griechen verherrlicht worden. Doch war es unnöthig Märchen zu ersinnen, wie die Million Soldaten, welche nach Europa übergesetzt sei oder die 200,000, welche nach der Schlacht bei Platää todt auf dem Schlachtfelde lagen.[1]) Gäbe es auch nicht so unbiegsame Thatsachen, wie die Einnahme und der Brand Athens, so würde doch der Umstand, dass diese Kriege fünfzig Jahre dauerten, genügen um zu beweisen, dass sich alle Vortheile nicht immer auf einer Seite befanden.[2]) Selbst Darsteller, welche auf griechischer Seite nur Licht und Sonne, im persischen Lager nur Nacht und Schatten gewahren, können der persischen Kriegführung eine gewisse Anerkennung nicht versagen.[3])

1) Die geringe Glaubwürdigkeit, welche den griechischen Berichten beizumessen ist, geht beispielsweise aus der Verschiedenheit ihrer Angaben über die eigenen Verluste hervor. Nach Herodot (IX. 70) wären nur 159 M.; nach Plutarch (*Arist.* 19) in allem 1360 Hellenen gefallen; nach Diodor (XI. 33) waren es aber über 10,000 M., was auch weit wahrscheinlicher und dem damaligen Zustande der Kriegführung entsprechender ist. Einer der gründlichsten Kenner des Orients, Edward B. Eastwick, sagt sehr wahr: „*The real fact is, young Europe is whipped and schooled into admiration of Greece, till no one dares give a candid opinion. Otherwise, how kan men in their senses affect to believe all that stuff about the invasion of Xerxes. (Journal of a diplomate's three years' residence in Persia.* London 1864. 8°. I. Bd. S. 26—27.

2) Draper. A. a. O. S. 99.

3) Z. B. Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 148—149.

Fügen wir hinzu, dass auch in diesem Falle die Parallele mit der Schweiz sich bewährt. Hinter den Schutzwällen ihrer Berge vermögen kleine Völker selbst einer colossalen Uebermacht mit Erfolg Trotz zu bieten. Wäre Hellas ein Flachland gewesen, die Griechen hätten bei aller Tapferkeit die gut geleiteten persischen Schaaren nimmer aufgehalten.

Von Seite der Perser waren die kriegerischen Unternehmungen gegen Griechenland nicht von der niedrigen Art, wie gewöhnlich im Alterthume, sondern sie waren die Ausführung einer mit grosser Fähigkeit gefassten Politik, deren Ziel darin bestand, Länder um Tributs und nicht um Verwüstung willen zu erlangen. [1]) Während einerseits das persische Reich durch das Fehlschlagen seiner europäischen Unternehmungen gar nicht gelitten zu haben scheint, denn die Perser konnten ihre Herrschaft nach Kyrene und Barka im Süden, bis Thrakien und Makedonien im Norden ausdehnen, werfen die Perserkriege auf die Hellenen ein nur wenig ehrenvolles Licht. Abgesehen davon, dass dabei Griechen gegen Griechen kämpften, herrschte weder Einmüthigkeit noch patriotische Begeisterung, nur 31 zum grössten Theile kleine Städte Griechenlands sollen treu geblieben sein. Verrath scheint lange Jahre hindurch die tüchtigsten Männer angesteckt zu haben.

So ist es denn eine jeder tieferen Begründung entbehrende Phrase, wenn man in den Perserkriegen einen Kampf der Cultur gegen die Barbarei erblicken will. Dazu müssten die damaligen Hellenen wirklich schon ein Culturvolk gewesen sein; um uns hievon zu vergewissern, seien die hellenischen Culturverhältnisse bis zum Beginn des V. Jahrhunderts v. Chr. in's Auge gefasst.

Der schneidende Gegensatz zwischen den dorischen Lakedämoniern, welche, wie oben erwähnt, die Präponderanz in Griechenland bis zu den Perserkriegen behaupteten, und den jonischen Athenern durchzieht die hellenische Geschichte bis zu ihrem Niedergange und ist auch in jenen Epochen bemerklich. Die Dorer, dialektisch und wahrscheinlich auch ethnisch etwas verschieden, blieben stets auf einer tieferen Culturstufe stehen, obwohl zweifelsohne sie die eigentlichsten Repräsentanten der Hellenen sind. Wo die Dorer hinkamen, gründeten sie ihre Herrschaft auf die Unterdrückung der alten Einwohner; in Sparta war die dorische Aristokratie durch Einwanderung und Unterjochung entstanden, so dass von Anfang an die Masse auf die Masse drückte. Sparta blieb zu allen Zeiten barbarisch, die Spartaner zu allen Zeiten Räuber und Betrüger, die in ihrem nationalen Leben nicht Einen lobenswerthen Zug zeigten. [3]) Der jonische, jüngere Stamm schritt aber in der Cultur den übrigen stets voran;

---

1) Draper. A. a. O. S. 99.
2) A. a. O.
3) A. a. O. S. 100.

er war am frühesten mit den Phönikern zusammengekommen, hatte am frühesten von diesen das Wesen der Cultur erlauscht. Durch die Jonier kam über ganz Griechenland an Bildung, was dort vorhanden war.

Religiöse Entwicklung.

Die ältesten Religionsbegriffe der Griechen deuten auf einen barbarischen Zustand des Volkes, der erst durch die Götterlehre Homers und jene des Hesiod eine Verbesserung erfuhr; beide Dichter gehören noch dem heroischen Zeitalter an; bei den folgenden Geschlechtern blieb aber die Götterlehre im Wesentlichen so, wie sie in den Werken beider Dichter dargestellt war. Es ist fast gewiss, dass die Hellenen zum Theil ihren Glaubenskreis durch phönikische Vermittlung aus Aegypten bezogen hatten und daraus erklärt sich, warum derselbe ohne allen speculativen Gehalt war. Die Bedeutung, welche er als Ausdruck und Form einer eigenthümlichen Weltanschauung bei seiner Entstehung und in seinem Heimatlande gehabt, war bei den Griechen ganz verloren gegangen. Die Umbildung der ägyptischen Götter*begriffe* zu den griechischen Götter*gestalten* war zudem ganz der geistigen Thätigkeit der Menge überlassen geblieben und dies zu einer Zeit, wo das griechische Volksleben selbst noch sehr roh war und in moralischer Beziehung niedrig stand. Die griechische Götterwelt war mit ihrer Verpflanzung nach Griechenland zu einer blossen Phantasiewelt herabgesunken [1]) und diese Religion enthielt die Bedingungen ihres Unterganges in sich selbst. [2]) Man rühmt zuweilen, dass die Hellenen sich dadurch des höchst seltenen Glückes erfreuten, frei geblieben zu sein von einem besonderen Priester*stande* und einer positiven Religionsoffenbarung in dessen Sinn und Interesse. [3]) Ich habe dargethan, dass genau ein Gleiches bei den Chinesen der Fall war. In beiden Ländern kann man aber nicht bemerken, dass die Abwesenheit eines eigenen Priesterstandes der Bildung zu Gute gekommen wäre oder gar die wissenschaftliche Erkenntniss gefördert hätte. Bei beiden Völkern war im Gegentheil mehr Aberglaube anzutreffen als bei den religiös gebildeten Nationen des Auslandes, den Phönikern, Aegyptern und Persern. Diese besassen nämlich zugleich den Vorzug wissenschaftlicher Kenntnisse, der den Griechen mangelte und zwar bis zur makedonischen Epoche, eben weil sie keinen Priesterstand besassen; denn fast alle Entwicklungen

---

1) Röth. A. a. O. S. 345. Vgl. sein lehrreiches Capitel über den griechischen Glaubenskreis. S. 278—346.

2) Draper. A. a. O. S. 33.

3) Kolb. A. a. O. I. S. 163.

hat die Kirche dem Staate vorgemacht; wie denn überhaupt jede Art der Cultur, die Wissenschaft, die Kunst, der Ackerbau, Gewerbfleiss und Handel zuerst auf geistlichen Grundlagen errichtet, von Geistlichen betrieben worden ist. [1]) Unverkennbar verdankt die Menschheit ihre edelsten geistigen Güter und namentlich auch die Anleitung zu den frühesten tieferen Culturbestrebungen im Staate den Bemühungen des urgeschichtlichen Priesterthums. [2]) Auch noch späterhin ist die Wissenschaft stets eine Tochter der Kirche gewesen, [3]) die sie erst in jüngster Zeit überflügeln sollte, und so stellt sich das Fehlen eines gegliederten Priesterstandes, als ein Vorzug der hellenischen Cultur gepriesen, als die Hauptursache der krassen Unwissenheit der Hellenen dar.

Wir haben uns also die hellenische Religion [4]) nicht etwa als einen idealen Cultus der reinen Natur vorzustellen — frei, rein, heiter und kraftvoll — sondern die nur niedrige sittliche Ausbildung der griechischen Götterbegriffe ward sie sogar für die späteren griechischen Denker ein unübersteigliches Hinderniss. [5]) Dafür konnte die dem poetischen Naturell des Volkes entsprechende Entfaltung der Dichtkunst keinen Ersatz bieten. Obwohl die Anfänge der Poesie bei den Hellenen weit in das heroische Zeitalter hinaufreichen, beginnen dennoch erst zur Zeit der Tyrannis einige Dichternamen aufzutreten; aus der Periode der Freiheitsentwicklung durch Zertrümmerung des Königthums ist uns kein nennenswerther Poet bekannt. Was vor den Perserkriegen überhaupt an dichterischen Talenten gedieh, bewegte sich entweder an den Höfen von Tyrannen, wie Anakreon und Simonides, oder auch gleich Alkaios, im Kampfe gegen sie, jedenfalls der Mehrzahl nach in der Epoche der Tyrannis. [6])

Geistige Cultur.

Da nun, wie erwähnt, die Poesie für den mangelnden Halt der Religion nicht Ersatz zu leisten vermochte, musste auf andere Weise ein Surrogat dafür gewonnen werden. So weit wir das heutige Ergebniss unseres Wissens zu überschauen vermögen, sind nirgends im

---

1) Wilh. Roscher, *Ansichten der Volkswirthschaft aus dem geschichtlichen Standpunkte.* Leipzig & Heidelberg 1861. 8⁰ S. 427—428.

2) Otto Caspari, *Die Urgeschichte der Menschheit.* II. Bd. S. V.

3) Prof. Dr. O. Peschel im „*Ausland*" 1868 No. 13. S. 304.

4) Ausführlich behandelt dieselbe Joh. Adam Hartung, *Die Religion und Mythologie der Griechen.* Leipzig 1865. 8⁰ I. Bd.

5) Röth. A. a. O. S. 345.

6) In neuester Zeit hat sich ein gewiegter Kenner, Theodor Bergk, in seiner griechischen Literaturgeschichte (Berlin 1872) indess für die historische Persönlichkeit Homer's mit Entschiedenheit ausgesprochen, dessen Zeitalter er in die Mitte des X. und Anfangs des IX. Jahrhunderts versetzt.

Weltgetriebe die Spuren einer moralischen, sittlichen Weltordnung wahrzunehmen, noch etwa gar wissenschaftliche Beweise für eine solche zu erbringen. Trotzdem lässt sich die Nothwendigkeit dieses Irrthums historisch schon dadurch erweisen, dass die bürgerliche Gesellschaft zur Sicherung der moralischen Ideen den Glauben an eine moralische Weltordnung zu keiner Zeit entbehren konnte. Die Begründung dieses Irrthums war von jeher Aufgabe der Philosophie. So begann auch bei den Hellenen die philosophische Thätigkeit. Während aber die Namen der griechischen Denker mit wohlbekanntem Klange an unser Ohr schlagen, sind Jene vergessen, die vor ihnen die heute angestaunte Weisheit predigten. Gleichwie in der Götterlehre die Hellenen fremdes Material benützten, war auch ihr Denken kein originelles. Mühsam kamen sie zu Schlüssen, bei denen man längst zuvor in Aegypten und Indien angelangt war. Verdächtig ist schon der Umstand, dass kein griechischer Philosoph genannt wird vor 670 v. Chr., als Aegypten den Fremden seine Häfen erschloss. Der erste Philosoph war Thales, um 600 v. Chr., und dieser von phönikischer Abkunft. Die ersten philosophischen Schulen bildeten sich auch nicht in Hellas, sondern bei den kleinasiatischen Joniern, die mit Persern und andern in Contact standen. Die Anfänge dieser jonischen Schule (Thales, Anaximander 610—246 v. Chr., Anaximenes 560 oder 548 v. Chr. geb. und Herakleitos um 500 v. Chr.) sind geradezu kindisch und beginnen mit der Einführung von ein paar volksthümlichen Irrthümern von Aegypten. Das positive Wissen dieser Philosophie ist überaus gering, obwohl später gar manche Entdeckung auf sie zurückgeführt ward. Was die Anaximenes zugeschriebene Entdeckung der Schiefe der Ekliptik mit Hülfe des Gnomon's betrifft, so war sie nur eine Prahlerei seiner ruhmredigen Landsleute. Dieselbe lag völlig ausser dem wissenschaftlichen Bereiche Jemandens, der keine genauere Vorstellung von der Natur der Erde besass, als dass sie einem breiten in der Luft schwimmenden Blatte gleiche. Dass Anaximander die ersten Landkarten verfertigt habe, lässt sich kaum mit der Thatsache vereinen, dass die Aegypter Geometrie zu eben dem Ende 30 Jahrhunderte ehe er geboren wurde, getrieben hatten. Was seine Erfindung der Sonnenuhren anbelangt, so ist diese in Wirklichkeit eine sehr alte orientalische Erfindung. Und dass er der Erste gewesen sei, der eine genaue Berechnung des Umfanges und der Entfernung der Himmelskörper angestellt habe, ist unverträglich mit einem Systeme, welches für die Erde eine cylindrische Gestalt annimmt.[1]) Die Weltbeschreiber der jonischen Schule blieben alle in grösster Sinnestäuschung befangen.[2]) Selbst die Pythagoräer oder Pythagoras, der

1) Draper. A. a. O. S. 61—81.

2) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 30.

unter allen griechischen Philosophen vor den Perserkriegen den nachhaltigsten Einfluss nicht nur auf Hellas, sondern selbst auf das königliche Rom ausgeübt hat, lehrten die Kugelgestalt der Erde nicht aus mathematischer Ueberzeugung, sondern aus geometrischen Schicklichkeitsgründen, weil sie in der Schöpfung immer nach dem Vollendeten suchend, der Erde die vollkommensten Körperformen zutrauten. Es ist daher nicht zu verwundern, dass die Griechen in der Zeitrechnung z. B. was Genauigkeit in der Berechnung anbetrifft, von einem Volke wie die amerikanischen Tolteken weit übertroffen wurden.[1])

In der Geschichtsschreibung werden schwache Anfänge gemacht durch die Logographen, Musik ward dagegen von jeher sorgfältig gepflegt.

Ein Rückblick auf den Culturzustand Griechenlands bei Beginn der Perserkriege zeigt uns demnach folgendes Bild: Bis auf Sparta allenthalben republikanische Verfassungen, doch nirgends dieselbe, in Athen sogar schon die reine Demokratie; allenthalben bis auf wenige Gegenden ein neugieriges, gesprächiges, oft ungestüm lebhaftes, körperlich schönes Volk; an den meisten Inseln und Küsten das Meer mit Fahrzeugen bedeckt; das Colonialwesen zum grössten Theile begründet, die Jugend auf den Kampfplätzen versammelt, um durch Ringen und Discuswerfen, Wettlauf und Wettrennen dem Körper Schnelligkeit, Gelenkigkeit und Stärke zu verleihen. Dabei öffentliche Anstalten, Polizei, Manufacturen und die Anfänge der Kunst, besonders der Baukunst an Tempeln und Palästen, doch nur mit dorischem, noch dem einzigen architektonischen Styl. Darin kostbare Weihgeschenke, Kunstwerke bald von Gold gegossen, bald mit schönem Schnitzwerk und Malerei verziert, die aus fernen Landen gekommen waren und den Griechen als Muster zur Nachahmung dienten. Musik und Gesang waren Lieblingsvergnügungen, hie und da gab es selbst Malerschulen. Daneben eine völlig geistlose Religion, desshalb bei den Einsichtsvollen totale Irreligiosität, bei der ungebildeten Menge roher Aberglaube; allgemein beugte man sich vor dem Ausspruche der Orakel, worin man übrigens, wie neuere Untersuchungen zeigen, durchaus kein Symptom wissentlicher Täuschung und Betrügerei zu sehen hat,[2]) sondern wobei aufrichtige Divination, die natürlich Selbsttäuschung nicht ausschliesst, eine Hauptrolle spielte[3]). Von einem festgegliederten Priesterstande, aber auch von Wissenschaft keine

---

1) Vgl. Wilh. Müller, *Reisen in Canada und Mexico.* Leipzig 1864. 8° III. Bd. S. 62—90. Dann auch: Doutrelaine, *Rapport sur un manuscrit de la collection Boban (Archives de la Commission scientifique du Mexique* III. Bd. S. 120—133). — A. v. Humboldt im II. Bande seiner: *Vues des Cordillères et monuments des peuples indigènes de l'Amérique.* Paris 1816. 8°.

2) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 197 hegt noch diese Anschauung.

3) Dr. Döhler, *Ueber die Orakel.* Berlin 1872. 8°

Spur, weder in ihren mathematischen noch in ihren physikalischen Zweigen; von Erdkunde nur höchst beschränkte Begriffe. Die Leute kümmerten sich viel zu viel um Politik, als dass sie für ernste Studien Zeit und Geschmack gefunden hätten. Daher alle auf wissenschaftlicher Kenntniss beruhenden Culturmomente wie z. B. die Zeitrechnung, auf tiefer Stufe, im günstigsten Falle fremden Ursprungs.[1]) Wie es um die philosophischen Wissenszweige bestellt war, ist schon gezeigt worden. Es ist ein allgemein verbreiteter Irrthum, dass Griechenland als Ganzes ein gelehrtes Land gewesen sei[2]). Von Wissenschaft lässt sich in Griechenland nicht sprechen vor Aristoteles, dem Lehrer und Zeitgenossen des makedonischen Alexander, welcher das eigentliche Nationalleben Griechenlands zertrümmerte. Von den antiken, bisher gemusterten Culturvölkern gab es keines, welches um jene Zeit die Griechen an Wissen nicht weitaus überragt hätte. Und obwohl das demokratische Athen das monarchische Sparta stets bedeutend übertraf, erklärt sich dieser Vorsprung eher durch die glücklichen Stammeseigenheiten der Jonier als etwa durch die demokratische Regierungsform. Griechenland im Ganzen ist ein sprechender Beweis, dass die Demokratie die wissenschaftliche Entwicklung wenn nicht hemme, so doch auch nicht fördere[3]).

Einfluss der Perserkriege auf die griechische Kunst.

Gerade so wie die Erschliessung des alten Culturlandes im Nilthale unter Psammetich 670 v. Chr. auf Griechenland's Entwicklung von unberechenbarem Einflusse gewesen und das zu jener Epoche noch halbbarbarische, wenn auch geistig hochbegabte hellenische Volk mit den seit Jahrtausenden aufgespeicherten Culturschätzen des Orients beschenkt hatte, so sollten auch die Perserkriege zu einem neuen Wendepunkte in dem bisher mit bemerkenswerther Langsamkeit sich bewegenden Culturgange der Griechen werden. Hatten sie, wie in dem Capitel über Aegypten erwähnt wurde, aus diesem Wunderlande die Vorbilder ihrer architektonischen Ordnungen und selbst ihre Ornamente und conventionellen Darstellungen entlehnt; hatten sie von dort die Modelle zu ihren Vasen bezogen, waren viele ihrer Sagen, die Untersuchung vor den Höllenrichtern, Strafe und Belohnung eines Jeglichen, der Hund Cerberus, der stygische Fluss, der See der Vergessenheit, die Geldmünze, Charon mit seinem Nachen, das Elysium

---

1) Der griechische Thierkreis war höchst wahrscheinlich von der Dodecatemoria der Chaldäer entlehnt und steigt noch höher als bis zum Anfang des VI. Jahrhunderts v. Chr. hinauf. (Humboldt, *Kosmos*. II. Bd. S. 197.)

2) Draper. A. a. O. S. 101.

3) Kolb. A. a. O. I. S. 180 spricht von Förderung von Kunst und Wissenschaft wesentlich durch die demokratischen Einrichtungen.

und die Inseln der Seligen, ägyptischen Ursprungs, so gaben die Perserkriege Veranlassung zu jener Entwicklung der griechischen Kunst, welche mit so grossem Rechte die Bewunderung späterer Jahrhunderte auf sich gezogen hatte.[1] In dem halben Säculum, als die Hellenen in Folge des Kriegszustandes ihre Aufmerksamkeit auf asiatische und persische Dinge verschärfen mussten, ging ihnen ein neuer Horizont auf, wurde ihnen durch die räumliche Annäherung die Möglichkeit geboten, mit eigenen Augen die Erscheinungen einer fremden und — höheren Cultur zu betrachten. Die Perserkriege waren für die Griechen, freilich strenge genommen nur für die Jonier, eine wahre Schule, eine Epoche des Lernens, die Vorbereitung für das Perikleische Zeitalter. Der Krieg fordert zudem an und für sich die Denkkräfte in höherem Masse als gewöhnlich heraus und hinterlässt stets bei Völkern, welche den Stufen primitiver Rohheit entrückt sind, einen dauernden Culturgewinn. Es ist nicht zu viel gesagt, dass ohne die Perserkriege kein perikleisches Zeitalter zu verzeichnen wäre. Indem es den Kampf um sein Dasein focht, bereicherte sich Griechenland mit neuen Anschauungen, denen sein schöpferischer Geist bald plastische Vollendung verlieh. Die Behauptung ist ganz wahr, dass die Griechen nach jenen Kriegen in der Sculptur lebendige Menschengestalten hervorzubringen vermocht hätten.[2] Wie überall schloss sich in Griechenland die Kunst an die Religion an und das älteste Griechenland scheint ausser Götterbildern überhaupt keine Bildsäulen gekannt zu haben. Die Sculptur, nebst der Architektur jener Kunstzweig, worin Griechenland das Vollendetste schuf, bedurfte aber zu ihrer Entwicklung einer langen, nach Jahrhunderten zählenden Periode. Ist es auch gestattet, Staunen zu fühlen über den Grad der Ausbildung der griechischen Bildhauerei, so gilt dies sicher nicht von der wunderbaren Raschheit der Entwicklung von rohen Anfängen an,[3] denn diese „wunderbare Raschheit“ beziffert sich von den rohen Anfängen, als welche die Daidaliden gelten dürfen, bis zu Perikles auf die Kleinigkeit von 6—700 Jahren. Rasch war nur der Ruck, welchen die durch die Perserkriege hervorgerufene Kenntniss persischer Sitten und Genüsse in der hellenischen Kunstentwicklung veranlasste. Von Kalamis (aus Athen?) und Pythagoras aus Rhegion, welche die Blüthe der Kunst unter Phidias vorbereiteten, wirkte der Letztere um die 80. Olympiade, also 460 v. Chr. zur Zeit der Perserkriege; 490 v. Chr. wird als Geburtsjahr des Phidias angegeben. Sein Zeitgenosse war Polykleitos, der unter allen Bildhauern den meisten Einfluss auf die fernere Kunstentwicklung geübt; auch

---

1) Draper. A. a. O. S. 99.
2) Draper. A. a. O. S. 99.
3) Kolb. A. a. O. I. S. 209.

Myron, Alkamenes und Agorakritos blühten um dieselbe Zeit. Sie alle gebar das grosse Zeitalter der Perserkriege.

Aber nicht nur auf die Sculptur übte diese Berührung mit dem Orient in anregendster Weise; genau das Nämliche gilt von der Malerei und Architektur. Die Malerei besonders blieb sehr lange in dem Zustande der Kindheit, so sehr, dass bis in die Zeit der ersten Perserkämpfe die Maler sich nur Einer Farbe, meistens der rothen, bedient zu haben scheinen, womit sie den Umriss ausfüllten und worin sie den Schatten durch Schraffirung bezeichneten. Selbst in dem goldenen perikleischen Zeitalter, in welches die erste Blüthe der Kunst und des ersten Schaffens grösserer Gemälde fällt, kannte man nur vier Farben und noch nicht einmal den Pinsel, dessen Gebrauch erst Apollodoros um 404 v. Chr. erfand. Auch soll er zuerst die Vertheilung von Schatten und Licht angewendet haben. Es ist klar, dass bis zu diesen zwei wichtigen Erfindungen von einer Malerei eigentlich keine Rede sein kann; zumal bis zum Gebrauche des Pinsels war alles Malen nur ein Zeichnen mit dem Griffel, mit dem man die Umrisse in die mit Farben überzogene Tafel eintrug; die Farben aber wurden in breiten Massen und ohne viele Verschmelzung mit dem Schwamme aufgetragen[1]). Was nun die Architektur anbelangt, so war vor den Perserkriegen wie schon erwähnt, nur der dorische Baustyl üblich; das jonische Volutencapitäl ist eine asiatische Importation, denn es kommt auf assyrischen Bauwerken und in vollkommenster Durchbildung an einem Elfenbeinbruchstück vor, welches sich gegenwärtig unter den assyrischen Reliquien des britischen Museums befindet[2]). Die korinthische Säulenordnung kam während der Perserkriege auf. Die Blüthe der hellenischen Baukunst beginnt ebenfalls mit dieser denkwürdigen Zeit.

Zeitalter des Periklés.

Das Perikleische Zeitalter, 469—429 v. Chr., zeigt uns Hellas im Schmucke seiner höchsten Blüthe und Culturentfaltung. Hier wollen wir Halt machen, um prüfende Rundschau zu halten im hellenischen Leben, das nun in seinem glänzendsten Feuer strahlt.

Indem die Perserkriege noch mächtig in das Perikleische Zeitalter hineinragen, ohne den Aufschwung Griechenlands zu hindern, ja vielmehr denselben nicht unwesentlich zur Reife bringen, strafen sie die Behauptung von der Verderblichkeit des Krieges im Allgemeinen Lügen. Zwei Dinge hatte Hellas dieser gewaltigen kriegerischen Bewegung allein zu verdanken: das Erwachen des schlummernden Bewusstseins seiner Nationalkraft, und, wie sich später zeigen

1) J. J. Grund, *Die Malerei der Griechen.* Dresden 1810. 8° 2 Bde.
2) Neumann. A. a. O. S. 19.

wird, die Anhäufung von Reichthümern, welche, wie wir wissen die Grundbedingung jedes höheren Culturlebens wie jedes künstlerischen Aufschwunges sind. Damit wird auch der vielverbreitete Wahn von der zerstörenden Wirkung der Kriege vernichtet. In der Menschengeschichte baut sich Alles nach inneren Nothwendigkeiten auf; der Krieg mit Persien war aus der Nothwendigkeit des Kampfes um das nationale Dasein hervorgegangen; er war die nothwendige Vorbereitung für die folgende Blütheperiode. Nicht Themistokles, nicht Kimon, nicht Perikles, kein Einzelner überhaupt vermochte dieselbe zu schaffen; sie stand, wie jeder Zustand, auf den Schultern vorausgegangener Zustände und die Männer, die sie zeugte, waren eben die Kinder ihrer Zeit; — was im Laufe der Jahrhunderte langsam herangereift, es gedieh nunmehr, der schwellenden Knospe gleich, zur vollen, duftigen Blüthe. Sowie aber diese, von zu frühem Sonnenstrahle gezeitigt, das Auge nur kurze Zeit erfreut, um alsbald hinzusiechen und zu verwelken, so auch die Culturblüthe im alten Hellas. „*Natura non facit saltus*“ bewahrheitet sich auch im Leben der Völker. Zu rasch erfolgte die Entfaltung, um von Dauer zu sein. Auf eine nur kurze Spanne Zeit ist Griechenlands Culturblüthe zusammengedrängt; nach ihr beginnt die lange Periode des Verfalls.

Blicken wir zunächst auf die politische Gestaltung, so hatte das barbarische Sparta den Vortritt an Athen, den Sitz hellenischer Gesittung abtreten müssen. Sicherlich trug diese Machtstellung des athenischen Staates nach Aussen nicht wenig bei zur Entwicklung der Künste und socialen Culturmomente. Es ist gut, gleich jetzt zu bemerken, dass selbst in jenem glorreichen Abschnitte der hellenischen Geschichte wahre Gesittung nur auf einen kleinen Erdenraum beschränkt blieb, durchaus nicht das gesammte Griechenland an Athens nach dem Ideale ringendem Aufschwunge theilnahm. Obwohl die griechischen Kunstanfänge fast ausnahmslos dorischen Ursprunges sind, gelangten sie doch blos bei den Joniern zu höchster Vollendung. Nur Argos und Corinth können allenfalls neben Athen genannt werden. Von Athen und fast einzig und allein von Athen gelten die Schilderungen, welche das Aufgehen des Hellenenthums in der Idee des Schönen mit vielleicht etwas überschwänglichen Farben malen. Von Athen und seinen Joniern kann man sagen, sie waren „schöne“ Menschen, auf Gesammtgriechenland passt der Spruch nicht.

Die Culturleistungen der Demokratie zu Athen.

Diese Höhe der Gesittung bot indess keinen Schutz gegen den Missbrauch, welchen die Athener sofort von der neu errungenen Machtstellung den übrigen Griechen gegenüber machten. Was Sparta

bisher gewesen, das ward Athen fortan: der Bedrücker des Hellenenthums. Die zum Bunde gezwungenen Genossen sahen durch unerhörte Schatzungen sich ausgesogen, von allen Märkten verdrängt, jeden Ungehorsam durch Feuer und Schwert bestraft. Die lautesten Klagen über Athens unerträgliche Tyrannei erschollen eben in der Zeit, als dort die Blüthe am höchsten stand, als Perikles, Athens gepriesenster Staatsmann, das Staatsschiff lenkte. Zu eben dieser Zeit genoss die Vollbürgerschaft Athens im Innern die uneingeschränkteste Freiheit in der angeblich reinen demokratischen Staatsform. Dieses Modell der „Freiheit“ beruhte übrigens in seinem ganzen gesellschaftlichen Leben auf der absolut rechtlosen Sklaverei der ungeheuren Mehrheit der Bevölkerung. Die Demokratie erwies sich nun völlig unfähig, sich nach Aussen von tyrannischen Ausschreitungen zu bewahren, die sie im Innern auf das Tiefste zu verabscheuen vorgab, in Wahrheit aber den Sklaven gegenüber rücksichtslos ausübte. In der That, der Drang zu herrschen, oder was dasselbe die Ausbeutung der Gewalt, sowie jedem Einzelnen in jeder Lebenssphäre ist auch jedem Volke in die Brust gesenkt, und vergebliches Beginnen ist's sich darüber zu ereifern. Mit dem Anschwellen der Machtfülle musste naturgemäss Athen zu deren Missbrauche gelangen und dergestalt selbst sein eigenes Grab vorbereiten. Seine Tyrannei schuf die Zustände, unter welchen der peloponnesische Krieg zum Ausbruche kommen musste, der Griechenland lange Jahre hindurch mit Gräueln überzog, die nur schlecht zu seiner vielgerühmten Gesittung passten und schliesslich die Hegemonie wieder dem verhassten Sparta übertrug, von dem es ein so klaffender Culturabstand trennte.

Eben so wenig als gegen Aussen hin die Demokratie Athens eine Zauberformel gegen Vergewaltigung war, vermochte sie die inneren Conflicte zu beschwichtigen. In allen Staaten, von westarischem Volksthume begründet, hat es stets verschiedene politische Parteien gegeben; ihre Spuren reichen in das älteste Alterthum zurück. Da die Parteien aus Meinungsverschiedenheiten und diese wieder aus den verschiedenen Eigenthümlichkeiten der Gedankenrichtung, der Denkkraft, ja sogar der Gehirnorganisation [1]) jedes Einzelnen entspringen, so sind alle politischen Parteien von Natur aus zu gleicher Existenz berechtigt. Im Allgemeinen lassen sich sämmtliche Parteinüancirungen in den zwei grossen Gegensätzen der Conservativen und Liberalen unterbringen; die Conservativen sind die Behaltenden, die Liberalen die Verlangenden. Wäre es auch nicht in der Natur der Dinge begründet, die Geschichte würde

---

1) Siehe hierüber die interessanten Schriften von W. Oehlmann, *Die Erkenntnisslehre als Naturwissenschaft, eine Einleitung in die Philosophie auf der Basis der naturwissenschaftlichen Psychologie.* Cöthen 1868. 8⁰ und R. R. Noel, *Die materielle Grundlage des Seelenlebens.*

es lehren, dass allenthalben der Besitz, das Eigenthum, eminent conservativ macht; andererseits ist, wir wissen es, ohne Reichthum, zu dem das Eigenthum die erste Stufe bildet, keine Culturentwicklung denkbar. Wo Cultur, dort ist also auch Eigenthum und conservative Gesinnung. Wir wissen aber ferner, dass Eigenthum, gleich dem Wissen, dem Eigenthum des Geistes, Macht verleiht. Daher die naturgemässe Erscheinung, dass meistens die Conservativen mächtig und die Mächtigen conservativ sind. Es erklärt dies noch weiter, dass die Liberalen, ist das Ziel ihres Strebens erreicht, sich in Conservative umzuwandeln pflegen. Die Liberalen sind die nach Besitz und Macht Verlangenden, Strebenden, und dieses Verlangen, dieses Streben ist eben so legitim, eben so naturgemäss als das Festhalten des Erworbenen. Die liberalen, auch fortschrittlich genannten Parteien verlangen selbstverständlich, dass der Genuss der Macht, des Besitzthums, der Allgemeinheit möglichst zugänglich gemacht werde, nachdem einmal machtverleihender Besitz in genügender Menge nicht für einen Jeden vorhanden ist. Denn der Besitz verleiht Macht nur bei ungleicher Vertheilung. Desshalb streben communistische Tendenzen, wie sie in Sparta zur theilweisen Durchführung gelangten, durch gleichmässige Gütervertheilung das am Besitzthume haftende Machtvermögen auszugleichen, aufzuheben. Die gesammte Geschichte der Menschheit steht aber der Behauptung zur Seite, dass ein solcher Zustand der materiellen Gleichheit auf die Dauer ebenso unmöglich sei wie in moralischem Sinne.[1]) Es findet sich dafür auch in der Natur nirgends ein Analogon, vielmehr können die Bestrebungen des Communismus schon vom naturwissenschaftlichen Standpunkte widerlegt werden. Wo sich aber das leiseste Uebergewicht an Besitz angesammelt hat, dort tritt sofort die Macht zu Tage, und die Macht will und muss herrschen. Die besitzlosen, armen Classen sind daher naturgemäss liberal, mitunter bis in's Extrem und desgleichen im Allgemeinen die Jugend, jene Epoche wo das Streben am gewaltigsten die Brust schwellt. Aelter geworden, zu Besitz und dadurch zu Einfluss — einer Umschreibung für Macht — gelangt, übt diese auf sie eben so ihren unwiderstehlichen Zauber, wie auf jene, die sie bisher bekämpft.

Gegen diese allgemeinen Gesetze der menschlichen Natur ist auch die schrankenloseste Demokratie völlig ohnmächtig. Angeblich sucht sie den Staat der Herrschaft einzelner Stände und Parteien auf immer zu entziehen, durch geschriebene Rechtsnormen jeder Willkür vorzubeugen und das Gesetz zur Herrschaft zu bringen. Da sich aber auf Grund der Rechtsgleichheit nun Alles am öffentlichen Leben betheiligt, werden alle Fragen der inneren und äusseren Politik zur Parteisache und der Parteikampf wird im Ostrakismus

1) R. R. Noel. A. a. O. S. 46.

gesetzlich organisirt.[1]) Irrthümlich „Scherbengericht“ übersetzt, war der Ostrakismus eigentlich gar kein gerichtliches Verfahren, sondern vielmehr ein Akt der Gesetzgebung gegen einen Einzelnen, ein Privilegium. Es liegt nun auf der Hand, dass ein solches Verfahren, mag dasselbe auch in seiner Anwendung wenig oder gar nicht missbraucht worden sein, mehr denn irgend eines zum Missbrauche geeignet war, da fast ausschliesslich die sogenannte öffentliche Meinung dabei ausschlaggebend ist. Darin liegt nun der Grundfehler der Demokratie, dass, gleichwie in der Despotie der Wille eines Einzigen, der Wille der Menge zum Herrscher wird. Dieser Wille der Menge gibt sich in der sogenannten „öffentlichen Meinung“ kund. Diese „öffentliche Meinung“ ist aber nicht nur das „oben abgeschöpfte Resultat der philosophischen Theorien, welche die Mehrheit der Halbgebildeten plausibel gefunden hat“ [2]), sondern obendrein eine Metze, die sich Jedem Preis gibt, der sie genügend bezahlt. Und dieses Geschäft, die öffentliche Meinung zu „machen“, verstanden auch schon die griechischen Demagogen. Die Masse vernimmt Schmeicheleien, die ihr die Zungenfertigkeit gewandter Redner in's Ohr träufelt, genau mit dem nemlichen Behagen, wie der starre Despot die Lobsprüche seines kriechenden Höflings, und es ändert an dem Wesen des menschlichen Charakters nicht das mindeste, ob er vor den Augen eines Tyrannen oder vor den eben geläufigen Theorien einer gedankenlosen und zumeist urtheilsunfähigen Menge den Rücken krümmt. Ferne sei es von mir die perikleischen Zustände in Athen „in einer Beleuchtung darzustellen, die den Wünschen und Absichten des Selbstherrscherthums, des Absolutismus schmeicheln mag, welche aber der Wahrheit keineswegs entspricht.“[3]) Der Wahrheit jedoch entspricht eben so wenig die Behauptung, die demokratischen Einrichtungen hätten Athen zu einer Blüthe sonder Gleichen gebracht.[4]). Nachdem unter Perikles die Freiheiten des Demos noch mehr Erweiterung erfuhren, durch die Schwächung des Areopags von jeder Schranke befreit waren, lässt sich kaum verkennen, wie die Demokratie den Staat zwar zu einer ausserordentlichen Kraftentwicklung befähigte, zugleich aber eben wegen der Schrankenlosigkeit der von dem ganzen Volke ausgeübten souveränen Staatsgewalt einem raschen und unaufhaltsamen Verderben entgegenführte. Die Zeit der gepriesenen Demokratie in edlem Sinne währte nur eine kurze Spanne, viel zu kurz um Spuren etwaiger günstiger Wirkungen zu hinter-

---

1) *Das Parteiwesen alter und neuer Zeit.* (*Neuer Wanderer* 1872 No. 4.)

2) Ranke. Wenn nun diese Theorien selbst schon oberflächlich und einseitig, oder verzwickt und verkünstelt, ja verwässert, schaal und abgestanden sind, was kann da anders als „öffentliche Meinung“ herauskommen, als oberflächliches, verschrobenes, verwässertes, schaales Zeug in erhöhter Potenz? (Oehlmann. A. a. O. S. 31.)

3) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 183.

4) A. a. O. S. 186.

lassen. Bald setzte sich das souveräne Volk[1]) durch Psephysmen über die Gesetze hinweg, seine Gewalt zur Unterdrückung der Reichen oder irgendwie Hervorragenden benützend. Wohl wahr, dass auf alle erdenkliche Weise durch anderseitige conservative Einrichtungen eine Garantie gegen etwaige Ausschreitungen angestrebt wurde, wie die Vertheidiger der hellenischen Demokratie versichern.[2]) Allein diese Einrichtungen genügten durchaus nicht, denn wenn ein Volk den Missbrauch der bestehenden Gesetze ernstlich will, gibt es eben keine Macht stark genug, es davon abzuhalten. Die besten, trefflichsten Gesetze bleiben dem Missbrauche ausgesetzt. Und da der Missbrauch der Gewalt in der Natur der Dinge liegt, so ist auch nicht abzusehen, aus welchem Grunde die Volksmenge davon mehr bewahrt hätte bleiben sollen als ein Alleinherrscher. Die Ausartung der Demokratie vollzog sich in Athen in völlig logischer Weise genetisch aus den bestehenden Zuständen und es bleibt trotz aller Gegenrede unbestrittene Wahrheit, dass sich in Bälde aus der Demokratie die Ochlokratie, die Herrschaft des Pöbels, der Armen über die Reichen, entwickelte. In idealistischen Augen mag die Ochlokratie einen hässlichen Fleck bilden, von welchen ihre Anhänger die Demokratie rein zu waschen bemüht sind, während ihre Gegner mit Schadenfreude denselben an's Licht ziehen. Uns aber ist sie nichts anderes, als eine auf völlig naturgemässe Weise sich erklärende sociale Erscheinung.

Diese Auswüchse der Demokratie traten zur perikleischen Zeit noch nicht so grell zu Tage; denn sie waren erst in ihrer Bildung begriffen und bedurften noch der Reife. Zudem war die Leitung der Staatsgeschäfte beinahe unumschränkt in die Hände eines einzigen Mannes gelegt; das ist eben das Eigenthümliche, dass in der als Blüthezeit der Demokratie und damit als Glanzepoche hellenischer Cultur gefeierten Periode, die Demokratie nur dem Namen nach, in der That aber die Herrschaft des ersten Mannes bestand. Man mag anführen, die Demokratie könne sich nur dadurch bewähren, dass sie es möglich macht durch freien Parteikampf die wahrhaft bedeutenden Männer an die Spitze des Staates zu bringen;[3]) eben so sicher ist, dass dabei die Leitung des Volkes von den Magistraten auf die Redner übergeht und gewandte Demagogen, welche den Volksleidenschaften zu schmeicheln verstehen, ganz so unumschränkt herrschen, wie die bedeutendsten Männer. Gerade hiefür bietet die spätere Geschichte des demokratischen Athen genügende Beispiele.

---

1) „Wir schreiben z. B. „Geschichte", indem wir ein Sündenregister der Päbste machen. Andere dagegen machen ein Sündenregister der Kaiser. Beide haben, abgesehen von einer Menge Unmöglichkeiten und Unwahrscheinlichkeiten, Recht. Einer schilt den andern „Langohr" und Beide vergessen, dass sie barbarische Producte einer barbarischen Zeit waren. Ein Sündenregister der Herren „Völker" dagegen harrt noch immer seines Historiographen." (W. Marr in der *„Politik"* vom 15. Sept. 1871.)

2) Kolb. A. a. O. I. S. 185.

3) *Parteiwesen alter und neuer Zeit.* A. a. O.

Wirthschaftliche Verhältnisse.

Schon zur perikleischen Zeit, als Athen zur unbeschränkten Demokratie geworden, kam es allmählig dahin, dass nicht nur alle Staatslasten auf die Schultern der Reichen gewälzt wurden, sondern auch die Mehrzahl der ärmeren Bürger geradezu auf Kosten des Staates leben wollte. Wer in den Rath gewählt wurde, oder als Richter fungirte, oder in der Volksversammlung stimmte, immer empfing er Sold dafür, freilich kaum so viel wie ein gewöhnlicher Tagelohn; und die wichtigsten Behörden waren absichtlich ungeheuer zahlreich, damit möglichst Viele dieses Soldes theilhaftig werden konnten; es gab z. B. regelmässig 6000 Richter, während die durchschnittliche Zahl der Bürger insgesammt nur etwa 20,000 betrug! Hiezu kam dann noch jene Unzahl von Lustbarkeiten, Schmausereien, selbst Kornvertheilungen, welche bald von Staatswegen, bald von angesehenen Privatleuten dem Volke gegeben werden mussten.[1]) Bei der auf solche Art gezügelten Genusssucht des Volkes konnte es nicht fehlen, dass sich gar bald die „Sykophanten" einstellten, denen durch die Bestechlichkeit und den Parteigeist der Richter ein leichtes Spiel gegeben war. Die im Volke immer mehr um sich greifende Bestechlichkeit hatte sich übrigens schon früher, gleichzeitig mit der solonischen Ausdehnung der Volksrechte und zum Theile als eine Folge derselben bemerklich gemacht; Schritt für Schritt hatte sich dieselbe mit der zunehmenden Macht der unteren Volksklassen entwickelt. Sie führte dazu, dass die Demokratien, um sich ihres armen, bestechlichen, müssigen und daher unruhigen Pöbels zu entladen, entfernte Pflanzstädte gründeten; manche griechische Colonie hatte solch' unsauberen Ursprung; selbst unter Perikles ward durch Kleruchien die Versorgung „ärmerer Bürger" angestrebt. Nicht etwa aber, als ob die Bestechlichkeit, die Corruption, eine der Demokratie eigenthümliche Erscheinung und von dieser hervorgerufen wäre; das monarchische Sparta blieb davon ebenso wenig verschont. Die Corruption bildet ein Phänomen, welches im jeweiligen Volkscharakter seinen Ursprung hat; wo die Neigung hiezu vorhanden ist, dort stellt sich die Corruption auch ein, ohne Rücksicht auf die Regierungsform; höchstens lässt sich aus der Geschichte entnehmen, dass demokratische Staatsformen mehr denn andere solche vorhandenen Keime in ihrer Entfaltung begünstigen.[2])

Der Beurtheiler der antiken Demokratie hat übrigens niemals ausser Acht zu lassen, dass das gesammte wirthschaftliche Leben im Alterthume auf der Sklaverei fusste, auf der Sklaverei mit all' ihren Folgen. Im Laufe meiner Darstellung habe ich, so oft wir

---

1) Roscher, *Ansichten der Volkswirthschaft.* S. 29.

2) Dass in der Gegenwart die demokratische Schweiz hievon eine rühmliche Ausnahme macht, leider die einzige, bestätigt wohl nur die Regel.

dem Phänomen der Sklaverei begegneten, darauf hingewiesen, wie demselben eine ethnische Grundlage zukomme, wie dieses Institut, mit der gleichfalls auf ethnischer Basis beruhenden Kastenbildung enge verwandt, nicht mit einigen billigen Phrasen des Abscheues erledigt, sondern als eine in der Natur begründete Erscheinung aufgefasst werden muss; es bildet in gewissen Culturstadien eine nothwendige Waffe im Kampfe um's Dasein, deren Anwendung erst in später Zeit entbehrlich wird. [1]) In gewissen Erdräumen ist es heute noch und vielleicht für immer eine wirthschaftliche Nothwendigkeit. [2]) Das griechische Alterthum ist mit der Sklaverei innig verknüpft; sie ist ein Ueberbleibsel des Kastenwesens, welches in den ältesten Epochen auch bei den Hellenen üblich war. [3]) Dass auch hier gerade so wie anderwärts ethnische Verhältnisse mit hereinspielen, ist gewiss. Die hellenischen Sklaven gehörten meistens anderen Nationalitäten an; die gewöhnlichen Mittel in den ältesten Zeiten Sklaven zu bekommen, waren Krieg, Raub und Tauschhandel mit den Phönikern. Zur Zeit der höchsten Blüthe des Hellenenthums waren nur 4—5 Millionen Menschen vorhanden, welche Griechisch als ihre Muttersprache redeten, hellenischer Abstammung waren und als Staatsangehörige politische Rechte genossen. Die Zahl der Sklaven bei sämmtlichen Griechen wird dagegen auf etwa 12 Millionen Köpfe angeschlagen. Der grösste Theil bestand aus Ausländern und zwar, wie die meisten Namen anzeigen, von den Gegenden um die Donau und aus den inneren Ländern Kleinasiens. [4])

Blicken wir auf die Praxis der alten Volkswirthschaft, so hat sich dieselbe im Wesentlichen nach denselben Naturgesetzen vollzogen, wie die der neueren Völker, nur bietet sie das Eigenthümliche, dass sie über jene Periode, wo der Factor der menschlichen Arbeit, nicht aber das Capital in den Vordergrund tritt, verhältnissmässig nie sehr weit hinausgekommen ist. Namentlich ist ein grosser Theil dessen, was jetzt den Maschinen obliegt, durch Sklavenarbeit verrichtet worden. Ruderknechte mussten z. B. fast alles besorgen, was unserer Schifffahrt der Wind und die Dampfmaschinen leisten. Es ist ganz besonders der immer steigenden Menge und Geschicklichkeit aller Werkzeuge, Maschinen und Operationen beizumessen, wenn der Sklave des Alterthums erst in den Leibeigenen des Mittelalters, dann in den Lohnarbeiter der neueren Zeit umge-

---

1) Siehe Bagehot. A. a. O.

2) Siehe Hellwald, *Zur Gesch. der Arbeit in Colonien.* (*Ausland* 1872 No. 15—19.)

3) Herodot II. 167; auch Friedrich Lübker, *Reallexicon des classischen Alterthums.* Leipzig 1855. 8° S. 892 hält eine frühere kastenartige Organisation des griechischen Volkes für wahrscheinlich; dann Roscher. A. a. O. S. 23. Hieher gehört die Vererbung gewisser Künste und Verrichtungen in bestimmten Geschlechtern; auch die Betrachtung der jonischen Phylen führt zu solchem Resultate.

4) Ludwig Schaaff, *Encyclopädie der classischen Alterthumskunde.* Magdeburg 1820. 8° II. Bd. S. 80.

wandelt worden. Die Arbeitersklaverei hängt aber noch überdies mit dem Capitalmangel im Alterthume zusammen, welch' letzterer sich dadurch wieder leicht genug erklärt, dass die Gesammtmasse der aus der Vergangenheit überlieferten Fonds regelmässig im Wachsen begriffen ist, damals also weit geringer sein musste als jetzt. Diese Capitalarmuth war nicht nur Ursache der Sklaverei, sondern auch der grossen Höhe des alten Zinsfusses, [1]) der mit dem Steigen der wirthschaftlichen Cultur erst gesunken ist. Das Vorherrschen der Sklavenarbeit war also ebensowohl eine Folge wie auch eine Ursache niederer Cultur, denn alle Sklavenarbeit ist wesentlich schlecht, [2]) darin sind alle Kenner einig.

Das Bestehen der Sklaverei hat aber auch noch andere Erscheinungen sowohl auf wirthschaftlichem als auf politischem Felde zu erklären: so die oben erwähnte langdauernde Ernährung der Mehrzahl auf Kosten der Minderzahl, welche nur in Sklavenländern möglich ist, wo die Mehrzahl der Vollbürger wegen des Darunterliegens der Sklaven doch nur einen kleinen Theil der Gesammtbevölkerung bildet; eben so ist beim Vorherrschen der Sklaverei die Entwicklung eines Arbeitslohnes fast unmöglich; die Erfahrung bezeugt nämlich, dass sich irgend ein zahlreicher, für gröbere Industrie geeigneter Stand von freien Arbeitern neben einem Sklavenstande nicht zu halten vermag. Daher im Leben des Alterthums die Industrie eine sehr viel geringere Wichtigkeit besass als heutzutage; ja, obwohl die allgemeinen Naturgesetze, wonach jeder einzelne Industriezweig seinen Standort aufsucht, nachweislich auch damals ihre Geltung besassen, hatten die Alten für unsere heutige Industrie nicht einmal ein Analogon. Was an wichtigeren Gewerbserzeugnissen ein Land in das andere führte, war fast alles Luxusartikel. So unverkennbar der Zusammenhang zwischen Demokratie und Gewerbfleiss auch sonst ist, die Sklaverei musste sich als das Haupthinderniss der Entwicklung des Gewerbfleisses entgegenstellen. Uebrigens liebten bei den Griechen, gerade wie im Mittelalter, die frühesten Gewerbe eine kasten- oder zunftartige Gebundenheit, woraus sich erst auf den höheren Culturstufen eine mehr oder minder vollständige Freiheit des Betriebes entwickelte. [3]) Wie sehr die Sklaverei zur Entsittlichung sowohl der Herren als der Knechte beiträgt, ist bekannt genug; insbesondere trübt sie die Reinheit der Geschlechtsverhältnisse, das Familienleben; es ist charakteristisch, dass der Kuppler der alten Komödie ein Sklavenhändler war; auch die auffallende Populationsverminderung, welche schon lange vor der Verwüstung durch die Barbaren in der antiken Welt eintrat, hängt mit der

1) Zur Zeit des peloponnesischen Krieges 18%, doch in manchen Fällen auch 38%.

2) Roscher. A. a. O. S. 15—20.

3) Roscher. A. a. O. S. 23. Kolb, *Culturgeschichte*. I. S. 217 meint, die Griechen hätten keinen Zunftzwang gekannt.

Sklaverei zusammen,[1]) die trotz dieser tiefen Schattenseiten eine Lebensbedingung für die Cultur des Alterthums bildete.[2])

In jenen Epochen, welche den Uranfängen der Menschheit noch um zwei volle Jahrtausende näher lagen, hatte zwar die schon bis in dem Geschlechtsleben der Thiere erkennbare[3]) Theilung der Arbeit Platz gegriffen, weder aber hatte dieselbe eine solche Durchbildung erfahren wie dermalen, noch waren die Alten zu einer wirklichen Werthschätzung der Arbeit überhaupt gelangt. Im Gegensatze zu den wissenschaftlich gebildeten Phönikern nährten die Hellenen die Vorstellung, Industrie und Gewerbe seien des freien Mannes unwürdig. Da nun behauptet wird, dass diese Vorstellung sich bei allen Völkern finde, wo die Arbeitskräfte social von den Staatsbürgern geschieden sind,[4]) so ist hier die Erinnerung am Platze, dass eine solche Vorstellung von keinem der bisher von uns durchmusterten Völker nachgewiesen ist, obwohl sich, China ausgenommen, überall diese Scheidung constatiren lässt. Neuerdings freilich ist der Nachweis versucht worden,[5]) doch kaum gelungen, dass die Arbeit als solche bei den Griechen keineswegs verachtet gewesen, sondern dass man nur im Allgemeinen einen der Handarbeiter von Profession von der guten Gesellschaft ausschloss, wie das auch heute noch geschieht.

Das Finanzwesen der Griechen, so weit es hauptsächlich aus dem Haushalte der Athener bekannt ist,[6]) war ziemlich geordnet und hat sich in seinen Hauptzügen dem neueren ähnlich entwickelt; erst allmälig und subsidiär kamen Steuern zu den aus den Staatsgütern bezogenen Einkünften; die indirecte war jünger, aber auch auf den Höhepunkten der Volksentwicklung beliebter als die directe, welche in Athen während seiner besseren Zeit lediglich für Nothfälle bestimmt, eine Ausnahme von der Regel blieb.[7]) Bei aller demokratischen Freiheit aber waren die Athener doch nicht frei von communistischen Bestrebungen, wie sie sich beim „Schaugeld" äusserten, welches den politischen Müssiggängern, die einer Volksversammlung beiwohnten, einen Theil der Staatscasse zuwies. Die Alten hielten übrigens an dem Principe fest, die Steuern mehr von dem Vermögen als von der Person zu nehmen;[8]) die fortschreitende Einkommensteuer war bei den Griechen vorhanden in der Gestalt einer fortschreitenden Grundsteuer.[9]) Die Reichen wurden durch die Litur-

---

1) A. a. O. S. 24—43.

2) Ueber die Zustände und Gattungen der Sklaven in der Blüthezeit der Griechen vgl. John Bowen, *The history of ancient slavery. (Mem. anthrop. Soc.* II. S. 383—388.)

3) Caspari, *Urgeschichte.* I. Bd. S. 81.

4) M. Wirth. A. a. O. I. Bd. S. 19.

5) Von Du Mesnil-Marigny. A. a. O.

6) Siehe A. Boekh, *Staatshaushaltung der Athener.* Berlin 1851. 8⁰ 2 Bde.

7) Roscher. A. a. O. S. 32.

8) M. Wirth. A. a. O. I. Bd. S. 17.

9) Du Mesnil-Marigny. A. a. O.

gien, Naturallieferungen, ganz vorzugsweise zu den Staatslasten herangezogen. Es ist nämlich ein allgemein gültiges Entwicklungsgesetz, dass auf den niederen Culturstufen die Naturalwirthschaft vorherrscht und erst mit der höheren Cultur deren Umwandlung in fixe Geldabgaben durchdringt. Da wir selbst in Athens blühendster Epoche dem Liturgienwesen noch begegnen, so dürfen wir daraus abnehmen, wie auch auf wirthschaftlichem Felde die Griechen eine noch ziemlich tiefe Stufe behaupteten. Dafür besitzen wir noch anderweitige Belege. Von den beiden Systemen, Schatz- oder Creditsystem, haben die classischen Alten nur das erstere, die Creditverhältnisse dagegen nur höchst kümmerlich ausgebildet. Selbst in der hochgebildeten Zeit des Isokrates (geb. 436 v. Chr.) haben die Griechen noch keine Ahnung von Wechseln [1]) gehabt. Das einzige wirkliche und bedeutendere Fictivkapital der Alten war das Ledergeld der phönikischen Carthager, welches aber in Griechenland nur wenig Anklang fand. Staatsanlehen kannte man nicht und Staatsschulden, deren erste schon in die homerische Epoche zurückreichen soll, galten als ein auffallendes Symptom der Schwäche.

Dagegen war die Ansammlung eines Schatzes eine der wichtigsten wirthschaftlichen Aufgaben; vor Perikles lässt sich ein solcher in Athen nicht nachweisen; allein seit der Uebertragung des zur Unterhaltung der Flotte gegen die Perser angesammelten Schatzes von Delos nach Athen (460 v. Chr.) bestand dort ein Staatsschatz, der gar bald zur Verschönerung der Stadt dienen musste. Gleichwie auf den Gebieten der Kunst die Perserkriege auf Hellas den allergünstigsten Einfluss übten, ebenso auch auf jenem der Wirthschaft. Bis zu den Perserkriegen waren die Hellenen ein armes, aber auch begnügsames Volk. Gold- und Silbermünzen waren bis dahin noch selten in Griechenland; ja lange gab es gar keine eigentlichen Münzen, sondern die Metalle wurden ungeprägt gewogen, wesshalb auch die griechischen Gewichte mit den Münzen gleiche Namen haben. Von den Perserkriegen an begannen aber die edlen Metalle aus dem Orient nach dem Occident zu strömen und die Athener vermochten nun gute Münze zu prägen. Zudem lieferte die persische Beute einen plötzlichen Zufluss von ungeahntem Reichthum, der durch Handel und politischen Einfluss täglich vermehrt, nicht blos einzelne Familien bereicherte, sondern in allen Ständen Prachtliebe und Hang zu sinnlichen Vergnügungen erzeugte. Unter solchen Umständen entwickelte sich der Luxus, welcher mit der künstlerischen Ausschmückung Hand in Hand ging. So lässt sich denn Glied an Glied

1) Der französische Oekonomist Courcelle Sereuil glaubt die Existenz von Wechseln aus einer Rede des Isokrates folgern zu dürfen. Dem stimmen bei Otto Hübner, *Die Banken*. Leipzig 1854. 8⁰ S. 5 und Max Wirth. A. a. O. I. Bd. S. 24, in neuester Zeit auch Du Mesnil-Marigny. Dagegen W. Roscher. A. a. O. S. 35, dessen Meinung mir am besten begründet erscheint.

der langen Kette beobachten, welche den Gang der hellenischen Cultur bezeichnet. Die Tyrannis schuf Ordnung und damit die Möglichkeit zur Entwicklung künstlerischer Anlagen; die Perserkriege schufen Macht, Macht schuf Reichthum, Reichthum schuf Kunst, Kunst schuf Luxus, Luxus schuf Verweichlichung, Verweichlichung schuf Verfall und Untergang.

Wenn für das Entstehen der Kunst das Vorhandensein von Reichthum genügt, so handelt es sich bei der Frage, ob der Reichthum dem Volke gedeihe, zunächt um die Art, wie er erworben. Reichthum, auf Plünderung und Sklavenwirthschaft beruhend, unterscheidet sich in seinen Wirkungen wesentlich von Reichthum, den Fleiss, also Arbeit, und Sparsamkeit erzielen. Bei den Hellenen spielten aber die kriegerischen Einkünfte noch eine relativ bedeutende Rolle. Alle rohen Völker halten den Krieg nicht blos für die ehrenvollste, sondern auch für die ergiebigste Einnahmsquelle. Ein auf solche Art erworbener Reichthum fördert zwar die Kunst eben so sehr, mehr vielleicht noch als ein anderer, er gebiert aber zugleich jene Art verderblichen Luxus, der gleich dem letzten Aufflackern eines erlöschenden Lichtes, immer dem Verfalle dicht vorangeht,[1]) ohne denselben jedoch etwa als alleinige Ursache zu bewirken.[2])

Bei der mangelhaften Entwicklung des gerichtlichen Urkundenwesens trat in Hellas die Ersitzung eines Gutes und die Verjährung von Ansprüchen auf bewegliches Vermögen in sehr kurzer Frist ein.[3]) In dem gerichtlichen Urkundenwesen sehen wir die Griechen von den Aegyptern weit übertroffen.[4]) Was den Grundbesitz anbetrifft, so bestand Anfangs Güterschluss, in der späteren Zeit aber war die Zerstückelung der Grundstücke allgemein, während in der letzten Periode der griechischen Geschichte die grossen Latifundien erscheinen. Der Preis der Grundstücke scheint auch damals schon ziemlich hoch gewesen zu sein.

Der hellenische Ackerbau machte dieselben Entwicklungsstufen durch, wie die neueren Feldsysteme; insbesondere herrscht auch damals schon das wichtige Naturgesetz, dass beim Fortschreiten der Volkswirthschaft im Allgemeinen die Bodenfläche mit immer mehr Capital und Arbeit geschwängert wird. Diese stärkere Intensität des Ackerbaues ward aber viel mehr durch Arbeit und viel weniger durch Capitalzusätze erreicht, denn gegenwärtig. Hiebei haben wir

---

1) Vgl. W. Roscher's treffliche Abhandlung über den Luxus in seinen „*Ansichten der Volkswirthschaft.*“

2) Rau, *Lehrbuch der politischen Oekonomie.* I. Thl. § 345.

3) Du Mesnil-Marigny. A. a. O. Siehe auch über das Eigenthum: B. Büchsenschütz, *Besitz und Erwerb im griechischen Alterthume.* Halle 1869. 8⁰

4) Ueber Gerichtsverfassung siehe: Hefft er, *Atheniensische Gerichtsverfassung.* Cöln 1822; dann: Meier und Schömann, *Der attische Process.* Berlin 1824.

stets die Verhältnisse Athens im Auge gehabt; in Sparta, auch in Kreta herrschten social-communistische Systeme, die mit der rohen Bildungsstufe der Bewohner im Einklange standen.

In den höchstcultivirten Zeiten und Gegenden haben die Griechen niemals eine landwirthschaftlich zweckmässige Ansiedlungsart erreicht: statt dörflichen Auseinanderwohnens der Landleute die äusserste Concentrirung in befestigte Städte, wodurch also die Wohnung jedes Feldarbeiters in die unbequemste Ferne von seinem Arbeitsplatze gerückt wurde. Die Griechen waren so sehr an diese städtische Concentration gewöhnt, dass sie das Dorfleben geradezu für etwas Barbarisches erklärten und wir dieses in der That mit Ausnahme von Elis, nur bei den rohen Epiroten, Aetoliern und Arkadiern finden, wo die wilde Gebirgsnatur des Landes zugleich Schutz gewährte und Zerstreuung aufnöthigte.

Der Handel, vorwiegend wohl noch Natural-Tauschgeschäft, erfreute sich, durch die vortheilhafte Küstenbeschaffenheit und trefflichen Hafen begünstigt, eines bedeutenden Aufschwunges. Nicht durch schutzzöllnerische Systeme, [1] sondern durch die Unvollkommenheit der Communicationsmittel, [2] welche den Transport für geringere Waaren allzu sehr vertheuerte, ward derselbe an weiterer Ausdehnung gehemmt. Die Griechen sind auch hierin ihren Lehrmeistern, den Phönikern, getreu nachgefolgt und haben stets deren wirthschaftliche Maxime beobachtet, ihre Manufacturen immer in der Nähe der Naturproducte anzulegen, um den Transport der Rohstoffe zu ersparen. [3]

Sociales Leben der Griechen.

Wenden wir nunmehr von dieser allgemeinen staatlichen Entwicklung unsere Blicke den socialen Verhältnissen der alten Hellenen zu, so zeigen sie uns einen seltsamen Contrast zu der in Politik und Kunst erreichten Höhe. Sie deuten, wie so manches Andere, auf das tiefe Culturstadium, in dem sich damals trotz äusseren Glanzes Hellas noch befand. Zunächst war dem Griechen jeder Sinn für häusliches Leben fremd; er bewegte sich nur auf der Strasse und lebte nur für die Oeffentlichkeit. Hier ging es bunt genug zu. In jedem Winkel Leben und Thätigkeit, ein Jagen und Treiben von Morgen bis zum Abend. Des Morgens auf dem Markte — ein Wogen und Fluthen des Volkes, das hieher zur Unterhaltung und Tödtung seiner Langeweile, zum Handel und Wandel zusammenfloss, und ein Gewühl der streitenden und rathschlagenden Parteien; hier

1) Du Mesnil-Marigny (im II. Bde.) bemüht sich nachzuweisen, dass in Griechenland ein förmliches Protectionssystem für die inländische Gewerbthätigkeit bestanden habe, doch ist dieser Nachweis gänzlich misslungen.

2) *Communications-Mittel im classischen Alterthume.* (*Berliner Revue;* 66. Thl. No. 7.)

3) K. D. Hüllmann, *Handelsgeschichte der Griechen.* 1839.

eine Versammlung der Richter, dort eine Sitzung der Staatsmänner mit einem Rednerstuhle für Sachwalter und Demagogen, mit welchem wieder an andern Tagen Rathschlagungen der ganzen stimmfähigen Bürger abwechselten, eine beständige Weide für Auge und Ohr, eine ewige Aufforderung zur Theilnahme, zum Anhören und Mitsprechen. Zu derselben Zeit — offene Hörsäle der Philosophen und Sophisten, welche mit ihren trügerischen Vorstellungen die herangewachsene Jugend zu künftigen Bürgern bildeten, zuweilen sogar von Staatsmännern und Rednern in den von öffentlichen Geschäften freien Stunden besucht. Anderwärts, auf öffentlichen Plätzen zum Ringen Jünglinge und Männer in Leibesübungen; auf den Schiffswerften Zimmerleute und Handwerker, in den Häfen ein Drängen und Drücken der ankommenden und abgehenden Schiffe; in den Werkstätten der Künstler ein emsiges Schaffen für die Kunstbedürfnisse der halben Welt; überall ein Gewühl thätiger, neugieriger und müssiger Menschen. Abends öffnete sich das Theater, in das die ganze Stadt, nachdem das Eintrittsgeld aufgehoben und aus der öffentlichen Kasse bezahlt wurde, mit dem lebhaftesten Interesse strömte.

So glänzend nun dieses Bild äusseren Thun und Treibens von allem hervorsticht, was wir bisher bei der Culturentwicklung anderer Völker kennen gelernt, so ist nicht zu vergessen, dass diese beispiellose Betheiligung am öffentlichen Leben zunächst dem Naturell des hellenischen Volkes, dann auch dem Klima zu verdanken ist. Noch in der Gegenwart lebt unter ähnlichen Breiten der Italiener und Spanier mehr unter freiem Himmel, denn unter Dach und Fach; in wirthschaftlicher Hinsicht aber ward dieses Strassenleben ermöglicht durch die Arbeit der Sklaven, deren geschäftige Menge die Wohnungen der Bürger anfüllte, um für Hausbedürfnisse und Handlung Sorge zu tragen. Durch diese Ueberwälzung der eigentlichen Arbeit auf die Sklaven und den dadurch bei den Bürgern erzeugten Müssiggang erklärt sich zum grossen Theile die allgemeine Betheiligung am politischen Leben. Hätten die Griechen zur Verrichtung ihrer heute so sehr angestaunten Leistungen keine Sklavenhände besessen, sie hätten nur wenig für die Bewunderung der Nachwelt hinterlassen. Selbst in den grossen Freiheitsschlachten zu Wasser wie zu Land haben eine gute Anzahl Sklaven ihren Herren die Freiheit erkämpfen geholfen. Das griechische Volk war strenge genommen ein Volk von blossen Herren, die sich für ihren Theil die Pflege der Künste und Verschönerung der Lebensgenüsse vorbehalten hatten. Des Lebens Mühen und Plagen überliessen sie den Sklaven und Metöken. Die Demokratie der Hellenen war also wieder nur die Herrschaft dieser Herren, eine Aristokratie; dasjenige, was das Volk im wirklichen Sinne war, sah sich von jeder Theilnahme an den Regierungsgeschäften ausgeschlossen. Allen Beobachtern der Phänomene des Seelenlebens ist es klar, dass alle gei-

stigen Thätigkeiten physisch sind und dass ihre Aufeinanderfolge und ihre Associationen durch bestimmte Gesetze geregelt werden.[1]) So konnten die künstlerischen Anlagen der Hellenen sich so überraschend entfalten, da ihr Geist mit anderer Denkarbeit nicht belastet war. Weder materielle Arbeit noch selbst die nicht minder anstrengende Arbeit wissenschaftlicher Thätigkeit nahm, wie oben gezeigt, den hellenischen Geist in Anspruch. Bekanntlich zieht beständige und ausschliessliche Beschäftigung mit Einem Gegenstande endlich die vollendetste Beherrschung, die höchste Entwicklung desselben nach sich. Die Blüthe der hellenischen Kunst ward auf Kosten der sonstigen socialen und scientifischen Entwicklung erkauft. Musik, Gesang und Tanz, also Dinge, welche den Geist verschönen ohne die Denkkraft anzuregen, gehörten zu den unerlässlichen Bedingungen guter Erziehung im alten Hellas, wir vernehmen aber, wenigstens keineswegs in allen Theilen, nicht das Gleiche vom Lesen, Schreiben und Rechnen, geschweige von den Kenntnissen, welche selbst im alten Aegypten allgemein verbreitet waren. So erklärt sich auf dieselbe allernatürlichste Weise die hohe Ausbildung der Dichtkunst in fast allen ihren Schattirungen von der Tragödie bis zur Lyrik, neben dem auffallenden Mangel aller auf reflectirender Beobachtung beruhenden Geistesprodukte. Gleichwie in der Religion das consequente Gedankensystem naturphilosophischer Wahrheiten des Orients aufgegeben ward, um die Götter in schöne Menschen umzuwandeln, bezeichnet auch die von den Banden des Götterglaubens sich lossagende griechische Philosophie einen ungeheuren Rückschritt im Vergleiche zu der positiven Erkenntniss der Aegypter, Phöniker, Assyrer und Babylonier, — einen Rückschritt, den erst die Sophisten und später die alexandrinische Schule gut zu machen erstrebten. Nur die Geschichtsschreibung, freilich damals noch nichts anderes als eine gewandte Erzählung, keine Studium erfordernde Wissenschaft im heutigen Sinne, fand hervorstechende Vertreter. Neben ihr blühte in hohem Grade, wie nirgends wieder, die trügerische Redekunst, wachgerufen in erster Linie durch die im griechischen Naturell begründete Geschwätzigkeit, dann aber auch durch die künstlerische Auffassung, worin sich das gesammte Staatswesen dem hellenischen Geiste verkörperte: Denn so wie die Kunst das ganze nationale Leben der Griechen durchzog, erschien ihnen auch der Staat so zu sagen als ein Kunstprodukt, welches fix und fertig den Köpfen ihrer Legislatoren und Philosophen entsprang. Daher das totale Verkennen jedweden genetischen Entwicklungsgesetzes, die schreienden Widersprüche der socialen Verhältnisse, welche die idealisirende künstlerisch angehauchte, aber im Nebel tappende griechische Speculation theils übersah, theils übersehen wollte.

---

1) Noel. A. a. O. S. 72.

Die Demokratie dieser Kunstsinnigen beruhte zunächst auf dem geistigen Nichtsthun und der Sklaverei. Es ist hier nicht nöthig, Details über die Stellung und Behandlung der Sklaven mitzutheilen; wir haben allen Grund zu glauben, dass deren Lage keine so traurige war als sie philantropische Schwärmer schildern, und besonders von Athen ist es ausgemacht, dass in den blühendsten Zeiten seiner Volkswirthschaft auch die Sklaven am mildesten behandelt wurden. Bei allem Kunstsinne jedoch haftete den Sitten noch viel von ihrer ursprünglichen Rohheit an, welche sicherlich in der Behandlung der Sklaven zum Ausdrucke gelangte. In Athen, dem hochgebildeten, durfte die Folter als Beweismittel bei den Sklaven, in Folge eines besonderen Volksbeschlusses aber selbst gegen Bürger angewendet werden. Notiren wir dieses erste Vorkommen der Tortur gerade bei diesem klassischen Volke, bei welchem nebstdem Blutrache, [1]) Kindesmord und Fruchtabtreibung [2]) im Schwange gingen. Allein nicht blos die Lage der Sklaven war eine nach demokratischen Ideen gedrückte, rechtlose, auch jene der Metöken entsprach durchaus nicht dem Begriffe von einem freien Manne. Die Metöken waren Ausländer aus Phönikien, Lydien, Syrien, Phrygien oder dem übrigen Griechenland, die sich meist des Handels wegen dauernd in einer Stadt niedergelassen hatten. Ihr Verhältniss war in den verschiedenen Staaten Griechenlands verschieden; obwohl sie z. B. in Athen ausgedehnte Freiheiten besassen, genossen sie doch nirgends die Rechte der Vollbürger, die in Athen auf 20,000 beschränkt waren. Da die Bevölkerung dieser bedeutendsten der hellenischen Städte auf etwas über 100,000 Köpfe veranschlagt werden kann, [3]) so lebten die 20,000 Bürger auf Kosten einer mehr denn vierfachen gedrückten Bevölkerung. Noch schlimmer als den Metöken erging es den Periöken, den Nachkommen der einheimischen, von den Hellenen überwundenen Bevölkerung. Auch hier lassen sich die mannigfachsten Abstufungen des Unterthänigkeitsverhältnisses in den verschiedenen Theilen Griechenlands wahrnehmen, worauf hier nicht näher einzugehen ist. Uns genügt die allgemeine Erscheinung solcher mit den Ideen demokratischer Gleichheit unverträglichen Abstufungen, um daran zu erkennen, wie dieselben tief zusammenhängen mit der im hellenischen Volksbewusstsein fest eingewurzelten Ueberzeugung seiner eigenen Superiorität. Was nicht Hellene, war Barbar; so spielt das ethnische Moment mit Macht in die Geschichte auch des Griechenvolkes herein und macht sein Recht wie überall auch hier mit un-

---

1) K. Eichhoff, *Ueber die Blutrache bei den Griechen.* Duisburg 1872. 8°.

2) Prof. Dr. Jac. Becker, *Die Behandlung verlassener Kinder im Alterthume.* Frankfurt a./M. 1871. 8°.

3) Einige nehmen eine Kopfzahl von 520,000 an, Boekh nur mehr 180,000; allein auch dies scheint noch zu viel. Leake, *Topography of Athens.* London 1821. 8° S. 377 ff. gibt blos 116,000 an.

abweislicher Gewalt geltend. Fügen wir noch hinzu, dass im Allgemeinen alle Gegensätze in Athen im mildesten, in Lakonika dagegen im dunkelsten Lichte erscheinen; Athen und Lakedämon bilden die beiden Pole des Hellenenthums.[1]) Da nun oben dargethan wurde, wie die demokratischen Einrichtungen Athens an seiner geistigen Entwicklung wenig oder gar keinen Antheil haben, vielmehr eben dieser Entwicklung ihren Ursprung verdanken, so wird auch in Sparta der dort herrschende Culturrückstand nicht seinen Staatsformen aufgebürdet werden dürfen. Vielmehr lassen sich dabei in jeder Hinsicht die Grundzüge dorischen Wesens im natürlichen Gegensatz zum jonischen Naturell erkennen. Die Spartaner verhalten sich zum jonischen Hellas wie etwa die Römer zur Entwicklung Gesammtgriechenlands.

Das Familienleben und der Hetärismus.

Wenden wir den Blick nach dem griechischen Familienleben, so lässt sich kaum behaupten, dass das Verhältniss der Frauen in Griechenland ein weit besseres gewesen sei als bei allen früher geschilderten Völkern.[2]) Wie die Polygamie zum Theil von der geographischen Breite abhängig sei, ist in dem vorigen Abschnitte erörtert worden; es schwindet demnach die Verwunderung, wenn in höhere Breiten einrückend, wir die Monogamie an deren Stelle treten sehen. Obwohl nun rühmend hervorgehoben wird,[3]) dass die Monogamie schon im alten Hellas bestand, so hat dieselbe dort niemals ein wahres Familienleben wachzurufen vermocht, wie dies doch die Polygamie der alten Aegypter gethan. Auch ist die hellenische Monogamie nicht allzu strenge zu nehmen, denn schon zu homerischen Zeiten kam es vor, dass der Mann neben der rechtmässigen Gattin noch ein Nebenweib hatte. Zudem waren Ehescheidungen, besonders für den Mann, mit nur sehr wenigen Schwierigkeiten verbunden, daher sehr häufig. War auch das Weib keine Sklavin des Mannes, wofür wir auch bei den Aegyptern keinen Nachweis haben, so war doch die Ehe bei den Griechen lediglich ein rechtlich-politisches Institut, bestimmt dem Staate Bürger zu geben und Haus und Vermögen der Einzelnen zu erhalten, weil der Staat sonst unmöglich bestehen konnte. Darum blieb bei der Wahl der Gattin alle Romantik der Liebe ausgeschlossen, und äussere Rücksichten, Mitgift, Geschlecht u. dgl. waren das Entscheidende. Das erste Erforderniss einer rechtsgültigen Ehe in Athen war, dass Gatte und Gattin

1) Noch heute sind die Unterschiede der griechischen Stämme erkennbar. (Prichard, *Natural History of Man*. Edited by Norris. I. Vol. S. 198—199.)

2) Kolb, *Culturgeschichte*. I. Bd. S. 191.

3) A. a. O.

bürgerlicher Herkunft waren; Kinder aus der Ehe eines Bürgers und einer Nicht-Bürgerin waren in dem demokratischen Freistaate illegitim und in der perikleischen Zeit selbst vom Bürgerrechte ausgeschlossen. Dagegen bildete Verwandtschaft kein Hinderniss und sogar Ehen zwischen Halbgeschwistern werden erwähnt. Ja, bei entfernteren Verwandtschaftsgraden galt die Ehe zwischen Verwandten sogar für wünschenswerth und war in gewissen Fällen gesetzlich geboten. Ein geistiges Zusammenleben mit dem Manne fand nicht statt; der Aufenthalt der verheiratheten Frauen war das Frauengemach (γυναικωνῖτις) im Hinterhause, wo sie allerdings unumschränkt in der freilich engen Sphäre häuslicher Thätigkeit walten durften. Es fehlten mithin dem griechischen Hause alle für das Familienleben wesentlichen Bedingungen; zwar achtete der Mann streng auf dessen makellose Ehre, aber dennoch war die Gattin ihrem Manne nur die Mutter einer legitimen Nachkommenschaft, die Erhalterin des Hauswesens, und ihre Leistungen standen in seinen Augen mit denen einer treuen Haussklavin etwa auf gleicher Stufe. War die Stellung der Frauen in der vorhistorischen Zeit im Allgemeinen eine etwas freiere — die gefeierten griechischen Frauen der Dichter gehören alle der Sage an — so finden wir dieselben gerade in der hellenischen Blüthezeit auf tiefster Stufe, den Mann aber durch sein in der Oeffentlichkeit vollkommen aufgegangenes Privatleben der Gattin und dem Familienleben immer mehr entfremdet. Der Dorismus gestattete, allerdings blos aus staatlichen Rücksichten, den Frauen und Jungfrauen eine weitaus freiere Bewegung in der Ungebundenheit. Dass die Liebe im modernen Sinne, welche bei der Ehe in den Hintergrund trat, dem hellenischen Alterthume überhaupt fremd gewesen sei, ist hier so wahrscheinlich als bei irgend einem der schon geschilderten Culturvölker.

Da man es liebt, wie die griechischen Institutionen überhaupt, auch die sogenannten „sittlichen“ Verhältnisse dieses freisinnigen, aufgeklärten, kunstsinnigen Volkes im Zauberlichte edler Reinheit sich zu denken, so erheischt deren Betrachtung hier ein längeres Verweilen.

Schon in ältesten Zeiten kennt man die cultliche Prostitution unter den Griechen. Sie war ihnen zweifelsohne mit den ersten religiösen Anregungen aus dem Oriente zugekommen und hatte von den Inseln aus alsbald über ganz Hellas und seine Colonien Verbreitung gefunden. Es ist auch sicher, dass der kretensische Minotaurus der phönikische Moloch gewesen, der auch bei den Griechen Menschenopfer[1]) verlangte, und die Amazonen des alten Athen waren wohl Hierodulen der Astarte. Da die Griechen in ältester Zeit auch das

---

1) Schaafhausen, *Ueber Menschenfresserei und Menschenopfer. (Archiv für Anthropologie.* 1871. 3. Heft.)

Fleisch der Besiegten verspeisten,[1]) so klingen Menschenopfer gar nicht unglaublich; auch liessen sich bei ihnen die Frauen mit dem Gatten verbrennen.[2]) Eine solche Zeit war wohl der Entwicklung der cultlichen Prostitution günstig. Korinth, Athen, überhaupt die jonischen Städte waren für sie ein üppiger Boden. Aphrodite hatte bald allerwärts ihre Tempel, im böotischen Theben, im arkadischen Megalopolis, selbst in Elis, vom asiatischen Jonien gar nicht zu reden,[3]) und ward unter den verschiedensten Namen verehrt; die Hetären nannten sich nach ihr. Das Hetärenwesen war aber schon in früher Zeit sehr ausgebildet, nicht erst, wie hie und da versichert wird,[4]) in den Zeiten des Verfalls. Vielmehr waren die Hetären seit lange Pflegerinnen des Aphrodite-Cultus und fungirten selbst als Priesterinnen bei einzelnen Tempeln, besonders zu Korinth. Ihre Zahl war eine so beträchtliche, dass schon Solon in Athen ein grosses Dicterion und einen der Aphrodite Pandemos geweihten Tempel bauen liess. Damit war die Prostitution von einer cultlichen zu einer gesetzlichen gemacht. Nebst der Strenge, womit auf eheliche Nachkommenschaft gesehen wurde, also das Geschlechterwesen in Ansehen stand, veranlasste wohl auch die grosse Verbreitung unnatürlicher Laster bei den Joniern diese solonische Massregel. In Sparta lagen die Dinge anders. Nicht nur dass Keuschheit überhaupt als eine überflüssige Eigenschaft der Mädchen galt, waren auch die Frauen gern zu uneigennütziger Ausschweifung bereit, welche das Bestehen von Hetären unmöglich machte. Obgleich nicht nur Solon, sondern auch in späterer Folge der Areopag durch verschiedene Gesetze das Hetärenwesen in Athen einzuschränken und zu regeln strebte, auch die Lage der mit Courtisanen und Concubinen erzeugten Kinder eine sehr harte war, gewann doch die Prostitution eine fast schwindelnde Höhe, eine so zu sagen vollendete Durchbildung; nur Korinth darf in dieser Hinsicht mit Athen um die Palme ringen. Es gab unter diesen Hetären förmliche Rangabstufungen, wie Dikteriaden, Auletriden, Hetären und der Staat erhob von ihnen eine sehr ansehnliche Steuer (*πορνικὸν τέλος*), die um grosse Summen alljährlich verpachtet wurde. Diese

---

1) Kolb. A. a. O. I. Bd. S 191 sagt (mit Grote) nirgends seien in Griechenland Menschenopfer üblich gewesen; dies ist entschieden falsch; solche waren dem ältesten griechischen Cult durchaus nicht fremd; beim Cult des lykaiischen Zeus in Arkadien waltete die Auffassung, dass sich die Gottheit an dem Genusse von Menschenfleisch ergötze; meistens aber waren Menschenopfer Sühnopfer, doch auch bei Leichenbestattungen kamen solche vor. (Homer, *Il.* 21. 28.) Der messenische Feldherr Aristomenes opferte dem Zeus 300 Menschen: ja noch Themistokles musste dem Andringen des Pöbels nachgeben und drei vornehme gefangene Perser vor der Schlacht von Salamis opfern. In der späteren Zeit ersetzten wenige Tropfen Menschenblut die älteren Menschenopfer. (Tylor, *Anfänge der Cultur.* II. Bd. S. 403.)

2) A. a. O.

3) Ernst Curtius, *Ephesos. Ein Vortrag.* Berlin 1874. 8⁰ S. 6—10.

4) Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 191.

Steuer reicht ebenfalls in die früheren Epochen der Republik, vielleicht bis auf Solon zurück. Nächst dem Tempel war jedes Dicterion so zu sagen unverletzlich. Athens Hafen, der Piräus, war der Hauptplatz der Prostitution, doch machte sie sich auch in der Stadt selbst breit. Eine Menge Dichter haben einzelne Hetären besungen, von welchen die in den Dicterions gehaltenen wohl häufig Fremde, die anderen dagegen geborene Griechinnen waren. Die Kunst, womit der Hetärismus die Reize des weiblichen Körpers zu erhöhen, etwaige Mängel zu verbergen sich bemüht, waren bis in die kleinsten Details ausgebildet; ein sorgfältiges Studium jener Nachtseiten der socialen Entwicklung lehrt, dass in dieser Beziehung die classischen Griechen den sie umgebenden „Barbaren" nicht das Geringste vorzuwerfen hatten. Weder die Monogamie noch der Genuss der Freiheit und einer demokratischen Regierung erwiesen sich als sogenannte „sittlichende" Momente, ja wir vernehmen in den orientalischen Monarchien, wo angeblich die Polygamie das Weib auf tiefe Stufe drückte, viel weniger von jenen Ausartungen, wie sie Hellas in seiner Knaben- und lesbischen Liebe und Aehnlichem darbietet. Das Sprüchwort *non licet omnibus adire Corinthum*, schon bei den Griechen üblich, bezog sich auf die Summen, welche das dortige Hetärenthum verschlang. Auf Kunst und Literatur hat dasselbe einen tiefen und im Ganzen unläugbar wohlthätigen Einfluss geübt. Hetären dienten vielfach als Vorbilder zu den herrlichsten Schöpfungen der griechischen Plastik; ihr Geist entflammte die Poeten zu manch' begeistertem Liede, sie bildeten das Auditorium bei den Sitzungen des Gerichtes, der Akademien und den rednerischen Turnieren; ihr Beifall ermunterte einen Phidias, Praxiteles, Zeuxis und Apelles, sie gaben Nahrung der Muse eines Sophokles, Menander, Aristophanes und Eupolis, selbst Staatsmänner verschmähten nicht ihren Rath, wodurch sie oft hohe politische Bedeutsamkeit erlangten. Sie sprühten Geist und Witz, sie pflegten Gesang, Musik und Redekunst, sie besassen allein unter allen Frauen Griechenlands wahre Bildung; denn die griechische Frau war durchaus ungebildet, kannte keine Lectüre, kein geistiges Leben; nicht einmal die Sprache redete sie correct; sie war nur ehrbar; die Hetäre dagegen stellte die Blüthe der Weiblichkeit im Glanze der hellenischen Gesittung dar. „Wir haben Hetären" (ἑταίρας) — durfte daher ein griechischer Redner sagen — „für das Vergnügen, Concubinen (παλλακῖδες) für die täglichen Bedürfnisse, Gattinnen aber um uns legitime Kinder zu geben und für das Innere des Hauses zu sorgen." So lagen die Dinge nicht nur in der späteren Zeit des sogenannten Verfalles, sondern schon im Zeitalter des Perikles.[1])

Mit der Entwicklung des von den Hetären beherrschten öffent-

---

1) Siehe hierüber die betreffenden Abschnitte in **Dufour**, *Hist. de la Prostitution*. I. Bd. S. 89—279, dann die anziehende Schilderung von **F. Jacobs** im IV. Bde seiner *„Vermischten Schriften."*

lichen Lebens, auf Kosten des häuslichen Sinnes, stand das innere Familienleben im diametralischen Gegensatz. Hier war der Mann der Herr und das unter allen Umständen anerkannte Oberhaupt des Hauses, dessen väterliche Gewalt unumschränkt war; er konnte das Neugeborene nach seinem Belieben aussetzen und auch tödten lassen; in Sparta geschah dies bei schwächlichen und krüppelhaften Kindern von Staatswegen, eine Massregel, über deren Humanität sich wohl streiten lässt, die aber unbezweifelt nach den Gesetzen der Zuchtwahl die Heranbildung eines eben so schönen als kräftigen und gesunden Menschenschlages zur Folge hatte. Praktisch ward dadurch der Staat aller Obsorge für die Krüppelhaften enthoben, welchen ihrerseits wieder die qualvollen Leiden eines unverbesserlich unglücklichen Lebens erspart blieben. Wir sehen hier ein ausgezeichnetes Beispiel von künstlicher Veredlung des Menschengeschlechtes, indem nur die vollkommen gesunden und kräftigen Kinder am Leben bleiben und allein zur Fortpflanzung gelangen durften. Dadurch wurde die spartanische Race nicht allein beständig in auserlesener Kraft und Tüchtigkeit erhalten, sondern mit jeder Generation wurde ihre körperliche Vollkommenheit gesteigert. Gewiss verdankt das Volk von Sparta dieser künstlichen Auslese oder Züchtung zum grossen Theil den seltenen Grad von männlicher Kraft und rauher Heldentugend, durch die es in der alten Geschichte hervorragt.[1]) Auch im übrigen Griechenland hat die Ausübung dieses Vaterrechtes wesentlich dazu beigetragen, dass die Griechen thatsächlich „schöne“ Menschen geworden und für ihre künstlerische Entwicklung so ausgezeichnete lebendige Vorbilder besassen.[2]) Gegen zu starke Volksvermehrung sowohl als um gleichzeitig Folgen unerlaubter Ausschweifungen zu beseitigen, stand in ganz Griechenland Fruchtabtreibung in Flor, ohne sittliche Bedenken zu erwecken. Pessaria, aus Honig und Nieswurz oder Euphorbium bereitet, wurde gebraucht, um Abortus zu bewirken.[3])

---

1) Häckel, *Natürl. Schöpfungsgeschichte.* S. 152—153.

2) Aus dieser Thatsache hat man auch auf die Culturhöhe geschlossen, denn die Richtung der Gehirn- und Kopfentwicklung ist mit dem Fortschritte der Civilisation verbunden und bezieht sich vorzüglich auf die Ausdehnung und Erhöhung der oberen und vorderen Kopfregionen; besonders ist der vordere Gehirnlappen als Sitz der intellectuellen Fähigkeiten zu betrachten. (R. R. Noel, *Materielle Grundlage des Seelenlebens.* S. 80—81.) Auch der Camper'sche Gesichtswinkel — bei den griechischen Statuen steigt er bis 90° — gilt für einen Prüfstein der geistigen Anlagen, doch haben sich dagegen neuestens gewichtige Bedenken erhoben. (Peschel, *Völkerkunde.* S. 74.) Uebrigens lehrt die Geschichte, dass häufig die körperlich bestgeformten Menschen die grössten Scheusale waren. Auch können die alten Hellenen körperliche Vollendung nicht für sich allein in Anspruch nehmen. Die Modelle des Phidias und Apelles leben noch heute unter ihren tiefgesunkenen Nachkommen in Morea (Prichard, *Natural hist. of Man.* I. S. 198) und das ungesittete Volk der Georgier wetteifert mit ihnen in Schönheit der Schädelbildung. Die circassischen Schädel geben einen mittleren Gehalt von 86 Cubikzoll und zeigen zum Theile eine merkwürdige Harmonie in ihren Verhältnissen. Aehnliches gilt von den Parsi-Schädeln.

3) *Archiv f. Anthropol.* 1872. S. 457.

Auch in der Erziehung tritt die Stammesverschiedenheit der Griechen klar und deutlich hervor. Bei den Dorern, namentlich in Sparta, zielte alles darauf ab die ganze Existenz des Einzelnen an den Staat zu knüpfen und in demselben aufgehen zu lassen; bei den Joniern, besonders in Athen, herrschte eine feinere Ansicht von dem Verhältnisse des Einzelnen zur Gesammtheit, so dass die Erziehung, ohne indessen vom Staatszwecke ganz gelöst zu sein, doch im Wesentlichen Sache der Familie war. In Sparta hingegen wurde der Knabe im siebenten Jahre der öffentlichen Erziehung überwiesen, welche erst in zweiter Linie Alles berücksichtigte, was zur geistigen Ausbildung gehörte; doch, obwohl unstreitig Athen auch in dieser Hinsicht damals „an der Spitze der Civilisation" schritt, wäre es sehr irrig sich die Spartaner als ungebildet zu denken. Wenn die berühmte „lakonische Kürze" nur als eine Folge der Armuth und geringen Ausbildung der Sprache dieses Volkes gelten soll, [1]) so kann dieser „Armuth und geringen Ausbildung" doch nicht Geistesschärfe, Gewandtheit und Schlagfertigkeit abgesprochen werden.

Während Athen, Corinth und die jonischen Städte vorzugsweise mit ihren grossartigen Prachtbauten an Tempeln und öffentlichen Anstalten prunkten, zeigte sich allenthalben im griechischen Wohnhaus beschämende Einfachheit, nicht etwa der Einfachheit der Sitten, sondern dem „Nichtbesserkönnen" entsprungen. Die Wohnhäuser waren kaum mehr denn armselige Hütten, und erst die spätere Zeit wirkte auch hieran bildend und verzierend. Jenes Zeichen wahrer Gesittung aber, der vom Luxus wohl zu unterscheidende Comfort, gehörte im alten Hellas niemals zu den bekannten Dingen. Die Griechen lebten „schön" aber unbequem. Sie lagen bei Tische, obwohl sie Stühle recht wohl kannten. Ihre Kost, zwar längst nicht mehr von homerischer Einfachheit, entsprach im Allgemeinen der Diätetik, für die sie, wie alle Völker dieses Himmelsstriches, keineswegs gleichgültig waren. Nur bei den Dionysien, die mit vielfachen sinnlichen Ausschweifungen verbunden waren, durften sich Männer über vierzig Jahre berauschen. Gastfreundschaft, diese schöne Zierde niederer Culturvölker, blieb den Griechen lange heilig. Ihr geselliger Sinn äusserte sich in zahlreichen Festen, die stets mit der Religion in gewissen Beziehungen standen, und in den öffentlichen Volksspielen.

Griechenlands Niedergang.

Ein Abstand von nur etwa einem Jahrhundert trennt die Epoche des Perikles von jener des politischen Niederganges der Griechen

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 192. Dieser Schriftsteller liebt es die Spartaner in den düstersten Farben zu schildern.

und der Eroberung der Makedonier. In diese kurze Spanne Zeit drängt sich die Entwicklung der hellenischen Cultur zusammen, zugleich ein Kampf, der zwischen Jonismus und Dorismus ungeschwächt auf- und niederwogte. Die in Athen erstandene, gepriesene künstlerische Vergeistigung des Lebens war auf das unlöslichste mit jenen Factoren verknüpft, welchen der peloponnesische Krieg so sicher auf der Ferse folgen musste, als das Abenddunkel auf die strahlende Helle des Tages. Auch der Ausgang des mit der Rohheit unterer Culturstufen geführten langen Kampfes konnte nicht zweifelhaft sein. Die über Athen schon längst hereingebrochene Verweichlichung musste der spartanischen Kraft unterliegen. Und sie unterlag. Nicht Humanität, nicht Freiheit, nicht Bildung, nicht überhaupt die Höhe der Gesittung vermögen, wie so oft gepredigt wird, Ausschlag zu geben in dem erschütternden Kampfe um's Dasein, sondern die rauhe Hand kräftiger Barbaren hat mehr denn einmal die stolzen Errungenschaften der Cultur vernichtet. Nur ein Kurzsichtiger könnte aber verlangen, dass die zur Macht gelangten Lakedämonier dieselbe weniger missbrauchen sollten als das überwundene Athen. So stritten denn die griechischen Freistaaten fort und fort um die Herrschaft, und selten nur ruhten die Waffen. Von diesen ersten griechischen Republiken bis auf die Gegenwart kennt die Weltgeschichte keine andere Staatsform, welche unter dem Vorwande allgemeiner Beglückung und tiefster Friedensliebe, beständiger im und vom Kriege ihr Dasein genährt hätte. Das Auftauchen bislang untergeordneter Staaten — Duodezstaaten im eigentlichen Sinne des Wortes — als Träger hervorragender geschichtlicher Rollen, verkündete das Abendroth des hellenischen Volkes. Zwar wurden Anläufe zu einer auf Gleichberechtigung aller Theilnehmer beruhenden Föderation genommen, doch scheiterte sie kläglich an dem Mangel an Einsicht, dass bei verschiedener Machtfülle Gleichberechtigung eine Unmöglichkeit sei. Das Recht des Stärkeren ist eben ein Naturgesetz.

Bei diesen immer wachsenden Kriegszuständen hatten längst die einheimischen Kräfte für die Heeresbedürfnisse nicht mehr genügt und man war allenthalben zu fremden Miethstruppen und Söldlingen genöthigt. Es beruht aber auf Täuschung, wenn in den Miethstruppen, den Uebergang zu den stehenden Heeren bildend, eine Ursache für die Häufigkeit der Kriege und damit des staatlichen Niederganges erkannt werden will; vielmehr sind Miethstruppen und stehende Heere erst die Folgen der vermehrten Kriege. Nirgends sind die stehenden Heere das Primitive, Ursprüngliche, stets das erst später Gewordene, Herausgebildete. Anfangs begnügen sich alle Völker mit der rohesten Form bewaffneter Macht, dem Milizsysteme, wie wir es bei allen noch auf tiefen Culturstufen befindlichen Völkern und in der Neuzeit nur dort sehen, wo ein Bedürfniss nach stärkerer Wehrkraft nicht be-

steht. Die die Gesittung bedingende Theilung der Arbeit führt allmählig auch zur Errichtung permanenter Truppen. So besassen die Griechen anfänglich und noch zur Zeit der Perserkriege nur Milizen; die langen Kämpfe und die Erfolge, welche die Perser gegen diese wenig disciplinirten Schaaren erzielten und die Einäscherung Athen's ermöglichten, mögen wohl trotz des schliesslich errungenen Sieges zuerst das Abgehen vom Milizsysteme veranlasst haben. [1])

Blicken wir auf dieses letzte Jahrhundert des reinen Hellenenthums, so sehen wir immer noch die Cultur Siege häufen auf Siege. Kunst und Poesie gedeihen, in der Philosophie erspähen wir die ersten Spuren aufdämmernder Naturerkenntniss. Die Sophisten ahnten vielfach schon die Wahrheit des Atheismus, wenngleich ihr Einfluss auf die Nachwelt ein verschwindender ist gegenüber jenem des mystischen Pythagoras und des Theisten Plato. Stets wird nämlich bei der grossen Menge das Wahrscheinliche mehr Anklang finden als das Wahre. Ganz am griechischen Abendhimmel funkeln endlich zwei Sterne erster Grösse, Epikur und Aristoteles, von welchen der Letztere die Ansichten des Mittelalters noch beherrschen sollte, während in dem Ersteren die ganze materialistische Philosophie des Alterthums gewissermassen gipfelt. [2]) Im Ganzen freilich gilt von der Geschichte der griechischen Philosophie im Besonderen, was von der Philosophie im Allgemeinen; sie ist eine Geschichte des Irrthums mit vereinzelten Lichtblicken. [3]) Eine schöne Blüthe trieb die Geschichtsschreibung, wo auf Herodot, den „Vater der Geschichte“ (geb. 484 v. Chr.) der noch viel bedeutendere Thukydides folgte. Doch verstanden diese frühesten Historiker noch wenig die Länderbeschreibung von der Darstellung der Begebenheiten zu trennen, deren Schauplatz die beschriebenen Länder gewesen sind. [4]) Der Begriff der Geschichte hatte sich von jenem der Geographie noch nicht abgeklärt. Auch von historischer oder gar antiquarischer Forschung war keine Spur. Da die Griechen überhaupt nicht forschten, so ist auf anderen Gebieten der Wissenschaft kein nennenswerther Fortschritt zu verzeichnen. Charakteristisch ist für den hellenischen Geist, dass sein erster Gelehrter, Aristoteles, schon in Verknüpfung mit einem neuen, fremden Volkselemente, dem Makedonierthum erscheint, welches Griechenlands Grösse zu Grabe tragen sollte. Während die Cultur Triumphe feierte, die hellenische Gesittung langsam selbst die umwohnenden

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 215—216 preist das griechische Milizsystem; „die glorreichen Siege von Marathon, Salamis und Platää — sie wurden nicht durch stehende Truppen, sondern durch die überall organisirten Milizen erkämpft.“ — Hätten die Griechen stehende Truppen den Persern gegenüber zu stellen gehabt, diese wären wohl nie bis Marathon, Salamis und Platäa gelangt.

2) Ludwig Büchner, *Sechs Vorlesungen über die Darwin'sche Theorie.* Leipzig 1868. 8⁰ S. 305.

3) O. F. Gruppe, *Gegenwart und Zukunft der Philosophie in Deutschland.* 1855.

4) Humboldt, *Kosmos.* I. Bd. S. 64.

Barbaren ergriff, nagte der Todeswurm am Marke des Volkes — die Corruption; überall im socialen Leben Verkommenheit und Erbärmlichkeit. Statt der Volksfülle, die einst die Städte belebte, statt des Gewerbsfleisses in denselben, statt der Betriebsamkeit auf den Feldern überall Verödung und Verarmung; die Thätigkeit erschlaffte, und mit der Erschlaffung der Thätigkeit eines Volkes geht die Depravation desselben Hand in Hand. [1]) Daneben ein ungezügelter Luxus, welcher in ironischer Weise die Behauptung illustrirt, dass je despotischer ein Staat wird, um so mehr die augenblickliche Genusssucht zu wachsen pflege. In Athen kosteten zu Demosthenes' Zeit die Festlichkeiten des Jahres mehr als der Unterhalt der Flotte, und die euripideischen Trauerspiele kamen dem Volke theuerer zu stehen als vormals der Perserkrieg; ja ein Gesetz verbot bei Todesstrafe, dass die Verwendung der Theatergelder nicht einmal für den Krieg beantragt werden dürfe. [2]) Gegen diese an Hoch und Niedrig in gleichem Masse zehrende Corruption half kein Gesetz, keine Staatsform; sie herrschte in dem monarchischen Sparta wie im demokratischen Athen, wo allerdings die Bestechlichkeit der unteren Volksschichten seit Jahrhunderten so zu sagen systematisch und in grossem Massstabe entwickelt worden war. Hellas glich dem innerlich vermorschten Baume, der äusserlich noch im Schmucke seiner herrlichen Blätterkrone prangt, ringsum der Bewunderung Ruf erweckend, jäh zusammenknickend aber, sowie des Sturmes erstes Brausen ihn erschüttert. Die gleissend schimmernden Seiten der griechischen Civilisation dürfen nicht darüber blenden, dass die Lebensuhr des Hellenenthums abgelaufen, dass keine fremde Hand muthwillig den Zeiger daran vorrückte. Zu der Pestbeule der Corruption gesellten sich die Wirkungen der beständigen, Gut und Blut verzehrenden Befehdungen, welche bei der Kleinheit der meisten griechischen Staaten, wo z. B. das 58 □ M. grosse Böotien eine solche Menge oft sehr uneiniger Bundesrepubliken umfasste, wo eben desshalb fast alles Gebiet Grenzland war, noch viel tiefer eingegriffen haben müssen als heutzutage bei gleicher Länge der Fall wäre. [3]) Eine breite und tiefe Friedenssehnsucht war es, welche bei den Griechen die makedonische Unterjochung so mächtig vorbereitet hat, [4]) dass diese als der natürliche, einzig naturgemässe Schlusspunkt des hellenischen Volkslebens erscheint. Auch hier geschah, wie immer, was geschehen musste. Man klage nicht, dass die griechische Culturentwicklung aus ihrem selbsteigenen Gange herausgerissen und naturwidrig in völlig fremde Bahnen gedrängt worden sei. [5]) Dieser selbsteigene Gang

1) Paul Oemler, *Antike Landwirthschaft.* S. 11—12.
2) Roscher. A. a. O. S. 411.
3) Roscher. A. a. O. S. 40.
4) A. a. O. S. 39.
5) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 221.

führte geradenwegs zur makedonischen Unterjochung und nirgends anders hin. Die dem Republikanismus angeblich eigenthümlichen Tugenden waren verfallen und ersetzt durch das, was wir mindestens mit demselben Rechte republikanische Laster nennen dürfen, deren Keime und Ursachen schon in der Zeit der „Tugend" vorhanden sein mussten, weil sonst der Verfall nicht hätte eintreten können. Und auch Makedonien folgte dem Naturgesetz werdender Völker und Staaten, indem es nach Erweiterung strebte. Seine rohe, aber jugendliche Kraft brach die hellenische Impotenz, ein vermorschtes Zeitalter, für das nur ein Stygma: Corruption!

Man hat es versucht, in schwärmerischer Begeisterung für das alte Griechenland, dessen Leistungen mit einem Alles verzehrenden Strahlenglanze zu umgeben; kein Volk soll zum Heile unseres ganzen Geschlechtes das Gleiche geleistet haben. „Wenn irgend ein Volk, so waren die Griechen Bahnbrecher der Cultur und Civilisation; ihre Leistungen im Interesse der ganzen Menschheit waren grösser als die irgend einer anderen Nation der Welt!" [1]) Niemand wird sich der Erkenntniss verschliessen, dass durch seine geographische Lage und natürliche Ausschmückung Hellas einer der begünstigtsten Räume unseres Welttheiles sei; Niemand wird ferner läugnen, dass die Griechen mit Raceneigenschaften des Geistes, Gemüthes wie des Körpers ausgestattet waren, welche ihnen einen glänzenden Culturschliff sicherten, Niemand wird endlich bestreiten, dass sie in Folge dieser natürlichen Vorzüge Bahnbrecher der Cultur und Civilisation gewesen sind. Eine entschiedene Ueberschätzung ist es aber, wenn ihre Leistungen höher gestellt werden als irgend welche in der Welt. Sicherlich waren die Hellenen ein nothwendiges Glied in der Fortentwicklung der Cultur, allein eben nur ein Glied, welches losgelöst von seinem Verbande eine culturgeschichtliche Würdigung nicht zulässt. Es ist heute kein Geheimniss mehr, dass die so hoch und mit Recht gepriesene hellenische Cultur grossentheils auf asiatischer Grundlage ruhte, dass Kenntnisse, wie Anschauungen, wie Sitten von Asien nach Griechenland gewandert und dort willigen Eingang gefunden; ja man kann sogar in manchen Fällen noch die Etappen dieses Culturganges bestimmen, wie ich in dem vorliegenden Abschnitte gethan zu haben glaube. Je tiefer wir aber hinabsteigen in das Leben des alten Orients, je mehr unsere Kenntniss in dieser Hinsicht sich erweitert, desto höher steigt die Achtung vor der dort erklommenen Culturhöhe. Für die nachkommenden Enkelgeschlechter wäre die Gesittung der Hellenen eben so nutzlos wie jene, wenn sie von gleichem Schicksale wie jene betroffen worden wäre. Es genügte nicht, dass die Hellenen diese Cultur schafften, sie musste auch erhalten bleiben, und dies geschah durch eine Verkettung von Umständen, welche längst

1) Kolb, *Culturgeschichte.*

nach ihrem Untergange eintraten. Ohne die späteren Römer wäre die griechische Gesittung für die europäische Nachwelt ein eben so ungehobener Schatz geblieben wie jene der Chinesen.

Soll ich an dieser Stelle dem hellenischen Volke einen Nachruf widmen, so sei er kurz und bündig: wir begrüssen in den Griechen die höchste Vollendung bisher erreichten menschlichen Kunstsinns, sie haben dauernd auf die nachkommenden Geschlechter die Idee des Schönen vererbt. Dank sei hiefür der ästhethischen Anlage ihres glücklich begabten Naturells. Ihnen war es gegeben zum ersten Male freiheitliche Ideen in staatliche Formen zu giessen; Dank sei hiefür der Plastik ihres zauberischen Ländchens, wie nicht minder ihren vielfachen ethnischen Spaltungen. Auf dem Gebiete des Geistes haben sie viele Theorien und wenig Praktisches, Gedanken und nur sehr wenig Wahrheiten, in materieller Hinsicht auch nicht Eine nennenswerthe Erfindung hinterlassen.

Makedonier und Alexandriner.

Nationalität und früheste Zustände der Makedonier.

Während das hellenische Volk alle Keime in sich entwickelte, die seinen baldigen Untergang herbeiführen mussten, war, vom griechischen Eigendünkel völlig übersehen, mittlerweile an den nördlichen Grenzen des Landes ein anderes Volk zu Macht und Ansehen herangereift — die Makedonier, deren ethnologische Stellung einer Präcisirung bedarf.

Wo in der Urzeit die illyrischen mit den thrakischen Völkern, also die beiden ältesten Stämme der Hämushalbinsel sich begegneten, wo die Sprachgrenze zwischen beiden lag, ist nicht aufgehellt. Der Wohnsitz der thrakischen Völker, die zweifelsohne der arischen Sprachgruppe angehörten, lag im Osten des illyrischen Stammes und im Norden der alten Griechen, und erstreckte sich bis zu der Donau und dem Schwarzen und Aegäischen Meere, sowie südlich bis in das Land Thessalien hinein. Zu den thrakischen Völkerschaften gehörten die eigentlichen Thraker, die Odrysen, Geten, Triballer und Daken oder Dacier, höchst wahrscheinlich aber auch die Makedonier. Während Manche und dies ist die Mehrzahl, sie für Griechen, Manche hinwieder für Thraker halten — Demosthenes nannte Alexander einen Barbaren — sehen Andere sie als ein mit Griechen vermischtes illyrisches oder thrakisches Volk an. Geographisch erwogen, ist letztere Anschauung die wahrscheinlichste; auf eigentliches Hellenenthum ist bei den Makedoniern nicht zu rechnen, wo die Thraker bis in das südlicher gelegene Thessalien herabreichten und Epiroten nebst anderen Illyriern längs der ganzen Westgrenze sassen. Auch die wenigen, aus der alten makedonischen Sprache erhaltenen Glossen weisen auf nichtgriechischen Ursprung hin; die Makedonier waren also — dies muss man fest im Auge behalten — keine Griechen, sondern allem Anscheine nach ein Mischvolk, an welchem im Westen die

Illyrier, im Osten und Norden die Thraker den meisten, sicherlich den geringsten aber, wenn überhaupt einen Antheil, die Hellenen hatten. Erst mit der Zeit brach sich der benachbarte griechische Cultureinfluss bei den makedonischen Barbaren Bahn und ward allmählig das einheimische Idiom durch die hellenische Sprache ersetzt. König Philip gab seinem Sohne Alexander den ersten Gelehrten Griechenland's, Aristoteles, zum Erzieher. Allein es wäre ein Irrthum, Philip oder Alexander selbst für Griechen zu halten.

Während nun seit dem peloponnesischen Kriege die nach Freiheits- und Schönheitsideen strebenden Hellenen dabei in unaufhörlichen inneren Befehdungen und blutigen Zwisten der Duodezstäätlein ihr bischen Kraft vergeudeten und was noch an besseren d. i. stärkeren Elementen vorhanden war, durch die sich immer breiter machende Corruption lahm gelegt wurde, wuchs auf dem gerade entgegengesetzten Wege das makedonische Reich zu einer Machtfülle heran, welche nur griechischer Leichtsinn und Oberflächlichkeit ignoriren konnten. Was nicht Hellene, schalten die Griechen Barbaren, ahnungslos, dass die Zeit nicht ferne, wo diese Barbaren ihrer Herrlichkeit ein baldiges Ende bereiten würden. Die Makedonier, deren älteste Geschichte sich in tiefem Dunkel verbirgt, wuchsen unter der Leitung tüchtiger Könige aus ungesitteten Horden zu einem festgegliederten Volke mit gesunden Verhältnissen heran, das freilich von den Schönheitsidealen der Griechen eben so wenig wusste, als von deren politischen Theorien, wahrscheinlich über den Werth monarchischer oder republikanischer Staatsformen niemals nachgesonnen hatte, sich aber dafür die Kraft zu energischem Handeln bewahrte. Zur Zeit als die Makedonier in der Geschichte auftauchen, dürfen wir uns dieselben immer noch als ein im Allgemeinen rohes Volk mit ziemlich tiefer Culturstufe vorstellen. In der Königsfamilie sollen, den Angaben der feindlich gesinnten griechischen Geschichtschreiber zufolge, eine Reihe von Verbrechen und Gräueln stattgefunden haben, wie wir ihnen auch gegenwärtig noch bei minder gesitteten Stämmen begegnen. Von den schweren Lastern, durch die sich die Griechen beherrschen liessen, scheinen aber die Makedonier frei gewesen zu sein. Im Vergleiche zu den Hellenen waren sie zwar roh, aber gesund und kräftig.

Erst der Makedonierkönig Philip lernte die hellenische Civilisation aus eigener Anschauung kennen und der Gebrauch, welchen er davon zum Nutzen seines Volkes zu machen wusste, gestattet einen Blick auf die Grösse dieses Mannes. Wie alle grossen Männer nur ein Product seiner Zeit, ein Kind seines Volkes, verstand dieser Barbar meisterhaft die griechische Cultur durch die griechische Cultur zu unterwerfen, sich dieselbe anzueignen, nicht um in ihr unterzugehen, sondern um dieselbe seinem Volke dienstbar zu machen. Von stammverwandten Völkerschaften umringt, hatte Philip's Makedonien

sich schon einen guten Theil derselben unterworfen und namentlich gegen Osten hin ansehnliche Macht erlangt; es war also nicht ganz mehr der unbedeutende Staat, wie er gerne geschildert wird. Mit richtigem Blicke hatte Philip in seinem Land die Bedingungen zu grösserer Machtausdehnung erkannt und bewahrte dasselbe vor den Klippen, woran der Hellenismus unfehlbar scheitern musste. Mit kräftiger Faust führte er die Zügel des Staates, welche die griechischen Republiken in die schwachen Hände hohlköpfiger Demagogen hatten naturgemäss entgleiten lassen. Vor allem aber bemühte er sich um die Bildung eines geordneten, stehenden Heerwesens und schuf jene Phalanx, an deren ehernen Schildern später die Redegeschosse eines Demosthenes und mit ihnen die wenigen wirklichen Pfeile der etwa noch widerstandslustigen Griechen wirkungslos abprallten.

Philip und Alexander.

Es gehört nicht in den Plan meines Buches die geschichtlichen Ereignisse zu erzählen, welche Philip die Herrschaft über Hellas erringen halfen, eben so wenig die Thaten, die sein grösserer Sohn Alexander vollbrachte; ich setze sie als allgemein bekannt voraus. Wenn aber von mancher Seite gegen Philip die Anklage geschleudert wird, sich „völkerverderbender, moralisch verwerflicher, tückischer und geradezu abscheulicher“ Mittel bedient zu haben,[1]) so kann dies vom Standpunkte der natürlichen Entwicklung der Völker, welchem jeder moralische Massstab fehlt, an der Grösse des Mannes eben so wenig als an der Beurtheilung der Ereignisse selbst ändern. Denn Natur ist Alles, das Gute und das Schlechte, das Schöne und das Unschöne, also auch das sogenannte Sittliche und Unsittliche. Es ist aber das Kriterium der neuzeitlichen Bildung, an der Hand der Naturforschung und der exacten Wissenschaften den doctrinären Idealismus, möge derselbe Religion, Moral, Philosophie oder Recht heissen, aus den Geistern und Gemüthern herauszutreiben und alle menschlichen Zustände als nothwendig sich ergebende Stufen einer unendlichen Culturentwicklung zu zeigen.[2]) So wie sich die in Griechenland eingerissene Corruption als die nothwendige Folge früherer Momente und somit der sich daran knüpfende Verfall auch nur als eine nothwendige Entwicklungsstufe ergibt, — denn Entwicklung bedingt nicht Fortschritt zum Besseren — so ist auch das Eingreifen der makedonischen Barbaren in Griechenland historische Nothwendigkeit gewesen. Diese Erkenntniss ist, wie sich

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 223.

2) Treffliche Worte einer kleinen Schrift von Dr. Heinrich Gottlieb, *Schulbetrachtungen.* Wien 1872. 8° S. 3.

bald erweisen wird, durchaus keine Beschönigung der Gräuel, welche der Despotismus verübt, wohl aber darf man umgekehrt die oberwähnte Darstellung geradezu als Geschichtsfälschung bezeichnen, wonach durch die makedonischen Eingriffe die griechische Culturentwicklung aus ihrem selbsteigenen Gange herausgerissen und naturwidrig in völlig fremde Bahnen gedrängt worden wäre. Gerade damals seien in Griechenland die Elemente zu neuem, kräftigem und herrlichem Aufschwunge vorhanden gewesen; es sei kaum ein Zweifel über den höheren Werth dessen, was geschaffen, oder dessen, was zerstört ward. [1]) Im vorhergehenden Capitel glaube ich gezeigt zu haben, wie im Gegentheile Griechenland in einer Periode unwiderruflichen Verfalles gesunken. Der höhere Werth des Geschaffenen oder des Zerstörten aber wird sich aus den späteren Erörterungen wohl ziemlich feststellen lassen; vorläufig genüge die Erinnerung, dass dieser Werth des Zerstörten auf den Untergang der griechischen Republiken, auf jenen der freiheitlichen Ideen und Einrichtungen, endlich auf das Verblassen, nicht auf den Untergang des künstlerischen Schönheitsidealen sich beschränkt. Unzulässig ist es, Persönlichkeiten, mögen sie auch gewaltig sein wie jene Philip's und des grossen Alexander, in den Vordergrund der Darstellung zu schieben; man vergesse nie, dass Zustände stets aus schon früher bestandenen Zuständen hervorwachsen. Ein grosser Mann ist bei aller Energie unfähig Grosses zu schaffen oder überhaupt wirksam einzugreifen in die Weltgeschicke, wenn er nicht getragen wird vom Strome, oder, wenn man lieber will, vom Geiste seiner Zeit. Alle Männer, die eine solche geschichtliche Wichtigkeit erlangt haben, waren stets nicht nur Kinder ihrer Zeit, sondern wurden auch durch die vorhergegangenen Zustände möglich gemacht, so zu sagen vorbereitet. Ohne französische Revolution wäre Napoleon I eine Unmöglichkeit gewesen, und wie ein seiner Zeit vorangeeilter Mann mehr schaden als nützen kann, zeigt das Beispiel des edlen Joseph II. Die Tugend am unrechten Orte hat oft mehr geschadet als das abschreckendste Laster. Sowohl Philip als Alexander von Makedonien waren nur Kinder ihrer Zeit, und ihr Eingreifen in die hellenischen Geschicke ward ihnen lediglich durch die dort herrschenden Zustände ermöglicht.

Nebst dem allgemein verbreiteten und tief gefühlten Friedensbedürfnisse war es die weitverzweigte Corruption der hellenischen Gesellschaft, die den makedonischen Eroberern den Boden ebnete. Die Corruption ist eine sociale Erscheinung, welche allemal als die Begleiterin höherer Culturstufen auftritt, und damit endet, diese Culturhöhe selbst zu untergraben. So war's im alten Rom, so in Hellas, so endlich ist's in vielen Culturstaaten der Gegenwart. Wenn nun, wie dies gewöhnlich geschieht, für die herrschende Cor-

1) Kolb. A. a. O. I. S. 221.

ruption der despotische Absolutismus verantwortlich gemacht wird, so ist dies eine jener Phrasen, welche auf die Leichtgläubigkeit eines gemüthlichen Lesers berechnet sind. Eine nähere Prüfung der Culturgeschichte lehrt, dass die Corruption sich überall einstellt, wo es Menschen gibt, besonders aber dort, wo den menschlichen Leidenschaften ein weiterer Spielraum gestattet ist. Dies ist der Fall gerade in den Freistaaten mit demokratischer Grundlage. In der That sehen wir auch fast allerwärts die Demokratie im innigsten Bunde mit der Corruption,[1] und welche Höhe letztere in solchen Staatsgebilden erreichen kann, dafür sind die heutigen Zustände in den Vereinigten Staaten Amerika's der sprechendste Beleg. Die Corruption war es auch, welche die damaligen demokratischen Freistaaten in Hellas ergriffen und zerfressen hatte, sie machte den Einbruch der Makedonier nicht nur möglich, sondern nothwendig, gerade so nothwendig wie das Hereinbrechen der nordischen Barbaren seinerzeit über das vermorschte römische Reich. Jedes Volk — wiederholen wir es — hat eben das Geschick, das es verdient.

Eben so ungegründet ist die Behauptung, dass das ganze Werk des makedonischen Eroberers schon bei seinem Tode, weil der inneren naturgemässen Begründung ermangelnd, zusammengebrochen wäre, „hätte nicht der Zufall — eine höchst seltene Erscheinung — dem Philip einen Sohn und Nachfolger gegeben, der ihn, gleichsam den Schöpfer des Reiches, an Fähigkeit und Thatkraft noch weit übertraf.“ [2] Gerade der, jungen, energischen Völkern innewohnende Expansionstrieb bildete die natürliche Begründung der makedonischen Herrschaft und die neuesten Forschungen über die Erblichkeit[3] haben uns belehrt, dass wir in Folge eines grossen Sohnes auf einen bedeutenden Vater keine höchst seltene Erscheinung, am allerwenigsten einen Zufall zu erblicken haben.

Die Thaten der Makedonier unter Alexander und nicht jene der Griechen[4] hatten zunächst zur Folge, den Mittelpunkt der Weltbegebenheiten aus Asien nach Europa zu verlegen. Der Mangel einer synchronistischen Behandlung des Alterthums ist fast allein an solchem Irrthume Schuld. Die Wahrheit ist nämlich, dass Hellas bis auf die Epoche des makedonischen Alexander niemals der Mittelpunkt der Weltbegebenheiten war; die alexandrinische Zeit ist aber schon eine Periode des Niederganges für die hellenische

---

1) Gern sei auf eine rühmliche Ausnahme hingewiesen — die Schweiz. Die Corruption wuchert auch in monarchischen Staaten, wird auch nicht etwa durch die Republik erzeugt, meistens aber gefördert; denn nicht die Institutionen schaffen die Völker, sondern umgekehrt, die Völker schaffen ihre jeweiligen Institutionen. Siehe meinen Aufsatz: „*Die Corruption in den Vereinigten Staaten.*“ (*Ausland* 1874. No. 13. S. 293.)

2) Kolb. A. a. O. S. 226.

3) Siehe hierüber das bedeutende Buch von Francis Galton, *Hereditary Genius: an inquiry into its laws and consequences.* London 1869. 8⁰.

4) Kolb. A. a. O. I. S. 143.

Welt. Die Weltbegebenheiten spielten sich bis auf die Tage Alexanders vorwiegend in Asien ab, wo die Entstehung der persischen Monarchie eine wahre Völkergährung erzeugte, während die gleichzeitigen atheniensischen Pisistratiden kaum einen Sturm im Wasserglase hervorbrachten. Es sei keineswegs die Bedeutung der pisistratischen Leistungen für die Blüthe und Cultur Athens herabgesetzt; zu den Weltbegebenheiten sie zu rechnen wird sich aber kaum Jemand versucht fühlen. Fast zur nämlichen Zeit, oder doch nur wenige Jahre später, ging Rom vom Königthume zur Republik über, und war schon in Italien zu einer Macht herangewachsen, wie sie Hellas auf der Hämushalbinsel vor Alexander niemals erreicht hat. Die Perserkriege erschütterten die asiatischen Bevölkerungen weit mehr als die Handvoll Hellenen. Die geistige Höhe des kleinen europäischen Griechenvolkes war ohne Frage eine bedeutendere als bei den asiatischen Persern; die Welt, das heisst natürlich die damals bekannte Welt bewegt haben ihre Thaten nicht. Wir werden also hier scharf zu unterscheiden haben zwischen der culturgeschichtlichen und der einfach geschichtlichen Bedeutung. Von den Ereignissen auf der kleinen griechischen Halbinsel, selbst zur Zeit ihrer höchsten Blüthe, nahmen weder die Römer noch die Aegypter, noch endlich die benachbarten asiatischen Völker Notiz, und in die Geschicke von keinem derselben haben die Hellenen auf die Dauer einzugreifen vermocht. Wenn es ihnen nun also schon nicht gelang Griechenland eine hervorragende Stellung im politischen Kreise der alten Völker zu sichern, so ist es auch nicht richtig, dass *durch* die Hellenen der Mittelpunkt der Weltbegebenheiten aus Asien nach Europa verlegt wurde. Jene, welche dieses thaten waren entschieden die *Römer*; die Leistungen der römischen Republik, so lange sie auf die italische Halbinsel beschränkt blieben, können weit eher den Weltbegebenheiten zugezählt werden, als jene der hellenischen Freistaaten. Aber auch die grossen, weitere Kreise bewegenden Ereignisse der punischen Kriege fielen erst in eine Zeit, wo der makedonische Alexander das persische Reich zertrümmerte. Erst zu jener Epoche darf man von einem Uebergange der Weltbegebenheiten aus Asien nach Europa reden.

Allgemeine Culturfolgen der makedonischen Eroberungen.

Es ist bekannt, wie rasch die makedonischen Heeressäulen die persische Kriegsmacht über den Haufen warfen und im Siegeslaufe bis an die Gestade des Indus drangen. Der Kampf des seiner jugendlichen Kraft bewussten Makedoniens gegen das durch allzu rasche Culturentfaltung entnervte Persien war geplant und vollständig vor-

bereitet, ehe noch Alexander den Thron bestieg. Durch die Siege seines Vaters über das nicht minder verweichlichte Hellenenvolk gestählt, erblickte Makedonien im Niederwerfen der persischen Macht die Aufgabe seiner Zukunft, Alexander speciell das Vermächtniss seines Vaters. Die rohen Makedonier wussten nur zu genau wie wenig sie zu wagen hatten in dem Kampfe zwischen frischer Manneskraft und schwächlicher Entnervung; wenn je ein Eroberungskrieg mit ruhiger Ueberlegung unternommen ward, so der Alexanders. Es ist offenbare Entstellung, dass „nicht nur sein Ehrgeiz, sondern wohl noch mehr die vollständige Zerrüttung der Finanzen ihn nach Art eines zum Aeussersten gebrachten Hazardspielers drängte Alles zu wagen. Das Heer war auf eine Zahl gebracht worden, deren fernere Erhaltung für das arme Land Makedonien zur Unmöglichkeit geworden. Es gab für ihn keine andere Möglichkeit mehr als Herrschaft über Asien oder Untergang. Diese verzweifelte Lage eines Hazardspielers wurde bestimmend für die ganze civilisirte Welt!“ [1]) Zur Zeit seines Aufbruches nach Asien beherrschte Alexander ganz Griechenland und hatte er kurz zuvor durch die Zerstörung Thebens den Hellenen eine derbe Lehre gegeben; es konnte ihm also nicht schwer fallen, wenn es ihm beliebte, sein Heer ausserhalb des Landes, in Hellas zu erhalten, dessen gesammte Schätze ihm obendrein zu Gebote standen. Mussten ihm doch die Griechen sogar zum Perserzuge eine kleine Anzahl Hilfstruppen stellen.

Die rasche Zertrümmerung der persischen Reichsmacht war erleichtert durch die allzu grosse räumliche Ausdehnung und die dadurch bedingte Zusammenwürfelung heterogener Volksmassen — allerdings eine Folge der früheren Eroberungen. Nicht besser erging es später dem Reiche des makedonischen Eroberers selbst. Es waren aber nicht die hochcultivirten Griechen, sondern die rohen, thrakischen Makedonier, welche das persische Weltreich niederwarfen, jedoch nicht *seine Cultur vernichten konnten*, die zwar geistig geringer als jene der Hellenen, in materieller Hinsicht aber dieser zum mindesten ebenbürtig und jener der Makedonier positiv überlegen war. Das rohere Volk besiegte das gesittetere; dies ist die Wahrheit, so sehr, dass die persische Cultur mit all ihren Feinheiten und Ausartungen — denn von Ausartungen ist keine Cultur frei — auf die rohen Horden der Makedonier und ihren königlichen Helden überging, der eiligst persische Sitte annahm und sich in gleich serviler persischer Weise verherrlichen liess. An dem Sturze der Persermacht hat das griechische Volk nur sehr geringen Antheil; die wenigen griechischen Hilfstruppen des Makedoniers fallen um so weniger in's Gewicht, als bekanntlich *griechische* Söldlingstruppen in den persischen Reihen

1) Kolb. A. a. O. I. S. 227.

fochten, am Granikos ihrer 20,000, bei Issus gar 30,000, ohne, bei aller Tapferkeit, den kriegstüchtigen Phalangen der Makedonier, deren Gesammtheer nie 50,000 Mann überstieg, widerstehen zu können. Alexander's Sieg über die Perser war also zugleich ein Sieg über die Griechen. Wenn in Folge der makedonischen Eroberung sich dann hellenischer Geist und hellenische Gesittung über Asien ergossen, so haben eben die Makedonier die Vermittlerrolle gespielt, das heisst sie vollbrachten mit ihrer rohen Kraft, was den entnervten Griechen zu vollbringen unmöglich gewesen wäre. Die Makedonier nahmen die höhere persische Cultur auf, waren aber zugleich mittelbar die besten Verbreiter der noch höheren Gesittung der Griechen. Der Hellenismus mit seiner den Makedoniern wie Persern überlegenen Bildung folgte nämlich in aller Bequemlichkeit sofort den Fusstapfen der thrakischen Helden. Für die Cultur erwies sich demnach der makedonische Heereszug als ein eben so nothwendiges denn segensvolles Ereigniss.

Vernehmen wir die Urtheile einer modernen Geschichtsschule über die makedonischen Grossthaten, so lauten dieselben etwa wie folgt: Was zunächst Alexander's Zeitgenossen anbelangt, „so bestanden die Früchte der Heldenthaten in gestörtem Menschenglück, in Gräuel und Verderben. Von den Gestaden des seiner Freiheit beraubten Hellas bis zu dem fernen Indien flossen Ströme von Blut, wütheten Brandfackeln und Hungersnoth. Waren die Wirkungen der Grossthaten Alexanders für seine Zeitgenossen in hohem Grade unheilvoller und verderblicher Natur, so findet sich der billige Trost nahe: er habe die Völker des Orients und Occidents glücklich mit einander verschmolzen; er habe die europäische Cultur nach Persien und Indien getragen. — In Wirklichkeit sind dies nichts als inhaltsleere Schlagworte. Nicht Culturverbreitung, sondern Ausbreitung seiner Herrschaft, dann Feststellung derselben auf der Basis jener im Orient waltenden sklavischen Unterwürfigkeit, — dies war, wie die Thatsachen beweisen, das Motiv und das Endziel des gewaltigen Wirkens.“ [1])

Dem Culturforscher steht natürlich die Untersuchung persönlicher Motive fern; was Alexander persönlich zum Handeln bewog, ist gleichgültig, genug, dass er überhaupt so handelte. Das ist es eben, dass fast keine Eroberungen ohne nachhaltigen Culturgewinn geblieben sind und die Eroberer, ob sie wollen oder nicht, der Culturarbeit dienen müssen, denn der Unterschied zwischen Eroberungen auf physischem und geistigem Wege ist nur ein relativer. [2]) Billig dürfen wir die Floskeln von Gräuel und Verderben, Brand-

---

1) Kolb, A. a. O. I. S. 230—231.

2) *Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft* von P. L. Mitau. 1873. 8° I. Bd. S. 168.

fackeln und Hungersnoth unberücksichtigt lassen, denn diese Erscheinungen haften eben dem Kriege überhaupt an, werde er von despotischen Eroberern oder von neidischen Freistaaten geführt. In wie weit der Satz: Alexander habe die europäische Cultur nach Persien und Indien getragen, zu den inhaltsleeren Schlagworten gehöre, in wie weit „man nicht einmal sagen kann, die Siegeszüge Alexander's hätten, wenn auch ohne seine besondere Absicht, das innere Asien der hellenischen Cultur erschlossen," [1]) ergibt sich am klarsten aus den Schriften eines an jedem historischen Streite Unbetheiligten, dessen Competenz trotzdem nur schwer in Abrede zu stellen ist.

„War die Sphäre der Entwicklung fast maasslos dem Raume nach," so schreibt Alexander von Humboldt, [2]) „so gewann sie dazu noch an intensiver moralischer Grösse durch das unablässige Streben des Eroberers nach Vermischung aller Stämme, nach einer Welteinheit unter dem begeistigenden Einflusse des Hellenismus. Die Gründung so vieler neuer Städte [3]) an Punkten, deren Auswahl höhere Zwecke andeutet, die Anordnung und Gliederung eines selbständigen Gemeinwesens zur Verwaltung dieser Städte, die zarte Schonung der Nationalgewohnheiten und des einheimischen Cultus — alles bezeugt, dass der Plan zu einem grossen organischen Ganzen gelegt war." Keine Rede also von „gewaltsamem Aufzwingen fremder Sitten, Gewohnheiten und Einrichtungen." [4]) Fast überall hat Alexander hellenische Ansiedlungen gegründet und in der ungeheuren Länderstrecke vom Ammonstempel bis zum nördlichen Alexandria am Jaxartes griechische Sitten verbreitet. [5]) Freilich haben weder diese noch die griechische Sprache den Orient mit seiner höheren materiellen Cultur vollkommen umzugestalten vermocht; vielmehr das Satrapenregiment und die orientalische Prachtliebe durch Ausbildung, Verfeinerung und Beimischung geistiger Elemente reizender und verführerischer gemacht. Und es ist nicht wahr, dass wir „etwa ein Jahrhundert später im ganzen inneren Asien jede Spur von dieser angeblichen Culturträgerei ausgerottet und vernichtet" [6]) finden, vielmehr hat diese hellenische Bildung, dem Wissen der Araber, der Neuperser und Inder beigemengt, ihre Wirksamkeit bis in das Mittelalter ausgeübt. [7]) In dem Entwicklungsgange der Menschengeschichte bezeichnet die Einwirkung des 116 Jahre dauernden griechisch-baktrischen Reiches eine der

---

1) Kolb. A. a. O.

2) Humboldt, *Kosmos.* II. Bd. S. 183.

3) Also nicht blos Zerstörung.

4) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 231. Plut. Al. 35 ff. bezeugt, dass Alexander die eroberten Völker durch Achtung ihrer Sitten und religiösen Gebräuche, und durch orientalischen Pomp gewonnen, mit welchem er sich umgab.

5) Humboldt. A. a. O. S. 186.

6) Kolb A. a. O. In seinem Anhange steht Hr. Kolb nicht an, diese eben so irrige als unerweisliche Behauptung zu wiederholen (S. 964).

7) Humboldt. A. a. O. S. 184.

wichtigsten Epochen des gemeinsamen Völkerlebens.[1]) Das Innere eines grossen Continents ward dem Landhandel und der Flussschifffahrt geöffnet. Die Grösse des Raumes, die Verschiedenheit der Klimate erweiterten den hellenischen Ideenkreis; „rechnen wir dazu die wunderbar wechselnde Gestaltung des Bodens, von üppigen Fruchtländern, Wüsten und Schneebergen mannigfaltig durchzogen; die Neuheit und riesenhafte Grösse der Erzeugnisse des Thier- und Pflanzenreiches; den Anblick und die geographische Vertheilung ungleich gefärbter Menschenracen; den lebendigen Contact mit theilweise vielbegabten, uraltcultivirten Völkern des Orients, mit ihren religiösen Mythen, ihren Philosophemen, ihrem astronomischen Wissen und ihren sterndeutenden Phantasien.“ [2])

Aufblühen der Wissenschaft.

Für das tendenziöse Negiren der Wirkung der makedonischen Feldzüge auf Culturausbildung, auf Poesie, Kunst und Wissenschaft [3]) ist es wohl schwer, eine passende Bezeichnung zu finden. In Poesie und Kunst der alternden, verfallenden Hellenen konnte wohl Niemand eine jugendliche Auffrischung erwarten, wenngleich ihnen durch den Anblick der so reich geschmückten subtropischen Natur geistige Genüsse geboten und Schriftsteller, deren nüchterne Schreibart sonst aller Begeisterung fremd bleibt, dichterisch wurden.[4]) Wie wir wissen, sah man sich im Lande der Kunstsinnigen, selbst in der höchsten Blüthezeit, vergebens um nach dem, was man mit Wissenschaft bezeichnen könnte und bei Aegyptern und Asiaten wenigstens von der Priesterschaft gepflegt wurde; ich habe ferner gezeigt wie Aristoteles, Alexander's Lehrer, und selbst in Thrakien geboren, der erste griechische Gelehrte war, wenn auch lange nicht der grosse Naturforscher, wofür man ihn gehalten hat. Gab es auch zweifellos eine Menge von einzelnen Vorarbeiten auf diesem Gebiete, so gab es doch vor ihm in Hellas keine Wissenschaft. Ihm verbleibt das Verdienst der Sammlung des Stoffes aller damals vorhandenen Kenntnisse unter speculativen Gesichtspunkten.[5]) Wenn nun nach Alexander's Zuge wie mit einem Schlage wissenschaftliche Bestrebungen unter den Hellenen erstehen, so wird man wohl nur absichtlich den Zusammenhang verkennen. Nicht nur A. v. Humboldt nennt die makedonische Expedition eine wissenschaftliche im eigent-

---

1) Humboldt. A. a. O. S. 183.

2) A. a. O. S. 186.

3) Kolb. A. a. O.

4) Humboldt. A. a. O. S. 189.

5) F. A. Lange, *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart.* Leipzig und Iserlohn. Zweite Aufl. 1873. 8⁰ I. Bd. S. 61—62.

lichen Sinne des Wortes und sagt, sie sei die erste, in der ein Eroberer sich mit Gelehrten aus allen Fächern des Wissens, mit Naturforschern, Landmessern, Geschichtsschreibern, Philosophen und Künstlern umgeben hatte,[1] sondern auch einem Culturhistoriker zu Folge, den man sicherlich keiner Beschönigung des Despotismus zeihen kann, ist dieselbe eben so sehr ein wissenschaftliches wie ein kriegerisches Unternehmen gewesen.[2] Aristoteles, dem wir zuerst Beobachtungen der Naturvorgänge auf empirischem Wege verdanken, wirkte aber nicht blos durch das, was er selbst hervorgebracht, er wirkte auch durch die geistreichen Männer seiner Schule, welche den Feldzug begleiteten;[3] sein System bildete den eigentlichen Anfang der Wissenschaft.[4] Freilich besass auch er, obgleich sehr gelehrt, noch keine genügenden Kenntnisse, denn genügende Kenntnisse gab es damals überhaupt nicht in der Welt; doch war er, im Gegensatze zu dem nutzlosen Idealismus eines Plato, durchaus Materialist.[5]

Wie gross auch die politischen Resultate des makedonischen Zuges waren, es kamen ihnen die geistigen doch gleich. Der am düsteren Abendhimmel hellenischer Gesittung plötzlich aufflimmernde Stern Aristoteles wäre erloschen in der Geistesnacht, die über Griechenland hereinzubrechen drohte, hätte nicht seines Zöglings Zug die Ideen des Stagiriten so zu sagen verwirklicht. Die makedonischen Expeditionen bildeten zugleich seine Schule aus, und zweifellos lag hier der eigentliche Anfang zu jener Politik, welche alsbald zur Errichtung des Museums in Alexandrien führte. Man darf es heute wohl getrost aussprechen: von den Feldzügen der Makedonier datirt der geistige Aufschwung des Alterthums, dessen Einfluss bis in die Zeiten des späten Mittelalters hineinragte. Die ganze Culturentwicklung der gesitteten Menschheit knüpft somit an den makedonischen Heros an. Seine und seines Volkes Leistungen beschenkten die europäische Welt erst mit der bisher ungekannten „Wissenschaft", jenem Factor, der unendlich mehr denn Kunst und Poesie die geistige Culturhöhe der Völker bedingt.

Doch nicht nur kommende Geschlechter, schon die Zeitgenossen zogen den grössten Nutzen aus den Errungenschaften des Eroberers. Die Erdkunde der Hellenen ward in wenig Jahren um das Zwiefache vermehrt,[6] was von indischen Erzeugnissen und Kunstproducten nur

---

1) A. a. O. S. 192—193.

2) Draper, *Geschichte der geistigen Entwicklung Europa's*. S. 131.

3) Humboldt. A. a. O. S. 193.

4) Draper. A. a O. S. 134.

5) A. a. O. S. 134. 137. Diese Meinung bekämpft indess F. A. Lange, *Geschichte des Materialismus*. I. Bd. S. 62, indem er sagt, „dass Aristoteles in starker Abhängigkeit von Plato ein System geschaffen hat, welches nicht ohne innere Widersprüche den Schein der Empirie mit allen jenen Fehlern verbindet, durch welche die sokratisch-platonische Weltanschauung die empirische Forschung in der Wurzel verdirbt."

6) Humboldt. A. a. O. S. 187.

unvollkommen bekannt war, davon wurde jetzt sichere Kunde verbreitet, die Kenntniss des Himmels ansehnlich erweitert;[1]) die Welt der Objecte trat mit überwiegender Gewalt dem subjectiven Schaffen gegenüber, wissenschaftliche Beobachtung und systematische Bearbeitung des gesammten Wissens waren durch Aristoteles' Lehre und Vorbild dem Geiste klar geworden.

So weit in den vorliegenden Blättern die Culturentwicklung der Menschheit zur Betrachtung gelangte, sind wir auf dem Boden der Geschichte noch keinem Ereignisse begegnet, welches für die Zukunft von segensreicheren Folgen gewesen wäre, als die makedonischen Eroberungen. Zerfiel auch nach des Gewaltigen Tod alsbald die ephemere Schöpfung seines Weltreiches, die dadurch gezeitigten Geistesblüthen sollten noch lange fortduften und die herrlichsten Früchte tragen. Den grössten Gewinn davon zogen unstreitig die Hellenen, die sich plötzlich mit den wissenschaftlichen Schätzen der in dieser Hinsicht fortgeschritteneren orientalischen Völker in Contact gebracht sahen; jetzt erst gab es eine griechische Wissenschaft. Darnach ermesse man die Richtigkeit von Sätzen wie der folgende: „Gewiss ist nur, dass Griechenland, Makedonien und Kleinasien durch die furchtbare Umwälzung und insbesondere Erstes durch die Vernichtung seiner Freiheit, unendlich verloren.“[2]) Wohl war für die griechischen Duodezrepubliken die Freiheit, sich unter einander nach Herzenslust zu zanken, dahin, eine Freiheit, unter deren zweifelhaftem Schirm Wissenschaft niemals gediehen war, ob dieser Verlust aber ein Wort des Bedauerns werth, steht dahin. So wenig war Hellas der Boden für wissenschaftliche Bestrebungen, dass die nunmehr emporblühende griechische Wissenschaft ausserhalb des Landes inmitten asiatischer und afrikanischer Völker, fern vom republikanischen Geiste der Heimat, ihre Sitze unter dem Schutze erleuchteter Monarchen aufschlug, welchen die Cultur tieferen Dank schuldet als der gesammten schöngeistigen, freiheitlichen, aber kritiklosen, unwissenschaftlichen Idealen nachstrebenden Blütheperiode hellenischer Demokratie.

Ich kann von dem erobernden Makedonierthume nicht scheiden, ohne noch des Vorwurfs zu gedenken, dass dasselbe nicht Einen guten Geschichtschreiber hervorgebracht habe.[3]) Zu solchem Ausspruche fehlt jede Berechtigung, da die Aufzeichnungen der Begleiter Alexander's, Ptolemäus' des Lagiden und Aristobulos' von Cassandria leider verloren sind. Die Ueberzeugung, dass sie mehr blinde Lobreden auf ihren Gebieter als eine unparteiische Geschichte abfassten,[4]) ist eine absolut willkürliche und wird keineswegs durch das unter-

---

1) A. a. O. S. 188—196.

2) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 231.

3) Kolb. A. a. O. S. 222.

4) A. a. O.

stützt, was der treffliche Arrian aus ihren Schriften zu seinem Geschichtswerke benützt hat.

Griechenland und die Seleukiden.

Von den drei Haupttheilen, in welche das alexandrinische Reich zerfiel, gewährt der europäische, ganz besonders das cultivirte Hellas ein trauriges Bild innerer Verkommenheit, socialen wie ökonomischen Ruins, zunächst durch die beständigen Befehdungen der einzelnen griechischen Staaten herbeigeführt. Die siegreichen Einbrüche eines barbarischen aber keineswegs rohen und ungebildeten Volkes, der Kelten, vollendeten die Zersetzung des durch und durch entnervten, durch Laster und Corruption aller Art verweichlichten Volkes, das noch ein Jahrhundert lang sein nationales Dasein mühsam und für die Cultur fast verloren, dahinschleppte, ehe es dem mächtig anschwellenden Römerreiche zur leichten Beute ward. Was in diesem Zeitraume in Kunst, Literatur und Wissenschaft das alte Hellas leistete, ist so ziemlich Null; das versunkene Geschlecht, wenn es sich aus dem Pfuhle seiner berauschenden Ueppigkeit hin und wieder erhob, zog vor nach einem Schemen von Freiheit zu haschen, das Land aber entvölkerte sich und die Arbeit gerieth immer mehr in Verruf, bis sie ganz stille stand. Das alte Hellas starb unbetrauert, unbeweint; es hatte sich selbst sein Grab gegraben.

Anders in dem Seleukidenreiche und in Aegypten, wo die Ptolemäer ihre Herrschaft gründeten. Im Gegensatze zu den Hellenen, hatten die von jeher monarchisch gesinnten Völkerschaften Asiens und Afrika's mit Leichtigkeit in die Errichtung neuer Reiche sich gefügt, die alsbald nicht nur zu hoher Blüthe gelangten, sondern auch die hervorragendsten Elemente des griechischen Geistes selbst an sich zogen. Was nach Alexander als griechische Kunst, griechische Wissenschaft gilt, war meist ausserhalb Hellas, im Seleukidenreiche und in Aegypten geboren. Den Culturhistoriker interessiren die Gräuel, womit die Herrscher dieser Reiche ihre Familiengeschichte beflecken mochten, nicht, er hat allein den erzielten Culturgewinn vor Augen; er war riesengross. Am Hofe des Seleukos Nikator herrschten ausschliesslich griechische Bildung und Sprache; Griechen wurden zahlreich nach Asien verpflanzt und hatten ihren Sitz besonders in den vielen, bis in den entferntesten Osten neu gegründeten Städten. Seleukia am Tigris zählte noch in Titus' Tagen 600,000 Einwohner, also etwa viermal mehr als Athen in seiner höchsten Blüthe je besessen. Antiochia in fruchtbarer Gegend am Orontes ward in Bälde ein Glanzpunkt der Cultur. Die gewaltige Ausdehnung des Seleukidenreiches, gar bald in ein syrisches Reich umgestaltet, musste aber zu seiner Zerbröckelung führen. Zudem

versuchte es sich an der verfehlten Lösung eines ethnologischen Problems. Die Asiaten sollten durch die Griechen und Makedonier beherrscht werden, ohne mit ihnen zu verschmelzen; in der That wäre das Häuflein der Letzteren nur zu rasch aufgesogen worden. Trotz überlegener Bildung reichte aber ihre Zahl zu blossem Herrscherthume nicht aus. Die Beherrschten eigneten sich die höhere Cultur an, um sie gegen die Herrscher als Waffe zu verwenden und sich allmäh ig loszureissen. So erlangten in Kleinasien die Lande Kappadokien, Paphlagonien, Pontus, Bythinien und Pergamum ihre Unabhängigkeit. In Galatien hatten die aus Europa, nach ihrem Einfalle in Griechenland herübergekommenen Kelten einen mächtigen Staat gegründet. Endlich errichtete ein Grieche, Diodotos, in Baktrien die baktrische Monarchie, und fast gleichzeitig mit ihm Arsakes das Reich der Parther, welches um 140 v. Chr. dem griechisch-baktrischen Königthume ein Ende machte. Kurz zuvor stiftete Apollodotos ein griechisches Reich in Indien, dessen Herrschaft zwischen Hindu-Kûh und Jamunâ sich ausbreitete.[1]) Es darf jedoch bezweifelt werden, ob hier der Hellenismus einen besonderen Einfluss auf die religiösen und sittlichen Zustände so alter Culturvölker übte. Vielmehr scheint keine Verschmelzung stattgefunden zu haben, also auch keine innigere Culturberührung; nur die Kunst des Münzprägens mag den Griechen abgelauscht worden sein.[2]) Wichtiger war das griechische Reich zu Pergamum, dessen König Eumenes II. eine grossartige, höchst werthvolle Bibliothek von 200,000 Rollen gründete und dadurch sein Land zu einem beliebten Sitze der Wissenschaft erhob.

Aegypten unter den Ptolemäern.

Zur höchsten Blüthe entfaltete sich indess das antike Culturleben in Aegypten, wo die herrliche Schöpfung Alexander's unter den Ptolemäern in kurzer Frist zu ungeahnter Bedeutung emporwuchs. Seitdem wir uns mit dem alten Aegypten beschäftigt, war dieser altersgraue Sitz der Wissenschaft unter persische Herrschaft gerathen, die nur mit Zähneknirschen und nicht ohne mehrfache Aufstandsversuche ertragen ward. Den arischen Persern mit ihrer einfachen, reinen Religion war der ägyptische Götterdienst mit seinen zoolatrischen Auswüchsen ein Gräuel, den sie auf jegliche Weise ausrotten zu müssen glaubten. Der Kampf der Perser gegen die Aegypter war zunächst ein wahrer Religionskrieg, also schrecklich in seiner Gestalt, wie alle Kämpfe, welche Meinungsverschiedenheiten,

---

1) Lassen, *Indische Alterthumskunde.* II. Bd. S. 824—326.

2) Lassen, A. a. O. S. 338—443.

geistigen Motiven entspringen, mögen diese nun religiöse, politische oder andere Anschauungen betreffen. Mit Recht erblickten die Perser in der wohlorganisirten ägyptischen Priesterschaft das zuerst zu bewältigende Hinderniss und desshalb kehrte sich gegen diese vor allem ihr Zorn; sie gingen darauf aus, die Macht der ägyptischen Priesterschaft zu brechen — vergebens. Sie hatten weder ein Verständniss für den tiefen Sinn des von ihnen verabscheuten ägyptischen Religionssystemes, noch ahnten sie die Ausdehnung der Macht, welche der Besitz der Wissenschaft dem Priesterthume verlieh. Was sie also durch ihre sehr begreiflichen Unterdrückungsmassregeln erreichten, erzweckte den materiellen, nicht den geistigen Ruin des Priesterthums, welches in den Massen des Volkes fort und fort seinen natürlichen Rückhalt fand. Die persische Herrschaft vermochte wohl im Sinne weiterer Entwicklung lähmend auf Aegypten zu wirken, indem sie die Wirksamkeit des Priesterthums möglichst einschränkte, nicht aber die im Priesterthum aufgespeicherten Wissensschätze zu vernichten oder auch nur zu schmälern. So erklärt sich leicht, dass, als nach zweihundertjähriger persischer Herrschaft, Alexander Aegypten ohne Schwertstreich „annexirte", er dort als Erlöser jubelnd empfangen, so tief auch mittlerweile die Volksmassen gesunken, doch noch die Priesterkaste im Vollbesitz der seit Jahrtausenden im Nilthale erworbenen Weisheit vorfand.

Eine gewissenhafte Würdigung der alexandrinischen Cultur darf diese günstigen Vorbedingungen nicht übersehen; sie allein erklären, wie so der griechische Geist an dieser Stelle Leistungen verrichten konnte, um die wir uns sonst vergeblich umblicken. Schon seitdem Psammetich das Reich dem Verkehre eröffnet, hatte ein beständiger Zuzug von Fremden nach dem Lande der Dattelpalme stattgefunden und eine nicht unbeträchtliche Veränderung des Blutes in einzelnen Landestheilen zur Folge gehabt. Während der zwei Jahrhunderte persischer Herrschaft lagen starke persische Besatzungen in allen Theilen des Landes; das ägyptische Volk erhielt auf diese Weise sogar arische Beimischungen; denn trotz des bitteren Hasses, den die Perserherrschaft von Anfang an gegen sich wachrief, wird doch bei der langen und ununterbrochenen Anwesenheit der Fremden eine theilweise Verschmelzung mit ihnen unausbleiblich gewesen sein. [1]) Als daher der Makedonier Ptolemäus Lagi, kein Grieche, sich auf den ägyptischen Thron schwang, hatte er vom Lande selbst keinen Widerstand zu besorgen, und es konnte ihm wie seinen Nachfolgern um so eher gelingen, eine Verschmelzung der griechischen mit der altägyptischen Cultur zu Stande zu bringen. Und wahrlich, wenn je ein Fürstengeschlecht seine Aufgabe verstanden und erfüllt hat,

---

1) Moriz Lüttke, *Aegypten's neue Zeit. Ein Beitrag zur Culturgeschichte des gegenwärtigen Jahrhunderts sowie zur Charakteristik des Orients und des Islâms.* Leipzig 1873. 8⁰ I. Bd. S. 10.

so waren es die Lagiden. Ihr sittliches Hofleben, der Laster, Gräuel und Schande voll, mag der Moralist brandmarken mit Fug und Recht, nicht der Culturforscher, der im ptolemäischen Zeitalter allgemeine Blüthe, das grösste Culturwachsthum im gesammten Alterthume erblickt. Wir empfangen hier zum ersten Male die Lehre, dass die Ausschweifungen der Fürsten, trotz des entsittlichenden Beispieles, weniger culturschädlich wirken, im eigenen Volke weniger Verdammung finden, als man vorzugeben pflegt,[1]) vor allem aber grosse Eigenschaften, weitblickende Conceptionen nicht hindern. All' ihre Laster wogen die vielleicht wenigen Tugenden nicht auf, welche die Ptolemäer eben zu ihrer culturgeschichtlichen Mission befähigten. Alexandrien, wo sie Hof hielten, war schnell zu einer ungeheuren Metropole blühender Handels- und Gewerbthätigkeit herangewachsen. Wie stets in solchen Städten, waren die höheren Classen üppig und ausschweifend, die niederen nur mit bewaffneter Macht im Zaume zu halten. Ihre öffentlichen Vergnügungen bestanden in Schauspiel, Musik und Pferderennen. In der Einsamkeit eines solchen Gewühls — die Stadt zählte vielleicht 800,000 Einwohner — oder im Lärm solcher Zerstreuung fand, so wie in den Metropolen der Gegenwart — jeder eine Zuflucht — Atheisten, welche aus dem freisinnigen und demokratischen Athen verbannt waren, Gläubige vom Ganges, monotheistische Juden, Gotteslästerer aus Kleinasien.[2]) Es entstand eine völlig neue moralische Welt. Die häufigen Blutmischungen verwischten die Nationalphysiognomie und der letzte Rest von Kastenzwang verschwand. Den Makedoniern folgten auch hier die Griechen auf dem Fusse und bald waren die grösseren Städte Aegyptens gräcisirt, wenigstens dem Geiste nach. In Alexandrien stiegen alle öffentlichen Gebäude im griechischen Geschmacke auf durch die griechischen Künstler, welche es vorzogen, am Hofe der kunstliebenden Ptolemäer, denn in der arg zerrütteten Heimath zu wirken. Asiatische Pracht mit griechischem Geschmack sah man hier zuerst in Kunstausführungen vereinigt, aus welchen endlich ein eigener ägyptisch-griechischer Styl erwuchs. Gleichzeitig entwickelte sich die erfindungsreiche Pracht der Zimmereinrichtung, die wir nachmals

---

1) Als Illustration sei mir gestattet, ein Beispiel aus der Gegenwart und von einem halbbarbarischen Volke zu citiren. Das Chanat von Badâchschân im Gebiete des oberen Oxus (Amu-Darjâ) ward bis 1869 von einem wahren Wüstlinge regiert. Dschandars Schah lebte nur den ausschweifendsten Vergnügungen, kümmerte sich wenig um seine Unterthanen und war bei diesen allgemein — beliebt. Im Jahre 1869 stürzte ihn sein Neffe Mahmud-Schah mit Hülfe afghânischer Truppen und nahm seine Stelle ein (Petermann's *„Geograph. Mittheil.“* 1873. S. 163—164). Aus den Berichten späterer Reisenden wissen wir, dass Mahmud-Schah ein durchaus gebildeter, unterrichteter und obendrein sittenstrenger Asiate war; um aber die afghânische Hülfe zu bezahlen, musste er schwere Lasten auf sein Volk wälzen, welches ihn dafür hasste und trotz seiner sonstigen Vorzüge 1873 schliesslich wieder vertrieb.

2) Draper. A. a. O.

in Rom bewundern. Kurz, Alexandrien ward an Schönheit und Grossartigkeit ein Muster, nur durch den vielleicht noch glänzenderen und reizenderen Eindruck Antiochia's übertroffen.

Dass die geistigen Errungenschaften Griechenlands die Grundlage dieser Cultur bildeten,[1]) lässt sich ohne Ueberschätzung wohl nicht behaupten. Wenn darunter die Erkenntniss höchster Wahrheiten verstanden wird, so ist von „geistigen Errungenschaften Griechenlands" füglich nicht zu sprechen, — das Schöne ausgenommen; der ideale Gedankenflug der Hellenen hatte eine Menge Theorien ausgeheckt, aber fast keine Wahrheit gezeitigt. Es ist Thatsache, dass jede ihrer wenigen Wahrheiten unter einem Schutt der gröbsten Verkehrtheiten und Irrthümer verborgen lag, und was noch schlimmer war, dass gemeiniglich der Irrthum neben der Wahrheit eben so viel Berechtigung zu besitzen schien.[2]) Der Import des griechischen Geistes beschränkte sich in Aegypten wie allerwärts fast ausschliesslich auf die künstlerische Ausschmückung, auf die künstlerische Durchgeistigung dessen, was er an Realem, Praktischem von anderen Völkern übernahm, bei ihnen vorfand. In dieser Hinsicht wirkte der Hellenismus in Aegypten wahre Wunder; im Uebrigen vermochte er der fremden Grundlage nicht zu entbehren.

Was aber die Grösse der alexandrinischen Culturepoche, ihre immense Bedeutung für die späte Nachwelt ausmacht, ist nicht die Verklärung ägyptischer Bauten durch hellenischen Geschmack, nicht Alexandrias' staunenswerthe Pracht, denn von alledem sind kaum ein Jahrtausend später fast keine Spuren mehr vorhanden gewesen. Seine unsterbliche Grösse ruht einzig und allein auf seinen wissenschaftlichen Leistungen.[3])

Unter den materiellen Tendenzen der makedonischen Feldzüge tauchte nämlich in Aegypten eine Classe von Menschen auf, welche dem Praktischen eine Entwicklung verliehen, die es nie zuvor erreicht hatte; der makedonische Zug hatte eine ungeheure Summe von mathematischem und Ingenieurtalent in's Dasein gespornt, denn grosse Heere können nicht geleitet, grosse Märsche nicht ausgeführt, grosse Schlachten nicht geschlagen werden, ohne dieses Ergebniss nach sich zu ziehen. Als die Periode der energischen That vorüber war, fand das hervorgerufene Talent zusagende Beschäftigung in der Pflege mathematischer und physikalischer Studien. Dieser Pflege hinwieder konnten sie sich nirgends besser hingeben, als in dem grossartigen Staatsinstitute, welches die Ptolemäer unter dem Namen des Museums im Serapeum zu Alexandrien mit dem Zwecke gründeten,

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 242.

2) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 70.

3) Vgl. hierüber den *Essai sur l'école d'Alexandrie.* Paris 1819. 2 Bde. Matter, *Essai historique sur l'Ecole d'Alexandrie,* vor Allem aber das herrliche Werk von Kingsley, *Alexandria and her schools.* Cambridge 1854.

sich des Orientalismus durch Verschmelzung des griechischen und des ägyptischen Glaubenskreises zu bemächtigen. Bekanntlich gelang dies vortrefflich; mit richtigem Scharfblick hatten sie erkannt, dass ungebildete Massen einer festen Stütze bedürfen, auf welcher ihre Gedanken ruhen können, und dass blos abstracte Lehren ihren Bedürfnissen nicht entsprechen; sie stellten demnach den ägyptischen Serapisdienst wieder her, ordneten also den griechischen Skepticismus und den ägyptischen Götzendienst einander bei [1]) und gewannen dadurch mit Einem Schlage die ägyptische Priesterschaft. Das fast alle Gebiete menschlichen Geistes umfassende Wissen dieser war es nun, welches die scientifische Grundlage des Alexandriner Museums bildete.

Das alexandrinische Museum und seine Wirkungen.

So sehen wir denn in der Kette menschlicher Gesittungsgeschichte Glied an Glied sich fest an einander fügen. Weit entfernt von einem Culturhemmniss, erwiesen sich die Heereszüge der Makedonier als der mächtigste, segensreichste Culturhebel des Alterthums. Sie brachten in erster Linie die Griechen mit der alten Civilisation Asiens in Berührung und hatten dann das Museum in Alexandrien zum unmittelbaren Ausfluss. Erst mit dem Museum beginnt, was man die griechische Wissenschaft zu nennen pflegt. Aber weder die griechischen Namen der daraus hervorgegangenen Gelehrten, noch die griechische Sprache, worin sie ihre Schriften abfassten, dürfen darüber täuschen, dass wir hier keinem wirklichen Griechenthume mehr gegenüberstehen. So wie in der Kunst griechischer Geist allmählig auch die ägyptischen Künstler beseelte, so war ägyptische Priesterweisheit der Born, aus dem die alexandrinischen Hellenen sich Begeisterung tranken. Dazu rollte in ihren Adern schon vielfach fremdes Blut. Und dass in der That die uralte hamitische Cultur, welche zuerst die Welt mit festem Masse und Gewicht beschenkt, es war, deren Wissensschätze in das Alexandriner Museum so mächtig hineinragten, darauf weist gerade die vorzugsweise Pflege der exacten — mathematischen und physikalischen — Wissenschaften hin, worin die früheren Griechen von allen übrigen Culturvölkern namhaft überflügelt wurden. [2]) Die Fortschritte dieses Wissens umfassten fast gleichzeitig reine Mathematik, Mechanik und Astronomie. [3])

---

1) Draper. A. a. O. S. 141—146.

2) Ueber die Geringfügigkeit des positiven Wissens der Hellenen in physikalischen Dingen siehe die betreffenden Abschnitte in Peschel's trefflicher *„Geschichte der Erdkunde."* S. 30—44 (mathematische Geographie) und S. 57—71 (Stand des Naturwissens).

3) Humboldt, *Kosmos.* II. S. 207.

Länger denn ein Jahrtausend, ja theilweise bis zur Jetztzeit haben die nachkommenden Geschlechter an den Forschungen des alexandrinischen Zeitalters gezehrt, die sich fast über die gesammten Naturwissenschaften erstreckten. Botanische Gärten, Menagerien, astronomische Observatorien mit Steinquadranten, Astrolabien, Armillarsphären und Fernröhren, eine Anatomieschule, zweckmässig mit den Mitteln zur Secirung des menschlichen Körpers ausgestattet, endlich die kolossalste Büchersammlung des Alterthums schlossen sich an das Museum an.[1]) Die drei grossen Regenten, die ersten Ptolemäer, deren Regierung ein ganzes Jahrhundert ausfüllt, verschafften durch ihre Liebe zu den Wissenschaften, durch die glänzendsten Anstalten zur Beförderung geistiger Bildung und durch ununterbrochenes Streben nach Erweiterung des Seehandels, der Natur- und Länderkenntniss einen Zuwachs, wie er bis dahin noch von keinem Volke errungen worden war. Alexandrien war der erste Handelsplatz der Welt, die materielle Eröffnung einer Wasserstrasse vom Rothen zum Mittelländischen Meere vermittelst des Nils eines der grossartigsten Mittel die Völker des Orients näher zu rücken.[2]) Der Erste, welcher einen Versuch gemacht, den Nil mit dem Rothen Meere zu verbinden, war freilich schon Ramses II.;[3]) nach langem Verfalle nahm Necho II. das alte Vorhaben wieder auf und verlängerte des Ramses Canal bis in die südlichen Bitterseen;[4]) vollendet ward derselbe aber erst durch den Perserkönig Dareios I.; wieder in Verfall gerathen, liess der Lagide Ptolemäus II. den Canal von Neuem ausbaggern, in Betrieb setzen und daneben einen auch für Kriegsschiffe fahrbaren 100′ breiten Seekanal vom Rothen Meere bis zu den Bitterseen *(amnis Ptolemaeus)* anlegen.[5]) Dieser Fürst war es auch, der unter dem Admiral Timosthenes eine Expedition bis Madagaskar aussandte.[6])

Es ist hier nicht der Ort, die Fortschritte jedes einzelnen Wissenszweiges in der alexandrinischen Periode zu zergliedern; begnügen wir uns, die erste hellenische Gradmessung zwischen Syene

---

1) Siehe G. Parthey, *Das alexandrinische Museum. Eine gekrönte Preisschrift.* Berlin 1838; ferner Klippel, *Ueber das alexandrinische Museum.* Göttingen 1838 und Ritschl, *Die alexandrinischen Bibliotheken.* Breslau 1838.

2) Humboldt. A. a. O. S. 202—204.

3) Brugsch nimmt an, dass bereits Seti I. einen Canal angelegt habe. *(Geograph.* S. 264.)

4) 120,000 Menschen sollen diesem Werke zum Opfer gefallen sein; warum hören wir nie über diese Menschenverluste klagen, wie über jene, welche die Pyramidenbauten, Kriege u. dgl. kosteten? warum spricht man nie von den noch weit zahlreicheren Opfern der Industrie? Ist ihr Verlust etwa weniger zu beklagen? oder fällt ihnen vielleicht der Untergang weniger schwer als den anderen? Das französische Sprüchwort *on ne peut pas faire d'ommelette sans casser des œufs* ist sehr wahr.

5) R. Rösler, *Die Canalbauten auf dem Isthmus von Suez in alter und neuer Zeit.* *(Ausland* 1872. No. 12. S. 270—274.) Auch Herm. Göll, *Canalisirungsprojecte im Alterthum.* *(Ausland* 1867. No. 19. S. 438—443.)

6) Draper. A. a. O. S. 152.

und Alexandrien durch Eratosthenes von Kyrene, die Verdienste Euklids, Archimedes und Apollonius von Perga um die Mathematik, jene Hipparch's und Aristarch's um die Astronomie zu erwähnen. Es gibt Kritiker, welche trotzdem in der Behauptung verharren, die gewaltsame Störung welche die frühere natürliche Fortentwicklung erfahren, sei nicht ohne üble Folgen geblieben. Mit der vollen Freiheit hörte die Geistesfrische auf, endigte der geniale Aufschwung, den wir bei den Griechen so sehr bewundern müssen. [1]) Eben in diesem Aufhören des genialen Aufschwungs — so charakteristisch für die Jugend der Völker — ist aber der bedeutendste Fortschritt zu erkennen. Nicht als Vorwurf, sondern als höchstes Lob ist von der Richtung der ptolemäischen Epoche und der alexandrinischen Schule zu berichten, dass sie sich minder im Selbstbeobachten des Einzelnen als in dem mühevollen Zusammenfassen des Vorhandenen, in der Anordnung, Vergleichung und geistigen Befruchtung des längst Gesammelten offenbarte. „Nachdem so viele Jahrhunderte hindurch, bis zum mächtigen Auftreten des Aristoteles, die Naturerscheinungen, jeder scharfen Beobachtung entzogen, in ihrer Deutung der alleinigen Herrschaft der Ideen, ja der Willkür dumpfer Ahnungen und wandelbarer Hypothesen anheimgefallen waren, offenbarte sich jetzt eine höhere Achtung für das empirische Wissen. Man untersuchte und sichtete, was man besass; die Naturphilosophie, minder kühn in ihren Speculationen und phantastischen Gebilden, trat endlich der forschenden Empirie näher auf dem sicheren Wege der Induction.“ [2]) Wohl ist es wahr, dass für die Bereicherung der menschlichen Erkenntnisse es genügt, dass eine Wahrheit einmal ausgesprochen werde [3]) und daher die wenigen leuchtenden Gedanken der früheren griechischen Philosophen nicht gänzlich verloren gingen, allein der Culturhistoriker forscht zunächst nach den allgemeinen Charakteren eines Zeitalters und da wird er bekennen müssen, dass jenes der Ptolemäer das erste sei, dem die Wissenschaft ihren Stempel unlöschbar aufgedrückt habe.

Von solchem Gesichtspunkte aus hat die Nachwelt den Verfall der Philosophie während dieser Periode nicht zu beklagen. Auf diesem Felde gewann Alexandrien erst später Bedeutung durch die neuplatonische Schule, deren mystische Richtung eben so verfehlt, aber nicht verfehlter war, als alle philosophische Speculation vor- und nachher überhaupt. Alles, was nicht die Wahrheit ganz ist, ist Irrthum. Im Vergleiche zu den scientifischen Errungenschaften vermögen wir auch den Verfall der Dichtkunst nur gering anzuschlagen, die sich indess durch Reinheit der Diction, Glätte und

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 242.

2) Humboldt, *Kosmos.* II. S. 205—206.

3) Peschel, *Gesch. d. Erdkunde.* S. 71.

Feinheit der Darstellung, geregelten Versbau hervorthat. Dichtkunst und schöne Künste sind die Aeusserungen jugendlicher Phantasie bei Völkern wie bei Menschen. Die Kunstperiode der Hellenen ist für die Wissenschaft nur taubes Gestein. Die Entwicklung der Kunst geht nicht Hand in Hand mit jener der Wissenschaft, vielmehr pflegt die Kunstthätigkeit den ernsten Studien vorauszugehen. Gleichwie der gereifte Mann im Allgemeinen mit Lächeln nur der Zeit gedenkt, wo ihm der erste Vers gelang und doch die Erinnerung daran nimmer missen möchte, dürfen wir uns der Blüthezeit hellenischer Poesie und Kunst erfreuen, ohne ihren Verfall unter den Ptolemäern zu betrauern. Eine Epoche ernsten Forschens und überlegten Sammelns eignet sich nur schlecht mehr zu kindischem Spiele. Im Laufe meines Buches wird sich noch wiederholt Gelegenheit finden, auf dieses Verdrängen der Kunst und Poesie durch die Wissenschaft hinzuweisen. Nicht Kunst und Wissenschaft, Kunst oder Wissenschaft lautet die culturgeschichtliche Formel. Allemal war aber die Wissenschaft die Signatur des fortgeschritteneren späteren Zeitalters. Eine Periode der Vereinigung aller Blüthen menschlichen Geistes hat es nie gegeben.

Längst hatte die durch die makedonischen Feldzüge am Nile auf fremder Unterlage aufgezündete Wissensfackel über alle Lande des gesitteten Alterthums ihren strahlenden Glanz verbreitet und des mächtig gewordenen Roms begierige Blicke auf sich gelenkt. Aegyptens Schicksal war jenes fast aller im Alterthume mit einander im Verkehre stehenden Staaten, es fiel den Römern zur Beute, behielt aber selbst als römische Provinz eine bemerkenswerthe Stelle und einen nachhaltigen Einfluss [1] auf die spätere Culturentwicklung.

---

1) Das grossartigste Gemälde des späteren Alexandrien und seiner culturhistorischen Bedeutung hat Charles Kingsley in seinem wunderbaren, quellenmässigen Roman: *Hypatia or new foes with an old face* entworfen.

Das alte Etrurien.

Die ältesten Spuren menschlichen Daseins auf italischem Boden führen in vorgeschichtliche, unberechenbare Epochen zurück. Vom Fusse der Alpen bis hinab zu Calabriens äusserster Spitze erstrecken sich die Funde steinerner Waffen und Geräthe, die zum Theile in Gesellschaft nunmehr ausgestorbener Thiergeschlechter vorkommen. Rohe Steinwaffen bergen die quaternären Knochenbreccien von Ponte Mammolo, [1] Ponte Molle [2] und anderen Orten der römischen Campagna. Kieselinstrumente wurden auf der Insel Elba [3] entdeckt, und am Po lag ein menschlicher Schädel neben dem prachtvollen Geweih des Riesenhirsches *(Cervus megaceros)* [4]; im Thale des Timon bei Vicenza befindet sich eine ausgezeichnete Pfahlbautenstation aus der Steinzeit. [5] Die im Süden der Halbinsel aufgefundenen Steinwaffen zeigen zwar eine elegantere Form, sind aber zweifelsohne ebenfalls von hohem Alter. Erwiesen ist, dass der Mensch in Italien mit ausgestorbenen Thierarten zusammenlebte und vor den letzten Ausbrüchen der ausgebrannten Vulkane Latiums, deren Tuffe die Fundorte theilweise überdecken, die Halbinsel bevölkerte. [6] Es fehlen natürlich alle Anhaltspunkte für die ethnologische Bestimmung der Völker, von welchen diese Geräthe herrühren, und muss es also dahingestellt bleiben, ob, wie Einige glauben, der altgriechische Stamm

---

1) Luigi Ceselli, *Stromenti in silice della prima epoca della pietra della campagna Romana.* Roma 1866. 16 S. 1 Tafel.

2) Giuseppe Ponzi, *Sugl' istromenti in pietra focaia rinvenuti nella cave di breccie presso Roma riferibili all' industria primitiva. (Atti dell' Acad. pont. dei nuovi Lincei.* 8. März 1866.)

3) Raffaello Foresi, *Dell' età della pietra all' Isola d'Elba e di altre cose che le fanno accompagnatura.* Firenze 1865.

4) B. Gastaldi, *Intorni al alcuno fossili del Piemonte e della Toscana.* Torino 1866. 4°.

5) Paolo Lioy, *Le abitazioni lacustri dell' età della pietra nel Vicentino.* Venezia 1865. 50 S.

6) G. Niccolucci, *Antichità dell' uomo nell' Italia centrale. (Rendiconto della R. Acad. delle sc. fis. e matem. di Napoli,* August 1868.)

der Japygier, im Süden wenigstens, als deren Urheber zu betrachten sei. Mit mehr Sicherheit lässt sich im Allgemeinen aussprechen, die italischen Völker der Steinzeit seien verschieden gewesen von denen der darauffolgenden Bronzeepoche.[1])

Die Bronzezeit in Italien lässt sich zuerst mit einem Völkernamen, den Etruskern, in sichere Verbindung bringen, einem der ältesten Stämme, die auf der Halbinsel bekannt sind. Die alte Ethnographie Italiens liegt ziemlich im Dunkel; wir wissen nur, dass im äussersten Nordwesten die Ligurer[2]) hausten, ein Volk, welches sich auch über einen Theil des heutigen Frankreich verbreitete und vielleicht in der Loire ein Andenken seines Namens,[3]) in der dunkelhaarigen Bevölkerung des mittäglichen Frankreichs aber noch deutlich erkennbare Spuren seines Blutes hinterlassen hat.[4]) Ja, neuere Forschungen haben starke Ueberbleibsel der Ligurer im heutigen Belgien[5]) und selbst in Irland[6]) und Grossbritannien aufgespürt.[7]) Ob diese dunkle Race einerseits mit den im Westen sitzenden Iberern, andererseits mit den östlichen Finnen verwandt war, wie Einige annehmen, ist nicht ausgemacht; mit Wahrscheinlichkeit lässt sich nur behaupten, dass die Ligurer ein anderes Volk als die arischen Kelten waren[8]) und schon vor Ankunft dieser die benannten Erdstriche innehalten. Bis zu welchem Grade auch die Etrusker, ihre unmittelbaren östlichen Nachbaren, vorkeltisch waren, ist nicht ermittelt. Zuverlässig wohnten sie in der Poebene lange bevor die Kelten, etwa vier Jahrhunderte vor unserer Zeitrechnung, diese fruchtbaren Gebiete in Besitz nahmen, und erstreckten sich bald über den grössten Theil Oberitaliens, besonders über das als Etrurien bekannte Land; nach glücklichem Kriege mit den Umbrern reichten sie bis an die Adria. Etwa um die Zeit der Gründung Roms stifteten sie eine Reihe von Colonien in Unteritalien, die immer von ihnen abhängig

---

1) de Jouvencel, *Rapport sur un mémoire de Mr. Niccolucci sur l'âge de la pierre en Italie. (Bull. Soc. Anthrop.* Paris. Vol. III. p. 214 ff.)

2) J. G. Cuno, *Die Ligurer. (Rhein. Museum f. Philologie.* Herausg. von F. Ritschl. Neue Folge. Bd. XXVIII 1873. S. 193—240). Niccolucci, *La stirpe ligure in Italia.* 1864. — Stefano Martini, *Saggio intorno al dialetto ligure.* Sanremo 1872 8°, S. 92.

3) Prichard, *Natural history of man.* I. S. 204.

4) Moke, *Histoire des Francs.* Ueber die characteristischen Kennzeichen der Ligurer siehe die schöne Arbeit des Freiherrn Roget de Belloguet, *Ethnogénie gauloise.* Paris 1858—1868. 3 Bde.

5) Leo van der Kindere, *Recherches sur l'éthnologie de la Belgique.* Bruxelles 1872. 8°. S. 47—49.

6) *Ausland* 1870. No. 6. S. 127.

7) *Journal of the Ethnological Society.* I. Bd. S. 202.

8) P. H. K. v. Maak, *Die Entzifferung des Etruskischen und deren Bedeutung für nordische Archäologie und für die Urgeschichte Europa's.* Hamburg 1873. 8° S. 2 will allerdings die Ligurer für Iren, also Kelten erklären, doch sind seiner Begründung durch Prof. Dr. Otto Keller im Allgemeinen gewichtige, ja vernichtende Bedenken entgegengestellt worden. *(Archiv f. Anthropologie.* VI. Bd. S. 160.)

blieben und zu grosser Blüthe gelangten. Die am Ostabhange des Apennin lebenden Umbrer reichten zum Monte Gargano hinab und hatten im Westen noch das Land bis zur Tiber inne. Der südliche Zweig des umbrischen Stammes umfasste die Samniter mit den Volskern im Süden von Rom und in gewisser Hinsicht auch die Latiner. Die Samniter mit allen ihren verschiedenen Unterabtheilungen, dann die nördlichen Umbrer werden als oskische Völkerschaften betrachtet im Gegensatze zu den Stämmen, welche Süditalien bevölkerten und anderen Ursprunges waren. Darunter sind die Lucaner zu nennen, welche im alten Oenotrien sassen, die Apuler, Calabrer und andere, wahrscheinlich aus Illyrien herübergekommen. Die Insel Sicilien bewohnten die Sikuler oder Sikaner, die Einigen zufolge mit den keltischen Briten eines Stammes gewesen sein sollen, wahrscheinlich aber mit den Ligurern und Iberern in Verbindung zu bringen sind. Wenigstens werden Iberer auch für die Ureinwohner der Insel Sardinien [1]) gehalten, während Corsika nicht früher in der Geschichte erscheint, als bis es von den Etruskern besetzt wird. Frühzeitig hatten sich in Süditalien die Phöniker eingefunden, welche namentlich auf Sicilien und Sardinien zahlreiche Niederlassungen begründeten, denen in späterer Zeit auf Sicilien und Unteritalien die Hellenen folgten. [2])

Die Sprachen dieser verschiedenartigen Völker zerfallen in zwei grosse Gruppen; jene der Umbrer und Samniten, das Oskische, sind unzweifelhaft indogermanischen Stammes und nahe Verwandte des späteren Lateinischen. [3]) Das Etruskische hat dagegen bis in die neueste Zeit einer genügenden Erklärung Trotz geboten. Nachdem man dasselbe als semitische Sprache erkannt haben wollte, [4]) ward neuerdings die Ansicht ausgesprochen, es sei mit dem Urgermanischen identisch, [5]) während gleichzeitig der Versuch gemacht wurde, es aus dem Irischen (Keltischen) [6]) zu erklären. Erst kürz-

---

1) Vgl. hierüber H. v. Maltzan, *Reise auf der Insel Sardinien.* Leipzig 1869. 8°. Vgl. über die alte Ethnographie Süditaliens auch: Lorenz Diefenbach, *Origines Europaeae. Die alten Völker Europa's mit ihren Sippen und Nachbarn.* Frankfurt a. M. 1861. 8°. S. 93—110.

2) Einen kurzen Ueberblick der ethnologischen Verhältnisse Italien's siehe in: Francesco Corazzini, *I tempi preistorici o le antichissime tradizioni confrontate coi risultati della scienza moderna.* Verona 1874 8° S. 340—352; ausführlicheres ferner aus der Feder des trefflichen Pariser Ethnologen Paul Broca in der *Revue d'anthropologie.* 1874. S. 288—297.

3) Zur Literatur über diese Frage: Aufrecht und Kirchhoff, *Die umbrischen Sprachdenkmäler.* Berlin 1839—1851. 4°. 2 Bde, vorzügliches Werk. — Mommsen, *Oskische Studien.* Berlin 1845. — Mommsen, *Die unteritalischen Dialekte.* Leipzig 1850.

4) Stickel, *Das Etruskische als semitische Sprache erwiesen.* Leipzig 1858. 8°. Stickel wollte mittelst der hebräischen Sprache die grosse perusinische Inschrift gelöst haben.

5) Alexander Earl of Crawford und Balcarres Lord Lindsay, *Etruscan Inscriptions, analysed, and commented upon.* London 1873.

6) v. Maack. A a. O.

lich aber ward das Geheimniss der etruskischen Sprache und damit des etruskischen Volkes enthüllt; es hat sich ergeben — und diese Lösung ist auch die allerwahrscheinlichste [1]) — dass das Etruskische eine rein italische, mit dem Lateinischen, Umbrischen und Oskischen blutsverwandte Sprache ist. [2])

Durch die Berührung der Ureinwohner Italiens mit asiatischen Stämmen kamen sie zu den ersten Verbesserungen des gesellschaftlichen Zustandes; frühzeitig hatten sie schon Acker- und Weinbau, Fluss- und Küstenschifffahrt, mehrere Gewerbe und Künste, Kunstarbeiten in Metall und Erde, Anfänge der Baukunst, Götter und Religionsgebräuche und, im Süden wenigstens, die Mythologie des alten Hellas, Etrusker und Latiner auch Schreibekunst. Vor allen aber waren die Etrusker durch Bildung ausgezeichnet.

Die Frage, zu welcher Zeit die Etrusker nach Italien eingewandert, lässt sich nicht beantworten; [3]) wahrscheinlich ist nur, dass dies nicht gleichzeitig mit den anderen italischen Völkern geschah, denn in Sitten wie in sonstiger Cultur zeigen sie, obwohl der nämlichen Race angehörig, auffallende Verschiedenheiten. Sie waren jedenfalls ein eigenes Volk, dessen Herrschaft sich über den grössten Theil Italiens, sicher über Rom in alten Zeiten erstreckte; etwa 291 Jahre vor Gründung Roms, also um 1044 v. Chr., überstiegen sie den Apennin und stifteten in der Poebene Neu-Etrurien, von wo sie erst gegen 450 v. Chr. durch die Kelten zurückgetrieben wurden. Man darf das Jahr 1000 v. Chr. als den Zeitpunkt der höchsten Machtentfaltung und Blüthe der Etrusker annehmen; beide waren zur Zeit der Gründung Roms schon im Verfalle, wenngleich sie noch lange hindurch die civilisatorischen Lehrmeister der Römer blieben. So weit uns Bildwerke ihr physisches Aeussere erhalten haben, waren die Etrusker von kleiner, untersetzter Statur, Arme und Nase kurz und dick, Gesicht gross mit rundlichem Umrisse, Kinn stark und etwas hervortretend, Augen gross und braun, Haare etwas heller. [4])

---

1) Wir massen uns in dieser Frage selbstredend keine Entscheidung an und bemerken nur in Beziehung auf Maack's Erklärung des Etruskischen aus dem Keltischen, dass das Lateinische — so viel wir heute wissen — dem Keltischen weit näher stand, als z. B. dem Griechischen.

2) W. Corssen's *Entzifferung der etruskischen Sprache.* (*Globus* XXII. Bd. No. 9. S. 142—143.) Corssens Buch soll bei seinem Erscheinen den Titel führen: *Ueber die Sprache der Etrusker, mit Abbildungen von Alphabeten, Inschriften und Bildwerken.* Leipzig, Teubner. Bis jetzt (28. Juni 1874) harren wir aber leider noch immer auf das seit länger denn Jahresfrist angekündigte Erscheinen dieses Buches. An älteren Arbeiten bleibt noch immer werthvoll, nebst K. O. Müller's trefflichen Forschungen, Luigi Lanzi, *Saggio di lingua etrusca e di altre antiche d'Italia per servire alla storia de' popoli, delle lingue e delle belle arti.* Roma 1789. 8° 3 Bde, wovon 1824—1825 zu Florenz eine neue Auflage erschien.

3) Conestabile, *Sur les anciennes immigrations en Italie.* Bologna 1873. 8°.

4) Diefenbach, *Origines Europaeae.* S. 109. Siehe auch: Giustiniano Nicolucci, *Anthropologia dell' Etruria.* Memoria. Napoli 1869. 4° 60 S.

Die Verfassung der Etrusker bestand in Stadtstaaten mit unterwürfigem Volk und Sklaven. Die Herrschaft in den Staaten hatte immer eine priesterlich-adelige Familie; der Adel zog zu Ross in's Feld, das Volk zu Fuss. Wenn je ein freier Mittelstand existirte, so ist er diesem Adel gegenüber gewiss nie zu rechter Geltung gekommen. Die Repräsentanten der zwölf etruskischen Staaten im eigentlichen Etrurien versammelten sich zum Bundestag beim Tempel der Voltumna und wählten einen Oberpriester, der zugleich Oberkönig und Oberrichter zwischen den einzelnen Staaten war und die Unterhandlungen nach Aussen leitete. Ueber ihre Religion haben wir nur wenig Nachrichten, doch wissen wir, dass ihre Götter auch im Norden zu Hause waren [1]) und Venus in Etrurien einen Cult genoss. [2]) In der etruskischen Familie herrschte das Mutterrecht, nicht jenes des Vaters. [3]) Auf die Behausungen der Todten ward viel aufgewendet, und das Augurienwesen als Kunst betrieben, ja mit Staatseinrichtungen verflochten. Etrurien galt sehr bald als das Vaterland der Vogeldeuterei und Wahrsagerei, der Musik, Verskunst und mimischen Darstellungskunst, aber auch der Natur- und Sternkunde. Den Krieg hatten die Etrusker schon zur Kunst gemacht und eine Art von Kriegs- und Völkerrecht eingeführt; von Seeräuberei, die sie anfangs auf das Meer gelockt hatte, gingen sie zur friedlichen Schifffahrt und Handlung über, wachten aber eifersüchtig über den Alleinbesitz derselben an der ganzen italischen Küste, wesshalb auch keine Spur vorhanden ist, dass sich je die Phöniker auf derselben angesiedelt hätten. Die Etrusker liebten Pracht, Wettrennen auf Wagen, theatralische Spiele und verpflanzten überhaupt die Kunst nach Italien. Es kann keinem Zweifel unterliegen, dass in diesem Punkte sie, wiewohl später, zahlreiche Anleihen bei den Griechen gemacht, wie sich aus den reichen Funden etrurischer Alterthümer ergibt. [4])

Mit den Erzeugnissen ihres Kunstfleisses trieben die Etrusker einen ausgebreiteten Handel, der in hohes Alter hinaufreicht; ihre Seemacht war sehr bedeutend und schon im XIV. Jahrhunderte v. Chr.

---

1) Diefenbach. A. a. O. S. 108.

2) Dufour, *Hist. de la Prostit.* I. Bd. S. 282.

3) Nachgewiesen durch J. J. Bachofen, *Die Sage vom Tanaquil. Eine Untersuchung über den Orientalismus in Rom und Italien.* Heidelberg 1870. 8⁰. In der Beilage: „*Das Maternitätsprincip der etruskischen Familie.* S. 281—352. Gegenüber den Zweifeln, welche oft an Bachofen's Forschungen sich erhoben, sei bemerkt, dass im Allgemeinen auch Sir John Lubbock die Resultate der Bachofen'schen Untersuchungen acceptirt (siehe *On the Origin of civilization and primitive culture of man.* London 1870. 8⁰ S. 67—75.) und John F. Mc. Lennan in seinem *Primitive Marriage.* Edinburg 1865. 8⁰ zu ähnlichen Ergebnissen gelangt ist.

4) Guten Aufschluss über die etruskischen Alterthümer findet man bei: A. Noel des Vergers, *L'Etrurie et les Etrusques ou dix ans de fouilles dans les maremmes toscanes.* Paris 1864. 8⁰ 2 Bde. Dann als kurze Uebersicht: L. Simonin, *L'Etrurie et les Etrusques.* Paris 1866. 8⁰ 40 SS. — sehr brauchbar.

scheinen die Etrusker an dem Seevölkerbunde gegen Aegypten betheiligt, wenn sie nicht gar die leitende Rolle dabei spielten. Mit dem aufblühenden Carthago durch Handelsverträge verbündet, gelang es ihnen lange sich der immer energischer gegen Westen vordringenden hellenischen Colonisation zu erwehren, bis jedoch mit dem verunglückten Ueberfall auf Kyme im Jahre 524 v. Chr. ihre Seemacht zu sinken begann. Diese Wendung blieb nicht ohne Rückwirkung auf den nunmehr mächtig sich entfaltenden Landhandel nach dem Norden, welcher die Alpengebiete und weit darüber hinaus die germanischen Lande mit Bronzewaaren füllte. Nicht einmal das Eindringen der Kelten in Norditalien vermochte diesem Tauschhandel Schranken zu setzen, wiewohl das Kunsthandwerk verwilderte. Erst der Einfall der Kimbern und Teutonen verschloss die Alpenstrassen für italische Händler auf längere Zeit, und seither kam der etruskische Landhandel nach dem Norden nicht mehr in Gang. [1])

In der Baukunst erinnern die ältesten Bauten durch ihren plumpen, schwerfälligen und colossalen Styl vielfach an die kyklopischen oder pelasgischen Bauwerke der Griechen; solche Kyklopenmauern finden sich heute noch vielfach selbst im Lande der Volsker, [2]) gehören aber durchaus keiner fabelhaften Urzeit an, denn man baute sie noch, als Rom schon stand. [3]) Auf den Bau der Kyklopenmauern führt aber in jener Formation des Kalkgesteins die Natur ganz von selbst, denn diese hat hier überall kyklopische Mauern aufgeführt und es bedurfte nur der Nachahmung, um diese Structur zu bilden. [4]) Später gibt sich eine wesentliche Verbesserung und Veredlung kund; sie bauten zuerst nach der rohen dorischen Säulenordnung und veränderten sie selbständig in die toskanische; auch gelangten sie von allen Europäern zuerst zur Kunst des Wölbens und des Bogenbaues, der selbst den amerikanischen Urvölkern nicht völlig fremd geblieben war. Die Etrusker führten demnach kühne Grabgewölbe, Theater, Amphitheater und Bäder auf; sie schmückten sie mit Reliefs und rohen Bildsäulen; die Idole waren häufig aus Metall, welches die Bergwerke des Landes lieferten; desgleichen die Münzen. Noch sind Opferschalen, Sarkophage und Urnen vorhanden, selbst geschnittene Steine und Gemälde, Vasen von gebrannter Erde nach den schönsten Formen und von den feinsten Massen mit den kühnsten Zeichnungen und Umrissen, die, da sie glühend, wie sie aus dem Ofen kamen, wie in einem Zuge gemalt werden mussten, eine geschickte Künstler-

1) Hermann Genthe, *Ueber den etruskischen Tauschhandel nach dem Norden.* Frankfurt a./M. 1874. 8⁰ S. 74—87.

2) Ferd. Gregorovius hat dieselben sehr gut beschrieben in dem Aufsatze: *Aus den Bergen der Volsker.* (*Ausland* 1860. No. 34. S. 793—796, No. 35. S. 822—826, No. 36. S. 847—850, No. 37. S. 870—872.)

3) A. a. O. S. 848.

4) A. a. O. S. 795.

hand verrathen. Allerdings zeigen auch manche dieser Gefässe einen ziemlich rohen plumpen Styl, eine schwerfällige Behandlung der Figuren und eine höchst geschmacklose Ueberladung, die einen phantastisch-bizarren Eindruck macht. Unter den gebrannten Gefässen finden sich bisweilen auch solche aus ungebrannter schwarzer Erde, auf denen gleichfalls ziemlich ungeschickt ausgeführte Reliefs angebracht sind. Jedenfalls aber war in Etrurien inniger denn irgendwo die Töpferkunst mit der plastischen Kunst verbunden, denn selbst Statuen der Götter wurden aus Thon geformt. Und was die Haltbarkeit und Zierlichkeit der Form anbelangt, so machten die etrurischen Thonvasen sogar den silbernen und goldenen den Rang streitig. Noch jetzt wird ihre über 2000 Jahre alte Form zum Muster genommen.

Die reichste Ausbeute in Bezug auf altetrurische Kunst gewährt die Erschliessung der zahlreichen Grabdenkmäler und Nekropolen. Man beobachtet dabei fast überall zwei Bestattungsweisen nebeneinander: Beerdigung der ganzen Leichen und Verbrennung derselben; die Sitte, die Asche der verbrannten Leichen in eigenen Aschenkisten aus Alabaster, Kalktuff, Travertin und gebrannter Erde beizusetzen, war in den nördlicheren Theilen des eigentlichen Etrurien herrschender, als in den südlichen. Die Skelette der unverbrannten Leichen haben aber wie die Henkel der danebenstehenden Gefässe fast alle die Richtung von Ost nach West und führen das an den Obulus der Griechen erinnernde *aes rude* im Munde. Dabei ist es nicht schwer, die ärmeren Classen der Bevölkerung von den wohlhabenderen zu erkennen; an den Schädeln der Certosa bei Bologna will man freilich mehr den umbrischen als den etruskischen Stamm erkennen, [1]) was nicht unmöglich, da die Etrusker sicherlich umbrische Völkerschaften unterjocht hatten. Die in den Gräbern gefundenen Aschenkisten gehören mit sehr wenigen Ausnahmen einer späteren Zeit an und es erklärt sich damit, dass die auf den Reliefs derselben dargestellten Gegenstände und Scenen meist dem heroischen, insbesondere dem troischen Sagenkreise der Griechen entnommen sind. [2]) Trotz der Verwandtschaft in Stoff und Darstellungen prägt sich in den etruskischen Grabmälern der nationale entschiedene Gegensatz aus; ihr Charakter ist wild, excentrisch und die der Wirklichkeit entnommenen Scenen sind ohne Adel und Verklärung. [3])

---

1) Zannoni, Antonio, *Sugli Scavi della Certosa.* Bologna 1871. Die Nekropole ward auf dem Campo Santo der Certosa, eine halbe Stunde westlich von Bologna aufgefunden, und Zannoni vermuthet, dass hier die Bevölkerung der alten Etruskerstadt Felsina (von den Römern als princeps der Etruria circumpadana bezeichnet) ihre Ruhestätte hatte.

2) Enrico Brunn, *I rilievi delle urne etrusche, pubblicati a nome dell' Instituto di corrispondenza archeologica.* Roma 1870. Vol. I.

3) Prof. Friederichs, „*Ueber die Grabdenkmale der Griechen.*" Vortrag in der Berliner Singakademie. Bericht darüber in der „*Berlinischen (Vossischen) Zeitung*" vom 21. März 1866. Ein weit minder hartes Urtheil fällt der Verfasser des Aufsatzes „*Ueber die Etrusker.*" *(Ausland* 1869. No. 27. S. 631—634, nach dem „*Cornhill Magazine.*")

Einen Schluss auf die Entwicklung der materiellen Cultur gestattet die Mannigfaltigkeit der aufgefundenen Geräthschaften zu ziehen. Wir finden da an Bronzegegenständen: Giesskannen, Siebgefässe, Candelaber, Leuchter, Schöpflöffel, Schalen, glatte Spiegel, Pomadebüchsen, die auch aus Alabaster, Thon oder Glas hergestellt wurden, Ohrgehänge, Heftnadeln, Schnallen, Schwerter, Pfeil- und Lanzenspitzen, unter den Schmucksachen aus Gold und Silber: Ringe und Halsbänder, letztere auch von Bernstein. Ein Theil dieser Dinge fand sich in der Nekropole von Marzabotto, welche dadurch von erhöhtem Interesse ist, dass sie auch Gegenstände einer älteren, weniger ausgebildeten, roheren Cultur enthält, also sozusagen als Bindeglied zwischen der vorhistorischen und der historischen Zeit gelten kann.[1]) Man erkannte an dieser Stelle ordentliche Strassen und Trottoirs und die Substructionen von Häusern, die unmittelbar an diesen Trottoirs lagen, so dass Marzabotto nicht als Kirchhof, sondern als eine wahre Stadt zu betrachten ist,[2]) deren Gründung wohl in die Glanzperiode der Etrusker, also über das Jahr 1000 hinaufreichen mag, die aber noch zur Keltenzeit blühte.[3]) Auf die Verbreitung der Bronze haben sie unstreitig einen nachhaltigen Einfluss geübt.[4]) Um jene Epoche beherrschten die Etrusker nicht nur ihre südlichen Nachbarn, ihr Einfluss erstreckte sich auch in die Alpengebiete,[5]) wo in den alten Rhätiern ein ihnen ohnehin verwandter Volksstamm sass, und wohl auch darüber hinaus. Dafür spricht der Umstand, dass die in dem schon relativ nördlich gelegenen Marzabotto aufgefundenen Gegenstände und Gräber zwar unzweifelhaft der etruskischen Cultur angehören, die untersuchten Schädel aber mit denen der jetzigen Bevölkerung und der Umbrer am übereinstimmendsten sein sollen, während sie sich von den echt etruskischen, wie von den ligurischen

---

1) Giovanni Conto Gozzadini, *Di un antica necropoli a Marzabotto nel Bolognese.* Bologna 1865. Fol. 102 S. Mit 20 Tafeln. Siehe darüber: Mortillet, *Matériaux pour l'histoire positive et primitive de l'homme.* Paris 1866. S. 426. — Dann: Gozzadini, *Di ulteriori scoperte nell' antica necropoli a Marzabotto nel Bolognese.* Bologna 1870. Fol. 93 S. 17 Tafeln und Conestabile, *Rapport sur la Nécropole étrusque de Marzabotto et sur les découvertes de la Certosa de Bologne.* Bologna 1873.

2) In den letzten Jahren wurden untersucht die Gräber von Bazzano (siehe Remigio Crespellani, *Relazione intorno ai sepolcri etruschi di Bazzano* im *Monitore di Bologna* vom 4. August 1867), jene von Felsina (siehe Gozzadini, *Di alcuni sepolcri della necropoli Felsinea.* Bologna 1868. Mit 16 Holzschnitten), die Bronzegiessstätte von Sanpolo (siehe Gaetano Chierci, *Tombes de l'âge de pierre taillée en Italie* bei Mortillet, *Matériaux.* 2de série. No. 1. S. 26).

3) G. de Mortillet, *Les Gaulois de Marzabotto dans l'Apennin. (Rev. archéol.)* Nachweis, dass einzelne Schwerter, Lanzen und Fibeln hier und in der Certosa von Bologna mit gallischen Resten übereinstimmen.

4) C. J. Wiberg, *Ueber den Einfluss der Etrusker und Griechen auf die Bronzecultur. (Archiv f. Anthropologie.* IV. Bd. S. 11.)

5) Bonstetten, *Second supplément au recueil d'antiquités suisses.* Lausanne 1867. Fol. läugnet, wie uns dünkt mit Recht, jeden phönikischen, glaubt aber an etruskischen Einfluss in jenen Gebieten.

und römischen wesentlich unterscheiden.[1]) Daraus dürfte man folgern, dass es schon damals den Etruskern gelungen war, den benachbarten Umbrern ihre Cultur aufzunöthigen. Wir wissen ferner, dass ein alter Verkehr zwischen Etrurien und dem Bernsteinlande bestand, denn nicht nur kommen Bernsteingegenstände in den etrurischen Gräbern, sondern auch etruskische Gesichtsurnen in Deutschland vor.[2])

Im Allgemeinen zeigt ein Blick auf die etruskische Cultur, wie sie sich nach den heutigen Forschungen darstellt, dass, obzwar mehr dem materiellen als dem geistigen Gebiete zugewendet, dieses Volk die Zeiten ursprünglicher Rohheit längst überwunden hatte und wohl die Fähigkeiten besass, in vielen Punkten den Römern als Vorbild zu dienen.

---

1) Siehe die diesbezügliche Untersuchung Nicolucci's in: Gozzadini, *Di ulteriori scoperte nell' antica necropoli di Marzabotto.* S. 69—80. Vgl. auch Nicolucci's: *Anthropologia dell' Etruria.* Napoli 1869. 4° mit 7 Tafeln. Während Baer, Wagner und Pruner-Bey den etruskischen Schädel für dolichokephal halten, erklären ihn Retzius, Vogt und Andere für brachykephal. Nicolucci hat 19 Schädel untersucht, darunter 12 dolichokephale und 7 brachykephale, und mit den römischen und phönikischen verglichen. Mit diesen Letzteren (?) seien die dolichokephalen Etrusker verwandt.

2) Marschall, *Gesichtsurne von Liebenthal.* (Berliner Anthrop. Gesellsch. vom 15. Juli 1871.) Die Forschungen Dr. R. Pallmann's glaube ich nach der ihnen von L. Lindenschmit widerfahrenen Beleuchtung *(Arch. f. Anthrop.* I. Bd. S. 365—374) füglich unberücksichtigt lassen zu dürfen.

Rom und seine Cultur.

Aelteste Zustände.

Keinem der zahlreichen italischen Stämme war eine glänzendere Zukunft beschieden, als jenem der Latiner, den Gründern Roms mit seiner weltbewegenden, tausendjährigen Geschichte. Sagenhafter Schleier umhüllt die Anfänge des Tiberstaates wie jene der Hellenen. So viel aus den Ueberlieferungen hervorgeht, waren die Latiner ein noch ziemlich rohes Volk; sie lebten unter Königen und stellten natürlich auch die neue Colonie unter solche. Gleichwie die gesellig lebenden Thiergeschlechter instinctiv einem Oberhaupte oder Anführer Gehorsam leisten und sich an ihn anschmiegen, so treffen wir am Anfange aller menschlichen Vereinigungen zu Völkern oder Staaten, Anführer oder Oberhäupter, die man Könige zu nennen pflegt. Die Rolle dieser Häuptlinge und deren ursprüngliche Nothwendigkeit sind mit Erfolg beleuchtet worden;[1]) sie waren es, welche grossen Theils den Ton angaben, nach dem die Anderen sich modelten und dergestalt durch Vererbung jene bestimmten Nuancirungen schufen, die den Nationalcharakter bildeten; sie zwingen auch die Menschen durch Gesetze zum Gehorsam, was die Staatenbildung allein ermöglicht; ob das Gesetz gut oder schlecht, ob der Gehorsam der Unterthanen klug oder thöricht benutzt, ja missbraucht wird, ist dabei völlig nebensächlich; wichtig bleibt nur, dass ein Gesetz überhaupt bestehe, dass die Menschen überhaupt gehorchen;[2]) endlich verdanken die Häuptlinge ihre bevorzugte Stellung ursprünglich einer natürlichen höheren Leistungsfähigkeit, sei es an physischer Stärke, sei es an geistiger Ueberlegenheit. Durch das Gesetz der Vererbung werden sowohl theilweise die das Stammesoberhaupt auszeichnenden Eigenschaften auf dessen Nachkommen wie auch das Abhängigkeitsgefühl

1) Von Caspari, *Urgeschichte der Menschheit*, und Bagehot, *Physics and Politics*.
2) Bagehot. A. a. O. S. 25—26.

der Unterthanen auf die folgenden Geschlechter übertragen. So wächst denn das Königthum — zuerst mit der Gewalt des Familienhauptes identisch — naturgemäss aus den Verhältnissen heraus und in der That sehen wir keinen arischen Volksstamm, ohne uranfänglichen König.

Die Zeit der Gründung Roms — man nennt den 21. April 753 v. Chr. — die Sagen, die sich daran knüpfen, sind für uns belanglos; es ist sogar fraglich, wer eigentlich Rom gegründet. Dass der Name Roma nicht lateinisch sei, nahmen die Römer selbst an. [1]) Latiner, Sabiner, ein abgehärteter kriegerischer Stamm, selbst Ligurer [2]), und nach Einigen [3]) Etrusker scheinen bei der Gründung Roms betheiligt. Die Bürgerschaft bestand in ältester Zeit sicher aus zwei, später aus drei Stämmen: die *Ramnes*, eigentliche Latiner oder Römer, und die *Tities*, Sabiner; von den *Luceres* (Etrusker?) bleibt es zweifelhaft, ob sie von Anfang an als dritter Stamm vorhanden, und wenn auch, so steht doch fest, dass sie politisch noch nicht gleichberechtigt waren. Die ersten socialen Unterschiede gründen sich auch hier wieder auf ethnische Differenzen.

Schon in ältester Zeit entwickelte sich in Rom das Geschlechterwesen; jede der drei oberwähnten Urtribus zerfiel in 10 Curien, jede Curie in 10 Geschlechter, jedes Geschlecht in 10 Familien. Die Gesammtsumme dieser bildete das durchaus patricische Volk; nur Mitglieder dieser drei Urtribus waren Vollbürger, und anfänglich sogar nur jene der *Ramnes* und *Tities*, denn wahrscheinlich erlangten die *Luceres* erst später Aufnahme in den Senat, von den Häuptern der 300 patricischen Geschlechter gebildet. In so ferne unter Patricier der Adel verstanden wird, gab es also nur adeliges Volk, worunter allerdings die *Ramnes* einen Vorrang behaupteten.

An der Spitze des dergestalt gegliederten Staates standen nun Wahlkönige, der Sage nach sieben. Der König war oberster Priester, Oberbefehlshaber im Krieg, oberster Richter und Haupt der Regierung; er ernannte die Beamten, berief die Volksversammlung und stellte darin die Anträge, welche sie genehmigen oder verwerfen konnte; von der Volkversammlung hing der Beschluss eines Krieges, eines Gesetzes ab; in der Versammlung dieser patricischen Vollbürger ruhte also in letzter Instanz der Quell aller Macht. Sie, wie der Senat, stimmten aber nur über die Anträge des Königs ab;

---

1) Nach Dionys v. Halicarnass.

2) Macrobius, *Saturnal.* III. 9. — Maack will gar den Namen aus dem Irischen erklären (Maack, *Entzifferung des Etruskischen.* S. 88).

3) Niebuhr, *Römische Geschichte*, I. Bd. S. 230 ff. verwirft die alte Sage gänzlich und lässt die Stadt aus der Vereinigung einer alten sikelischen oder tyrrhenischen (etruskischen) Stadt auf dem *Palatinus* mit einer sabinischen Namens *Quirium* auf dem *Quirinalis* hervorgehen. Dass die Etrusker keinen Theil an Roms Urbevölkerung hatten, ist von Schwegler, Mommsen, Lange zugestanden; dagegen lässt sich eine Beimischug sabinischer Elemente zur römischen Nationalität nicht läugnen.

trotz seiner Beschränkung erfreute sich dieser also doch sehr ausgedehnter Macht. In werdenden Staaten ist es nöthig — und so war es auch in Rom — dass der König Priester und der Priester König sei; Beide müssen eins sein, weil sie auch wirklich dasselbe sind. Der Gedanke an einen Unterschied zwischen leiblichen und geistigen Strafen darf nie erweckt werden. Auch hätten die frühesten Römer denselben nie begriffen. [1])

Allem Anscheine nach waren die Könige lange hindurch dem herrschenden latinischen Stamme entsprossen, was sie nicht hinderte, das benachbarte Latium zu bekriegen und allmälig zu unterwerfen. Der Ursachen für solche Kriege oder besser Raubzüge [2]) gab es mancherlei. Die neue Stadt war ein willkommener Sammelpunkt für die Unzufriedenen der umliegenden Völkerschaften und Rachbegier mag manchen Kriegszug entzündet haben; ihr Wachsthum erheischte ferner räumliche Ausdehnung; an sich arm, musste sie sich Nahrung, und war diese nicht gutwillig zu bekommen, mit Gewalt verschaffen. Zudem verschmolzen Latiner und Sabiner in Rom ziemlich rasch mit einander und gebaren den eigentlichen Römer, der in seinem Charakter bald zum Nichtrömer in um so grösseren Gegensatz trat, als auch seine Interessen ihn andere Wege wiesen. So haben in der Gegenwart die Nordamerikaner, obwohl ursprünglich gleichen Blutes mit den Briten, durch vielfach hinzugetretene Mischungen und räumliche Abtrennung sich scharf von ihren Ahnen differenzirt.

Sowohl der Zuzug von Fremden als die Unterwerfung der Latiner, von der Sage besonders dem Tullus Hostilius und Ancus Martius zugeschrieben, schufen neben den patricischen Geschlechtern ein neues anfänglich nicht vorhandenes Element — die Plebejer. Auch zwischen Plebejer und Patricier hat also ein ethnischer Unterschied obgewaltet, der später äusserlich kaum mehr wahrnehmbar blieb. Die römischen Plebejer erinnern lebhaft an die Metöken und Periöken der Griechen. So wie diese genossen sie nicht die politischen Rechte und Freiheiten der Vollbürger, des patricischen Volkes. Ausnahmslos herrschte in den ältesten arischen Gesellschaften die Bevorzugung des eigenen Blutes, ja mehr noch, einen anderen Grund für ihr Zusammenhalten ausser jenem der gemeinsamen Abstammung vermochten sie gar nicht zu fassen. Die Geschichte der politischen Ideen beginnt thatsächlich mit der Voraussetzung, dass Blutsverwandtschaft der einzig mögliche Grund für

---

1) Bagehot. A. a. O. S. 26.

2) Raubzüge können übrigens unter Umständen naturnothwendig sein. So kann man die räuberischen Gewohnheiten der Tuareg und der Turkomanen geradezu eine physikalische Erscheinung nennen. Die Wüste ist die Mutter der Räuber, ja sie zwingt sogar zum Raube. Ohne Raub würden auch manche Stämme der Turkomanen gar nicht ihre Sitze zu behaupten vermögen; für sie ist er eine wirthschaftliche Nothwendigkeit. (*Ausland* 1864. S. 1250.)

gemeinsames politisches Zusammenwirken sei.[1]) Da nun die Bildung eines für jede Gesellschaft so nothwendigen Nationalcharakters nur innerhalb gleichartiger Elemente sich vollziehen konnte, einmal aber vollzogen, der Typus möglichst rein erhalten werden musste, so begreift sich, warum die alten Staaten Fremden keinen Eingriff in den erst mühevoll errungenen Nationaltypus gestatteten.[2]) Am wirksamsten liess dieser Zweck sich erreichen durch strenge Aufrechterhaltung des Geschlechterwesens, scharfe Sonderung der Stände, Versagen der Gleichberechtigung, d. i. durch politische Unterdrückung der unterworfenen fremden Elemente. Darum war das Volk in Rom und im frühesten Hellas, wie noch manches Naturvolk,[3]) durchaus aristokratisch; es bildete in seiner Gesammtheit den Adel, der einzig und allein in der Idee der Reinerhaltung des Stammblutes wurzelte. Was nicht desselben Blutes war, trennte von den herrschenden Geschlechtern eine fast unüberbrückbare Kluft in den socialen Einrichtungen und Gesetzen, die je weiter zurück, desto schärfer zum Ausdruck gelangte. Wie in Athen bestand in Rom das Verbot der Ehe zwischen Patriciern und Plebejern, die obwohl Staatsangehörige, kein Bürgerrecht besassen, kein Stimmrecht in der Volksversammlung, keinen Zutritt zu den öffentlichen Aemtern besassen; selbst von den geistlichen Functionen blieben sie ausgeschlossen. In der Abgrenzung einer gemilderten Kaste bildeten die Plebejer eine tief untergeordnete Klasse.[4])

Die Starrheit dieser anfänglichen Zustände ist nicht zu beklagen; sie wirkt wohlthätig auf das fernere Leben der Völker. „Die griechischen Modellrepubliken, diese Muster von Erhabenheit, zerfielen nach einer kurzen Blüthezeit von 150 Jahren, das chinesische Reich mit seinem alten eingewurzelten Despotismus beweist seine Lebensfähigkeit durch seinen, allen Stürmen der Zeit bis zum heutigen Tage Trotz bietenden Bestand. Warum zerfielen die Ersteren und besteht das Letztere? Jedenfalls können die Staatsformen kein Muster sein, unter denen das betreffende Volk nur ein paar Jahr-

---

1) Bagehot. *Physics and Politics.* S. 22—23.

2) A. a. O. S. 39.

3) So gut als manche Völker Ehen mit Angehörigen eines fremden Stammes verpönen, gibt es aber auch solche, welche wie die Fanneger ihre Frauen stets aus einem anderen Stamm holen, aus übertriebener Furcht vor allzu grosser Blutsnähe. Reste solcher weiten Begriffe vom Incest haben sich bei solchen Völkern erhalten, die dem Frauenraub huldigen, der daher keineswegs, wie Peschel darthut, als Rohheit aufzufassen ist. *(Völkerkunde.* S. 235.) Ja, der genannte Gelehrte will die Erzählung vom Raube der Sabinerinnen als die verdunkelte Erinnerung einer alten römischen Sitte deuten, welche auch bei ihnen die Heiraten innerhalb der Stammesgemeinde verbot. (A. a. O. Jedenfalls müsste dann diese Sitte in sehr hohes Alter zurückreichen.

4) Auf das einschlägige Werk von Emile Belot: *Histoire des chevaliers romains considérée dans ses rapports avec les différentes constitutions de Rome depuis le temps des rois jusqu'au temps des Gracques.* Paris 1866. 8⁰ ist hier keine Rücksicht genommen.

hunderte bestehen konnte. Der als Krone der Abscheulichkeit geltende Feudalismus hat eine tausendjährige Lebensfähigkeit bewiesen; wo ist das republikanisch-demokratische System, das tausend Jahre bestanden hat?" [1]) Auch Kasteneinrichtungen lassen auf lange Lebensdauer des Volkes hoffen; nicht nur erhalten sich Kastenvölker länger, sie haben auch mehr Aussicht andere zu überwinden oder auszurotten. Die ersten Erfordernisse jugendlicher Völker sind nämlich strenge Gebräuche und bindende, zwingende Satzungen. Zudem gewährt die scharf durchgeführte Arbeitstheilung mannigfache Vortheile, wie die Trennung zwischen Krieger- und Priesterstand, wodurch wahrscheinlich das Entstehen der Wissenschaft möglich ward. Eine intellectuelle Klasse konnte damals nur unter dem Schutze der Ueberzeugung bestehen, dass, wer sie angreife, der Züchtigung des Himmels anheimfalle. Die Anfänge geistigen Lebens sind langsam und konnten auch nur langsam reifen im Schoosse eines Standes, der dadurch an und für sich unkriegerisch und daher auf den Schutz eines eigenen Kriegerstandes angewiesen war. [2])

Andererseits begünstigen Kriege in der Völkerjugend die allgemeine Entwicklung. Der Stärkere hat stets den Schwächeren erobert, manchmal gänzlich unterjocht, manchmal nur beherrscht. Jeder intellectuelle Gewinn wird in jenen Epochen so zu sagen im Kriege fruchtbringend angelegt; jedes Volk trachtet das andere an Kriegstüchtigkeit zu übertreffen und es entsteht dann eine Uebereinanderschichtung der kriegerisch entwickelteren Völker, welche für den Gang der Cultur von wesentlichem Vortheil ist; [3]) zudem zieht der Krieg Eigenschaften [4]) gross, welche zum Bestande eines Volkes wenn nicht unbedingt nothwendig, so doch überaus nützlich sind, Tapferkeit, Wahrhaftigkeit, Gehorsam, Disciplin. Selbst die Civilisation beginnt nur desshalb, weil sie ein militärischer Vortheil ist. [5]) In diesem Falle befand sich das alte Rom. Frühzeitig zu zahlreichen Kriegen veranlasst, wie sie die Jugendzeit aller Völker kennzeichnen weil sie den Kampf um's Dasein noch mit keiner anderen Waffe als der Gewalt zu führen verstehen, als auch in gewissem Sinne jeder

---

1) H. Becker in Chicago in einem an mich gesandten (Kolb's *Culturgeschichte)* kritisirenden längeren Manuscripte vom April 1874.

2) Bagehot. A. a. O. S. 147—149

3) A. a. O. S. 49.

4) Diese Eigenschaften, deren Gesammtsumme den Nationalcharakter bildet, nenne ich im Gegensatze zu den geistigen oder intellectuellen, moralische oder sittliche. Man kann von moralischer oder sittlicher Kraft, moralischen oder sittlichen Eigenschaften eines Volkes reden, ohne eine Moral, eine Sittlichkeit als abstractes Princip anzuerkennen. Dieses ist nur in ethischem Sinne denkbar, während unter moralischen Eigenschaften gute und böse, nützliche und schädliche zusammengefasst werden; zur moralischen Kraft eines Volkes tragen oft vom Standpunkte der Moral, der Sittlichkeit als Princip durchaus verdammenswerthe Eigenschaften bei. Eine moralische oder sittliche Eigenschaft ist nicht immer auch „moralisch" oder „sittlich."

5) A. a. O. S. 52.

Angriff zugleich Vertheidigung, weil jeder Nachbar ein Feind ist,[1]) erzeugte gerade dieses Zeitalter des Kampfes jene Eigenschaften, welche Rom zu seiner späteren Grösse verhalfen. Ohne die Antecedentien wären die Consequenzen niemals möglich gewesen.

Die Königsherrschaft.

Aus den dunklen Sagen über die Königszeit[2]) schimmert ziemlich bestimmt hervor, dass es einem Fremden gelang, die höchste Gewalt an sich zu bringen: Lucius Tarquinius Priscus, der fünfte in der Reihe der römischen Könige. Seine Vaterstadt war Tarquinii im benachbarten Etrurien, gegen deren Namen er den seinigen, Lucumo, umtauschte; auch Tanaquil, seine Frau, war aus angesehenem etruskischem Geschlechte. Sein Nachfolger Servius Tullius soll gleichfalls ein Etrusker gewesen sein,[3]) der letzte König L. Tarquinius Superbus aber sei der Schwiegersohn des Servius und vermuthlich ebenfalls ein Etrusker gewesen. Drei von den sieben sagenhaften Monarchen Roms, nicht blos etwa der Letzte, waren also wahrscheinlich Etrusker, die dort, nach der gewöhnlichen Chronologie, eine fast ein Jahrhundert (96 Jahre) andauernde Fremdherrschaft ausübten, wofür mannigfache Gründe sprechen.

Rom, ursprünglich auf das linke Tiberufer beschränkt, lag hart an der etruskischen Grenze, welche die Tiber bildete.[4]) Erst nach Bekriegung des etrurischen Veji dehnte sich die Stadt auch auf das rechte Ufer aus. Das im südlichen Etrurien erstandene tarquinische Reich — von der Hauptstadt Tarquinii so benannt — scheint schon sehr frühe sein Uebergewicht auf Latium, namentlich dessen Küstenstädte, bis Circeji und Tarracina herab ausgedehnt zu haben. Die Hauptstadt und der Mittelpunkt dieses mächtigen etruskisch-latinischen Reiches, wovon Erinnerungen in den sagenhaften Erzählungen von den Tarquinierkönigen zu Rom sich erhalten haben, war eben Rom.[5]) Sei dem aber wie ihm wolle, sicher ist, dass zur Zeit des Tarquinius Priscus[6]) die keltischen Gallier (590 v. Chr.)

---

1) Goldwin Smith *The last Republicans of Rome. (English Essays.* IV. Bd. S. 5.)

2) Wahrscheinlich ist an der ganzen Königsgeschichte kein wahres Wort. Niebuhr hat gezeigt, dass die Regierungsgeschichte des Tullus Hostilius eine Fiction, eine Erfindung sei, und W. Ihne (*Geschichte Rom's* I. Buch Cap. 4.) erblickt darin mit Recht eine Wiederholung der Romulussage, ohne jedwede historische Wahrheit.

3) In einer Rede des Kaiser Claudius heisst es, dass unter Tarquinius Priscus, vielleicht durch dessen etruskische Gemahlin Tanaquil veranlasst, ein Etrusker, Mastarna, mit einer Schaar seiner Landsleute nach Rom gekommen und auf dem cölischen Berge sich niedergelassen habe. Darnach sei er König von Rom geworden.

4) Forbiger, *Handbuch der alten Geographie.* III. Bd. S. 590 und 649.

5) H. Kiepert, *Hist.-geogr. Atlas der alten Welt.* Weimar 1857. qu. 4° S. 24.

6) Nach der üblichen Chronologie 616—587 v. Chr.

über die Alpen nach Oberitalien zogen, hier sich niederliessen und die in der Poebene sitzenden Etrusker zurückdrängten. Vielleicht dass diese um jene Zeit Corsika besetzten, von dem die Geschichte bis dahin nichts zu erzählen weiss, vielleicht auch, dass sie sich nach Süden ausdehnten und bei diesem Anlasse in Rom die Herrschaft erlangten. Darauf lässt die Sage schliessen, dass die *Luceres* von Lucumo (Tarpuinius Priscus) mitgebrachte Etrurier waren, sowie dass sie unter ihm erst die Aufnahme in den Senat erreichten. Noch wichtiger ist die wahrnehmbare Anlehnung der ältesten römischen Cultur an die weitaus überlegene etruskische, deren Einflüsse sich geltend machten namentlich in der Tracht und den Insignien der obrigkeitlichen Personen (z. B. die Lictoren sammt Fasces), in den Waffen sammt Pferdeschmuck, im Gebrauche der Tuba, im Baustyle [1]) (die ältesten Bauwerke in Rom, namentlich das Capitol [2]) und die Cloaca maxima wurden durch etrurische Baumeister aufgeführt), in der Eintheilung des Volkes nach Curien und Tribus, im religiösen Cultus und besonders im ganzen Divinationswesen, ja selbst in den Kampfspielen der Gladiatoren [3]) und in dem die Familie beherrschenden Mutterrecht. [4]) Diese Einflüsse, fast schon Nachahmungen, erstrecken sich auf die materielle wie die geistige Cultur und das politische Staatsleben. Wo aber fremde Einflüsse in solchem Umfange stattfanden, dort waren wohl die Berührungen zwischen beiden Volksstämmen sehr innige. Zum mindesten befanden sich die Etrusker zu Rom in solcher Stellung, dass ihr Einfluss auf die ganze Staats- und Volksentwicklung massgebend sein konnte. Eine derartige Stellung pflegen aber bei jugendlichen Völkern blos die Herrscher und ihr Anhang einzunehmen.

Unter diesen etruskischen Königen flossen drei Generationen dahin, in welcher Zeit die Bevölkerung der Stadt unter allen Umständen einen höchst ansehnlichen Zuwachs an nichtetruskischem Elemente erhielt; sie hatte sich in etwa dritthalb Jahrhunderten — so lange schätzt man gewöhnlich die Dauer des Königthums — wohl vervierzigfacht. [5]) Für die zu Ende des sechsten Jahrhunderts

---

1) Ueber den etruskischen Einfluss auf die römische Baukunst siehe: James Fergusson, *Rude stone monuments in all Countries: their ages and uses.* London 1872 8⁰ ferner das schöne Werk von Robert Burns: *Rome and the Campagna: an historical and topographical description of the site, buildings, and neighbourhood of ancient Rome.* Cambridge 1871. 8⁰

2) Livius. 1, 56.

3) Ausführliches siehe in Karl Otfried Müller's trefflichem Werke: *Die Etrusker.* Breslau 1828. 8⁰ 2 Bde.

4) Bagehot. A. a. O. S. 122. Vgl. auch „*Das Maternitätsprincip der etruskischen Familie*“ in J. J. Bachofen, *Die Sage von Tanaquil.* Heidelberg 1870. 8⁰ S. 281 ff.

5) Von den ursprünglichen 3000 Kriegern in 3 Tribus war die Bevölkerung 12 Jahre nach der Vertreibung der Könige bis 150,000 streitbare Bürger in 21 Tribus angewachsen, hatte sich also etwa verfünfzigfacht.

lebende Römergeneration war nun dieses Königthum mit Fremdherrschaft gleichbedeutend; daran ändert die Länge oder Kürze ihres Bestandes nichts. Dieses Druckes musste sich aber die Nation immer mehr bewusst werden, je mehr sich das specifische Römerthum als Gegensatz zu den umliegenden Völkerschaften herausdifferenzirte. Nun liegt es aber in der menschlichen Natur begründet, jede Fremdherrschaft, wäre sie noch so milde, noch so trefflich, als Druck zu empfinden und nach Befreiung zu streben. Dies geschah auch in Rom, zumal wenn, wie die Sage will, der letzte Tarquinierfürst ein tyrannisches Regiment geführt. Die Vertreibung der etruskischen Tarquinier fand gleichzeitig, angeblich im nämlichen Jahre statt als die Athener den Tyrannen Hippias verjagten und die kleinasiatischen Griechen sich gegen die Perser erhoben. Die Römer jedoch setzten an die Stelle der vertriebenen Fürsten, welche die Königswürde in ihrem Hause erblich zu machen strebten, zwei Wahlkönige aus ihrem eigenen Stamm, die sie Consuln nannten. Ueber die Vertreibung der Könige selbst wissen wir nichts, nur soll sie der Sage nach nicht vom Volke, sondern vom Adel ausgegangen sein, was kaum geschehen wäre, hätten die Fürsten nicht auch diesem als fremdes Element gegenübergestanden. Dem Adel und nicht dem Volke fiel nun auch die Herrschaft anheim; nichts änderte sich in den inneren Verhältnissen, nur standen an der Spitze des Staates, phantastisch Republik genannt,[1]) statt eines Königs deren zwei, thatsächlich aber nicht minder mächtig. In Athen waren auf die Könige die zwei Archonten mit königlicher Gewalt gefolgt. Rom aber ward eine Militärherrschaft aus dem Bündnisse einiger mächtigen Familien bestehend, wie sie dem griechischen Geiste durchaus fremd, dem römischen Volkscharakter hingegen völlig angemessen war.

In der Geschichte Rom's bildet diese Veränderung höchstens eine Episode, keineswegs ein epochemachendes, Volks- und Staatsleben umgestaltendes Ereigniss. Eine solche einen Wendepunkt bezeichnende That war dagegen die Reform des Servius Tullius. Wäre Servius Tullius wirklich eine historische Persönlichkeit, was zweifelhaft, man würde ihn unbedingt unter die grössten Reformatoren aller Zeiten rechnen müssen. Seine Institutionen gaben dem römischen Staate ein neues Gepräge und blieben Jahrhunderte lang die feste Grundlage seiner Macht, indem sie sich fast auf alle Gebiete staatlichen Lebens erstreckten. War diese gewaltige Reform wahrscheinlich das Product einer allmählig nothwendig gewordenen und langsam vollzogenen Umgestaltung, so liegt die Vermuthung nahe, dass eben bei dieser Gelegenheit eine Menge der erwähnten etruskischen Einrichtungen in Rom Eingang fanden.

---

1) Draper. A. a. O. S. 184.

Entwicklung der staatlichen Verhältnisse.

Die Entwicklung der staatlichen Verhältnisse gestaltete sich in Rom völlig analog mit jener in Hellas, so weit Verschiedenheit des Volkes, Naturanlagen und äussere Umgebung dies gestatteten. Ueber die Griechen, von allem Urbeginn in zahlreiche Stämme und Stämmchen zersplittert, hatten die Römer den Vortheil nur ein Volk, einen Stamm zu bilden. Rom's Geschichte gewährt das seltene Beispiel wie ein Volk sich thatsächlich bildet; ehe Rom bestand und selbst in seiner ersten Zeit gab es noch gar keine Römer; allmählig wurden diese aus mehr oder minder ethnisch verwandten, aber doch verschiedenen Elementen zusammengeschweisst, und alle ursprünglichen Staatseinrichtungen liefen darauf hinaus, diese Zusammenschweissung zu befördern, den so gewonnenen Nationalcharakter und Typus zu erhalten. Gerade wie in Hellas die einzelnen Staaten mit dem Königthume begannen, so auch Rom; wie die Phöniker die Lehrmeister der Griechen, so hier die Etrusker; so wie die Phöniker den Hellenen manches Königsgeschlecht gegeben, so hier die Etrusker; und wie in Hellas das Königthum endlich beseitigt ward, so auch hier.

Der Culturzustand des Volkes vor der Reform des Servius Tullius ist wenig bekannt. Am meisten charakterisirte sich der Römer durch seine Religion; überaus einfach, bestand sie in der Verehrung der grossen Naturkräfte und hat im Glauben an *Jupiter optimus maximus* einen monotheistischen Zug, welcher den Hellenen fehlt, wie denn überhaupt die römische Religion ursprünglich von der griechischen grundverschieden war.[1]) Der Grund hiezu liegt in der verschiedenen Begabung beider Racen.[2]) Die Italiker standen nämlich ethnisch den Hellenen ferner als z. B. den Kelten.[3]) Die Latiner waren endlich Schüler nicht der Phöniker und Aegypter, sondern der Etrusker, von welchen sie in der That einen grossen Theil ihrer religiösen Einrichtungen entlehnten. Die Römer hatten daher keine Naturphilosophie, keine Kosmogonie, keine Geschichte von dem Kampfe der Göttergeschlechter, keinen Heroencult. Bei dem arbeitsscheuen Griechen überwog der Sinn für das Schöne, bei dem fleissigen Römer jener für das Praktische. Es ist vollkommen richtig, dass die Römer wesentlich ein phantasieloses Volk ohne jeden

1) Den Bemühungen Hartung's, Preller's u. A. ist es gelungen, die nationale Selbständigkeit der italischen Religion zu erweisen und die ursprünglich italischen Mythen von den später damit vermischten griechischen zu sondern. (Wilh. Heinr. Roscher, *Studien zur vergleichenden Mythologie.* S. 5.)

2) Weiss, *Lehrb. d. Weltgeschichte.* I. Bd. S. 513.

3) Siehe den Stammbaum der indogermanischen Race bei Häckel, *„Natürl. Schöpfungsgeschichte."* S. 625.

höheren poetischen Schwung waren.[1]) Sie vermochten daher nicht ihre Götter zu schönen Gestalten umzuwandeln, sondern erblickten in ihnen stets nur dräuende, furchterregende Mächte.

Das Hauptgewerbe der frühesten Römer war der Ackerbau, der es mit sich bringt nicht nur die Menschen an Rangabstufungen, wie Landeigenthümer, Aufseher, Arbeiter, Sklaven,[2]) sondern auch an die Uebung des religiösen Gefühles, ja selbst an die Hegung des Aberglaubens zu gewöhnen,[3]) was jugendlichen Nationen eine starke Kraft zu verleihen pflegt. Aberglaube ist ja in demselben Maasse Glauben, als Missbrauch Gebrauch ist. Ein starker Glauben, sei er nun welch immer einer, macht stark,[4]) ist eine militärische Tugend und half den römischen Heeren oft zum Siege. Die Erweiterung des Ackerbaues, der Bedarf an Ländereien zum Unterhalte der anschwellenden Bevölkerung veranlasste wohl zunächst die meisten Angriffs-, richtiger Raubkriege im ältesten Rom und entwickelte die bequeme Ansicht, erobertes Land sei Eigenthum des siegenden Staates. Die Besiegten liess wohlverstandenes Interesse am Leben, nahm ihnen aber ab, was abzunehmen war, ihnen nur einen Theil des Bodens zur Bearbeitung und gegen Tributleistung an das patricische Volk belassend. Jeder einzelne der neuen Unterthanen ward einem Patricier zugetheilt, woraus das Clientelwesen sich ergab. Der Client war vielfach von seinem patricischen Patron abhängig, stand zu ihm in einer Art Hörigkeitsverhältniss, welches Tributrückstände selbst in Sklaverei umwandeln konnten. War der Client zugleich Schuldner seines Patrons geworden, so bildete sich ein Zustand sehr ähnlich der noch in den meisten Republiken Centralamerika's zu endlosen Bedrückungen Anlass gebenden Peonie; der säumige Client konnte von Grund und Boden vertrieben werden, und aus solchen besitzlosen Clienten entstand späterhin die zu so hoher Bedeutung gelangende Plebs. Zu ihr gehörten aber auch alle auf römischem Gebiete ansässigen freien Grundbesitzer und Gewerbetreibenden, die noch kein Bürgerrecht besassen. Man ahnt, dass mit wachsender Zahl und staatlicher Bedeutung der plebejischen Volksclasse ein harter Kampf zwischen dieser und der mit Privilegien und Vorrechten ausgestatteten Patricierschaft entstehen musste.

Verfassungen werden durch Gesetze, welche das Leben der menschlichen Gemeinschaft in allen seinen Gestaltungen mit elementarer Nothwendigkeit beherrschen, mehr als durch klügelnde Theorien oder Machtsprüche einzelner Gewaltherren auf die Dauer bestimmt, können nicht aus der reinen Idee construirt werden, sondern man

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 251.

2) Peschel, *Völkerkunde.* S. 253. Ueber den Ackerbau und seine Folgen für den Culturfortschritt siehe auch: Waitz, *Anthropologie der Naturvölker.* I. Bd. S. 435–439.

3) Draper, *Gesch. d. Entwicklung.* S. 184.

4) Bagehot. A. a. O. S. 76.

muss sich an das im Volke Gewachsene und Gewordene halten, um es fortzubilden.[1]) In so ferne dürfen wir wohl vermuthen, die Verfassungsform des Servius Tullius habe sich allmählig durch die mittlerweile eingetretenen Verhältnisse von selbst als nothwendig erwiesen. Es mochten schon damals die nichtpatricischen Volksclassen eine Bedeutung gewonnen haben, die deren bessere und engere Einfügung in das Staatsganze erheischte. Dies erzielten zunächst die Reformen des Servius Tullius, welche an Stelle der reinen Patricierherrschaft die Timokratie setzten.

In Athen war dem Königthume die Oligarchie, der Oligarchie die Tyrannis, dieser die Timokratie gefolgt. Rom erreicht die Timokratie mit einer erkennbaren Spur demokratischer Ideen schon unter dem Königthume. Deutlich lassen sich hier Verschiedenheiten und Aehnlichkeiten im Entwicklungsgange beider Völker beobachten. Beide gelangten, wenn auch nicht in der nämlichen Entwicklungsstufe, zur Timokratie, welche der asiatischen Menschheit stets unbekannt geblieben; die freiheitlich am meisten entwickelten Phöniker und Carthager kannten im günstigsten Falle eine Plutokratie, keine Timokratie. Während aber in Athen die Timokratie den Weg zur reinen Demokratie bahnte, blieb sie in Rom, wo sie schon eine weit frühere Periode des Volkslebens charakterisirt, ohne dieselben Folgen. Einestheils beseitigte sie das Königthum nicht, anderentheils bildete sich gleichzeitig mit ihr das Heereswesen in eigenthümlicher Weise aus. Geradezu merkwürdig, wenn auch vielleicht nicht Originalschöpfung, ist die äusserst enge Verbindung, in welche die Reform Heeresformation und politische Gliederung und Berechtigung des Volkes zu bringen wusste. Rom ward ein Staat von Bürgersoldaten. Nicht mehr Adel und patricische Abstammung, Grundbesitz wurde das Maass zur Berechtigung und Verpflichtung für Staats- und Kriegsdienst zusammen. Was an Vermögen unter der untersten der fünf Klassen stand, in welche nunmehr die Masse der politisch und militärisch vollberechtigten Bürger zerfiel, war im Wesentlichen ohne politische Rechte.[2])

So markirt denn die servianische Verfassung einen bedeutungsvollen Abschnitt in der Römergeschichte; sie legte den Grund zu der späteren Grösse des Volkes, das mit einer Stadt begann und mit einem Weltreich endete; sie barg aber auch den Keim jener Erscheinungen, welche in unseren Tagen der römischen Geschichte oft eine so ungünstige Beleuchtung eintragen. Dennoch lässt sich zeigen wie die servianische Verfassung selbst aus innerer Nothwendigkeit entsprungen war.

---

1) M. Carriere in der „*Gegenwart*“ 1872. No. 40. S. 258.

2) Dr. H. Babuke, *Die Entwicklung der römischen Heeresorganisation und der Stand der Armee unter dem ersten Kaiser.* Aurich 1872. 8⁰ S. 4.

Das römische Volksthum.

Im Gegensatze zu den Hellenen, welche innerhalb jedes Stammes wenigstens eine ethnische Einheit bildeten, waren die Römer, wie sich aus vielfachen Schädelfunden ergeben, ein unzweifelhaftes Mischvolk,[1]) d. h. zu Anfang überhaupt gar kein Volk. An einem Punkte, wo mehrere Stämme sich berührten, gründeten eine Handvoll Menschen eine Stadt, die sofort, um zu bestehen, ungleichartige Elemente in sich aufnehmen musste. Den benachbarten älteren Gemeinwesen zum Trotz sollte die neue Gründung leben, gedeihen. Darin allein liegt schon die Gegensätzlichkeit der Interessen Rom's von jenen seiner Umgebung. Eine so zusammengewürfelte Bevölkerung bedarf mehr denn irgend eine eines festen Bandes, welches nur die starke Hand eines Monarchen aufzuzwingen vermag. [2]) Rom fand Beides; einen König und ein Gesetz, vielleicht ein schlechtes aber doch ein Gesetz, welches den Leuten das Joch der Gewohnheit auf den Nacken drückte, die Freiheit des Denkens verwehrte und sie in Gehorsam schulte. Diese Stufe zu erklimmen, ist der schwerste Schritt im Völkerleben und die Geschichte hat uns nirgends davon Kunde erhalten. Die Römer hatten ihn vollzogen wie alle bisher gemusterten Völker; wie für alle diese kam auch für sie die Zeit des Kampfes, der Fehde, des Krieges, wozu die Anlage des neuen Gemeinwesens an sich selbst führen musste. Rom konnte seiner inneren und äusseren Natur nach nur kriegerisch oder gar nicht bestehen. Ohne Gebiet, ohne Nahrungsmittel, ohne Weiber vielleicht, den Nachbarn ein Dorn im Auge, war friedfertige Entwicklung für Rom eine Unmöglichkeit. Anfangs unruhiger Geister im Innern voll, war das Schaffen eines Volkstypus, eines Nationalcharakters ein dringendes Gebot der Selbsterhaltung. Blinder Gehorsam, Mimicry [3]) und der — Krieg brachten auch diesen zu Stande. Im Kriege, der vor Allem die Völker aus ihrer geistigen Trägheit herausreisst und ihr völliges Versinken in apathischen Stumpfsinn verhindert,[4]) im Kriege, der einer der wichtigsten Culturhebel ist, stählten sich namentlich die Eigenschaften, deren Hervortreten den späteren Charakter der Römer so sehr auszeichnet [5]): Muth, Standhaftigkeit, Disciplin, Gottesfurcht und strenger Sinn für Gesetz und — so seltsam es klingen mag, für Recht. Wie Gehorsam mit Gottes-

---

1) R. Virchow, *Ueber italienische Craniologie und Ethnologie. (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie.* Berlin 1872. 8⁰ S. 32.)

2) Ueber die Nothwendigkeit des Despotismus für die sociale Entwicklung, sowie über die Relativität seiner Wirkungen siehe: Waitz, *Anthropologie der Naturvölker.* I. Bd. S. 442—445.

3) *Men are guided by type, not by argument.* (Bagehot. A. a. O. S. 90.) *Opinions were not formed by reason, but by mimicry.* (A. a. O. S. 95.)

4) Waitz. A. a. O. I. Bd. S. 422.

5) Bagehot. A. a. O. S. 74.

furcht in Verbindung steht, bedarf wohl keiner Erläuterung; schwerlich hat ein Volk seine Götter mehr gefürchtet als die Römer und und diese Angst hat einen mächtigen Antheil an der Grösse Roms.[1]) Aber die Furcht vor der Gewalt bildete auch das Rechtsgefühl, zuerst allerdings in der Form von Gehorsam vor dem Gesetze aus. Die erste Rechtsquelle der Urzeit war die Gewalt. Sie bestimmte, äusseren Umständen und den Racenanlagen der Völker entsprechend, was als Recht zu gelten habe. Mit anderen Worten das erste Gesetz war auch das erste Recht. Es gibt kein die Menschheit in ihrer Gesammtheit umspannendes Rechtsbewusstsein, keinen solchen umfassenden Rechtsbegriff. Die Rechtsanschauungen der heutigen Culturnationen treffen auf viele Naturvölker gar nicht zu und sind das Produkt einer späteren gemeinsam gearteten Civilisation. Das Gleiche gilt von dem Begriffe der Moral, die in vorhistorischen Zeiten und in der Urperiode Rom's, eben so unvollständig, eben so rudimentär war wie der menschliche Verstand[2]) selbst, der auf einem minder entwickelten Gehirne beruhte. Weil sie noch gar nicht bestanden, konnten moralische Rücksichten die ältesten Römer niemals von Kriegen abhalten, wozu äussere Verhältnisse drängten. Der Begriff des Raubzuges, und sicherlich waren dies die meisten kriegerischen uranfänglichen Unternehmungen, konnte unmöglich in einer Zeit entstehen, die kaum das Privateigenthum kannte. Mag auch die Epoche, welche, wie uns britische Rechtsgelehrte gezeigt haben, nur das gemeinschaftliche Familieneigenthum, nicht das Privateigenthum kennt, der Gründung Roms lange vorausgegangen sein, die Erinnerung daran lebte ersichtlich in jener Auffassung fort, die alles eroberte Land als Eigenthum des siegenden Staates, nicht der einzelnen Sieger betrachtete; aus diesem Gemeinland, Domäne *(ager publicus)* wurde dann erst das Privatlandeigenthum ausgeschieden, und dieses wiederum entweder verkauft oder verliehen *(assignatus)*.

Man sieht, Rom's Entwicklung war nur auf der durch die äusseren Umstände und seinen sich allmähig ausprägenden Volkstypus naturgemäss gegebenen Basis möglich, oder gar nicht. Die in der Urzeit im Kampfe um's Dasein von selbst nothwendigen Kriege nährten und entwickelten zugleich den kriegerischen Geist, mit dem das römische Volk als fertiger Typus in die Geschichte eintritt. Er war ein Erbtheil von früheren Geschlechtern, welches abzulehnen nicht in menschlicher Willkür liegt.

Eben so schwierig als der erste Schritt im Völkerleben, ist der zweite, der darin besteht den ersten wieder zu überwinden. Den ersten Schritt haben alle bis nun durchmusterten

---

1) Weiss, *Weltgeschichte.* I. Bd. S. 517.
2) Bagehot. A. a. O. S. 115.

Nationen gethan, den zweiten nur Wenige. Es giebt eine Zeit, und dies war der Anfang, wo Despotismus, Aberglaube, Gehorsam, Furcht nöthig, nützlich sind, die Völker zu stabilen Grössen zu stempeln; dann kommt aber eine Zeit, wo alles dieses eben so hinderlich wird, als es einst gut und zweckentsprechend war. Aus dem ersten Stadium in's zweite zu gelangen, das ist die Hauptsache. Den Römern gelang es, und zwar besser als den Griechen. Von gleich rohen Anfängen ausgehend, erklommen sie in weit kürzerer Frist ein gleiches Culturniveau. In höherem Masse als die Griechen nahmen sie — eine unerlässliche Bedingung — von den im ersten Stadium errungenen Eigenschaften das Vortheilhafteste in das zweite mit hinüber; ihr Charakter war ein festerer geworden. Vererbung und Variabilität sind die Bildner des Volkstypus; in den ersten Epochen ist das Vorherrschen der Vererbung, so zu sagen des conservativen „Princips" in der Natur, unerlässlich; fortschreiten können aber nur jene Völker, wo die Variabilität — das neuerungssüchtige Princip — hinzutritt. Von der mehr oder minder glücklichen Mischung beider Eigenschaften hängt die Entwicklung der Völker ab. Bei den Hellenen überwog die Variabilität unverhältnissmässig, daher das Unstäte, das rasche Uebergehen von einem Extrem zum anderen, welches sich in Charakter und Geschichte abspiegelt. Bei den Römern hingegen zeigte sich die Vererbung sehr zähe, und doch Variabilität genug, um keinen Stillstand zuzulassen. Die römische Entwicklung erfolgte daher regelmässiger, anscheinend langsamer, in Wahrheit aber rascher als jene der Griechen.

Diesen zweiten schwierigen Schritt, das Ueberwinden jenes ersten Gesittungsstadiums, wo Stabilität die Hauptsache und den Uebergang zu jenen, wo Variabilität das Nöthigste ist, vollzogen die Römer noch während der Königszeit und es ist erlaubt, die servianische Verfassung als den Ausdruck der umgestalteten Verhältnisse zu betrachten. Ich habe bei der Wichtigkeit und Nothwendigkeit der in den Augen der Gegenwart so verdammungswerthen Culturerscheinungen länger verweilt, weil nur ihr richtiges Verständniss die Erklärung der späteren Entwicklung ermöglicht. Ein einfaches Aburtheilen, ein Messen mit den Begriffen von Heute hat wissenschaftlich keinen Werth. Wollen wir die Morphologie der Cultur erfassen, so müssen wir uns die Zustände vergegenwärtigen, wo das schnurgerade Gegentheil der jetzigen civilisirten Anschauungen und Einrichtungen das allein Angezeigte, Brauchbare und Nothwendige war. Auf jenem Standpunkte sind dereinst alle Völker gestanden, und aus ihm heraus hat sich — aber nur bei Wenigen — auf natürlichem Wege gebildet, was unseren Culturbegriff ausmacht. In der Entwicklungsgeschichte der Gesammtmenschheit — und diese ist nie aus den Augen zu verlieren — ist nicht Fortschritt, sondern Stillstand die Regel. In vorgeschichtlichen Perioden muss es, selbst

bei Naturvölkern, unendlich viel Fortschritt gegeben haben, in historischer Zeit nur sehr wenig. Alles, was einzelne bevorzugte Völker und Racen bis zur Stunde erreicht haben, ist verschwindend gegen die Summe von Fortschritt, welche nöthig war, um die Menschheit auf jene gering geachtete Stufe zu heben, die uns als Ausgangspunkt für die Geschichte dient. [1])

Ausgerüstet mit dieser Erkenntniss stellt sich die Römergeschichte in wesentlich anderem Lichte dar, als manchem modernen Culturhistoriker. [2]) Schon in der arischen Urzeit erscheint neben dem König ein Rath (der Aeltesten, Senat) und die Volksversammlung. Auch die höchstgestiegenen Nationen sind über diese drei Elemente nie hinausgekommen und die ganze politische Entwicklungsgeschichte dreht sich um deren Wandlungen, Umbildungen. Die Geschichte des Römerthums ist zunächst die Geschichte der allmähligen Erweiterung des Volksbegriffes. Anfänglich überall in engherzigster Weise aufgefasst, indem er sich nothwendig auf die durchaus gleiche Abstammung, auf die Blutsreinheit beschränkt, woraus auch die Aristokratie ursprünglich hervorgeht, handelt es sich später in das „Volk“ auch Solche aufzunehmen, die von anderem Blute, durch ihre Abstammung nicht dazu gehören, nach den Anschauungen jener Zeiten also auch nicht berechtigt sind sich dazu zu zählen, denn das Recht schaffen, wie bemerkt, Jene, die die Gewalt haben. Ein besiegter Volksstamm ist daher völlig rechtlos, und ein solcher ist es zumeist, der in den Volksbegriff aufgenommen werden soll. Diese Ausdehnung des Begriffes und der damit verknüpften Rechte geschieht nur sehr langsam, sehr allmählig, wenn allmählig das Bewusstsein des Stammesunterschiedes zu verlöschen beginnt. Die anfangs streng verpönte, später aber nöthig werdende Blutsvermischung trägt dazu wesentlich bei. Allerwärts beginnt die Geschichte mit Monopolen, Privilegien und Bevorzugungen, um bei einigen, nicht bei allen Völkern mit allgemeiner, selbstredend relativer Gleichheit zu enden, denn absolute Gleichheit verwehrt die Natur. Allein auch diese relative Gleichheit ist nur das Werk langer, mühevoller Anstrengungen und Kämpfe; sie will erobert werden, oft mit den Waffen in der Hand. Denn das Gewähren liegt so wenig in der menschlichen Physis, so sehr ihr das Fordern instinktmässig ist. Bei diesem Processe eignet sich der Fordernde die Rechtsauffassungen des herrschenden Stammes an, d. h. er erstrebt die Gleichstellung in jenen bevorzugenden Normen, welche das ursprüngliche „Volk“ selbst entwickelt hat. Ein abstractes, absolutes Recht, ein angeborenes Rechtsbewusstsein, ein angeborener Rechtsbegriff existirt nicht. Was heute ethisch

1) Man vgl. hierüber das oft citirte Buch W. Bagehot's „*Physics and Politics.*“
2) Z. B. Hrn. Kolb.

genannt wird, kommt dabei nicht in Betracht. Unsere jetzige Auffassung verdammt z. B. die Sklaverei;[1]) die früheste Gesellschaft that dies nicht und konnte dies nicht thun; die Sklaverei hatte ihre rechtliche Begründung so sehr, dass Nichtberechtigung einer Volksclasse zum Sklavenhalten als Verkümmerung ihres Rechtes von ihr empfunden ward; ja selbst der freigegebene Sklave hätte es als Beeinträchtigung seines Rechtes gehalten, wäre ihm nun das Recht seinerseits Sklaven zu halten, verwehrt worden. Noch in der Gegenwart herrschen ähnliche Ideen bei manchen Völkern. Die feine Unterscheidung zwischen im Rechte sein und dabei Unrecht thun, ward weder damals noch bei solchen Völkern heute gemacht. Der moralische Rechtsbegriff ist erst sehr spät entstanden.

Der Kampf um die Volksrechte.

Damit ist der Zusammenhang zwischen der ethnischen Zusammensetzung der Völker und der Entwicklung freiheitlicher Ideen einigermassen angedeutet. Die unteren Volksschichten fragen nicht darnach, ob, was sie erstreben, moralisch Recht sei; es gibt kein Beispiel, dass ihnen je ein vorenthaltenes „Unrecht“ als solches gedünkt hätte, sobald sie die Möglichkeit wahrnahmen es gleichfalls zu erlangen, dass sie ein solches Recht zu erstreben abgelehnt hätten. Desgleichen haben die herrschenden Classen nie im Festhalten irgend eines Rechtes ein moralisches Unrecht erblickt. Trotzdem sind die Fälle häufiger, wo — freilich in Folge anderer Gründe — sich Besitzer von Rechtstiteln derselben anscheinend freiwillig begaben, als Jene des Verzichtes auf das Erstreben eines Rechtes. Der Kampf um deren Erweiterung oder die Entwicklung der freiheitlichen Ideen füllt also naturgemäss die Geschichte der römischen Republik, wie der griechischen Freistaaten aus. Hier wie dort war dieser Kampf und der endliche Triumph der Volkssache

---

1) Anlässlich meiner Erklärung, dass Sklaverei, Leibeigenschaft, Hörigkeit, Zunftzwang, Gesindewesen und freie Arbeit, in ihren Extremen so gewaltig verschieden, doch nur verschiedene Formen sind, unter welchen stets ein und dasselbe geschieht — die Arbeit, findet es Kolb (*Culturgeschichte*. II. Bd. S. 697.) oberflächlich „in dem Begriffe einer menschlichen Thätigkeitsäusserung die ganze Grundlage, die Wesenheit der Dinge zu suchen, wobei der gesammte Socialzustand nur als Form in Betracht kommen soll.“ Und was sind Socialzustände sonst, als Formen der Civilisation, die doch wieder nichts anderes ist als menschliche Thätigkeitsäusserung? „Allerdings,“ sagt Kolb, „haben sich die Naturgesetze nicht geändert, aber gerade nach Darwin liegt eben in diesen neben der Veränderung der Form, auch die Veränderung des Wesens.“ Gewiss, die Arbeit selbst ist aber eben Naturgesetz, ihr Wesen kann also nicht verändert werden. „Also nur um die Arbeit,“ sagt der genannte Autor ferner, „handelt es sich, auch bei der Sklaverei nicht auch noch um ganz andere Dinge, als da sind: Herrschaft, Gewalt, Verhöhnung der Menschenwürde?“ Da müsste denn doch wenigstens um eine genaue, wissenschaftliche Definition der „Menschenwürde“ gebeten werden.

eben so natürlich, wie bei Asiaten und Aegyptern undenkbar. In Hellas wie in Rom war die Entwicklung der Freiheitsidee eine aus der Natur der Dinge hervorgegangene Nothwendigkeit; ihr Gang aber bei beiden Völkern aus ethnischen Gründen verschieden. In Hellas entwickelte sich zwar die Freiheit nach idealen Begriffen, blieb aber selbst zur Zeit der geläuterten Demokratie auf das reine Griechenthum beschränkt; die schöngeistigen Bummler der Gymnasien haben es trotz aller Theorien nie so weit gebracht, Metöken und Periöken, von den Sklaven gar nicht zu reden, als ihres Gleichen, als gleichberechtigt anzusehen. Alle freiheitliche Entwicklung kam wohl dem Demos zu Gute, der Demos aber war noch immer ausschliesslich griechisches Volk, d. i. ein kleiner Bruchtheil der Gesammtbevölkerung, die in ihrer Mehrzahl Griechisch gar nicht als Muttersprache redete, für den der Kunst lebenden Hellenen aber die harte Arbeit verrichtete. Der griechische Demos war den Metöken und Periöken gegenüber immer eine Aristokratie. Anders in Rom; hier waren es eben jene Stämme, welche die Stelle der griechischen Metöken und Periöken vertraten, welche allmählig das römische Volk bildeten, erst schufen. Von ihnen ging hier das Streben nach Erweiterung der Rechte aus und sie erreichten auch ihr Ziel, nachdem in der That eine Verschmelzung der einst ethnisch verschiedenen Elemente zu einem einzigen Volke stattgefunden, die Erinnerung an diese einstigen Unterschiede im Volksbewusstsein verwischt, und Patricier und Plebejer wirklich als Mitglieder eines Volkes, als Repräsentanten eines Typus gelten konnten, ja sich thatsächlich dafür hielten. Denn so überwältigend ist die Macht dieser Idee, dass die blosse Ueberzeugung einer gemeinschaftlichen Abstammung gleichwerthig ist mit dieser Abstammung selbst, sind nur einmal die Spuren einer unvordenklichen Verschiedenheit verlöscht. Plebejer und Patricier in Rom waren nur mehr unverstandene Ruinen der einstigen Stämme, die Standesunterschiede archaistische Formen der Stammesunterschiede. Der römische Typus, im Zeitenstrome erst ausgeprägt, assimilirte zuerst sich, dann andere; so gelang eine ethnische Verschmelzung in Italien, wie sie in Hellas, wo selbst bei etwaigen Vermischungen stets der hellenische Nationaltypus wieder zum Vorschein kam, niemals stattgefunden hat, noch je stattfinden konnte. Die Verschmelzung der italischen Stämme hatte aber zur Folge, dass die Freiheitsidee dort grössere Fortschritte machte, tiefer in die Masse der unteren Volksschichten eindrang als in Griechenland.

Rom's fernere Geschichte bestätigt im Hinblick auf Hellas den Satz: *Si duo faciunt idem, non est idem.* In Beiden ging die Macht auf den Adel, nicht auf das Volk über, in Rom aber blieb dieses zuerst von allem Einflusse auf die Regierung noch mehr ausge-

schlossen als in Griechenland, war der Druck der Patricier noch härter. In Beiden dreht sich die fernere Entwicklungsgeschichte um den Streit der oberen Kaste oder der Patricier mit der niederen oder den Plebejern, ein Streit, der sich im Kreise der westarischen Völker mit naturgemässer Gesetzmässigkeit und regelmässig wiederholt. Seine Bedingungen ruhten meistens ursprünglich auf ethnischem Unterschiede. Was unter der Sonnengluth am Ufer der heiligen Gangâ, der erânischen Hochebene und des Nilthales die Bildung der Kasten veranlasste, leitete unter milderen Himmelsstrichen auch zu der gemilderten Form der Stände, denen unverkennbar die nämlichen Gesetze wie den Kasten zu Grunde liegen. Die Wesenheit ist dieselbe, nur die Form der Erscheinung verschieden. Diese Zustände waren in Rom weder „unnatürlich noch verwerflich,“ [1]) sondern mathematische Resultate natürlicher Factoren. Eben so wenig „übte der bezeichnete Ständeunterschied einen wahrhaft unheilvollen Einfluss auf die ganze Entwicklungsgeschichte der Römer,“ [2]) vielmehr darf eben dieser als Veranlassung der langen inneren Kämpfe gelten und den Letzteren verdankt das römische Volk zugleich sein ausserordentlich langes nationales Dasein, seine historische Grösse. In Griechenland war der Streit zwischen Hoch und Niedrig zwar früher entschieden, damit auch die nationale Existenz früher beendet. Bis zu den Perserkriegen stand Griechenland auf tiefer Culturstufe, so Rom bis zum Falle von Veji und dem Einbruche der Kelten, also bis durchschnittlich ein Jahrhundert später. Etwa um sechs Jahrhunderte aber überdauerte Rom, das Weltreich, die griechischen Duodezstaaten.

Der Streit zwischen Patriciern und Plebejern war in Rom ein langwieriger, in seinem Verlaufe, in seinen Zielen und Resultaten aber mit dem in Griechenland durchaus analoger; er gab sich kund durch Geltendmachen der Rechte der Plebejer an einem Antheile des durch ihre Tapferkeit eroberten Landes, durch Erzwingung des Valerianischen Gesetzes, durch Zulassung der Latiner und Hernicaner zu Bedingungen der Gleichheit, durch Uebertragung der Tribunenwahl von den Centurien auf die Tribus, durch Abschaffung des Gesetzes, welches die Ehe von Plebejern mit Patriciern verbot, und durch das schliessliche Zugeständniss der Aemter eines Consuls, Dictators, Censors und Prätors an die Plebejer. [3]) Wo immer noch dieser Streit entbrannt ist, hat er mit dem Siege der Volkssache geendet, welcher zugleich jener der Masse und der Kraft ist. Wie überall in der Natur triumphirt auch im Völkerleben die grössere Kraft, sei sie nun physisch, moralisch oder geistig. Masse ist

1) Kolb, *Culturgeschichte*. I. S. 262.
2) A. a. O. S. 261.
3) Draper. A. a. O. S. 185.

aber physische Kraft, also an sich schon *ein* Factor der Kraft überhaupt, wenn auch nicht der entscheidende, und der ganze Streit läuft auf den Kampf zwischen der thatsächlich im Volke verkörperten physischen und der intellectuellen Macht, in den höheren Ständen, Adel und Priesterschaft, concentrirt, hinaus. Nur dann fällt der Sieg, so lehrt die Geschichte, dem Volke zu, wenn es allmählig seine physische Kraft mit geistiger gepaart hat, wenn es dem Gegner geistig nahe gekommen, ebenbürtig oder gar überlegen geworden ist. Dann ist der Triumph der Plebejer *gerade so naturnothwendig* wie früher die Herrschaft, der Druck der Patricier; doch kann das Erwerben der erforderlichen geistigen Kraft nur sehr langsam geschehen und wird von den oberen Ständen im eigensten Interesse nach Möglichkeit verhindert. Je nach seiner natürlichen Begabung durchschreitet ein Volk die Phasen dieses Processes schneller oder langsamer; dies der einzige Unterschied. Je rascher es seine eigenen Interessen wahrnimmt, desto rascher, desto energischer wird es nach den geistigen Gütern trachten, die den Sieg ermöglichen. Es ist durchaus falsch, wenn ein blendender Redner enthusiastisch ausruft: „Die Geschichte der Menschheit ist ein stetiger Kampf zwischen „den *Ideen* und den *Interessen*; für den Augenblick siegen immer „die Interessen, für die Dauer nur die Ideen,“ [1]) denn die Geschichte der Menschheit ist von keiner wahrhaft grossen Idee noch erleuchtet worden, die nicht ein Interesse repräsentirt. Mit dem Siege einer Idee siegt allemal auch ein Interesse, oder mit anderen Worten, niemals würde eine Idee siegen, wären nicht an ihrem Siege Menschen interessirt. Auch die schrittweise Eroberung der Volksrechte in Rom weist nicht Einen Gedanken auf, dessen erlangte Realisirung nicht sofort in ein sehr wahrnehmbares, oft sehr materielles Interesse umgeprägt ward. Noch viel sichtlicher war dies in Griechenland der Fall.

So bietet denn die geschichtliche Entwicklung beider Nationen Analogien in Fülle; nur die Hellas so charakterisirende Tyrannis fehlt in Rom, und dabei zeigt sich wieder die Ueberlegenheit des praktisch erwägenden Geistes der Römer. Sie erkannten, dass Augenblicke im Völkerleben die Concentrirung aller denkbaren Gewalt in Eine Hand erheischen können und schufen die *Dictatur*. Den Römern hat diese gleich treffliche Dienste geleistet wie den Griechen die Tyrannis, nur, weil gesetzlich geregelt und im Vorhinein in der Dauer beschränkt, blieb sie ohne die Folgen, welche jene begleiteten. Nothwendig waren aber Beide; da die Erfahrung unwiderleglich darthut, wie die republikanische Theilung der Gewalten, der übrigens ein gut Stück menschlicher Eifersucht, Neides und Ehrgeizes zu

---

1) *Emilio Castelar's* Rede in den constituirenden Cortes von Spanien am 20. Mai 1869.

Grunde liegt, sich gegebenen Falles impotent erweist. Am klarsten zeigte dies die Epoche der römischen Decemviren, deren tyrannische Herrschaft, an Athens dreissig Tyrannen mahnend, lehrt, dass vor Bedrückung keine Regierungsform zu schützen vermag, der Druck einer Mehrheit aber noch unerträglicher ist als die absolute Willkür eines Despoten.

Die römischen Kriege und ihre Folgen.

In den inneren Streitigkeiten, auf dem Boden der römischen Republik natürlich hervorgesprossen, liegt auch der Ursprung der römischen Nothwendigkeit zum Kriege. [1]) Dem milderen, weibischeren Charakter der Griechen angemessen, führten sie dort nur zur Auswanderung und Colonienbildung. Bei dem langsamen Amalgamirungsprocesse nimmt die hohe Kaste an Zahl stetig ab, die niedere stetig zu. Der Druck der Patricier, vom Interesse dictirt, wächst eher als er sinkt. Aufstand ist die unvermeidliche Folge, auswärtiger Krieg die einzige Erleichterung. Je mehr der Operationskreis sich erweitert, erkennen beide Parteien ihr Interesse in einer herzlichen Verschmelzung auf gleichem Fusse und tyrannisiren, verbunden nach Aussen, [2]) genau wie die nach Freiheit lechzenden Republiken Griechenlands. Rom misshandelte seine Vasallen wie der Sitz der griechischen Freiheit, Athen, seine angeblichen Bundesgenossen; es war überall dasselbe Spiel: Jeder strebt nach möglichster Freiheit für sich, um desto besser über Andere herrschen zu können. Die Geschichte lehrt diese Wahrheit gleichmässig an den Massen wie an den einzelnen Individuen.

Mehr noch: die republikanischen Formen begünstigten den Krieg. Die Consuln, nur ein Jahr im Amte, drängten zum Kriege, dessen glücklicher Ausgang ihnen möglicherweise eine Wiederwahl brachte, denn auch sie stiegen nur schweren Herzens vom Herrscherstuhle; auch sie berauschte die Ausübung der Macht. Und dem Volke war der Krieg stets angenehm, willkommen, zumal man ihn nutzbringend zu machen verstand. Rom ohne Handel, ohne Kunst, lebte vom Krieg, musste davon leben, [3]) weil es nichts Anderes hatte. Dabei wuchs nicht nur die kriegerische Lust, es steigerte sich auch durch Vererbung die militärische Tüchtigkeit von Geschlecht zu Geschlecht. Der heftige Widerstand der Gegner stählte die römische Kraft, indem er sie zu langsamen aber beständigen Eroberungskriegen zwang. Nur so erlangte Rom die nöthige Stärke, um dann selbst dem Ein-

---

1) Draper. A. a. O. S. 185.

2) A a. O.

3) Montesquieu, *Considérations sur les causes de la grandeur des Romains et de leur décadence. (Oeuvres complètes.)* Paris 1866. 8⁰ I. Vol. S. 3.

falle der keltischen Gallier zu widerstehen. Ohne diesen Widerstand wäre Rom verloren, vernichtet, die erst in viel spätere Zeit fallenden Culturleistung der Römer unmöglich gewesen, der Culturgang der Welt in andere unberechenbare Bahnen gelenkt worden. Denn die hauptsächlichste Culturleistung der Römer besteht eben in der Eroberung. [1]) Wäre Rom nicht bis zum letzten Athemzuge ein wesentlich erobernder, wenigstens kriegerischer Staat geblieben, Niemand vermöchte zu sagen, welchen Gang die Entwicklung der Civilisation eingeschlagen hätte.

So war's denn ein Vortheil, dass das geographische Gebiet Rom's sich anfangs nur mit unendlicher Schwierigkeit ausdehnte. Erst nach der Eroberung von Veji, der wichtigen Etruskerstadt, deren Fall (um 396 v. Chr.) den Niedergang Etruriens bezeichnet, erlangte das römische Gebiet mit einem Male das Doppelte seines bisherigen Umfanges. Da kam der Einfall der Kelten, die Einnahme der Stadt durch die Gallier, ein Wendepunkt in der römischen Geschichte.

Die Gallier, ein Theil des grossen Keltenvolkes und des indogermanischen Stammes, welcher das nordwestliche Europa bewohnte, waren keine rohen Horden, sondern im Genusse ansehnlicher Culturhöhe. Sie besassen eine Hierarchie, das Druidenthum, und eine Religion voll grossartiger Anschauungen, waren wohlerfahren in den Künsten des Bergbaues und des Bronzegusses und zogen mit einem in allen Waffengattungen trefflich ausgerüsteten Heere zu wiederholten Malen über die Alpen. Freilich der etruskischen Civilisation kam jene der Kelten nicht gleich; dennoch schwand jene vor ihnen dahin, als sie sich in den Gauen Oberitaliens dauernd niederliessen. Der keltische Siegeszug nach Rom und die Einäscherung der Stadt, 390 v. Chr., die sich übrigens auf einige ärmliche Hütten beschränkte,[2]) brachen aber nicht den stolzen Sinn des römischen Volkes.

In ihren Wirkungen äusserten sich diese Ereignisse sehr ähnlich den Perserkriegen Griechenlands. Erst seit jener Zeit der Gefahr wurden sich die Römer ihrer Stärke bewusst, erwachte der Sinn für die gemeinsame Nationalität. Wie in Griechenland wurden hier die italischen Völkerschaften zu engerem Aneinanderschliessen gedrängt und wie jene Athens ward dadurch die Herrschaft Rom's über alle anderen begründet und befestigt. Eine weitere Folge war die endliche Zulassung plebejischer Consuln und Prätoren, und die sich der Vollendung nahende Demokratisirung des Staates, den man jetzt erst eine Republik zu nennen anfangen darf. Wohl währte es noch bis zum Jahre 286 v. Chr., ehe die Plebs vollständig siegte und stand, wo einst die Patricier gestanden; über den endlichen Aus-

1) Ueber die culturhistorische Stellung der Eroberung vgl. Frz. v. Holtzendorff, *Eroberungen und Eroberungsrecht.* Berlin 1872. 8° S. 10.

2) Montesquieu. A. a. O. S. 6.

gang des Kampfes konnte kein Zweifel mehr obwalten. Und so wie Hellas erst durch die Perserkrige zu Gesittung gelangte, so wie diese ihm die Schätze des Orients in den Schooss warfen und der plötzliche Reichthum eine unerwartete Culturblüthe entfaltete, ähnlich so in Rom, dem die Niederwerfung des an Cultur überlegenen Veji unverhoffte Schätze zuführte. Von nun an konnte Rom sich civilisiren, materiell und geistig emporsteigen. Auch im Heerwesen ging ein gewaltiger Umschwung vor sich. Veji's zehnjährige Belagerung, die Begegnung mit den tapferen Kelten liessen die bisherige Heeresverfassung als ungenügend erkennen. Nicht nur die äussere Bewaffnung ward geändert, es erhielten die Soldaten nunmehr auch Sold, bei der damals in Italien herrschenden ausserordentlichen Billigkeit völlig ausreichend bemessen. [1]) Nur mit besonderer Elasticität des Begriffes kann man von einem Milizheere in Rom überhaupt sprechen, wo von Anfang an der Krieg des Volkes einzige Beschäftigung, einziges Ziel, einzige Kunst, einzige Arbeit ausmachte. Und wie dieser die einzige Arbeit, so ging auch alle Arbeit auf den Krieg aus; jeder Einzelne ward für den Krieg erzogen und geschult, kriegerische Ehren für die Höchsten erkannt, die ganze Denkweise auf den Krieg gelenkt. [2]) Bürgerheere waren es wohl, weil jeder Bürger zugleich Krieger und zwar beständiger Krieger war, nicht aber Milizheere im modernen Sinne, die sich kaum für eine wirksame Defensive eignen. [3]) Im Gegensatze dazu waren die römischen Heere von Haus aus auf den Angriff berechnet und ausgebildet; [4]) die neue Reform, an Furius Camillus' Namen geknüpft, änderte den Aushebungsmodus der Reiterei und die Schlachtordnung mit der offenbaren Absicht, dem Bürgerheere noch höhere aggressive Verwendbarkeit zu geben.

Rom's Macht breitete sich bald über den italischen Süden aus, wo am Meeresgestade griechiche Siedlungen mit verlockendem Reichthume lagen. Frühzeitig mit eingebornen Stämmen Süditaliens vermengt, war das Volk Grossgriechenlands weit früher noch entartet, als die hellenische Heimat, hatten sich neben Intelligenz und höherer Bildung dort Luxus und raffinirte Ausschweifung breit gemacht.

---

1) Babucke. A. a. O. S. 8.

2) Siehe das Capitel *de l'art de la guerre chez les Romains* bei Montesquieu A. a. O. S. 6—10.

3) Siehe darüber den Bericht des eidgenössischen Obercommandanten General Herzog an den Schweizer Bundesrath über die Aufstellung 1870—71. Vgl. den Artikel „*Ueber Milizen*“ im „*Oesterr. Oekonomist.*“ 1871 No. 14 S. 187—188.

4) Kolb, *Culturgeschichte*. I. B. S. 274 will die römischen Heere als Milizheere betrachtet wissen. „Die entscheidende Nachhaltigkeit des letzten Systems erprobte sich auch hier“, nämlich in den Kämpfen gegen die „wohlgeübten Söldnertruppen“ des Epirotenkönigs Pyrrhus, meint der Autor, weil die römischen „Bürgersoldaten für ein Vaterland, für die eigene Familie, für den eigenen Herd kämpften.“ Alles dieses thaten sie aber auch, als sie bei Heraclea und Asculum geschlagen wurden, und gegen demokratische Republikaner zu Felde zogen, wofür nicht genug Worte des Tadels gefunden werden.

Ränkesüchtig und intrigant wie die Griechen alle, lebte Grossgriechenland in beständiger Befehdung von Stadt zu Stadt. Sybaris, das üppige, das weichliche, mit Corinth an die ärgsten Aussschweifungen der Wollust erinnernd, war schon 510 v. Chr. in einem Kampfe mit Kroton, dem sittenreinen, völlig zerstört, und dieses vermochte sich nur mit Mühe gegen die Angriffe der sicilischen Griechen zu schützen. Noch blühte Tarent, reich an Gütern und an Volkszahl, ein begehrliches Ziel, das aber den Römern erst nach langen Kämpfen, nicht ohne epirotische Kriegsschaaren auf italischem Boden zu sehen, nicht ohne von diesen wiederholte Niederlagen zu erdulden, zu erreichen vergönnt war. Doch hatten die lernbegierigen Römer dabei die Kunst Lager zu befestigen von ihnen erschaut und waren durch ihre Ausdehnung an's Meer mit den sicilischen Griechen und den afrikanischen Carthagern in Berührung getreten, die sich beide in den Besitz der getreidereichen Insel theilten; Jene sassen meistens im Osten, Diese mehr im Westen; insbesondere aber blühte unter der Herrschaft kunstsinniger Tyrannen das hellenische Syrakus, mit Athen fast in allen Stücken wetteifernd. [1])

Bekanntlich bedurfte es dreier anstrengender, wechselvoller Kriege, ehe Carthago, das meergebietende, gebrochen, vernichtet war. Die Geschichte dieser denkwürdigen Kämpfe, sie lebt in Aller Mund. Zweifelsohne stand Carthago, an materieller Cultur jedenfalls, selbst aber auch geistig weit voran; und dennoch, es unterlag. Warum? Zunächst war die Höhe seines commerciellen Einflusses seit der Gründung Alexandrien's schon wesentlich gesunken. Dann offenbarten sich die Folgen des Reichthums: neben hoher Gesittung eine ausgedehnte Corruption. Ist diese unter allen Umständen zersetzend, so sind ihre Wirkungen bei republikanischen oder gar demokratischen Staatsformen noch weit fühlbarer, gefährlicher als bei monarchischen. [2]) Unsere Kenntniss berechtigt zwar kaum, die carthagischen Einrichtungen für republikanisch oder demokratisch zu erklären. So weit nach Analogie zu urtheilen ist, gönnte ein Volk wie die Libyphöniker der Freiheit nur gerade so viel Raum, als die Entwicklung seiner Handelsthätigkeit erheischte; was dem Römer der Krieg, das dem Punier der Handel. War aber Karthago auch keine Republik, [3]) so hatte doch der geringe Spielraum für freiheitliche Ansätze in seiner äusseren Kraft ein Volk geschwächt, welches nicht einmal

---

1) Ueber Sicilien vgl. Adolf Holm, *Geschichte Sicilien's im Alterthume.* Leipzig 1870. 8⁰ 7 Karten. I. Bd. (reicht nur bis zum peloponnesischen Kriege). W. Wattkis Lloyd, *The history of Sicily to the Athenian War; with Elucidations of the Sicilian odes of Pindar.* London 1872.

2) Montesquieu. A. a. O. S. 13—14 hat dies sehr schön für Carthago gezeigt.

3) Draper. A. a. O. S. 186 glaubt an demokratische Formen in Carthago, nennt es aber eine politische Anomalie, wenn ein asiatisches Volk sich unter demokratische Formen stellt.

dieses geringe Maass vertragen konnte. Wie in anderen Handelsstaaten wurden seine Bürger nur mit Widerstreben Soldaten, daher es sich auf Soldtruppen stützen musste. Den entscheidenden Grund des Unterliegens der Carthager darf man mit Ihne wohl darin finden, dass die geographischen und ethnographischen Lebensbedingungen ihres Staatswesens ihnen die Aufstellung jener Bürgerheere, jener nationalen Legionen nicht gestatteten, die trotz aller verlorenen Schlachten, trotz der gänzlichen Unfähigkeit so vieler Feldherren, die unverwüstliche, auf die Dauer unbesiegbare Stärke der Römer bildete. Die handeltreibenden Bewohner des schmalen Küstenstreifens, von Wüsten und stammfremden, nie bezwungenen Völkerschaften umgeben, waren im Grunde niemals Herren im eigenen Hause und auf die Dauer einem Gegner nicht gewachsen, der aus den unbedingt gehorchenden Völkerschaften der compacten Ländermasse der italienischen Halbinsel nach jeder Niederlage immer neue Heere in's Feld führte. Und da Rom, obwohl weniger gesittet, Alles, was es gelernt, ausschliesslich für den Krieg verwerthet, so zu sagen sein gesammtes geistiges Capital in militärischen Meliorationen angelegt hatte, so musste auf die Dauer der arischen Kraft der Sieg verbleiben. Vergesse man endlich nicht, dass Rom noch den Schatz jener strengen kriegerischen Tugenden, jener einfachen Sitten, jener tiefen Religiosität hütete, das Merkmal niedriger Culturzustände, die mit höherer geistiger Entfaltung noch jedem Volke unwiederbringlich verloren gegangen sind. Und dass Rom diese Sitteneinfalt so lange sich erhielt, war eben eine Folge seines vielfachen beständigen Kriegführens, wodurch eine Reihe von „Tugenden“ — d. h. moralische (sittliche) Eigenschaften des Charakters, die sich im Kampfe um's Dasein von hervorragendem Werthe erwiesen, — gepflegt, ausgebildet, von Geschlecht zu Geschlecht vererbt, so zu sagen gezüchtet wurden. Zu diesen Tugenden darf man auch den Charakter allerniederträchtigster Rechtssophistik der Politik Rom's in auswärtigen Angelegenheiten rechnen. Verträge wurden umgangen, Unfriede und Misstrauen gesäet, mit Gewalt oder heimlich fremdes Gebiet annectirt; dazu kam die erbarmungslose Rohheit und Kälte der römischen Politik, das völlige Fehlen von Hochherzigkeit und jeder Ehrbegriffe. Nur Eigennutz, sei es von Staats- oder Privatwegen, war Motiv zu aller Handlungsweise; wie ein Volk von lauter Rittern und Edelmännern stehen die Carthager ihnen gegenüber. So ward das römische Volk gross und mächtig; aus Einer Stadt ein Weltreich, mächtiger als je eines vorher oder nachher; und nicht hervorragende „Tugenden“ in der gewöhnlichen Bedeutung hatten solchen Preis zur Folge, sondern trotz des moralisch und ideal so wenig hochstehenden Volkscharakters ward er erreicht. Moralische Eigenschaften, die man nimmer zu den „guten“ zu zählen pflegt, gaben im nationalen Kampfe um's Dasein, hier zum Kampfe um die Weltherrschaft erweitert, den Ausschlag.

„Das Gute und Böse, der Nutzen und Schaden, das Recht und Unrecht, das Wohl und Wehe vom socialen Standpunkte aus betrachtet, sie setzen sich aus einer bestimmten Zahl von äusseren Kundgebungen der Thätigkeit der einzelnen Glieder der Gesellschaft oder des ganzen Organismus zusammen. Nur dem Resultate dieser Gesammtwirkung können die allgemeinen Begriffe von Gut und Böse, von Nutzen und Schaden, Genuss und Leiden entsprechen. Sie sind nichts anderes, als verschiedenartige Zustände der menschlichen Gesellschaft von verschiedenen Gesichtspunkten aus betrachtet.“ [1])

Die punischen Kriege selbst brachten den Römern Lehren von äusserster Wichtigkeit. Sie wurden in der Achtung vor dem Werthe einer Seemacht bestärkt, lernten Schiffe zweckmässig bauen und regieren, Militärstrassen anlegen. Kaum waren Norditaliens Stämme in den Kreis der römischen Herrschaft hineingezogen, als sie eine Flotte auf dem Adriatischen Meere bauten und unter dem Vorwande die dort allerdings bestehende Seeräuberei zu unterdrücken, die Seemacht der Illyrier vernichteten. Und als es bald klar ward, dass die endliche Herrschaft auf dem Mittelmeere von dem Besitze Spaniens, des grossen Silber erzeugenden Landes, abhänge, da verursachte diese Nebenbuhlerschaft den zweiten punischen Krieg, [2]) an den sich der glänzende Name Hannibal's heftet.

Griechischer Einfluss in Rom.

Für den Culturforscher ist das V. Jahrhundert der Stadt eine hochinteressante Periode, denn damals begann sich der griechische Einfluss in Rom sehr deutlich fühlbar zu machen. Bekannt war die griechische Cultur den Römern wohl längst, zunächst durch die hellenischen Colonien Unteritaliens. Waren ja doch die Materialien zum Zwölftafelgesetz, dem legislatorischen Produkte des Decemvirats, aus Grossgriechenland und Athen (um 454 v. Chr.) zusammengetragen worden. [3]) Auch die in's IV. Jahrhundert der Stadt fallenden Feldzüge des makedonischen Alexander hatte Rom wohl beobachtet,[4]) doch mochte man dort mit Befriedigung wahrnehmen, dass er im fernen Osten hinlängliche Beschäftigung gefunden habe. Die geistige und moralische, oder wenn man will, sittliche Kraft des damaligen Rom rettete es in dem tobenden Kampfe der Leidenschaften, den der

1) P. L., *Gedanken über die Socialwissenschaft.* S. 33—34.

2) Draper. A. a. O. S. 186.

3) Sp. Posthumius, Serv. Sulpicius und A. Manlius wurden zu diesem Behufe nach Griechenland geschickt. Aber auch der aus seiner Vaterstadt vertriebene Hermodoros nahm an dieser Arbeit Theil. (Curtius, *Ephesos.* Berlin 1874. 8° S. 16.)

4) Die Behauptung des Titus Livius, dass die damaligen Römer keine Kenntniss von Alexander d. Gr. gehabt hätten, ist, wie mir dünkt, glücklich widerlegt von Prof. Fr. Dor. Gerlach, *Griechischer Einfluss in Rom im V. Jahrhundert der Stadt.* Basel 1872. 8°.

Untergang des persischen Reiches entfesselt hatte der und auch den Westen zu bedrohen schien. Für die Römer um so gefährlicher, als die neue Geistesrichtung im Gewande der höheren Bildung, der Cultur und Civilisation ihnen entgegengebracht wurde. Hatte Griechenland nur äusserlich durch Verkehr, Handel, Verfassung und Gesetz auf Rom wie auf Italien überhaupt eingewirkt, so sollte dies jetzt auch in geistiger Beziehung geschehen. Aber dieses Griechenland, welches jetzt Rom sich näherte, war das Griechenland des Verfalls, herabgesunken von seiner Grösse, von seinem einstigen Geistesadel. Einfach, genügsam, tapfer, arbeitsam, festhaltend an Sitte, Ordnung und Gesetz, die Leidenschaften unter der strengen Zucht eines Glaubens, der nahe an Aberglauben streifte, der Geist der Unabhängigkeit genährt durch das Bewusstsein angestammter Kraft, so standen vor den punischen Kriegen die Römer den verweichlichten Griechen gegenüber, welche die trutzigen Männer mit den Schmeichelkünsten feinen Lebensgenusses zu zähmen suchten.

Um so bemerkenswerther ist diese Haltung, als seit der Eroberung Veji's, der ersten Reichthumsquelle der Römer, bis zum ersten Punierkriege über 130 Jahre verflossen waren, in welcher Frist die Cultur mit ihren Verfeinerungen und sinnlichen Reizen sich genügend ausbreiten konnte. Dies geschah jedoch nicht. Die materielle Cultur der Römer war vielmehr im IV. Jahrhundert v. Chr. noch durchaus roh, Rom keine Stadt von Palästen, die Lebensgenüsse fast Null. Wer die republikanischen Tugenden und Sittenstrenge jener Epoche preist, darf nicht vergessen, dass bis zum ersten punischen Kriege man in Rom kein Brod, sondern nur Mehlbrei ass, und der Dictator wohl nackt vom Pfluge weg in die Schlacht gerufen wurde,[1] dass es bis zur Zwölftafelgesetzgebung keine Münze und bis zum ersten punischen Kriege nur das plumpe unbehülfliche *aes grave* gab.[2] Die kriegerischen Neigungen und Beschäftigungen drückten alles Uebrige in den Hintergrund; während in Griechenland die in den Perserkriegen gewonnenen Schätze alsbald die höchste Culturblüthe reiften, dauerte es in Rom lange, ehe eine Wirkung des Reichthums sichtbar ward, eine Folge des festeren römischen Charakters. Erst seit der Einnahme von Tarent hielt die innere Cultur der Römer mit dem Fortgange der äusseren Macht gleichen Schritt. Ihren Triumph über diesen Freistaat schmückten zum ersten Male kostbare Geräthe, Gemälde, Statuen und andere Kunstwerke von Gold und Silber und gelehrte griechische Sklaven. Das erplünderte edle Metall diente zur Prägung der ersten Silbermünzen, die griechischen Sklaven legten den ersten Grund zu einer besseren Erziehung und zu einer eigenen römischen Literatur. Denn nicht etwa bei der Nachbildung der

1) Roscher, *Ans. d. Volkswirthsch.* S. 455.

2) Vgl. Th. Mommsen, *Gesch. d. röm. Münzwesens.* 1860.

Vorbilder sind die Römer stehen geblieben, sondern, wie immer der Geist den Geist entzündet, so ist mit der Bewunderung fremder Trefflichkeit der römische Genius erwacht und hat in kühnem Aufschwung sein selbst gewähltes Ziel verfolgt, in neuen Schöpfungen sich versucht und seinen Erzeugnissen den Stempel der Mustergültigkeit aufgedrückt, welche die Weisheit des Alterthumes zum Gemeingute der späteren Geschlechter erheben sollte. Daher die einseitige Bewunderung hellenischer Kunst und Wissenschaft ohne Rücksicht auf die Arbeiten Rom's immer eine grosse Unsicherheit des Urtheils bekundet, welche die vollendete Ausbildung nicht mit der früheren Entwicklung in Einklang zu bringen weiss. So ist denn Rom ein zweites Vaterland für Kunst und Wissenschaft geworden. [1]) Im Jahre 513 der Stadt spielte Livius Andronicus sein erstes Lustspiel, 515 (239 v. Chr.) ward Ennius aus Calabrien, der erste römische Annalist in Versen, [2]) geboren, 534 kam der erste griechische Arzt, Archagatus, ein Wundarzt, nach Rom. Seit dem ersten punischen Kriege, der zum Schiffbau führte, nahmen die Gewerbe so zu, dass Gesetze, Manufacturen und Handel betreffend, erschienen, während früher nur Krieg und Ackerbau eines freien Mannes für würdig galten.

Der Ackerbau, dieser Grundpfeiler der materiellen Cultur, muss in Rom, wie in allen italischen Staaten, schon sehr früh ausgebildet gewesen sein, denn der Uebergang von der Weide zur Ackerwirthschaft fand schon zur Zeit der Italiker in der Halbinsel statt. Die Theilung des Grundeigenthums lässt sich in den frühesten Epochen nicht erkennen, doch ward vermuthlich die gesammte Mark gemeinschaftlich bestellt, und das Sondereigenthum bestand nur in Sklaven und Vieh. Schon die servianische Verfassung theilt indessen die Aecker und belasst nur die Weide, wie bei der Dreifelderwirthschaft in Deutschland, im ungetheilten Besitze der Gemeinde. Im Allgemeinen mag während der besseren Zeit Rom's der mittlere Grundbesitz die überwiegende Mehrheit gebildet haben. Der Ackerbau erreichte einen ziemlichen Grad der Vollendung, denn wir finden bei den Römern eine theoretische Behandlung desselben und das Berieselungs- und Drainirungssystem schon hoch entwickelt.

Dagegen waren Handel und Gewerbe im Vergleiche vernachlässigt, von den höheren Classen sogar verachtet; bei den kunstsinnigen Griechen erstreckte sich diese Verachtung gar auf jegliche Arbeit, selbst auf den Feldbau. Aehnlich war bei den Römern die Arbeit bis in ihre feinsten Schattirungen — Ackerbau ausgenommen — den Sklaven zugewiesen. Nicht blos die Gewerbe, welche politisch

---

1) Gerlach. A. a. O. S. 26—27.

2) Siehe über die Geschichtsschreibung: Franz Dorotheus Gerlach, *Die Geschichtsschreiber der Römer von den frühesten Zeiten bis auf Orosius.* Uebersichtlich dargestellt. Stuttgart 1855. 8⁰

eine nur untergeordnete Stellung einnahmen, wurden von Sklaven ausgeübt, sondern jede Art von Industrie, selbst die schönen Künste und die Wissenschaft. Die Aerzte der Römer, die Erzieher ihrer Kinder, Künstler, ja Dichter und Philosophen waren Sklaven.

Nicht anders stand es mit dem Handel. Wohl war es eines der Geheimnisse der Weltherrschaft, dass die Römer überall zuerst mit dem Baue von Kunststrassen begannen, welche einen regelmässigen Verkehr selbst der entferntesten Provinzen mit der Hauptstadt ermöglichen sollten, doch walteten dabei militärische Rücksichten ob. Dagegen gab es schon in frühester Zeit regelmässige Messen, auf denen Korn und Wein Unteritaliens mit dem Kupfer Etruriens vertauscht oder auch mit Sklaven bezahlt wurde. Dieser Verkehr fand statt noch vor dem Erscheinen von Hellenen in Italien. Auch scheinen schon damals die italischen Zahlzeichen und das Duodecimalsystem entstanden zu sein. Der Welthandel war jedoch von Anfang an den Phönikern und Hellenen, sowie deren Colonien zugefallen, welche vorzugsweise Activhandel trieben, während die Bewohner Italiens durchaus Passivhandel führten. Zweifelsohne wurden seit der ältesten Zeit Metallwaaren von Osten her eingeführt. Noch deutlicher zeigt sich die griechische Einfuhr und der griechische Einfluss in den Kunstsachen von Thon oder Metall. [1])

Ein bedeutender Umschwung der Dinge ging während der zwei ersten punischen Kriege, besonders aber in dem langen Zwischenraume vom zweiten zum dritten dieser Kriege vor sich. Ehe das Griechenthum durch die makedonischen Eroberungen über die halbe damals bekannte Erde zerstreut, mit fremden ihm mannigfach überlegenen Elementen in Berührung gebracht und so befruchtet worden war, hielt sich sein Einfluss auf andere Völker innerhalb bescheidener Grenzen. Seitdem aber Alexandrien zur Wissensmetropole sich erhoben, ward das Griechenthum eine geistige Macht, wie auf hellenischem Boden nie zuvor. Der Glanz des Museums, wo aufgespeichert, gesichtet und geordnet lag, was seit ungezählten Generationen der Geist aller Culturvölker an positivem Wissen erkannt, leuchtete um so heller, als ein solcher Sammelpunkt bisher gefehlt, als das Wissen sich bis dahin nicht seiner Macht selbstbewusst geworden. Jetzt konnte kein Theil der Culturwelt mehr, auch Rom nicht, den Strahlen sich entziehen, die am Nilesufer emporflammten. Und die Vorgänge in Rom selbst machten es immer geeigneter, die von auswärts gewaltsam herandrängenden civilisatorischen Eindrücke aufzunehmen. Nach den zwei punischen Kriegen und der Niederwerfung Makedoniens häufte sich am Tiberstrande der Reichthum, die Grundbedingung zu jeglicher höheren Culturentwicklung. Tausende von Talenten, 10,000 aus Carthago, 10,000 aus Makedonien, 15,000

---

1) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 28—30.

aus Syrien, 1000 aus Aetolien waren in Rom zusammengeflossen; dazu der Ertrag der spanischen Silberminen, die fortlaufenden Renten aus Campanien, die Zehnten aus Sicilien und Sardinien, die Tribute der eroberten Länder. Der Reichthum ist aber eine Quelle nicht nur der Gesittung, sondern auch der Macht. Rom, mächtig schon durch die eigene Kraft, ward doppelt mächtig durch den Reichthum. Der Machtbesitz leitet aber, die Geschichte der griechischen Cultur hat es deutlich gelehrt, unfehlbar zum Missbrauch, bei Staaten, Völkern und einzelnen Individiuen. So wie früher Rom seine moralische Macht missbraucht und durch physische Gewalt die Nachbarvölker unterjocht hatte, so missbrauchte es nunmehr die Macht seines Reichthumes, um desto ungehinderter den kriegerischen, anererbten Neigungen die Zügel schiessen zu lassen. Die assimilatorische Kraft des römischen Volkstypus hatte mittlerweile die geknechteten, mehr oder minder verwandten Stämme Italiens aufgesogen, die ganze Halbinsel romanisirt, zu Einem Volke gemacht, das fortan dem Impulse der Hauptstadt folgte. Die Römer waren nicht nur ein mächtiges, sondern auch ein grosses Volk geworden, dessen Masse allein schwer in die Wagschaale fiel. Diesem Volke genügten nicht mehr die kleinen Ränke der alten sittenstrengen Römer, es trieb nunmehr Politik im Grossen, es begann Staaten zu zerrütten, um sie zu schwächen; die gesammelten Reichthümer leisteten hiebei die trefflichsten Dienste. Der fälschlich den Jesuiten zugeschriebene Satz „der Zweck heiligt die Mittel“, dem schon die Hellenen gehuldigt, erfuhr in noch nicht dagewesenem Umfange praktische Anwendung. Carthago's Zerstörung, jene von Corinth und damit die Eroberung Griechenlands, die Annektirung Spaniens, fanden fast gleichzeitig statt.

Die Cultur der Republik.

Der Abschnitt vom Jahre 140 v. Chr. bis zur Errichtung des Cäsarenthrones in Rom gehört zu den allerdenkwürdigsten in der Geschichte der menschlichen Cultur. Wie mit Zauberschlag ersteht in Rom ein Zeitalter der Geistesblüthe und gewaltiger Machtanschwellung nach aussen, neben bodenloser innerer Zerrüttung und tiefer Demoralisation nach innen, [1]) ein Zeitraum, in seinen wesentlichsten Erscheinungen völlig analog jenem, der in Griechenland dem peloponnesischen Kriege folgte und der makedonischen Eroberung voranging. In der That waren bei beiden Völkern die nämlichen Gesetze wirksam.

In dem Maasse als sich Italien mit der griechischen Cultur befreundete, nahm die moralische Kraft ab. Lange, länger denn andere

---

1) Goldwin Smith, *The last Republicans of Rome.* (*English Essays.* I. Bd. S. 5.)

hatte der starre Charakter der Römer Stand gehalten gegen die Versuchung; endlich unterlag er. Die Mehrung des positiven Wissens, wie sie von Alexandrien ausging, machte für feinere Lebensgenüsse empfänglich und das Einströmen des Reichthums bot die Möglichkeit für dieselben. Durch die ganze Menschheit, durch alle Geschichte hindurch lässt sich verfolgen, wie vermehrtes Wissen gesteigerte Lebensanforderungen nach sich ziehe. Auf tiefster, wenn man will, bescheidenster Stufe steht der verkrüppelte Australier von George's Sound, der kaum das Bedürfniss von Wohnung und Kleidung kennt. Je gesitteter — und Gesittung ohne geistige Ausbildung, ohne Wissen ist undenkbar — je gesitteter sage ich, ein Volk, d. h. je mehr und je intensiver positives Wissen in den Massen des Volkes verbreitet ist, desto höher seine materiellen und geistigen Lebensansprüche. Beide zu befriedigen ist Reichthum, nämlich allgemeine Wohlhabenheit, unbedingt nöthig. Art und Weise, wie diese Wohlhabenheit erworben wird, sind gleichgültig für Kunst und Wissenschaft, die unter allen Umständen dabei gedeihen, nicht aber für die Entwicklung der socialen Zustände. Da gedeiht nur jener Reichthum, den Arbeit erworben hat; der mühelos zusammengescharrte Reichthum hat das hellenische Volk zu Grunde gerichtet; in Rom war's nicht anders; auch hier führte er zur Corruption, zur Demoralisation. [1])

Doch verständigen wir uns zunächst über den Begriff der Demoralisation. Die Naturgeschichte der Menschheit in den verschiedenen Epochen ihrer Entwicklung, — und als solche kann man die Culturgeschichte sehr wohl bezeichnen [2]) — zeigt dieses Schauspiel wiederholt fast stets unter ähnlichen Umständen. Jedes Volk besitzt einen, ihm allein eigenthümlichen Nationalcharakter, aus der Summe seiner moralischen Eigenschaften bestehend. Es gibt nun keinen Nationalcharakter mit nur sogenannt guten oder nur sogenannt schlechten oder bösen Eigenschaften, sondern jeder ist eine Mischung von beiden, und blos die Verschiedenheit der Mischung bedingt die Verschiedenheit des Charakters. Diese mehr oder minder glückliche Mischung von Eigenschaften ist, so wie die geistige Begabung, wieder im tiefsten Grunde bedingt durch die Racenanlage, die in unvordenklicher Zeit bei der Racenbildung vor sich ging und unveränderlich ist. Wir besitzen kein Beispiel davon, dass ein Volk je seine Racenanlage verändert hätte; wohl aber ist sein erst später, bei der Differenzirung der Racen zu Völkern hinzugetretener Volkscharakter [3]) innerhalb einer gewissen Spielweite der Veränderung fähig. Eine solche Veränderung des Volks- oder Nationalcha-

---

1) Goldwin Smith. A. a. O. IV. Bd. S. 6.

2) Bruno Meyer, *Culturgeschichtliche Literatur.* (*Deutsche Warte.* IV. Bd. (1873) S. 359.)

3) Siehe hierüber Fried. Müller, *Allgemeine Ethnographie.* S. 5.

rakters ist nun die Demoralisation.[1]) Diese Veränderung geht in der Weise vor sich, nicht etwa, dass eine neue böse Eigenschaft zu dem Volkscharakter hinzukäme, sondern dass gewisse der schon vorhandenen Eigenschaften, über oder unter das Maass ihrer ursprünglichen Mischung verschärft oder abgeschwächt, stärker hervor- oder zurücktreten. Bekanntlich entspricht jeder Tugend ihr entgegengesetztes Laster, beide die Extreme einer und derselben moralischen Eigenschaft, ähnlich wie Aberglauben mit Glauben, Gebrauch mit Missbrauch im Grunde zusammenfällt. Eine solche Verschiebung der den ursprünglichen, normalen Charakter bildenden Mischung ist das Werk der Corruption oder Demoralisation.

Im römischen Volke kennzeichnete sich die Demoralisation durch das Zurücktreten jener Eigenschaften, auf welchen seine frühere Grösse beruhte; mit dem Reichthume schwand die Arbeitslust und stieg die Habsucht, schwand die Rechtlichkeit und Ehrlichkeit, schwand die Keuschheit, stieg die Sinnenlust. Seit den ältesten Zeiten hatte freilich in Rom die geheiligte Prostitution geherrscht [2]) und sogar zu allgemeinen Festtagen, den Lupercalien [3]) und Floralien [4]) Anlass gegeben, auch waren dem die mannigfachsten Formen annehmenden Venusculte zahlreiche Tempel errichtet. [5]) Selbst anständige Damen scheuten sich nicht, dem verwandten Priapusdienste obzuliegen. [6]) Doch scheinen Venus und Priap in der Königszeit noch nicht göttlich verehrt worden zu sein. [7]) Etwas später hatte die gesetzliche Prostitution begonnen und begreiflicherweise grosse Fortschritte gemacht, je mehr Bevölkerungsziffer und Reichthum der Einwohner stiegen. Bereits waren die Wirkungen des Reichthums auch im Unterschleife öffentlicher Gelder durch die Scipionen zu ersehen. Im höchsten Grade verderblich ward aber die Niederwerfung Griechenland's. Bei der im alten Hellenenlande weitverzweigten Corruption hatten hier die römischen Waffen leichtes Spiel, sie lernten aber dabei den raffinirtesten Luxus, die ausgesuchtetsten Ausschweifungen von Angesicht zu Angesicht kennen. Inmitten des allgemeinen öffentlichen Jammers schwelgten die Griechen jener Zeit in den üppigsten Genüssen, in den scheusslichsten Lastern. Korinth stand damals mehr noch als Athen an der Spitze dieser Civilisation, worin die Hetären das grosse Wort führten. Die Rückwirkung, die der Anblick eines Landes, wo die Sittenverderbniss schon seit Jahrhunderten mit allen Lastern wüthete,

---

1) Nicht jede Veränderung des Volkscharakters ist Demoralisation, aber jede Demoralisation ist eine Aenderung des Nationalcharakters.

2) Dufour, *Hist. de la prostit.* I. Bd. S. 283.

3) A. a. O. S. 285—286.

4) A. a. O. S. 287—289.

5) Z. B. *Venus Volupia, V. Salacia, V. Lubencia.* (A. a. O. S. 289—290.)

6) A. a. O. S. 296.

7) J. A. D...... (Dulaure), *Des divinités génératrices ou du culte du phallus chez les anciens et les modernes.* Paris 1805. 8° S. 131.

auf die Römer üben musste, blieb nicht aus. Mit der griechischen Cultur drang auch griechichische Corruption, griechische Feilheit in's Volk. Bald zählte Rom mehr öffentliche Mädchen als Athen oder selbst Corinth.[1]) Die Selbstthätigkeit nahm ab; der Ackerbau, bisher die Stütze des Staates, verlor an Ansehen und ward den Sklaven überlassen. Bei dem grossen Reichthume des Staates hatte der Census längst aufgehört, jedem Bürger eine jährliche Abgabe aufzulegen; man suchte Aemter, um sich zu bereichern; die zur Vollendung gelangten demokratischen Formen leisteten dabei den möglichsten Vorschub. Die Volkstribunen corrumpirten das Volk;[2]) mit der Raubsucht der Magistrate wetteiferte die Habsucht der reich gewordenen Landeigenthümer. Der hohe Werth, den das edle Metall in der Schätzung der Römer seit der Bekanntschaft mit Griechenland bekommen, machte sie darnach unersättlich. Consule, Prätoren und Feldherren plünderten in den Provinzen; drei Jahre währte am längsten ihre Amtsdauer und sie dachten, wenn die Plünderung gut sein solle, müsse sie auch rasch sein;[3]) den Magistraten in Rom und in den Provinzen war alles Heilige feil. Die meisten dieser Würdenträger waren aus der freien Wahl des souveränen Volkes hervorgegangen; diesem aber musste schon 150 v. Chr. die *Lex Calpurnia de repetundis* die Erkenntniss über Criminalverbrechen, seiner Bestechlichkeit wegen, abnehmen. Dabei wurden die reichen Privatpersonen immer reicher und es mussten Gesetze, fruchtlos natürlich, gegen den Luxus erlassen werden; die Behandlung der Sklaven war eine grausame; in ganz Italien, besonders auf Sicilien, wimmelte es von Leuten, die das Kriegsglück, ihrer edlen Geburt und Erziehung ungeachtet, in Sklavenstand geworfen hatte. In Rom selbst hatte sich die Lage der Einwohner binnen einem Jahrhundert völlig umgekehrt. Man zählte noch vor 50 Jahren gewöhnlich 300,000 Bürger, jetzt, durch die Freilassung so vieler Sklaven, unter der Firma des Namens ihrer Herren, als ihre Clienten und ein Theil ihrer Familie zu dem Range der Bürger gekommen, gegen 400,000. Schon seit der *Lex Hortensia*, *Publilia* und *Mania* (286 v. Chr.) war der Sieg der Plebs vollständig. Patricier und Plebejer in Rom und in den Municipalstädten theilen daher die Würden ohne Unterschied, doch unter grossem Einflusse mächtiger Familien und des Reichthums. Zwischen beiden Ständen hatten sich, durch eine bestimmte Vermögenssumme bezeichnet, die Ritter als Mittelstand eingeschoben, die sich, ohne an den Ehrenstellen Theil zu nehmen, mit Handel, Pachtung und Geldgeschäften abgaben. Diese ganze Gesellschaft war durchaus demoralisirt; die römische Aristokratie berauscht, un-

1) Dufour. A. a. O. I. Bd. S. 335.

2) Montesquieu. A. a. O. S. 40

3) Eine treffliche Schilderung der republikanischen Wirthschaft in den Provinzen siehe in: *Caesarian Rome. (Edinburgh Review.* Jänner 1869 No. 263 S. 81—83.)

ersättlich, unwiderstehlich, der frühere Mittelstand verschwunden; es gab nur noch einen üppigen Adel und einen teuflischen Pöbel. [1]) Aus Letzterem bestand der grösste Theil der Bürger; wie der Adel durch den Reichthum, so ward der Pöbel durch die Armuth corrumpirt. [2]) Denn die Ansammlung von Reichthum schwächte die Kaufkraft des Geldes und allgemeine Theuerung der Lebensmittel, die erwiesenermassen mit der Strenge eines Naturgesetzes stetig fortschreitet, [3]) machte sich fühlbar. Dem Hunger der Armen musste der Staat durch häufiges Austheilen von Getreide abhelfen, weil in Italien kein Raum mehr zur Pflanzung neuer Colonien übrig war, dabei die aus den eroberten Ländern hieher versetzten Sklaven die Latifundien vermehrten und die Fruchtbarkeit des Bodens verminderten.

Es giebt Schriftsteller, naiv genug zu wähnen, das Volk, dessen tiefe Gesunkenheit sie nicht zu läugnen vermögen, könne durch Einzelne, deren gebührend zu gedenken vergessen werde, in seinen elenden Zustand gestürzt worden sein, [4]) als ob ein solches Werk je ohne active Betheiligung einer grossen Majorität des Volkes gelingen könnte. Sicherlich zählt jedes Volk in seiner Mitte einzelne Schwache und Schlechte. Sache der Völker aber ist es, diesen Einzelnen Widerstand entgegenzusetzen, was in der That bei Völkern bemerkbar ist, wo die corrumpirenden Einflüsse von einer kleinen Fraction ausgingen; umgekehrt aber, wo sie von der Mehrheit ausgehen, dort ist die Corruption überhaupt schon vorhanden. Alle Versuche Einzelner prallen wirkungslos ab, wo die Massen nicht die gehörige Geneigtheit zeigen. Damit er aufgehe, muss der Same auch auf fruchtbares Erdreich fallen; im Guten wie im Schlechten sind es stets die Völker in ihrer Gesammtheit, welche wie das Lob so auch den Tadel verdienen, wenn man nicht, wie hier geschieht, jeden Zustand einfach als eine nothwendige Folge der Volksentwicklung erkennt. Die Geschichte der Corruption zeigt übrigens, dass diese immer den Weg von unten nach oben und dann erst umgekehrt von oben nach unten nimmt. So in Hellas, so auch in Rom.

Doch war um diese Zeit ganz Italien schöner als vor und nach derselben angebaut, das ganze Land glich einem durch Dörfer und Städte abwechselnd unterbrochenen, mit Strassendämmen durchschnittenen Lustgarten: [5]) ein herrlicher Anblick der vollendeten

---

1) Draper. A. a. O. S. 187 und *Caesarian Rome*. A. a. O. S. 80.

2) Montesquieu. A. a. O. S. 44.

3) Fr. X. Neumann, *Die Theuerung der Lebensmittel*. Berlin 1874. 8° S. 42.

4) Kolb, A. a. O. I. S 297. 288.

5) Die römische Campagna war aber schon damals wie heute fiebergeschwängert, nicht erst in Folge der päpstlichen Herrschaft, wie in dem demokratischen Wiener „Tagblatt" vom 1. Juni 1874 zur Erbauung der Leser versichert wird. Schon Cicero baute seine Villa in das hochgelegene Tusculum, wo auch jetzt keine Malaria weht. Die Ursachen der Malaria gehen bis in die letzten Jahrhunderte der Republik hinauf, als der freie ackerbauende Bauernstand immer mehr vor den Latifundien zusammenschmolz. Vgl·

Cultur! Die zahlreichen über ganz Italien verbreiteten Colonien hatten auf dem Lande den Ackerbau zu hoher Vollkommenheit, in den Städten Gewerbe, Handel, alle Künste der Industrie und des Friedens zu schönster Blüthe entfaltet; zu ihrer Unterstützung hatte die Hauptstadt eine Menge öffentlicher Werke angelegt, grosse Marktplätze und Wasserleitungen, gepflasterte Wege und Landstrassen zur leichteren Communication, Werke, die bei dem praktischen Sinne der Römer zwar meist Nutzen im Auge hatten, der Culturverbreitung aber nicht geringere Dienste erwiesen als die Prachtwerke eines Phidias oder Praxiteles. Von den Bedürfnissen eines cultivirten Landes hatte sich übrigens der seit der Rückkehr der Armee aus Kleinasien (187 v. Chr.) und der Bekanntschaft mit der Ueppigkeit der griechischen und asiatischen Länder entstandene Luxus zum Ueberhandnehmen der Weichlichkeit und Ueppigkeit in der ganzen Lebensweise, der Tafelfreuden, die schon in der letzten Zeit der Republik einen starken Anflug von Bestialität bekamen,[1]) der Pracht der häuslichen Einrichtung, zur Aufführung von Tempeln und Theatern, Privatpalästen und Landsitzen gewandt, die anfingen die in unermesslicher Menge in Hellas geraubten Kunstwerke zu verschlingen; und wo noch etwa Plätze leer blieben, sorgten die Künstler, welche Eroberung und Verarmung nach Rom getrieben, für ihre Ausfüllung. Den griechischen Künsten zog griechische, richtiger alexandrinische Wissenschaft sammt dem ganzen Gefolge griechischer Laster, welche sich ja auch in Aegypten eingenistet hatten, nach, wesshalb man kurz vor dem Falle Corinth's alle griechischen Grammatiker und Rhetoriker aus Rom verwies. Gleich darauf erweckte aber die Ankunft dreier athenischer Gesandten, die mit der ihrem Volke eigenen geschwätzigen Beredsamkeit Reden aus dem Stegreife hielten, Geschmack an derselben, und der lange Aufenthalt der 1000 achäischen Geisseln, worunter mehrere Gelehrte, Schätzung gelehrter Kenntnisse. Die Zerstörung Corinth's überschwemmte Rom mit Sklaven und seitdem war der griechischen Literatur der Eingang in Rom völlig frei. Die römische Erziehung war nun griechisch; man las Dichter, Redner und Philosophen der Griechen, übersetzte und ahmte zuerst ihre Werke in den schönen Redekünsten, bald darauf auch ihre Philosophie in lateinischer Sprache nach, die erst um jene Zeit zu grösserer Feinheit sich herausbildete; noch hatten die grossen Heroen der lateinischen Literatur nicht gelebt und der assimilirende Charakter der Römer eignete sich leicht ein fremdes Idiom an. Beklagt sich

---

Nuova Enciclopedia popolare italiana. Torino 1857. Vol. IV. S. 219—220. L. Friedländer, der an einer Stelle seiner *„Darstellungen aus der Sittengeschichte Rom's"* (I. Bd. S. 9) die Campagna gesund nennt, gedenkt bald darauf (A. a. O. I. Bd. S. 31) der weltbekannten Ungesundheit der Lage Rom's, wo das Fieber „zu allen Zeiten" endemisch gewesen. Am ausführlichsten behandelt diese Frage Bunsen im I. Bde seiner *Beschreibung der Stadt Rom.*

1) *Der Tafelluxus im römischen Alterthume.* (*Ausland* 1858. S. 487.)

doch Appian darüber, dass die Söhne der Römer in Afrika eher Punisch als Lateinisch lernten.

Unter diesem äusseren Glanze, diesem Wachsen geistiger Thätigkeit wucherte indess im Stillen das sociale Uebel des Sklaventhums.[1]) Die eroberten Länder wurden entvölkert und die geistige Ausbildung der Jugend den gelehrten Sklaven anvertraut. Die colossalen Massen der Fremdlinge konnten natürlich nur durch drakonische Gesetze in Gehorsam erhalten werden; Sklavenarbeit war thatsächlich billiger als Thierarbeit, nährte aber zugleich jene völlige Verachtung des Handels, welche die Römer beseelte, förderte nach jeder Richtung jene unglaubliche Corruption auch im Geldwesen,[2]) in welcher der Jugurthinische Krieg nur dazu diente, für den Augenblick eine unvermeidliche Explosion hinauszuschieben. Den Sklavenaufstand in Sicilien veranlasste die unsägliche Härte der Herren gegen die Sklaven, deren Loos, seitdem sie allein den Feldbau zu besorgen hatten, desto drückender geworden; er schloss angeblich mit Vertilgung einer Million solcher Fremdlinge, die in Menge zur öffentlichen Belustigung den wilden Thieren in der Arena vorgeworfen wurden. Es folgte auf dem Fusse der Aufstand der italienischen Verbündeten oder der Bürgerkrieg, in welchem die Nebenbuhlerschaft des Marius und Sulla Rom mit Metzeleien erfüllte.

Niedergang der Republik.

So war das Volk der Römer an jenen Punkt gelangt, wohin die vollendete Entfaltung der reinen Demokratie früher oder später noch jedes Volk gedrängt hat — zum Bürgerkrieg. In Hellas währte der Krieg von Staat zu Staat, bei der lächerlichen Kleinheit der territorialen Verhältnisse ein Krieg von Stadt zu Stadt, so zu sagen vom peloponnesischen Kriege an bis die starke Faust der römischen Demokratie dem hellenischen Skandale ein rasches Ende bereitete; sie selbst aber bot nur kurz nachher kein erbaulicheres Schauspiel. Erst in der neueren Zeit sind wieder demokratische Formen zur Geltung gelangt, stets aber in der nämlichen Begleitung des Bürgerkrieges. Die erste französische Republik eröffnete den Reigen. In den spanischen Republiken Amerika's ist er fast permanenter Zustand, und seitdem der letzte König von Spanien verzichtet hat, das europäische Mutterland zu regieren, lodert er auch dort in hellen Flammen. In den Vereinigten Staaten Amerika's wüthete er volle vier Jahre und

---

1) Eine gute Schilderung des Sklavenwesens der Römer in der Zeit von 100 v. Chr. bis 100 n. Chr. siehe bei John Bower, *The history of ancient slavery.* (*Mém. anthrop. Soc.* II. S. 388—400.)

2) Vgl. O. Clason, *Das Gründerwesen im alten Rom.* (*Mag. f. d. Lit. d. Ausl.* 1873. No. 18. S. 268—271.)

selbst der friedlichen, schweizerischen Eidgenossenschaft blieb ein Sonderbundskrieg nicht erspart. Gewiss ist man nicht verlegen für jedes dieser Ereignisse eine besondere Ursache aufzufinden, übersieht aber die Regelmässigkeit des Endresultats im Zusammenhange mit der Demokratie. Nicht etwa, dass Bürgerkriege nur in demokratischen Staaten vorkommen können oder vorgekommen wären, nur so viel steht unwiderlegbar fest, dass das demokratische „Princip", weil es eben nur ein von Menschen aufgestelltes Princip, kein Naturgesetz ist, nicht das Vermögen besitzt die Schäden der Gesellschaft zu bannen oder gar zu verringern. Ja, bis zu gewissem Grade werden diese sogar gesteigert; in Monarchien sind z. B. Bürgerkriege die Ausnahme, in Republiken die Regel. Und dass sie es sind, ist eine logische Folge des Entwicklungsganges der Republik, je mehr diese sich den demokratischen Formen nähert. Wenn wir anerkennen, dass der Staat ein Naturprodukt, die Gesellschaft ein realer Organismus ist, so wird uns auch das Erscheinen der Republik und ihrer Entwicklung zur reinen Demokratie bei gewissen Völkern aus inneren Nöthigungen vollkommen verständlich, nicht minder aber die Nothwendigkeit ihrer Consequenzen. Rom ist hiefür ein beredtes Beispiel: obwohl Republik, obwohl Demokratie befand es sich nunmehr im Kriege nach innen wie nach aussen. Kein monarchischer Staat der Welt hat jemals so zahlreiche und kostspielige Kriege geführt als diese Republik, keiner ist durch innere Kämpfe tiefer zerwühlt worden als sie, in keinem endlich ist im Allgemeinen die Lage des Volkes eine so traurige gewesen als in ihr. Denn gerade wie in der Gegenwart das Volk der amerikanischen Universalstaaten wenig mehr denn „Stimmvieh" *(voting cattle)* ist, so war auch bald das Volk in Rom jeder politischen Bedeutung bar; dem Namen nach ruhte die Macht beim Volke, der That nach beim Senate, das heisst der Versammlung der geistig und materiell Reichen und Mächtigen. Und dass es so gekommen war, das lag in dem Entwicklungsgange der Demokratie vollkommen begründet, und das richtige Geständniss, die Verfassung Rom's sei für eine einzelne Stadt, nicht für ein Weltreich geschaffen gewesen, [1]) genügt allein, die Unzulänglichkeit dieser Staatsform für grössere Völkercomplexe darzuthun. [2])

Den alten Senat hatten die Plebejer seinerzeit aller Macht völlig beraubt und damit den Hemmschuh beseitigt, der wie ein Moderator die heftigen Pulsschläge des Volkslebens im Staate regulirt. Der gesetzliche Moderator war aufgehoben, es musste nun ein anderer geschaffen werden. Die Plebs hatte freilich den alten Adel gezwungen, sich mit ihr zu verschmelzen, dadurch aber wurden nicht die

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 300.

2) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 84: *Her municipal constitution was unequal to the burden of an Empire.*

Patricier zu Plebejern, sondern die Plebejer zu Patriciern einer neuen Gesammtart. Nun war beider Adelsarten Interesse dasselbe: nämlich Abwehr der eindringenden Demokratie und Demagogie. Das wirkliche Volk, die Masse war dadurch in eine gegnerische Stellung zu dem neuen Gesammtadel gekommen, dessen Herrschaft nur noch viel stärker, viel drückender ward als die des alten; der Tyrann muss eben immer schärfere und gewaltsamere Mittel anwenden, als der legitime Fürst. So hatte naturgemäss die Demokratie selbst dem Volke das Joch auf den Nacken gedrückt, welches zum unendlichen Elend des souveränen Volkes, zur Massenarmuth führte. Und als endlich an der Zwingburg des Adels zu rütteln begonnen wurde, trat an Stelle der egoistischen Herrschaft einer Classe die ebenso gefährliche Herrschaft eines Individuums. Auf die Einzelheiten des langen Kampfes zwischen Marius und Sulla, die Jeder in seiner Art das Volk bedrückten, hier näher einzugehen ist nicht der Ort. Der Vernichtungs- und Existenz-Kampf zwischen Adel und Volk war ausgebrochen und ununterbrochen fortgesetzt mit dem schrecklichsten Auf- und Niederwogen, unter Mord und Brand und jeder Gesetzlosigkeit, bis der ganze Staat, bis beide Parteien sich verblutet hatten und der letzte grosse Demagoge endgiltig seinen Fuss auf den Nacken des weltbeherrschenden Volkes und der Welt selbst setzte. Augustus, der Kaiser, war das Ende der Entwicklung, das natürliche Ende einer natürlichen Entwicklung. Sein Sieg war der grösste Segen für die Cultur und die gerechte Strafe für alle politischen Vergehungen des eigenen Volkes. [1])

Blicken wir zurück auf die Entwicklungsgeschichte der Römer vom Ende der punischen Kriege bis auf Cäsar, so ist dies die Periode, wo Rom sich die Schätze der ausländischen Cultur materiell und geistig vollständig aneignete, zugleich aber auch die Periode seines unzweifelhaften inneren Zerfalls. Der Niedergang des römischen Volkes beginnt nicht erst mit dem Cäsarenthume des Augustus, er hatte längst begonnen u. zw. seit Einführung der reinen Demokratie. Nachdem einmal dieses Ziel jahrhundertelangen Strebens erreicht war, konnte das Volk in seiner Entwicklung nicht stehen bleiben. Nimmer ist es dem Menschen gegeben sich in der Gegenwart befriedigt zu fühlen, stets umschweben ihn noch weitere Ziele, und den Völkern geht es wie den Individuen. Der Augenblick, wo nach heutigem Urtheile die Demokratie ihre höchste Vollendung in Rom erreicht hatte, 286 v. Chr., schien den Römern von damals dies nicht zu sein; sie sahen noch ein weiteres, besser dünkendes Ziel, dem nunmehr ihr Streben galt. Damit schossen sie über das wahre Ziel hinaus,

---

1) Oktavius Clason, *Das Herrenhaus im alten Rom. (Magazin f. d. Lit. d. Ausl.* 1873. No. 4. S. 50—51.)

die weitere Entwicklung der Demokratie war Entartung, die nothwendig zu deren Untergang führen musste. So war es auch in Griechenland gewesen. Die Völker meinten weiter zu schreiten, unterdessen schritten sie zurück, waren von ihrem Culminationspunkt schon wieder herabgesunken. Dieser Culminationspunkt war für die Hellenen das Perikleische Zeitalter, für das römische Volk, die Zeit nach dem zweiten punischen Kriege, als die Eroberung des Ostens begann. Wenige Jahre vor dem ersten punischen Kriege war die Unterwerfung von ganz Mittel- und Unteritalien vollendet, wobei es sich um ethnisch mehr oder minder verwandte Stämme gehandelt hatte; nach dem zweiten Punierkriege erfolgte jene des keltischen Nordens, eines zwar entfernten aber doch noch verwandten Volkselements. So weit konnte der Verschmelzungsprocess zu einem, den altrömischen Typus in seinen hauptsächlichsten Zügen bewahrenden Volksganzen vor sich gehen. Von dem Augenblicke als die Römer über den italischen Boden hinaus griffen, besonders seitdem sie dem Osten sich zuwandten, war der Untergang des römischen Volkes besiegelt; keine Institutionen, demokratische oder andere, vermochten ihn mehr aufzuhalten. Die innige Berührung mit dem Osten hatte die Cultur nach Griechenland geleitet und das hellenische Volk dabei zersetzt. So auch in Rom.

Rom und Griechenland sind beide unwiderlegbare Zeugnisse dafür, dass Cultur und Volksthum nicht zusammenfallen. In Hellas stieg die Cultur auch nach der Perikleischen Periode unbezweifelt, das Griechenthum war eben so entschieden im Verfalle; zur Zeit der makedonischen Eroberung war die Cultur, geistig und materiell, geringer als zur Zeit des Falls von Corinth, und doch um wie viel tiefer stand das Volksthum zu letzt genannter Epoche! Auch in Rom trieb in der Periode des Volksverfalls die Cultur ihre üppigsten Blüthen. Es ist heutzutage schwer, ein Gemälde zu entwerfen von dem Zustande der Römer in jener Zeit. Von den Gracchen an ist die Geschichte Rom's nichts als eine kaum unterbrochene Reihe von Umwälzungen. [1]) Das gesellschaftliche Gebäude war eine eiternde Masse von Fäulniss. [2]) Kein Verbrechen, das die Annalen menschlicher Bosheit aufzuweisen haben, blieb unvollbracht, gewissenlose Morde, Verrath an Eltern, Gatten, Weib, Freund, Vergiftungen systematisch betrieben, Ehebruch, in Blutschande ausartend, und Verbrechen, welche keine Feder niederzuschreiben vermag. Die Frauen höherer Stände waren so lasterhaft, geil und gefährlich, dass die Männer nicht gezwungen werden konnten, Ehen mit ihnen zu schliessen; Heiraten wurden durch Buhlschaften ersetzt, selbst Jungfrauen

1) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 80. — Der Autor glaubt, dass sich für diese Zustände im letzten Jahrhundert der Republik wohl kein Vertheidiger mehr finden werde. S. 79.

2) Draper. A. a O. S. 191.

begingen unbegreifliche Schamlosigkeiten, hohe Staatsbeamte und Damen kamen in gemeinschaftlichen Bädern zusammen und ergötzten sich an nackten Schaustellungen. [1] Mitten im Bürgerkriege aber erstanden nicht nur Rom's erste Prachtgebäude, wie der Wiederaufbau des capitolinischen Jupitertempels durch Sulla, die ungeahnte Pracht der Landsitze, zu welchen Lucullus das Beispiel gab, sondern die einheimischen Künste und Wissenschaften begannen jetzt erst das Haupt zu erheben. Gerade wie in Hellas das Erstehen der Wissenschaft nicht mehr der eigentlichen republikanischen Entwicklung zu Gute kommt, erblühte in Rom die Poesie trotz der socialen Scheusslichkeiten der Republik. Volle Entfaltung sollte der römischen Cultur aber erst unter dem Kaiserreiche beschieden sein, gerade wie erst die makedonische Eroberung dem Hellenismus zu seiner Weltbedeutung verhalf und auf dem fremden Boden Aegyptens eine sich griechisch nennende Wissenschaft schuf.

So wie ich bisher die Entwicklung der Zustände im römischen Volke geschildert, ist nirgends Unnatürlichkeit wahrzunehmen, einer war vielmehr mit logischer Nothwendigkeit aus dem anderen hervorgewachsen. So entfaltet die Knospe zur Blume sich, die anfänglich weithin lieblich duftet und in Farbenfülle prangt, dann aber allmählig welkt und geruchlos, wenn nicht ärger, noch eine Zeit lang am Stiele hängt, ehe sie zu Boden fällt. Und Blühen, Welken und Abfallen sind nur verschiedene Stadien der Entwicklung, welche das Blumenleben durchlaufen muss. Rom war längst in das Stadium des Welkens getreten. Die Dinge gingen von selbst ihren unvermeidlichen Gang. Cäsar, ein glücklicher Soldat, war Herr der Welt. Wie die Dinge lagen, war es klar, dass das zerfressene, in der eigenen Corruption erstickende Institut der Republik verschwinden musste, und es war ganz gleichgültig, wer es beseitigte; hätte Cäsar es nicht gethan, eine andere Hand hätte sich dafür gefunden. [2] Den besten Beweis für diese Ansicht mögen Jene, welche an die Nothwendigkeit des Unterganges der Republik nicht glauben wollen, welche darin ein willkürliches Eingreifen eines Einzelnen erblicken, [3] in dem Umstande erkennen, dass der Dolch des Brutus einen Mann entfernte, die Thatsache aber bestehen liess. [4] Der Beruf der Re-

---

1) A. a. O. S. 192.

2) Montesquieu, A. a. O. S. 46. 50.

3) Kolb, *Culturgeschichte*. I. S. 313—329.

4) „Die Ermordung Cäsar's gibt Kolb (A. a. O. I. S. 325) Gelegenheit" — so schreibt mir Hr. H. Becker (A. a. O.) — „die noch nicht untergegangene republikanische Bürgertugend zu lobhudeln. Wir haben nichts dagegen einzuwenden, wünschten aber doch Aufklärung über gewisse damit verknüpfte Umstände zu erhalten. Hr. Kolb selbst kann nicht läugnen, dass die republikanische Partei, die Cäsar ermordete, sich in einer entsetzlichen Minderheit befand. Aber wenn sie dies war, wie stimmt dann seine Belobung dieser That mit dem Principe, dass in einem demokratisch-republikanischen Gemeinwesen der Wille der Mehrheit der Staatsbürger Gesetz sein müsse? Wie kann

publik war erfüllt; nicht vorzeitig trat sie vom Schauplatze ab.[1]) Und dass sie abtrat, war eben so wohl eine Nothwendigkeit als ein Glück für die Cultur.

Schriftsteller, kühler Erwägung unzugänglich und gerne mit vorgefassten Meinungen und „Principien" an die Beurtheilung culturgeschichtlicher Vorgänge herantretend, ersinnen alle erdenklichen Gründe, um zu zeigen, dass die Republik als solche keine Schuld treffe an dem Gang der Dinge, und härmen sich über den Untergang dieser Schöpfung. An der Hand der natürlichen Entwicklungsgeschichte erkennt man jedoch, dass Regierungsformen vom Volke, nicht umgekehrt bedingt werden, dass die Republik dem römischen Volke ihre Grösse, nicht dieses seine Grösse der Republik verdankte. In der Zeit des Zerfalles bestanden von einer Republik längst nur mehr die leeren Formen, aus denen der Geist entflohen, weil die Entwicklung es mit sich bringt, dass jede Institution nur eine gewisse Frist in

---

Hr. K. die gewaltsame Auflehnung einer unbeträchtlichen Minderheit (in der That nichts weiter als eine Clique) gegen den die Herrschaft Cäsar's, wie die Thatsachen zeigen, unbedingt und freudig unterstützenden Willen der Massen des (im heute so beliebten Gegensatz zur Aristokratie) wahren Volkes rechtfertigen? Ist dies nicht ein Versuch schnöder „Vergewaltigung" der ungeheuren Mehrheit, deren Vertreter der ermordete Cäsar war, durch eine geringe Minderheit?

„Hr. Kolb" — schreibt mein Amerikaner in seiner drastischen Weise — „weiss nicht Worte genug zu finden, um seinen Abscheu vor der Anarchie, Brutalität, Rechtsunsicherheit, Rohheit, Blutgier und allgemeinen Fäulniss jener Zeit auszudrücken. Hat aber Cäsar oder Augustus diesen Zustand geschaffen? . . . . Dass die „hervorragenden" Vertreter der römischen Literatur den Sturz der Republik beklagten, ist gegen seine zweckmässige Nothwendigkeit durchaus kein Einwand. Es wird zu jeder Zeit und überall Leute geben, die die bestehenden Zustände tadeln, so lange bessere gedacht oder auch nur geträumt werden können, und ist diese Erscheinung durchaus kein Beweis dafür, dass zur betreffenden Zeit solche eingebildete bessere Ordnungen auch wirklich möglich sind . . . . Hr. K. sagt (A. a. O. I. Bd. S. 326) die Phrase: „Der Freistaat war nicht lebensfähig" findet ihre Begründung zuletzt immer wieder in dem Umstande, dass die Verfassungsform eben thatsächlich gestürzt ward. Allerdings, und eine bessere Begründung zu finden ist überhaupt unmöglich. Was lebensfähig ist, besteht, und was untergeht ist eben desshalb selbstverständlich nicht lebensfähig. Wenn der kranke Mensch, den Hr. Kolb zur Stütze seiner Ansicht einführt, in einem Hospital seine Lebensfähigkeit wieder gewonnen, sie aber unter den Händen des Raubmörders mit dem Leben zugleich verloren hätte, so ist das Letztere, der Möglichkeit des Ersteren ungeachtet, nichtsdestoweniger eine Thatsache. Und der Raubmörder bedarf einer Rechtfertigung dieser Thatsache nur desshalb und nur dann, wenn die stärkere Gesellschaft ihn beim Kragen kriegt und im Interesse ihrer lebenden Mitglieder (nicht in dem des Ermordeten, der weil er todt ist, überhaupt kein Interesse mehr hat) processiren. Die Thatsachen der Geschichte bedürfen aber eben so wenig einer Rechtfertigung, als der Baum einer Rechtfertigung bedarf, weil er die Masse seines Stammes als gemeines Holz und nicht als edles Marzipan entwickelt. Des Botanikers Aufgabe ist es zu ergründen, warum und wie sich die Holzsubstanz bildet, und die des Geschichtsforschers besteht darin die Ursachen der Erscheinungen, wie sie sich vollzogen haben (nicht wie sie sich nach den Einbildungen dieser oder jener in willkürlicher „Freiheit" schweifenden Privatphantasie hätten vollziehen sollen!!), aufzuklären." — So weit der amerikanische Kritiker.

1) Draper. A. a. O. S. 188.

ihrer Reinheit bestehen kann. Die Ausschreitungen der römischen Demokratie hatten schnurgerade zur Vernichtung der Demokratie geführt, die selbst in die Grube fiel, die sie der Nobilität gegraben. Die Republik hatte ferner die Eroberungslust, diese angererbte Ueberkommniss früherer Geschlechter, im römischen Volke nicht erstickt, im Gegentheile wuchs dieselbe immer mehr und mit ihr naturgemäss die Ausbildung des Heeres. Bis auf Marius war das römische Heer geblieben, was es unter Camillus geworden. Tiefgreifende Reformen im Heerwesen hängen aber stets mit politischen Neugestaltungen zusammen, werden nicht durch Laune und Belieben eines Einzelnen veranlasst, sondern entstehen so zu sagen von selbst, wenn das Gefühl von der Unzulänglichkeit der bisherigen Form stark genug geworden ist und sich Bahn bricht. [1]) So ist die Heeresverfassung ein Ausdruck, eine Folge der socialen Verhältnisse, wenn auch eine Rückwirkung im umgekehrten Sinne nicht ausbleibt. Das in erschreckender Weise vermehrte Proletariat, allgemach eine Macht im Staate, veranlasste die Umwandlung des römischen Heeres in ein Söldnerheer unter Marius. Es war die Zeit, wo der Krieg zu einer Kunst erhöht und zu einem Handwerke erniedrigt wurde. Das Söldnerheer wurde freilich eine furchtbare Waffe in der Hand jedes Ehrgeizigen, der Geld und Geschick genug besass, sich ihrer zu bedienen, allein ohne frühere Entwicklung des Proletariates wäre es nie möglich gewesen. In ihrer Gesammtheit und in ihrem Ineinandergreifen drängten die Umstände gebieterisch zur Vernichtung der längst und factisch schon ausser Cours gesetzten republikanischen Formen, und wer sich gegen diese Erkenntniss sträubt, muss seine Einwendungen stets an „Wenn“ und „Aber“ knüpfen, die allemal wieder andere „Wenn“ und „Aber“ voraussetzen. Allerdings, w e n n gleich von Anfang an her die Dinge eine andere Wendung genommen hätten, richtiger, w e n n die Römer nicht eben die Römer gewesen wären, so hätte die Republik fortdauern können. Derartige müssige Speculationen sind aber für culturgeschichtliche Zwecke durchaus werthlos.

Ist nun keine Ursache dem Tode der Republik eine Zähre nachzuweinen, so besteht auch keine, ihre Nachfolger zu schmähen. [2]) Nicht Cäsar mordete die Republik, erwürgte die Freiheit, diese hatten längst an sich Selbstmord begangen. Hohnlachende Gewalt und heimlicher Betrug, Unehrlichkeit mit politischem Pathos, Corruption und Egoismus bis in die höchsten Regierungskreise, die hungernde, schreiende und zu jeder Ungesetzlichkeit bereite Menge, die knirschenden Sklavenmassen, die in einem Riesenaufstande die Existenz Rom's in Frage stellten und Italien gänzlich verwüsteten — da war es freilich eine Erlösung als mit dem straffen Militaris-

1) Babuke. A. a. O. S. 16.
2) Z. B. Kolb.

mus[1]) des römischen Kaiserthums persönliche Sicherheit und Ordnung zurückkehrte.[2]) Als in Rom ein Cäsar erstehen konnte, waren dort die Dinge eben so weit gediehen wie in Griechenland als dieses dem fremden makedonischen Eroberer zur Beute fiel. Der römische Staat war damals *aux abois* und wäre wie Hellas einem fremden Eroberer unterlegen, wenn es einen mächtigeren Staat als Rom zu jener Zeit gegeben hätte. Was Rom in seinem staatlichen Bestande erhielt, war eben, dass es damals nach aussen der mächtigste Staat der Welt war. So konnte die Macht an keinen Fremden, wie in Griechenland an Alexander, sondern musste an einen Bürger dieses Staates selbst fallen. Lediglich seiner Machtausdehnung, d. h. seinen militärischen Erfolgen verdankt Rom, dass es noch ein halbes Jahrtausend hindurch die erste Rolle in der Culturentwicklung der Menschheit spielte, dass es nicht gänzlich abtrat vom Schauplatz der Geschichte, so wie nach Alexander Griechenland, dessen Cultur sogar eine neue Heimat aufsuchte. Gleichwie Hellas aber erst so zu sagen nach Vollendung seines staatlichen Daseins die der allgemeinen Cultur nützlichsten Blüthen auf Alexandrinischem Boden trieb, so fallen die gewaltigen Culturleistungen der Römer erst in die nachrepublikanische, in die cäsarische Zeit. Und gleichwie die Cultur der hellenischen Freistaaten trotz ihrer Höhe, da sie den Begriff der Forschung noch nicht kannte, von eben so geringem Werthe geblieben wäre wie jene der Assyrer und Perser, ohne die Alexandriner, welche zuerst forschten und in Folge dessen auch die geistigen Schätze der früheren Jahrhunderte bewahrten, hat auch die römische Demokratie nur für sich, für die Nachwelt aber nichts geleistet. Dies that erst das kaiserliche Rom.

---

1) Dies ist natürlich eines der vielbeliebten Schlagwörter, womit in der Gegenwart so viel Missbrauch getrieben wird. Sehr richtig sagte desshalb der liberale Abgeordnete Dr. Völk in der Sitzung des bayrischen Landtages vom 7. Juli 1874: „Das Wort Militarismus wird desshalb mit so besonderer Vorliebe angewendet, weil man sich in der Regel nichts dabei denkt. Ich werde desshalb erst dann auf diesen Begriff näher eingehen, wenn man mir eine Definition davon gegeben hat.“ (*Allg. Zeitung* No. 190 vom 9. Juli 1874. S. 2963.)

2) O. Clason im *Mag. f. d. Lit. d. Ausl.* 1873. No. 18. S. 271.

Die römische Welt.

Die Aufgabe des Cäsarismus.

Da keine Parteirichtung der Gegenwart hier die Feder führen soll, so wird mir eine Abhandlung über das beliebte Schlagwort „Cäsarismus“ hoffentlich erlassen bleiben. Eine Betrachtung der Cultur in ihrer natürlichen Entwicklung kann ein System weder verhimmeln noch verunglimpfen. Cäsarismus ist eine Culturphänomen, wie Republik, Despotie, Monarchie, Aristokratie, Timokratie, Demokratie und Tyrannis; sie alle haben unbezweifelte Vorzüge und eben so schwere Nachtheile im Gefolge, sie alle sind existenzberechtigt und stellen sich als naturgemässe Entwicklungen, als Nothwendigkeiten dar. Nach dem Sturze des Königthumes war die Republik in Rom eben so nothwendig als natürlich; die weitere Entwicklung der Republik führte aber mit unerbittlicher Consequenz zum Cäsarismus. [1]) Thatsächlich hatten Marius und Sulla schon Cäsar gespielt und die Triumviren waren eigentlich drei schwächere Cäsaren, aus deren Händen die Macht halb unvermerkt in den Schooss eines Einzigen glitt. Die düsteren Wirkungen des Cäsarismus sind grössentheils Folgen dieser früheren Zustände; so beginnt z. B. die Entvölkerung Italiens schon mit Sulla. Der Cäsarismus vermochte keine neuen Zustände zu schaffen, weder im Guten noch im Bösen, war er doch selbst erst ein Ergebniss der jüngsten Vergangenheit. Und es spricht für die Gesetzmässigkeit dieser Erscheinung, dass gewitterschwangere Zeiten im richtigen Augenblicke stets den richtigen Mann gebären. So fand Griechenland Alexander, Italien Cäsar, Frankreich Napoleon I. Es ist zwar unzulässig, die Dinge, welche den Cäsarismus in Rom ermöglichten und nothwendig machten, mit späteren Ereignissen in Parallele zu stellen, denn die damalige Situation, das damalige Zusammentreffen von Umständen ist niemals

---

1) Zu diesem Schlusse führt auch die sehr ruhig und verständig gehaltene Prüfung der Weltlage in dem Aufsatze *Caesarian Rome. (Edinburgh Review.* Jänner 1869. No 263.)

so wiedergekehrt, [1]) allein so oft Aehnliches nothwendig ward, so oft hat es ähnliche Dienste erwiesen. Unbesonnene verlangen [2]) von der Herstellung der monarchischen Verfassung eine Wiedergeburt des römischen Volkes und Reiches, allein ein solches Ding wie eine Wiedergeburt gibt es in der ganzen Natur bekanntlich nicht; es ist nur hohles Schlagwort. Völker und Staaten sind Naturprodukte, entstehen, wachsen, altern und sterben wie die Individuen, werden daher eben so wenig wiedergeboren, wie diese. Kein System vermag solche Wiedergeburt zu vollbringen; daher eine Regeneration des sittlichen Lebens völlig undenkbar; Alles was ein System vermag, beschränkt sich auf Erhalten für eine längere oder kürzere Zeit. So können gewisse Vorsichtsmassregeln eines Greises Leben stunden, fristen, Heilmittel momentane Krankheit heben, endlich verfällt der Körper doch dem unerbittlichen Naturgesetz. Heilen, die zerrüttete, tiefkranke Gesellschaft reconstruiren und möglichst lange erhalten, dies war die alleinige Aufgabe des Cäsarismus; er hat sie glänzend erfüllt. Die Geschicklichkeit des Architekten bewährte sich an der Dauer des Gebäudes. [3]) Es ist seltsam, die Geschichte des kaiserlichen Rom so darzustellen, als ob Volk und Staat stets am Rande des Abgrundes geschwebt hätten, [4]) während Beide fortlebten ein halbes Jahrtausend lang, um endlich eines vollkommen natürlichen Todes, an ethnischer Auflösung — Blutzersetung — zu sterben.

Jedes System, jede Regierungsform muss nun zunächst mit den vorhandenen sittlichen Elementen rechnen und diese nehmen, wie sie sie findet; der Cäsarismus, eine Nothwendigkeit erst nachdem die guten sittlichen Elemente abhanden gekommen, konnte gar keine „sittliche“ Basis besitzen; er tritt stets als Erbe der Republik auf, deren ganzes sociales Vermächtniss hier in ausgebrannten Schlacken bestand. Er erstand in Rom, als eine That unbedingt nothwendig war und eine schlechte That immerhin besser ist als gar keine. Dies erklärt seinen Erfolg und warum die glänzenden Worte eines Feigling's wie Cicero in den Wind gesprochen blieben gegenüber dem energischen Handeln eines Cäsar. Es ist kein leeres Wort, das „Gesellschaft retten“, das „Ordnung machen.“ Sicherlich war dieses Geschäft ein blutiges, die Herstellung der „Ordnung“ nur auf Kosten mancher zuwiderlaufenden Interessen möglich; der Begriff Ordnung ist ja streng genommen zuerst Gehorsam [5]) und diesen hatte das damalige Geschlecht gänzlich verloren. Ist Ord-

---

1) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 86—88.

2) Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 363.

3) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 88.

4) Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. an vielen Orten.

5) John Stuart Mill, *Considerations on representative Government.* London 1867. 8° S. 8.

nung weder Zweck der Regierung noch selbst eine Criterium ihrer Trefflichkeit, so ist sie doch eine ihrer wichtigsten Bedingungen.[1] Ordnung musste um jeden Preis hergestellt werden, und dies that der Cäsarismus. Da nun es unmöglich ist, wie ein berühmter Denker unwiderleglich dargethan, in socialen oder politischen Dingen Maassnahmen zu treffen, die nur auf Ordnung oder nur auf Fortschritt abzielen, indem was das Eine, auch Beide fördert,[2] so ist auch in dem Ordnung um jeden Preis schaffenden Cäsarismus ein fortschrittliches Moment nicht zu verkennen. Die Zeit heidnischer Ritterlichkeit war vorüber, Heroismus war nicht mehr am Platze, aber die Zeit des Organisirens war gekommen,[3] und nicht mit der sentimentalen, sondern mit der praktischen Seite der Frage hat man es zu thun.[4]

Das bei Griechenland von den politischen Parteien Gesagte gilt auch hier. Dass nicht Alle mit der neuen Wendung zufrieden, am wenigsten die Republikaner, richtiger Anarchisten — denn wahre Republikaner von echtem Schrot und Korn gab es nur sehr wenige mehr — bedarf keiner Versicherung. Der den Menschen beseelende Oppositionsgeist mag oft zu gegnerischen Demonstrationen Anlass gewesen sein, Ausschlaggebend blieb, dass sich die Massen dem neuen Systeme zuwandten, welches sie durch Interesse fesselte. Und es ist nicht zu läugnen, dass die neue Ordnung an sich einen neuen Aufschwung ermöglichte, der auch den unteren Volksmassen zu Gute kam. Rühmend hebt man hervor, dass während der langen Dauer eines halben Jahrtausendes republikanischer Verfassung in Rom bis gegen Ende auch nicht einmal ein Versuch zur Wiederherstellung der Monarchie in dieser oder jener Form gemacht worden.[5] Wahr ist jedoch dasselbe auch von dem fünfhundertjährigen Kaiserreiche; es gab Verschwörungen gegen einzelne Cäsaren, nicht einen Versuch aber zur Wiederherstellung der Republik, nach der Niemanden mehr gelüstete, der schlagendste Beweiss, dass sie sich ausgelebt hatte.

Nicht eine Zeit des Verfalls, der Auflösung der bisher wirksamen sittlichen Kräfte, vielmehr war die Kaiserzeit allein die Periode der römischen Culturblüthe. Die Auflösung der sittlichen Kräfte hatte mit der Demoralisation mehr denn ein Jahrhundert zuvor begonnen und war unter den Bürgerkriegen längst vollendet. Der Untergang der Republik konnte also nicht mehr zugleich den der specifisch römischen Tugenden enthalten, vielmehr ging die Republik unter, weil die römischen Tugenden, auf denen ihre Existenz beruhte, nicht etwa die sie bedingte, ver-

---

1) Mill. A. a. O.
2) A. a. O. S. 9.
3) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 71.
4) A. a. O. S. 80.
5) Kolb. A. a. O. I. S. 256.

schwunden waren. Weder Republik noch Kaiserthum konnten moralische Elemente schaffen, sondern die jeweiligen moralischen Elemente schufen Republik wie Kaiserreich.

Die ethnische Umbildung des Römerthums.

Die Lösung der Frage warum die specifisch römischen Tugenden abhanden kamen, ist sehr einfach und und liegt ausschliesslich darin, dass das ethnische Element des alten Römerthums im Verschwinden begriffen war. Mittel- und Süditaliens Unterwerfung hatte im Allgemeinen nur ethnisch nahe verwandte Stämme [1]) zur Blutmischung herangezogen; schon die Einverleibung der norditalischen Kelten führte ein etwas ferner stehendes Element in das Mischblut der Römer ein. Kurzsichtige begnügen sich, von systematischer Ausrottung der Kelten in Oberitalien zu reden, [2]) und bekümmern sich nun nicht weiter um diese. Die Geschichte der alten Welt besitzt indess gar kein beglaubigtes Beispiel von der wirklichen, totalen Ausrottung eines ganzen Volkes; die Wahrheit ist, dass im schlimmsten Falle die Männer getödtet, meistens aber nur in Sklaverei geschleppt wurden; mit den Weibern aber gingen die Sieger Verbindungen ein. [3]) So hatten die Römer mit den Etruskern, nun mit den Kelten ihr Blut gemischt. Schon nach dem zweiten punischen Kriege begann die ethnische Composition des römischen Volkes sich zu verändern, und zwar um so tiefer, als das ursprüngliche altrömische Element numerisch ausserordentlich gering war. Dieses vermochte wohl den verwandten Nachbarstämmen einen gemeinschaftlichen Volkstypus und Nationalcharakter aufzuprägen, doch hat das Vermögen der Assimilation wie jedes andere irgendwo seine Grenze; jedenfalls äusserte es sich in seinen Wirkungen desto schwächer je zahlreicher, fremdartiger die mit der Zeit neu hinzutretenden Elemente waren. Dasselbe Naturgesetz, dem das römische Volk sein Entstehen verdankte, verursachte auch dessen Untergang. Bei den in Afrika nach Carthago's Fall angesiedelten Römern, die dort sogar die punische Sprache annahmen, blieben Vermischungen mit hamito-semitischem Blute nicht aus; auf Sicilien lebte ein Mischvolk schon zur Zeit der römischen Eroberung. Auf Sardinien hausten theils phönikische, theils iberische Urbewohner, Corsika war etruskisch; an die nördlichen Kelten grenzten die Ligurer, abermals ein

---

1) Die ethnischen Verschiedenheiten sind treffend hervorgehoben in *Caesarian Rome*. A. a. O. S. 80—81.

2) Kolb. A a. O. I. Bd. S. 284.

3) Bagehot, *Physics and Politics*. S. 67. Ein treffliches Beispiel, wie wenig man von den Berichten über angebliche Ausrottung von Völkern zu halten habe, siehe: *Revue celtique*. I. Vol. S. 173.

fremdes Volk, vielleicht nicht einmal arischen Ursprunges.[1] In Spanien wohnten die nichtarischen Iberer, auf den Balearen hatten sich seit lange die Carthager niedergelassen. Aus allen diesen Ländern wurden Gefangene und Sklaven nach Rom geschleppt, eben so zogen Römer dahin und kehrten später mit den dort genommenen Weibern zurück. Noch ärger ward das Blutgemenge, nachdem sich die Römer dem Osten zugewandt; hier stiessen sie auf Hellenen, auf Illyrier (Albanesen, Epiroten, Skipetaren), Makedonier und Thraker, und das Wirrwar der Kleinasiaten, seit der makedonischen Eroberung zwar grössentheils griechischer Zunge, aber durchaus verschiedener Nationalität. Auch von diesen kamen massenhaft Sklaven beiderlei Geschlechts nach Italien, und es lässt sich leicht absehen, dass in Bälde der römische Typus physisch und moralisch verschwinden musste. Ein kleiner Kern von Menschen hatte es unternommen, die Mittelmeerwelt zu erobern und es war ihnen gelungen. Dadurch hatten sie sich über eine ungeheuere geographische Fläche ausgebreitet und nothwendig in der Masse, mit welcher sie sich vermischten, verloren.[2] Ein richtiges Verständniss der römischen Culturentwicklung beruht auf der Erkenntniss, dass die Römer zu Cäsar's Zeiten auch **ethnisch ein anderes Volk waren** als bei der Einführung der Republik. Diese ethnische Verschiedenheit erklärt das Verschwinden der bisherigen sittlichen Momente, der specifisch römischen Tugenden. Das Römerthum war ethnisch absorbirt, aufgesogen, wie sich aus den gemachten Schädelfunden ergibt. Altrömische Schädel zeichnen sich unter allen übrigen Italiens durch ihre grosse und stattliche Entwicklung, namentlich durch ihre Weite aus. Unter den pompejanischen Schädeln sind mesokephale, einige mehr brachykephale, hie und da einer auch dolichokephal, alle jedoch schienen im Ganzen nur eine geringe Capacität zu besitzen.[3] Aehnliche Veränderungen in Physiognomie und Gesichtsausdruck gestatten die zahlreich erhaltenen Porträtköpfe alter Römer zu constatiren.[4] Zweifellos vollzog sich mit dieser ethnischen die Charakter- und Geisteswandlung und dieser grossartige Process der **Völkerbildung** dauerte die ganze Kaiserzeit **ununterbrochen** und in noch **weitaus gesteigertem Maasse**.

Die römische Geschichte illustrirt glänzend die Ansichten der Ethnologie über die Mischungen, wonach die Gegensätze einander abstossen, indem das aus solcher Vermischung entsprungene Product sich stets an die schlechtere Race anlehnt, während, wenn umgekehrt beide Theile einander näher stehen, ein in jeder Beziehung tüchtiges

---

1) Die Nationalität der Ligurer ist noch nicht entschieden.

2) Draper. A. a. O. S. 194.

3) R. Virchow, *Ueber italienische Craniologie und Ethnologie. (Verhandlungen der Berliner Gesellschaft für Anthropologie.* 1872. S. 32—33.)

4) A. a. O.

Produkt geliefert wird.[1] Zweifelsohne hatte sich das altrömische Volk im Laufe der Zeit immer geringere Elemente beigesellt und dadurch sein Blut in ähnlicher Weise verschlechtert, wie die jetzigen Nordamerikaner. Von den altrömischen Tugenden hatten die Römer Cäsar's inmitten der allgemeinen moralischen Versumpfung und Corruption indessen eine bewahrt: heroische Tapferkeit und Kriegstüchtigkeit[2] und die Erhaltung dieser werthvollen Eigenschaften möchte besonders auf Rechnung der starken Vermischung mit den rauflustigen Kelten kommen. Und diese die römische Geschichte vom Anfang bis zum Schlusse durchziehende Eroberungs- und Kriegslust — in ihren Keimen in der Naturanlage des Urrömerthumes vorhanden, entwickelt und ausgebildet, anfänglich im Kampfe um's Dasein, später endlich verstärkt und zugleich erhalten durch Hinzutritt eines nicht minder kriegerischen Elements — indem sie den ethnischen Untergang des ursprünglichen Römervolkes, seine ethnische Umwandlung herbeiführte, war zugleich — darin der makedonischen Eroberung vergleichbar — die Hauptursache der späteren Culturblüthe Europa's.

Politische Zustände unter den Cäsaren.

Die Details der römischen Kaisergeschichte liegen dieser Darstellung fern. Das Ausmalen der Scheusslichkeiten eines Nero, Caligula, Heliogabal und Anderer ist ein mit Vorliebe gepflegter Sport, um daran die Schädlichkeit der Einzelherrschaft, deren demoralisirende, entsittlichende Wirkungen zu erweisen. Der Culturforscher beschönigt solche Ausartungen nicht, schuldet aber die Erklärung, dass vor 1800 Jahren die Idee der Humanität in ihrem heutigen Sinne überhaupt nicht bestand. Wir halten jetzt für grausam, was ein Römer sehr milde befunden haben würde. Grausam war auch die Republik, nur sind wir weniger darüber unterrichtet.[3] Andererseits sind Gründe genug vorhanden, welche die gleichfalls spärlichen Berichterstatter über die erste Kaiserzeit zu Uebertreibungen veranlassen mochten.[4] Doch sei dem wie immer, die Cäsaren-

---

1) Fried. Müller, *Ethnographie.* S. 48.

2) Montesquieu. A. a. O. S. 44.

3) Siehe über die römische Geschichtsschreibung: K. W. Nitzsch, *Die römische Annalistik von ihren ersten Anfängen bis auf Valerius Antias. Kritische Untersuchungen zur Geschichte der älteren Republik.* Berlin 1873. 8°.

4) *Caesarian Rome.* A. a. O. macht dies für Tacitus und Lucanus sehr wahrscheinlich. Den Charakter Lucan's, eines kaum geringeren Scheusal's als Nero, hat Alfred Meissner prächtig geschildert in einem Feuilleton der *N. Fr. Pr.* im April 1868 unter dem Titel: „*Der Dichter der Pharsalia.*" Die schönen Arbeiten A. Stahr's, dem Kolb (*Culturgeschichte.* I. S. 350) „Sklavensinn" unterschiebt, haben jedenfalls in den Augen aller Vorurtheilslosen die Auffassung des Tiberius beträchtlich modificirt.

herrschaft ist eine unmittelbare, natürliche und daher nothwendige Folge der vorausgegangenen Umstände gewesen. Und was für die Republik galt, gilt auch hier: eine Idee, welche Jahrhunderte lang geherrscht hat, muss ihre volle Berechtigung zur Herrschaft gehabt und den geistigen Bedürfnissen und Anforderungen derjenigen, unter denen sie geherrscht, entsprochen haben.[1] Man kann alle Scheusslichkeiten, auch die wirthschaftlichen und moralischen Nachtheile des Cäsarenthums vollkommen zugeben und dabei doch Nothwendigkeit und Existenzberechtigung dieses Systems, so wie es war, erkennen. Alles was existirt, muss so viel Kraft in sich haben, dass seine Existenz eine Nothwendigkeit ist, denn sonst würde es nicht existiren.

Im Augenblicke, wo die innere Zersetzung vollständig, wo das morsche Gebäude der altersschwachen Republik krachend zusammenstürzte, stand überraschenderweise Rom nach aussen hin mächtiger da denn je zuvor. Diese Erscheinung erklärt blos der Fortbestand der militärischen Tugenden, die länger anhielten als alle anderen, denn selbst die schlimmste Zeit des Kaiserreiches weist eine Fülle von Beispielen tapferer Soldaten auf.[3] Ja selbst fünf Jahrhunderte später, nach der Theilung des Reiches und dem Falle des abendländischen Kaiserthumes zeigte sich der Umfang des Doppelstaates um Weniges nur im Osten geschmälert. Die römische Welt war nicht kleiner geworden, der Culturgang im Ganzen und Grossen durch den Verfall des politischen Lebens in Rom nicht beirrt.

Davon legen schon die ersten Zeiten der Cäsarenherrschaft glänzendes Zeugniss ab. Die neue „Ordnung“ der Dinge brachte endlich den lang ersehnten Frieden, mit ihm Ruhe und wirkliche Ordnung zurück; das Reich erhielt mehr Einheit,[4] die einzelnen Provinzen grösseren Wohlstand.[5] Die Zustände weder in Rom noch überhaupt in Italien spiegelten das Leben in den Provinzen ab. Die Menschen waren vom Drange erfasst, sich in Städte zusammenzuballen, wodurch das Land verödete, sowie von dem Wahne, in Rom würde es ihnen wohlergehen, während dies gerade zu Hause der Fall war. Hier in der Ferne waren die Schrecken der Cäsarenherrschaft nicht oder weniger fühlbar. Ein Provincial-Tacitus würde Tiberius wahrscheinlich als einen guten Kaiser geschildert haben; der alexandrinische Philo und Plutarch wissen nichts von seinen Grau-

---

1) Chwolson, *Die semitischen Völker*. S. 24.

2) A. a. O.

3) William Edward Hartpole Lecky's *Sittengeschichte Europa's von Augustus bis auf Karl den Grossen. Nach der zweiten verbesserten Auflage mit Bewilligung des Verfassers übersetzt* von Dr. H. Jolowicz. Leipzig und Heidelberg 1870. 8° I. Bd. S. 245.

4) *Caesarian Rome*. A. a. O. S. 80 nennt den Zustand des Reiches sehr bezeichnend unter der Republik *aggregation*, unter dem Kaiserreich *combination*.

5) A. a. O. S. 83.

samkeiten und Lastern. In Rom galt Claudius für einen Tölpel, in Gallien für einen thätigen, scharfsinnigen und wohlwollenden Herrscher. Im schlimmsten Falle waren die Besuche und Launen der Cäsaren blos Sommerstürme, die einen Theil der Ernte vernichteten; die republikanische Wirthschaft war wie periodische Typhoone, nur Hungersnoth und Elend hinter sich lassend. Zweifelsohne zieht eine Schafheerde die Begleitung Eines Wolfes jener eines ganzen Rudels vor. Die Verwaltung der Provinzen blieb länger in derselben Hand, und wenn der kaiserliche Verwalter sich eben so zu bereichern trachtete, wie der republikanische, so konnte er sich dazu Zeit lassen und, wie dies die vielen populären Statthalter beweisen, andererseits durch milde und verständige Regierung auszeichnen; einen populär gewordenen Statthalter aber abzuberufen, war für einen Cäsar nicht immer rathsam. [1]) Wenn man von der administrativen römischen Verwaltung spricht, so wird dieselbe gerne als ein Alles vernichtender Despotismus, eine Alles erlahmende Centralisation geschildert. Dies beruht aber auf einer irrigen Orts- und Zeitangabe. Der Despotismus ward nur in Rom selbst gefühlt und die Centralisation begann erst später. Rom hatte einen zu feinen politischen Sinn, um die eroberten Provinzen eine unnöthige Strenge fühlen zu lassen. Es liess den besiegten Nationen ihre Gebräuche, ihre Religionsübungen, schonte ihrer Eitelkeit, den letzten Trost der Besiegten, und ehrte ihre Erinnerungen. Die ersten Kaiser versuchten es nicht einmal eine vollständige Einheit des Reiches herzustellen; nur die Leitung der politischen Angelegenheiten und das Commando über das Heer nahmen sie in eigene Hand. Uebrigens hing die Handhabung der Gewalt nur von den Bedingungen ab, unter welchen sich eine Provinz unterworfen hatte. Es ist nachgewiesen, dass während der ersten Kaiserzeit die Städte Campaniens sich nicht nur einer vollständigen Freiheit in der Communalverwaltung, sondern überhaupt einer weit freieren Bewegung in politischer Beziehung erfreuten, als in der Regel angenommen wird.

Literatur, Religion und Philosophie.

In dieser und der unmittelbar vorangehenden Periode blutiger Wirren, des Todeskampfes der republikanischen Form erblühet nun das goldene Zeitalter der römischen Literatur: ein Virgil (70—19 v. Chr.), ein Valerius Catullus (86—49 v. Chr.), ein Helvius Cinna, ein Cornelius Gallus, Ovid (44 v. Chr. — 16 n. Chr.), ein T. Lucretius Carus (95—51 v. Chr.), Q. Horatius Flaccus (65—8 v. Chr.), Albius Tibullus (30 v. Chr.), Propertius (gest. 16 v. Chr.), Pedo

1) A. a. O. S. 83—84.

Albinovanus unter den Dichtern; ein C. Sallustius Crispus (gest. 34 v. Chr.), Cornelius Nepos (gest. 30 v. Chr.), Trogus Pompejus (10 v. Chr.), Titus Livius (59 v. Chr. — 19 n. Chr.) unter den Geschichtsschreibern; L. Cotta, L. Hortensius und Marc. Tullius Cicero (106—43 v. Chr.) unter den Rednern. Fast alle diese Männer waren Zeitgenossen des selbst als Schriftsteller sehr bedeutenden C. Julius Cäsar (100—44 v. Chr.) oder seines Nachfolgers Octavian Augustus. Neben der schönen Literatur taucht auch die Wissenschaft auf, freilich erst um unter späteren Imperatoren zu höherem Aufschwunge zu gelangen. Marcus Vitruvius Pollio (10 v. Chr.) schreibt über Architektur, Aulus Cornelius Celsus und Antonius Musa über Medicin; man beginnt Philosophie mit Rechtswissenschaft zu verbinden, es wirken als Rechtsgelehrte C. Trebatius Testa, P. Alphenus Varus, Antistius Labeo; allmählig wird auch römische Sprache, Literatur und römisches Alterthum Gegenstand gelehrter Forschungen eines M. Terentius Varro (116—27 v. Chr.), eines Marc. Verrius Flaccus (unter August und Tiberius), eines Cajus Julius Hyginus (10 n. Chr.). Endlich legt jetzt der Eifer der ersten Männer im Staate, wie C. Asinius Pollio, Julius Cäsar und Augustus zum ersten Male öffentliche Bibliotheken an und bildet literarische Gesellschaften. Zugleich erreichte die lateinische Sprache ihre grösste Vollkommenheit und Reinheit, obgleich das Griechische häufig noch als Umgangssprache diente. Uebrigens waren im Alterthume die Gebildeten eine an Zahl geringe Classe, öffentliche Erziehung in unserem Sinne gab es nicht. Augustus's Rom glich etwa dem Paris Ludwig XIV. oder dem London der Königin Anna. Die Massen stacken in tiefer Unwissenheit. [1])

Lebhaft mahnt dieser merkwürdige Geistesaufschwung an die Erscheinungen im alexandrinischen Aegypten; hier und dort knüpfen sie an das Aufflammen der Fürstenmacht nach langer Nacht republikanischer Anarchie an. Während aber in Alexandrien der Aufschwung lediglich ein scientifischer war, bildet das Augustische Zeitalter auch die classische Epoche der Poesie. Vergeblich sucht man nach ähnlichen Leistungen unter der demokratischen Republik, Leistungen, deren classische Vollendung ungetrübt blieb von dem entsittlichenden Hauche des Cäsarismus wie von der Corruption des Volkes. Daraus entnimmt man, dass die Literatur in der Sonne der Fürstenmacht eben so gedeihen könne wie in der Luft von Freistaaten. Die griechische Demokratie hat die Wissenschaft entschieden nicht, nur die Künste gefördert und von den Dichtern lehnten sich viele an die Tyrannis an. Eine Ueberschau der vier Weltliteraturen der Neuzeit zeigt, dass die Poesie in Italien, Frankreich, England und Deutschland ihre classische Periode mitunter in einer

1) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 72—73.

Zeit schrecklicher Wirren und oft drückender Fürstenherrschaft feierte. Umgekehrt haben republikanische Völker sich mit einem sehr bescheidenen Beitrage zur literarischen Entwicklung begnügt. So hat die Schweiz, obwohl an drei Literaturen Theil nehmend, nur wenig verdunkelnde Namen geboren und in den transoceanischen Unionsstaaten, an Bevölkerungszahl manche europäische Grossmacht übertreffend, ist nicht ein Dichter erstanden, der z. B. dem Camoës des kleinen Portugal gleichzustellen wäre.

Aus der Literatur der beginnenden Kaiserzeit geht weiter hervor, wie vollständig damals im römischen Volke das religiöse Gefühl ausgelöscht war: die niederen Classen waren wirkliche Atheisten.[1]) Nun waren aber die alten Römer ein tiefreligiöses Volk gewesen und hatten eben aus der Stärke ihres Glaubens grossentheils ihre Kraft geschöpft.[2]) Da es aber in Rom so wenig als in Griechenland eine geschlossene Priesterkaste gab, obwohl der Adel möglichst lange die Priesterämter für sich behielt,[3]) so vermochte diese die Staatsreligion nicht in ihrer Reinheit zu erhalten, die alsbald durch die Vermischung mit Anschauungen fremder Völker, fremden Glaubens getrübt werden sollte; auf diese Weise gelang zuerst die Verschmelzung des heiteren, aber jedes tieferen Hintergrundes entbehrenden religiösen Cultus der Griechen[4]) mit dem ernsteren, auf geistige Urbilder zurückgreifenden Religionssysteme der Römer. Noch zerstörender musste natürlich die fortgesetzte innige Berührung mit total fremden, mitunter geradezu widersprechenden Glaubensansichten auf die Religion der Volksmassen wirken,[5]) in Folge dessen sich als die erste Frucht der intellectuellen Entwicklung ein allgemeiner Skepticismus unter den Philosophen des Kaiserthumes geltend machte und nicht nur die niederen, sondern auch die oberen Classen rasch entweder Atheisten wie die Epikuräer, oder reine Theisten wie die Stoiker und Platoniker wurden.[6]) Es ist aber ganz unzweifelhaft, dass gerade die Religion die Sittenstrenge der früheren Zeit wesentlich gefördert hatte und mit Zerstörung des Glaubens Corruption und Demoralisation einzogen. So wenig vermag die Vermehrung und Ausbreitung des positiven Wissens den niederen Volksmassen Ersatz zu bieten für die Truggebilde der Religion! Der locale Charakter der altrömischen Staatsreligion kräftigte das Gefühl der Vaterlandsliebe, stützte die Oberherrschaft des Vaters in der Familie, umgab die Eheschliessung mit vielen ehrfurchtsvollen Feierlichkeiten, schuf

---

1) Draper. A. a. O. S. 192. 195.

2) *One person with a belief, is a social power equal to ninety-nine who have only interests.* (John Stuart Mill. A. a. O. S. 6), wobei unter Interessen blos materielle zu verstehen sind, denn geistige Interessen liegen selbst dem Glauben zu Grunde.

3) Die *Flamines minores* wurden aus plebejischen Geschlechtern gewählt.

4) Siehe darüber oben S. 321.

5) Goldwin Smith. A. a. O. IV. Bd. S. 6.

6) Lecky. A. a. O. I. Bd. S. 146.

einfache und demüthige Charaktere,[1]) und zog mit Einem Worte jene Tugenden gross, die man als Product der Republik darzustellen bemüht ist. Die hereingebrochene Irreligiosität der unteren Schichten, deren Skepticismus das Theater erweiterte,[2]) konnte nicht einmal den Aberglauben der früheren Epochen bannen. Die Märsche der Legionen und die Reisen der Kaufleute hatten zwar alle Spuckgebilde über ferne Länder zerstört,[3]) dafür gab es nunmehr sehr Viele, welche zwar erklärten, es gebe keine Götter, zugleich aber ihren unbedingten Glauben an alle Vorbedeutungen, Wahrsagungen, Träume und Wunder bekannten. Unzähligen Naturerscheinungen, Kometen, Meteoren, Erdbeben, Missgeburten legte man eine Art geheimer oder Zauberkraft bei, die Astrologie erhob sich zu grosser Bedeutsamkeit,[4]) und wenn wir alle Lächerlichkeiten und Krähwinkeleien dieses antiken Aberglaubens durchgehen, so sehen wir, dass antiker und moderner Volksglaube in ihrer Wesenheit übereinstimmen.[5]) Die griechische Aufklärung mit ihrem Mangel an Religion hatte auf die Massen durchaus nicht sittigend gewirkt. Der crasse, allerdings die Wahrheit erkennende Atheismus der Niederen — selbst alte Weiber und Kinder spotteten des Cerberus und der Furien — übersetzte sich bei den Gebildeten in einen philosophischen, dem sowohl Stoiker als Epicuräer angehörten. In Rom hatte von jeher der Stoicismus geblüht, ehe noch Zeno denselben ersonnen, und blieb auch während des Kaiserreiches Quelle und Regulator der sittlichen Begeisterung; zudem belebten ihn stets neu die fortdauernden Kriege, denn der Krieg war immer die grosse Schule des Heroismus, der die Menschen sterben gelehrt hat. Während aber der Stoicismus mit vollständiger Unterdrückung der Gefühle der unumschränkten Herrschaft der Vernunft den Weg zu bahnen suchte, verachtete er jedes Wissen, das nicht auf Erstrebung der Tugend abzielte und erwies sich als bildungs- und culturfeindliches Element. Wie die peripathetische, platonische und pythagoräische Schule vertheidigte er z. B. die Möglichkeit übernatürlicher Erscheinungen.[6]) Umgekehrt bemühte sich der Epicuräismus, in seinen sittlichen Wirkungen zersetzend, eine Schule des Lasters, den Aberglauben zu verscheuchen, zur Erforschung der Natur anzuspornen, mit Einem Worte Bildung und Cultur zu verbreiten. Daher die Philosophen, diese Speculanten an der Börse des Wissens, meistens Stoiker, beinahe alle grossen Naturforscher aber Epicuräer waren.[7])

---

1) Lecky. A. a. O. I. Bd. S. 152.
2) A. a. O. I. Bd. S. 153.
3) Draper. A. a. O. S. 193
4) Lecky. A. a. O. S. 154.
5) *Der Aberglaube d. classischen Alterthums.* (*Neue freie Presse* vom 21. April 1870.)
6) A. a. O.
7) A. a. O. S. 156—176.

Die römische Gesellschaft unter den Kaisern.

Eine derartig sittlich zersetzte, in Wissen und Können aber weiter denn je fortgeschrittene Gesellschaft mannigfach gemischten Blutes lag dem römischen Kaiserthume zu Grunde. In einer unsittlichen [1]) Gesellschaft kann es nie eine sittliche Regierung geben. Der wüthendste Despot ist unfähig den geringsten Schaden zu stiften, wenn er keine ergebenen und dienstwilligen Werkzeuge findet; und um ein grosses Volk zu regieren, bedarf es gar vieler bis in die untersten Classen hinabreichender Werkzeuge. Diese sind stets im Voraus da, sie werden nicht erst durch die Tyrannei geschaffen, sie sind es vielmehr, die den Tyrannen erzeugen, mit der Tyrannei und Willkürherrschaft einverstanden sind, noch ehe dieselbe wirksam geworden. Und Tyrannei, Cäsarismus, Despotie oder wie man es nennen will, waren stets nur dort möglich, wo sich der Freiheitsidee gegenüber die Massen des Volkes zum mindesten gleichgültig verhielten, der Alleinherrschaft also auch nicht feindlich gesinnt waren. Tyrannen können durch einzelne Freiheitsfanatiker beseitigt werden, bleibt aber darnach die Thatsache der Tyrannei aufrecht stehen, wie in Rom, so liegt hierin der kräftigste Beweis ihrer Existenzberechtigung. Jedes Volk hat die Regierung, die es verdient. In Rom insbesondere fehlte dem Kaiserthume eine demokratische Grundlage nicht, [2]) indem es seine ganze Macht lediglich aus dem Volke zog und durch das Volk erhielt. [3]) Nachdem mit Nero [4]) die cäsarische Familie schon 68 n. Chr. erloschen, gab's für das Volk nicht einmal einen Vorwand mehr, die Kaiserherrschaft noch vier Jahrhunderte zu dulden, hätte es nicht gewollt. Von Vespasian bis Commodus mischten sich auch die Armeen nicht weiter in die Thronbesetzung, sondern der neue Regent war jedesmal von seinem Vorgänger bereits bestimmt und ernannt, eine Ernennung, welche zu respectiren das Volk durch nichts gezwungen war, auch nicht werden konnte. In dieser langen Reihe gab es böse und gute Herrscher; die Verwaltung eines Domitian war zweifelsohne schlimmer als die ärgste republikanische Misswirthschaft, jene eines Trajan oder Marc Aurel weitaus besser als die beste Epoche der Republik, die kein goldenes Zeitalter wie jenes der Antonine aufzuweisen hat. Das Volk ertrug sie beide. Den Sittenverfall Rom's mag das Kaiserthum beschleunigt haben, erzeugt hat es ihn nicht. Die Verderbniss des

1) Unsittlich ist hier natürlich im Sinne des vulgären Sprachgebrauches angewendet.

2) Es (das Kaiserthum) war meistentheils wesentlich demokratisch. (Lecky. A. a. O. S. 212.

3) *The autocrat . . . . is one of that nation, he lives in it, and subsits by its support.* (Goldwin Smith. A. a. O. S. 11.)

4) Das Buch von Ernest Renan, *L'antéchrist.* Paris 1873. 8⁰ 2e édit. ist hier für mich von keinem Belange.

Hofes, die Ausbildung der Angeberei, [1]) die Aufmunterung des Luxus, die Kornvertheilung, die Vermehrung der Fechterspiele verhinderten die Entwicklung des politischen Lebens, waren grosse Uebel, [2]) aber keineswegs alle Wirkungen des Kaiserthums. Der Luxus, in seinen Ausschreitungen so verderblich, war vor Cäsar schon eingebürgert, ein Geschenk des durch die glücklichen Eroberungskriege erworbenen Reichthums. Und trotz der ungeheueren Verschwendung der Cäsaren ist sicherlich zu ihrer Zeit das Volk im Ganzen um vieles wohlhabender gewesen, als unter der Republik; gerade in der späteren Imperatorenzeit scheint dieser Reichthum, trotz des Verfalles, ein sehr grosser geworden zu sein; so wurden z. B. Seidenzeuge selbst bei den unteren Classen Bedürfniss, ungeachtet sie zu Lande aus China bezogen werden mussten. [3]) Schon seit Sulla und Lucull hatte die Schwelgerei reissend zugenommen; Lucullus (106—56 v. Chr.), der nebenbei gesagt — keineswegs ein gemeiner Lüstling — Gelehrte und Künstler schützte, Büchersammlungen anlegte, den Kirschbaum aus Asien nach Italien brachte, und selbst ein Kenner griechischer Literatur, baute sich ein Haus von einer Pracht, wie man sie zu Rom früher nie gesehen. Nach kaum dreissig Jahren konnte es nicht einmal für das hundertste Privathaus gelten. [4]) Dies zu einer Zeit, wo das Kaiserthum kaum begonnen, also noch keine sichtbaren Wirkungen geübt haben konnte. In der That vermochte nichts dem Anschwellen des Luxus entgegen zu treten, so lange der allgemeine Reichthum nicht vermindert wurde; die ersten Cäsaren, Cäsar selbst und Augustus hatten Gesetze gegen den Luxus erlassen, sie nützten so wenig, wie die auf Heiraten gesetzte Prämie, wie sein Verbot der Gladiatorenspiele. Allerwärts fängt der Cäsarismus mit thatsächlichen Verbesserungen an, die sich insgesammt auf die Dauer als resultatlos herausstellten. Die Kaiserzeit begann mit systematischer Regelung des Staatshaushaltes [5]) und vermochte den wirthschaftlichen Ruin des Reiches nicht aufzuhalten; sie trachtete die ehelichen Verhältnisse zu regeln, milderte vielfach den entsetzlichen Despotismus der republikanischen Familie, [6]) und nie waren diese Verhältnisse trostloser; sie versuchte — selbst ein Domitian that dies — durch Gesetze die Prostitution einzuschränken, [7]) nie ward dieselbe allgemeiner, bis in die höchsten Kreise hinanreichend; sie verbesserte die Lage der Provinzen, welche Unabhängigkeit gegen

---

1) Siehe darüber die interessante Abhandlung von Gaston Boissier in der *„Revue des deux mondes“* vom 1. December 1867.

2) Lecky. A. a. O. S. 238.

3) W. Roscher. A. a. O. S. 445.

4) A. a. O. S. 450.

5) M. Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 32.

6) Lecky. A. a. O. S. 271.

7) Dufour, *Hist. de la Prostit.* I. Bd. S. 326. II. Bd. S. 17.

Frieden austauschten,[1]) und diese fielen ab; sie schützte die Sklaven gegen die Ausschreitungen der Herren, wie es nie zuvor geschehen, verbesserte ihre gesetzliche Stellung, und nie waren die Sklaven demoralisirter als damals.

Noch lange könnte ich fortfahren mit dem Aufzählen versuchter und thatsächlicher Verbesserungen, die das römische Volk dem Imperatorenthum verdankt, ohne dass sociale und sittliche Besserung wahrnehmbar geworden wäre. Diesen seltsamen Widerspruch löst die einfache Betrachtung, dass die Regierungen allemal selbst erfasst werden von dem Strome der Zeit und ganz unvermögend sind, ein Volk aufzuhalten in der Richtung, welche ihm seine innersten Elemente aufnöthigen. So sind die Cäsaren und ihre Herrschaft, mit allem Nützlichen und Schädlichen, nichts als der personificirte Ausdruck der Volksentwicklung. Zudem leistete der Cäsarismus der allgemeinen Culturentfaltung einen zwiefachen Dienst; einmal indem die geistige und materielle Cultur eine höhere Stufe denn je erreichen konnte, zweitens indem er diese Cultur über einen grossen Theil der damals bekannten Erde verbreitete und festhielt.

Selbst Gegner des Kaiserthums räumen dessen Nothwendigkeit ein, weil nur Gewalt eine so egoistische Gesellschaft wie in den letzten Tagen der Republik zusammenhalten konnte. [2]) Das Cäsarenthum bildete den Schlussstein des Gewölbes, welches die orientalische und occidentalische Welt umspannte. Im Osten lagen Staaten und Völker, deren grosse Tage längst vorbei, deren Civilisation bis an's Herz hinan corrupt war; im Westen frische lebenskräftige Stämme, deren Cultur aber kaum der Nomadenstufe entwachsen. Die jugendliche Kraft des Westens erheischte einen Führer, die Altersschwäche des Ostens eine Stütze, Erziehung auf der einen, Schutz auf der anderen Seite. Nur ein kräftiger Schlussstein konnte die auseinanderstrebenden Bausteine des Bogens zusammenhalten, der von den westlichen Grenzen des Partherreiches bis zu den Hütten gallischer Fischer reichte. [3]) Die Politik der Republik kann man im Grossen als die der Eroberung, jene des Kaiserreiches als die der Erhaltung bezeichnen. [4]) Die Cultur der Republik war roh, die des Kaiserthums streifte an moderne Civilisation. Schon das Gemälde von dem ungeheuren Luxus jener Zeit, [5]) die reichen und glänzenden Einrichtungen der Häuser und Paläste, selbst der der Prostitution geweihten Lupanare, die Kostbarkeit der Kleiderstoffe und Gewänder, der Trinkgefässe und Schmuckgegenstände, die Pracht der öffentlichen Aufzüge, die Bequemlichkeiten der Bäder wie Baja, das keine Jungfrau als

---

1) Draper. A. a. O. S. 193 und Lecky. A. a. O. S. 242.
2) Goldwin Smith. A. a. O. S. 7. 14.
3) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 86.
4) Lecky. A. a. O. S. 216.
5) Roscher. A. a. O. S. 450—456.

solche mehr verliess,[1]) sind die Gewähr für eine hochentwickelte materielle Cultur mit eben so hoher Industrie. In vielen Dingen, nicht blos des Luxus, sondern des materiellen Comforts und der öffentlichen Gesundheitspflege, wie Bäder und Wasserleitungen, waren die Römer selbst der raffinirten Gegenwart überlegen.[2]) Dagegen war bis zu der Neronischen Feuersbrunst Rom keine schöne Stadt in modernem Sinne;[3]) die Strassen waren enge, die Häuser im Verhältniss hoch; erst nach dem Brande gewann es ein imposantes Aussehen. In dem halben Jahrhunderte von Vespasian bis Hadrian erreichte es seinen höchsten Glanz, wenn auch unter den Antoninen und später noch Vieles zu seiner Verschönerung geschah. Damals entstanden die Wunderwerke, welche die spätesten Nachkommen nicht minder als die Zeitgenossen anstaunten, in gedrängter Reihenfolge.[4]) Die Privathäuser waren nach Aussen wohl von unscheinbarem Ansehen, dafür im Innern desto glänzender; zur Zeit der Republik diente die Kunst nur dem Interesse des Staates, jetzt aber war sie dem Römer nicht mehr äusserer Schein, sondern Bedürfniss, Nothwendigkeit der Bildung; nicht für seine Clienten und Hausfreunde, für seinen eigenen Genuss stattete er seine Wohn- und Schlafzimmer künstlerisch aus; vor Fremden mit der Kunst zu prunken lag ihm fern. Vor allem diente zur Ausschmückung der Wohnungen die decorative Malerei, mit farbigen Inschriften beginnend und sich bis zu Figurengemälden steigernd; alle diese Decorationsbilder waren Originale, nicht etwa, wie man eine zeitlang zu glauben versucht war, Copien alter griechischer Bilder.[5]) Mit dieser Ausschmückung des Wohnhauses ging die bessere Ausstattung der Grabdenkmale Hand in Hand. Noch unter Cicero entbehrte Rom des Schmucks der Grabsteine; erst nachher kamen dieselben auf und später noch die Marmorsarkophage, die allerdings nur einer hohen Schicht der Gesellschaft angehörten und in der Darstellung charakteristischer Scenen der Wirklichkeit

---

1) *Nullus in orbe situs Baiis praelucet amoenis.* (Horat. lib. I. eleg. 1. vers. 11), dann aber auch Propertius (Eleg. lib. I. 11. vers 27—30):

Tu modo quam primum corruptas desere Baias
Multis ista dabant litora discidium.
Litora quae fuerant castis inimica puellis
Ah! pereant Baiae crimen amoris aquae.

Vgl. auch Seneca: *Epist. ad Lucilium,* und Cicero, *Pro Celio.* Ferner *Baths and Bathings Places, ancient and modern. (Quarterly Review.* July 1870. No. 257.)

2) *Quart. Rev.* A. a. O. S. 151.

3) Ludwig Friedländer, *Darstellungen aus der Sittengeschichte Rom's in der Zeit vom August bis zum Ausgang der Antonine.* Leipzig 1862. 8° I. Bd. S. 3.

4) A. a. O. S. 10—11. Ammianus Marcellinus XVI. 10, 13 schildert den Eindruck, den Rom auf den Kaiser Constantius machte, der es im Jahre 357 zum ersten Male sah, und nennt in dieser Schilderung fast ohne Ausnahme nur Bauten, die aus jener Zeit stammen. Der Kaiser blieb stumm vor Bewunderung. Eine meisterhafte Schilderung seiner Haltung siehe bei Broglie, *L'Eglise et l'Empire.* III. Bd. S. 376.

5) Nach einem Vortrage, den Custos Dr. Falke in Wien über *„die Decorirung im römischen Wohnhause"* vor einigen Jahren gehalten hat.

und der rein poetischen des griechischen Idealismus wechselten. Dass hier ein höherer Gedanke, als in den griechischen Grabsteinen zu Tage tritt, ist keineswegs zufällig,[1]) denn die herrschende Philosophie empfand das Bedürfniss, sich mit dem Tode auseinanderzusetzen.[2])

Die Culturverfeinerung äusserte sich nicht nur im Aufschwunge der Architektur und Malerei, sondern selbst in der Musik. Zwar ist dies jene Kunst, welche im Alterthume keine Ausbildung erfahren hat, die mit derjenigen der neueren Zeit nur von ferne verglichen werden könnte. Hatte die Tonkunst im Alterthum überhaupt keine höhere, rein selbständige Bedeutung, war sie vollends in Rom nur ein Nachhall der griechischen Kunst, so entwickelte sie sich doch in der Kaiserzeit zu einem Virtuosenthume, wie nie zuvor. Die Virtuosen waren fast immer auf Reisen; ihre Honorare und Einnahmen sehr glänzend, selbst der gewöhnliche Musikunterricht in vornehmen Häusern sehr einträglich und die Entlohnungen berühmter Sänger und Citharöden, gerade wie heutzutage, ein Gegenstand des Neides und Aergers für die Männer der Wissenschaft und Literatur. Die von Griechenland nach Rom verpflanzten musischen Wettkämpfe nahmen bald die Formen von Monstreconcerten an, welche die heutigen überboten; im ganzen Alterthume aber blieb das Wohlgefallen an Musik nicht viel mehr als sinnliche Lust, die zur Verweichlichung und Sittenverderbniss das Ihrige beitrug.[3]) Nicht minder demoralisirend wirkten die gleichfalls aus Griechenland überkommenen theatralischen Vorstellungen; die Erbauung eigentlicher Theater, nach Muster der griechischen, fällt in die erste Kaiserzeit; es gab griechische Wandertruppen in Rom, und der Umgang mit diesen Bühnenkünstlern, nach allem, was wir vermuthen können, ganz das leichtlebige, äusserlich wenigstens lebenslustige Völkchen, wie die allgemeine Meinung sie auch heute noch sein lässt, war damals von Hoch und Niedrig gesucht. Bis in die späteste Kaiserzeit dauerten im ganzen Umfange des Reiches diese Wanderungen griechischer Techniten, über deren Immoralität schon Aristoteles Klage geführt hatte; seither war unter ihnen eine Corruption eingetreten, welche dem gefeierten Drama seine hervorragende Stellung in öffentlichen Festen und seinen religiösen Charakter nicht mehr zu wahren vermochte.[4]) Schon in der Ciceronianischen Zeit liess sich das römische Bühnen-

---

1) Vortrag des Prof. Friedrichs in der Berliner Singakademie *„über die Grabdenkmale der Griechen.“* Siehe den Bericht darüber in der *„Berlinischen (Vossischen) Ztg.“* vom 21. März 1866.

2) Siehe Lecky. A. a. O. I. Bd. S. 184—203.

3) *Das Musikleben in der römischen Kaiserzeit.* (*„Wanderer“* vom 24. Juni 1873.)

4) Siehe darüber Ausführliches bei Otto Lüders, *Die Dionysischen Künstler.* Berlin 1873. 8⁰

wesen mit den heutigen französischen Theaterzuständen vergleichen.[1]) Eine eigenthümliche Einrichtung waren die Amphitheater, die sich bald über die ganze Ausdehnung des Reiches verbreiteten und durch die darin abgehaltenen Thierkämpfe und Gladiatorenspiele von der allgemeinen Sittenverwilderung Zeugniss ablegen. Ueber den entsittlichenden Einfluss dieser Fechterspiele ist viel geschrieben worden;[2]) ihr Ursprung ist in den religiösen Leichenspielen der Etrusker zu suchen, wo sie als Ueberlebsel früherer Menschenopfer zu betrachten sind;[3]) sie wurden in der republikanischen Periode mit Eifer gepflegt und beim Volke so beliebt, dass Cäsar und Pompejus sich ihrer als Mittel zur Gewinnung des Volkes bedienen konnten, und dieses bereitwillig seine Freiheit für eine Anzahl dieser Spiele verschacherte, ein Beweis, wie wenig Werth es auf dieselbe legte, wie wenig ihm durch deren Verlust Unrecht geschah. Die Wahrheit ist, dass jenes Zeitalter von der „Humanität" einen anderen Begriff hatte als die Gegenwart, wie aus Allem, aus der Behandlung der Sklaven und der Härte der Körper- und Todesstrafen, darunter die Kreuzigung,[4]) hervorgeht. Jede körperlich zu erduldende Criminalstrafe schloss bei den Römern die Stäupung oder Geisselung in sich.

Ist kein Grund von den künstlerischen Zuständen des Kaiserreiches gering zu denken, so besteht ein solcher auch nicht in Hinsicht der Literatur. Das Augustäische Zeitalter umfasste die Blüthe des römischen Schriftthumes, die nie zuvor und allerdings auch später nie wieder erreicht wurde, eine Erscheinung, die vollkommen natürlich und zudem der Geistesentwicklung aller Völker analog ist. Bei allen hat die Blüthe der Literatur nur kurz gedauert und den einmal erklommenen Höhenpunkt nie mehr erreicht; ist ja auch in der Natur die Blüthezeit nur kurz bemessen; dass also die Literatur sich nicht auf der augustäischen Höhe erhalten konnte, ist natürlich nicht Folge der Alleinherrschaft. Es hat diese Periode vielmehr noch eine stattliche Reihe gediegener Schriftsteller geliefert, und

1) Herm. Göll, *Zwei römische Schauspieler.* (*Ausland* 1869. No. 19. S. 434.) Schildert Quintus Roscius Gallus (geb. 135 v. Chr.) und seinen Zeitgenossen Claudius Aesopus. (A. a. O. S. 433—437 und No. 20 S. 460—462.)

2) Vgl. Lecky. A. a. O. S. 247—261.

3) Auch Schaafhausen (*Die Menschenfresserei und das Menschenopfer.* A. a. O.) hält die Gladiatorenspiele für zweifellos religiösen Ursprungs. Erst 264 v. Chr. — also in der Blüthe der Republik treten uns diese etruskischen Leichenspiele zum ersten Male in Rom entgegen bei Bestattung des Brutus Perus.

4) Prof. Dr. Zestermann hat seine interessanten Forschungen über die Strafe der Kreuzigung bei den Alten auf dem im September 1867 zu Antwerpen abgehaltenen internationalen historisch-archäologischen Congresse vorgetragen und ausserdem in zwei Osterprogrammen der Thomasschule zu Leipzig niedergelegt. Ein Referat Dr. A. Sommer's darüber siehe „*Neues Fremdenblatt*" (Wien) vom 11. September 1868. II. Beilage. — Die Schrift von Dr. Ph. Degen, *Das Kreuz als Strafwerkzeug und Strafe der Alten.* Aachen 1873. 4° mit 1 Tafel, ist mir nicht zu Gesicht gekommen.

wenn die Sprache an Reinheit und Originalität einbüsste, so war dies die nothwendige Consequenz des erweiterten Weltverkehres, der das Lateinische mit zahlreichen fremden Wörtern und Wendungen bereicherte. [1]) Während aber Poesie und schöne Literatur, gerade wie in Hellas, an innerem Werthe verloren, gewann das wissenschaftliche Moment immer mehr an Bedeutung. Die Glanzepochen der Literatur in Griechenland, in Rom und anderwärts, haben niemals zugleich eine Blüthe der Wissenschaft begleitet, sondern sind dieser stets vorangegangen. Wenn auf dem Gebiete des Schriftthums es erlaubt ist, die Poesie als das zu betrachten, was die Kunst der Wissenschaft im Allgemeinen gegenüber ist, so liefert auch Rom den Beweis, dass erst mit abnehmender Kunstentwicklung die Wissenschaft in ihre Rechte tritt. Die Kunst kann niemals wissenschaftlich, die Wissenschaft niemals künstlerisch sein, die kalte ernste skeptische Wissenschaft muss die auf Phantasie und Idealismus beruhende Kunst an sich zerstören. Wir haben daher kein Beispiel, dass je ein Volk Kunst und Wissenschaft gleichzeitig und gleichmässig ausgebildet hätte. Die Kunst spriesst in den Tagen der Jugend, die Wissenschaft ist die Frucht der Reife — auch bei den Völkern. Desshalb leuchtet die römische Kaiserzeit hervor durch ein vorher unbekanntes wissenschaftliches Streben, ganz abgesehen von der üppiger denn je wuchernden Philosophie; wir finden den Mathematiker Sextus Julius Frontinus (gest. 106 n. Chr.), L. Junius Moderatus Columella, dem wir wichtige Mittheilungen über die Landwirthschaft verdanken, den Geographen Pomponius Mela und vor Allen den Naturhistoriker Caj. Plinius Secundus Major, den Verfasser der berühmten *Historia naturalis;* im ganzen Alterthume ist nichts Aehnliches versucht worden und trotz des Mangels eines inneren Zusammenhanges der Theile bietet das Ganze den Entwurf einer physischen Weltbeschreibung dar; es begreift Himmel und Erde zugleich: die Lage und den Lauf der Weltkörper, die meteorologischen Processe des Luftkreises, die Oberflächengestaltung der Erde, alles Tellurische, von der Pflanzendecke und den Weichwürmern des Oceans an bis bis hinauf zu dem Menschengeschlechte. [2]) Schon unter Cäsar hatte die Kalenderreform, einer der bedeutendsten wissenschaftlichen Fortschritte, stattgefunden, und sollte erst nach fast anderthalb Jahrtausenden durch das Werk eines Papstes verdunkelt werden; endlich stammen aus der Kaiserzeit sogar die Anfänge der Presse. In der Zeit von Cicero bis Marc Aurel wurde schwerlich weniger gelesen und geschrieben als heutzutage; die Vervielfältigung der Bücher durch Schrift war eine im grossartigsten Massstabe betriebene Industrie, freilich nur durch die Sklaverei ermöglicht, worauf überhaupt

---

1) *Si antiquum sermonem nostro comparemus, pane jam quidquid loquimur, figura est.* (Quintilianus, *De institutione oratoria.* IV. lib. c. 3.)

2) Humboldt, *Kosmos.* II. Bd. S 230.

die Industrie des Alterthums beruhte. Sie bewirkte dass der Mangel von Maschinen hundertfältig durch persönlichen Dienst ersetzt werden konnte; so wurde auch, was gegenwärtig eine Presse leistet, durch Hunderte oder Tausende von Händen vollbracht. [1]) Aber nicht nur Bücher wurden auf solche Weise vervielfältigt, das kaiserliche Rom besass auch seine periodische Presse, sein Tagesjournal eine Erfindung, dem freisinnigen Griechenland eben so unbekannt, wie der römischen Republik. Nicht nur mit der Veröffentlichung der Senatsprotocolle, der *Acta Senatus*, — die immerhin nicht eigentlich das waren, was wir Zeitungen nennen — hatte man schon vor Cäsar's Ermordung begonnen, sondern Cäsar gab wirklich ein officielles Blatt, ein Tageblatt *Acta diurna publica populi romani* heraus, ganz im Style der politischen Zeitungen aus dem vorigen Jahrhunderte, auf die angedeutete Art in unzähligen Exemplaren über das ganze Reich, d. h. den gebildeten Erdkreis verbreitet. Die politische Bedeutung dieser Massregel erkannten auch alle nachfolgenden Kaiser und haben sie niemals zu unterdrücken versucht; zugleich aber trug die Gründung des römischen Tagebl ttes auch zu der Kenntniss und Darstellung jener Zeit wesentlich bei. [2])

Wirkungen des römischen Kaiserthumes.

Wie gross auch die inneren Culturfortschritte in der römischen Kaiserzeit gewesen sein mögen, für die spätere Culturentwicklung blieb am massgebendsten, segensreichsten, dass das Kaiserthum überhaupt bestand und durch sein Bestehen den Ring der Mittelmeervölker zusammenhielt. Seine Eroberungen hatten Rom mit der ptolemäisch-griechischen Wissenschaft vertraut gemacht, dann aber dieselbe an die äussersten Enden der bekannten Welt getragen. Was die Griechen nimmer vermocht, das vermochte Rom; sich an Griechen und Alexandriner in Kunst und Wissenschaft anlehnend, befestigte es diese über einen Erdraum, der nur von der seltsamerweise gleichzeitigen chinesischen Weltherrschaft unter der Dynastie der Tsin und der östlichen Han (30 v. Chr. — 116 n. Chr.), von der Weltherrschaft der Mongolen unter Dschingis-Chan und dem jetzigen Areale des russischen Kaiserstaates übertroffen wird, [3]) derart, dass selbst die Stürme der Völkerwanderung sie nicht gänzlich hinwegzufegen vermochten. Dass die sogenannte griechische Civilisation erhalten blieb, verdankt die Gegenwart der Eroberungssucht der

---

1) *Die Surrogate der römischen Presse im Alterthume.* (*Ausland* 1857. No. 36. S. 841—843.)

2) Oktav. Clason, *Die Presse im alten Rom.* (*Beilage zur „Allgem. Zeitung“* 1873 No. 238.)

3) Humboldt, *Kosmos.* II. Bd. S. 214.

römischen Republik, dann aber hauptsächlich dem Imperatorenthume, welches die Völker lange genug aneinander schmiedete, um diese Cultur untilgbare Wurzel fassen zu lassen. Ueberdies, und das war am Ende vom grössten Vortheil für Alle, folgte ein unumschränkter Handel, ein direkter Verkehr zwischen allen Theilen des Reiches. Die Mittelmeer-Nationen wurden einander näher gebracht und gemeinsame Erben des damaligen Gesammtwissens. Künste, Wissenschaften und Verbesserungen im Ackerbau wurden unter ihnen verbreitet, die fernsten Länder rühmten sich herrlicher Strassen, Wasserleitungen, Brücken und grosser Werke der Ingenieurkunst. In barbarischen Orten erwiesen sich die als Besatzung dienenden Legionen als Brennpunkte der Civilisation. [1]) Neben dem Lager entstanden Dörfer, Märkte, Städte; Heiraten mit den eingebornen Frauen fanden statt; Künste, Sprache, Sitten der Hauptstadt kamen nach, [2]) denn den materiellen begleitet stets geistiger Verkehr. Diese Verbreitung des römischen Einflusses rings um das Mittelmeer rief allmälig eine Neigung zu gleichartigem, übereinstimmenden Denken hervor, und dies ist als die höchste Culturwohlthat des Kaiserthums zu erachten. So trat denn bald zu Tage, dass die politische Einheit, über eine so grosse geographische Fläche hergestellt, die Vorläuferin der intellectuellen und daher religiösen Einheit war. Der Polytheismus ward praktisch unverträglich mit dem römischen Reiche und es entsprang eine weitere Neigung zur Einführung einer Form von Monotheismus, veranlasst durch eine Neigung zur Gleichförmigkeit unter Leuten, welche durch ein gemeinsames politisches Band verbunden sind. Und wie unbewusst durch Mimicry Völker- und Charaktertypen gebildet werden, so musste auch die Anerkennung Eines Kaisers von so vielen Nationen bald die Anerkennung Eines Gottes zur Folge haben. [3])

In solchem Zustande befand sich das römische Reich bis Ende des II. Jahrhunderts n. Chr., und eine besonnene Betrachtung wird bisher kaum von tieferem Verfalle als im letzten Jahrhunderte der republikanischen Aera reden. In Wahrheit hielt die conservative Kraft des Cäsarenthums den damals hereinbrechenden Verfall des Staates und des Volkes, wenigstens in Bezug auf den ersteren bis hieher auf und verhalf der geistigen Cultur sogar zu einem unerwarteten Aufschwunge. Dieser Moment sei benützt, um über die Culturzustände der übrigen, Rom unterworfenen, theils benachbarten Völker eine kurze Rundschau zu halten.

---

1) Draper. A. a. O. S. 193. Vgl. auch: G. Boissier in der *Rev. des deux Mondes* vom 1. Juli 1874. S. 130—137. Die Cäsaren haben übrigens die Heeresziffer vermindert, nicht erhöht.

2) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 91

3) A. a. O. S. 194.

Die Iberer.

In ältester Zeit wurde Europa's Westen nur von wenigen Völkergruppen eingenommen; darunter die Iberer, von nichtarischem Stamme. Sie bewohnten die iberische Halbinsel und einen guten Theil Frankreichs; Manche bringen sie mit den italischen Ligurern sowie mit den britischen Siluren in Zusammenhang; sie hätten sich in diesem Falle über ganz Westeuropa erstrecken müssen, auch die Balearen, Sardinien und selbst Sicilien hätten sie einst bewohnt; in der That besitzt man Anhaltspunkte für die einstige nördliche Ausbreitung [1]) der Iberer, welche die Römer auf Südwesteuropa beschränkt trafen. Die im Süden der Garonne wohnenden Aquitanier gehörten dem iberischen Stamme an, [2]) wie die heute noch in jener Gegend lebenden Basken. [3]) Von der einst weitverbreiteten [4]) Sprache dieser alten Iberer, deren Herkunft [5]) noch dunkel, wissen wir so wenig, [6]) wie von ihrer Cultur. Zu unbestimmbarer Zeit wanderten benachbarte Kelten aus Frankreich über die Pyrenäen ein und verschmolzen, jedoch nur im Mittellande, mit den Iberern zu dem Volke der Keltiberer, als welche sie eigentlich die Römer kennen lernten. Im Norden des Landes erhielt sich dagegen die iberische Bevölkerung rein; ihre wichtigsten Stämme waren die Lusitaner in Portugal, die Cantabrer im Norden und die Vasconen in Guipuscoa und

---

1) Für den Fall als Iberer und Ligurer identisch, sind Spuren derselben nachgewiesen in Belgien von Leo van der Kindere (*Recherches sur l'Ethnologie de la Belgique.* Bruxelles 1872. 8⁰ S. 49), in England von Huxley (*On some fixed points in british ethnology* in seinem Buche „*Critiques and addresses.*" London 1873. 8⁰ S. 167—180, siehe auch darüber „*Ausland*" 1870 No. 6 S. 126—128, und 1873 No. 25 S. 498—499); neuestens hat endlich Dr. A. Sasse in Zaandam auch in Nordholland die Spuren einer vorgermanischen brachykephalen Urbevölkerung nachgewiesen, ohne dieselbe jedoch für Iberer oder Ligurer anzusprechen. („*Beitrag zur Kenntniss der niederländischen Schädel*" im *Archiv für Anthropologie.* VI. Bd. S. 75.) Dr. D. Lubach (*Natuurlijke historie van Nederland. De bewoners.* Amsterdam 1868. 8⁰ S. 246) hält die Urbewohner der Niederlande für ein zwischen den Lappen und den Iberern stehendes Volk.

2) Gustave Lagneau, *Ethnogénie des populations du sudouest de la France, particulièrement du bassin de la Garonne et de ses affluents.* (*Revue d'Anthropologie.* T. I. (1872) S. 610.)

3) A. a O. Ueber die heutigen Basken siehe nebst den fundamentalen Untersuchungen W. v Humboldt's die interessanten linguistischen Forschungen des Prinzen Lucien Bonaparte. (*Athenaeum.* No. 2381 vom 14. Juni 1873); ferner: Duvoisier, *Etude sur la déclinaison basque.* Bayonne 1866. 4⁰

4) Prichard, *Natural history of Man.* 4th édit. Vol. I. S. 258.

5) Georg Phillips, *Die Einwanderung der Iberer in die pyrenäische Halbinsel.* Wien 1870. 8⁰ Der Verfasser glaubt, dass die Iberer aus Asien zu Schiff nach ihrem neuen Vaterlande gelangt sind.

6) Ch. Steur, *Ethnographie des peuples de l'Europe avant Jésus Christ.* Bruxelles. 1872—1873. 8⁰ II. Bd. S. 232.

Navarra.[1] Unaufgehellt bleibt, dass bei den Keltiberern die oskischen Schriftzeichen in Gebrauch standen.[2]

Dürfen wir nach den gegenwärtigen Nachkommen der Iberer, den Basken, urtheilen, so waren sie ein gewandtes, tapferes, fröhliches,[3] freiheitliebendes Volk.[4] Wahrscheinlich über die ganze pyrenäische Halbinsel verbreitet, ist doch ungewiss, ob sie wirklich das alte Hispanien ganz und gar bevölkerten, denn das Verhältniss der dortigen Kelten zu den Iberern war nachmals sehr eigenthümlich, indem beide streckenweise durch- und neben einander wohnten.[5] Der zweite Punierkrieg trug den Römern die carthagischen Eroberungen im Süden des Landes ein; den Norden unterjochten sie erst nach den hartnäckigsten Kämpfen. Nach Spanien zog nunmehr die ganze römische Cultur, darum ward es auch so fruchtbar an gebildeten Schriftstellern. Nach völliger Unterwerfung genoss es ununterbrochene Ruhe bis auf die Völkerwanderung, was die gründliche Romanisirung des Landes erklärt. Sowohl Griechisch und Punisch als keltiberische Idiome, mit Ausnahme jener im Norden und Nordwesten der Halbinsel, wichen dem Lateinischen,[6] welches die iberischen Namen zwar corrumpirte, ihnen aber doch ihren eigenthümlichen Charakter beliess.[7] In Ausbeutung der Landesprodukte traten die Römer in die Fusstapfen der Carthager, wie z. B. in der alten Tartesis Baetica, im heutigen Districte Huelva und am Rio Tinto, wo die *procuratores metallorum* zur Zeit Kaiser's Nerva die guten Kupfererze suchen liessen.[8] Die Erzgewinnung bildete überhaupt in dem metallreichen Lande den Hauptzweig der römischen Industrie.

Geographische Ausbreitung der Kelten.

Nördliche Grenznachbarn der Iberer waren die schon erwähnten arischen Kelten.

Vermöge ihrer Lage im äussersten Westen Europa's sind sie für das erste Volk indogermanischen Stammes in diesem Welttheile

---

1) Kriegk, *Die Völkerstämme und ihre Zweige.* Frankfurt a./M. 1854. 8⁰ S. 43.

2) Ch. Steur. A. a. O. S. 238—239. Ueber die Schrift siehe Phillips, „*Ueber das baskische Alphabet.*" Wien 1870. 8⁰.

3) J. D. J. Sallaberry. *Chants populaires du pays basque.* Bayonne 1870. 8⁰.

4) Eine Schilderung der Basken siehe bei Prichard. A. a. O. S. 284—267. Erschöpfend ist: Francisque Michel, *Le pays basque, sa population, sa langue, ses moeurs, sa littérature et sa musique.* Paris 1856. 8⁰.

5) Phillips, *Einwanderung der Iberer.* S. 44—45.

6) H. J. C. Beavan, *Observations on the People inhabiting Spain.* (*Mémoirs of the Anthropol. Soc.* Vol. II. 1865—66. S. 62.)

7) Phillips. A. a. O. S. 45.

8) J. J. Rein, *Ein Ausflug nach dem Bergwerksdistricte von Huelva.* (*Ausland* 1873. Nr. 31. S. 604.)

zu halten,[1]) zweifelsohne älter als die Hellenen und Italier. Sie drangen bis nach Gallien und den britischen Inseln vor, wo sie die ältesten historisch bekannten Einwohner bilden. Von Gallien wanderten später wiederholt einzelne Volkshaufen aus, und zwar erscheinen die im äussersten Westen Hispanien's angetroffenen keltischen Schaaren dort schon seit 500 v. Chr. angesiedelt. Ein Jahrhundert später brachen sie in Oberitalien ein, und liessen sich hier nieder, nachdem sie Ligurer, Etrusker und Umbrer nach Süden gedrängt hatten; gleichzeitig zogen sie nach Osten, besetzten die Alpen und das südliche Deutschland bis zur Donau. Die Helvetier in der Schweiz, ihre östlichen Nachbarn die Vindeliker, Noriker und Taurisker waren Kelten; das keltische Volk der Bojer hauste in Böhmen, dem es seinen Namen hinterliess, und südöstlich vom Alpengebirge, worauf die genannten Stämme bis zu dessen äusserstem Osten wohnten, sassen um Donau, Save und Drina die keltischen Skordisker als Grenznachbarn illyrischer Völker. Zu Alexander d. Gr. Zeiten unterjochten die Kelten Pannonien und die Saveländer, drückten auf die illyrischen Triballer und überschwemmten vorübergehend 280 v. Chr. Griechenland. Darauf liessen sie sich inmitten Thrakiens nieder und machten Tyle im Süden des Hämus für länger denn ein Jahrhundert zum Mittelpunkte eines mächtigen Gemeinwesens. [2]) Ja ein Theil dieser thrakischen Kelten wanderte sogar nach Kleinasien und gründete dort das Reich Galatien, wo die keltische Sprache jedoch in Bälde erlosch. [3])

Es gab demnach eine Zeit, wo der keltische Stamm in Europa nicht nur der älteste, sondern auch geographisch der ausgebreitetste war. Freilich dauerte die Herrlichkeit nicht lange. Die kleinasiatischen Galater wurden von den Hellenen, die Kelten am Hämus von den Thrakern, jene in Oberitalien von den Römern aufgesogen; die im südlichen Deutschland aber wurden nach Westen zurückgedrängt durch die Germanen und die diese selbst vorwärts treibenden Slaven. Noch 113 v. Chr. sassen die Bojer in Böhmen, wohin sehr bald die germanischen Marcomannen drangen. So waren denn die Kelten zur Zeit Julius Cäsar's auf das Alpengebiet, den grössten Theil Frankreich's und einen Theil Nordwestdeutschland's, dann auf die britischen Eilande beschränkt.

Die keltischen Idiome, im indogermanischen Sprachenkreise dem Lateinischen am nächsten stehend, zerfallen in zwei Gruppen, den gälischen (gadhelischen, gaidelischen) und den britonischen oder kymrischen Zweig; ersterer umfasste die Kelten Irland's, Schottland's und Man's, deren Dialecte, unter einander sehr nahe

---

1) Fried. Müller, *Allg. Ethnographie.* S. 482.

2) Rob. Rösler, *Romänische Studien.* S. 23.

3) G. Perrot, *De la disparition de la langue gauloise en Galatie.* (*Revue celtique.* I. Bd. S 179—192.

verwandt, nur in Orthographie und Aussprache etwas abweichen;[1]) der zweite, britonische Zweig umfasste die Sprache der alten Gallier und Briten, deren Nachkommen sich in Wales und bis vor zwei Jahrhunderten in Cornwallis erhalten haben.[2]) Neben der sprachlichen Gruppirung lässt sich auch eine ethnische erkennen; Gallien's Bewohner waren von grosser Statur mit langem blonden Haar, also von lichter, jene Britannien's dagegen von dunkler Complexion, schwarzen Haaren und kleinerer Statur.[3]) Indess scheint auf gallischem Boden dereinst eine Verschmelzung beider Stämme stattgefunden zu haben; die dunklen Kelten sassen im Süden und wurden vielleicht erst später von den blonden Galliern besiegt.[4]) Jedenfalls konnten nur bedeutende Blutmischungen den ursprünglich gewiss einheitlichen Typus der keltischen Volksfamilie zu zwei so starken Gegensätzen ausbilden.[5]) Dem Culturhistoriker sind die Gallier ein Zweig des grossen Keltenstammes und dieser wiederum scharf zu trennen von den Germanen, mit denen man ihn zu identificiren versucht hat.[6])

Cultur der Kelten in Gallien.

Diese weitverbreiteten Kelten nun waren keine Barbaren, sie haben den herrlichen Boden, auf dem sie sassen, gebändigt, erzogen und bebaut, haben Dörfer und Städte gegründet, sich in Gemeinwesen und Staaten gegliedert, haben Religion und Recht und Gesetz geübt, Gewerbe und Kunst gepflegt, das vaterlandschirmende Schwert geführt, ja sogar Literatur und Wissenschaft be-

---

1) Dies ist wohl auch der Grund für die Annahme, dass die Schotten ursprünglich Irländer gewesen sind, bei John Hill Burton, *The history of Scotland.* Edinburgh and London 1867—70. 2 Bde.

2) Vgl. *Les études celtiques (La République française* vom 14. Februar 1873, aus der Feder des Hrn. Henri Gaidoz), dann *„Die keltische Studien der Gegenwart.“ (Ausland* 1873. No. 21. S. 415—417.)

3) Fried Müller. A. a. O. S. 486.

4) Dieser Punkt ist noch dunkel. Lagneau (A. a. O. S 612) hält Kelten und Gaëls für ethnisch verschieden, und lässt Erstere im Lande zwischen Garonne und Seine wohnen. Seine Kelten stimmen im Typus mit Müller's Briten überein, und wären die älteren Bewohner Frankreichs gewesen. Amédée Thierry hingegen meint umgekehrt die Gaëls (Gallier) hätten vor den Kymren (Britonen, Wälschen) England und wahrscheinlich auch Frankreich bevölkert. Diese Meinung bekämpft nun Ch. Steur, der als Gallier gerade jenes südliche Volk ansehen will, welches Lagneau speciell als Kelten bezeichnet. Dafür stellt dieser Gaëlen und Wälsche (Walls) zusammen (was linguistisch unrichtig ist), die ihm zufolge mit den Belgiern gleiche Abstammung haben. (A. a. O. S. 618.) Die Belgier und Gaëls scheint er endlich gar mit den blonden Germanen in Zusammenhang bringen zu wollen.

5) Fried. Müller. A. a. O.

6) Adolf Holtzmann, *Kelten und Germanen. Eine historische Untersuchung.* Stuttgart 1855. 8°.

sessen.[1]) Sie besassen eine meist aristokratische Verfassung und eine Hierarchie, das Druidenthum, eine Art Adel, den Jeder durch Talent und Studium erwerben konnte und welcher nur einen moralischen Halt im Volke selbst besass. Das Druidenthum war es, welches stets den Gedanken an die Einheit der Nation predigte und von dem der nationale Widerstand gegen die Römer ausging. Die Religion der Kelten enthält erhabene Lehrsätze und übertraf an innerem Gehalte jene der Griechen und Römer; der Glaube an die Unsterblichkeit und die Wanderung der Seele erfüllte sie, hatte aber wie fast überall die Sitte der Menschenopfer im Gefolge. [2])

Als Cäsar Gallien eroberte, war das dortige Leben schon im Sinken, der Mittelstand grösstententheils verschwunden, nur mehr eine Aristokratie, aus Adel und Priesterthum gebildet, zurücklassend; dagegen schützte in England noch das Gesetz den Stand der Gemeinfreien. An der Spitze der Familie steht das Familienoberhaupt, an der Spitze des Stammes das Stammoberhaupt und an der Spitze des Staates der König, über welchen noch der Oberkönig existirt, an den gegen den Druck der einzelnen Könige appellirt werden kann. Neben dem Geschlechtsadel gab es freie Grundeigenthümer und Sklaven.

Von der Cultur der Kelten mag ihre hochentwickelte, klang- und formenreiche Sprache, einst von einem Ende Europa's zum anderen verstanden, einen Begriff geben. Regelrecht und scharf ausgebildet, wie polirter Stahl, ist diese Sprache zu allen Ausdrucksweisen geschickt und fähig auch die geringsten Sinnes- und Gefühlsnüancen aufzunehmen, wovon das glänzendste Zeugniss die Dichtkunst ablegt, an Herrlichkeit der griechischen nicht nachstehend.

Hinsichtlich der materiellen Cultur gingen die keltischen Völker der Rhein- und Donaugegenden, im Besitze unserer Hausthiere, des Ackerbaues kundig und in allen Künsten fortgeschrittenen Lebens, selbst in der Tracht [3]) ihren germanischen Nachbarn im Norden und Nordosten lange voraus. Besonders wissen wir dies von dem Bergbau. In Gallien wusch man Zinn an der Aurence, dann im Limousin, im Departement der Loire inférieure und im Morbihan; so

---

1) Ad. Bacmeister, *Keltische Studien. (Oesterreichische Wochenschrift für Wissenschaft und Kunst.* 1872. 8° S 260.)

2) *His* (der keltische) *strange creed combining, as it did, a teaching similar to that of Pythagoras with a ceremonial revolting even to roman ideas of humanity . . .* sagt Dr. William Copeland Borlase, *Naenia Cornubiae, a descriptive essay, illustrative to the sepulchres and funereal customs of the early inhabitants of the county of Cornwall.* London 1872. 8° S. 9.

3) Bei allen südlich der Donau wohnenden Völkern bis an's schwarze Meer kann man das Beinkleid verfolgen. Die Gallier hiessen davon *braccati,* die Provinz *Gallia braccata* und die Germanen nahmen von ihnen dieses Kleidungsstück an. (Ed. Frhr. v. Sacken, *Leitfaden zur Kunde des heidnischen Alterthumes mit Beziehung auf die österreichischen Länder.* Wien 1865. 8° S. 109 und 130.)

kundig waren die alten Kelten in Metallarbeiten, dass erst die Römer von ihnen das Verzinnen der Geschirre erlernten. Keltische Bergleute schürften endlich auf den wichtigsten der alten Fundstätten des Zinn's, auf den Sorlingischen Inseln und in Cornwallis.[1] In den Alpen gewannnen sie Gold, waren bald als Eisenarbeiter berühmt und wandten sich dem bergmännischen Betrieb auf Salz zu. In Spanien brachen sie Steinsalz am Ebro, im Salzkammergute, in Reichenhall und Hallein legten sie Grubenwerke auf den lebendigen Salzfels an, ja in Chaonien, d. h. in Epirus, am Ostufer des Adriatischen Meeres war schon zu Aristoteles' Zeit eine Art Salzsiederei nicht unbekannt. Ob die keltischen Gebirgsbewohner diese nicht ganz einfache Technik selbst erfunden oder aus fremden Ländern erhalten und nur vervollkommnet, ist nicht leicht zu entscheiden. Mit Italien standen sie in Verkehr und etruskische Kunstfertigkeit hat schon frühe bis in versteckte Alpenthäler hingewirkt.[2] Den mitunter prachtvollen Bronzearbeiten der Kelten mögen wohl etruskische Fabrikate als Vorbilder gedient haben,[3] zu welcher Vermuthung der ausgedehnte Landhandel der Etrusker nach dem Norden berechtigt.[4] Minder geschickt, ja überraschend weit zurück waren die Kelten in Töpferei und Baukunst; rohe Steine, wie der Steinbruch sie lieferte, setzten sie mit der flachsten Seite auswärts in Thon; eine solche Mauer, an und für sich selbst nicht sehr stark, verstärkten sie mit hölzernen Pfosten, in Zwischenräumen vor der Mauer aufgestellt. Mörtel wurde nicht benützt.[5] Die Strassen ihrer Städte waren mit Steinen gepflastert und schmal, desgleichen ihre Landwege, nur schmalspurigen Wagen dienend, woran blos Ein Pferd ohne Deichsel befestigt war.[6] Mit den megalithischen Denkmalen in ihren Ländern sind indess die Kelten nicht in Verbindung zu bringen.[7]

Die Nachrichten über Leben und Sitten der Gallier stammen aus feindlichem Munde und lauten desshalb nicht allzu günstig. Leichtfertigkeit, Eitelkeit, Vorliebe für Schmuck und Prunk, Prahlsucht, Unbeständigkeit und Rauflust werden ihnen zugeschrieben;[8] andererseits sind sie sicherlich den begabtesten unter den cultur-

---

1) *Ausland* 1869. No 43. S. 1012.

2) Hehn, *Das Salz.* S. 31—35. Vgl. auch Genthe, *Etruskischer Tauschhandel.* S. 63—65.

3) Ed. Frhr. v. Sacken. A. a. O. S. 132—134.

4) Genthe. A. a. O.

5) *Ein keltisches Pompeji (Ausland* 1870. No. 30. S. 706) behandelt die Ausgrabungen des Hrn. Bulliot am Mont Beuvray bei Autun.

6) Nach gütiger mündlicher Mittheilung des Hrn. Peigné-Delacour, theilweise auch nach dieses Alterthumsforschers *Notice sur divers monumens de l'époque celtique dans le département de l'Aisne.* Paris 1864. 8⁰ S. 4—6.

7) Borlase, *Naenia Cornubiae.* S. 11.

8) Siehe darüber den von Prof. Mommsen zu Zürich 1853 gehaltenen Vortrag *„Ueber die Schweiz unter den Römern."*

fähigen Stämmen zuzuzählen. Der gallobritische Völkerzweig hat eine grosse geschichtliche Rolle gespielt, in breiten hohen Fluthen sind diese Kelten, Welle um Welle, Woge auf Woge über die westliche Welt hineingefluthet, haben Völker verdrängt und Staaten gegründet, sie haben geschaffen und verderbt, sie haben, wenn auch in weitgetrennten Zeitaltern, Rom erobert und Delphi zerstört, sie haben einen Gürtel segensreicher, culturstrotzender Colonien durch die Mitte Europa's gezogen, die Donau entlang, den Rhein, Main und Neckar hinab, hinauf und die Thäler der Voralpen. Noch heute zeugt eine lange Reihe von Ortsnamen im südlichen und südwestlichen Deutschland, [1]) in der vorderen Schweiz und auf beiden Ufern des Rheines von einstmals weit und wirksam waltendem Keltenthum. Vor allem aber war Sammel- und Mittelpunkt keltischen Wesens das gallische Land. Da hatte es die Ehre, mit einem Julius Cäsar seine Kraft zu messen und es hat sich dieser Ehre nicht ganz unwürdig erwiesen. Auch hat weder Julius Cäsar noch haben seine hundert Nachfolger römischer und deutscher Nation das gallische Wesen zu vernichten vermocht. Es stand zu hoch für die Vernichtung, es hat sich trotz äusseren Sturms und innerer Mischung erhalten bis auf diesen Tag. [2]) Der keltische Baumcultus, von den prächtigen Buchenwaldungen des Landes begünstigt, erhielt sich die ganze Römerzeit hindurch bis in's späte Mittelalter und Spuren davon waren noch vor zwei Jahrhunderten wahrnehmbar; [3]) auch die neue römische Territorialeintheilung liess in ihren Grundzügen die altgallische bestehen, Das Lateinische ward einheimisch, doch nicht allgemein herrschend; die Römer milderten auch die Sitten, indem sie die Menschenopfer abschafften und in den bedeutenden Städten des Landes (Narbo, Massilia, Augustodunum, Lugdunum, Burdigala) römische Schulen für Rhetorik, Grammatik, Medicin und Philosophie errichteten. Das nördliche Gallien, von den keltischen [4]) Belgern bewohnt, zeigte sich der römischen Cultur weniger zugänglich und riss sich auch am ehesten los.

Die Kelten Britanniens und Mitteleuropas.

Von den westlichen Provinzen war Britannien zuletzt erobert und zuerst wieder aufgegeben. Durch die Waffen unterjocht, erhielt

---

1) Siehe meines verstorbenen Freundes Dr. Adolf Bacmeister, *„Alemannische Wanderungen."* Stuttgart 1867. 8°, wo dies besonders für Würtemberg festgestellt wird: allein auch in Südbaiern sind keltische Namen erwiesen (siehe *In den Voralpen. Skizzen aus den Voralpen. Skizzen von einem Süddeutschen* [Heinrch Noë]. München 1865. 8°); für Niederöstreich hat dies J. V. Göhlert besorgt in den *„Blättern des Vereins für Landeskunde von Niederösterreich."* 1869. S. 93—100.

2) Adolf Bacmeister, *Keltische Studien.* A. a. O. S. 341.

3) L. F. Maury, *Histoires des grandes forêts de la Gaule et de l'ancienne France.* Paris 1850. 8° S. 157. 160. Meines Wissens das beste Werk über diesen Gegenstand.

4) Zeuss, *Die Deutschen und ihre Nachbarstämme.* S. 189.

das Land nur einen matten Anstrich römischer Gesittung und Wissenschaft. Keine prachtvollen Ueberreste römischer Säulenhallen und Wasserleitungen schmücken Britannien, kein Schriftsteller britischer Abkunft ist unter den Meistern lateinischer Dichtkunst und Beredsamkeit; die Sprache der italischen Herrscher blieb wahrscheinlich unverstanden und gewann nie über das Keltische die Oberhand. [1]) Von dem geringen Einflusse des Römerthums zeugen unter Anderem die runden oder länglichen Hüttenbauten und fortificatorischen Umwandlungen in Cornwallis, jüngst als der Römerperiode entstammend erkannt. [2]) Römische Kupfermünzen fanden sich zahlreich in diesen ärmlichen Bauwerken, welche indess eine sehr dichte, Ackerbau und Viehzucht treibende Bevölkerung beherbergten. [3]) Im Uebrigen deckten ausgedehnte dichte Waldungen sowohl Britannien als das unbekannte Schottland. [4])

Im Alpengebiete bauten die helvetischen Kelten ihre niedergebrannten Städte und Dörfer wieder auf und bald errangen römischer Einfluss und römische Sitten hier die Herrschaft. Ueber Alpen und Jura stellten die sorgsamen Römer Verkehrswege her und in zweihundertjährigem Frieden stieg Helvetien, in den Niederungen von der Natur begünstigt, von fleissigen und kräftigen Volksstämmen angebaut, in stetem Verkehre mit römischer und gallischer Cultur, zu nicht geringer Wohlfahrt und Bildung empor. Die meist wohl vorrömischen Städte Noviodunum, Lausonium, Aventicum, Ebredunum, Noidenolex, Petenisca, Solodurum, Vindonissa u. a. wurden im Styl römischer Architektur umgebaut und vergrössert, mit Tempeln, Thermen, Arenen und Theatern geziert. Die blühende Hauptstadt Aventicum (Uchten), an Grösse die schweizerischen Städte überragend, besass eine höhere Schule und ein Collegium der Arzneikunde. [5]) Ihre Vorliebe für Bäder veranlasste die Römer, wo sie immer warme Quellen fanden, Bäder oder Thermen anzulegen, so zu Aix in Savoyen und Aix in Provence, zu Dax, Bagnères de Bigorre und Bagnères de Luchon in den Pyrenäen, zu Alhama und Caldas in Spanien, zu Wiesbaden und in dem englischen Bath oder Aquae Solis, zu Baden bei Wien, zu Altofen und in den Herculesbädern zu Mehadia; so auch zu Baden (bei Olten) in der Schweiz. [6]) Die letztgenannten Heilquellen bei einer Landstadt, Aquae, einem festen Schlosse *Castellum Thermarum* und einem Tempel der Isis, ja selbst die schwachen

---

1) Macaulay, *Geschichte Englands.* I. Thl. S. 8.

2) Borlase, A. a. O. S. 262.

3) A. a. O. S. 257.

4) Alfred Maury. A a. O. S. 126—132.

5) B. Studer, *Geschichte der physischen Geographie der Schweiz bis 1815.* Bern & Zürich 1863. 8° S. 14—15.

6) *Baths and Bathing places, ancient and modern. (Quarterly Review.* Juli 1870. No. 257. S. 155—156 und *Ausland* 1870. No. 38. S. 890.)

Thermen bei Ebredunum wurden von Einheimischen und Fremden schon frühzeitig besucht. [1])

Die östlichen Grenznachbarn der Schweizer-Kelten waren die Rhätier, ein Volk von unaufgeklärter Herkunft, [2]) sicher aber zum indogermanischen Sprachstamme, wahrscheinlich zur thrako-illyrischen, vielleicht zur italischen Gruppe gehörend. [3]) Schneller, vollständiger als die übrigen Keltenländer ward Rhätien romanisirt, theils weil sein Stamm an sich schon dem Römerthum näher verwandt sein mochte und leichter in dasselbe überging als das keltische, theils weil die Männer an der Eisack und Wipp nur nach blutigem Vernichtungskampfe sich römischer Botmässigkeit fügten, ein grosser Theil der waffenfähigen Jugend den rhätischen Bergen entführt wurde und schon der erste römische Kaiser eine Heerstrasse über den Brenner bahnte, daher in dem lockenden Etschthale weit herauf bald Niederlassungen römischer Ansiedler mit aller Ausstattung ihres Luxus und ihrer Bequemlichkeit entstanden. Die Sommerfrischen von Bozen und Meran hatten nach Jahrhunderten noch Reste von Namen römischer Villen aufzuweisen. [4]) Zur Provinz Rhätien ward später das nördlich gelegene Vindelicien, ein Theil von Süddeutschland geschlagen; im Osten lagen die Provinzen Noricum und Pannonia, wieder fast ausschliesslich von Kelten bewohnt.

Auch diese östlichen Kelten gingen in der Bodencultur, Obstzucht und Rebenpflege bereits über die ersten Anfänge hinaus, obgleich sie lieber von Heerden oder Jagd sich nähren mochten. Auch sie stiegen ferner in den Schooss der Erde, befreundeten sich mit allerlei Gewerben, tauschten für die Producte ihrer Viehzucht, für seltene Alpenkräuter oder die Stämme der Urwälder, für die Schätze des Mineralreiches oder kräftige Sklaven Manches von den Genüssen und dem Luxus des Südens ein. Von dem alten Handel dieser Völker zeugt Aquileja's frühzeitige Blüthe und der Fund griechisch-ägyptischer Königsmünzen im südlichen Steiermark. [5]) Erst 50 Jahre nach der Unterwerfung begannen die Römer ihr Grenzbefestigungssystem mit Lagern, Castellen, Schiffstationen, Heerstrassen an die Mitteldonau vorzurücken, doch berührte die Romanisirung kaum die obersten Schichten des Volkes; die unteren Stände blieben vorwie-

---

1) B. Studer. A. a. O. S. 15. 19.

2) Trotz des über diese Frage aufgewirbelten Staubes ist dieselbe nicht entschieden. Vgl. darüber hauptsächlich die Schriften von Ludwig Steub. Den neuesten Standpunkt unseres dermaligen Wissens über dieses Volk hat dieser Forscher niedergelegt in seinen Aufsätzen: *„Ueber rhäto-romanische Studien.“* (*Ausland* 1872. No. 72. S. 625—629, No. 28. S. 656—660 und 1873. No. 24. S. 461—464, No. 25. S. 484—487 und No. 26. S. 504—507.)

3) Fried. Müller, *Allg. Ethnographie.* S. 11.

4) Adolf Ficker, *Der Mensch und seine Werke in den österreichischen Alpen. (Jahrbuch des östr. Alpen-Vereins.* III Bd. 1867. S. 11.)

5) Ficker. A. a. O. S. 9.

gend keltisch, obgleich auch sie im Gehorsame gegen strenge verpflichtende Einrichtungen allmälig der wilden Ungebundenheit sich entwöhnten und den Einfluss des immer lebhafteren Verkehrs mit den weiten Ländern rings um's Mittelmeer zunächst in allen Zweigen der materiellen Cultur empfanden. Ein Jahrhundert später riss die Vervollständigung des Strassennetzes, die Ansiedlung römischer Krieger, die allmählige Ausdehnung des römischen Bürgerrechtes auf alle Provincialen, die Einführung römischen Gesetzgebung und Sitte — selbst der Cultus einer so fremdartigen Gottheit wie der persische Mithras hat seine Monumente in Noricum hinterlassen — endlich die Einwirkung römischer Geistesthätigkeit nach und nach jede Scheidewand zwischen Römerthum und Keltenthum nieder und gab der Verschmelzung den vorwiegenden Charakter des ersteren. [1]) In Bezug auf die Erzeugnisse der Kunst und des Handwerkes stellte sich oft dieses Mischverhältniss in dem Ineinandergreifen der heidnisch-angestammten und der römischen Weise heraus, indem sich die Einwohner dieselbe aneigneten, während umgekehrt rein römische Arbeiten einen provinciellen Charakter erhielten. [2]) Von der Ausdehnung der römischen Cultur in Noricum und Pannonien reden die zahlreichen Reste dortiger Prachtbauten, die Mosaikböden, Heizvorrichtungen, Wasserleitungen, Heerstrassen, Reliefbilder, Inschriftsteine, massenhaft ausgegrabene Münzen, Kunstgeräthe von Glas, dessen Fabrikation bei den Römern der Kaiserzeit auf hoher Stufe stand, Lampen aus Thon, Candelaber aus Bronze, Spiegel, Scheiben aus einer silberhältigen Metallcomposition, Kämme aus Bein, Schüsseln von Bronze und Eisen, Griffel u. s. w. [3])

Die Germanen.

Die Germanen zerfielen in zwei grosse Zweige, den hoch- und niederdeutschen, jeder wieder mit verschiedenen Unterabtheilungen. Die niederdeutschen Stämme waren zwar unter sich verwandt, aber von dem oberdeutschen Zweig ethnisch verschieden in Gemüth, Geistesanlagen, Charakter und selbst im Habitus der äusseren Erscheinung, Denkweise, Sitten und Gebräuchen, was sich auch in der Folge allenthalben geltend gemacht hat. [4]) Man darf die Vertreter des Althochdeutschen vielleicht in den suevischen Stämmen suchen und für

---

1) Ficker. A. a. O. S. 10.

2) Sacken. A. a. O. S. 76.

3) Die genaue Aufzählung und Beschreibung dieser römischen Reste siehe bei Sacken. A. a. O. S. 161—201.

4) Diese Verschiedenheit ist sehr gut betont bei Brof. Wachsmuth, *Niedersächsische Geschichten.* Berlin v. J. 8⁰. Siehe auch: H. Beta, *Die Nieder- und Angelsachsen:* (*Mag. f. d. Lit. d. Ausl.* 1873. No. 6. S. 81—83.)

die Nichtsueven, das niederdeutsche Element, die Bezeichnung Sachsen wählen, obwohl dieser Name erst im II. Jahrhundert n. Chr. auftaucht; er kann indess auch für früher zur gemeinschaftlichen Bezeichnnng aller Völker in Niederdeutschland und des Gegensatzes dienen, in welchem diese Völker in ihrer ganzen Lebensweise zu den Sueven standen. Diese sassen ursprünglich im deutschen Osten als Grenznachbarn der Gothen und Slaven. Die Sachsen hingegen hatten schon damals beiläufig ihre späteren Sitze in der Nähe der unteren Elbe, nur wahrscheinlich etwas mehr gegen Norden inne. Zu unbestimmbarer Zeit verliessen die Sueven die sandigen Ebenen Nordostdeutschlands und zogen nach dem damals keltischen Südwestdeutschland, wohin schon in Cäsar's Tagen solche suevische Stämme gelangt sein müssen und den ansässigen Kelten gegenübertraten. Diese Völkerverschiebung ging sehr langsam und wahrscheinlich die ganze Zeit der Römerherrschaft in den Alpen hindurch vor sich; doch ist die Einwanderung der suevischen Horden nicht mit totaler Vernichtung oder Ausrottung der älteren keltischen Einwohner gleichbedeutend. Es lehrt vielmehr das sorgfältige Studium aller Unterjochungen,[1] dass dieses Unterliegen nur ein theilweises ist; Viele bleiben in ihren Wohnsitzen, da auch die Ankommenden vielfach auf ihre Beihilfe angewiesen sind, werden nur Sklaven oder Knechte der neuen Gebieter und vermischen sich allmählig mit ihnen; Andere ziehen sich zurück, meist in gebirgige Gegenden, wo sie lange ihre Nationalität bewahren. So erging's auch den Kelten[2] und Germanen, zumal diese in den Kelten erst ihre Lehrmeister in der Cultur fanden.[3] Die Eroberung eines gesitteten Volkes durch ein rohes endet fast allemal damit, dass die Sieger die Cultur der Besiegten annehmen. Dies bewährt sich an den Wanderungen der Germanen, die sich immer mehr mit den Galliern vermischten, und später in der grossen Völkerwanderung, oft einseitig so dargestellt, als ob ein Volk das andere völlig verschlungen hätte.[4] In der That erhielten sich auch in Deutschland die keltischen Campi, Turones u. A. noch bis in's II. Jahrhundert v. Chr. unter der Herrschaft deutscher Stämme.

Die ersten Berührungen der Römer mit den Germanen reichen bis zum Einfalle der Teutonen und der gleichfalls zweifellos germanischen Cimbern, 113 v. Chr., zurück,[5] welche eine gewaltige Sturm-

1) Bagehot, *Physics and Politics.* S. 67.

2) Victor Hehn, *Das Salz.* S. 33.

3) Dies zeigt sehr schön an den Fibeln Dr. Hans Hildebrand in seiner spannenden *Studier i jämförande fornforskning. I. Bidrag till spännets historia. (Antiquarisk Tidskrift för Sverige.* Del. IV. 1872. S. 15. 142.)

4) Sacken. A. a. O. S. 131.

5) Häufig mit den Kymren verwechselt, haben Manche (z. B. Thierry) die Cimbern für Kelten gehalten; ihre germanische Nationalität ist indess seither ziemlich allge-

fluth der Ost- und Nordsee zum Auszuge veranlasst hatte.[1]) Diese rohen Horden mussten wohl schliesslich der überlegenen Kriegskunst der Römer unterliegen; aber auch viel später noch standen die Germanen ungeachtet der Schilderungen eines Tacitus und obwohl eine Fülle natürlicher Charaktereigenschaften, darunter eine seltene Kriegstüchtigkeit, sie schmückte, auf sehr tiefer Culturstufe. Erwiesenermassen kannten die Germanen die Dreifelderwirthschaft nicht,[2]) die wahrscheinlich römischen Ursprunges ist und im Süden und Südwesten Deutschlands erst nach dem Contacte mit den Römern eingeführt ward.[3]) Da die Germanen es nicht einmal zum Wohnen in Städten brachten, so sind die römischen Cultureinflüsse jedenfalls sehr gering anzuschlagen; was ihnen in dieser Hinsicht zukam, dürfte am meisten durch keltische Stämme vermittelt worden sein.

Der Orient.

Im unteren Donaulande wohnten seit lange die thrakischen Geten und Daker. Die Geten hausten ursprünglich nördlich vom Hämus, zuerst nur auf dem rechten Donauufer; später zu Philipp's Zeiten auch am linken, im Reiche der stammverwandten Daker in der Walachei, nur durch die Theiss von den benachbarten keltischen Bojern geschieden. Die Daker, stets ein unruhiges, kriegerisches Volk, fielen wiederholt in das südlich von der Donau gelegene Gebiet ein, bis endlich nach mannigfachen Geschickeswendungen Trajan sie unterwarf. Die Hellenen waren niemals in das Innere der Hämushalbinsel, über die Grenzen des eigentlichen Griechenlands hinausgekommen. Die Römer schufen jedoch nunmehr die Provinzen Mösien zwischen Donau und Balkan (Bulgarien und Serbien) und Dakien (Banat, Siebenbürgen, Romänien und Theile Bessarabiens bis in die Gegend Odessa's). Sie brachten wie fast überall in die neuen Gebiete Colonien mit, und es begann deren systematische Romanisirung; aus der dakischen Hauptstadt Sarmizegetusa[4]) ward eine römische Colonie; allein, nachdem die Errichtung der Provinz Dakien erst in Folge der Niederwerfung des Dakenreiches unter König Decebalus

---

mein anerkannt und in neuester Zeit von Baron Roget de Belloguet: *Ethnogénie gauloise.* Quatrième Partie. Paris 1873. 8⁰ S. 94—113 sichergestellt worden.

1) Nach Haakh's diesbezüglichen Vortrag in der würtembergischen anthropol. Gesellschaft am 28. December 1872.

2) Siehe *„Ueber die Landwirthschaft der ältesten Deutschen"* von W. Roscher in den *Ansichten der Volkswirthschaft.* S. 49—80.

3) Dr. William Löbe, *Abriss der Geschichte der deutschen Landwirthschaft von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart.* Berlin 1873. 8⁰ S. 1.

4) Richard Kiepert, *Die Ruinen von Sarmizegetusa. (Zeitschr. der Gesellsch. für Erdk. zu Berlin.* 1872. S. 263—268, mit einem Plan.)

erfolgte, den sein Volk im Wiederstande heldenmüthig unterstützte, hielt sich wohl das unterworfene dakische Element grollend von der Berührung mit der römischen Cultur fern. In Dakien wurde auf nur mehr dünn besiedeltem Boden, rings umgeben von einer übelwollenden Bevölkerung ein reines Colonialland geschaffen, in dem das Römerthum nicht so tiefe Wurzeln trieb, wo es auch nicht auf der breiten sicheren Grundlage eines auch geistig eroberten Volksthums ruhte, daher es auch später wieder mit Leichtigkeit verschwand.[1])

Ich unterbreche meine Wanderung nach Griechenland und dem asiatischen Osten, um zuvor einen flüchtigen Blick auf die Gestade Nordafrika's zu werfen, die römische Welt im Süden umsäumend. Nach Carthago's Fall waren alle libyphönikischen Siedlungen in römische Gewalt gerathen, 46 v. Chr. Numidien und unter Claudius Mauretanien hinzugekommen; gegen Osten hin lag Kyrenaica, anfangs von Königen regiert, später Republik, vom zweiten Ptolemäer aber schon Aegypten unterworfen, mit dem es an die Römer kam. Die eigentliche Bevölkerung des Landes gehörte der hamitischen Race an, wie die Aegypter und die gegen Westen hin wohnenden Numidier und Mauretanier im heutigen Tripolis, Tunis, Algier und Marokko. Die gegenwärtigen Berber[2]) sind die direkten Nachkommen jener Stämme. Wegen des richtigen Verständnisses der späteren Geschichte dieser Gebiete kann nicht genug hervorgehoben und betont werden, dass bis zum Jahre 1050 unserer Zeitrechnung Nordafrika, mit Ausnahme der Städte, nur von Berbern bewohnt wurde.[3]) Die Libyphöniker, die Mischung von Phönikern und Berbern, beschränkten sich auf die Städte und einen Theil der Küstenbewohner, welche das Punische oder Neuphönikische angenommen hatten. Nicht tiefer drang das Hellenenthum, überall ausser seinem heimatlichen Boden nur wie mit einem glänzenden Firnis die wahren Verhältnisse übertünchend. Und ähnlich wie solcher nach Aussen hin oft einen rauhen Kern schimmernd überzieht, dafür nach Innen fressend und zersetzend wirkt, hatte sich auch die griechische Gesittung über den Orient und Nordafrika ergossen, am Aeusserlichen haftend, blendend, so weit ihre Berührung aber reichte demoralisirend, zerstörend. Waren die Kleinasiaten desshalb noch keine Griechen geworden, so waren in ganz Kleinasien fast alle einheimischen Idiome verschwunden, das Lydische, das Phrygische und auch das Keltische, um dem Griechi-

---

1) Nach dem neuesten Stande der Forschungen, wie er von meinem Freunde Prof. Dr. Rob. Rösler niedergelegt ist in seinem Buche: *Romänische Studien. Untersuchungen zur älteren Geschichte.* Leipzig 1871. 8⁰.

2) In Marokko spricht man *Breber;* Berber ist ohne Zweifel aus dem lat. *barbari* verkürzt.

3) Heinrich Frhr. v. Maltzan, *Der Völkerkampf zwischen Arabern und Berbern in Nordafrika.* (*Ausland* 1873. No. 23. S. 446—446.)

schen zu weichen; [1]) griechischer Einfluss herrschte in Syrien und selbst in Judäa und Palästina, das arme, rohe Judenvolk von Aegypten und von Syrien aus umspannend. In Alexandrien fand die Uebersetzung der Septuaginta statt und hier wie an anderen Plätzen Vorderasiens lebten zahlreiche hellenisirende Juden. Bei dem freier denkenden Theile der Nation hatte sich eine Annäherung an griechische Sitte im Gebrauch der griechischen Sprache und in der Nachahmung griechischer Kampfspiele schon deutlich gezeigt, ehe noch unter den Makkabäern (167—107) die nationale Unabhängigkeit erkämpft ward, die freilich nicht behauptet ward, denn schon 37 v. Chr. drückte Judäa die Römerherrschaft, welche 70 n. Chr. endlich sein staatliches Dasein vernichtete. Und obgleich der Monotheismus an sich einen stärkeren Glauben erzeugt als der schwache Polytheismus, also eine kräftigere Waffe im Kampfe um's Dasein gewährt, konnten die Juden gegen die Römer nicht aufkommen, weil dieser Vortheil durch andere, den Juden mangelnde Eigenschaften der Römer, wie politisches Verständniss und eine anererbte Disciplin aufgewogen wurde. [2])

Erscheinen die Wirkungen des Römerthums im Allgemeinen intensiver als jene des Griechenthums, weil der Römer thatsächlich colonisirte und das Landleben pflog, wofür der Hellene keinen Sinn besass, so drang in Nordafrika die Romanisirung doch nur in geringem Grade durch; das Lateinische vermochte das Punische nie zu verdrängen; in Europa standen meistens Arier Ariern gegenüber, in Afrika und Asien aber Arier, Hamiten und Semiten. Nur auf dem Boden des indogermanischen Stammes vermochte der Romanismus sich auszubreiten und jene Völkerumwandlung zu vollbringen, woraus die heutigen Culturnationen hervorgingen. Ohnmächtig gerade wie das Griechenthum erwies er sich bei Stämmen fremden Blutes. So lehrt denn die Geschichte des Racenelementes hohe Bedeutung erkennen und würdigen. Die Cäsaren sorgten und thaten viel für Nordafrika wie für einzelne Städte. [3]) Auch Aegypten blühte, aber besonders materiell, denn mit den Ptolemäern war auch die Wissenschaft von ihrer Höhe herabgestiegen. Griechen, Juden und Aegypter, die letzteren ein fleissiges, geduldiges aber mechanisch arbeitendes Volk, bildeten drei chronische Parteien im Lande. Das Kaiserthum hob den Handel Alexandrien's, liess Canäle reinigen, Schleussen anbringen und versuchte sogar einen neuen Weg nach Indien zu bahnen; wirklich ward sein Handel nach Indien beinahe sechsfach stärker als unter den Ptolemäern, und durch ihn gab das einzige Alexandrien

---

1) Vgl. den trefflichen Aufsatz G. Boissier's, *Les provinces orientales de l'Empire romain.* (*Revue des deux Mondes* vom 1. Juli 1874. S. 111—157.)

2) Bagehot. *Physics and Politics*, S. 77.

3) Z. B. für *Leptis Magna*. (Gerh. Rohlfs, *Von Tripolis nach Alexandrien*. Bremen 1871. 8⁰ S. 108—109.)

in einem Monat höhere Einkünfte als Judäa in einem ganzen Jahr; Alexandrien lag so recht im Scheitelpunkte der damaligen Welt, wo das Handelsgewühl aller Zungen am lautesten tobte, wo der Markt des Lebens am eifrigsten die Fragen des Tages discutirte, wo die Reste griechischer Weltweisheit sich mit dem starren Dogmatismus der orientalischen Speculation vermählten. [1]) Antiochia und Seleukia bewahrten dagegen wenig mehr von griechischem Wesen, mit Ausnahme leerer Rhetorik, philosophischen Tifteleien, Vorliebe für Theater, Wettrennen, Kampfspiele und Balgereien. [2]) Weiterhin im Osten war die Palmen- und Wüstenstadt Palmyra [3]) zu einem wichtigen Handelsemporium aufgeblüht und dem römischen Reiche unter Hadrian eingefügt worden. Hier stehen wir so zu sagen am äussersten Ende der römischen Welt und ihres Einflusses auf Asien. Schon das nahe Perserland führt in den Bereich einer andern Cultur; hier war auf die syrischen Seleukiden die grosse Monarchie der Parther gefolgt, bis in's III. Jahrhundert n. Chr. alle Völker von den Gebirgen Armeniens und den Tiefebenen des Euphrat und Tigris bis in die Quellengebiete des Oxus vereinigend, selbst der römischen Macht ein Gegengewicht. [4])

Ich habe die flüchtige Rundschau über die den Römern unterworfenen oder benachbarten Völker vollendet, deren Culturverschiedenheit damals ähnliche Abstufungen darbot, wie heute zwischen dem gesitteten Westeuropäer und dem Südseeinsulaner bestehen. Die Pikten in Schottland, bei denen eine Art von Tätowirung üblich, und die rohen Bewohner der norddeutschen Tiefebene waren Wilde im Vergleiche zu den cultivirten Römern, Asiaten und Aegyptern; trotzdem gehörte zweifellos die Zukunft nicht diesen, sondern den Ersteren, so wie in der Regel das Kind die Aussicht hat, den Greis zu überleben. Einstweilen umspannte sie Rom mit schirmendem Arm und es wäre unbillig zu verkennen, dass sie im Allgemeinen sich wohl dabei befanden.

Aufkommen des Christenthums.

Zu den sichtlich begünstigten Völkern des Römerreiches gehörten die Juden; ihre Klagen fanden stets Berücksichtigung, ihre

---

1) Das Leben in Alexandrien ist prachtvoll geschildert bei Th. Bernhardt, *Geschichte Rom's von Valerian bis zu Diocletian's Tode.* Berlin 1867. 8° im ersten Bande, dann in dem schon erwähnten Romane *Hypatia* von Kingsley.

2) *Caesarian Rome.* A. a. O. S. 86.

3) Siehe hierüber die interessanten Aufsätze A. D. Mordtmann's *„Eine Republik des orientalischen Alterthum's."* (*Beil. d. Allgem. Zeitg.* 1874. No. 50. 52. 53. 54. 55.)

4) Dies setzt trefflich auseinander George Rawlinson, *The sixth great oriental monarchy, or the geography, history and antiquities of Parthia.* London 1873. 8°, das Ausführlichste, was meines Wissens über die Parther besteht, bedarf jedoch sehr der Kritik.

Fürsten waren an der Cäsarentafel stets willkommene Gäste, ihre Religion war als *religio licita* vom Staate anerkannt und in allen grossen Handelsplätzen im Osten und Westen besassen sie ihre eigenen Viertel, ihre Ghetto's unter dem Schutze des Reiches. [1]) Tiefer Friede beglückte die Gestade des Mittelmeeres von den Säulen des Hercules bis zu den ägyptischen und phönikischen Häfen, als von der Mitwelt unbeachtet bei dem kleinen Volke in Judäa eine geistige Bewegung aufkeimte, für die spätere Culturentwicklung der Menschheit von der allertiefsten Bedeutung. Culturhistorisch ist es durchaus belanglos, von wem diese neue Erregung der Geister ursprünglich ausgegangen, da aber die menschliche Natur für Alles einen fassbaren Anfang liebt und sucht, so ward später, wie in China Con-fu-tse, in Indien Bûddha, in Persien Zarathustra, Jesus als Urheber der neuen Lehre gefeiert. Gänzlich gleichgültig ist es auch, ob diese Namen wirklich historische Persönlichkeiten bekleiden oder nur Personnificationen bestimmter Ideenkreise sind. Dass für einige dieser Personen erhebliche historische Zweifel bestehen, ist bei der Unmöglichkeit, die Geburt neuer Ideen zu belauschen, begreiflich. Das Wirken aller Religionsstifter beschränkte sich fast stets darauf, die zerstreut schon so zu sagen in der Luft liegenden [2]) Ideen klar zu erfassen und zu einem Systeme zu gestalten. Wir sind von einem englischen Orientalisten belehrt worden, [3]) dass bereits in den älteren Schichten des Talmud die Neigung zur Milde und Menschlichkeit durchbreche, die das Christenthum vorzugsweise zu einer idealen Trostlehre der Gedrückten erhob, und aus der es seit mehr als 18 Jahrhunderten seine besten Kräfte geschöpft hat. Jene talmudischen Stellen aber stammten aus der Zeit der babylonischen Gefangenschaft, der Mühseligkeit und Beladenheit, und es war die läuternde Kraft des eigenen Unglücks, die gerecht und weich, die zart und liebevoll gegen Andere stimmte. [4]) Durch die vielfachen Berührungen der Hebräer mit fremden Nationen, hauptsächlich Griechen und Aegyptern, waren fremde Ideen in das sonst in sich verschlossene Volk eingedrungen und der alte Glaube untergraben worden. Das Bedürfniss einer Reform mochte in, wenn auch engem Kreise empfunden werden und die dazu dienlich erscheinenden Ideen concentriren sich in dem Namen Jesus, sei dieser nun eine mythische oder geschichtliche Person. [5])

---

1) *Edinburgh Review.* April 1870. No. 268. S. 477—478.

2) Ich verwahre mich im voraus gegen etwaige Consequenzen, die man aus diesem rein bildlich gebrauchten Ausdrucke ziehen könnte.

3) *Quarterly Review.* October 1867. No. 246 S. 417.

4) *Ausland* 1869 No. 18 S. 414.

5) Ernest Renan in seinem *Vie de Jésus.* Paris 1863. 8° ist wohl bis an die äussersten Grenzen dessen gegangen, was sich zugeben lässt, um den historischen Charakter Jesus' zu retten. Ich betrachte es nicht als eine hieher gehörige Aufgabe, die

Der Ursprung der neuen Lehre ist dunkel; Jesus hat so wenig Schriften hinterlassen als Solon, mit dem er vielfach vergleichbar ist, und begreiflicherweise wurde die neue Ideenrichtung erst bemerkt, lange nachdem sie zum ersten Male ausgesprochen. Ob daher die christliche Lehre anfänglich nur einige Modificationen im Judenthume bezweckte oder, was kaum denkbar, als Weltreligion geplant ward, lässt sich nicht feststellen, ändert auch nicht das Geringste an ihrer culturgeschichtlichen Bedeutung. Diese beeinträchtigt nicht einmal die Beobachtung, dass unter den Morallehren des älteren Christenthums nicht Eine wirklich neue zu nennen, die nicht schon früher ausgesprochen und bekannt gewesen wäre. [1]) Im Buddhismus, in der Lehre Laotse's bemerken wir manch auffällige Aehnlichkeit mit den leitenden Gedanken des Christenthums; die Stoiker hatten schon das Wahngebilde von „allgemeinen Menschenrechten“ ersonnen, die Perser endlich besassen eine dogmatische, fast monotheistische und weise organisirte Religion, [2]) der unbedingt die höchste Vollendung unter allen Glaubensbekenntnissen des Alterthums innewohnte; hätte das Christenthum nicht als Weltreligion die Völker erobert, so wäre der persischen Lichtlehre ohne allen Zweifel neben dem Judenthume die Conversion des Abendlandes gelungen, [3]) aber keines dieser Glaubenssysteme hat auch nur annähernd die Stelle einzunehmen vermocht, die das Christenthum in kurzer Zeit sich eroberte.

Das Semitenthum, in dessen Mitte die christliche Lehre erstand, verhielt sich von vorn herein ablehnend; so fand der bei Ariern erstandene Buddhismus fast nur bei nichtarischen Völkerschaften Anklang, und selbst der spätere Islam zählt seine meisten Bekenner unter nichtsemitischen Stämmen. So waren es besonders die europäischen Arier, welche das von den Semiten verschmähte Christenthum ergriffen und zur Weltreligion erhoben. In vier kühnen Sprüngen gelangte es von Jerusalem nach Antiochia, von Antiochia nach Ephesus, von Ephesus nach Corinth und von Corinth nach Rom, dem Mittelpunkte antiker Gesittung. Und wie stets neue Glaubensformen die untersten Schichten der Gesellschaft zuerst ergreifen, so waren auch hier Leute aus dem niedersten Volke die Träger der christlichen Idee. Ihre Verbreitung ging jedenfalls sehr rasch vor sich, denn schon unter Nero lebten Christen in Rom, die dort, freilich nicht aus religiösen Motiven, verfolgt, für eine Secte des

---

Glaubwürdigkeit der Quellen über das Entstehen des Christenthums zu untersuchen, da hier nur sein Wachsen, seine Verbreitung und seine Wirkungen interessiren können; ich überlasse also die Evangelienkritik Anderen, und begnüge mich zu erinnern, dass die englische darin minder skeptisch ist als die Tübinger Schule, ja selbst als Renan. Dass auf diesem Gebiete noch Vieles sehr dunkel ist, bedarf keiner Erwähnung.

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 498.

2) Renan, *Vie de Jésus.* S. 5.

3) Sepp, *Kananäische Entdeckungen.* (*Ausland* 1873 No. 33 S. 655.)

Judenthums galten.[1] Im Uebrigen kümmerten sich anfänglich die Römer nicht um die neue Lehre, wie überhaupt um kein fremdes Religionssystem, war doch die Masse des Volkes schon durchaus atheistisch; doch hatte dieser Atheismus, vielleicht richtiger Nihilismus, einen starken Aber- und Wunderglauben nicht zu bannen vermocht, der selbst die höheren, der stoischen Philosophie huldigenden Stände ankränkelte.[2] Die Stimmung des Menschen für das Wunderbare ist eben unläugbare Thatsache, eine Eigenschaft seiner Organisation und Naturanlage, wie selbst die aufgeklärte Gegenwart zeigt. Auf gewissen Bildungsstufen der Gesellschaft ist diese Stimmung so stark, dass die seltsamsten Wundergeschichten geglaubt und verbreitet werden. Die Vorstellung von einem beständigen Eingriff der Gottheit in den natürlichen Verlauf der Begebenheiten, so vielen Religionssystemen zu Grunde liegend, ist der älteste und einfachste Wunderbegriff,[3] und bei genauer Betrachtung ist der Gottesbegriff selbst ein Wunderbegriff. Ohne Gottesbegriff kann aber keine Religion bestehen, es schliesst demnach jede das Wunder in sich ein. Dass auch das ursprüngliche Christenthum vielfach auf Wunderglauben beruhte, zu Gunsten seines Schöpfers sämmtliche Gesetze der Natur aufhob, ist nur natürlich und war kein Hinderniss für seine Verbreitung. Eine Religion, die dies nicht thäte, die sich stets im Einklang mit den jedwedes Uebernatürliche ausschliessenden Naturgesetzen befände, wäre überhaupt keine Religion mehr. Gerade im Uebernatürlichen beruht ihr Wesen und es kann nicht in Abrede gestellt werden, dass im Menschen thatsächlich ein metaphysisches Bedürfniss, d. h. ein Bedürfniss des Irrthums vorhanden ist.

Die ersten Fortschritte des Christenthums lassen sich nur dadurch erklären, dass weder die hellenische noch die römische Gesittung gebildete Massen erzogen hatte; diese stacken immer in tiefer Unwissenheit, und nachdem die alte Staatsreligion in wesenloses Schemen, dann in Atheismus zerfallen war, konnten sie im Aber- und Wunderglauben allein einen Ersatz für den geraubten Glaubensschatz suchen. Der Atheismus des alten Rom war kein Triumph der Forschung; ferne davon, ihn als die Wahrheit erkannt, auch nur geahnt zu haben,[4] waren die Massen atheistisch, blos weil die Errichtung eines neuen an Stelle des zertrümmerten Gebäudes noch fehlte. So war denn im römischen Reiche der Boden für den Empfang eines neuen Glaubens geebnet, vorbereitet; das

1) Lecky. A. a. O. I. Bd. S. 305.

2) Ausführlich gezeigt an vielen Beispielen bei Lecky. A. a. O. S. 311—326.

3) A. a. O. S. 315.

4) Dies gilt natürlich nicht von den Epikuräern, die aus wissenschaftlicher Ueberzeugung Atheisten waren, aber eben desshalb fast ausschliesslich auf die Naturforscher beschränkt blieben.

Christenthum siegte, weil es, ein bestimmtes, sorgfältig und geschickt organisirtes Institut, ein Gewicht und eine Festigkeit besass, womit sich kein anderes messen konnte, und die Bekehrung Rom's erklärt sich eben so sehr aus der Auflösung der alten Culte als durch die Gestaltung des Christenthums, welches im Kampfe um's Dasein den Zeitbedürfnissen sich herrlich anpasste. Die Menschheit bedurfte damals vor Allem eines starken Glaubens, nicht eine umfassendere Entfaltung der Vaterlandsliebe, des Patriotismus, der Opferwilligkeit für das irdische Gemeinwesen. [1]) Diese Tugenden wären sinnlos gewesen in einem Reiche, wo der Lusitanier den Syrer, der Nubier den Briten als Landsmann zu betrachten hatte. Mit dem Kosmopolitismus schwindet Vaterlandsliebe, Patriotismus, ja sind damit schlechterdings unverträglich; sie hätten auch den Einsturz der römischen Macht, den Untergang des greisen Volkes nimmer aufhalten können. Einen starken Glauben brauchte aber das glaubensarme Geschlecht als Waffe im Kampfe, der ihm bevorstand, brauchte auch das nordische Heidenthum, um langsam die Stufen der Gesittung hinaufzuklimmen, nachdem die alte Civilisation in morschen Stücken zerbröckelte. Diesen starken Glauben gab das Christenthum. Zum ersten Male tauchte eine Lehre auf, die den Blick von dem Irdischen abwandte, um sich blos mit dem Jenseits zu beschäftigen, um dort eine auf Erden unerreichbare Glückseligkeit in Aussicht zu stellen. Eine solche Hoffnung musste selbst in den gut verwalteten Provinzen, wo von dem Elend der Hauptstadt keine Spur, etwas Verlockendes für das glaubens- und sittenlose Volk besitzen. In der That hatte noch keines der vorhandenen Religionssysteme eine solch umfassende, ausgiebige Befriedigung des metaphysischen Bedürfnisses enthalten, wie das Christenthum, und darin liegt das Geheimniss seines Erfolges, des Eifers, womit seine Bekenner es verbreiteten und selbst den Tod dafür erlitten. So wie die stoische Philosophie den Selbstmord als eine Art natürlichen Schlusspunkt des Lebens betrachtete, wodurch die Häufigkeit desselben in der Kaiserzeit richtiger erklärt wird, als durch die angeblich verzweifelten Zustände, so schienen die Menschen jetzt in den Tod verliebt zu sein und drängten sich freudig zum Märtyrerthume. *Cogi qui potest nescit mori* war ihr Grundsatz. Es ist dies in der Geschichte das erste grosse Beispiel von Fanatismus, den wir bisher einzig bei den jüdischen Semiten angetroffen, eine der stärksten Waffen im Kampfe um's Dasein, der selten der Sieg untreu ward. Eben weil das Christenthum alles Dichten und Trachten auf einen einzigen Punkt concentrirte, weder Erwecken noch Erwachen des Gefühles für bürgerliche und politische Tugenden bezweckte, was Kurzsichtige als Mangel auslegen, [2]) trug es die Bedingungen einer Weltreligion in

1) Kolb. A. a. O. S. 498.
2) A. a. O. S. 500.

sich. Die anfänglichen Verfolgungen waren übrigens nicht derart, um es zu vernichten; sie waren aber auch nicht aus blosser Willkür, persönlicher Feindschaft und Grausamkeit hervorgegangen, sondern das nothwendige Ergebniss der ganzen Lage des römischen Staates. Der weltlichen Universalität des Römerthumes stand allmälig die geistige Universalität des Christenthumes gegenüber; schon gegen Ende des II. Jahrhunderts war dieses so stark, dass Vorkehrungen gegen weitere Verbreitung nichts mehr fruchten konnten und man nur mehr die Wahl zwischen Anerkennung oder Vernichtung der neuen Lehre hatte. Daher kam es, dass das Bekenntniss ein Christ zu sein, an sich schon ein Staatsverbrechen war und die Verfolgung ganz planmässig und grundsätzlich betrieben wurde. [1]) Die politischen Gründe solcher Verfolgungen ruhen ferner in den Beschuldigungen der Unsittlichkeit gegen die Christen, der Störungen des Familienlebens durch die Bekehrung der Frauen, aus dem Widerwillen der Römer gegen jede Art von religiösem Terrorismus, aus der Unduldsamkeit der Christen gegen die heidnische Gottesverehrung und gegen die Abweichung von ihrer Glaubensansicht. Der religiöse Grund der Verfolgungen aber lag in der Meinung, dass die mittlerweile eingetretenen Unglücksfälle eine Folge der Vernachlässigung der nationalen Götter seien. [2]) Damit erreichen wir den Boden jener Erscheinungen, welche den Gegenstand des nächsten Abschnittes bilden sollen.

---

1) Gerh. Uhlhorn, *Der Kampf des Christenthums mit dem Heidenthume. Bilder aus der Vergangenheit als Spiegelbilder für die Gegenwart.* Stuttgart 1874. 8° im zweiten Buche.
2) Lecky. A. a. O. S. 344—373.

Rom's Niedergang.

Sittliche Zustände des verfallenden Reiches.

Das Gesetz des Blühen's selbst ist es, was zum Welken führt.[1]) So war es überall und wird es immer sein. Nimmer kann sich die menschliche Gesellschaft den Einflüssen der grossen Naturgesetze entziehen, denn sie selbst ist eine Fortsetzung der Natur, ein höherer Ausdruck derselben Kräfte, die allen Naturerscheinungen zu Grunde liegen.[2]) Ist der Untergang der alten Cultur ein Vorgang, dessen ernste Räthsel zum Theil noch ungelöst sind,[3]) so müssen wir, um Licht in das Dunkel zu bringen, zunächst den dabei wirksamen natürlichen Kräften nachspüren. In der Natur verläuft bekanntlich die Periode des Welkens, Verblühens viel rascher, als jene des Wachsthums, am kürzesten aber währt die Blüthezeit. Mit dem Schlusse des II. Jahrhunderts etwa hebt der Niedergang, die Periode des Abblühens der antiken Cultur an, den Zeitgenossen freilich noch unmerklich, denn die Verfeinerung der Lebensgenüsse ist eher noch im Steigen als im Sinken. Sichtlich verfällt nur die Kunst seit der Mitte des II. Jahrhunderts und sinkt allmählig bis zu grösster Rohheit und Geschmacklosigkeit herab. Die Bildwerke des IV. Jahrhunderts, nach Constantin dem Grossen zeigen diesen tiefen Verfall: die Figuren sind sehr plump, von zu kurzer Proportion mit unförmlich grossen, runden Köpfen, glotzenden Augen, ohne Ausdruck und Leben; ein Gleiches zeigen die Münzen. In den Provinzen, wo die Kunst ohnedies unter der Hand geringerer Künstler und bei mehr handwerksmässigem Betriebe einen derberen Charakter annahm,

---

1) Friedrich Albert Lange, *Geschichte des Materialismus und Kritik seiner Bedeutung in der Gegenwart.* Leipzig & Iserlohn 1873. 8° 2. Aufl. I. Bd. S. 37.

2) P. L. (Paul von Lilienfeld), *Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft.* Mitau 1873. 8° S. V.

3) F. A. Lange. A. a. O. S. 143.

sind diese Stylunterschiede noch auffallender.[1]) Doch lassen sich aus dem Kunstverfalle noch keine ungünstigen Rückschlüsse auf die allgemeinen Culturzustände machen, da dieser den Epochen grösster Culturentfaltung stets voranzueilen pflegt.

Der Untergang der antiken Welt, sehr irrthümlich mit dem krachenden Einsturz eines morschen Gebäudes verglichen, vollzog sich in der That in sehr geräuschloser, fast unmerklicher Weise. Italien's innere Verhältnisse waren schon am Ende der Republik trostlos genug. Zweifelsohne würde der allgemeine Zersetzungsprocess weit schneller vor sich gegangen sein, hätte nicht die grossartige und streng geordnete Centralisation der Cäsaren dem Uebel die Wage gehalten und sogar eine materielle Blüthe an der Grenze des allgemeinen Verfalls hervorgerufen.[2]) Das Kaiserthum an sich ist für den Verfall von Reich und Volk nicht verantwortlich. Gewiss verdienen viele der damaligen Lenker des Staates nicht die Sympathien der Nachwelt, gewiss schwelgten sie in Laster und Ausschweifung, gewiss übten sie Willkür, Gewalt und Grausamkeit, dies Alles kann unbedenklich zugegeben werden; unwahr ist nur, dass dieses den Untergang verschuldet; unkritisch und einseitig ist es zu sagen, das Alleinherrscherthum, wie es bestand, habe weder die Festigkeit noch die innere Ruhe des Staates hergestellt, es habe statt einer Neubegründung der sittlichen Ordnung vielmehr die alte Römertugend so vollständig vernichtet, dass in dieser Zeit auch die letzte Spur davon verschwunden war.[3]) Das Alleinherrscherthum hatte vielmehr die Festigkeit und Ruhe hergestellt, so lange dies überhaupt möglich; es konnte die sittliche Ordnung nicht neu begründen, weil sittliche Ordnung von selbst aus dem Volke ersteht, nicht von oben her begründet werden kann; es hat endlich die alte Römertugend nicht vernichtet, weil diese längst vor den Cäsaren dahin war. Die während der Republik begonnene Unterjochung und Verschmelzung zahlreicher, von Grund aus verschiedenartiger Völker und Stämme mit specifischen Formen der Moral hatte die sittlichen Grundsätze selbst in Verwirrung, die gerade durch diese Vermengung fortschreitende Civilisation den Skepticismus und die Einführung fremder Culte gebracht, und eben dadurch die mit dem altrömischen Localpatriotismus und der heimischen Religion eng verschmolzene alte Römertugend vernichtet. Diesen unabwendbaren Process vermochte das Kaiserthum weder hervorzurufen noch zu verhindern; es hat ihn nicht einmal beschleunigt, eher verlangsamt. Die eigentliche Kaiserzeit, die nachcäsarische Epoche hat die räumliche Ausdehnung des Weltreiches relativ nur wenig erweitert. Die Grundursachen des Verfalles waren schon seit früher wirksam. Das Zusammenhalten

1) Sacken. A. a. O. S. 172—178, 195.
2) Lange. A. a. O. S. 205.
3) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 377.

der so heterogenen Elemente erforderte eine stramme Centralisation, und diese wieder wirkte bei Siegern und Besiegten, in moralischer Hinsicht auflösend und zerstörend. Wo ist aber der „normale Gesellschaftszustand", der es vermag, die Tugenden der untergehenden Gesellschaftsform ohne weiteres mit neuen zu ersetzen? Dazu gehört vor Allem Zeit und in der Regel auch das Aufkommen eines neuen populären Typus für die Verschmelzung sittlicher Grundsätze mit sinnlichen Elementen und phantastischen Zuthaten. Derselbe Process der Accumulation und Concentration, welcher die antike Cultur auf ihre Höhe brachte, war auch die Ursache ihres Verfalls,[1]) d. h. es fügt auch hier sich wieder ungezwungen und mit nothwendiger Natürlichkeit Glied an Glied in der Kette römischer Culturentwicklung. Die Naturanlagen des ursprünglichen Römerthums hatten dieses mit einer Reihe kriegerischer Tugenden ausgestattet, einerseits das Fundament seiner Grösse, andererseits die Ursache seines Unterganges. Die kriegerischen Tugenden erstarkten in der Armuth der ersten Zeit — und halfen zum Siege; die Siege weckten die Eroberungslust, die Eroberungslust führte zu endlosen Kriegen und räumlicher wie ethnischer Erweiterung, letztere zu unausweichlichen Blutsvermischungen, diese zur Verwischung der nationalen Unterschiede in Sitten, Glauben, Anschauungen, Kunst, Wissenschaft, theilweise selbst in Sprache, womit zugleich nothwendigerweise die Vernichtung gerade dessen verknüpft war, was das Erreichen dieses Zieles ermöglicht hatte, die Einfalt und Sittenstrenge des altrömischen Charakters mit seinen Vorzügen und Tugenden. Das Volk, zur Zeit der Bürgerkriege ethnisch schon kein römisches mehr, konnte auch keinen römischen Charakter, keine römischen Tugenden mehr besitzen; diese waren fort und mussten in dem Maasse verschwinden, als sich das altrömische ethnische Element verflüchtigte. Noch weniger konnten die Römer der Kaiserzeit Römer sein, ja sie mussten es täglich, stündlich weniger werden. Die fortschreitende Civilisation riss die Schranken der Nationalität, der Standesvorrechte, der Vorurtheile, des Glaubens nieder, Hand in Hand damit aber die Säulen des Charakters und der alten Tugenden. Wie weit die Amalgamirung im römischen Weltreiche gediehen, bezeugt nicht blos die Verschmelzung der zahlreichen verschiedenen Culte, sondern auch, dass nunmehr viele Männer den Thron bestiegen, die gar keine Römer waren; so z. B.: Alexander Severus ein Phöniker, L. Septimus Severus ein Afrikaner, Flavius Sulpicius Severus ein Illyrier, desgleichen Claudius II., Maximinus ein Thrakier, M. Aurelius Valerius Maximianus, Flavius Valentinianus, Valens und Probus, alle vier Pannonier; auch C. Galerius Valerius Maximianus stammte aus den Donaugegenden; selbst die leuchtendsten Namen machen keine Ausnahme. Diocletian war

1) Lange. A. a. O. S. 205—206.

ein Dalmatier, Constantin d. Gr. ein Mösier und Theodosius d. Gr. ein Spanier. Die Möglichkeit eines solchen Wechsels in der Nationalität der Herrscher zeigt deutlich, wie der Begriff des Römerthums, indem er zu einem kosmopolitischen geworden, im Volke selbst nicht mehr lebte. Der Amalgamirungsprocess war ein vollständiger; ihn zu hindern hätte die Demokratie, ohnmächtig schon das colossale Gebäude nur zu erhalten, eben so wenig vermocht, als das Cäsarenthum.

Ruhige Erwägung lehrt unwiderlegbar, dass die grosse Umwälzung jener Zeit nicht aus den oberen, sondern aus den unteren und mittleren Schichten der Weltbevölkerung, aus den Volksmassen zu erklären ist,[1]) denn sie vor Allem waren in ihrem Wesen durch den Amalgamirungsprocess betroffen worden. Sie gebaren die Cäsaren und es ist daher nicht zu wundern, gemeine Laster auf dem Throne zu sehen. Aus einer bestimmten socialen Classe gingen die jeweiligen Herrscher längst nicht mehr hervor; es gab keine Classe mehr, die eine solche Macht besessen hätte. Eine gewisse gefährliche Halbbildung erstreckte sich gleichmässig über Arme und Reiche, die zwei einzigen damaligen und stets unverwüstlichen Standesunterschiede. Adel und Priesterschaft hatten längst ihren Einfluss eingebüsst; am mächtigsten blieb natürlich noch das Heer, das Prätorianerthum, das nicht versäumte, seinem Einfluss auf die Thronbesetzung Geltung zu verschaffen. Wer die Macht hat, beutet sie aus, und die meiste Macht lag eben bei den Truppen, freilich nur desshalb, weil sie ihnen von Niemanden streitig gemacht ward. Die Truppen aber nahmen bei Erhebung ihrer Kaiser keine andere Rücksicht als jene, auf deren persönliche Beliebtheit, ohne nach Herkunft, Geburt, Vermögen oder Talent zu fragen. Manche Cäsaren dieser späteren Zeit waren, wie Diocletian, Maximian, Probus, von durchaus dunkler, niedriger Herkunft, Leute, wie sie die Demokratie nicht anders verlangen konnte. Wenn nun berichtet wird, dass mit wenigen Ausnahmen alle römischen Kaiser Päderasten waren, wenn erzählt wird von den sinnlichen Lüsten eines Maximin,[2]) eines gemeinen Thrakers, so illustrirt dies nicht etwa die Verworfenheit des Cäsarenthums, sondern die Zustände der Gesammtheit, die solchen Lastern fröhnte. Päderastie ging bei den hochgesitteten und demokratischen Hellenen nach dem peloponnesischen Kriege, also noch vor Vernichtung der republikanischen Freiheit, im höchsten Schwange und ward mit zunehmender Gesittung immer mehr gepflegt.[3]) Wie so viele andere Laster hatten die Römer sie von den Griechen überkommen; und die steigende Cultur lockerte die Sitten in sinnlicher und geschlechtlicher Beziehung immer mehr; die Prostitution erreichte

1) Lange. A. a. O. S. 143.

2) Kolb, *Culturgeschichte*. I. S. 377—378.

3) Lecky. A. a. O. II. Bd. S. 243—245.

eine Höhe wie früher in Corinth und Athen,[1]) und in ihrem Gefolge traten jene Laster auf, die wir, obwohl durchaus kein spezifisches Erzeugniss der Cultur,[2]) unnatürliche nennen. Die Ausdehnung der Prostitution aber war eine unmittelbare Folge der durch die ethnische Amalgamirung hervorgerufene Zerrüttung des ehelichen Lebens, schon in den letzten Epochen der Republik. Die Ursachen von damals dauerten fort und musste das Uebel nur noch schlimmer werden.

Oekonomische Verhältnisse.

Drei Hauptursachen, welche den Untergang der römischen Gesellschaft herbeigeführt haben, werden nebst dem allgemeinen Sittenverfalle genannt: die Latifundienwirthschaft, das Auftauchen des Christenthums, der Hereinbruch der germanischen Barbaren.

Wie der Sittenverfall war das ökonomische Uebel, dem das Reich erlag, schon vor dem Kaiserreiche hochgradig ausgebildet; zu Sulla's und Marius' Zeiten hatte die Latifundienwirthschaft, die Concentrirung des Grundeigenthums in wenigen Händen schon begonnen. Zuletzt gab es nur grosse Gutsbesitzer und besitzlose Sklaven und Colonen, welchen letzteren an der Sicherheit des Reiches nichts gelegen war.[3]) In Italien verfiel der Ackerbau mit den ihn begleitenden Lebensgewohnheiten rasch und unabwendlich. Der bäuerliche Eigenthümer gerieth bald hoffnungslos in Schulden; er hörte endlich auf Eigenthümer zu sein, und sah sich durch die Sklavenarbeit von der Stellung eines verdungenen Feldarbeiters ausgeschlossen; damit hörte der Feldbau in Italien fast ganz auf; der Acker verfiel der Verödung oder wurde von Sklaven bebaut oder in Weideland verwandelt, und der freie Bauernstand verschwand von grossen Länderstrecken ganz und gar. Italien, das einst die entferntesten Provinzen mit Korn versorgte, war bereits unter Claudius' Herrschaft für die unbedingten Lebensbedürfnisse von Wind und Woge abhängig.[4]) Dafür warfen die Kriegscontributionen und der Tauschverkehr ungeheure Massen Getreide aus den fruchtbarsten Ländern auf den römischen Markt und kaufte man dieses hier wohlfeiler, als man es selbst

---

1) Vgl. Dufour, *Hist. de la Prostit.* II. Bd. S. 303—352, der das Leben der Cäsaren gerade von dieser Seite sicherlich in kein günstiges Licht stellt. Ueber das sonstige Leben der Frauen siehe den betreffenden Abschnitt bei Friedländer, *Sittengesch. Rom's.* I. Bd. S. 263—326, bei Lecky. A. a. O. II. Bd. S. 225—307; dann J. J. S. May, *Die römischen Frauen.* (*Ausland* 1870 No. 39 S. 919—922, No. 40 S. 944—948.).

2) Unter den tatarischen und mongolischen Völkern ist z. B. die Sittenlosigkeit viel grösser als bei den cultivirten Chinesen. Bei ihnen, wie bei den meisten Hirtenvölkern, bestehen alle Gattungen widernatürlicher Unzucht. (*Ausland* 1868. No. 3. S. 61.)

3) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 32.

4) Draper. A. a. O. I. Bd. S. 194.

baute. Aus den Aeckern entstanden herrliche Parkanlagen und Weideland, welche beide nicht mehr so vieler Arbeitskräfte bedurften wie das Ackerland. Das überschüssige Landarbeiterelement zog in die Hauptstadt, wo unentgeltliche Kornvertheilungen stattfanden, und vermehrte dort das Proletariat, mit dessen Wachsen die Gesundheit der staatlichen Existenz zu Grunde geht. [1]) Aber nicht nur der Ackerbau sank immer tiefer, auch die Fruchtbarkeit des Bodens erschöpfte sich immer mehr, und die einst so schönen Waldungen Italiens [2]) verschwanden, ein Phänomen, das mit dem Fortschritte der Civilisation eng verknüpft ist. [3]) An Beidem trägt übrigens der Mangel an naturwissenschaftlicher Kenntniss mehr Schuld, denn irgend ein politisches System. [4]) Der Ruin der Landwirthschaft, der einzigen Grundlage der altrömischen Gesellschaft, hing zunächst mit den Veränderungen zusammen, welche diese Gesellschaft selbst durchlief. Selbst in den ältesten Zeiten hat es nämlich bei den Römern eine wirkliche ländliche Bevölkerung niemals gegeben; alles Ackerland gehörte stets einem städtischen Gemeinwesen, einer *civitas*, und der Bauer war immer Bürger der Civitas, von der ein *vicus* oder Dorf allemal nur einen integrirenden Theil bildete. [5]) Die Politik des Kaiserthums war, trotz der zahlreichen Confiscirungen von Privatgrundbesitz, diesem nicht feindselig, vielmehr hörte letzterer während des halbtausendjährigen Bestehens der römischen Imperatoren nicht auf zu wachsen auf Kosten der Staatsdomänen; ja am Ende des Kaiserreiches befand sich eine weit grössere Menge Landes im Privatbesitz als zuvor; dieser hatte sich allenthalben gekräftigt unter wachsendem gesetzlichen Schutze, und man hätte also eine Zunahme der allgemeinen Bewirthschaftung annehmen sollen. Wenn nur gerade das Gegentheil der Fall, so zeigt sich wieder, dass der Ursprung socialer Erscheinungen nicht in der Regierung zu suchen; die Gewalt ist eben so unfähig sie einzusetzen, als die Regeln der Vernunft sie zu schaffen. Alleinigen Ausschlag geben die Interessen. Sie rufen die socialen Einrichtungen hervor und entscheiden allein über die Art, wie ein Volk regiert wird. Nur die Interessen schufen neben dem einzig gesetzlich anerkannten und beschützten Privatgrundbesitz das gar nie gesetzlich anerkannte und später doch so hohen Einfluss übende *beneficium* oder *precarium*. Das Beneficium war die Anlehnung des Schwachen an den Starken, des Armen

---

1) Paul Oemler, *Antike Landwirthschaft*. S. 13.

2) Siehe über dieselben: L. F. Alfred Maury, *Histoire des grandes forêts de la Gaule*. S. 117—120.

3) A. a. O. S. 134.

4) George P. Marsh, *Man and Nature, or physical geography as modified by human action*. London 1864. 8⁰ S. 5—8 handelt über die Nachtheile des römischen Verwaltungssystems für die Bodenerschöpfung.

5) Fustel de Coulanges, *Les origines du régime féodal*. (*Rev. d. deux Mondes* vom 15. Mai 1873 S. 439—440.)

an den Reichen; es war die vom Reichen aus freien Stücken, jedoch auf Bitte des Competenten, erfolgte Ueberlassung eines Grundstückes für so lange, als es dem Eigenthümer beliebte. Das Beneficium war keine Schenkung, es war einfach eine Wohlthat; es konnte nie in den Bereich der Gesetzgebung fallen. A bittet den B um Ueberlassung eines Grundstückes. A besitzt keinen Rechtsgrund für seine Bitte; ihre Erfüllung hängt von B's Grossmuth ab. B gewährt die Bitte aus keinem anderen Grund, als weil er eben will; will er nicht, gewährt er sie nicht. Es ist also eine Wohlthat, die er dem A erweist und jeden Augenblick zurückziehen kann. Natürlich belässt B den A auf seinem Grunde nur so lange, als A es durch sein Benehmen zu verdienen scheint; für dieses Benehmen, das keine Aufzeichnung normirt, gibt es nur Einen Beurtheiler, den B. A ist also dem B gegenüber mehr gebunden, als durch irgend welche contractliche Verpflichtungen, er hängt lediglich von dessen Gnade ab. Ein solches Verhältniss zieht naturgemäss auch die persönliche Unterordnung des Mannes nach sich; ist sie auch nirgends bestimmt ausgedrückt, sie besteht nichts desto weniger. Das Precarium war eine uralte Einrichtung der römischen Gesellschaft, gewann aber erst in den letzten Jahrhunderten an Bedeutung. Die kaiserlichen Gesetze lassen dies freilich nicht erkennen, aber aus den Schriften eines h. Augustin, Salvian und Sidonius Apollinarius geht es unzweifelhaft hervor. Es wäre übrigens der menschlichen Natur zuwider, wenn das Benefiz reine Wohlthat, die Nutzniessung desselben unentgeltlich geblieben wäre. Freilich konnte ein solches Entgelt nicht schriftlich stipulirt werden, weil sich dadurch sofort das Benefiz in einen Contract verwandelt hätte, was ja gerade vermieden werden sollte. Allein der Gewährende fand wohl stets Mittel und Wege, eine Entschädigung zu erlangen; so ward denn das Precarium fast stets ein Handel, in mancher Beziehung der Miethe ähnlich. Diese Beneficia oder Precaria waren es nun, die hauptsächlich zur Ausdehnung der Latifundien beitrugen. Im III. Jahrhunderte war nämlich die freie Pachtung so ziemlich verschwunden, der Pächter zum Leibeigenen des Grundbesitzers geworden; Pächter sein war mit Colone fast gleichbedeutend; solcher Verwechslung setzte man sich beim Precarium nicht aus; zudem war die Freiheit des Bittstellers immerhin gewährleistet, denn er konnte jeden Augenblick auch seinerseits auf das Beneficium, auf die Wohlthat Verzicht leisten, wollte ihm sein Herr etwa unangenehme Verpflichtungen auferlegen. Der Rücktritt vom Beneficium entband natürlich von allem Weiteren. Es geschah nun alsbald, dass kleine Grundbesitzer, sei es, um den Steuern zu entgehen, sei es, um den Rechtsschutz irgend eines Mächtigen zu geniessen, ihr eigenes kleines Grundstück demselben schenkten, um dasselbe aus seinen Händen als Beneficium wieder zu erhalten. Mit anderen Worten, der kleine freie Grundbesitzer entsagte frei-

willig seinem Besitzthume, um sich zum unfreien Knecht des reichen Grossgrundbesitzers zu machen. Da ein Beneficium selbstverständlich nicht erblich war, beim Tode des Benefizianten an den wahren Besitzer zurückfiel, erkaufte also der Vater seinen Schutz mit der Besitzlosigkeit des Sohnes. Ohne Sklave zu sein, hing er doch in allen Dingen von der Willkür Jenes ab, der sein Beneficium jeden Augenblick zurücknehmen konnte. Der Benefiziant war weder ein Sklave, noch ein Colone, noch ein Pächter; man nannte ihn oft einen Clienten, schon könnte man ihn einen Leibeigenen nennen. In wenigen Jahrhunderten sollten die Gesetze ihm seine Stellung bezeichnen; Sitte und Nothwendigkeit thaten es schon jetzt. Durch solchen Hinzutritt zahlreicher Kleingrundbesitzer schwollen begreiflicherweise die Latifundien immer mehr, während die Masse der eigentlichen Grundeigenthümer immer mehr schmolz. Ein solcher Vorgang ist nur erklärlich in einer Cultur, welche wie die römische und griechische, niemals den Mobiliarreichthum ausgebildet hat. Ein grosses Vermögen und das damit verbundene Ansehen waren im Alterthume anders als in Liegenschaften nicht denkbar; aus dem Handel, der Industrie, den Gewerben hatte die antike Civilisation niemals das Hervorgehen eines einflussreichen, geachteten Standes gestattet. Der Handelsmann, der Banquier, der Industrielle konnten wohl individuell sehr reich sein, [1]) sie bildeten aber nicht wie heute einen socialen Factor, eine Interessengruppe, mit der man rechnen musste oder die gar einen Einfluss auf die Regierung ausgeübt hätte. Desswegen hatten die Völker des Römerreiches auch andere Bedürfnisse wie wir und verlangten niemals nach den Einrichtungen, welche den modernen Nationen nothwendig geworden. Eine Beurtheilung der damaligen Institutionen nach heutigem Massstabe ist daher einfach thöricht. [2])

Christenthum und Heidenthum.

Gerade das, was heute an dem Christenthume uns unnatürlich dünkt, musste damals am meisten zu seinem Siege beitragen. Der Einfluss der morgenländischen Philosophie hatte schon im Vorhinein die dem Alterthume überhaupt eigenthümliche Leichtgläubigkeit gesteigert und dem Wunderglauben der neuen Kirche die Wege geebnet, die sich unübertrefflich den Zeitbedürfnissen anpasste. In der That hätte

1) Die grössten Vermögen des römischen Alterthums betragen 20 Millionen Thaler; in ihrem Besitz waren der Augur G. Lentulus, ein geschickter Financier, und der freigelassene Nero's, Narcissus. Das bedeutendste, aus der antiken Welt bekannt gewordene Jahreseinkommen ist wohl jenes der reichsten römischen Patricier Anfangs des V. Jahrhunderts: etwa 4000 Pfund Gold baar und Naturalien im Werthe des dritten Theiles dieser Summe, im Ganzen also 1,624,000 Thaler.

2) Fustel de Coulanges. A. a. O. S. 436—469.

die durch die Auflösung der alten Culte in totale Verwirrung gerathene Menschheit gar keine bessere Lehre zur Befriedigung ihres metaphysischen Bedürfnisses finden können, und gerade die treffliche Eignung des Christenthums für die damalige Epoche sicherte ihm den Sieg. Wie keine andere trug die christliche Lehre durch ihr Absehen von allem Irdischen einen kosmopolitischen Charakter an sich und dies war es eben, wessen die römische Welt bedurfte, die keine Heimat im engeren Sinn mehr kannte, deren Vaterland fast die gesammte damals bekannte Erde. Keine menschliche Macht wäre im Stande gewesen das Christenthum zu unterdrücken und wirklich ist es trotz aller anfänglichen Verfolgungen, wovon übrigens schon die erste unter Nero bedeutender war,[1]) als Manche annehmen,[2]) zur Weltreligion geworden. Trotz der Verfolgungen unter Domitian und später unter Diocletian erstarkte schon in dem Zeitraume von dem Tode des Marc Aurel bis zur Thronbesteigung des Decius (180—249 n. Chr.) die Christenheit zu einer grossen, mächtigen, einflussreichen Gesellschaft, deren Mitglieder eine Zeitlang hohe Civil- und Militärämter bekleideten.[3]) Da die meisten Kaiser sich den Christen gegenüber gleichgültig, wenn nicht gar gewogen verhielten, der Einfluss der heidnischen Priesterschaft in der sonst religionslosen Gesellschaft gering war, endlich im Reiche Freiheit herrschte, wurden im Grunde genommen der Verbreitung des Christenthums fast gar keine Hindernisse in den Weg gelegt.

Die Kaiserzeit war keine Epoche unerträglicher Tyrannei, wie oft tendenziös behauptet wird; selbst Nero's Verwaltung war im Ganzen eine gute.[4]) Von den unläugbaren, mitunter tollen Willküracten der Cäsaren verspürte die Provinz in der Regel wenig oder gar nichts,[5]) ihre Wirkungen blieben zunächst auf die Hauptstadt beschränkt, und nahmen selbst dort nicht jene Dimensionen an, die man gemeiniglich vermuthet. Wie grausame Tyrannen auch einzelne Imperatoren gewesen sein mögen, es gebrach ihnen grossentheils an Macht; mit Ausnahme der kaiserlichen Leibgarde stand beinahe das ganze Heer längs der weitgestreckten Reichsgrenzen, und der zweite Factor, die Polizeimacht, war höchst spärlich und darauf berechnet, die gewöhnliche Ordnung in den Strassen aufrecht zu halten. In Wirk-

1) Die ausführlichste Schilderung derselben siehe bei Renan, *L'antechrist.*

2) Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 505.

3) Lecky. A. a. O. I. Bd. S. 386.

4) Vgl. Herm. Schiller, *Geschichte des römischen Kaiserreiches unter der Regierung des Nero.* Berlin 1873. 8°.

5) Vgl. darüber die treffliche Schilderung Gaston Boissier's: *Les provinces orientales de l'empire romain* in der *Revue des deux Mondes* vom 1. Juli 1874. Er zeigt sehr klar wie die „schlechten" Kaiser kaum weniger für das allgemeine Wohl thaten als die „guten" und bemerkt sehr richtig, die Hauptursache, warum Viele den blühenden Zustand des Reiches, die allgemeine Zufriedenheit und Wohlfahrt jener Epoche nicht gelten lassen wollen, beruhe in dem Widerwillen einzuräumen, dass Gutes einem ihnen verhassten Regime zu danken sei.

lichkeit herrschte im römischen Kaiserreiche die weitest gehende municipale und persönliche Freiheit, während die intellectuelle, die Freiheit der Literatur und des Gewissens vielleicht niemals übertroffen ward. [1]) Durchaus haltlos ist demnach der Versuch den Untergang des Römerreiches aus der Alleinherrschaft und damit dem Mangel an Freiheit zu erklären. Das Uebermass an Freiheit war es vielmehr, welches die Entartung der Regierung zu einem militärischen Bandenführerthum ohne Einschränkung und Regel begünstigte. Aus dem Bestreben diesem Vorgange Einhalt zu thun, entsprangen die Versuche Diocletian's und Constantin d. Gr. dem Reiche einen festeren Gehalt, eine dauerndere Anerkennung zu verleihen. Ihre Massregeln vermochten, wie keine menschliche Einrichtung, aufzuhalten, was da kommen musste kraft höherer, naturgemässer Fügung, bewährten aber ihre Lebensfähigkeit, indem sie übergingen auf die Völker, welche das römische Weltreich zertrümmerten und sich theilweise erhielten bis in die neueste Zeit.

Theilung des Reiches und ihre Folgen.

Der Culturforscher darf nicht festhalten an den Eintheilungen der Geschichte in Alterthum, Mittelalter und Neuzeit; es bedarf nicht des Erweises, dass es solche Abschnitte in der keinen Augenblick ruhenden Entwicklung der Menschheit nie gegeben; Niemand vermag zu sagen, wann das Mittelalter beginnt, das classische Alterthum aufhört; am wenigsten fällt aber dieser Moment mit dem Ende des Römerreiches zusammen. Die meisten Institutionen des Mittelalters hatten längst zuvor begonnen und in Wahrheit war es das Christenthum, welches den Umschwung der gesammten Anschauungen noch während des Römerreiches anbahnte und auch schon vollbrachte, fast ehe noch die fremden Barbaren an Italiens Thore klopften. Diese, meist selbst schon Christen, vollzogen dann den Umschmelzungsprocess aller abendländischen Völker, einen gewaltigen Naturprocess, dessen Dauer sich auf mehrere Jahrhunderte und in sehr ungleichartiger Weise berechnen lässt.

Die wichtigste Massregel Diocletian's (285—305 n. Chr.) war sicherlich die Theilung des Reiches; doch war diese damals nicht mehr als eine rein administrative; Niemand zu jener Zeit würde gemeint haben, es handle sich um die Errichtung zweier von einander völlig unabhängiger Staaten; ein solcher Gedanke konnte damals nicht aufkommen; es handelte sich einfach darum, die Bürde der Reichsverwaltung, welche sich für einen Einzelnen zu gross er-

---

1) Lecky. A. a. O. I. Bd. S. 389.

wies, auf mehrere Schultern zu wälzen. Das Römerthum ward dadurch in den Augen der Mitwelt nicht gefährdet; die Bezeichnung „Römer“ kam den Morgenländern nicht weniger zu als den Westeuropäern, das Römerthum war eben ein kosmopolitischer Begriff geworden, und als Constantin später seine Residenz nach Byzanz verlegte, wunderten sich die Leute eben so wenig, als dass Diocletian zu Nicomedien residirte. Ganz unmerklich ging erst im Laufe der Zeit die Trennung des Ost- und Weströmischen Reiches als zweier getrennten Staaten vor sich. Gleichzeitig begann, was man heute eine Reaction nennen würde. Mit der Strenge eines Naturgesetzes folgt die ganze Geschichte hindurch Revolution (Umwandlung) auf Revolution. Begründet die Revolution einen Rückschlag, so sprechen wir von Reaction; scheinbar geht Letztere von oben, Erstere von unten, in Wahrheit aber jede von unten aus. Gesetzmässig folgt der Reaction die Revolution und dieser wieder die Reaction, [1]) passend dem Atavismus in der Natur vergleichbar, und so fort in unendlicher Reihe. Je gewaltsamer, vehementer die Revolution, desto kräftiger die spätere Reaction. Die Zügellosigkeiten der letzten Epoche zogen die Einschränkung nach sich; das bisher demokratische Cäsarenthum ward auf einen höheren, der Masse des Volkes und der Soldaten ferngerückteren Posten erhoben, den anzutasten für ein Sacrileg galt und zu dem die Blicke wie zu einem bevorrechtigten, an das Göttliche streifenden Ort gerichtet wurden. Daher umgaben sich Diocletian und Constantin fortan mit orientalischem Pompe und lebten in orientalischer Abgeschiedenheit von ihren Unterthanen; darum wurde Alles, was den Kaiser anging, mit einer höheren Weihe versehen, sein Palast hiess der heilige Palast, sein Befehl ein heiliger Befehl, auf alle Handlungen und Gegenstände seines Lebens dehnte sich dies aus und so schufen sie die Majestät des Herrschers. Die noch heute gebräuchlichen Titulaturen: Majestät, Hoheit, Durchlaucht, Excellenz u. s. w. haben alle ihren Ursprung in der constantinischen Zeit; der moderne Hofstaat mit den Hofchargen lehnt sich an dieselbe an; so gab es schon damals Oberceremonienmeister, Haus- und Hofmarschälle, Kammerherren, Hof- und Kammerräthe, Commandeurs der Leibgarde zu Pferd und zu Fuss; auch gab es Chargen ähnlich den heutigen Ministern; Minister der Finanzen, der Justiz und des Innern; sie waren im vollen Sinne Vertrauensmänner des Kaisers und als seine Beamten auch Reichsbeamten. Nicht als ob früher nicht auch Beamte der Art und ein Hofstaat den Kaiser umgeben hätten, allein die bestimmte, an typische Formen gebundene Gestaltung dieser Verhältnisse, aus denen die modernen geflossen sind, ist das Produkt der constantinischen Zeit. [2]) Jetzt erst

---

1) Dieses Thema behandelte Arnold Ruge 1870 in acht Vorlesungen zu Berlin.

2) O Clason, *Die Religionskämpfe in Italien während der zweiten Hälfte des IV. Jahrhunderts n. Chr.* (*Mag. f. d. Lit. d. Ausl.* 1873. No. 35. S. 515.)

begann das absolute Alleinherrscherthum, wesentlich verschieden vom bisherigen Cäsarismus, der selbst in den ärgsten Ausschreitungen, bei diesen vielleicht am wenigsten, seinen demokratischen Ursprung verläugnen konnte. Was auch immer der Stolz der alten Republik behaupten mochte, der Grundsatz des Kaiserreichs ist stets gewesen, dass Geburt und Stand keinen Unterthanen von irgend einer Stellung ausschliessen sollten, zu der ihn seine Anlagen befähigten. [1]) Nicht nur blieben ferner die republikanischen Formen unter den Imperatoren erhalten, sie waren auch von so viel republikanischem Geiste durchweht als die damalige Menschheit noch überhaupt besass. Dieses Maass suchten die Cäsaren niemals herabzudrücken; es sank von selbst ohne ihr Hinzuthun; Knechtung der Geister blieb ihnen stets im grossen Ganzen fremd. Dagegen trachtete das constantinische Kaiserthum das bischen freisinnigen Geist völlig zu vernichten, indem es bis auf die republikanischen, freilich inhaltsleeren, Formen beseitigte, und die absolute Herrschergewalt nicht aus Volkes, sondern aus Gottes Gnaden errichtete. Solches Beginnen musste begreiflich seine vornehmste Stütze in der Religion suchen, welche die Geister beherrscht, und in deren Dienern, den Priestern, welche durch die Religion die Massen beherrschen. Klüger als Diocletian sah Constantin sofort ein, dass die christliche Lehre allein die dazu erforderliche Eignung besitze; dass aus der im semitischen Geiste ihrer Gründer liegenden Unduldsamkeit die Heranbildung einer einflussreichen Priesterschaft möglich sei wie bei keinem anderen Cult, mit Ausnahme des jüdischen, der aber zu jener Zeit vor dem herangewachsenen Christenthum längst die Segel hatte streichen müssen. Denn dieses war trotz alledem eine wahre Religion der Liebe; es gab wahrscheinlich nie auf Erden eine Gemeinschaft, deren Mitglieder durch tiefere oder reinere Liebe mit einander verbunden waren, als die Christen zur Zeit der Verfolgung; nie eine Gemeinschaft, die grössere oder verständigere Nachsicht in der Behandlung des Verbrechens zeigte, die glücklicher einen unbeugsamen Widerstand gegen die Sünde mit einer grenzlosen Barmherzigkeit für den Sünder vereinigte, [2]) während das Judenthum ein finsterer Geist durchwehte und die abgeschlossenen, erbarmungslosen Tiefen der talmudischen Lehren absichtlich und strenge die Hand des Juden gegen jeden Nichtjuden erhoben. [3]) Eine solche Religion durfte auf wenig Proselyten hoffen; vielmehr ist es in späterer Zeit das Gesetz der Selbstvertheidigung gewesen, welches die Hände Aller gegen den Juden erhoben hat. Unsere Voreltern waren, Alles in Allem genommen,

---

1) James Bryce, *Das heilige römische Reich.* Deutsch von Arthur Winkler. Leipzig 1873. 8⁰ S. 12.

2) Lecky. A. a. O. I. Bd. S. 369.

3) *Edinburgh Review.* July 1873. No. 281. S. 64.

nicht so blindlings grausam, als gewisse Schriftsteller anzunehmen nur zu bereit sind. [1])

Wie Constantin, der Heide, das Christenthum nicht aus innerer Ueberzeugung, sondern aus Erkenntniss seiner Nothwendigkeit unterstützte und damit den Grund legte zu dessen politischer Bedeutung, so rief er eine andere noch in der Gegenwart fortdauernde Maassregel in's Leben: die Trennung von Militär- und Civilverwaltung. Bis zum IV. Jahrhundert galt allgemein, dass der Staats- oder Reichsbeamte an der Spitze einer Provinz vollständige und freie Obergewalt über alle in dem betreffenden District befindlichen Staatsmittel hatte, dass er sowohl Civil- als Militärgouverneur war. Erst das IV. Jahrhundert trennt diese Machtvollkommenheiten in eine Civil- und eine Militärbehörde. Der Grund dazu war einfach genug; — ein Act der Noth: durch die vereinigte Handhabung nämlich von Civil- und Militärgewalt war es dem Provinzialstatthalter jederzeit leicht sich zu empören und mit Hülfe seiner eigenen Truppen sich zum Kaiser auszurufen. Dem musste zur Herstellung geordneter Verhältnisse vorgebeugt werden; daher fortan die Trennung von Civil- und Militärverwaltung. So lag nun die Summe der provinzialen Gewalt in wenigstens zwei Händen, deren gegenseitiges Rivalisiren in der Gunst des Kaisers eine Vereinigung und die daraus drohende Gefahr mit wenigen Ausnahmen vereitelte. Auf diese Weise schufen Noth und praktische Klugheit das Beamtenthum, an sich weder ein Uebel noch ein Rückschritt, [2]) vielmehr entwickelte es sich dem Gesetze von der Theilung der Arbeit gemäss in allen gebildeten Staaten zu einem anerkannten System, welches nur selten und in ausserordentlichen Fällen durchbrochen wird. [3]) Selbstverständlich ist dieses wie jede Einrichtung dem Missbrauche ausgesetzt und weist als Bureaukratie in der That genugsame Schattenseiten auf; indess sind Staaten ohne eigentliche Bureaukratie, z. B. die Vereinigten Staaten Nordamerika's in der Civilisation auch nicht weiter vorwärts gekommen.

Der Endkampf des Heidenthums gegen das Christenthum.

Von der tiefsten Bedeutung blieb natürlich der Endkampf des Heidenthums gegen das Christenthum. Ersteres hatte als Princip längst alle Ueberzeugungskraft eingebüsst, seine Rolle ausgespielt und es ist nutzlos, über sein Verscheiden als etwa über

---

1) A. a. O.
2) Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 375.
3) O. Clason, *Religionskämpfe in Italien.* A. a. O. S. 515.

einen culturgeschichtlichen Verlust Thränen zu vergiessen. Das Heidenthum war an sich selbst gescheitert und das Christenthum mit seiner reinen Begeisterungsflamme naturgemäss an dessen Stelle getreten; zunächst nur da, wo das Elend empfunden und die Hülflosigkeit des Menschen dagegen und gegen sein eigenes inneres Elend eingesehen wurde, daher die vornehmen und gebildeten Kreise am wenigsten zu demselben hinneigten; das äussere Elend erschien diesen ja nicht so gross und gegen die Unbefriedigtheit mit dem Heidenthume sollte der selbstschöpfende Gedanke in der Philosophie wirken. Dennoch drang das Christenthum vor und Constantin endlich stellte es im Staate an die Stelle des classischen Heidenthums. Damit war der Kampf im Wesentlichen gegen Letzteres entschieden. Tempel und Altäre bestanden noch, freilich selten besucht und vielfach schon zerfallen; aber noch klammerte sich eine Schaar Altgläubiger daran fest und die Philosophie selbst suchte nun im Anschluss an die alte Religion gegen das Christenthum zu wirken. Gehörten auch sicher nicht die schlechtesten Elemente im Staatsleben dieser Richtung an, so haben sie doch vom culturgeschichtlichen Standpunkte keinen Anspruch auf die ihnen und ihrem gewaltigsten Repräsentanten Julianus Apostata gezollte Bewunderung. Es nützt nichts, Julian als einen der edelsten Männer darzustellen, der je gelebt, als ein Musterbild von Einfachheit, Sittenreinheit, Güte, Milde, Selbstbeherrschung und wie alle anderen guten Eigenschaften heissen mögen, kurz als einen Gegensatz zu den christenfreundlichen Monarchen, es nützt auch nichts, das Christenthum in den düstersten Farben zu malen, seine Wirkungen als unheilvolle, entsetzliche zu bezeichnen,[1]) die neuplatonische Lehre, deren glühender Verehrer Julian, war in nichts besser, und selbst der nationalisirende Standpunkt dieser Philosophie vermochte sie nicht vor den nämlichen Irrthümern zu bewahren, die das Christenthum verunstalteten. In Alexandrien tobte hauptsächlich der dreihundertjährige Kampf der Neuplatoniker gegen die christliche Lehre. Hervorgegangen aus dem Orientalismus, bei dem das griechische Denken von selbst angelangt war, verbanden sie bald mit ihren Thesen einen abscheulichen Mysticismus, dem gegenüber sich jener des Christenthums fast als Wahrheit ausnahm. Magie und Nekromantie traten in den Bund mit dem Neuplatonismus und es fehlte nicht an Philosophen, wie Jamblichus und andere, die selbst Wunder zu vollbringen vorgaben. Diese Wunder waren eben solche Lügen wie die christlichen, wurden aber von den Anhängern der neuplatonischen Philosophie eben so steif und fest geglaubt wie von den Christen die ihrigen. Die Atmosphäre des Zeitalters war eben voll Wunder und Fabeln,[2]) und es

1) In diesem Lichte schildert diese Periode Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 382—386.
2) Draper. A. a. O. S. 158—163.

ist höchst einseitig, dieselben bei beiden Theilen nicht gleich lächerlich zu finden. Die Wahrheit ist, dass von zwei Irrthümern das Christenthum jedenfalls der geringere, dem Bedürfnisse der Menschheit weitaus entsprechendere war. Diese Erkenntniss wird selbst nicht abgeschwächt durch die Zerrüttung und Parteienzwiespalt im Christenthume kurz nach seinem Entstehen. Kann irgend etwas darthun, dass die neue Religion keine übernatürlich geoffenbarte Wahrheit, dass sie wie alle anderen ein Gebilde menschlichen Geistes zum Zwecke der Befriedigung idealer Bedürfnisse sei, nur ein besseres, tauglicheres Gebilde, so sind es die inneren Kämpfe der ersten christlichen Kirche. Eine Schilderung dieser auf Wort- und Begrifftifftelеien beruhenden Secten und Spaltungen ist culturgeschichtlich ziemlich belanglos, lehrt indess die wichtige, zu allen Zeiten wahre Thatsache, dass die Massen durch die grössten Absurditäten des Geistes stets am meisten bewegt werden. In jener Zeit stritt man sich heftig darüber, ob Christus eines Wesens mit Gott selbst oder ob er diesem blos ähnlich sei, wie die Arianer lehrten. Heute, wo die Unwahrheit des einen und des anderen Satzes nicht mehr in Frage kommt, erscheint es unbegreiflich wie dieser arianische Streit länger als fünfzig Jahre den ganzen christlichen Orient und einen Theil des Occident in Aufregung versetzen und die zwei ersten ökumenischen Concile zu Nicäa (225 n. Chr.) und zu Constantinopel (381 n. Chr.) hervorrufen konnte. Selbstverständlich war es völlig gleichgültig, welche von den beiden Lehren, ob der Katholicismus oder der Arianismus den endgültigen Sieg davontrug. Natürlich hoben diese Zänkereien nicht das Ansehen der Kirche bei den Heiden; diesen gegenüber schadete ihr noch der Indifferentismus, den Viele jetzt, wo das Christenthum Staatsreligion geworden, an den Tag legten. Dazu kam, dass der Jahrhunderte lange Druck und die immer wiederkehrenden Verfolgungen der Christen in diesen einen fanatischen Hass gegen alles Heidnische geweckt und geschürt hatten. Nach dem natürlichen Gesetze, wonach Druck Gegendruck erzeugt, rächten sich nunmehr die Christen an ihren ehemaligen Peinigern und Bedrückern durch alle Art ungesetzmässiger Handlungen bis zur empörendsten Grausamkeit und Zerstörungslust, die sich an Tempeln und Altären genugsam bekundete.

Im Uebrigen war das Reich tolerant gegen den alten Götterdienst; seine Anhänger wurden nicht von Staatsämtern ausgeschlossen; vielmehr finden wir eine Reihe der hervorragendsten Männer aus den vornehmsten Familien sowohl in den höchsten Reichsämtern als auch in den dem Kaiser zunächststehenden Hofstellen, ohne dass das Bekenntniss irgend eine Rolle dabei gespielt hätte. Bis auf Theodosius war eine gewisse Parität zwischen den Bekenntnissen anerkannt; während der Hof an der Spitze des christlichen stand, gehörte der grösste Theil des Reichs-, speciell des römischen Adels,

dem alten Glauben an; bestand letzterer zwar nicht durchwegs aus energischen Parteigängern, war er vielfach auch indifferent, so sicherte doch sein enormer Reichthum und seine hervorragende Stellung dem heidnischen Bekenntnisse noch eine gewisse Achtung und Anerkennung, sowohl am Kaiserhofe als auch in der alles Vornehme und Glänzende anstaunenden Volksmasse. Dieses Verhältniss änderte sich mit der Thronbesteigung Theodosius d. Gr., welcher darin eine Gefahr für die christliche Lehre erblickte. Nun begann im Orient der Krieg der Mönche gegen alle heidnischen Bauwerke; wie eine Horde losgelassener Wölfe stürzten sie von Ort zu Ort und zerstörten in barbarischer Unkenntniss und Rohheit die unschätzbarsten Kunstwerke; zugleich wurden vielfach die reichen Pfründen der heidnischen Priesterschaften eingezogen, denn das Erwerben irdischer Schätze bildet keine Leidenschaft ausschliesslich des katholischen Klerus. Das weströmische Reich, mittlerweile immer mehr von seinem östlichen Nachbar abgesondert, blieb eine Zeitlang verschont; allein des Theodosius Vorbild, verbunden mit Ermahnungen des Mailänder Bischofs Ambrosius führte auch hier zur Unterdrückung des Heidenthums, welches allerdings noch einen verfehlten Versuch unternahm, seinerseits das Christenthum mit der Waffe in der Hand zu unterdrücken. Seit Anfang des V. Jahrhunderts weiss man nichts mehr von einer geschlossenen heidnischen Opposition.

Der wogende Streit zwischen dem verscheidenden Heidencult und dem aufgehenden Gestirne der Christenlehre war ein „Kampf um's Dasein“ auf geistigem Gebiete und jeder Theil focht mit den Waffen, die ihm am wirksamsten dünkten; diese Waffen waren sehr oft, vielleicht stets, illegale, grausame, barbarische; jeder Theil nützte eben die Chancen der jeweiligen Lage der Dinge, ohne sich um Rechtmässigkeit viel zu kümmern. So geht es allemal bei geistigen wie bei materiellen Existenzfragen. Das Christenthum fand eine Stütze am Kaiserthrone und nützte dieselbe aus; sehr natürlich; der Kaiserthron hatte seinerseits ein Interesse an der Verbreitung des Christenthumes und unterstützte dasselbe mit allen ihm zu Gebote stehenden Massregeln; gleichfalls sehr natürlich; in beiden Fällen hätte der Gegenpart dasselbe gethan. Es handelt sich nicht etwa darum die Handlungen der christlichen Kaiser und Bischöfe von einem sittlichen Standpunkte aus zu beschönigen, zu vertheidigen, sondern blos zu zeigen wie auch hier wieder das Recht des Stärkeren nothwendig sich geltend macht und wie lächerlich die Phrase ist, dahin habe die vorgeblich „sittliche Regeneration“ des Reiches vermittelst Herstellung des Kaiserthums geführt. [1]) Die Regierungsform hat mit diesem Kampfe nicht das mindeste zu schaffen und in der Wahl ihrer Mittel hat sich noch gar keine Regierungsgewalt

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 390.

von welcher immer Namen habenden Form heiklig gezeigt, wenn ihr Interesse in's Spiel kam.

Meine Darstellung hat schon erwähnt, wie eine angeblich „sittliche Regeneration“ des Reiches ein Unding, welches gar kein Regime anstreben konnte und es eine durchaus falsche Unterstellung sei eine solche „Regeneration“ dem Kaiserthume zuzumuthen um dann hintendrein schadenfroh das Misslingen derselben zu verkünden. Es wird dadurch absichtlich der Irrthum erweckt, als ob etwa einer anderen Regierung, z. B. der Republik, eine solche „sittliche Regeneration“ möglich gewesen wäre. Eine eben solche Verdrehung liegt in der Ausbeutung des an sich richtigen Umstandes, dass der Verfall des Reiches mit der Ausbreitung des Christenthumes gleichen Schritt hielt, in dem Sinne, als ob etwa der Sieg des Heidenthums diesen Verfall hätte aufhalten können. Es sollte die neue Religion ein Mittel des Heiles und der Rettung sein, hören wir sagen, und doch liess sich die eben bezeichnete Thatsache nicht verkennen.[1]) Wohl sollte die neue Religion ein Mittel des Heiles und der Rettung sein, aber nicht für den Staat, sondern einzig und allein für die bedrängten, nach Irrthum dürstenden Geister, und diesen, d. h. der grossen Masse gewährte sie auch in der That Heil und Rettung, indem sie ihnen ein berauschendes, unverstandenes Glück als Belohnung irdischer Qualen und Tugenden in dem vorgegaukelten Jenseits verhiess. Der Staatsleib, in dem das Christenthum siegte, hatte sich ausgelebt wie das Heidenthum; an ihm zehrten die scharf wehenden Winde der barbarischen Invasionen.

Die Gothen und Germanen an den Grenzen des Reiches.

Die das V. Jahrhundert umspannende europäische Völkerwanderung ist nur ein kurzer Abschnitt, herausgerissen aus der Gesammtheit dieser culturhistorisch überaus wichtigen Erscheinung. Schon im IV. Jahrhunderte v. Chr. zog gothisches Volk in die Länder der Ostseeküste.[2]) Diese Gothen gehörten dem grossen germanischen Völkerkreise an, waren aber mit den eigentlichen Germanen nur verwandt, nicht identisch. Ihre Heimat lag entweder im südlichen Schweden[3]) oder im nördlichen Deutschland im Westen der Oder.[4]) Man stelle sich nun nicht vor, wie gerne geschieht, dass die Ge-

---

1) A. a. O. S 391.

2) Schafarik, *Slavische Alterthümer*. I. Bd. S. 166.

3) Diese Annahme wird lebhaft bestritten von Dr. Hans Hildebrand-Hildebrand, *Das heidnische Zeitalter in Schweden. Eine archäologisch-historische Studie.* Hamburg 1873. 8⁰ S. 85—86.

4) Schafarik. A. a. O. S. 405.

sammtheit der Gothen ihre Heimat verlassen habe; es that dies blos ein Theil des Volkes, die Mehrzahl blieb im Vaterlande zurück. Nur eine irrthümliche Auffassung kann wähnen, es sei das ganze Volk in Wanderung begriffen gewesen. Zu solchem Schlusse berechtigt kein Analogon in der Völkerkunde, selbst nicht das unstäte Herumstreifen der Nomaden, die dabei einen bald grösseren bald engeren Bezirk doch nicht verlassen. Vollends nun bei sesshaften und dem Ackerbau ergebenen Stämmen ist eine solche Massenwanderung unerweislich und höchst unwahrscheinlich; auch erfahren wir nirgends, dass wenn wirklich Scandinavien seine gesammte Bevölkerung ausgespieen hätte, dort als natürliche Folge Entvölkerung entstanden wäre. Auswanderuugen von Volksbruchtheilen, durch die mannigfachsten Ursachen veranlasst, hat es aber zu allen Zeiten gegeben und als solche sind auch die Züge der meisten Völker im V. Jahrhunderte zu denken, denn nicht aus dem artistischen Drange nach den Kunstschätzen oder der Naturschönheit Italiens, weniger noch aus mystischer Sehnsucht nach den Wohlthaten des kaiserlich byzantinischen Christenthums, sondern aus dem sehr realen Bedürfniss nach Brod, Acker und Land ging die Völkerwanderung hervor, da die alten Sitze der, seit dem Uebergange von Jagd und Viehzucht zu Ackerbau nach einem überall beobachteten Gesetz sehr rasch vermehrten Bevölkerung nicht mehr genügten.[1])

Da nun die Gothen im Weichsellande blos Ansiedler auf altslavischen Boden waren, wo ihr Volksthum keine festeren Wurzeln zu schlagen vermochte,[2]) so verliessen sie dies fremde Land wieder leicht und zogen im II. Jahrhundert, theils durch den markomannischen Krieg,[3]) der alle germanischen Völker an der Oder in Bewegung setzte, theils von den Weneden (Slaven) gedrängt, an's Schwarze Meer, wo sie sich zwischen Dnjestr und Dnjepr, in der Nähe Dakiens (um 182—215 n. Chr.) festsetzten. Von dieser Zeit an kennt man ihre Einfälle in das römische Gebiet und ihre Ausbreitung längs der ganzen Krümmung des Schwarzen Meeres.[4]) Um 270 erscheinen sie in Mösien schon als fast einheimisch,[5]) und hatten zwei Reiche an der unteren Donau und am Pontus gebildet, das ostgothische zwischen Dnjestr und Don, und das westgothische in Dakien. Um solche Zeit, Anfang des III. Jahrhunderts, verbinden sich auch in Germanien mehrere kleinere Völkerschaften zu grösseren, in Folge dessen die alten Namen verschwinden und an deren Stelle neue treten, welche mehr dergleichen Völkerbündnisse als

1) *Beil. zur Allg. Ztg.* 1872. No. 100.

2) Schafarik. A. a. O. I. Bd. S. 405.

3) Auch dieses bestreitet Dr. Hildebrand. A. a. O. S. 87.

4) Schafarik. A. a. O. I. Bd. S. 425—426.

5) Cuno, *Forschungen im Gebiete der alten Völkerkunde.* Berlin 1871. 8° I. Bd. S. 338.

einzelne Völkerschaften bezeichnen.[1]) Es lassen sich die germanischen Völker mit Rücksicht auf ihre Wohnsitze nun eintheilen wie folgt: I. Westvölker: Alemanen, Franken, Thüringer, Bojoarier, Sachsen und Frisen; II. Ostvölker, in vier Gruppen: 1) südöstliche Gruppe oder Gothen; 2) südwestliche Gruppe oder Lygier, Vandalen, Sueven und ihre Nebenvölker; 3) nordwestliche Gruppe oder Sachsen, Angeln, Jüten; 4) nordöstliche Gruppe, Heruler, Rugier, Scirren und Turcilinger.[2])

Berührungen der Römer mit den Germanen und Untergang des Westreiches.

Mit vielen dieser Völkerschaften lag das Römerthum lange in Hader, ehe die grosse Völkerwanderung sich an den Grenzen des Reiches fühlbar machte. Das Kaiserthum verstand es, im Innern tiefen Frieden zu erhalten, der Handel und Wandel begünstigte und die Produkte römischen Kunstfleisses bis an's Ende der Welt ausstreute,[3]) aber an den Grenzen, wo sich die römische Cultur mit den unruhigen Barbaren berührte, währte beständiger Krieg. So geht es in der Gegenwart den Briten in Indien. Als nun diese Fehdezüge all zu häufig zum Nachtheile der Römer ausschlugen, erwiesen sie sich zugleich unproduktiv für den Sklavenmarkt, der die einzigen Arbeitskräfte lieferte. Mit diesem immer drückenderen Mangel sank naturgemäss die Bevölkerungsziffer in den Provinzen, und um in dem, vorzugsweise durch den Zuzug von Provincialen angewachsenen Rom selbst den Mangel der versiegenden Sklavenkräfte zu ersetzen, liess man sich gern bereit finden, den unwiderstehlich herandrängenden Germanen Wohnsitze innerhalb des Reiches zur Bebauung anzuweisen. Eine innigere Berührung zwischen ihnen und dem gemischten Volksthume der Römer konnte erfahrungsgemäss nicht ausbleiben, und wenn die ethnische Zersetzung des Römerthums auch schon ihren höchsten Grad erreicht hatte, so bahnte doch die nunmehr vorwiegende Vermengung mit germanischem Blute die Umbildung zu einem gleichmässigeren Volksthume, zu einer neuen Nationalität, an. Es lässt sich darüber streiten, ob die Germanen jener Epochen noch wirkliche Barbaren gewesen oder nicht,[4]) dass sie es im Vergleiche zu den Römern waren, ist sicher. Aber gerade ihre barbarische Culturstufe sicherte ihnen Charaktereigenschaften, Tugenden, welche im Laufe entwickelterer Zustände sich unfehlbar abstreifen und daher den Römern längst verloren waren. Mit na-

1) A. Forbiger, *Handbuch der alten Geographie.* III. Bd. S. 375.

2) C. Zeuss, *Die Deutschen und ihre Nachbarstämme.* München 1837. 8° S. 305—501.

3) Hildebrand A. a. O. S. 81.

4) Sitzung des *Anthropological Institute* zu London vom 4. März 1872, siehe darüber: *Revue scientifique de la France et de l'étranger.* 18. octobre 1873. S. 380—381.

türlicher, geistiger Befähigung vereinten sie die Tapferkeit roher Stämme und zähe Ausdauer. Unter solchen Umständen konnte es nicht fehlen, dass sie ihrestheils sich willig gefangen nehmen liessen von den Reizen und Genüssen der römischen Gesittung, und sehr bald sich in derselben eben so gewandt zu bewegen wussten, wie die Römer selbst, kein vereinzeltes Beispiel in der Culturgeschichte. Als immer mehr germanische Schaaren, in ihrem Rücken bedrängt, gegen Süden zogen, war ein grosser Theil der schon früher im Reiche ansässigen Germanen genug fortgeschritten, um mit Erfolg in das öffentliche Leben, in den Staatsdienst eintreten zu können. Während die Masse der germanischen Einwanderung in den unteren Volksschichten zu ausgiebigen Blutsvermischungen führte, begünstigte dieselbe mittelbar das Emportauchen hervorragender Germanen unter den höchsten Würdenträgern der Krone. Ganz besonders im Militärdienste ragten sie durch die Kriegstüchtigkeit hervor, die zu allen Zeiten die germanischen Stämme sowie das ursprüngliche Römerthum ausgezeichnet, den Römern der Kaiserzeit durch die eingetretene Racenvermischung und Verweichlichung der Civilisation aber ganz unmerklich abhanden gekommen war. Den kriegerischen Tugenden, die vorzugsweise auch die völkerbildenden sind, ist die Culturentfaltung nicht hold, sie hat sie noch allerwärts mehr und mehr abgeschwächt und muss dies thun, weil die Cultur ja ein sich Entfernen von jenem Naturzustande bedingt, in dem der Kampf und der dazu erforderliche kriegerische Sinn begründet sind. So glänzend auch die militärischen Leistungen der Gegenwart sein mögen, ein sehr bemerkbares Schwinden des kriegerischen Sinnes seit nur wenig Jahrhunderten wird im Allgemeinen wohl Niemand in Abrede stellen. Es wäre Unverstand, den Römern der späteren Kaiserzeit einen Vorwurf aus dem machen zu wollen, was eine natürliche Folge der Culturentwicklung sein musste, und zugleich das zunehmende Kriegsunglück in den Grenzfeldzügen erklärt. Doch darf man sich über die Tüchtigkeit der römischen Heere, die lange genug den fremden Barbaren Widerstand leisteten, nicht täuschen. Wenn endlich doch die Barbaren siegten, so war es, weil diese selbst tüchtiger geworden waren.[1]) Die Aufnahme in das römische Heer machte die Germanen bald zu dessen wichtigstem, wenn nicht zahlreichstem Bestandtheil und brach den alten Antagonismus. Die Römer gewährten den Germanen Rang und Ansehen, die Germanen nahmen von ihren Nachbarn Cultur und Sitten an; dieser Process währte schon seit Augustus, als Deutsche in die Prätorianergarde traten.[2]) Als

1) Bagehot, *Physics and Politics.* S. 45.

2) Dr. W. Harsted, *Die Nationen des Römerreiches in den Heeren der Kaiser.* Speyer 1873. 8° Nach H. Babuke, *Entwicklung der römischen Heeresorganisation.* S. 36 stellte Italien zur Zeit des Augustus zur gesammten Landarmee ca. 11%, die Provincialbevölkerung mit römischem Bürgerrecht 48% und fremde Nationen 41%.

endlich germanische Stämme sich in römischen Provinzen niederliessen, traten sie nicht als wilde Fremdlinge, sondern als Colonisten auf, die schon etwas von dem Staatssysteme verstanden, in das sie eindrangen, und sich nicht ungern als seine Glieder betrachtet sahen. Alles in Allem genommen, ist es sehr fraglich, ob die Kriegstüchtigkeit beider feindlichen Heere am Ende des Kaiserreiches nicht wenigstens eben so gross war, als während der langen Dauer desselben. [1])

Diese Verhältnisse erklären, warum die von der römischen Cultur ergriffenen Germanen die ärgsten Feinde ihrer noch in tiefster Barbarei steckenden Stammesgenossen waren. Die freien, nämlich was gleichbedeutend, die rohen Germanen hatten, wie ein Schriftsteller fast tadelnd bemerkt, [2]) keine tüchtigeren und gefährlicheren Gegner, als ihre bei den Römern befindlichen und dadurch civilisirteren Landsleute, eine ziemlich allgemeine Erscheinung in der Völkerkunde. Die australischen Wilden werden von der „schwarzen" Polizei am kräftigsten im Zaume gehalten. Kämpften aber Germanen auf römischen Befehl noch so wacker gegen Germanen, den Untergang des Reiches vermochte ihre Tapferkeit nicht zu wehren, weil es strenge genommen überhaupt keinen Feind zu bekämpfen gab. So sehr man mit Recht den Barbareneinfall als die Hauptursache zum Sturze des Reiches betrachten darf, der gegenüber jede Regierungsform oder sonstige Veränderung der staatlichen und socialen Verhältnisse machtlos geblieben wäre, so falsch ist es, dass dieser Untergang von Feindesseite geplant worden sei. Gewiss, das Heranwälzen der germanischen Stämme, der Gothen, in intensiverer Weise denn bisher veranlasst durch den Einbruch der Hunnen, war ein Ereigniss, dem keine Macht der Welt hätte auf die Dauer damals widerstehen können; gewiss ging es dabei ohne kriegerische Reibung nicht ab, eigentliche Feinde des Reiches gab es aber nicht. Es ist kaum zu viel gesagt, dass ein Gedanke der Feindschaft gegen das Reich und der Wunsch es zu vernichten, den Barbaren niemals in den Sinn gekommen ist. [3]) Der Begriff dieses Reiches war zu weltumfassend, zu erhaben, zu alt. Es umgab sie überall und sie konnten sich keiner Zeit erinnern, wo dies nicht der Fall gewesen wäre. Das sociale und politische System, in das sie eindrangen, pflegte mit seiner ausgebildeten Sprache und Literatur nur auf wenige von den Eroberern Eindruck zu machen, aber von diesen wenigen pflegte es über alle Massen bewundert zu werden. Seine regelmässige Organisation gab, was sie zumeist bedurften, und konnte wenigstens weiter für sie thätig sein; daher kam es, dass die Mächtigsten unter

---

1) Bagehot. A. a. O. S. 45 nach dem tüchtigen englischen Historiker James Bryce. Siehe auch desselben: *Das heilige römische Reich.* S. 4—12.

2) Kolb, *Culturgeschichte.* I. S. 370.

3) Bryce. A. a. O. S. 15.

ihnen sie am meisten zu erhalten wünschten. Mit Ausnahme des Mongolen Attila ist unter diesen furchtbaren Feinden kein Zerstörer. Der Wunsch jedes Anführers ist, die bestehende Ordnung zu erhalten, das Leben zu schonen, jedes Werk der Geschicklichkeit und der Arbeit zu achten, vor allem die Methode der römischen Verwaltung fortzuführen und das Volk zu beherrschen als Stellvertreter oder Nachfolger des Kaisers. Von ihm verliehene Titel waren die höchsten Ehren, die sie kannten und zugleich die einzigen Mittel, eine Art von legitimen Anspruch auf den Gehorsam der Unterthanen zu erlangen und die patriarchalische oder militärische Anführerschaft in die Gewalt eines erblichen Monarchen umzuwandeln.[1]) So ging die Ablösung einzelner Provinzen nicht gegen, sondern durch das Reich vor sich. Alarich wurde Oberfeldherr der illyrischen Heere; Chlodovech erfreute sich des Consulats; sein Nachkomme empfing die Provence, die Eroberung seiner eigenen Streitaxt als ein Geschenk Justinians; ja selbst Odovakar[2]) schreckte davor zurück, das Scepter der Cäsaren in seine eigene Barbarenhand zu nehmen. Nach der Verzichtleistung des Romulus Augustulus, Rom's letzten eingebornen Cäsar's, ging eine Deputation des römischen Senats an den oströmischen Hof, um die Hohheitszeichen dem Kaiser Zeno zu Füssen zu legen. Der Westen, erklärten sie, bedürfe fernerhin keines eigenen Kaisers, Ein Herrscher genüge für die Welt. Odovakar, vom Kaiser mit dem Patriciustitel ausgestattet, führte das Amt eines Consuls fort, beobachtete die bürgerlichen und kirchlichen Einrichtungen seiner Unterthanen und regierte 14 Jahre als nomineller Stellvertreter des oströmischen Kaisers. Dergestalt gab es gesetzlich durchaus keine Auflösung des Westreiches, sondern nur eine Wiedervereinigung von Ost und West. Der Schwerpunkt der römischen Herrschaft wurde nach Constantinopel verlegt, während Italien und das alte Rom unter germanische Regierung kamen, auf welche die bisherigen Traditionen und Namen übergingen und die hartnäckigste Herrschaft ausübten. Der Name „Cäsar“ lebt heute noch als „Kaiser“ fort. Die romanischen Gesetze und Namen blieben, und jeder damalige Römer würde erstaunt gewesen sein, hätte man ihm gesagt, dass mit Odovakar das weströmische Reich aufgehört habe.[3]) So bedeutend die Folgen dieses Ereignisses für die Zukunft sein sollten, in jenem Augenblicke und in der Meinung der Mitlebenden zerstörte es das Kaiserreich weder in der Idee noch in der Wirklichkeit.[4])

1) Bryce. A. a. O. S. 13—14.

2) Richtige Schreibart des Namens Odoaker. Siehe über denselben: R. Pallmann, *Geschichte der Völkerwanderung.* II. Bd. S. 162 ff. Eduard v. Wietersheim, *Geschichte der Völkerwanderung.* Leipzig 1859. 8° IV. S. 430 ff.

3) Hierin stimmt Freemann, *General sketch of European history.* London. mit Bryce. A. a. O. S. 19 überein.

4) Bryce. A. a. O.

Es scheint mir überaus nothwendig, diese ununterbrochene Continuität im Westreiche besonders zu betonen, da sie allein den Zusammenhang der heutigen Cultur Europa's mit jener der Alterthums erklärt. Hätte das Jahr 476 n. Chr. wirklich einen so jähen Abschnitt bezeichnet, wie die demselben später nicht mit Unrecht beigelegte Bedeutung zu glauben verleitet, es wäre dieser Zusammenhang kein so sichtlicher, kein so fühlbarer. Die Geschichte der menschlichen Cultur hat nirgends Sprünge aufzuweisen, sondern wie in der übrigen organischen und anorganischen Natur sind allerorts Uebergänge wahrnehmbar, ist überall Entwicklung. Allerdings sind hie und da rasche Culturspünge wahrnehmbar, allein so wie in der Natur Lawinen, Erdbeben, vulkanische Ausbrüche, sind sie stets nur von untergeordneter, so zu sagen localer Bedeutung, unvermögend, den allgemeinen Culturgang zu stören. Der Zerfall des Römerreiches nun, hauptsächlich veranlasst durch die sogenannte „grosse Völkerwanderung", ist keiner solcher jähen Sprünge, sondern ein grossartiger, in seiner Grösse aber staunenswerth einfacher Naturprocess. Nicht Gewalt zertrümmerte das tausendjährige Reich, sondern die Aufnahme des germanischen Volkselementes zersetzte es langsam und naturgemäss wieder in die Theile, woraus es entstanden war. Dieser Zersetzungsprocess schuf das „Mittelalter", welches sich eben so nothwendig, eben so naturgemäss aus dem Spätrömerthume entwickelte, wie dieses aus dem Altrömerthume. Dieser Zersetzungsprocess war zugleich vorwiegend ein ethnischer; er zerstörte die römische Cultur nicht, aber er zerstörte das Volksthum, welches dieselbe trug. Die ersten Jahrhunderte des Mittelalters zeigen uns die römische Cultur auf Nichtrömer, d. h. auf mehr oder minder barbarische Völker übertragen. Was als Culturrückschritt erscheint, ist nichts anderes als die Verzerrung, welcher die Formen hochcivilisirter Völker bei rohen Stämmen stets unterliegen. So sehen wir heute etwa einen Negerhäuptling mit unnachahmlicher Grandezza die goldbetresste Uniform eines europäischen Capitäns anlegen, Hemd und Stiefel aber als überflüssig verschmähen. Dieser Process ist wie gesagt ein durchaus natürlicher, den keine menschliche Macht hervorrufen oder verhindern konnte. Ich habe es vermieden, auf die Details der Völkerwanderung einzugehen, die nur in ihren Wirkungen eine culturhistorische Bedeutung gewinnt, ich habe es unterlassen, von dem Hunnenzuge durch Europa und von Attila's ephemerem Reiche zu reden; ich darf aber daran erinnern, wie der Untergang Rom's schon Jahrhunderte früher so zu sagen an der chinesischen Mauer beschlossen war, wo sich die Turkstämme in Bewegung setzten, um die Völkerwanderung zu veranlassen. Angesichts eines so gewaltigen Phänomens macht es gewiss einen widerlichen Eindruck, für den Untergang des Römerreiches immer und

immer wieder das Alleinherrscherthum verantwortlich machen zu sehen.[1]) Wohl dürfen wir, aus dem Alterthume scheidend, die Lehre mitnehmen, dass überall der Missbrauch der Gewalt an die Ausübung der höchsten Gewalt geknüpft ist, aber auch dass keine menschliche Einrichtung davor zu schützen vermag. Wir beobachten diesen Missbrauch bei Despoten, Tyrannen, Monarchen, Cäsaren, Aristokratien, Oligarchien, Timokratien, Demokratien und Ochlokratien, bei Senat und Volksversammlung. Möglich, wenn auch sehr unwahrscheinlich, dass eine andere Regierungsform kräftigeren Widerstand im Kampfe gezeigt hätte; es war aber nicht Mangel an Widerstand, sondern die auf friedlichem Wege erfolgte Zersetzung des Volksthumes, welche den Zerfall verursachte, und diesem friedlichen Vorgange gegenüber musste jede Regierungsform gleich ohnmächtig bleiben. So wie sein Entstehen und Wachsen war auch die Auflösung des Römerreiches ein ethnologischer d. h. ein Naturprocess.

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 397 und an vielen anderen Stellen.

Anfänge des Mittelalters.

Würdigung des Mittelalters.

An dieser Stelle, in schablonenhaften Darstellungen als Beginn des Mittelalters bezeichnet, mag der Leser zu hören erwarten, wie sich auf Grund der natürlichen Entwicklungslehre eine Beurtheilung dieses Zeitraumes gestaltet. Seit hundert Jahren hat diese drei Stadien durchlaufen: ein bekämpfendes, ein bewunderndes, ein verstehendes. Die zweite Hälfte des XVIII. Jahrhunderts hatte ein Interesse daran, das Mittelalter möglichst herabzusetzen; die Zeit wollte derart ihre eigene Vollkommenheit inne werden. Man suchte zusammen, was ernste Satyriker, was begeisterte Prediger des Mittelalters ihren Zeitgenossen Schlechtes nachsagten; alle Klagen über sittlichen Verfall wurden herbeigeholt. Man schilderte die mittelalterlichen Verfassungen und Rechtsordnungen und hatte leichte Mühe zu beweisen, dass sie den Staatszweck wenig erfüllten, für Wohlfahrt, Rechtspflege, äussere und innere Sicherheit der Unterthanen schlecht gesorgt war, dass ein System gegenseitiger Ausbeutung herrschte, in welchem der Schwache nirgends Schutz fand, — die Begriffe Feodalismus und Faustrecht bezeichneten das Aergste, was sich ein gebildeter Politiker vorstellen konnte. Man wies darauf hin, dass eine Menge nützlicher Erfindungen nicht gemacht waren, daher Industrie und Bequemlichkeit des Lebens sehr im Argen lagen. Man glaubte vollends gewonnen Spiel zu haben, wenn man den Zustand der Religion und Wissenschaft prüfte, man konnte die blindeste Ergebung in die Autorität, den crassesten Aberglauben verzeichnen, der Stand der Naturwissenschaften war der niedrigste, die Philosophie nicht productiv, die Philologie war ärmlich bestellt, die Alles beherrschende Theologie konnte nicht zur Befreiung der Geister führen.

So urtheilte man noch Ende des vorigen Jahrhunderts.[1] Kaum ein Dutzend Jahre später hatte sich bereits ein grosser Umschwung

1) Theilweise selbst noch heute, so z. B. Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd.

der Ansichten vollzogen und das Mittelalter einen ganz anderen Sinn gewonnen. Die romantische Schule sah ein glänzendes Lichtmeer von blendender Pracht dort, wo man früher nur dunkle Schattenmassen erblickt hatte. Gegenüber diesen beiden Standpunkten, gegenüber Abscheu und Verehrung, Verdammung und Anbetung, gibt es aber noch einen dritten, den Standpunkt des Verstehens, des Begreifens, der objectiven historischen Durchdringung, — den Standpunkt der Gerechtigkeit. Wir werden weder lauter Schatten noch lauter Licht erblicken, auch für uns ist der mittelalterliche Zustand ein Zustand relativer Unvollkommenheit, auch wir können die Bezeichnung der Nacht für das Mittelalter acceptiren. Aber es ist eine helle, eine glänzende Nacht, in der unzählige Sterne mit theils mildem, theils kräftigem Lichte leuchten. [1]) Gewöhnlich werden die Einbrüche roher Horden in die Gebiete gesitteter Völker als grosse Drangsale der Menschheit angesehen. Vielleicht genügt aber, so belehrt uns ein trefflicher Kenner, ein wenig Nachdenken zu der Ueberzeugung, dass die meisten, wenn nicht alle erspriesslich gewesen sind. „Wo solche Kämpfe um das Dasein sich entzünden, wird unser Geschlecht ruckweise einer höheren Entwicklung näher gebracht, sie mögen enden wie sie wollen, denn entweder gelingt es den älteren Culturvölkern, dem Vordringen der neuen Volksfluth eine Mauer zu ziehen, und sie erstarken während der Bewältigung, oder es gilt, wenn sie aus Schwäche unterliegen, die Regel, dass der Verdrängende rüstiger gewesen sein müsse als der Verdrängte. Stürzt selbst eine edle Cultur in Trümmer, werden ihre Herrlichkeiten vom Erdreich bedeckt und geht zuletzt der Pflug über das verschüttete Mosaikgetäfel, eins hatte jedenfalls der siegreiche Barbar vor dem bedrängten Römer voraus, nämlich seine Jugend und die Anwartschaft auf eine höhere Zukunft.“ [2])

Die neue „Gestaltung der Welt“, angeblich mit dem verscheidenden V. Jahrhundert beginnend, umfasste nur einen winzigen Bruchtheil derselben: Europa's Westen und Süden. Hier war's, wo neue Völker mit neuen Sitten und Gebräuchen, jedenfalls anderen Geistesgaben und ethnischen Eigenschaften sich auf der breiten, festen Basis der alten Civilisation erhoben. Die alte Cultur war nicht in Trümmer gegangen, das stolze Römerthum, als Volksthum längst dahin, als Culturmoment nicht vernichtet, vielmehr, wie schon betont, fortlebend und pulsirend in tausend Adern, begierig aufgesogen von den germanischen Eindringlingen. Trotz der Mode, die Völkerwanderung

---

1) Mit diesen Betrachtungen leitete Prof. Dr. Wilhelm Scherer (jetzt in Strassburg) seine Vorlesungen über altdeutsche Literatur an der Wiener Universität 1870 ein. Ich eigne mir diesen Standpunkt des befreundeten Geschichtsforschers um so lieber an, als derselbe, meiner Ansicht nach, der in einer natürlichen Entwicklungsgeschichte der Menschheit einzig mögliche ist.

2) Peschel, *Völkerkunde.* S. 447.

als Epoche unsäglicher Gräuel, Verwüstung, wilder Zerstörungslust zu schildern mit der die furchtbaren Horden sich nacheinander über das Römerreich ergossen und zu behaupten am Ende sei fast jede Spur römischer Cultur verschwunden gewesen, Regierungsformen, Gesetze, Sitten, Kleidung, Sprache, Namen von Menschen und Gegenden, kurz Alles erscheine neu,[1]) hat doch eine gründliche Geschichtsforschung sich vor übertriebenen Auffassungen zu hüten. Unsere Kenntniss jener Epoche beruht auf Geschichtsschreibern, deren Treue keineswegs jeglichem Zweifel trotzt. Möchte es doch darnach scheinen als ob es ganze Völkermassen gewesen, die ihren Weg mit Blut und Verwüstung bezeichnet, als ob die alten Einwohner mit beispielloser Grausamkeit ausgerottet, ein neues Volk plötzlich an ihre Stelle getreten wäre. Vom ostgothischen Reiche in Italien möchte man meinen, es sei damals Italien gothisch gewesen, während doch nur Adel, Grossgrundbesitzer, Herrscherfamilie und Grosswürdenträger dieser Nation angehörten, die sich im alten Gothenlande, nördlich vom Kaukasus und am Schwarzen Meere bis in's XVI. Jahrhundert forterhielt. Nur die überschüssige, auswanderungslustige Menge zog nach Westen und diese Schaaren waren oft numerisch schwach genug, jedenfalls zu schwach zu solch ausgedehnter Verheerung. Sie wollten aber nicht einmal verheeren. Die Westgothen schonten Athen seiner Erinnerung willen, der Ostgothe Alarich, den Ruhmsucht oder Rache, nicht Zerstörungswuth unwiderstehlich vorwärts trieb, schmückte seine prachtvolle Beute und schützte sie in Aquileja vor den barbarischen Hunnen.[2]) Endlich lag damals die alte Cultur schon fast ausschliesslich in christlichen Händen, das Heidenthum verkroch sich in seine letzten Schlupfwinkel; die meisten Germanen waren aber ebenfalls Christen und achteten desshalb, wie Alarich, ihre christlichen Brüder; die Zerstörung traf die Heidentempel, schonte aber die christlichen Kirchen.[3]) An der Vernichtung der heidnischen Denkmäler arbeiteten jedoch, mehr als die fremden Barbaren, unter der Anleitung ihrer Priester die römischen Christen selbst, die ja in den Provinzen über den Fall Rom's, i. J. 430 n. Chr., frohlockten.[4]) Mag immerhin die Zeit von Theodosius I. Ableben bis zur festen Niederlassung der Longobarden düster gewesen sein, die Periode, während welcher der Zustand des menschlichen Geschlechts der furchtbarste, elendste der ganzen Weltgeschichte war,[5]) war sie kaum. Und dass sie nicht jegliche Spur

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 4—6.

2) Bryce. A. a. O. S. 18.

3) Siehe Ferdinand Gregorovius, *Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter.* Stuttgart 1869. 8° I. Bd. S. 145, 149—155.

4) Draper. A. a. O. S. 231.

5) Kolb. A. a. O. II. Bd. S. 4.

römischer Gesittung begrub, diese erst ein langwieriger Process aufzehrte, zeigen die Culturzustände der neuen, unter germanischer Herrschaft erstandenen Reiche.

Ostgothen, Langobarden, Sueven, Vandalen und Westgothen.

In Italien waren aus Pannonien ostgothische Schaaren schon 488 eingewandert, erst 493 nach Odovakar's [1]) Tode aber gelängten sie unter Theodorich zur Herrschaft, die dieser bald über die ganze Halbinsel ausbreitete. Auch er erkannte die Lehnspflicht gegen den oströmischen Hof an, auch er strebte nur darnach, Rom's alte Regierungsform zu erhalten, zu kräftigen, ihren verfallenden Institutionen frischen Lebensgeist einzuhauchen, — freilich ein vergebliches weil unmögliches Beginnen — und ohne das militärische Uebergewicht seiner Gothen zu gefährden, die alte Bevölkerung durch Milde zu versöhnen, sie nach und nach zu der Höhe ihrer Gebieter zu erheben, die sich durch Tapferkeit, Thatkraft und Treue, die Merkmale eines jugendlichen Volkes auszeichneten. Gleiche Gesetze ergingen für Römer und Gothen, Befehle an die Eroberer Gut und Blut ihrer Mitbürger zu schonen. Recht und Verwaltung blieben in den Händen der Eingeborenen; zwei auf ein Jahr gewählte Consuln, einer von Theodorich, der andere vom oströmischen Kaiser ernannt, stellten ein Bild der alten Staatsverfassung dar, und während Ackerbau und Künste in den Provinzen wieder auflebten, feierte Rom selbst die Besuche seines Gebieters, der die Bedürfnisse seiner Bewohner befriedigte, mit Sorgfalt die Denkmäler seines früheren Glanzes erhielt. [2]) Mit dem Frieden und dem Ueberflusse erwachte die Hoffnung und lebte das Studium der Wissenschaften wieder auf. Der letzte Strahl der classischen Literatur vergoldet die Regierung dieses „Barbaren.“ [3])

In socialer Hinsicht gelang indess die Verschmelzung der beiden Volksstämme nicht. Glaubensunterschiede mochten das Haupthinderniss bilden. Die Gothen waren Arianer, die Römer Katholiken, unter welchen schon der Bischof von Rom eine hervorragende, gebietende Stellung einnahm. Auch der Ursprung der päbstlichen Macht reicht noch in die Zeiten des Römerthums zurück, ist lange vor Ende des Westreiches schon deutlich erkennbar. Die Glaubensverschiedenheit zwischen Gothen und Römern führte zu inneren Zwistigkeiten, welche

---

[1]) Siehe über Diesen: Felix Dahn, *Theodorich der Grosse und Odovakar.* (*Beilage zur Allg. Zeitg.* 1872. No. 100.)

[2]) Siehe Gregorovius. A. a. O. I. Bd. S. 269—283.

[3]) Bryce. A. a. O. S. 20—21. — Vgl. auch über die Ostgothen Joh. Casp. Manso, *Geschichte des ostgothischen Reiches in Italien.* Breslau 1828. 8⁰.

den byzantinischen Machthaber veranlassten, seine schlummernden Rechte über Italien, dessen Bevölkerung den Feldherrn Belisar als Befreier begrüsste, geltend zu machen. In den Augen der Römer blieben die germanischen Gothen stets Fremdlinge, ein Gegensatz, den die Verschiedenheit des Glaubens und der Machtstellung im Staate noch steigerte. In den folgenden Kämpfen erloschen Stamm und Name der Ostgothen für immer, was nur bei ihrer ausserordentlichen Minorität erklärlich ist; wahrscheinlich blieben sie vorzugsweise auf das Heer beschränkt. Ihre sociale Fremdlingsstellung schliesst indess nicht aus, dass sie in ethnischer Hinsicht gewisse, selbst sprachliche Spuren in Italien hinterliessen. Nach dem Untergange des ostgothischen Reiches mit dem oströmischen Kaiserthume wieder in Wirklichkeit vereinigt, ward Italien in Grafschaften und Herzogthümer getheilt, und gehorchte dem Exarchen zu Ravenna, dem Vicekönig des byzantinischen Hofes, bis diesen die 527 in Pannonien [1]) und 568 in Norditalien auftretenden Langobarden, gleichfalls von germanischer Abkunft aber geringerer Cultur als die Gothen, aus einzelnen Theilen vertrieben und ihm in den übrigen nur ein geschwächtes Ansehen überliessen. [2])

Auch jenseits der Alpen bestanden die alten Rechte des Reiches theoretisch fort, wurden nie gesetzlich aufgehoben und stets von den durchgehends germanischen Eroberern, den Vandalen, Alanen, Sueven, Westgothen und Franken, anerkannt. Ihnen Allen, mit Ausnahme der Letztgenannten, begegnen wir auf der iberischen Halbinsel, wo sie verschiedene meist ephemere Reiche bildeten, ein Beweis, dass stets nur numerisch schwache Kriegerhorden, nicht ganze Völker diese Staatswesen schufen. Die Vandalen liessen sich mit den Sueven in Gallizien um 411 nieder und gründeten im alten Baetica ein zweites Reich, sind aber 419 schon auf Letzteres beschränkt, während die Sueven das grosse Reich der Alanen verschlungen hatten. Doch bald bemächtigen sich die in Gallien, besonders in Aquitanien eingewanderten Westgothen des Suevenreiches, von dem nur ein kleiner Theil in Gallizien sich erhält, und verdrängen 429 die Vandalen nach Afrika, wo diese sich, obgleich nur eine Handvoll Leute, 50,000 Mann, den ganzen nördlichen Küstensaum, Algerien und Tunesien, dann die Mittelmeereilande, Sicilien, Sardinien, Corsica und die Balearen unterwerfen. Unzweifelhaft waren die Vandalen einer der rohesten germanischen [3]) Stämme, allein was über ihre Verwüstungen den Berichten erbitterter Gegner gläubig

---

1) *Erläuternde Vorbemerkungen zu Spruner-Menke: Handatlas zur Geschichte des Mittelalters und der neueren Zeit.* 3. Aufl. Gotha. S. 13.

2) Bryce. A. a. O. S. 21. Vgl. auch Felix Dahn, *Geschichte der Ostgothen.* 1861.

3) Es ist kein Grund vorhanden die Vandalen für nichtgermanisches oder auch nur für ein gemischtes Volk zu halten, wie Kolb, *Culturgeschichte.* I. Bd. S. 396, der von Mischung mit sarmatischem Blute spricht und Schafarik, *Slavische Alterthümer.* I.

nachgeschrieben wird,[1]) ist grösstentheils Fabel. Sie behandelten die alten Einwohner des Landes, die Berber, mit Güte, rotteten sie keineswegs aus, trachteten jedoch, den unter den Römern eingerissenen sittlichen Zuständen zu steuern. Die öffentlichen Dirnen mussten heiraten und auf Ehebruch stand Todesstrafe. Was sie Grosses verrichteten geschah mit Hülfe der Berber, die von Hass gegen Rom beseelt mit ihnen eine Art Schutz- und Trutzbündniss eingingen.[2]) Rom, von Geiserich mit Hülfe dieser Berber 455 erstürmt, ward nicht zerstört, sondern sie begnügten sich mit systematischer Ausraubung;[3]) die Schätze der geplünderten und verödeten Stadt dienten theilweise zur Verschönerung der Königsburg in Carthago.[4]) Fast ein Jahrhundert lang blühte das Vandalenreich in Afrika, bis es durch innere Unruhen und Verweichlichung des kräftigen Volkes in dem üppigen Klima unterging und 553 von Belisar für Byzanz erobert ward.[5]) Obwohl seither aus der Geschichte verschwindend, will man ihre Spuren in einigen blauäugigen, blondhaarigen, berberischen Kabylenstämmen Nordafrika's erkennen.[6])

Die Westgothen, vor den Ostgothen in Italien, dann nach Gallien und Hispanien gezogen, sahen sich um die Mitte des V. Jahrhunderts als fast alleinige Herrn der Halbinsel und eines grossen Theils Galliens jenseits der Loire; nur einige baskische und cantabrische Völkerschaften in den Pyrenäen und den Gebirgen Asturiens blieben ununterworfen; erst nach drei Jahrhunderten später wich die westgothische Herrschaft dem ungestümen Andrange des Islâm. So mannigfach auch Hispaniens wechselnde Schicksale im V. und VI. Jahrhunderte, die hereingebrochenen Kriegerschaaren waren wieder numerisch zu gering, um eine gründliche Veränderung der Zustände zu bewirken. So blieb die römische Provincialeintheilung der späteren Kaiserzeit unter den germanischen Königen; auch die *conventus*

S. 418, der sie für ein Gemisch von Sueven, Slaven und Kelten ansieht. Mannert, *Germanien.* S. 352, Barth, *Teutschland's Urgeschichte.* II. Bd. S. 194, Fried. Müller, *Allg. Ethnographie.* S. 479 zählen die Vandalen einfach zu den germanischen Stämmen.

1) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 5 und besonders Schlosser, *Universalhistorische Uebersicht der Geschichte der alten Welt.* VIII. S. 424—429, IX. S. 93—100.

2) Felix Papencordt, *Geschichte der vandalischen Herrschaft in Afrika.* Berlin 1837. S. 88. 214.

3) Gregorovius. A. a. O. I. Bd. S. 204—209.

4) Wolfgang Menzel's *Geschichte der Deutschen.* Stuttgart und Tübingen 1837. 8° S. 96—97.

5) Kohlrausch, *Die deutsche Geschichte.* Leipzig 1844. 8° I. Bd. S. 104—105. — Ueber die Vandalen vgl.: Felix Dahn, A. a. O.

6) Diese Meinung wird nicht getheilt von D. Kaltbrunner in *Recherches sur l'origine des Kabyles* im Genfer „*Globe*" X. Bd. 1871. S. 41. Vgl. darüber auch die Arbeiten des Baron Henri Aucapitaine, des General Daumas, Hrn. Devaux u. s. w. Nach des General Faidherbe, *Instructions sur l'anthropologie de l'Algérie.* Paris 1874. 8° tritt eine blonde Race schon im zweiten Jahrtausend v. Chr. in Nordafrika auf.

juridici wurden von den Westgothen und in der ersten Zeit von den Sueven beibehalten. [1]) Das römische Recht erhielt sich in Spanien und Südgallien, verbesserte Ausgaben des Theodosianischen Codex [2]) wurden von Fürsten der Westgothen und Burgunder veröffentlicht und die ersteren gestatteten den Städten des Mittelmeeres Tribut nach Byzanz zu senden, [3]) welches nach dem Falle des Vandalenreiches auch auf Sicilien, Sardinien, Corsica, den Balearen und an einigen spanischen Küstenplätzen herrschte. Ja, das afrikanische Tanger (Tingis) mit seinem Gebiete blieb oströmisch bis 711. [4])

Die Franken in Gallien und Deutschland, und die Angeln in Britannien.

Ganz ähnlich verliefen die Dinge in Gallien, in spätester Kaiserzeit die vornehmlichste Wiege römischer Dichtkunst und Wissenschaft, denn kaum irgend wo war die Romanisirung tiefer in's Volk gedrungen. Nicht blos die materielle Cultur hatte sich ansehnlich gehoben, wie das Aufkommen der Glaserzeugung im IV. Jahrhundert bezeugt, [5]) sondern die Gallier, seit lange durch die Phokäerstadt mit griechischem Schriftthume in Berührung schufen im IV. Jahrhunderte, als in Rom selbst die lateinische Sprache und Literatur unterzugehen drohten, eine neue Schule, die in Ausonius und Rutilius ihre hervorstechendsten Vertreter besass; Augustodunum, das alte Bibracte, die Städte Vienne, Arles, Toulouse, Lyon, Bordeaux, Poitiers, Angoulème, Besançon, Trier waren Dank den weströmischen Kaisern mit Schulen und Gymnasien ausgestattet, wo in der Zeit angeblicher Barbarei Rechtskunde und die schönen Wissenschaften eifrige Pflege fanden. Die Kaiser, wie Constantin, Julian, auch Theodosius, Valentinian, liessen es an keiner Unterstützung fehlen und zeichneten Literatur und Schöngeister dermassen aus, dass die Professur das sicherste Mittel war zu grossem Vermögen zu gelangen. Vielleicht niemals stand die Wissenschaft in solchem Ansehen, und fand sie gleichzeitig so glänzende Entlohnung als eben zur Zeit, wo die germanischen Horden Europa überschwemmten und man die Herrschaft der römischen Machthaber wie ein Culturhinderniss darzustellen sich bemüht. [6])

---

1) *Erläuternde Vorbemerkungen.* S. 3.

2) Sammlung kaiserlicher Constitutionen von Constantin d. Gr. an.

3) Bryce. A. a. O. S. 21. 23.

4) *Erläuternde Vorbemerkungen.* S. 3.

5) *A curious graveyard.* (*Chambers Journal* 1872. No. 434. S. 251.)

6) Siehe über die damaligen Zustände die interessante Studie von Amédée Thierry, *La littérature profane en Gaule au IVe siècle* (*Revue des deux Mondes* vom 15. Juni 1873. S. 793—814.)

Dies der Zustand des blühenden Gallien als zu Anfang des V. Jahrhunderts die deutschen Stämme der Burgunder und Franken eindrangen. Erstere um 407 n. Chr. zwischen Aar und Rhône das alte burgundische Reich gründend, waren bei ihrer Ankunft nur beiläufig 80,000 Köpfe stark, erschienen keineswegs als gewaltsame Eroberer, sondern von der römischen Bevölkerung in der Franche-Conté, dem romanischen Helvetien und Savoyen gerufen, erhielten sie von diesen freiwillig die zwei Drittel des Landes, allerdings den gebirgigen Theil, während diese die fruchtbare Ebene für sich behielt,[1]) und brachten zuerst Cultur und Leben in die bisher unbewohnten Einöden.[2]) Wahrscheinlich verhielt es sich ähnlich mit den Franken.

Gewöhnlich gelten die Germanen des Tacitus und die Deutschen nach der Völkerwanderung für das nämliche Volk. Von den zwei grossen Gruppen der Sueven und Sachsen wurden die Letzteren von der Völkerwanderung am wenigsten berührt, ja, die Frisen blieben in ihrem frühesten Stammlande wohnen, die Sueven hingegen nahmen vorwiegend die alten Keltensitze in Süddeutschland ein, nicht ohne hier einige Blutmischung zu erleiden.[3]) Hier blieb auch wohl das Gros der Nation sitzen, um später als Schwaben wieder aufzutauchen, während der überschüssige, wanderlustige Bevölkerungstheil durch Gallien nach Hispanien schweifte. Was in früherer Zeit schon an Sueven nach Süddeutschland gekommen war, lebte hier unter römischer Botmässigkeit und nahm manches von der römischen Gesittung an. So stand denn der germanische Norden auf einer tieferen Stufe des gesellschaftlichen Culturzustandes als der Süden. Welchem der beiden grossen Zweige der Sachsen oder Sueven aber die nach der Völkerwanderung mächtig hervortretenden Franken — wahrscheinlich der gemeinsame, zwischen 237—244 zuerst erwähnte Namen mehrerer damals in Bund getretener freier Stämme am Niederrhein — zuzurechnen seien, darüber sind die Urtheile getheilt. Sicher ist nur, dass man sie mit keinem der alten germanischen Stämme zu identificiren vermag.[4])

---

1) Sehr schön nachgewiesen von Fried. Baron de Gingins-La-Sarraz im „*Archiv für Schweizergeschichte.*“ Bei Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 18 wird der ganze Vorgang als eine Art gewaltsamer Beraubung dargestellt!

2) Alfred Maury, *Histoire des grandes forêts de la Gaule.* S. 261.

3) Die Lehre von der gänzlichen Ausrottung früherer Völker ist jetzt als in den seltensten Fällen unerweislich von allen besonnenen Forschern verlassen. Sehr richtig sagt Thom. Huxley: *The entire extirpation of the aboriginal inhabitants of a country by invaders was an excessively rare thing. (Proceeding of the Roy. geographical Society of London.* 1866. S. 171.) Auch Bagehot. *Phys. and pol.* S. 67 spricht sich im ähnlichen Sinne aus: *Most historic nations conquered prehistoric nations and though they massacred many, they did not massacre all. They enslaved the subject men, and they married the subject women.*

4) Nach den neuesten Forschungen hat, wie die heute in Süddeutschland herrschende Brachycephalie ergibt, die vorgermanische Bevölkerung seit dem VII. oder

Um die Mitte des V. Jahrhunderts hatten sie den Nordwesten Deutschlands inne; im Norden sassen die Sachsen nebst ihren Stammesgenossen, den Warnern, dem Joche ihrer fränkischen Nachbarn mit Gewalt widerstrebend. Auf der cimbrischen Halbinsel lagen die noch nicht vereinigten dänischen Reiche. Im Süden der Sachsen wohnten die Thüringer mit den Warnern und einem Zweige der Angeln, das mächtige thüringische Königreich bildend. Noch südlicher sass der Stamm der eigentlichen Sueven oder Schwaben zwischen Iller und Lech, ihnen westlich die Alemannen, östlich streiften bereits bis an die Berge hin Juthungen und Markomannen, die mit höchster Wahrscheinlichkeit ein Jahrhundert später — also um 550 n. Chr. als das deutsche Volk der Bajoarier erscheinen sollten. [1])

Linguistisch waltet ein grosser Unterschied zwischen Gothen und Germanen, obwohl beide der germanischen Völkerfamilie angehörend. Aus dem unbekannten Urgermanischen entwickelten sich das Gothische, Skandinavische (oder Altnordische) und das Germanische oder Deutsche als vollkommen selbständige Individualitäten; alles spricht für einen gleichen Vorgang bei den Völkern, worunter die Gothen am höchsten, die Deutschen am tiefsten standen, als fast gleichzeitig (407 und 449 n. Chr.) fränkische Auswanderer nach Gallien, sächsische Eroberer nach Britannien zogen.

Die Wirkungen der fränkischen Einwanderung in Gallien waren sehr verschiedener Art; die gleichzeitigen Quellen gestatten nicht, von förmlicher Eroberung zu reden, sie erwähnen Verheerungen, Unruhen, Invasionen, Kämpfe zwischen gallischen Städten und germanischen Banden, häufiger noch Bekriegung der Germanen unter einander, nichts aber von dem, was auf Eroberung, auf Unterwerfung unter einen fremden Volksstamm schliessen liesse. [2]) Obwohl viele feste Plätze zerstört, Mauern eingerissen und nicht wieder aufgebaut

---

IX Jahrhundert n. Chr. wieder die Oberhand erlangt. Die Alemannen und Franken waren aber blonde Langköpfe (Dolichocephalen). So sind denn die Kurzschädel der Hügelgräber oder allgemeiner die der vorrömischen Zeit jene der nächsten Verwandten der Deutschen (J. Kollmann, *Altgermanische Gräber in der Umgebung des Starnberger-Sees.* München 1874. 8⁰ S. 314) und zeigt es sich immer deutlicher, dass, was A. de Quatrefages in seiner *Race Prussienne* von den Preussen behauptet, auch von den Süddeutschen gilt. Die heutigen Deutschen wären also das Ergebniss einer Mischung der germanischen Stämme mit einer weit bedeutenderen allophylen Bevölkerung, mit den alten Germanen also ebenso wenig identisch wie die Italiener mit den Römern. Nur darin irrte der eminente, viel gelästerte französische Anthropologe, dass er diese allophyle Bevölkerung im Norden mit den Menschen der Quarternärzeit und den Finnen zu identificiren versucht hat, wofür dermalen noch kein Beweis, wenn auch manche Wahrscheinlichkeit spricht. Siehe meine Aufsätze: *Der Streit über die Race Prussienne. (Ausland* 1873 No. 5 S. 88, No. 6 S. 105, No. 8 S. 152.)

1) Ueber den Ursprung der Baiern vgl. die Untersuchungen von C. Zeuss, Ruthardt, Wittmann.

2) Fustel de Coulanges, *Les origines du régime féodal. (Rev. d. deux Mondes* vom 15. Mai 1873 S. 437.)

wurden, die römischen Heerstrassen verfielen, der Handel in's Stocken gerieth, und Wiesen und Aecker vereinzelt in Wälder und Jagdbezirke umgewandelt wurden, ging doch nicht alle römische Cultur zu Grunde. Wohl übte die Berührung und allmälige Verschmelzung beider Völker die Rückwirkung auf die rohen Franken, dass sie zunächst die Laster der verfeinerten, romanisirten Kelten annahmen. Aehnliches beobachtet man überall, wo zwei sehr verschiedene Culturstadien mit einander in Contact gerathen. Unsere heutige Civilisation tödtet viele Naturvölker, die vor ihrem Gifthauche trotz aller humanitären Bestrebungen dahinschwinden. Zu solchen heftigen Reactionen, die sich meist in epidemischen Krankheiten äussern, bedarf es nicht einmal einer geschlechtlichen Vermischung, sondern sie pflegen selbst bei grossen Festen, Schaustellungen, die eine Ansammlung von Menschenmassen bedingen, in Kriegen u. dgl. einzutreffen. [1]) Es befremdet daher keinen Kenner dieses anthropologischen Phänomens, die Franken bald als ein weichliches, feiges, räuberisches und treuloses Volk bezeichnen zu hören, unter dem Mord durch Gift und Dolch, Völlerei und unnatürliche Laster herrschten. Dagegen waren römische Sprache und Schrift und Christenthum, das dort schon viele Anhänger zählte, [2]) wichtige Geschenke der Gallier. Die lateinische Sprache senkte manche Begriffe in den Geist der Franken, die ihnen sonst noch lange würden unbekannt geblieben sein. So geschah es, dass die nach Gallien gezogenen Franken, die Salier, in Bälde ihre Brüder diesseits des Rheins, die Ripuarier, an Cultur namhaft überragten. Unter diesen, mit den keltischen Galliern sich allmälig vermischenden salischen Franken, ward unter Chlodovech (Chlodwig, Clovis) das fränkische Reich gegründet, welches Mitte des VI. Jahrhunderts seine höchste Machtentfaltung erreichte, gleichwie unter ihnen das Christenthum am frühesten (496 n. Chr.) Eingang fand. Auch Chlodovech erkannte die Rechte des römischen Reiches an, als er wenige Jahre nur nach Augustulus und nachdem die Vertreter der alten Regierung, Syagrius und die armoricanischen Städte überwältigt waren, von Kaiser Anastasius zur Bestätigung seiner Herrschaft eine römische Würde erhielt: [3]) das Consulat, welches, in Rom bis auf Justinian stets die höchste Reichswürde, im IV. Jahrhunderte wenigstens den altrepublikanischen Glanz noch bewahrte. Selbst die Kaiser in ihrer Allmacht neigten sich vor den Nachfolgern des Brutus, und mehr denn Einen sah man zu Fuss dem consularischen Tragstuhle voranschreiten. [4]) Gleich einem Fabius oder Vale-

1) Fried. Müller, *Allgemeine Ethnographie.* S. 49. — Ueber die Ursachen, warum die germanischen Barbaren von der römischen Cultur nicht hinweggerafft wurden, siehe Bagehot, *Phys. et Pol.* S. 47—48.

2) Vgl. Huillard-Breholle, *Les origines du christianisme en Gaule.* (*Revue contemporaine* 1866. Vol. 88. S. 99—125.)

3) Bryce. A. a. O. S. 21.

4) Amédée Thierry. A. a. O. S. 807.

rius ritt nun der sicambrische Häuptling in dem gestickten Consulengewande durch die Strassen von Tours, von den Provincialen mit lautem Jubel als Augustus begrüsst. Längst gehorchten sie ihm, jetzt erst aber erhielt seine Macht in ihren Augen die gesetzliche Weihe. [1])

In jener Zeit gab es kein Gallien mehr und kein Germanien, es gab aber noch kein Frankreich und kein Deutschland. Das grosse fränkische Reich besass keinen homogenen Nationalcharakter, es besass gallische und germanische Unterthanen und bildete eine Periode der Gährung, aus der sich später zwei bestimmte Nationen: Franzosen und Deutsche abklärten. Chlodovech — von seiner eigenen Person abgesehen — war weder ein deutscher, noch ein französischer Herrscher, sondern lediglich ein fränkischer. Die fränkische Herrschaft, Gallien und Germanien bis zu den Sachsen und Slaven umfassend, drang indess eigentlich nie jenseits der Loire oder hat wenigstens dort nie Dauerhaftes geschaffen, sich vielmehr fast nur durch Raubzüge geäussert. Auch ward durch Niederlassung der numerisch schwachen Germanen der eingeborne freie Mittelstand begreiflicherweise nicht vertilgt. Nichts deutet an, dass die Gallo-Römer ihrer Grundstücke überhaupt beraubt worden wären; [2]) sie wurden nicht unterjocht, ja kaum in politischer Hinsicht untergeordnet. Im Rathe der Könige, im Heere, in den öffentlichen Aemtern, bei Gericht, selbst in den Nationalversammlungen waren beide Stämme unter einander gemischt. Die Chronisten zeigen uns beständig den Franken neben dem Gallier, niemals aber, dass der erstere höhere politische Rechte oder — Dank seiner fränkischen Abkunft — besondere Achtung genossen hätte. Die Gallo-Römer gehorchten einfach fränkischen Königen [3]) und diese änderten sehr wenig an der römischen Verfassung. Sie liessen nach wie vor den Galliern den Gebrauch der römischen Gesetze, den Städten ihre eigene Municipalitäten, ihre eigene Miliz, die alte Ordnung ihrer Stände, Rechte, Privilegien und Würden, nur dass bald ein Herzog, bald ein Graf mit Civil- und Militärgewalt in des Königs Namen zur Oberaufsicht in den Städten residirte. Nirgends aber wird ersichtlich, dass die Gallier dem fränkischen Volke als solchem unterthan gewesen; es gab Freie bei Galliern wie bei Franken; bei Beiden Sklaven. Die in den fränkischen Gesetzen ausgedrückte Ungleichheit des „Wehrgelds“ scheint in der Praxis nicht angewandt worden zu sein, wenigstens schweigen davon alle Chroniken. Unter der Aristokratie,

---

1) Bryce. A. a. O. S. 21—22.

2) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 18 spricht von dem barbarischen Verfahren der Westgothen, die, wie es scheint, mindestens $^2/_3$ alles Vorhandenen nahmen, und fügt hinzu: „ebenso auch die Franken, bei denen übrigens vermuthlich keine feste Norm der Theilung bestand.“

3) Fustel de Coulanges. A. a. O. S. 438.

dem Adel, werden öfter Gallier als Römer genannt,[1]) wenngleich die Wahrscheinlichkeit dafür spricht, dass den Adel die Franken, die Massen des Volkes aber die Gallier bildeten. In dem grossen fränkischen Reiche, das 534 n. Chr. das burgundische sich einverleibte,[2]) ging unvermeidlich während der ganzen Merovingerherrschaft ein gewaltiger Amalgamirungsprocess vor sich, der den Unterschied zwischen Franken und Galliern immer mehr verwischte, so dass die germanischen Franken zu Ende des VIII. Jahrhunderts in den Galliern aufgegangen und von diesen nicht mehr zu unterscheiden waren. Nur die Sprache sollen sie bis auf Carl d. Gr. bewahrt haben; später aber siegte, namentlich auch Dank dem Einflusse der lateinischen Geistlichkeit, das alte Römeridiom, woraus das Französische mit seinen verschiedenen Mundarten hervorging. Die gallischen Franken wurden also in relativ kurzer Frist romanisirt, eines der ethnischen Elemente des heutigen, in seiner Wesenheit noch stark keltischen Volkes Frankreichs bildend.

Weniger denn in Gallien hatte die römische Cultur in Britannien Wurzel gefasst; nach Schottland war sie gar nicht gedrungen. Die römischen Siedlungen beschränkten sich auf wenige Punkte des waldreichen Landes, das sie 412 n. Chr. wieder verliessen. Diese dürftige und oberflächliche Gesittung war bald wieder verwischt und nach Einwanderung der Angeln das überwundene Volk eben so barbarisch wie seine Eroberer,[3]) die allmälig an den West- und Südküsten Britanniens erschienen und zur Zeit Justinian's auf der Insel Wight, in West- Est- und Sussex, in Estanglia, Mercia und Northumberland sich niederliessen. Dem tiefer noch als die Franken stehenden Sachsenstamme angehörend, brachten die Angeln sicher kein neues Culturelement mit; doch ist es höchst unwahrscheinlich, dass sie die alten keltischen Bewohner vollständig ausgerottet;[4]) bei den über's Meer gekommenen Sachsenzügen, doch nur aus abenteuer-, raub- und eroberungssüchtiger Jugend bestehend, war das

1) Fustel de Coulange. A. a. O.

2) Näheres über dasselbe bei H. Derichsweiler, *Geschichte der Burgunder.* Münster 1863. Siehe auch: *The Francs and the Gauls. (National Review.* October 1860.)

3) Macaulay, *Geschichte Englands.* Leipzig und Pest 1856. 8⁰ I. Thl. S. 9. Prof. Huxley läugnet, trotz der zahlreichen lateinischen Wörter im Wälschen, dass jemals eine wirkliche Romanisirung in Britannien stattgefunden. Siehe: Huxley, *On the Ethnology of Britain. (Journ. of the Ethnolog. Soc.* London 1870. S. 382—384), dann Huxley, *Ueber die ethnographische Abkunft der Bevölkerung Grossbritanniens und Irlands. (Ausland* 1870. No. 6 S. 126—128); ferner: Huxley, *On some fixed points in british Ethnology. (Contemporary Review* 1871) und in seinem neuen Buche: *Critiques and Addresses.* London 1873. 8⁰ S. 167—180.) Grösseren Einfluss des Römerthums auf die Angelsachsen behauptet Thomas Wright, *The homes of other days. A history of domestic manners and sentiments in England from the earliest known period to modern times.* London 1871. 8⁰ S. 1—92. Siehe ferner: *Die Bevölkerung der britischen Inseln. (Ausland* 1873. No. 25 S. 498—499.)

4) Nach dem Urtheile eines so gewiegten Kenners wie Hr. Henri Gaidoz in Paris. Siehe: *Revue Celtique.* I. Vol. S. 173—175.

weibliche Geschlecht wohl wenig vertreten, und fand gewiss eine ausgiebige Mischung mit den keltischen Weibern statt; zudem pflegen in ähnlichen Fällen die Sieger die einheimische Bevölkerung nicht zu vertilgen, sondern zu unterjochen und zur Verrichtung schwerer Arbeit zu verwenden. Dass keltisches Blut in den Adern der heutigen Engländer rollt, bezeugt übrigens selbst ihre Sprache. [1]) Licht wird es aber in der Geschichte der britischen Inseln erst mit der Einführung des Christenthums.

Das Christenthum im Orient.

Im Zeitalter Justinian's war das Christenthum zu grosser Macht und hohem Ansehen gelangt und erstreckte sich ausnahmslos über alle künftigen Culturvölker. In seinen Ursprüngen neigte es stark zu communistischen Tendenzen und Lehren, die sich nur für kleine Mengen und kurze Zeiträume eignen. In dieser Form wäre es trotz aller inneren Vorzüge nimmer Weltreligion geworden. Selbst noch unter Constantin herrschte die bischöfliche Form vor, in die seit Ende des I. Jahrhunderts die Macht der ersten Versammlungen sich allmälig concentrirt hatte; ein sichtbares Oberhaupt der Kirche gab es noch nicht; alle Bischöfe standen einander in Rang und Ansehen völlig gleich. [2]) Darin darf man grossentheils die Ursache der vielfachen Spaltungen und Sekten der christlichen Urzeit erkennen. Einheitliche Leitung ist in allen Dingen, in Religions- wie im Staatswesen, nur dort möglich, wo ein Oberhaupt eventuell seinem Willen jede abweichende Meinung zu beugen vermag. *Tot capita, tot sensus;* genoss jeder Bischof gleiches Ansehen, so konnte jeder auch für seine abweichende Auffassung einzelner Lehrsätze die gleiche Berechtigung beanspruchen. Alle Spaltungen der Kirche gingen in der That von Bischöfen oder hervorragenden kirchlichen Personen aus; zwar sollten die Concilien, die Versammlung aller Bischöfe, dem Uebel Einhalt thun, natürlich vergeblich, da erfahrungsgemäss in solchen Versammlungen die Meinungen nur desto heftiger auf einanderplatzen. Ein Blick auf das Zustandekommen von sogenannten „Beschlüssen" im modernen Vereinsleben und deren Werth oder besser Werthlosigkeit ist in dieser Hinsicht sehr belehrend. Die Geschichte dieser theologischen Streitigkeiten verdient in einer allgemeinen Cultur-

---

1) Die allgemeine Ansicht, dass die heutigen Engländer die Nachkommen der Angelsachsen seien, ist durch die neueren Arbeiten von Thom. Nicholas und L. O. Pike stark erschüttert. (Siehe: Thom. Nicholas, *The pedigree of the English people; an argument, historical and scientific, on English Ethnology, showing the Progress of race amalgamation in Britain from the earliest times, with especial reference to the incorporation of the celtic aborigenes.* London. Dann L. O. Pike, *The English and their origin; a prologue to authentic English history.* London 1866. 8°

2) Draper. A. a. O. S. 201—208.

geschichte keine weitere Beachtung und ist nicht wichtiger als andere Zänkereien über Meinungsverschiedenheiten; genug, dass bis Mitte des V. Jahrhunderts die Bischöfe von Rom, Constantinopel und Alexandrien mit einander in Hader lagen, eigentlich um die Obergewalt rangen. Aus diesen Kämpfen ging, noch unter den weströmischen Kaisern, der römische Bischof durchweg als Gewinner hervor, und man beachte, dass er es verdiente, denn sein Verfahren war stets würdevoll, oft edel.[1]) Hatte er so die hochangesehene Stellung eines *primus inter pares* gewonnen, so fiel die weitere Entwicklung zur päpstlichen Macht nicht schwer. Aus dem Primus inter pares wird allemal gern ein Alleinherrscher, wie die Geschichte der hellenischen Freistaaten sattsam beweist. Warum nicht hier, zumal der römische Bischof gar bald von der kaiserlichen Regierungsmacht eine Unterstützung empfing, die auch fortdauerte, als das byzantinische Kaiserthum allein die alte Reichsidee verkörperte.

„Wenn man aufmerksam betrachtet, wie viele alte Institutionen fortdauerten, und wenn man die Anschauungen jener Zeit, wie sie uns dürftig in ihren wenigen Urkunden erhalten sind, eingehend studiert, scheint es kaum zu viel gesagt, dass im VIII. Jahrhundert das römische Reich im Westen noch fortbestand: es lebte im Gedächtniss der Menschen als eine zwar geschwächte, übertragene, unterbrochene, aber doch nicht zerstörte Macht fort.“ [2]) Weit mehr war dies natürlich noch im Osten der Fall, ja so sehr, dass selbst die heutigen Griechen sich noch Romäer, ihre Sprache die romäische nennen. Hier thronte der Kaiser fort, an dessen Anwesenheit man sich schon seit den Zeiten des getheilten Reiches gewöhnt hatte; hier fand sich an römischen Culturelementen ein, was etwa der Germanenherrschaft im Westen entfloh; hier endlich floss, wie seit Jahrtausenden, zusammen, was die Berührungen mit dem Orient liebte. Wenn das allgemeine Urtheil über das byzantinische Kaiserreich dahin lautet, dass es die durchweg gemeinste und verächtlichste Form war, welche die Civilisation jemals angenommen hat, [3]) so ist dies theils aus der geographischen Lage, welche die Verquickung abendländischer Ideen mit orientalischen Anschauungen mehr wie irgend anderwärts befördert, theils aus den ethnischen Wandlungen des ursprünglichen hellenischen Elementes erklärlich. Immerhin strahlte im VI. Jahrhundert Byzanz als Brennpunkt aller Civilisation und wahrlich keiner geringen. Das Zeitalter der Barbarei machte sich hier nicht fühlbar; denn nunmehr kam die erste umfassende Gesetzessammlung, d. h. die Verschmelzung der gesammten Masse des vorhandenen Rechtsstoffes im *Corpus juris* zu einem Ganzen, zu Stande;

---

1) A. a. O. S. 225.

2) Bryce. A. a. O. S. 23.

3) Lecky. A. a. O. II. Bd. S. 10.

nunmehr schmückte sich Byzanz mit dem Neubau der Sophienkirche, wurden die Manufacturinteressen durch die von Mönchen aus Asien gebrachte Seidenfabrication unterstützt und die Raupenzucht über ganz Griechenland eifrig verbreitet. Andererseits musste in Byzanz das Christenthum vom Hauche des Orient, seiner Wiege, getroffen werden. Dieser Einfluss des Morgenlandes, zur allmäligen Verheidnischung der christlichen Lehre führend, ist in der einen oder der anderen Weise stets wirksam gewesen. Im alten Griechenland trafen zuerst asiatischer und europäischer Geist zusammen; unsere gesammte Kunst, so weit sie hellenischen Ursprungs, beruht auf asiatischer Grundlage; all unsere ethischen und metaphysischen Systeme sind nur neue Adaptirungen altorientalischer Philosophie; der ganze hierarchische Bau der Gesellschaft, so weit derselbe auf der Idee der Uebereinanderschichtung verschiedener Classen, nicht auf blosser Machtüberlegenheit beruht, ist nur die Entwicklung, sei es unter dem Namen des Feodalismus, des Clanwesens oder der Aristokratie, eines Begriffes, der in die ältesten patriarchalischen Zeiten hinaufreicht. Nicht anders ist es mit unserer Religion. Die Bibel ward von Anfang bis zu Ende von Asiaten geschrieben, die ersten allgemeinen Concilien waren asiatisch, und sowohl der Glaube als die leitenden Ideen der Kirchenorganisation stammen aus dem Orient. [1])

Das Christenthum besass wie keine Lehre zuvor die innere Eignung zu einer Weltreligion, daher die Frage, ob es als solche angelegt gewesen, ziemlich überflüssig. Diese ausserordentliche Fähigkeit brachte mit sich, dass, nachdem — Dank dem wachsenden Ansehen des Bischofs in Rom — die theologischen Streitigkeiten endlich beigelegt und das Christenthum in seiner Form als Katholicismus festgestellt ward, die vom Orient erhaltenen Einflüsse d. h. die Verheidnischung über die ganze Christenheit, also auch über den Westen, verbreitet wurden. Die alten Götter wurden allmälig mit Dämonen identificirt und ihr Dienst als Magie gebrandmarkt. Daran knüpfte sich logisch die Verfolgung der alten Philosophie und ihrer Hüter, endlich die Unterdrückung und Ausrottung der alten Gelehrsamkeit, welche mit jener lügenhaften Philosophie in unlöslicher Verbindung zu stehen schien, gleichwohl aber die Grundlage der antiken Cultur bildete. Ganz unmerklich hatten nämlich zwei Ansichten die Allgemeinheit der Menschen, und zwar von unten nach oben ergriffen; sie waren ihr von keinerlei Gewalthabern auferlegt, und hatten sich doch fester eingenistet als es je auf Befehl eines Despoten geschehen wäre; sie waren zum völligen Gemeingute geworden und es gab nur eine verschwindende Minderheit, die ihnen nicht huldigte. Diese zwei Ansichten waren erstens, dass die heiligen Schriften Alles ent-

---

1) Aubrey de Vere, *Picturesque sketches of Greece and Turkey.* London 1850. 8° II. Bd. S. 178–179.

hielten, was dem Menschen zu wissen nöthig und nützlich sei, — dies erklärt die Unterdrückung der alten Wissenschaft — zweitens, und dies ist wieder nur consequent, dass es recht sei, die Menschen zu zwingen, das zu glauben, was die Mehrheit der Gesellschaft jetzt als Wahrheit angenommen habe, und dass, wenn sie sich weigerten, es recht sei, sie zu strafen; — dies erklärt die Verfolgung der alten Philosophen. Dazu kamen bei Zerstörung der vornehmlichsten Wissenssitze die Betrügereien an's Licht, womit die Priesterschaft des Alterthums, wie jene späterer Zeiten, die gläubige Menge bethörte; man darf demnach mit Recht sagen, dass die griechische Philosophie eine Lüge gewesen und gleich anderen Lügen aus der Welt verjagt worden sei, als man sie entdeckt habe. Die neue Lüge, die sich an Stelle der alten setzte, galt darum nur desto sicherer für Wahrheit. So führte denn der Einfluss des Orients in durchaus richtiger Verkettung zur Vernichtung der Gedankenfreiheit, welche unter den römischen Cäsaren unumschränkte Achtung genossen. [1])

Diese unmittelbare Wirkung der christlichen Intoleranz ist von sehr verschiedener Bedeutung für die christlichen Völker und deren Culturentwicklung gewesen; aus ihr werden die schärfsten Waffen gegen die culturhistorische Höhe des Christenthums geschmiedet. Indess ist diese Unduldsamkeit keine vereinzelte Erscheinung; seit den urältesten Zeiten wohnt fanatische Intoleranz dem Judenthum inne, und noch intoleranter als das Christenthum trat der Islâm auf, mit Feuer und Schwert die angebliche Wahrheit seiner Lehre verkündend. Wenn nun nur bei solchen Religionen, die der Schooss des Semitenthums gezeitigt, eine so hervorspringende Unduldsamkeit wahrzunehmen ist, so wird man diese wohl für einen spezifisch semitischen Charakterzug, für ein Product des semitischen Geistes halten dürfen. Dies wird sicherlich nicht durch die Bemerkung widerlegt, dass „die Ursache davon in der Beschaffenheit der semitischen Religion, aber nicht in dem Charakter der Träger derselben“ liege; [2]) „eine Religion, welche jede andere negirt und für Lüge erklärt, könne nicht so tolerant sein, wie eine Religion, welche einen mehr nationalen Charakter habe;“ vielmehr darf man dies als Zugeständniss betrachten, denn die Beschaffenheit einer Religion geht stets aus dem Charakter des Volkes hervor, das sie gebar. Bei Uebertragung auf fremde Stämme werden die Religionen, gleich anderen Institutionen, je nach Geist und Racenanlage modificirt, wobei dann die eine oder die andere Eigenschaft zu besonderem Ausdrucke gelangt.

---

1) Siehe hierüber das Capitel: „Europäisches Zeitalter des Glaubens im Osten“ bei Draper. A. a. O. S. 232—246.

2) Chwolson, *Semitische Völker.* S. 26.

Das Christenthum bei den germanischen Völkern.

Dem entsprechend musste das Christenthum auf die germanischen Stämme eine total verschiedene Wirkung äussern, als auf Römer und Griechen oder gar Asiaten und Afrikaner, und nur absoluter Mangel an culturgeschichtlichem Verständniss kann von einer allgemeinen Wirkung des Christenthums sprechen.[1] Auf die alten Culturvölker hat es sicherlich keinen wohlthätigen Einfluss geübt, und wenn auch nicht die alte Cultur zerstört, doch gewiss ihren Untergang beschleunigt. Indess die Völker des Alterthums hatten sich ausgelebt; sie mussten sterben, denn Völker sterben wie Individuen; sie wären auch gestorben ohne Christenthum, ohne Erscheinen der nördlichen Barbaren; günstigsten Falls wären sie kurz darauf dem wuchtigen Anpralle des Islâm erlegen. Andererseits ward viel von der alten Cultur in die mittelalterlichen Epochen hinübergetragen, wozu der Umstand mithalf, dass Sieger wie Besiegte der Mehrzahl nach das gemeinsame Band des Christenthums umschlang. Es thut nichts zur Sache, dass dieses sehr frühzeitig entartet, entstellt und entweiht worden. Die Ursachen dieser unausweichlichen Entartung sind schon bekannt. Religionen sind Erzeugnisse der menschlichen Phantasie, keine höheren, etwa übernatürlichen Eingebungen, theilen daher das Loos aller irdischen Institutionen, deren keine lang die ursprüngliche Reinheit zu bewahren vermag. Von dem Christenthume fordern, es sollte diesem allgemeinen Gesetze sich entziehen, ist sinnlos oder heisst ihm eine übernatürliche Stellung zuerkennen, womit man sich lossagt von den wissenschaftlichen Erkenntnissen. Die Entartung des Christenthums blieb vorzugsweise auf die absterbenden antiken Völker als Bewohner wärmerer Himmelsstriche beschränkt. Dass Letztere jeder Entartung überhaupt günstiger sind, möchte eine Rundschau der heutigen Subtropenbewohner genügend illustriren. Unparteiische räumen indess ein, dass trotzdem das Christenthum selbst noch unter den Alten Anschauungen gezeitigt, die nach modernen Begriffen höhere genannt zu werden pflegen, wie z. B. in Bezug auf Geburtsabtreibung, Kindermord, Aussetzen der Kinder, Selbstmord; es trug endlich bei zur Unterdrückung der Gladiatorenspiele, erweckte Widerwillen gegen die Todesstrafe und einen ausgedehnten Sinn für Wohlthätigkeit, dem classischen Alterthume durchaus fremd.[2] Ueberhaupt ist die „Humanität" eine fast ausschliessliche Errungenschaft der christlichen Epochen. Unläugbar entwickelte es die servilen Tugenden, Demuth und Gehorsam, die im Alterthume wenig Achtung genossen und vor den gerne über-

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 2.

2) Siehe hierüber im IV. Capitel bei Lecky. A. a. O. II. Bd. S. 14—47.

schätzten bürgerlichen Tugenden weit zurückstanden. Ging aber die Entwicklung der servilen Tugenden naturgemäss nur auf Kosten der bürgerlichen vor sich, so führte sie andererseits zu einer Milderung des Looses der Sklaven. Kirchendisciplin und gottesdienstliche Gebräuche brachten Herrn und Sklaven einander näher und beförderten die Sklavenbefreiung. Das Mittelalter zeigt an Stelle der Sklaverei die Leibeigenschaft, jedenfalls ein namhafter Fortschritt in den Augen Jener, die an Vervollkommnung und Veredlung der Menschheit glauben.

Prüft man, worauf es hauptsächlich ankommt, die Wirkungen des Christenthums bei den nördlichen Barbaren, so ist sein wohlthätiger „veredelnder" Einfluss unverkennbar. Die alten Völker eilten ohnehin ihrem nothwendigen Untergange entgegen und wie ihre letzten Tage sich noch gestalten möchten, blieb für die fernere Culturentwicklung von untergeordnetem Belang. Die Barbaren aber wären beim Vordringen nach den Culturländern des Südens wahrscheinlich moralisch zu Grunde gegangen und physisch erschlafft, hätte ihnen das Christenthum nicht einen moralischen Halt gegeben. [1]) Wohl konnte es nicht fehlen, dass unter den Händen der Germanen das Christenthum eine ihrem Geiste und ihrer Culturstufe entsprechende rohere Form annahm und in der That äusserte es sich später nur wenig als Religion der Liebe. Ein gut Theil der inhumanen Ausschreitungen der Kirche darf man diesen barbarischen Einflüssen zuschreiben: immerhin blieb selbst dann ihre Wirkung stark genug, um einige der obigen Ideen sogar den rohen Nordländern einzuimpfen. Selbst die sogenannten finstersten Jahrhunderte zeigen viele Züge grossen und echten Seelenadels. Wenn sie in bürgerlichen und patriotischen Tugenden, in Liebe zur Freiheit, in Zahl und in Glanz ihrer grossen Männer, in Würde und in Schönheit ihres Charaktertypus tief unter den heidnischen Civilisationen standen, so übertrafen sie deren edelste Zeiten weit in thätigem Wohlwollen, im Gefühle der Ehrfurcht und der Unterthanentreue, während sie in der Humanität, welche vor der Auferlegung des Schmerzes zurückschreckt, der römischen und in Bezug auf Keuschheit der griechischen Civilisation überlegen waren. [2]) Sowohl an der Schatten- wie der Lichtseite dieser Charakteristik hat das Christenthum zweifellos wesentlichen Antheil, und eben so lächerlich als verkehrt ist es zu sagen, es lasse sich „keine furchtbarere Anklage gegen das Christenthum, wie es damals allgemein aufgefasst wurde denken, als die, alle Nationen und Völker eines vollen Jahrtausends dermassen in geistigen Banden und Fesseln gehalten zu haben, dass die ganze Menschheit nach dieser langen Periode zu dem gleichen Grade von

---

1) Chwolson. A. a. O. S. 2.
2) Lecky. A. a. O. II. Bd. S. 11.

Bildung noch nicht wieder gelangt war, den die Barbaren — der Mehrzahl nach bereits Christen — mit dem Römerthum vernichtet hatten.“ [1]) Denn die Barbaren hätten die alte Civilisation gerade so vernichtet, wären sie keine Christen gewesen, wie das Beispiel der Hunnen beweist; was aber von ihnen geschont ward, ist grossentheils auf Rechnung eben ihres Christenthums zu setzen. Dann vergisst diese Anklage, dass die germanische Welt in der Cultur von vorne anfangen [2]) musste, dass es kein Mittel gibt die Cultur auf neue Völker zu übertragen, ihnen gleichzeitig aber den langen mühevollen Weg der Arbeit zu ersparen. Sind auch die heutigen Culturvölker die Erben geschichtlich begrabener Nationen, die ihnen als Lehrmeister in der Kindheit dienten, die gegenwärtige Gesittung musste doch durch eigene Arbeit erworben werden, wie jedes Wissen nur durch Studium erlangt wird. Die Zeit des Lernens, dieser härtesten Arbeit des Kindes, nicht des Wissens war das Mittelalter für die germanischen und neuromanischen Völker, und es ist durchaus unzutreffend, wenn nicht tendentiös, die Blüthezeit der Hellenen damit in Parallele zu stellen. [3]) Diese müsste als höchste Culturentfaltung der Alten mit der modernen verglichen werden und dieser Vergleich fällt kaum zu Gunsten der classischen Hellenen aus. Der hellenischen Blüthezeit ging aber eine unberechenbare Periode voran; wie lange die Griechen zu ihrer höchsten Culturentfaltung bedurft haben, wissen wir nicht. Und nur diese dunkle Periode darf man dem Mittelalter zur Seite stellen; von ihr aber ist sicher keine höhere Meinung gestattet.

Wer über den Entwicklungsgang der Cultur im ersten Jahrtausend klare Anschauung gewinnen, wer für das Mittelalter den verstehenden Standpunkt einnehmen will, darf nicht einerseits an totale Zerstörung der alten Civilisation glauben, andererseits ausser Acht lassen, dass er vollkommen neuen, jugendlichen, also noch barbarischen Völkern begegnet. Diese Barbarei gereicht den Völkern so wenig zum Vorwurf, als dem Kinde seine Jugend. Sind auch nicht alle barbarischen Völker der Gegenwart jugendliche, so sind doch umgekehrt jugendliche Völker allemal barbarische (im Gegensatz zu den cultivirten). Wie ein Kind Vieles von den Sitten seiner erwachsenen Umgebung annimmt und doch seine Eigenart bewahrt, wie es gläubig nachspricht, was man ihm vorsagt und doch plötzlich mit noch Ungesagtem überrascht, wie mit unverständigen Händen mitunter es zerstört, was seiner Väter Stolz und Mühen gewesen, ja was zu eigener Zukunft Nutz und Frommen, und dennoch später wieder selber Grosses schafft, so tritt das Mittelalter uns ent-

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 3.
2) Lange, *Geschichte des Materialismus.* I. Bd. S. 152.
3) Kolb, A. a. O.

gegen. Die Geschichte jedweder Entwicklung in der organischen Welt, also auch der menschlichen Cultur, besteht darin ein Stadium zu erreichen, um es wieder zu überwinden, um es wieder zu verlassen. Alle Momente nun, welche ein bestimmtes Stadium herbeiführen, wirken an dessen Forterhaltung mit, d. h. sind Hindernisse für dessen Ueberwindung. [1]) So darf es nicht befremden, dass das Christenthum, welches den nordischen Stämmen aus tiefer Barbarei die Stufe der mittelalterlichen Gesittung wesentlich erklimmen half, sich später als Hemmniss weiterer Entwicklung erwies und erst wieder überwunden werden musste. Desshalb ist es doch nicht statthaft die Bedeutung des Christenthums für diese Jugendperiode unserer Vorfahren zu unterschätzen oder etwa gar dasselbe zu verurtheilen. Was vom Christenthum im XV. und XVI. Jahrhundert gesagt werden kann, findet nimmer auf jenes des V. bis X. Anwendung. Durch dieses, welches jene Völker physisch und moralisch erhalten hat, ist die moderne Cultur möglich geworden. [2])

Mönchthum und Klosterwesen.

Noch erübrigt es einer Institution zu gedenken, die mit dem frühesten Christenthume im innigen Zusammenhange stand, des Mönchs- und Klosterwesens. Keiner meiner freundlichen Leser wird darüber im Zweifel sein, dass die Heimat dieser seltsamen Institution im Süden gesucht werden müsse. Die Schwärmerei, der das Mönchs-, Eremiten- oder Anachoretenthum seinen Ursprung verdankt, ist bei den erregten Phantasien des Südens zu Hause. Längst steht fest, dass die Thäler des sinaitischen Alpenlandes, vor allem die herrliche Oase Feirân, den Christen des II. und III. Jahrhunderts eine willkommene Zufluchtsstätte boten. Die ganze Gegend füllte sich mit Flüchtlingen aus den angrenzenden Ländern, namentlich Aegypten, in solcher Menge, dass ein Bischofssitz in Feirân entstand. Eifriges Studium der heiligen Geschichte, tiefe Speculation über das Wesen Gottes und Christi, und Bussübungen ernstester Art zeichneten die Sinaichristen aus. Von hier ging das Mönchsleben und Einsiedlerwesen aus. Am Djebel Serbâl lebte Paulus der Eremite, der 253 die erste Congregation der Mönche gründete, hier der Freund des grossen Bischofs Athanasius, Antonius von Koma, hier versammelte

1) Da ich erklärt habe, wie dem Römerthume von Anfang an ein ethnologischer Process zu Grunde liege, der sowohl dessen Bildung als dessen Untergang bedingt habe, so möchte hier ein Widerspruch vorliegen. Dieser Widerspruch ist indess blos ein scheinbarer. Denn eine Nationalität ist kein Culturstadium; der ethnologische Process erklärt aber zunächst den Untergang des römischen Volksthums, womit allerdings in diesem Falle der Culturgang eng verknüpft war.

2) Chwolson. A. a. O. S. 2.

der Bischof von Pharân die edelsten Männer und Glaubenshelden, die begeistertsten Redner, welche Tausende von Christen an sich zogen, die im Drange gottgefällige Askese zu üben oder aus Ueberdruss an der Welt Freuden in die Höhlen und Klüfte des Sinai flüchteten.

Man irrt gewiss nicht, wenn man die Erscheinung des Einsiedlerwesens mit der natürlichen Eigenthümlichkeit des Berges in einen gewissen Zusammenhang bringt. Der Serbâlgranit zeigt nämlich ein höchst ausgeprägtes, kugelförmiges Gefüge, welches einer strahlenförmigen Anordnung der Feldspathkrystalle entspricht, in Folge deren auch die Verwitterung der Granitmasse in Kugelform vor sich geht. Die weitere Folge davon ist die auch einem Geognosten wirklich überraschende Erscheinung eine Granitwand voll Höhlen und Grotten zu sehen. Der Laie hält dieselben für Menschenwerk, um so mehr als in die natürlichen Grotten Sitzbänke, Nischen, Rauchabzüge und Treppen eingehauen sind und in der Umgebung der Grotte Geschirrscherben und Wasserleitungsröhren die Hand des Menschen bekunden. Die natürlichen Wohnstätten am Serbâl, in einem ewig milden Klima, in der Nähe von Oasen, die ohne Mühe dem Ansiedler Nahrung boten, waren einladend genug, ein einsiedlerisches Leben zu führen und unbekümmert um die Sorgen dieser Welt einem beschaulichen Geistesleben sich hinzugeben. [1])

Eine dem Mönchsthume überaus ähnliche Erscheinung besassen in den Vanaprastha's die sinnenden Hindu, an deren Weisheit die Völker Europa's zehren. Der Zweck ihrer Entfernung von dem geräuschvollen Treiben der Welt war Reinigung der Seele und Erreichung des höchsten Grades von Vollkommenheit, dessen die menschliche Natur fähig ist. Für die mit solcher Lebensweise verbundenen Consequenzen gibt die Physiologie die nöthigen Erklärungen; kein Wunder, wenn ähnliche Folgen bald beim christlichen Mönchs- und Einsiedlerleben auftraten. Nun beachte man, dass es für den Menschen zweierlei Arten von Wahrheiten gibt, eine objective und eine subjective. [2]) Die seltsamen Behauptungen göttlicher Inspiration u. dgl. seitens mancher Mönche oder Einsiedler beruhten auf Visionen und Hallucinationen, welche von keinem Arzte oder Naturforscher geläugnet werden, für die unter ihrem Einflusse Stehenden also jedenfalls subjective Wahrheit waren. Die Sinnestäuschungen beruhen auf einer falschen Verwerthung des sinnlichen Eindrucks, der offenbar da ist, nur nicht von Aussen angeregt. Die Illusion

---

1) Oscar Fraas, *Der Sinai.* (*Ausland* 1873. No. 48. S. 950.)

2) Virchow's *Rede über die Naturwissenschaften in ihrer Bedeutung für die sittliche Erziehung der Menschheit.* (*Ausland* 1873. No. 42. S. 835.) Fast identisch spricht sich Prof. Dr. Oscar Schmidt aus in seiner „*Descendenzlehre und Darwinismus.*" Leipzig 1873. 8⁰ S. 13.

wird um so grösser, je mehr Menschen daran theilnehmen,[1]) und die feste, weil auf subjectiver Wahrheit fussende Ueberzeugung der Begnadeten verfehlte nicht auf die Menge die tiefste Wirkung auszuüben. Was das früheste Mönchsthum am meisten in modernen Augen zu discreditiren geeignet ist, war eine vollkommen natürliche, physiologische Erscheinung. Genau dasselbe war das Orakelwesen der alten Hellenen, denen so wie den Römern nachgerühmt wird, dass sie keine dem Mönchswesen ähnliche Einrichtung hatten, wofür wohl die Gründe unschwer zu finden sind.

Unter den Gluthen einer heissen Sonne, in einem erschlaffenden Klima, wo der Boden der Obsorge für die Befriedigung leiblicher Bedürfnisse enthebt, d. h. das Nichtsthun begünstigt, entartete das Mönchthum eben so naturgemäss wie das Christenthum. Die Reinheit der ursprünglichen Institution ward getrübt durch den Hinzutritt von Elementen aus den niederen Volksklassen, denen eine sorgenfreie d. h. mühelose Existenz Hauptsache war; damit riss auch Zügellosigkeit in den Sitten ein, denn, der Masse des Volkes entnommen, hatten Mönche und Nonnen keine anderen Sitten als jene der grossen Menge.

Wie die christliche Religion nahm auch das Mönchswesen mit dem Uebergange in kühlere Himmelsstriche und unter nüchternere Völker andere Formen an. Unbestreitbar verlieh es dem Gehorsam und der Demuth neuen Werth; Gehorsam aber ist vor Allem zur Bildung eines Staates und Volkes nöthig, und man lebte in einer Epoche des Völkerwerdens. Die Nationen des Alterthums waren abgestorben, die germanischen und neuromanischen wurden. So lange die Germanen freie Horden freier Männer waren, bildeten sie weder Volk noch Staat; Freiheit war gleichbedeutend mit Rohheit, Uncultur. Auch der den Urwald durschschweifende Indianer ist frei. Um zum Staats- und Volksthume zu gelangen, musste diese Freiheit vernichtet werden und zu dieser Culturleistung trug das Klosterwesen Vieles bei, indem es leidenden Gehorsam und Demuth als das sittliche Ideal der Zeit hinstellte und dieses im Mönche verkörperte. Ist der Gehorsam ein eminent volksbildender Factor, so verdanken wir dem eifrigen Einschärfen der Demuth die Milderung mancher ursprünglichen Rohheit.

An und für sich war das Mönchs- und Klosterwesen ein Gewinn, wenn auch seine Leistung nur darin gipfelte, einen Zustand zu schaffen, aus dem die spätere Entwicklung mit allen Kräften herauszukommen trachten musste, der aber zweifelsohne ein nothwendiges Durchgangsstadium war. Wohin wir blicken, wir sehen diesen Satz allenthalben bestätigt. Jene Völker Amerika's, die durch höhere Gesittung und staatliche Organismen über die freien In-

1) A. a. O.

dianer hervorragten, schmachteten unter dem Joche grausamster Despotie, d. h. sie hatten das Stadium des Gehorsams erklommen. Unter dem milderen theokratischen Regimente in Perú war die Unterwürfigkeit des Volkes nicht geringer als im blutigen Tenochtitlan. Später gelang das Experiment ein indianisches Staatswesen zu schaffen blos den Jesuiten in Paraguay, indem sie das Volk zum Gehorsam erzogen. Azteken, Peruaner und Paraguiten stehen aber unzweifelhaft höher als die ungezähmten Apachen, Comanchen oder selbst die freien Germanen des Alterthums. Die Civilisation ist in der That nichts anderes als die Zähmung des Menschengeschlechtes. Wie jede Zähmung entwickelt sie gewisse Eigenschaften um gleichzeitig andere zu unterdrücken, und Alles, was diesem Zwecke frommt, verdient die Anerkennung des Culturhistorikers.

Die rohen Stämme der Germanen mussten demnach gezähmt, zum Gehorsam, zur Unterwürfigkeit gebracht werden, damit aus ihnen staatliche Gemeinwesen, zu höherem Culturaufschwunge befähigt, erwachsen konnten. Niemand hat aber die zähmende Macht des Christenthums in Europa mehr verbreitet als die Klöster, deren sittlicher Entartung hier schon das rauhere Klima zum Theile Schranken zog. So untersagte es z. B. das süsse Nichtsthun, welches die Mönche im Süden, bei den Buddhisten in China und Hinterindien und bei den Azteken — denn selbst diesen fehlt das Klosterwesen nicht [1]) — zu einer Heerde von Faullenzern machte; vielmehr konnte sich das Mönchsthum in Europa der Arbeit nicht entziehen. Zwei Hauptverdienste pflegen die Klöster für sich zu beanspruchen: Urbarmachung des Bodens und Erhaltung der classischen Schriften des Alterthums.[2]) In beiden Punkten überschätzen die Verehrer des Klosterwesens dessen Verdienste während seine systematischen Verkleinerer den umgekehrten Fehler begehen. Vergebens wird das alte Germanien als cultivirter Boden dargestellt.[3]) Die kaum sesshaften Germanen beachteten den Ackerbau, eine wilde und ganz extensive Feldgraswirthschaft,[4]) wenig, überliessen dessen Betrieb den Sklaven, zumal auch Klima, Nässe, ausgedehnte Sümpfe, — Folgen der ausgedehnten Waldungen — denselben nur schwach begünstigten. An die grossen Forste Galliens schlossen sich die ausgedehnten Coniferen-Wälder Germaniens, wie die *silva Marciana*, *Bacensis*, *Caesia*, *Hercynia* u. a. unmittelbar an. Für die deutsche Landwirthschaft

1) Es gab Mönchs- und Nonnenklöster, dem Quetzalcohuatl geweiht. Der Orden nannte sich *Tlamacaxcayotl*. Bei den Totonaken bestand ein Mönchsorden, welcher dem Centeotl und der Tonacayohua gewidmet war. (J. W. v. Müller, *Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico*. Leipzig 1865, 8° S. 115—116.)

2) Kolb, *Culturgeschichte*. II. S. 61.

3) A. a. O.

4) Vgl. Wilh. Roscher, *Nationalökonomik des Ackerbaues und der verwandten Urproduction*. Stuttgart 1873. 8° S. 75.

brach eine günstigere Zeit im Süden und Südwesten erst mit dem Christenthume heran, als viele Klöster und andere geistliche Stiftungen in noch unbebauten Gegenden sich ansiedelten; durch sie wurden viele Oedungen urbar gemacht und bebaut, durch sie kamen viele noch unbekannte Culturpflanzungen in das Land.[1] Man wendet nun ein, die Bekehrungen, worauf das Mönchsthum es abgesehen hatte, bedingten an sich das Aufsuchen der volkreichsten, gewerbsamsten und blühendsten Landschaften; Wildnisse wären dazu nicht geeignet gewesen; auch hätten die meisten Klöster schon bei ihrer Begründung verstanden, in den Besitz einer Masse bereits angebauter Ländereien zu gelangen.[2] Doch gibt es auch für das Gegentheil genugsam beglaubigte Zeugnisse. So wurden der Jura und die Wildnisse des Schweizer Oberlandes durch Mönche urbar gemacht; eine Menge Klöster in der Schweiz, z. B. Roggenburg bei Weissenhorn und das berühmte Einsiedeln haben keinen anderen Ursprung.[3] Auch noch später unter Karl d. Gr. leisteten die Klöster solche Dienste. Der weitere Vorwurf, dass, wo ein Kloster bestand, sei ringsum alles freie Privateigenthum verschwunden,[4] ist für die spätere Zeit richtig; culturgeschichtlich falsch bleibt aber, ohne diese Zeitangabe, der Schluss, die Wirkung der Klöster sei eine höchst schädliche, oft geradezu verderbliche gewesen. Anfänglich waren die Klöster ein Culturgewinn, von entschiedenem Nutzen für die Bodenbebauung; allmälig schlichen sich Missbräuche ein, die den gestifteten Nutzen wieder aufhoben und endlich in sein Gegentheil verwandelten. Diese Missbräuche mit den allgemeinen socialen Verhältnissen zusammenhängend, lassen die Aufhebung der Klöster als einen eben solchen Culturgewinn erscheinen wie es einstens ihre Gründung gewesen.

Die Verdienste der Klöster um Erhaltung der classischen Schriften sind gewiss nicht hoch anzuschlagen, denn die meisten Schätze des Alterthums sind durch die Byzantiner und Araber erhalten worden. Man übersieht nur, dass die Conservirung dieser Schriften gar nicht Aufgabe der Klöster und Mönche sein konnte; weder darf der Culturforscher dies gerade von ihnen fordern, noch sie für die etwaige Zerstörung der heidnischen Schriften verantwortlich machen. Diese mussten vielmehr ein Gräuel in christlichen Augen sein und das Bestreben, sie durch fromme Betrachtungen im Style damaliger Mönchsweisheit, des Inbegriffs der höchsten Bildung jener Epoche, zu ersetzen, war eben so am Platz, wie heute die Verdrängung der

---

1) Löbe, *Geschichte der deutschen Landwirthschaft.* S. 2.

2) Kolb, A. a. O. S. 62.

3) Vgl. Alfr. Maury, *Hist. des grandes forêts de la Gaule.* S. 261—265, wobei er sich hauptsächlich auf Johannes von Müller, *Geschichte schweizerischer Eidgenossenschaft.* 1826. stützt.

4) Kolb. A. a. O.

„Tractätlein“ etwa durch naturwissenschaftliche Abhandlungen. Die Unwissenheit der Mönche war gewiss tief genug; doch rohe Zeiten werden nur durch rohe Völker bedingt und das Mönchsthum wie die Priesterschaft ging aus dem Volksthume hervor. Die Ignoranz des weltlichen und klösterlichen Clerus, die Barbarei der Kirche, die grausamen Verbrechen der Fürsten, sie zeugen von der tiefen Rohheit, worin die Gesammtheit noch befangen war, und der einzige statthafte Schluss ist der, dass es in den übrigen Volksschichten noch viel trüber aussah. Nichts ist verkehrter, als aus diesem allgemeinen Zustande die schwerste Anklage gegen das Mönchsthum zu erheben. [1]) Unwissenheit, Rohheit und Unsittlichheit waren gross im Clerus und in den Klöstern, grösser noch aber ausserhalb derselben und man hat kein Beispiel, dass der Clerus eines Landes je einem aparten oder anderen als einem allgemeinen Volkslaster gehuldigt hätte. [2]) Seltsam ist es einen Karl d. Gr. über die Unwissenheit der Mönche klagen zu hören und dieserhalb in neueren Schriften anführen zu sehen, [3]) während bekanntlich dieser Fürst erst in vorgerücktem Alter zu lernen begann, es aber nimmer zu etwas bringen konnte. Haben die Klöster nur wenige hervorragende Namen hervorgebracht, so sind unter den Laien jener Epoche deren noch weniger bekannt. Man kann die Unwissenheit der Geistlichkeit beklagen und doch erkennen, dass sie immer noch gebildeter war als die Massen und unteren Schichten des Volkes. Zweifelsohne lehrt die vergleichende Völkerkunde den stetigen Zusammenhang zwischen der Bildung der Massen und ihrer Priesterschaft; das Niveau Beider steigt und sinkt gleichzeitig, immer aber steht es bei Letzterer um etwas höher. So war es auch Anfangs des Mittelalters; die ersten Schulen waren die Cathedralschulen der Bischöfe im VI. Jahrhundert, im VII. öffneten die Aebte dem Schulunterricht die Pforten ihrer Klöster. Was hier erlernt wurde, war wenig, doch aber mehr als die grosse Menge wusste und die Gesammtsumme des Wissens zu jener Zeit bei den germanischen Völkern unbedingt grösser als zuvor, ehe Geistlichkeit und Mönchsthum diese belehrende Thätigkeit eröffnet. Die Rückwirkung der Ignoranz des Clerus auf die allgemeine Volksbildung ist unverkennbar, aber was nicht genug betont werden kann, ist, dass alle socialen Erscheinungen, Religion, Priesterwesen, Regierungsform und viele andere Dinge, aus dem Volke heraus, nicht der Zustand des Volkes aus diesen zu erklären sind. So wie überall die ethnischen

1) Kolb. A. a. O. S. 60.

2) Sehr schön weist dies nach Thomas Wright, *Homes of other days.* Die Angelsachsen waren grosse Trinker, auch der Clerus (S. 41); die Jagd war die Hauptlust des Volkes, ihr lag auch der Clerus ob (S. 81); am wenigsten konnte aber die aus dem Volke hervorgegangene christliche Priesterschaft sich mit dem Cölibat befreunden und die Beschuldigung der Unsittlichkeit beschränkte sich darauf, dass die angelsächsischen Geistlichen fortfuhren, wie in der Heidenzeit, Weib und Kind zu behalten (S. 69).

3) Kolb. A. a. O. S. 65.

Verschiedenheiten ursprünglich, angeboren und bleibend sind, keineswegs Ergebniss der politischen und religiösen Formen oder des Bodens und Klima's,[1]) so beruhen die socialen Erscheinungen auf den ethnischen Bedingungen. Der grosse Irrthum besteht darin, lediglich als Factor anzusehen, was selbst schon Product ist.

Alle Beschuldigungen wider das Mönchsthum sind also unbedenklich zuzugeben, ohne desshalb seine culturgeschichtliche Bedeutung zu verkennen. Einmal freilich musste der Moment kommen, dem keine menschliche Einrichtung entgeht, wo nämlich ihr Untergang eben so nützlich und nothwendig wird, als es ihr Entstehen war. Dieser zweite Moment darf nicht blind machen für den ersten und es ist kaum wissenschaftlich von der Gesammtwirkung lang andauernder Institutionen zu sprechen, deren Wirkungen selbstverständlich von Jahrhundert zu Jahrhundert wechselnde sein mussten. Lassen wir es uns an der Erkenntniss genügen, dass für die Anfänge der Gesittung das Klosterwesen ein Culturgewinn [2]) war.

Ursprung des Feodalismus.

Das zweitwichtigste Phänomen, berufen das sociale Leben im Mittelalter zu beherrschen, war der Feodalismus oder das Lehnswesen. Die sociale Ordnung jedes Jahrhunderts, jedes Volkes wächst unmittelbar aus den jeweiligen Interessen hervor; diese sind es, die Regierungen schaffen und stürzen. Aus ihnen entsprang auch der Feodalismus. Lange hielt man denselben für ausschliesslich germanischen Ursprunges, dann aber für eine Folge der Eroberung.[3]) Beides ist wohl Irrthum.[4]) Nachweisbar hat in Gallien, wo im

---

1) Dies ist auch die Meinung Maximilian Perty's. Vgl. dessen *Grundzüge der Ethnographie.* S. 294.

2) Unnöthig auf die Frage einzugehen, welches das eigene Loos der Klosterbevölkerung gewesen. Wir wissen, dass jeder Culturgewinn sich nur auf Kosten des einen Theiles der Menschheit vollzieht. Das Klosterleben ist keine in unserem Sinne glückliche Existenz, allein jedes Urtheil hierüber ist nothwendigerweise subjectiv, also culturhistorisch werthlos; ferner steht fest, dass trotz des häufigen Zwanges äusserer Verhältnisse im Allgemeinen der Eintritt in's Kloster freiwillig geschah, Jeder demnach seines eigenen Glückes Schmied war; wer zählt endlich selbst in unserer aufgeklärten Gegenwart die Opfer eines verfehlten Berufes?

3) Letztere Ansicht bei Kolb. A. a. O S. 32.

4) Ich folge in diesem Abschnitte weder Mably noch Montesquieu *(Esprit des lois)*, sondern den neuesten Studien des Hrn. Fustel de Coulanges, *Les origines du régime féodal. (Revue des deux Mondes* vom 15. Mai 1873. S. 436—369.) Die nachstehende Darstellung weicht daher in manchen Punkten erheblich von jener ab, die sich z. B. bei Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 32—34 findet. Theilweise zu ähnlichen Resultaten wie Fustel scheint P. A. F. Girard in seinen *Etudes sur les origines féodales.* Bruxelles 1873 gelangt zu sein. Ich kenne das Werk nicht, entnehme dies aber der Anzeige eines Hrn. F. Friedmann im *„Magazin f. d. Lit. d. Ausl."* 1873. No. 48. S. 718—719, der sich übrigens mit den Resultaten der Girard'schen Arbeit sehr wenig befreunden zu können erklärt und der Fustel'schen Abhandlung gar nicht erwähnt.

Frankenreiche zuerst das Lehnswesen sich ausbildete, eine eigentliche Eroberung gar nicht stattgefunden. Das Einströmen der Germanen in Gallien dauerte vom III. bis zum VIII. Jahrhundert und das Bestreben der Ankömmlinge war, weit entfernt dem Ackerbau feindlich zu sein, hauptsächlich darauf gerichtet freie Grundbesitzer zu werden; nach den sogenannten Beneficien ging ihr Trachten nicht. Freies Grundeigenthum erwarben sie theils durch Kauf, theils indem sie verlassene Güter in Besitz nahmen; am einfachsten aber wandten sie sich an ihre Häuptlinge, in deren Hände die ungeheuren Domänen des kaiserlichen Fiscus gefallen waren. Die Häuptlinge vertheilten diese Güter an ihre Soldaten und Diener. Diese Gütervertheilungen hat man mit dem altdeutschen Gefolgewesen in Zusammenhang bringen und aus dieser einzigen Wurzel fast alle grössten Erscheinungen des germanischen Vormittelalters ableiten wollen: das Königthum wie den Adel, die neue Staatenbildung auf römischem Boden, ja die ganze Völkerwanderung und das gesammte Lehnswesen, all dies hat man aus einem kleinen Capitel des Tacitus [1]) heraus entstehen lassen. Nach den Gesetzen der westgothischen und burgundischen Könige vertheilten diese die Güter zu völlig freiem, vererblichem Eigenthum, und Diplome so wie einige Testamente des VII. Jahrhunderts bezeugen ein Gleiches für die Frankenherrscher. Die Gesetze jener Zeit zeigen das Gemälde eines Volkes nicht von Kriegern, sondern von Grundbesitzern; alle Documente beweisen klar und unwiderleglich, dass vom IV. bis zum VII. Jahrhundert das freie Privateigenthum zu voller Kraft bestand und von Galliern und Franken in gleichem Masse ausgeübt wurde. Nicht, dass etwa das Beneficium der Römer in Praxis nicht bestand, allein es fand bei den Franken keine Beachtung, keinen gesetzlichen Schutz, gerade wie sie dies in den bestehenden, von den Römern überkommenen Gesetzen vorgefunden hatten. Für das freie Grundeigenthum behielt man die römischen Bezeichnungen *proprietas, hereditas, dominatio* (das alte Wort *dominium)* bei, führte aber auch germanische Namen ein, darunter keiner bekannter ist als das Allod, im Sinne mit den drei vorher-

---

1) Tacit. *Germania.* cap. 13. *Il y avait bien des choses dans cette petite noisette,* sagt das Kind zu der Fee, die ihm ein ganzes Königreich aus einer Haselnuss hervorzaubert. So urtheilt ein Aufsatz über Quitzmann's *„Rechtsverfassung der Baiwaren"* in der *„Beilage zur Allg. Ztg."* vom 12. Oktober 1866. No. 285, wahrscheinlich der Feder meines verblichenen Freundes Dr. Adolf Bacmeister entstammend. Eine genaue Untersuchung aller Spuren von Gefolgschaften bei sämmtlichen Südgermanen in allen einschlagenden Quellen vom I. Jahrhundert v. Chr. bis in's VIII. Jahrh. n. Chr. — der äussersten Erlöschungsperiode des Instituts — ergab, dass die Gefolgschaft regelmässig 2—300 Mann, gar niemals aber mehr als 1000 Mann höchstens betragen hat. A. a. O. — Mein Freund Alexis Giraud-Teulon fils *(La Royauté et la bourgeoisie. Notes au crayon sur l'histoire de France.* Paris (1871) 8⁰ S. 10—11), macht leider den Versuch, das Lehnswesen als durchaus germanisch und nur der Eroberung entsprungen zu erklären. Der nämlichen Auffassung huldigt auch Prof. Dr. Friedr. Jul. Kühns, *Ueber den Ursprung und das Wesen des Feudalismus.* Berlin 1869. 8⁰.

genannten vollkommen identisch. Dunkel ist aber der Ursprung des Wortes, sicher nur, dass es den Franken nicht eigenthümlich, sondern in Anjou und der Touraine schon seit lange in Gebrauch war.[1]) In der Merowingerzeit bildete das Allod die Regel, es war an keine Classe der Gesellschaft, an keine Race gebunden; ja es befand sich selbst in den Händen von Frauen;[2]) es gehörte nicht ausschliesslich dem Krieger, niemals wird damit die Idee einer Eroberung verknüpft, sein einziger Ursprung ist die Vererbung; sein Besitz gewährt kein Privileg, keinen Adelstitel. Das Allod ist ein einfaches, freies Grundstück, das Jedermann besitzen kann; es zahlt seine Steuer an den Staat, ohne dem Besitzer irgend eine andere Verpflichtung aufzuerlegen, und ist sowohl vererblich als überhaupt nach Gutdünken veräusserlich. Mit einem Worte das Allod der Merowingerzeit trug alle und keine anderen Merkmale, als der römische Grundbesitz an sich.

Gleichwie der freie Grundbesitz unverändert blieb, unbeschadet der germanischen Einwanderung, so auch das Benefiz. Vor der Einwanderung in der römischen Gesellschaft befand sich der grösste Theil des Bodens in *drei* Händen *zu gleicher Zeit*: ein Reicher war der eigentliche Besitzer; unter ihm besass ein anderer *freier* Mann das Grundstück als Benefiz, und unter diesem noch gab es den *Colonen*, welcher den Boden bebaute. Der erste war zugleich Besitzer und Herr, der zweite ein Benefiziant, ein Client; der dritte ein an der Scholle haftender Unterthan. *Nach* den germanischen Einwanderungen treffen wir die nämlichen Verhältnisse, fast nichts hat sich verändert; der freie Grundbesitz besteht als Allod fort, das Colonat bleibt was es war und das Benefiz behält zwei Jahrhunderte lang seinen alten römischen Charakter. Kein Wort verräth, dass der als Benefiz gewährte Boden die Frucht einer Eroberung sei; man bedient sich genau der nämlichen Formeln wie die Römer, beruft sich sogar auf die römischen Gesetze. In den auf die Allode bezüglichen Documenten begegnen sich mitunter germanisches und römisches Recht, in Benefizien betreffenden Acten niemals; hier waltet nur das römische Recht. Das Benefiz der Merowingerzeit war demnach genau so beschaffen wie jenes der Römer: es gewährte blos die Nutzniessung eines Grundstückes auf bestimmte Frist, nie für immer. Hatte man aber schon zur Römerzeit begonnen, eine Entschädigung für die Gewähr des Benefiz zu verlangen, so trat dies nun deutlicher hervor, indem man einen Miethpreis forderte. Dagegen *fehlt die Bedingung der Heeresfolge durchaus in allen Documenten des VI. und VII. Jahrhunderts*. Das Benefiz hatte keinen militärischen Charakter, wurde

---

1) Fustel de Coulanges. A. a. O. S. 450.

2) A. a. O.

nicht blos den Kriegern zu Theil; man bedachte damit Cleriker, Bauern und selbst Sklaven.

Die Benefizien der fränkischen Könige unterschieden sich nicht von jenen ihrer Unterthanen. Chlodovech und seine Söhne nahmen Besitz von den kaiserlichen Domänen als von einem ihnen persönlich zukommenden Privateigenthum; sie hatten keine Vorstellung von einem Staatsgute, und thaten damit genau wie die Kirchen und die einzelnen Individuen thaten; sie gewährten nämlich freies Grundeigenthum und Benefizien nach Gutdünken. Die Ueberlassung von Alloden findet sich sehr häufig in den Diplomen der Merowinger; gleichzeitig und daneben gewährten sie Benefizien, und zwar vorzugsweise an königliche Würdenträger; während das Allod vergangene Dienste belohnen sollte, war das Benefiz die Entschädigung für noch geleistete Dienste. [1]) Und so blieben die Benefizien unverändert bis unter Karl d. Gr.

Auf diese von der Römerzeit überkommenen Benefizien, nicht auf die Allode gründete sich der Feodalismus, das Lehenswesen. Gleichwie damals die Mehrzahl der kleinen Grundbesitzer, durch die Noth der Verhältnisse gedrängt, ihren Boden den Reichen überliess, um ihn als Beneficium wieder zu erhalten, so dauerte diese Anziehungskraft des Grossgrundbesitzes unter den Merowingern fort. Die *Obligatio terrae* vermehrte sich zusehends; sie bestand in drei Acten; durch den ersten sagte sich der kleine Grundbesitzer von seinem Besitzthume los; durch den zweiten bat er um die Verleihung dieses nämlichen Besitzthums als Benefiz; durch den dritten sagte er die Zahlung eines Zinses dafür zu. Durch diese Operationen verwandelte sich ein Allod in Benefiz; das Eigenthumsrecht des Bodens ging vom Armen auf den Reichen über, der alte Besitzer war nur mehr Benefiziant. Leicht begreift sich, dass ein solcher Stand der Dinge von den Reichen und Mächtigen nach Kräften gefördert wurde; haben auch die merowingischen Könige mehr Allode als Benefizien gewährt, so konnten sie doch ihre Unterthanen an dem Umwandlungsprocess nicht hindern; man glaubt oft, dass die alten Kaiserdomänen zu solchen Benefizien wurden, in Wirklichkeit ging die Umwandlung weit mehr auf Kosten des Kleingrundbesitzes vor sich.

Die Feodalgesetze stammen wohl nicht aus der Merowingerzeit, ihr Ursprung liegt aber in dem alten Benefizienwesen. Sie kleideten in Gesetzesformeln, was längst als Brauch bestanden, und die spätere Form des Lehenswesens ist nur ein natürliches, weiteres Entwicklungsstadium dieses Zustandes. Würde man die Gesetze der Franken und Burgunder allein zu Rathe ziehen, man könnte meinen, das

---

1) Nach Kühns, *Feudalismus*, S. 13 wäre das Benefizialwesen eine Modification des königlichen Gefolgwesens und hauptsächlich durch die endliche Erschöpfung des reichen Schatzes des königlichen Krongutes entstanden. Dabei ist natürlich das ältere Vorhandensein der Benefizien nicht in Anschlag gebracht.

Benefiz habe gar nicht existirt; es stand eben ausserhalb des Gesetzes; in dasselbe es einzuführen, war als naturgemässe Folge einer späteren Epoche vorbehalten. Jeder Boden war eigentlich Allod und jeder Boden konnte auch Benefiz sein, da es dem Besitzer stets unbenommen blieb, das Nutzniessungsrecht an einen Dritten abzutreten.

Wie man sieht, war weder Allod noch Benefiz spezifisch germanisch; eben so wenig könnte man sie ausschliesslich römisch nennen. Diese beiden Formen des Besitzrechtes kann man bei den verschiedensten Völkern, unter allen Himmelsstrichen, zu allen Zeiten wiederfinden, sie sind allgemein menschlich. Indem der Ursprung des Lehenswesens weit über die ersten Zeiten des Mittelalters hinaufreicht, zeigt es sich, dass es keine neue Erscheinung, keine Erfindung der neuen Machthaber, keine unnatürliche Monstruosität war. In seinen Grundzügen blieb es von allem Anfange bis auf die spätesten Zeiten unverändert, trotz einiger späteren, nicht unwichtigen Modificationen.[1])

Die Leibeigenschaft.

Zu den Culturverdiensten des Christenthums wird mit Recht [2]) die Aufhebung der Sklaverei gezählt. Auf ihr beruhte die gesammte Culturhöhe des Alterthums, insbesondere der Hellenen.[3]) Dabei behandelten diese hochgebildeten Nationen ihre Sklaven überaus hart, betrachteten sie wie eine Sache, wie ein Thier, dem sie nicht einmal nach dem Tode die Gleichheit zugestanden, sondern im jenseitigen Leben einen besonderen Aufenthalt anwiesen. Indem nun das Christenthum die Menschen vor Gott gleich stellte, griff es die Sklaverei an der Wurzel an. Die Lehre von der allgemeine Brüderlichkeit äusserte sich zuerst in milderer Handhabung der Sklavengesetze, endlich aber in den Massregeln Justinian's, welche das Wesen der Sklaverei so zu sagen beseitigten. Die bisherigen Beschränkungen der Sklavenbefreiung fielen, der emancipirte Sklave erhielt die vollen Rechte des Bürgers, durfte mit Zustimmung seines Herrn eine Freie heiraten und die in Sklaverei geborenen Kinder wurden rechtmässige Erben ihres emancipirten Vaters. In einer durchaus auf Sklaventhum gegründeten Gesellschaft aber mit offener Fehde, absoluter Negation beginnen, hätte das Christenthum von vorne herein unmöglich gemacht, die Zukunft verschlossen. Seine hohe Kraft,

---

1) Vgl. über diese Wilh. Roscher, *Nationalökonomik des Ackerbaues.* S. 285—289

2) „Es ist dies eine Täuschung" sagt Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 38.

3) Siehe darüber: Wallon, *Histoire de l'esclavage dans l'antiquité.* Paris 1847. und Bower, *The history of ancient slavery. (Mem. of the anthropol. Soc.* London. Vol. II S. 380—401.)

seinen hohen Werth verlieh dem Christenthume, dass es die gegebenen Verhältnisse, wie sie waren, zu nehmen verstand, um sie erst später und ganz sachte umzuwandeln. Daher erkannte die Kirche die Sklaverei laut und formell an, arbeitete aber ohne Unterlass thatsächlich an ihrer Vernichtung. Sie be achte eifrig die Keuschheit der Sklavinnen, für deren Schutz das bürgerliche Gesetz nur wenig Sorge traf; sie hielt ihren Stand und ihre Würden dem Sklaven offen und oft sah ein emancipirter Sklave als Geistlicher die Grössten und Reichsten demüthig zu seinen Füssen knieen und um seine Sündenvergebung oder seinen Segen bitten. Indem ferner das Christenthum der dienenden Classe eine sittliche Würde verlieh, brach es die Verachtung nieder, womit im gebildeten Alterthume der Herr seine Sklaven ansah; zugleich aber dauerte seine Thätigkeit, die Freiheit der Sklaven zu bewirken, ununterbrochen fort.[1]) War schon wenige Jahre nach Constantin die Freilassung von Sklaven auf die blosse Beurkundung eines Bischofes gestattet, so trug ein Umstand, welcher später in Missbrauch ausartete, in der ersten Zeit ausserordentlich zur socialen Verbesserung der unteren Classen bei — die Ohrenbeichte und der Einfluss des Priesters am Sterbebette. Massenhafte Freilassungen von Sklaven und grosse Schenkungen für Klöster und Stifte wurden auf diesem Wege erlangt.[2]) Viele befreiten ihre Sklaven aus frommem Antriebe und zahlreiche Urkunden und Grabschriften erwähnen, dass der Erblasser oder Verstorbene „zu seinem Seelenheile“ den Sklaven die Freiheit geschenkt habe.[3]) Tendenziös oder einseitig ist es, diese Thätigkeit der Kirche zu verschweigen, um zu erinnern, dass sie nirgends ein Gebot erlassen habe, wonach die Herren jene Unglücklichen freigeben mussten,[4]) ein Gebot, welches für jene Zeit als einfache Unmöglichkeit zu erkennen der gesunde Menschenverstand genügt. Oder denkt man sich etwa, die Kirche im Vormittelalter hätte mit Einem Federzuge die Sklaverei verbieten und dann ihre plötzliche Aufhebung bewirken sollen? In Wirklichkeit war die stille Thätigkeit der Kirche vollkommen genügend, um zu behaupten, sie habe zur Aufhebung der Sklaverei, wie sie im classischen Alterthume bestand, wesentlich mitgewirkt.

Hinsichtlich des Sklavenwesens waren die Germanen von den Römern nicht verschieden. Je nach dem Masse des Grundbesitzes, der Rechte und Freiheit unterschieden sie sich in Freie oder Unfreie mit den drei Abstufungen: der Lite, Lassen und Knechte. Die Knechte oder Sklaven *(Servi)* standen im Brod und Haus des Herrn

1) Lecky. A. a. O. II. Bd. S. 57—54.
2) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 33.
3) Lecky. A. a. O.
4) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 38. Das ist wohl nach dem Grundsatze: *quod non est in actis, non est in mundo.*

selbst, wurden zwar selten gegeisselt oder mit Fesseln und Zwangsarbeit belegt, aber es blieb unbestraft, wenn der Herr sie in der Heftigkeit des Zornes tödtete; denn man betrachtete sie als Feinde. Sie gingen auch hauptsächlich aus den Kriegsgefangenen hervor. Doch wurden auch eigene Leute verkauft und in manchen Gegenden Deutschlands ward der Sklavenhandel in grossem Umfange betrieben. Auch die Germanen behandelten also ihre Sklaven wie Sachen, gleich dem Vieh verkäuflich, und verschlossen ihnen den Zutritt zur Walhalla. Erst das Christenthum brach bei ihnen die Sklaverei, so dass nur die Leibeigenschaft oder das noch mildere Colonat übrig blieb.

Die Leibeigenschaft ist weder mit der Sklaverei zu verwechseln, noch als eine Fortsetzung derselben oder gar als eine neue Institution aufzufassen. Sie ist uralt, viel älter als das Mittelalter, und bestand bei Römern und Germanen neben der Sklaverei. Schon vor Tacitus gab es bei den Germanen Hörige *(liti)*, an die Scholle Gebundene, d. h. die eine Bauernstelle, ein Grundstück mit einer Wohnung besassen, die sie gegen Dienst und Abgaben an Getreide, Vieh und Kleiderstoff zum eigenen Nutzen bewirthschafteten.[1]) Andererseits war das Clientenwesen der Römer ursprünglich nichts anderes, als Hörigkeit, wie schon das von *cluere* abgeleitete Wort besagt; milderte auch die Zeit das Verhältniss der Clienten, so prägten doch andere Umstände die Leibeigenschaft wieder schärfer aus. In den letzten Tagen des Westreiches waren die Pächter, Colonen und Benefizienbesitzer thatsächlich in das Verhältniss der Leibeigenschaft oder Hörigkeit getreten, wenn auch kein Gesetzesparagraph dasselbe normirte. Die Wahrheit ist also diese: die christliche Kirche untergrub von den zwei alten Institutionen nur Eine, die Sklaverei, die Leibeigenschaft aber liess sie bestehen.

Schon dies war hoher Culturgewinn. Dauerte die Sklaverei auch noch lange hindurch fort, — denn eingelebte Sitten und Einrichtungen lassen sich nicht gleich einem Baume fällen — so wurden doch ihre Formen milder und — worauf es hauptsächlich ankommt — sie hörte auf, die wirthschaftliche Basis der menschlichen Gesellschaft zu bilden. Gegen Ende des VIII. Jahrhunderts war der Verkauf der Sklaven ausserhalb ihrer heimatlichen Provinzen in den meisten Ländern verboten, wucherte aber im Stillen, von den Juden betrieben, noch lange fort, zumal sich das Verbot nur auf Christen erstreckte. Auf die Ausdehnung dieser mittelalterlichen Sklaverei werde ich noch später zurückkommen.

Wird nun vorgebracht, die Kirche habe es begünstigt, wenn sich Myriaden (?) zu ihren Gunsten in den Stand der Knechtschaft

---

1) Prof. Dr. Georg Weber, *Germanien in den ersten Jahrhunderten seines geschichtlichen Lebens.* Berlin o. J. 8⁰ S. 140—141.

begaben,[1]) so handelt es sich dabei nicht mehr um die Sklaverei, sondern um die Leibeigenschaft. Es ist eine den Philanthropen betrübende, aber immerhin eine Thatsache, dass der Organismus der menschlichen Gesellschaft zu allen Zeiten und bei allen Völkern auf die Bedrückung irgend eines Theiles ihrer Mitglieder hinausläuft. Keine physische, keine geistige Macht hat bis nun dieses Verhältniss wesentlich verrückt. Die Gegenwart spricht in den höchstgesitteten Culturstaaten von „weissen Sklaven", deren Loos bei genauer Analyse noch beklagenswerther sich darstellt, als jenes der Sklaven im Alterthume oder der mittelalterlichen Leibeigenen, obwohl keine gesetzlichen Schranken ihnen mehr eine untergeordnete Stellung aufzwingen. Was die Lage jener Menschen verschuldet, sind die Interessen der Gesellschaft, und keine wesentliche Veränderung ihrer Lage kann vor sich gehen, ohne Beeinträchtigung des Wohlstandes Anderer. Für den Traum einer gleichmässigen Vertheilung der Lasten sehen wir uns in der Geschichte der menschlichen Cultur vergebens um eine Bestätigung um. Es ist leicht daraus die Nothwendigkeit des Elends, unmöglich die Nothwendigkeit des Glück's zu erweisen. Wenn der Culturforscher am Anfange die Sklaverei, später die Leibeigenschaft, in der Jetztzeit — den Pauperismus gewahrt, so wird er aus dieser Reihenfolge sicher nicht den Schluss ziehen, dass nach eventueller Beseitigung des Letzteren kein anderer, jetzt noch nicht in Worten fassbarer Zustand der Bedrückung für einen Bruchtheil der Gesellschaft eintreten werde.

Die Identität der Leibeigenschaft mit dem Benefizenwesen im alten Rom ist nicht zu verkennen. Sie war ein Verhältniss, demzufolge Jemand für sich und seine Nachkommen einem Herrn zu Diensten und Abgaben verpflichtet und unter Schmälerung seiner persönlichen Freiheit von ihm abhängig ist, meist mit Rücksicht auf ein dem Herrn gehöriges, aber dem Leibeigenen zur Benutzung überlassenes Grundstück. Da hier dieses sociale Phänomen nur im Allgemeinen in Betracht kommt, darf ich auf die Aufzählung der Rechtsbedrückungen verzichten, worunter der Leibeigene zu seufzen hatte (wenn er es that) und an deren Schilderung, z. B. des *jus primae noctis*, Manche ersichtlich inniges Behagen finden. Die Leibeigenschaft, weder Folge noch Grundlage des Lehenswesens, ging in ihrer Entwicklung mit diesem Hand in Hand, und wurde drückender und schärfer mit seiner Ausbreitung. Die Ausbildung beider war aber die nothwendige Folge des Werdeprocesses, aus dem die heutige Gesittung hervorspross.

---

1) Kolb. A. a. O.

Die Cultur des Abendlandes bis auf Carl den Grossen.

Das Zeitalter Carl d. Gr. sah Lehenwesen und Leibeigenschaft noch in ihren Anfängen, doch war die Macht der Fürsten schon gross, wenn auch weit entfernt von der Allgewalt späterer Epochen. Die Anfänge aller arischen Völker zeigen bekanntlich einen König an der Spitze des Volkes, ihm zur Seite aber eine Raths- und eine Volksversammlung. Dieser Charakterzug beherrscht sämmtliche von Germanen gegründeten Reiche, deren weiter geographischen Verbreitung die seitherige Gleichartigkeit der Cultur im westlichen Europa lediglich zuzuschreiben ist, im vollendeten Gegensatze zu jener des Orients, welcher sich von asiatischen Einflüssen niemals zu befreien vermochte. Die arische Einrichtung der Abhängigkeit des Volksoberhauptes von dem in den Volksversammlungen sich kundgebenden Volkswillen, namentlich der ursprüngliche Modus, sich frei gewählte Oberhäupter zu geben, ist jedoch an sich kein Merkmal höherer Gesittung. Unwillkürlich gemahnt er an den Thierstaat, wo die Stelle des Leitthieres nicht erblich ist, sondern sie jeweilig der Stärkste, Kräftigste der Heerde einnimmt. Der Gehorsam, womit die anderen Heerdenthiere ihm folgen, darf wohl als stillschweigendes Einverständniss der Gesammtheit gedeutet werden. Die Erblichkeit der obersten Gewalt führt allemal in ein höheres Stadium der Gesittung, wie ein vergleichender Blick auf die Naturvölker lehrt. Nichts ist irriger als die Vorstellung, dass die Wilden ihrem Häuptlinge nur den sklavischesten, kriechendsten Gehorsam zollen. Von den Indianern Nordamerika's wissen wir, dass „die monarchische Regierungsform ziemlich selten bei ihnen war und meist nur von kurzer Dauer, die oligarchische häufiger, am weitesten verbreitet aber die Einrichtung, dass erbliche Häuptlinge an der Spitze des Volkes standen, deren Macht von ihrer persönlichen Autorität und nächstdem von dem Ansehen und dem Willen der Männer aus dem Volke abhing, die sich durch Kriegsthaten ausgezeichnet hatten. Diese Letzteren dünkten sich dem Häuptlinge nicht unterworfen, sondern vollkommen frei und selbständig, sie thaten seinem Ansehen oft grossen Eintrag und konnten Unternehmungen fast jeder Art auf eigene Hand organisiren, sobald sie Andere zur Theilnahme daran zu gewinnen wussten: die Versammlung des Volkes, d. h. der selbständigen Männer, war die souveräne Macht.“ [1]) Wie man sieht, führt diese Beschränkung der Alleinherrschaft in ziemlich tiefe Culturstufen, und ihre Consequenzen bei den Indianern äusserten sich wie folgt: „bald war es die Intrigue, bald die Beredsamkeit, welche hier (in den Volksversammlungen) den Ausschlag gaben; vielfache Un-

---

1) Waitz, *Anthrop. d. Naturvölker.* III. Bd. S. 147—148.

schlüssigkeit, langes Schwanken im Entschluss, allgemeine Planlosigkeit, Zersplitterung der Kräfte waren die häufigen und natürlichen Folgen dieser Verhältnisse.“ [1]) Wen mahnt dieses Bild nicht an die hellenischen Freistaaten des Alterthums und selbst an manche Staaten der Gegenwart!

Immerhin stehen die nordamerikanischen Indianer auf der tiefsten Stufe der Gesittungsleiter nicht; dort gewahren wir vielleicht die Eingebornen Australiens und hier schwindet auch jede Spur von Erblichkeit der Häuptlinge; zwar gibt es solche, welche einen gewissen Einfluss auf mehrere Familien ausüben; ihre Macht ist aber nur vorübergehend und beschränkt. [2]) Aehnlich verhält es sich mit den Botocuden Brasilien's, wo sich keine Spur einer monarchischen Regierungsform nachweisen lässt, und bei den südafrikanischen Hottentotten; auch bei den Negervölkern ist die Königswürde wohl in der Regel, aber nicht immer erblich; häufiger die Sitte, den Thron dem Aeltesten der Familie zuzusprechen; mit dem Tode des Königs pflegt eine Zeit der Anarchie einzutreten, die so lange dauert, bis der neue König installirt ist. [3]) Das auffallendste Beispiel bieten aber die asiatischen Turkomanen, bei denen es nicht Einen gibt, der befehlen, aber auch keinen Einzigen, der gehorchen will. Der Turkoman selbst pflegt von sich zu sagen: „Wir sind ein Volk ohne Kopf, wir wollen auch keinen haben, wir sind alle gleich, bei uns ist Jeder ein König.“ Eine unausweichliche Folge dieses Mangels an Oberhäuptern, dieses schönen Versuches, die „Gleichheit“ Aller praktisch in Scene zu setzen, ist der Zustand ewiger, blutiger Fehde, worin die Turkomanenstämme nicht nur mit allen ihren Nachbarn, sondern auch unter sich leben. Mit steigender Cultur pflegt die Unterwürfigkeit gegen den Fürsten zu wachsen. Die Kimbunda, durch seine geistigen Fähigkeiten eines der ausgezeichnetsten Völker Südafrika's, zollt seinen Königen ausnehmende Verehrung; diese gelangen durch Erbschaft nach dem Erstgeburtsrecht zur höchsten Würde, bedürfen aber der Anerkennung durch die Volksversammlung. [4]) Ein anderes Beispiel. Während in dem von allen asiatischen Nationen am meisten fortgeschrittenen China die allerunumschränkteste Herrschergewalt seit Jahrtausenden eingebürgert ist, besteht in dem halbbarbarischen Malayen-Reich Atschin auf Sumátra eine Regierungsform, die den *Panglima's* oder *Tuwanku's*, den Rathsmitgliedern, alle Macht in die Hände gibt. Ohne sie kann der Sultan nur wenig beschliessen; sie wählen ferner nicht nur seinen jeweiligen Nachfolger, sondern haben sogar die Befugniss, den Monarchen abzusetzen, wenn

---

1) A. a. O. S. 148.

2) Fried. Müller, *Allgem. Ethnographie.* S. 186.

3) A. a. O. S 140.

4) Ladislaus Magyar, *Reisen in Südafrika in den Jahren 1849 bis 1857. Aus dem Ungarischen.* Pest & Leipzig 1859. 8° I. Bd. S. 270—273.

er sich gegen die Landesgebräuche vergeht oder sonst etwas unternimmt, das sie für die allgemeine Wohlfahrt nachtheilig erachten. Diese eigenthümliche Staatsform hat aber dort abwechselnd zur Anarchie und Tyrannei geführt, je nachdem die Gewalt in Folge von grösseren oder geringeren Fähigkeiten, Reichthum oder Einfluss, in den Händen der nationalen Häupter oder des Sultans sich befindet. [1])

Die Aufzählung dieser Beispiele schien nicht überflüssig, um die Meinung zu verscheuchen, als ob die altgermanische Beschränkung der Fürstenmacht an sich ein Culturmerkmal gewesen wäre. Es ist ganz richtig, dass, bei unserer Race wenigstens, Freiheit älter als Knechtschaft ist, [2]) aber nur desshalb, weil die Anfänge der Race entfernt von jeder Cultur lagen; je näher den thierischen Zuständen, je absoluter die Freiheit; allein der Gang der Cultur ist ein anderer, umgekehrter, er führt zuerst zur Knechtschaft und dann zur Freiheit. Das Schwinden dieser rohen Freiheit bezeichnet den Beginn der Cultur; die Knechtschaft ist die nothwendige Schule für das nächste Stadium, welches aus derselben wieder heraus zu jener geläuterten Freiheit führt, die der heutigen Gesittung ihren Stempel aufdrückt. Für den Culturforscher bleiben Bagehot's Worte unerschütterlich wahr: „Später kommen die Jahre der Freiheit, früher aber jene der Knechtschaft.“ [3])

Das Gesagte beleuchtet den Werth der ursprünglichen Wählbarkeit der Oberhäupter, der Beschränkungen der königlichen Macht durch den Willen der Volksversammlungen, des Rechts derselben, die Fürsten abzusetzen u. dgl. Diese Einrichtungen charakterisiren mehr oder minder alle germanischen Völker, gerade so wie der Unterschied zwischen Edlen, Freien und Sklaven. Eigentliche Gleichheit existirte nirgends. Die ersten römischen Bürger waren unter sich gleich, und so die germanischen Freien; den Sklaven, selbst den unterworfenen Völkern gegenüber, bildeten sie eine Aristokratie, wie die Edlen *(Edlingi)* wenigstens an Ehren und gesellschaftlichem Rang den Gemeinfreien vorangingen, wenn auch nicht an Rechten. [4]) Das Altenglische speciell bezeichnet den Unterschied zwischen dem Adeligen und dem Freien durch die Ausdrücke *Eorl* und *Ceorl*. Die königliche Gewalt war hier durch die im Angelsächsischen *Witenagmót* genannte Körperschaft [5]) von ursprünglich demokratischem

---

1) *Das Sultanat Atschin. Ausland* 1873 No. 45 S. 883—884.

2) Edw. A. Freemann, *The Growth of the English constitution from the earliest Times.* Leipzig 1873. 8⁰ S. VIII

3) Bagehot, *Physics and Politics.* S. 30.

4) Georg Weber, *Germanien.* S. 139.

5) Nach Freemann hätte das englische Parlament sich direct aus dem *Witenagmot* entwickelt; das Haus der Lords sei in der That dasselbe. Diese Ableitung des Parlaments verwirft aber vollständig Reinhold Pauli, *Bilder aus Altengland.* Gotha 1866. S. 66.

Charakter beschränkt. Dennoch war die Cultur dieser Völker eine noch überaus tiefe; doch sei nicht vergessen, dass sie ja von vorne anfangen mussten. [1]) Ist dann zu wundern, wenn die Deutschen erst in der Merowingerzeit aus dem Kreise halbwilder Stämme heraustreten? [2]) Nun ward der erste Grund zur Entwilderung des inneren Deutschland durch das Predigen des Christenthums gelegt. Von den westlichen oder gallischen Franken gingen die Segnungen der dort aufgesogenen römischen Civilisation der Gallier und das Christenthum auf die rohen Nachbarstämme der deutschen Franken über. Fränkische Apostel bekehrten die heidnischen Sachsen in England, wanderten darauf in das heidnische Deutschland jenseits des Rheines bis in den skandinavischen Norden und führten nach und nach Alemannen und Baiern, Ostfranken und Thüringer, später endlich Sachsen und Frisen in den Schooss der Kirche. Unerweislich und Allem widersprechend, was sonst über die Ausbreitungsursachen der Religionen bekannt, zugleich aber total gleichgültig, ist die Behauptung, die Ausbreitung des Christenthums wäre nichts weniger als der Religion selbst wegen geschehen, sondern vielmehr blos als das beste Mittel zur Befestigung der Herrschermacht. [3]) Wäre dem so, die Herrschermacht hätte der Cultur nie einen besseren Dienst geleistet.

Gleichwie die Cultur lag auch der Schwerpunkt der politischen Macht im Westen; Paris war schon Chlodovech's Residenz. Nach seinem Tode ward das fränkische Reich getheilt; der grössere, wichtigere Theil umfasste fast ganz Frankreich unter dem Namen Neustrien, jedoch unter drei Herrscher mit den Residenzen Paris, Orleans und Soissons zertheilt, der andere, Austrien oder Austrasien mit der Capitale Metz umfasste nebst dem Stammgebiete der ripuarischen Franken die Herzogthümer der Frisen und Thüringer, Alemannen und Baiern mit allen Eroberungen längs der Donau hinab und im norischen Gebirge, nämlich ganz Deutschland, so weit es nicht von Slaven und Sachsen bewohnt war. Der fränkische Eroberungsgeist — dem römischen nicht unähnlich — hasste jedoch diese Nachbarschaft der freien, rohen, in ihrer alten Kraft furchtbaren, wilden Sachsen und bald traten beide Völker in dasselbe Verhältniss, wie einst die welterobernden Römer zu allen freien Germanen. Der Gegensatz zwischen Nord und Süd machte sich schon deutlich fühlbar.

Unter den Merowingern, welche die neustrischen und austrasischen Gebiete bald vereinigten, bald zertheilten, blieb lange das Uebergewicht auf Seite der westlichen Franken. Austrasien, der

---

1) Lange, *Geschichte des Materialismus.* I. Bd S. 152.

2) Nach L. Lindenschmitt.

3) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 21.

nicht romanisirte, deutsche Theil gewann erst an Macht, als das Regime der Schattenkönige und Hausmaier begann. Doch ist auch hiebei vor Täuschungen zu warnen; nicht die austrasischen Stämme erlangten höhere politische Wichtigkeit, sondern austrasische Hausmaier rissen in Neustrien die Macht an sich, von und durch Neustrien auch Austrasien beeinflussend, mitunter beherrschend. So gingen die Dinge fort, bis die Ankunft der Mauren in Europa und ihr Zug nach Frankreich durch die Gewalt der Thatsachen allen Schwerpunkt in dieses Land verlegten. In dem gedachten Zeitraume gestalteten sich die Verhältnisse demnach so, dass das fränkische Reich — ursprünglich Germanen und Gallier umfassend — allmählig in zwei sich immer mehr von einander unterscheidende Hälften hinsichtlich seiner Bevölkerung zerfiel, deren westliche einen immer homogeneren Charakter annahm, während in der östlichen die Mannigfaltigkeit der deutschen Stämme noch länger zu deutlichem Ausdruck gelangte. Wie viel an Cultur die Mitglieder des austrasischen Reiches von ihren westlichen Nachbarn bezogen, ist dermalen schwer zu ermitteln; sicher ist nur, dass diese schon damals früher an der Seine als am Rheine hauste.

Die Erscheinung, dass diese Cultur selbst bei den Franken in Gallien von barbarischen Ausschweifungen und grauenhaften Lastern begleitet war, ist nicht befremdlich. Nicht nur führt der Contact mit höherer Gesittung, wie sie in den noch zahlreichen Resten der römischen Civilisation vorhanden, bei barbarischen Völkern allemal eine Periode der Sittenverderbniss herbei, der Manche — z. B. die Bewohner der Südsee-Inseln — gänzlich unterliegen, sondern bekanntlich sind unnatürliche Laster nirgends häufiger als gerade bei wilden Stämmen. [1]) Erwägt man, dass Tacitus von unseren Voreltern mehr als Rhetor denn als Historiker, endlich nicht aus eigener Kunde, sondern auf Grund der Darstellung Anderer schrieb, dass er auf das Gefühl und die Reflexion wirken [2]) und seinen Landsleuten einen Spiegel vorhalten wollte, etwa wie wenn man in früherer Zeit die idyllischen Zustände der Wilden Tahiti's unserer verfeinerten Civilisation entgegenstellte, so wird eine freiere Auffassung auch der gepriesensten Schriftsteller der Alten die germanische Urzeit in weniger reinem Lichte erscheinen lassen. So könnte die Behauptung desselben Tacitus, dass Kinder von ihren mütterlichen Onkeln mit der gleichen Zärtlichkeit betrachtet wurden wie von ihren Vätern, jenes Verwandtschaftsband sogar als enger angesehen werde, beinahe ein zweifelhaftes Licht auf den Ruf der alten Germanen werfen. Todten-, darunter Menschenopfer, waren der germanischen Mythologie nicht

1) Kindermord und Fruchtabtreibung sind z. B. bei diesen überaus häufig; siehe darüber *Archiv f. Anthrop.* V. Bd. S. 451—455. Die Päderastie herrscht bekanntlich noch jetzt bei den orientalischen Völkern.

2) *Beil. z. Allg. Ztg.* No. 326, vom 22. November 1873.

fremd; Brynhild liegt an der Seite ihres geliebten Sigurd auf dem Scheiterhaufen und Männer und Jungfrauen folgen ihnen auf dem Höllenwege nach. Bei den Herulern war die Mitbestattung der Frauen, die sich erhängen mussten, noch im VI. Jahrhundert n. Chr. Sitte; auch sonstige Abscheulichkeiten kamen vor. [1]) Es wäre Wahnwitz zu fordern, das Christenthum hätte, den allgemeinen Entwicklungsgesetzen Hohn sprechend, auf einmal eine Milderung der Barbarei erzielen sollen. Im Anfange seiner Wirksamkeit verlangen, was das Ende derselben bezeichnen sollte, ist eben so ungereimt als ob man vom neugepflanzten Obstbaume Früchte erwarten wollte. Sehr natürlich erscheinen stets die Fürsten und Grossen aus jener Zeit in den dunkelsten Farben, da man ihre Handlungen aufzuzeichnen allein der Mühe werth hielt. Die Rohheit der Zeiten gestattet keinen Zweifel, dass es im Volke nicht erfreulicher aussah. Sicherlich war die um jene Epoche erfolgte Einführung der Todesstrafe ein wesentliches Mittel zur Milderung der damaligen Sitten. Nach dem heidnischen Rechte, worin sich das Gefühl des Werthes der Freiheit und Gleichheit angeblich kundgab — konnte jeder Mord, Königsmord ausgenommen, mit Geld und Gut, dem „Wehrgeld", gesühnt werden. Dabei existirte die vorgebliche Freiheit nur für die Freien, die angebliche Gleichheit nur unter Leuten gleicher nationaler Abstammung. Nun aber strafte das Gesetz jeden vorsätzlichen Mord mit dem Tode, ohne Rücksicht auf Rang und Abstammung beider Theile.

Der Verfall der königlichen Macht bei den Merowingern und deren Uebergang auf die Hausmaier, die dadurch zu Grosshofmeistern wurden, ist gleichfalls sehr erklärlich. Ursprünglich war der Hausmaier wirklich nur, was sein Titel besagte; er stand an der Spitze des königlichen Hauses und der königlichen Leute *(Leudes)* und war Anführer des Lehensgefolges im Kriege, zunächst nach dem Könige. Durch den vom VI. bis zum X. Jahrhundert dauernden Process der freiwilligen Verwandlung der kleinen Grundstücke in Benefizien, der das meiste freie Grundeigenthum in unfreies (für die Insassen) verwandelte, wuchs auch die Zahl der Lehnsleute, welche unter dem Hausmaier standen, damit seine Macht. Die unabhängigen freien Leute wurden immer weniger, die Macht der Hausmaier immer grösser, grösser selbst als jene des Königs. Wer aber die Macht hat, der übt sie aus, wenn er sie nicht missbraucht, was indess von den merowingischen Hausmaiern kaum behauptet werden kann.

Während aus dem merowingischen Reiche sich die späteren Völker der Franzosen und Deutschen abklärten, ging im VI. Jahrhundert durch die deutschen Stämme ein sprachlicher Riss, der sie in zwei Hälften theilte: die Scheidung in Niederdeutsche und Hoch-

1) J. Grimm, *Deutsche Rechtsalterthümer.* S. 455.

deutsche. Sie ist nichts anderes als der sprachliche Ausdruck für die geschichtliche Thatsache, dass die hochdeutschen Stämme als Mitglieder des merowingisch-fränkischen Reiches in einen staatlichen Verband mit romanischen Völkerschaften und dadurch in dauernde Culturbeziehung zu einer fremden Nationalität traten. [1]) Auf den britischen Inseln, länger in Barbarei gehüllt als Gallien, entwickelte sich die angelsächsische Sprache, ein besonderer Zweig des Niederdeutschen, zunächst verwandt mit dem Altsächsischen, Altniederländischen und Altfrisischen, in zwei Hauptmundarten, der nordenglischen, in den von den Angeln besetzten Theilen Englands, und in der südenglischen oder sächsischen, in den von den Sachsen gegründeten Reichen der Heptarchie. In Spanien bereiteten die Westgothen nur theilweise das heutige Idiom der Halbinsel vor; anders in Italien. Hier ist von der ostgothischen Herrschaft weder in Charakter noch in Sprache des Volkes eine nennenswerthe Spur zurückgeblieben; dagegen haben die germanischen Langobarden wesentlich zur Umwandlung des römischen in das heutige italienische Volk beigetragen. Ihnen gelang es nicht nur ein mächtiges Reich zu gründen, sondern auch sich in der Lombardei dauernd niederzulassen und ihre Herrschaft allmählig bis an die Südspitze Italiens auszudehnen. Wahrscheinlich hatten um das Jahr 800 die Langobarden schon die romanische Sprache ihrer Unterthanen angenommen, und vom Arianismus dem Katholicismus sich zugewandt; fest steht, dass seit 900 n. Chr. auf der Halbinsel in ihrer ganzen Ausdehnung bis nach Sicilien Dialekte gesprochen wurden, die nur wenig von einander abwichen und schon als italienisch gelten dürfen.

Auf dem Rücken der germanischen Welt erscheinen die über die Grenzen des alten Germanien und nach Bojenheim, dem Lande der Markomannen gerückten Slaven. Ihre grösste Ausdehnung fällt zusammen mit der Machtanschwellung der Franken (550 bis 800 n. Chr.). Um diese Epoche sind die Slaven bis an und über die Elbe vorgerückt; sie sitzen in Wagrien bis gegen Kiel in Holstein, auf den Inseln Wolin, Rügen (slavisch: *Rana)* und Fehmern. Sie gehörten einem Stamme an, den man den polabischen *(Labe* = Elbe, also „Elbanwohner") nannte, der jedoch nur geographisch zulässig ist. Die Polaben bildeten keine eigene Spracheinheit, sondern sind eine Unterabtheilung der östlichen Polen oder Ljächen, deren Idiom sie auch redeten. Sie zerfielen in zwei Hauptvölker, in Lutizen (Weleter oder Wilzen), zwischen Oder, Ostsee und Elbe, in Brandenburg, wo sich heute auf altem Slavenboden Berlin mit seinem echtslavischen Namen erhebt, und in Bodrizen oder Obotriten, in Mecklenburg und Holstein. [2]) Von den Lutizern

---

1) Wilhelm Scherer, *Die deutsche Spracheinheit. (Preussische Jahrbücher* vom Jänner 1872. S. 5.)

2) Nach Schafarik wären die Polaben ein eigener Sprachstamm gewesen und in

gelangten einzelne Haufen um 450—550 sogar nach Batavien und nach Britannien. Im Osten der Polaben, jenseits von Oder und Bober wohnten die Ljächen oder Polen (von *pole*, Feld, also Bewohner der Ebene), in Russisch-Polen, Pommern, Altpreussen und Schlesien. Im Süden der Ljächen waren, wahrscheinlich zwischen 454 und 492 die Czechen in Böhmen und Mähren eingewandert, das sie in seiner Gesammtheit in Besitz nahmen. [1]) Auch ein Stück Oesterreich's wurde czechisch, freilich ohne je zuvor deutsch gewesen zu sein.

Aehnlich erging es dem Süden. Noch waren die deutschen Baiern ihres neuen Besitzes am nördlichen Alpenflusse nicht völlig sicher geworden, als im VII. und VIII. Jahrhunderte die westpannonischen und norischen Slaven, das Volk der Slovenen in die Alpenländer hereinbrach. Jedoch nicht mit der Gewalt siegreicher Waffen erstritten sich slavische Stämme ihre Wohnsitze daselbst, sondern geräuschlos füllten sie erst das verödete Flachland mit vereinzelten Weilern und Dorfschaften, machten allmählig auch höher gelegene menschenleere Thäler sich zum Eigenthume und drangen mit jugendlicher Rüstigkeit bald in die bisher fast alles Anbaues entbehrenden Berge. Fremde nannten sie Winden, sie selbst sich Slovenen oder als Gebirgsbewohner Korutaner, wovon der Name Kärnten. Noch im XI. Jahrhundert erstreckten sich die Sitze der Slovenen gegen West und Nord unendlich weiter als jetzt, bis zum Inn und den Drauquellen; sie erfüllten das Pinzgau und kamen bis in das Zill- und Wupperthal bis tief an die Saale hinab; verbreiteten sich von Pongau bis an den Obersee; erschienen an Steyer und Krems, an Loiben und Dietach, an Erlaf und Traisen. Ober- und Niederösterreich waren südlich vom Donaulaufe von Slaven bewohnt. [2]) Slavische Merkmale leben unverkennbar im Volkstypus um Lienz, im Kalserthale, in Teffereggen und im Hochpusterthale; [3]) in Wälschtirol und Friaul ist das Bestehen von Slavenresten ausser Frage gestellt. [4])

---

drei Hauptvölker: Lutizer, Bodrizer und Sorben (Wenden) zerfallen (*Slavische Alterthümer*. II. Bd. S. 503, 546—548); die neuere Forschung (Schleicher u. A.) hat dies aber als einen Irrthum erkannt. Die Polaben waren Polen, die Sorben hingegen redeten eine mehr dem Czechischen ähnliche Sprache. (Rich. Andree, *Wendische Wanderstudien. Zur Kunde der Lausitz und der Sorbenwenden*. Stuttgart 1874. 8° S. 135—136.)

1) Die heute in diesen beiden Ländern ansässigen Deutschen sind Einwanderer späteren Datums.

2) Noch viel später werden nicht nur einzelne „*Sklavi*" daselbst genannt, sondern die Gegenden an der unteren Enns sowie das Lurnfeld heissen urkundlich *in parte Sclavanorum*, das Land zwischen Enns und Kahlengebirge bei Wien *Sclavinia*. (Ad. Ficker, *Der Mensch und seine Werke in den österr. Alpen. Jahrb. d. österr. Alpen-Vereins* 1867. III. Bd. S. 16.)

3) Prof. Dr. H. J. Bidermann, *Slavenreste in Tirol*. (*Slavische Blätter*. Wien 1865. I. Bd. S. 12—16, 78—83.)

4) Siehe: *Vaterländ. Blätter f. d. östr. Kaiserstaat*. 1816. S. 176—180; dann: *Casopis ceskeho Museum*. 1841. S. 341, ferner: Bergmann in den „*Wiener Jahrbücher*". 121 Bd. (*Anzeigblatt* S. 46) und Sresniewsky in der „*Karniola*." VI. Jahrg. S. 67 u. 68.

Diese einstige Ausbreitung des Slaventhums und die lange Frist seiner Anwesenheit auf deutschem Boden gestatteten der slavischen Cultur feste dauernde Wurzel zu fassen, und es bedurfte hartnäckiger, langwieriger Kämpfe, um sie zu vertilgen, was oft nur sehr unvollkommen gelang. Die Spuren des alten Slaventhums sind desshalb fast noch allenthalben, in Norddeutschland wie in den Alpengebieten wahrnehmbar. Die Culturstufe der Slaven war übrigens jener ihrer deutschen Nachbarn in jenen Epochen wenn nicht überlegen, doch keinesfalls untergeordnet. Frühzeitig schon zog der Pflug des Slaven seine Furchen, als die Sueven noch ein nomadenhaftes Wanderleben führten; [1]) ursprünglich schon scheint er geneigter zu Landbau und ruhiger Freude am Dasein als viele germanischen Stämme, und zu Handel und Wandel haben die Slaven sich gleichfalls eher gewandt als ihre Nachbarn; die slavischen Stämme ragten durch grössere Beweglichkeit hervor, durch ein schnelleres Aufblühen von Handel und Gewerbe, welche, als die Deutschen kaum erst die Ostsee kannten, hier sehr lebhafte, durch die Sage glänzend gefeierte Verkehrsmittelpunkte herausgebildet hatten. [2]) Ihre Stadt, das reiche Julin oder Vineta, das Venedig des Nordens, an der Odermündung, dessen Glanz Adam von Bremen schildert, [3]) ist der Sammelplatz gewinnreichen Verkehrs, ja die Stätte eines gewissen verfeinerten Luxus am baltischen Meer — dem „Wendischen Busen“ wie man damals sagte, — gewesen, ward aber schon im VIII. Jahrhundert theils von den Normannen, theils von den Wellen, zuletzt 1177 von den Dänen zerstört. Die Geschichtsschreiber jener Zeit [4]) rühmen gleichmässig

---

1) Mein Freund, Prof. Dr. Rösler bekämpft diese Anschauung; ihm zufolge wären Gothen, Bastarner, Sarmaten, Alanen auf höherer socialer Stufe gestanden als die Slaven (*Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau.* Wien 1873. 8⁰ S. 8) hätten Germanen und Sarmaten auf sie eingewirkt (A. a. O. S. 6) und wäre des Ackerbaues noch wenig bei ihnen gewesen. Die Slaven, meint er, waren noch keine an Herd und Scholle festhaltendes Volk, sie sind es erst viel später geworden (A. a. O. S. 7). Prof. Rösler hat dabei die Zeit bis etwa 400 n. Chr. im Auge. Ist seine Darstellung richtig, so haben sich die Slaven jedenfalls sehr rasch zu der oben geschilderten Culturhöhe emporgeschwungen, die in die Zeit nach dem Jahre 400 n. Chr. fällt und von gleichzeitigen Quellen gut verbürgt ist. Beweist der Umstand, dass das deutsche Wort Pflug aus dem Slavischen entlehnt ist, auch keineswegs, dass die Germanen den Ackerbau von den Slaven erlernt haben, so deutet doch ihre alte Bekanntschaft mit dem Pfluge darauf hin, dass ihre Neigung zum Ackerbau und zu sesshaftem Leben mehr ist als eine blosse Fiction Schafarik's und Anderer, die ihm gläubig folgen (A. a. O. S. 35). Uebrigens spricht Rösler vornehmlich von den südlichen Slaven und es ist sehr wohl denkbar, dass diese nach dem Zeugnisse des Procopius im VI. Jahrhundert noch gerne den Wohnort wechselten, während die nördlichen Brüder längst schon feste Wohnstätten gegründet hatten.

2) Johannes Falke, *Die Hansa als deutsche See- und Handelsmacht.* Berlin o. J. 8⁰ S. 8.

3) II. 12. Siehe auch Virchow, *Ausgrabungen auf der Insel Wollin. (Verhdlgen. d. Berl. Anthrop. Ges.* 1871. S. 58—67.)

4) Helmold, Adam von Bremen, Arnold.

die Thätigkeit der slavischen Völker an der Ostsee, die Fülle und Behaglichkeit ihrer Lebensverhältnisse, ihre Geschicklichkeit und Emsigkeit in Ackerbau, Viehzucht, Fischerei, Handel und Gewerbe. Die slavischen Sorben beuteten vielleicht zuerst die Salzquellen Halle's [1]) aus, die Pommeraner woben wollene und leinene Tücher, bauten Getreide, Flachs und Wein, brauten Meth und Bier; schon vor den Germanen übten die Slaven Bergbau und schmiedeten treffliche Geräthschaften und Waffen. Ihrer Sitten, besonders der Treue der slavischen Frauen, gedenkt rühmend Bonifacius. [2]) Die Ranen, die Bewohner Rügens, waren ein überaus tapferes, mächtiges, durch Schifffahrt, die wie bei den germanischen Normannen wohl auch in Seeraub ausartete, Kunst und Reichthum berühmtes Volk, wofür wir das Zeugniss Widukinds besitzen. Ihre Hauptstadt Orekunda oder Orekonda, deutsch Arkona, auf der Halbinsel Witow barg Swantowits weithin gefeiertes und berühmtes Heiligthum. Rethra, die Hauptstadt der Ratarier mit ihrem prachtvollen Tempel Radegast's, war viel besucht und „aller Welt bekannt". Zur Zeit als diese Culturstätten der alten Slaven gegründet wurden, lagen die deutschen Stämme noch in den rohesten Anfängen der Culturentwicklung. Es geschah dies als das Grossmährische Reich zu weithin strahlendem Glanze sich erhob. Darf man auch nicht, wie Einige thun', in den Slaven die Lehrmeister der Germanen erblicken, [3]) eine Rolle, welche den älteren Kelten zufällt, so ist andererseits eine Unterschätzung dieser älteren slavischen Cultur eben so wenig gerechtfertigt. [4])

---

1) Der Name *Hall, Halle* ist indess keltisch, und die Kunst der Salzgewinnung den Germanen völlig unbekannt, diesen von ihren keltischen Nachbarn im Süden und Westen zugegangen, wie V. Hehn (*Das Salz.* Berlin 1873. 8⁰) treffend gezeigt hat. Auch für Halle, welches dem Lande der Kelten fernabliegt, ist Hehn geneigt (A. a. O. S. 54), einen keltischen Ursprung der Salzgewinnung anzunehmen, gesteht aber zu, dass die slavische Invasion einem grossen Theile der deutschen Salinen, sowohl Reichenhall als Lüneburg und Halle ihre Physiognomie gegeben habe. Die Slaven gaben nicht nur Minen- und Salzknechte ab, sondern mancher in den genannten Werken gebräuchliche Ausdruck stammt aus ihrer Sprache.

2) S. Bonif. *Epist.* ed. Würztwein. Mogunt. 1789. S. 248—257.

3) Hildebrand, *Das heidnische Zeitalter in Schweden.* S. 82—83.

4) Ueber die Cultur der alten Slaven siehe den bezüglichen Abschnitt in dem trefflichen Buche Prof. Dr. Gregor Krek's: *Einleitung in die slavische Literaturgeschichte.* Graz 1874. 8⁰ I Bd. S. 85—137.

Der Orient und der Islâm.

Ein Blick auf das vorislamitische Vorderasien.

Auch in Asien hatte das Weltreich der Römer die Erbschaft der Nachfolger Alexander d. Gr. angetreten und die meisten Landschaften Vorderasiens sich unterworfen. Unter Trajan, der des Reiches Grenzen am weitesten gegen Osten hinausschob, erstreckte es sich, zwar nur vorübergehend, über einen Theil der Caucasusländer mit Armenien, Osroene und das zum Partherreiche gehörige Mesopotamien, nie jedoch über Medien und die erânischen Hochflächen. Vielmehr zeugen die mitunter glücklichen, doch stetig wiederkehrenden Partherkriege von dem heftigsten Widerstande. Unterstützt durch die Kaste der Magier, deren lichtvoller Sonnencult sich nie mit dem sinnlosen Götterdienste der Griechen befreunden konnte, entwickelte sich bei den Parthern eine eigenthümliche Cultur, theilweise vielleicht noch auf jener des alten Perserthumes fussend, jedenfalls aber stark genug, ihre Selbständigkeit zu behaupten. Die grösstentheils von Gibbon [1]) genährte Auffassung, die Grenzen des römischen Weltreichs seien mit jenen der Gesittung identisch gewesen, steht in entschiedenem Widerspruche mit den Thatsachen. Stets gab es neben Rom eine zweite Macht, welche ihm in der Wirklichkeit politisch und culturell gewissermassen das Gegengewicht hielt. Dies waren drei Jahrhunderte lang die Parther. [2]) Geben dies die alten Schriftsteller in politischer Hinsicht alle gerne zu, so zeugen die wenigen erhaltenen Alterthümer, dass wir auch von der Cultur der Parther im Allgemeinen nicht allzu gering denken dürfen, [3]) wenngleich die schönen Künste die Höhe der altassyrischen nicht erreichten.

---

1) Gibbon, *Decline and fall of the Roman Empire.* I. Bd. 3. cap.

2) George Rawlinson, *The sixth great oriental monarchy; or the Geography, History and antiquities of Parthia.* London 1873. 8° S. VI.

3) Ein ausführliches Gemälde der parthischen Cultur veranschaulichen die Kapitel XXII. und XXIII. des ebenerwähnten Werkes von G. Rawlinson.

Die Rolle der Parther übernahmen nach dem Sturze der Arsakiden die persischen Sassaniden, welche eine Reaction gegen alles Ausländische sowie eine möglichst vollständige Wiederherstellung des altpersischen Wesens, auch der Lehre Zarathustra's, mit Hülfe der Magier, des mächtigen Reichsadels, einleiteten. Offenbar bedeutet diese Reaction nichts als den Sieg der durch die vielleicht turanischen Arsakiden zurückgedrängten altnationalen Elemente. Den Römern wurden die Sassaniden bald eben so gefährlich wie die Parther. Zugleich wehrten sie dem Andrange der Araber, Hunnen und Türken. Im VI. Jahrhundert erreichte ihre Macht die höchste Ausdehnung vom Mittelmeer bis zum Indus, vom Jaxartes bis Arabien, Aegypten und Libyen; die Kämpfe gegen Byzanz sahen sie in Chalcedon Angesichts von Constantinopel, und dermassen blühte ihr Reich, dass es unter Chosru Nuschirwan kein zerstörtes Dorf darin gab. Die kleinen Staaten Alhira in Iraq und Yemen in Arabien hingen von ihm ab, während der zwischen Syrien und Arabien gelagerte Staat der Ghassaniden Byzanz unterthänig war. Im Osten der Kaspisee und im Norden des Sassanidenreiches, breitete sich über die Steppenchanate Chiwa, Bochâra, Chokand bis in die Hochgebirge Kâbûlistâns und der Pamir das Reich der Ephtaliten oder weissen Hunnen (Hejatilen) aus, [1]) woran wieder im Norden das die Steppen der Kirgisen, die Gegenden am Balschasch- und Issi-kul-See im Alatau umfangende Reich der Turken (Saken) grenzte.

In Bälde sollten sich indess die Augen der orientalischen Welt auf die grossentheils unentschleierte Halbinsel Arabien lenken. Die Karte des vorislamitischen Arabien [2]) lehrt, dass es dort an verschiedenen Staatsgebilden schon damals nicht fehlte. Den grössten Theil des eigentlichen Centralarabien, fast denselben wie in neuerer Zeit der Wahabitenstaat, nahm das Reich der Kinda und Maadd ein, während Yemen und die meisten südwestlichen Landschaften den abessinischen Herrschern gehorchten. Hier bestand bekanntlich unter einer jüdischen Dynastie das Reich der Aethiopier, wohin in früheſten Epochen auch Homeriten oder Sabäer aus dem glücklichen Arabien gelangt waren. Lange ehe es in Deutschland Eingang fand, verpflanzte sich das Christenthum nach Abessinien, unter den Königen Abreha und Atzbeha i. J. 330 n. Chr., und breitete sich dort desto leichter aus, als auch das königliche Haus ihm beitrat. Nur der Stamm Falascha mit seinen Regenten blieb dem jüdischen Glauben treu. Auch auf arabischen Boden gab es zu Cheibar, Fadak und Yathrib *(Aethribum)* jüdische Ansiedlungen und im VII. Jahrhundert waren alle Culturdistricte des nordwestlichen Arabien jüdisch;

1) Siehe dieselbe in Spruner-Menke's *Historischem Handatlas des Mittelalters und der neueren Zeit.* Blatt 77.

2) Ueber diese handelt der treffliche Vivien de Saint-Martin, *Les Huns blancs des historiens byzantins.* Paris 1849. 8°.

auch unter den Culturstämmen Südarabiens, den Himjariten und Kinditen machte das Judenthum Fortschritte und Arabien war auf gutem Wege von einem Ende bis zum andern judaisirt zu werden,[1]) als sich das Christenthum verbreitete. Der Uebertritt des yemenischen Königs Du-Nowas, aus der himjaritischen (homeritischen) Dynastie 485 n. Chr. zum Judenthum veranlasste jedoch heftige Verfolgungen der Christen, die in ihrer Bedrängniss einen Fürsten Daus an den byzantinischen Hof um Hilfe entsandten. Kaiser Justin I. empfahl Diesen dem christlichen Könige von Abessinien, was die Kreuzzüge der Abessinier nach Yemen Ende des V. Jahrhunderts und um 530 den Sturz der himjaritischen Dynastie sowie die Eroberung Yemens zur Folge hatte. Die Aethiopenherrschaft, unter welcher das Christenthum an Bestand gewann, zugleich aber die noch unbekannten Pocken und Masern eingeschleppt wurden, dauerte bis 576, wo ihr der Perserkönig Chosru Nuschirwan ein Ende machte.[2])

Wie man sieht, war Arabien im V. und VI. Jahrhunderte vielfach gespalten; neben Heiden wohnten Juden und Christen, die beiden letzteren zu dem in mehrere Sekten getheilt, während Stammes- und Familienzwiste die Heiden einander abgeneigt machten. Mekka, das uralte, und Medina seine Rivalin waren zwar frei, doch begann in der ersten Hälfte des V. Jahrhunderts das Haus Koreisch im Hedschâs sich dadurch zu heben, dass der Koreischite Koss seiner Familie die Aufsicht über den Tempel zu Mekka nebst der bürgerlichen Regierung der Stadt erwarb. Dazu trat noch die Herrschaft einer fremden Race im Süden. Nur wenn man sich diese Stämmevertheilung in Arabien vor Muhammed vergegenwärtigt, begreift sich, wie es kam, dass der Islâm einerseits durch so mannigfache fremde Einflüsse vorbereitet war und andererseits mit so plötzlichem und beispiellosem Erfolge Nationalsache eines bis dahin zerrissenen und zersplitterten Volkes wurde. Wie unter den Juden in Palästina dem Christenthume, so gingen auch in Arabien dem Islâm vollkommen natürliche Ursachen voraus, die sein Erscheinen als eine historische Nothwendigkeit erklären. „Die Resultate meiner Forschungen", sagt ein Gelehrter höchsten Ranges,[3]) „haben die Ueberzeugung, dass der Islâm nicht aus dem Geblüt, noch aus dem Willen des Fleisches, noch aus dem Willen eines Mannes, sondern aus den Bedürfnissen der Zeit entsprungen sei, bestätigt." Vor Allem war es der Racenkampf in Yemen, das ethnologische Moment, welches der Annahme und Verbreitung der

---

1) *Ausland* 1864 No. 33. S. 775.

2) Siehe hierüber die wichtige Abhandlung von Dr. Otto Blau, *Arabien im VI. Jahrhundert. Eine ethnographische Skizze. (Zeitschrift der deutschen morgenländ. Gesellsch.* Bd. XXIII. 4. Heft. S. 559—592) mit 1 Karte.

3) A. Sprenger, *Das Leben und die Lehre des Mohamad nach bisher grösstentheils unbenutzten Quellen.* Berlin 1868—69. Vorwort S. 10.

neuen Religion wesentlich Vorschub leistete. Die Periode der äthiopischen Herrschaft, sagt ein gewiegter Kenner,[1]) musste die religiöse Krisis in Arabien hauptsächlich beschleunigen, nicht weil sie ein Kampf des judaisirten Heidenthums gegen das Christenthum gewesen wäre, sondern weil, wie es auch die arabischen Historiker so charakteristisch hervortreten lassen, die weisse Race sich gegen das Gefühl von der schwarzen beherrscht zu werden schliesslich empören und dadurch um so empfänglicher für die neue, auf arabischem Boden geborene Religion werden musste.

Die Entstehungsgeschichte des Islâm, weil unseren Zeiten näher gerückt und desshalb genauer bekannt, wirft ein gewisses Licht auf die Geschichte aller Religionen überhaupt. Muhammed selbst ist eine durchaus historische Persönlichkeit; Zweifel wie bei Christus können über ihn nicht existiren, sind auch manche seiner Handlungen nicht historisch verbürgt. [2]) Er trat auf zur Zeit, als er nothwendig geworden. Bemerken wir noch, dass auch der Islâm seinen Ursprung in Vorderasien hatte. Wie vier gewaltige Wellenschläge der religiösen Ideen sind von dorther der Mosaismus, der Parsismus, das Christenthum und der Islâm ausgegangen und haben, den tiefsten Grund menschlichen Denkens und Fühlens aufwühlend, ihren weltgeschichtlichen Verlauf genommen und zwar merkwürdigerweise in gewissen, den Schein einer Regelmässigkeit zeigenden Zeiträumen: Moses um 1500 v. Chr., Zarathustra um 600 v. Chr., Muhammed um 600 n. Chr. [3]) Den jüngsten dieser Wellenschläge, den Islâm, in seinem Entstehen zu beobachten, dies die Aufgabe der nächsten Zeilen.

Die Ursprünge des Islâm.

Der Berg Arafa und die Kaaba zu Mekka sind als Cultusstätten von unberechenbarem Alter. Die islâmitische Sage knüpft an diese Orte die Erinnerung an Adam und Eva, dereinst verehrte Götter, später aber hinter dem von Babylon weitverbreiteten und sogar zum Glauben an einen einzigen Gott sich verklärenden Kronos- oder Saturndienst immer mehr zurückgetreten, verkürzt und herabgesetzt, indem man sie dem menschlichen Maasse zu nähern suchte. Auf Gottes Geheiss legte Adam mit Hülfe der Engel die Grundfesten eines Tempels, der alten Kaaba, den die Fluth des Nuh (Noah) wieder

---

1) O. Blau. A. a. O.

2) Ueber das Leben Muhammed's siehe: A. Sprenger, *Das Leben und die Lehre des Mohammad.* — Gustav Weil, *Mohamed der Profet, sein Leben und seine Lehre aus handschriftlichen Quellen und aus dem Koran geschöpft und dargestellt.* Stuttgart 1843. — Abel Résumat, *Mahomet et le Mahométisme (Rev. des deux Mondes* 1865. Tome LIX) ferner die Werke von Nöldeke und Muir.

3) Alfred v. Kremer, *Culturgeschichtliche Streifzüge auf dem Gebiete des Islam.* Leipzig 1873. 8⁰ S. IV.

zerstörte. Da kam Abraham und errichtete ihn von Neuem. Mit dem Namen Abraham's wird von den Moslims eine Religion bezeichnet, deren wesentlichstes Merkmal der Glaube an die Einheit Gottes ist. Wie lebensfähig nun auch seine Geschichte in der biblischen Darstellung vor uns steht, Abraham ist doch nur der umgebildete Rest eines in die vermeinte Patriarchengeschichte eingefügten Saturn. Ueber den ganzen Boden der semitischen Welt aber verbreiten sich die Cultstätten des Gottes Abraham (*Ab-ram*, Vater der Höhe). Als Gott verehrten ihn die heidnischen Idumäer im Norden von Hebron unter seiner uralt heiligen Terebinthe; zu Damaskus, wo Abraham als Urkönig und Stadtgründer gilt, hatte er in spätrömischer Kaiserzeit einen Altar und heute noch lässt Masjed Ibrahim, eine hochverehrte Wallfahrtsstätte nördlich von der Stadt auf den alten Abrahamscultus schliessen. Zu Harân im nördlichen Mesopotamien verehrten die heidnischen Sabier den Gott *Abu-Rom* und die Göttin *Sarah*, aus deren Leib die Götter hervorgegangen. Auch die Abrahamsmoschee zu Orfa dürfte an der Stelle eines Abrahamstempels stehen; Orfa aber gilt von Alters her für das *Ur-Kasdim*, von wo Abraham auszog. Alles spricht demnach dafür, dass in der heiligen Kaaba zu Mekka der Saturndienst gefeiert wurde. Die Farbe dieses Gottes in babylonischer Symbolik war schwarz und ist es geblieben zu Harân, wo die Sabier, diese weit in muhammedanische Zeit herabreichenden Erben chaldäischen Heidenthums, einen schwarzen Saturntempel hatten, mit schwarzen Vorhängen und einem Götzenbild von schwarzem Stein. Ein solches befand sich auch in der Kaaba.

Die Religion Abraham's ist es, die auch Muhammed wiederherstellen wollte, d. h. jenen Saturndienst, der durch Beseitigung und Unterdrückung der Nebengötter sich allmählig zum Eingottessystem verklärt hat. Wir wissen, dass dies nicht erst bei den Hebräern, sondern bereits in Chaldäa stattgefunden hatte. Die eben erwähnten Sabier verehrten einen höchsten Gott (*Schemael*, Samael) und gehörten nur insoferne der Vielgötterei an, als sie diesen Gott für zu gross und erhaben hielten, um sich unmittelbar mit der Leitung der Welt zu befassen; diese übergab er den Untergöttern, an welche vermittelnde Gestalten der Mensch sein Gebet und Opfer zu richten habe. Diese aber wohnen in den Planeten und da man auch die Planeten nicht immer sieht, braucht der Betende für seinen täglichen Bedarf Bilder derselben, Götzenbilder. Dies auch der Standpunkt der Araber zu Muhammed's Zeit. Gleichwohl konnte nicht fehlen, dass diese Helfer und Vermittler dem ungebildeten Volke, wie auch anderwärts (z. B. im Christenthume Maria und die Heiligen) wichtiger wurden als die Urgottheit. Schon dass Saturn der gemeinsame Gott aller Araber war, macht es begreiflich, wenn die einzelnen Stämme ihren Stammesgottheiten und Schutzheiligen grössere Innigkeit der

Andacht entgegenbrachten. Es ist Muhammed's Werk den Cultus des höchsten Gottes in den täglichen Bedarf, und zwar mit Ausschluss und Läugnung aller Zwischenstufen wieder eingeführt zu haben.

Von grösster Bedeutung dabei ist der Vorgang jener vom Christenthume unberührten Sabier, die grösstentheils ihr Gebet nach der Kaaba zu Mekka richteten, also sicher auch die gleichfalls uralte Wallfahrt dorthin mitmachten. Nach heidnischem Gebrauche musste man beim Besuche der Kaaba nackt erscheinen; selbst Frauen waren hievon nicht ausgenommen, und nackt mussten die Pilger den siebenmaligen Umzug um die Kaaba vollenden. [1]) Viele Sabier hatten indess bereits auf die vermittelnden Götter verzichtet, und rühmt man sogar die Gründlichkeit der sabischen Beweise für die Einheit Gottes. Andererseits hatte das Bekenntniss der abrahamischen Sabier weit über Harân hinaus Anhänger gewonnen. Den Muhammed selbst nannte man zu Mekka einen Sabier. Als Inhalt ihrer Gesetzesrollen werden Sätze angegeben, die auch Lehrsätze Muhammed's geblieben sind. Wenn dazu die Nachricht kommt, dass die Sabier bereits die Pflichten des Fastens, Betens und Almosengebens kannten und übten; dass ihnen täglich dreimal ein Gebet mit Verbeugungen und Niederwerfungen vorgeschrieben war und keines zulässig, ausser im Zustande der Reinheit; dass auch ihre Reinigungsgesetze und Speiseverbote mit den muhammedanischen stimmen; dass sie einen ganzen Fastenmonat einhielten mit zweitägiger Festfeier am Schluss, — dann vermindern sich allerdings mehr und mehr die Eigenthümlichkeiten von Muhammed's Reform. [2]) Indess dürfen wir unter diesem Monotheismus der Araber, den man auch auf den Mosaismus des damaligen Arabien zurückzuführen versucht, uns nichts einbilden als einen ziemlich lockern Glauben an die Einheit Gottes; daran knüpften sich ausser den jüdischen auch christliche und heidnische Ceremonien, Theorien und Philosopheme. Von einer Einheitlichkeit des Glaubens war keine Rede. In dem einen Orte mochten die jüdischen, in dem andern die christlichen, heidnischen oder selbst parsischen Elemente vorherrschen. [3])

Wie sehr Muhammed's Lehre eine Nothwendigkeit geworden, geht daraus hervor, dass schon vor ihm eine Reihe von Männern

---

1) A. v. Kremer. A. a. O. S. VIII.

2) Julius Braun, *Gemälde der mohammedanischen Welt.* Leipzig 1870. 8° S. 2—12. Kremer sagt (A. a. O. S. IX): der *Ashurâ*-Tag war schon vor Muhammed ein Fasttag (den Sprenger mit dem jüdischen *Kipur* identifizirt) und die *Ramadân*fasten sind der christlichen Quadragesima nachgebildet, während die Waschungen und Prosternationen von einer jüdisch-christlichen Sekte oder von den Machinäern entlehnt zu sein scheinen. — So abweichend diese Deutung von jener Braun's klingt, so stimmen beide doch darin überein, dass sie die angeführten Einrichtungen als keine specifisch muhammedanischen erklären, sondern auf fremde Quellen zurückführen.

3) *Ausland* 1864. No. 33. S. 775.

zu Mekka und im benachbarten Taïf gegen das Götzenthum predigten. Solche Vorläufer Muhammed's waren der Dichter Omejja ibn Abi-s-Salt aus Taïf und Zayd ibn Amr, dessen Verse würdig neben den besten Stellen des Qorân stehen. An mannigfachen Ansätzen zur Reform fehlte es also nicht, und so lange Muhammed den Untergöttern nicht feindselig zu Leibe ging, fand er durchaus keinen Anstoss. [1])

Genau wie die Lehre Christi zielte der Islâm ursprünglich auf nichts weiter als auf eine Reform der schon bestehenden Glaubenssätze ab; ähnlich war es mit dem Buddhismus in Indien und der nämlichen Erscheinung begegnen wir später in der Reformation Luther's. Die Entstehungsgeschichte des Islâm lässt ferner klar erkennen, wie jede Religion etwas langsam Gewordenes, langsam Heranreifendes, sich langsam Entwickelndes ist. Kein Religionsstifter stellte sich von Anbeginn in Opposition zu den herrschenden Glaubenssätzen, Keiner behauptete etwas Neues ersonnen zu haben, Keiner beabsichtigte den Umsturz des Bestehenden, fast Jeder lebte in der Meinung die Rückkehr zum alten Glauben zu predigen, ein Phänomen, welches sich in dem sogenannten Altkatholicismus, richtiger Neukatholicismus unserer Tage noch deutlich beobachten lässt. Denn gerade wie ein materielles Instrument durch langen Gebrauch sich abstumpft, nützen sich auch sociale Institutionen und religiöse Ideen ab. Anfänglich handelt es sich bei den Reformatoren nur darum, das Instrument wieder in seinen alten Zustand zu versetzen; erst der Widerstand, den ihnen bei solchem Beginnen Jene entgegensetzen, die daran kein oder gar ein conträres Interesse besitzen, bringt sie in offenen Widerspruch und führt zu einer anfänglich nicht beabsichtigten Neuschöpfung, die aber bei strengerer Prüfung sich blos als das endlich an's Licht tretende Resultat einer Menge von lange verborgen wirkenden Ursachen ergibt. Man übersieht nämlich gerne, dass sowohl die Abnützung wie die Reform socialer Einrichtungen und religiöser Ideen absolut nothwendige Sta-

---

1) Julius Braun. A. a. O. S. 13—14. Sehr mangelhaft sind die Vorstellungen Draper's über die alten Araber. Das dem Islâm gewidmete Capitel (S. 246—263) ist sicher eines der schwächsten seines sonst vortrefflichen Buches. „*Ueber die Religion der vorislamischen Araber*“ hat der Leipziger Professor Ludolf Krehl ein Buch erscheinen lassen (Leipzig 1863. 8⁰), welches mir zwar nicht zu Gesichte gekommen, das aber im „*Ausland*“ 1863. S. 517 besprochen ist. Soviel ich daraus entnehme, ist auch Prof. Krehl der Meinung, dass der Monotheismus des Muhammed darum bei den Arabern so raschen Eingang gefunden, weil diese Gottesdienstart bei ihnen ursprünglich zu Hause und nur eine unter verschiedenen Hüllen verdeckte war. Damit stimmt im Wesentlichen auch A. Sprenger überein. Prof. Dozy in seinem denkwürdigen Buche „*Die Israeliten in Mekka*“, der die Verehrung der Kaaba und des schwarzen Steines und folglich alle Bestandtheile des Islâm den Juden vindicirt, geht wohl darin etwas zu weit, wenn er einen einzigen fremden Stamm, die Simeoniten, in Arabien Institutionen gründen lässt, die 1600 Jahre ohne geschriebene göttliche Urkunde fortlebten u. zw. in letzter Zeit unter Arabern vom reinsten Blute.

dien der Entwicklung sind, der sich gar keine Idee, wäre sie die erhabenste, entziehen kann. Dazu müsste ihr jene übernatürliche Kraft innewohnen, die sie nicht besitzt, ihr aber oft die moderne Phrase zuschreibt. Ein schärferes, unwiderleglicheres Argument für die Einbeziehung der menschlichen Geistesthätigkeit in die durchaus natürlichen Erscheinungen als diese die gesammte Entwicklungsgeschichte der Menschheit sich hindurch windende und selbst in den geringfügigsten Dingen nachweisbare Wandelbarkeit der Ideen lässt sich gar nicht denken. Hier stehen wir vor einer festbegründeten Thatsache, keiner Theorie, wie es die Wandelbarkeit der Arten heute noch ist, wenn auch die Zweifel daran täglich mehr schwinden.

Entwicklung und Wirkungen des Islâm.

Die Anfänge des Islâm haben eine so überraschende Aehnlichkeit mit jenen der Lehre Christi, dass es wirklich seltsam ist, die Letztere nur mit Bitterkeit, die Geburt des Islâm hingegen mit einer Objectivität schildern zu sehen,[1]) die, so däucht mir, in beiden Fällen gleich wohl anstünde. Ja, während an der Person Christi historische Zweifel erlaubt sind, Vieles von ihm Berichtete lediglich dichterische Ausschmückung Anderer sein kann, ist Muhammed eine fraglos historische Persönlichkeit und all' die ihm zugeschriebenen Wunder sind von ihm selbst behauptet und geglaubt worden. Gleich den christlichen Mönchen zog er sich in die Einsamkeit der Wüste zurück, der Betrachtung, Fasten und dem Gebete sich weihend. Hier fiel er Gehirntäuschungen zum Opfer, auf die zweifellos auch ein gut Theil der christlichen Wunder zurückzuführen ist. Diese Wunder, Erscheinungen, waren beidesmal Wahrheit, denn es sei wiederholt, Wahrheit und Wahrheit sind zwei sehr verschiedene Dinge. Die subjectiven Gesichte und Tonempfindungen, von denen Geisteskranke erregt und geängstigt werden, sind für sie Realität und doch eine ganz andere, als die Bilder und Töne, die man mit gesunden Sinneswerkzeugen wahrnimmt.[2]) Man vergesse aber nicht, dass Muhammed nicht Prophet geworden wäre, ohne eine krankhafte Anlage seines Körpers, die man als männliche Hysterie bezeichnet,[3]) und dass zugleich das Prophetenthum ein für semitisches Blut berauschender Gedanke ist.[4])

---

1) Z. B. Kolb in seiner *Culturgeschichte*.

2) Oscar Schmidt, *Descendenzlehre und Darwinismus*. Leipzig 1873. 8° S. 13.

3) A. Sprenger, *Leben und Lehre Mohammad's*. I. Bd. S. 207.

4) Julius Braun. A. a. O. S. 19. Auch Chwolson, *Die semitischen Völker*. S. 47 erklärt das Prophetenthum für eine Erscheinung, die fast nur bei Semiten vorkommt.

So wie Buddha und Christus wandte Muhammed sich zunächst an die unteren Volksschichten, welche in Folge ihrer geringeren Bildung sich von begeisterten Reden leichter entflammen lassen und dem Wunderglauben geneigt sind; gläubige Sklaven wurden losgekauft, um die Partei des Islâm zu stärken, wie dies in den ersten Tagen des Christenthums geschehen, wie Buddha's Lehre die unteren Kasten von dem auf ihnen lastenden Drucke zu befreien strebte; wie Buddha und Christus fand er allerdings bei den höheren Classen nur wenig Anklang, wie Buddha und Christus endlich sah er sich Verfolgungen ausgesetzt. Begreiflicherweise machte im Anfange seine Reformation gar keine oder nur äusserst geringe Fortschritte, erst allmählig und ganz wie das Christenthum in Folge der Anfeindung gewann sie an Bedeutung und Einfluss. Deutlich lassen sich im Qorân die drei verschiedenen Stellungen unterscheiden, die Muhammed nacheinander zu seinen Zeitgenossen eingenommen hat, und die nichts anderes, als drei logisch nothwendige Entwicklungsstadien sind, nämlich erst als Reformator, dann als Stifter einer neuen Religion, endlich als Gesetzgeber und Fürst. In gleicher Weise ist der Qorân langsam entstanden, kein Schriftstück aus Einem Guss, sondern voll der mannigfachsten Lesarten. Der Kampf mit dem Spott, womit ihn seine Gegner überschütteten, diente dazu, die noch sehr unfertige Lehre Muhammed's vollends auszubilden und zu festigen.

So wie die Reform Muhammed's eine allmählig herangereifte, keine in seinem Gehirn entstandene Originalidee gewesen, nahm auch seine Lehre in ihrer ersten Entwicklung schon fremde Elemente auf. Von anderwärts entlehnt sind nicht nur die dogmatischen Trümmer, sondern auch die Bräuche und Gesetze, die das Leben reinigen und veredeln sollen. Die Lehre von der Auferstehung des Fleisches ist altparsisch und liegt in den jüngeren und älteren Parsenschriften noch vor; auch assyrische Vorstellungen verschmähte er nicht. Mit dem Juden- und dem Christenthume kam er in frühzeitige Berührung und nahm Manches davon auf. Die Juden, zu Yathrib (gewöhnlich *Medina* d. h. „die Stadt" genannt) in ganzen Stämmen *(Beni Nadhir* und *Beni Kureiza)* wohnend und ihrer höheren Bildung wegen als Gegner gefährlich, suchte der Prophet durch Lob, Duldung und Zugeständnisse, wiewohl vergeblich, zu gewinnen, worauf dann bittere Verfolgungen kamen. Den Christen stand der Islâm zuerst eben so wenig feindlich gegenüber, musste sich aber von ihnen trennen, je schärfer er die Einigkeit gegenüber der christlichen Dreieinigkeit Gottes ausprägte. Ist auch die Dreieinigkeit eine Ueberkommniss der Heidenzeit, so verdient doch wegen ihrer Bekämpfung der Islâm, selbst auf so vielen heidnischen Bestandtheilen aufgebaut, keine besondere Bewunderung. Trotz ihrer Einheit Gottes haben die Muhammedaner es in der Civilisation nicht weiter gebracht, als die Christen mit der Dreieinigkeit. Auch darin ahmte Muhammed andere Systeme

nach, dass er drei alte Gottheiten des Heidenthums, die drei weiblichen Schicksalsgöttinen der Mekkaner: *Ozza*, *Manah* und *Lat* zu Engeln machte.

War Muhammed auch gewiss kein Betrüger, wie Manche wollen, gab er sich selbst auch nie für mehr denn einen Propheten Gottes (nicht für Gott selbst) aus, so nahm er doch für seine Offenbarungen den vollen Wunderglauben seiner Zeitgenossen und einen übernatürlichen himmlischen Ursprung in Anspruch; der Islâm steht in diesem Punkte um kein Haar höher als das Christenthum; schon der Prophet füllte die Welt mit Dämonen, Dschinn's und Iblys, die den christlichen Engeln und Teufeln ebenbürtig und nicht erst in späterer Zeit von der dichtenden Volksphantasie ersonnen. [1]) Die Ansicht, Muhammed habe die Stellung der Frauen wesentlich verbessert, [2]) beruht wohl nur auf Unkenntniss der früheren Zustände. Töchter galten nämlich bei den alten Arabern dermassen für ein Unglück, dass man vor Muhammed sie oft gleich nach der Geburt lebendig begrub. [3]) Die Aufhebung dieser Sitte allein ist Werk des Islâms, doch war ihm darin Zayd ibn Amr vorangegangen. Im Uebrigen war die Stellung der Frauen vor Muhammed durchaus keine gedrückte, vielmehr eine sehr freie, und ist es bei den Beduinen heute noch.[4]) Trotz der in den physiologischen Verhältnissen unter jenen Breiten begründeten Herrschaft der Polygamie genoss im arabischen Alterthume die Frau ein bedeutendes Ansehen; sie war nicht wie bei den Hellenen ein unglückliches Geschöpf, sondern spielte bei Kriegszügen, Friedensschlüssen eine einflussreiche Rolle und begeisterte, wie in der ritterlichen Gesellschaft, die Jünglinge zu Heldenthaten. [5]) Das Mädchen besass vollkommene Freiheit in der Wahl des Gatten, [6]) und Verführer der Unschuld fanden eine strenge Strafe; [7]) die Frau war dem Manne fast vollkommen gleichgestellt, [8]) endlich sehen wir vor dem Islâm Frauen als Dichterinnen glänzen. [9]) Diese Stellung des Weibes hat nun der Islâm keineswegs zu ihrem Vortheile verändert; wohl verbesserte er das Loos der muttergewordenen Sklavin, wenn er sie auch den wollüstigen Launen ihres Gebieters preisgab wie zuvor, prägte er die Stelle des Weibes in der Familie schärfer aus, stattete sie mit ausgedehnterem, rationelleren Rechte aus. Die

---

1) Dies scheint Draper A. a. O. S. 260—261 anzunehmen.

2) Kolb, *Culturgeschichte*. II. Bd. S. 110.

3) Julius Braun. A. a O. S. 33, dann Dr. Perron, *Femmes arabes avant et depuis l'islamisme*. Paris & Alger 1858. 8⁰ S. 167—170 führt die Gründe zu diesem übrigens mit den noch üblichen Menschenopfern zusammenhängenden Gebrauche an.

4) Jul. Braun. A. a. O. S. 61. Perron zeigt dies ausführlich in seinem Buche.

5) Perron. A. a. O. S. 75, 134.

6) A. a. O. S. 105, 114.

7) A. a. O. S. 151.

8) A. a. O. S. 202.

9) A. a. O. S. 261.

Beschränkung der Polygamie auf nur vier rechtmässige Frauen ist dagegen culturell durchaus unbedeutend. Die vom Islâm gewährten materiellen Wohlthaten sind jedoch an jedweden Ausschluss aus dem Reiche der Intelligenz geknüpft; [1]) der Harem ist freilich älter als der Islâm, dieser allein aber hat aus dem einstens freien Weibe eine Gefangene gemacht; er hat das altjüdische Gesetz erneut, welches Steinigung auf den Ehebruch setzt, und der Prophet selbst liess es mehrmals vollziehen. [2]) Von seiner Heirat mit Zeineb stammen die Gesetze zur Beschränkung der weiblichen Freiheit. [3]) Dies der Anfang jener Haremsgefangenschaft, die auf die weibliche Hälfte aller moslim'schen Staaten, und auf die männliche mit, so tief gewirkt hat und am Versinken in Unwissenheit und Trägheit, am Zurückbleiben hinter dem Abendlande wesentlich mit Schuld ist. [4]) Nicht der Polygamie, sondern der Haremsgefangenschaft — dies ist sehr zweierlei — ist diese Schuld zuzuwälzen. Mit ihr war die Bedeutung des Weibes vernichtet, sie von ihrer früheren Ebenbürtigkeit mit dem Manne in das Bereich der Sachen herabgedrückt. Sogar von der Moschee und den öffentlichen Gebeten schliesst der Qorân das Weib aus. Dass es seit dem Islâm keine Dichterinnen mehr gegeben, bedarf sonach kaum der Erwähnung. Die durch die Natur bedingte Unterordnung des Weibes ist wohl ein Merkmal aller Civilisation, aber vom Islâm in schärferer despotischerer Weise als irgend eine vollzogen. Dies die angebliche Verbesserung der Stellung der Frau durch Muhammed. Doch sei nicht verschwiegen, dass das arabische System für das weibliche Geschlecht weit entfernt war, drückend zu sein; sollen doch selbst Christenfrauen im Serail entzückende Zuflucht gefunden haben. [5]) Diese Behauptung hat nichts Auffallendes, wenn wir zunächst das materielle, sorgenlose Dasein im Serail in Anschlag bringen und erwägen, wie selbst ausgesprochene Gegner dieser Verhältnisse zugeben, dass wenigstens in der Gegenwart die muhammedanische Frau sich bei der uns so entwürdigend dünkenden Behandlung vollkommen glücklich fühlt, ja eine andere gar nicht dulden würde. [6])

---

1) Perron. A. a. O. S. 170.

2) Julius Braun. A. a. O. S. 60.

3) Sprenger, *Leben und Lehren Mohammad's.* III. Bd. S. 76. Weil, *Geschichte der islamitischen Völker.* S. 18.

4) J. Braun. A. a. O. S. 61.

5) Draper. A. a. O. S 255.

6) Moriz Lüttke, *Aegyptens neue Zeit.* I. Bd. S 156—157; einen guten Einblick in die Haremsverhältnisse gestattet das ganze Capitel. S. 134—171. Auch der Gräfin Nostitz: „*Helfer's Reisen nach Vorderasien und Indien*" bieten dem Culturhistoriker beachtenswerthes Material. Siehe auch Emmeline Lott, *The English governess in Egypt. Harem Life in Egypt and Constantinople.* London 1866. 8° 2 Bde.; dann H Frhr. v. Maltzan's „*Orientalische Haremstudien*" in der „*Neuen freien Presse*" vom 20. und 27. August 1873. — Prof. Sepp hält sich nach allen bisherigen Erfahrungen für berechtigt, der Ansicht: wenn die Polygamie beseitigt sei, würde auch die Frau im Morgenlande in

Wie die Polygamie fand der Islâm die Sklaverei vor, und er schaffte die eine so wenig ab als die andere. Nahm er sich gleichwohl des Looses der Sklaven mit Wärme an, so ist doch seine Thätigkeit um Milderung ihrer Lage kein Gegensatz zu jener des Christenthums, [1]) welches in gleicher Weise die Freilassung von Sklaven anstrebte und massenhaft zu Stande brachte. Die humanere Auffassung der Sklaverei seitens des Islâm übte aber die unerwartetste culturhistorische Wirkung; denn nicht nur wurden bei Eroberung fremder Länder viele der alten Einwohner als Sklaven verkauft, sondern auch, während im christlichen Abendlande bei steigender Gesittung die Bedrückung der Sklaven zu gänzlicher Beseitigung dieses Institutes führte, bewirkte ihr mildes Loos in den moslim'schen Ländern eben das Umgekehrte; es forderte die Gefühle der Menschlichkeit zu deren Befreiung nicht auf und schmiedete damit die unzerreissbarsten Ketten. Während das christliche Europa die Sklaverei längst überwunden und sogar deren mildere Form, die Leibeigenschaft, abgestreift hat, ist sie im muhammedanischen Oriente eine tief mit Religion und Gesittung verwachsene, nicht zu entwurzelnde Einrichtung. Demnach darf man mit Recht sich über Solche wundern, die in Einem Athemzuge so zu sagen es ganz natürlich finden, dass Muhammed die unbedingte Aufhebung des Instituts der Knechtschaft nicht gebieten konnte, [2]) das nämliche Vorgehen des Christenthums aber der herbsten Kritik unterziehen.

In den Moralgrundsätzen des Qorân waren die heidnischen Mekkaner bereits so sicher, dass Muhammed's eigene spätere Thaten nicht über, wohl aber tief unter ihrem Vorbilde stehen. [3]) Eben so wenig wie das Evangelium brachte der Qorân ein neues Moralgesetz zum Vorschein; seine moralischen Vorschriften stimmen vielfach mit den christlichen überein, ohne sie an Grossartigkeit zu erreichen. Genau wie das Christenthum, empfiehlt der Islâm den Gläubigen Redlichkeit, Treue, Wahrhaftigkeit, Mässigung und Mildthätigkeit, doch hat er in den eroberten Ländern eine moralische Besserung kaum bewirkt. [4]) Während bei den alten Persern die Lüge als grösste Schande und Ahriman selber als ihr Erzeuger galt, lügt überhaupt der heutige Perser „so lang als seine Zunge geht." [5]) In seiner Philosophie steht der Qorân unvergleichlich tiefer als die Schriften Çakjamuni's, in seiner Wissenschaft ist er völlig werthlos.

---

die ihr gebührende Stellung eingesetzt, ihren sittlichen Einfluss üben, zu widersprechen. Factisch sei die Polygamie im Oriente schon beseitigt, dennoch bestehe die Entfremdung zwischen Mann und Frau in der Oeffentlichkeit fort. (*Reisebriefe aus der Levante* in: *Beil. zur Allgem. Zeitung* No. 212 vom 31. Juli 1874 S. 3313.)

1) Kolb. A. a. O. II. Bd. S. 110.

2) A. a. O.

3) Julius Braun. A. a. O. S. 44.

4) Kolb, *Culturgeschichte* II. Bd. S. 112 behauptet eine solche Verbesserung.

5) J. Braun. A. a. O. S. 260.

Seine Astronomie, Kosmogonie, Physiologie sind kindisch, literarisch ist er den Büchern der Hebräer, der Bibel, untergeordnet, die er an Wissen nicht übertrifft. [1]) Aber der Qorân umfasst nicht nur das religiöse, sondern auch das bürgerliche Gesetz, und wie gross in dieser Hinsicht seine Mängel, zumal für die Bedürfnisse der Gegenwart, auch sein mögen, so ist immerhin das Buch bewundernswerth, das vom atlantischen Meere bis zum Tian-Schan und weiter als Gesetzbuch gedient hat und noch dient. [2]) Desshalb ist der Islâm unzweifelhaft, ähnlich wie das Christenthum für Europa, eine Cultursegnung für den arabischen Stamm und drüber hinaus geworden. Zunächst wurde Arabien selber von der Fremdherrschaft befreit; alle inneren Fehden infolge von Selbst- und Stammeshilfe, ewig Blut säend und immer neue Blutrache, diese vorwiegend semitische Erscheinung, [3]) erzeugend, sie fanden ihr Ende durch gemeinsames Gesetz und die oberste Entscheidung des Propheten. Wenn nachmals auch der unberechenbar alte Hass zwischen süd- und nordarabischen Stämmen wieder zum Ausbruche kam, so ist das nur ein Beweis, dass keine Religion der Welt im Stande ist, solch tiefgreifenden Volksleidenschaften ein Ziel zu setzen. [4])

Ausbreitung des Islâm.

Die Ausbreitung der muhammedanischen Lehre ging mit der Entwicklung des islâmitischen Staates Hand in Hand. Dazu that die Gewalt der Waffen zwar viel, aber nicht Alles, sondern es wirkten noch andere Umstände, darunter die socialen Verhältnisse der eroberten Länder mit, in so ferne dort das Christenthum unter dem Einflusse des Orientalismus von allem Anfange an heidnische Formen angenommen hatte; am schlimmsten stand es damit in Afrika und Asien, wo nichtarische Völker lebten. Nur bei dem arischen Volksthume aber hat das Christenthum eine civilisatorische Wirkung ausgeübt. Wo immer es sonst Wurzel fasste — und dies ist nur selten geschehen — ist es zum leeren Formelwesen, zur Verzerrung der eigentlichen Lehre geworden, mit allen ihren Nachtheilen ohne ihre Vorzüge; [5]) man blicke auf das koptische Christenthum der Gegen-

1) Draper. A. a. O. S. 258—259.

2) J. Braun. A. a. O. S. 80.

3) Chwolson. A. a. O. S. 54. und setzt hinzu: „manchen anderen Racen ist sie zwar nicht ganz unbekannt, aber bei den Arabern wurde sie gewissermassen in ein Rechtssystem gebracht und es gibt bei ihnen noch jetzt mündlich sich fortpflanzende Gesetze der Blutrache.“ — Der Blutrache bei den Hellenen wurde schon an gehöriger Stelle erwähnt. Siehe über dieselbe in Südarabien: Br. Maltzan, im „*Globus*“ XXI. Bd. No. 8 S. 122—124.

4) J. Braun. A. a. O. S. 78—79.

5) Ich gestehe gerne als Ausnahme zu: die ugrischen Bewohner Finnland's, die gleichfalls ugrischen Magyaren und die iberischen Basken, wofür sich der geneigte Leser die Gründe leicht selbst sagen kann.

wart. [1]) Für diese Völker war der Islâm entschieden das Passendere, weil Einfachere. Wie sehr dies der Fall, lehrt die Jetztzeit. Der Islâm ist kein kranker Mann, er gedeiht und macht, ohne Missionäre und ohne Schwert, Fortschritte im Innern Afrika's, wo er sich unter den Negervölkern unbestritten als Culturreligion erweist. Er ist eben das für jene Völker und Himmelsstriche tauglichste Glaubensbekenntniss. Klug behielt er die Polygamie bei, welche in jenen Breiten der Anforderung der Natur entspricht, während das Christenthum sie verdammt. Keine Gesetze, weder politische noch religiöse, vermögen jedoch den Bedürfnissen der Menschennatur absolutes Schweigen zu gebieten; im besten Falle werden sie umgangen und die Landessitte sanctionirt was das Gesetz verbietet, wie in den christlichen Ländern des tropischen Amerika geschieht. Nichts natürlicher daher, als dass die Asiaten und Afrikaner mit offenen Armen einen Glauben aufnahmen, der ihnen aus der Befriedigung natürlicher Regungen kein Verbrechen machte, und gewiss sicherte die Vielweiberei die Eroberung; ihre unwiderstehliche Wirkung in Befestigung der neuen Ordnung der Dinge ward bald offenbar; die grossen Familien, welche die Polygamie stiftete, drängten in den Lauf weniger Jahre Ereignisse zusammen, zu deren Vollbringung es sonst vieler Generationen bedurft haben würde. Die Kinder rühmten sich ihrer arabischen Abkunft und wurden, angeleitet die Sprache der Eroberer, ihrer Väter, zu sprechen, in jeder Beziehung Araber. In wenig mehr als einer einzigen Generation sprachen die Kinder des hamitischen Nordafrika arabisch. [2]) Der Versuch, in Westeuropa festen Fuss zu fassen, misslang; von vorübergehenden Besitzungen im südlichen Italien abgesehen, blieben die Araber auf Spanien beschränkt, wo eine nichtarische, die iberische Race, den Grundstock der Bevölkerung bildete; und selbst hier gelang es später dem mit den arischen Germanen eingedrungenen Christenthum den Islâm auszutilgen, woran in Afrika und Asien nicht gedacht werden kann. Die christlichen Reiche in Asien zur Zeit der Kreuzzüge sind spurlos verschwunden, ohne einen wahrnehmbaren Einfluss auf Bevölkerung und Cultur jener Himmelsstriche ausgeübt zu haben, die heute muhammedanischer sind denn je, wie die modernen Christenverfolgungen in Syrien, die erst kürzlich gelöste Schwierigkeit, in das Ostjordanland Palästina's zu dringen, zur Genüge darthun. So gering man von dem oströmischen Kaiserthum in Constantinopel denken mag, so sehr dort das arische Volksthum mit fremden Bestandtheilen versetzt war, es behielt dennoch die Kraft, dem Islâm selbst in seinen siegreichsten Tagen zu widerstehen, eine Kraft, die es bis heute bewahrt hat. Denn als endlich das Reich zusammenbrach und die

---

1) Siehe dessen Charakteristik bei Lüttke, *Aegyptens neue Zeit.* III. Bd. S. 334—379.
2) Draper. A. a. O. S. 252, 255—256.

Lehre des Propheten nach Constantinopel gelangte, war dies ein Sieg nicht des arabischen Semitismus, sondern des hochasiatischen Türkenthums. Und auch diesem gelang es nicht, den Islâm auf die arische Menge zu übertragen; in der Türkei der Gegenwart sind die Muhammedaner die enorme Minderzahl und fast ausschliesslich auf das türkische Element beschränkt. Die arischen Griechen und Slaven, die Majorität der Bevölkerung, hangen fest am Christenthume. Nur die muhammedanischen Skipetaren (Albanesen) und die numerisch wenigen muhammedanischen Bosnier bilden Ausnahmen, die wohl als Bestätigung der Regel dienen.

Ich möchte nun nicht im Vorhergehenden die Lehre aufstellen, dass jede Race ihre eigene Religion habe, oder dass jede Religion nur unter einem gewissen Himmelsstrich gedeihen könne, denn beiden Behauptungen widersprechen die Thatsachen. So hat sich der Islâm gleichmässig über Semiten, Hamiten und Turkvölker verbreitet, ja selbst die ostarischen Perser und Hindu ergriffen, deren nördlichste Grenze freilich fast mit jenem Breitengrade abschliesst, der die Südgrenze der europäischen Indogermanen bezeichnet. Bei der hochasiatischen oder mongolischen Race finden wir dagegen den Islâm, den Buddhismus, die Lehren des Con-fu-tse und Lao-tse nebst dem groben Schamanismus in Uebung. Eben so kräftig möchte ich gegen die in neuerer Zeit beliebt gewordene Meinung von der Einheit der Religionen [1]) mich verwahren. Sind jedoch Racengrenzen

---

1) Dass der Wissenschaft mit geistreichen *a priori* aufgestellten Hypothesen, wie jener, die schon jetzt die Einheit aller Religionen nachweisen will und die Vêda als deren älteste Urkunde bezeichnet, nicht gedient, hebt mit Recht Alfred von Kremer (A. a. O. S. VI) hervor, den eine Autorität wie Alois Sprenger den „besten Kenner des Orients“ nennt. (*Ausland* 1868 No. 49 S. 1153.) Das wichtigste neuere einschlägige Werk ist jenes von Ernst v. Bunsen, „*Die Einheit der Religionen im Zusammenhange mit den Völkerwanderungen der Urzeit und der Geheimlehre.*“ Berlin 1870. 8⁰ 2 Bde Von demselben Verfasser stammt: *The hidden Wisdom of Christ and the key of knowledge or history of the Apocrypha.* London 1864. 8⁰ 2 Bde., worin er die persischen Einflüsse auf die Israeliten und nachzuweisen sucht, dass während der babylonischen Gefangenschaft die Hauptelemente der persischen Religion dem mosaischen Grundstock aufgepropft wurden. R. Brown jun.'s *Poseidon: a link between Semite, Hamite and Aryan; being an attempt to trace the cultus of God to its sources.*“ London 1872, ein durchaus misslungenes Werkchen, nenne ich nur der Vollständigkeit halber. — An einen gemeinsamen Ursprung der europäischen Mythologien, deren Quelle er in den Vêdas erblickt, glaubt ferner George W. Cox, *The Mythology of the Aryan nations.* London 1870. 8⁰ 2 Bde. Mit eben solcher Vorsicht ist noch die Einheit der Sage anzunehmen. Den bedeutendsten Versuch hat in dieser Richtung Jul Braun mit seiner „*Naturgeschichte der Sage*“ München 1864. 8⁰ 2 Bde. gemacht, deren Quelle er überall auf Aegypten zurückführt. Da ich mich auf den leider verstorbenen, mir persönlich bekannten jungen Forscher wiederholt berufe, so muss ich erklären, dass, wenn auch nicht immer in den Resultaten, ich doch in der Methode ihm völlig beistimme. Braun legte ein Hauptgewicht auf die naturwissenschaftliche Methode bei Behandlung mythologischer Fragen, und darin hatte er vollkommen Recht. Dass er mitunter irrige Schlüsse zieht, Ungehöriges zusammenstellt, ändert an der Richtigkeit der Methode nichts. Sehr lehrreich ist es heute eine in der Berliner „*Nationalzeitung*“ 1865 oder 1866 erschienene Besprechung seines Buches aus der

nicht, wie man vielfach mit eigensinnigem Vorurtheile festzuhalten sucht, auch Ideengrenzen, waren sie dies weder vor noch nach dem Christenthume, so ist doch nicht minder wahr, — was durchaus kein Widerspruch — dass kein Volk die seiner Race gezogenen geistigen Grenzen überschreiten kann. [1]) Nur dadurch lassen sich die obigen Erscheinungen erklären; oder sollte es blosser Zufall sein, dass das Christenthum ausschliesslich bei den Indogermanen, der Islâm vorwiegend bei Nichtariern gedeiht, dass die arischen Perser gerade Schiiten sind, und in der christlichen Kirche der Protestantismus lediglich auf die nördlicheren germanischen Länder beschränkt blieb, der Katholicismus bei den südlichen Romanen den meisten Anklang fand, während die östlichen Slaven dem griechischen Schisma anheimfielen?

Die Eroberungen der Araber.

Die Geschichte des Islâm ist mit den Eroberungen der Araber innig verwachsen. Schon der Prophet war am Abende seines Lebens Fürst und Gesetzgeber, schon er begann dem Islâm mit bewaffneter Hand Bahn zu brechen. Obwohl Muhammed dem alten Yathrib den Namen *al Madyna* (Medina), welches die Stadt und auch der Rechtsstaat heisst, gegeben hat, so war seine Gemeinde doch nichts weiter, als eine Räuberbande. [2]) Muhammed reducirte seinen Antheil an der Beute als Schirmherr auf ein Fünftel und führte grössere Centralisation ein — die Raubplane wurden von ihm selbst entworfen oder gutgeheissen. Seine Bande unterschied sich von anderen in so fern, als wenigstens in letzter Zeit die Verbreitung des Glaubens das Hauptmotiv der Expeditionen war, und wie bei Karl d. Gr. Politik und religiöser Eifer Hand in Hand gingen. Von unseren Armeen unterschieden sich die arabischen Horden auch später, als sie Syrien und Aegypten eroberten, wesentlich: sie erhielten keinen Sold, nicht einmal die Waffen von der Regierung, sie waren nicht disciplinirt, bildeten keinen eigenen Stand, gingen keine Capitulation ein, stellten sich aus freiem Antriebe unter die Fahne, folgten ihren

---

Feder eines Dr. Gustav Behncke zu lesen. Der Recensent eifert gerade gegen die naturwissenschaftliche Methode Braun's, deren Anwendung auf die Sprache er schaalen Materialismus nennt. Wie ganz anders denkt doch die Wissenschaft jetzt, wo die Sätze Laz. Geiger's: „die Sprache hat die Vernunft erschaffen; vor ihr war der Mensch vernunftlos“ (*Ursprung der Sprache* S. 141) und August Schleicher's: „Die Glottik, die Wissenschaft der Sprache ist eine Naturwissenschaft“ (*Darwin'sche Theorie und Sprachwissenschaft*. 2. Aufl. S. 7) zum Gemeingute aller Gebildeten geworden sind.

1) Chwolson. A. a. O. S. 54.

2) Ich folge im Nachstehenden den Ansichten Sprenger's, wie er sie anlässlich des Kremer'schen Buches: „*Die herrschenden Ideen des Islâms*“ und in Uebereinstimmung mit diesem niedergelegt hat im *Ausland* 1868 No. 49 S. 1153—1157.

Führern aus Vertrauen und Anhänglichkeit, und der moralische Druck der öffentlichen Meinung war fast die einzige Macht, welche sie in Schranken hielt. Der Islâm erlaubte ihnen einig zu sein und gab ihrem Streben Weihe, aber das wahre Band der Einheit war Gemeinsamkeit der Interessen und ihr Zweck war sich durch Beute zu bereichern; diese freien kühnen Krieger waren Räuber wie ihre Väter. Es fehlte nicht an enthusiastischen Gläubigen und sie übten auch den grössten Einfluss; aber für die Mehrzahl war Religion nur eine willkommene Selbsttäuschung, welche sie in den Stand setzte, mit Bewahrung der Würde des Stammes, in welchem bei den Arabern das Individuum aufgeht, sich zu gemeinsamer Action zu vereinigen.

Wie alles Grosse in der Welt war auch Muhammed's Umkehkehrung Arabien's nicht die Sache eines schlauen, von vorne angelegten Planes; aus dem Glaubensprediger ward nothgedrungen ein Eroberer und Staatengründer. Nachdem er in Medina weltliche Macht errungen, gebot er über ganz Arabien und streiften seine Horden selbst in die Gebiete der Perser und Byzantiner, fassten sie in Syrien und am Euphrat festen Fuss. Das Hauptverdienst um die Gründung des moslim'schen Staates gebührt aber dem Omar. Nach Muhammed's Tod 632, blieb die geistliche und weltliche Macht in der Person des Chalyfen vereinigt, der sich in der Folge in den *Emir Almumenim* (Fürst der Gläubigen) verwandelte. Schon der erste Chalif, Abu Bekr, führte seine siegreichen Haufen nach Damaskus und eroberte das Reich Hira im Iraq, dann Gaza sammt den umliegenden Ländern. In die Regierung Omar's fällt die Eroberung von Persien bis Chorassân, Syrien, Palästina, Phönikien, Mesopotamien, Armenien und Aegypten, welche sein Nachfolger Osman vollendete; kaum dreissig Jahre genügten, eine halbe Welt unter das Joch des Islâm zu beugen.

Ein Volk von Träumern kann nur durch Träumer zusammengehalten und angetrieben werden. Die Religionsform ist es, die im Orient den Menschen an den Menschen bindet, und so oft eine neue religiöse Idee, das Höchste und Heiligste, was die menschliche Einbildungskraft beschäftigt, gläubig aufgenommen, die Gemüther erhitzt, sind sie fähig, sich zu gemeinsamer Thätigkeit aufzuraffen. Diese Sätze sind schon von Ibn Chaldun, dem grossen Geschichtsschreiber der Araber, ausgesprochen und durch die Geschichte bewiesen worden. Trotz des religiösen Enthusiasmus der Araber konnte die Ausbreitung des Islâm, theilweise wenigstens, nicht ohne heftige Kämpfe vor sich gehen. Am hellsten entbrannte der Streit in Persien, dessen Herrscher unter Chosru Nuschirwan erst vor Kurzem den Byzantinern ihre schönsten Provinzen in Asien entrissen hatte. Hier stiessen die arabischen Schaaren auf eine fremde, arische Race, auf ein uraltes Cultsystem, auf die Lichtreligion der Magier, dem Islâm an innerem Werthe ebenbürtig, wahrscheinlich überlegen. Hier nahm desshalb

der Kampf gar bald die Formen des Racenkampfes, nicht blos des Religionskrieges an. Auch die Araber erkannten dies und während sie anderwärts zwischen der Annahme ihres Glaubens und dem Tribute wählen liessen, heischten sie hier mit grösster Strenge die Ausrottung der alten Gesetze, Religion und Sitten, kurz die Vernichtung jener uralten Civilisation, die zum Theil noch ein Erbgut der Zeitgenossen Zarathustra's war. Wohl vermochte endlich nach langem, heftigen, nicht stets unglücklichen Widerstande die Gewalt der Eroberer der Sassaniden-Dynastie ein Ende zu machen, ihre Cultur zu zerstören, eine völlige Unterjochung ganz Persiens gelang nie. Musste wohl nothgedrungen die Mehrzahl Bekehrung wählen, so gab es doch noch im X. Jahrhundert kleine Reiche sassanidischer Prinzen, wo eifrige Anhänger der altpersischen Regierungsform und Gesetze ihre Verfassung, Religion und Sitten retteten und unabhängig fortlebten; andere begaben sich nach der Insel Ormus, von da weiter nach Din und im Laufe der Zeit nach Gudscherat. Dort in Indien leben diese Nachkommen der sassanidischen Perser als Guebern oder Parsis ohne alle Vermischung mit den Landeseingebornen noch heute fort, und ein genaues Studium ihrer Sitten, Anschauungen und Schriften, eine Würdigung ihrer hervorragenden geistigen Stellung im heutigen Indien gestattet einen Rückschluss auf die persische Cultur der Sassanidenzeit. Allgemein unterschätzt man sie ebenso, wie jene ältere, woran das noch ziemlich rohe Hellenenthum[1]) seine ersten Sporen verdiente.

Fast gleichzeitig mit der Eroberung Persien's erfolgte die Ausdehnung der Araber über Nordafrika. Aegypten ward schon 638 von Amr-ibn-el-Asi, gewöhnlich kurz Amru genannt, angegriffen und zum Besitz des Chalyfats des Omar geschlagen. Seit der Unterjochung des Landes ergoss sich in dasselbe ein unaufhaltsamer und lange fortfliessender Strom arabischer Einwanderer, die bald das numerische Uebergewicht über die einheimische Bevölkerung erlangten. Wenn es ihnen dabei glückte, letztere nach und nach beinahe ganz in sich aufzunehmen und mit sich zu verschmelzen, so wirkte dazu der massenweise, theils freiwillige, theils gewaltsam erzwungene Uebertritt der Aegypter zum Islâm mit, der hier um so leichteren Eingang fand, als das christliche Aegypten fast nur monophysitische Bekenner zählte, die mit dem Dogma der byzantinischen Kirche über die verschiedenen Naturen Christi in Widerstreit standen. Hauptsächlich freilich wurde die Ausbreitung des Muhammedanismus durch den Nachdruck der weltlichen Gewalt entschieden.[2]) Mit dem Uebertritt

---

1) *Les vainqueurs, assez peu civilisés encore, de Marathon et des Thermophyles, ne passent plus précisément pour avoir sauvé la civilisation.* (Jules Soury: *L'Asie Mineure.* A. a. O. S. 926.)

2) Stephan, *Das heutige Aegypten.* Leipzig 1872. 8° S. 257—258.

war eine Hauptschranke gefallen, die sich einer innigeren Vermengung der Volksstämme entgegengestellt hatte und der Mischungsprocess ging so gründlich vor sich, dass daraus eine Generation entstand, in welcher die Elemente des alten Aegypterthums — bis dahin erhalten — nur noch sporadisch zu erkennen sind. Was die Einwanderungen der Israeliten und Aethiopen, was die Eroberungen der Hyksos und Perser, was die Herrschaft der Griechen und Römer, was der geistige Einfluss des Christenthumes nicht vermocht und nicht gewollt hatten, das brachten der Islâm und die Araber fertig: nämlich alle Dinge, welche das ägyptische Volk zum ägyptischen machten und welche es durch die Jahrtausende ziemlich unversehrt hindurchgerettet hatte, bis auf einen geringen Rest zu zerstören und verschwinden zu machen, eine uralte Nationalität und Civilisation einer fast vollständigen Vernichtung und Vergessenheit zu überliefern.[1]) Aegypten ist ein leuchtendes Beispiel für die Wichtigkeit der ethnologischen Wandlungen, welche in diesem Falle, wie in manchen anderen, allein den Umschwung des dortigen Culturganges erklären. Die in Aegypten eingetretene Wendung wird durch keines des Schlagworte vom Regierungssystem, der Religion, vom Pfaffenthum, der Aristokratie oder der unterdrückten Volksrechte abgethan; das ethnische Moment allein löst die Frage.

Von Aegypten aus sollte das übrige Afrika unterworfen werden, doch ruhte diese Eroberung bis zu den Jahren 646 und 667; doch gelang es den Arabern noch nicht, sich zu behaupten; dies konnten sie erst zwischen 692—698, nach schweren Kämpfen mit den Byzantinern, den damaligen Herren der nordafrikanischen Gestade; von hier aus drangen sie 710 nach Spanien. Mit den Eroberungszügen der Araber kamen indess nur Krieger und einzelne Familien arabischer Abkunft nach Nordafrika, welche sich in den Städten, hie und da auch in einem befestigten Castell niederliessen, aber das ganze Flachland, das Gebirge und die Sahara blieben in den Händen der autochthonen Berber. So ist es eine gewöhnlich übersehene Thatsache, dass bis zum Jahre 1050 unserer Zeitrechnung Nordafrika mit Ausnahme der Städte nur von Berbern bewohnt wurde.[2]) Bis um die Mitte des XI. Jahrhunderts bildeten sie verhältnissmässig civilisirte Staaten mit berberischer Bevölkerung und unter berberischen Dynastien. In Tunesien herrschten die Ziriden, in den Provinzen Constantine und Algier die Hammaditen, in Marokko die Almoraviden, alle drei Dynastien vom Stamme der Sanhadscha, der damals sich der höchsten Blüthe und Macht erfreute.[3]) Unter seinen Berberfürsten war Nordafrika

1) Lüttke, *Aegypten's neue Zeit.* I. Bd. S. 12—14.

2) H. B. Maltzan, *Der Völkerkampf zwischen Arabern und Berbern in Nordafrika.* (*Ausland* 1873 No. 23 S. 446)

3) Maltzan. A. a. O. S. 447—448.

ein blühendes, civilisirtes Land, wie die Berichte der pisanischen, genuesischen und venetianischen Kaufleute aus dem Mittelalter bekunden.[1]) Erst in der genannten Epoche fand die mächtige arabische Einwanderung statt, welche den Bevölkerungsverhältnissen und damit zugleich der Culturentwicklung in Nordafrika neue Gestaltung gab. Ein zweites Beispiel also von der Bedeutung des Racenmoments in der Culturgeschichte! Die Eroberung Nordafrika's im VII. Jahrhundert beschränkt sich culturhistorisch demnach auf die Annahme des Islâm durch die Berber, die von jeher eine ausserordentliche Neigung zur religiösen Sonderstellung hatten und die Stiftung jeder neuen Secte mit Enthusiasmus zu begrüssen pflegten. Sie hatten sich seinerzeit leicht zum Christenthume bekehrt, dann als Christen dem Donatismus, den Circumcellionen und jeder vom Katholicismus abweichenden Lehre gern fanatischen Vorschub geleistet; eben so liessen sie sich zum Islâm bekehren,[2]) freilich nicht ohne zuvor den neuen Bedrückern den heftigsten Widerstand entgegenzustellen. Diesen Uebergang erleichterte die von den Vandalen eingeschleppte Lehre des Arius, wonach Christus nicht als gottgleich zu achten — eine Lehre, die bereits viel Boden gewonnen und mit der moslim'schen Fassung zusammentraf. Trotzdem machte sich der Racenhass alle Augenblicke Luft durch blutige Aufstände der berberischen Bevölkerung gegen die arabischen Statthalter, welche Namens des Chalyfats Nordafrika regierten.[3]) Kein Jahrhundert war verflossen, als ein Theil des Landes nach dem andern dem Chalyfat auf immer entrissen und eine unabhängige Dynastie nach der andern gegründet ward. So entstand 789 die Herrschaft der Edrisier in Maghreb, wohin die Araber überhaupt nie als Ansiedler gelangten, im J. 800 jene der Aghlabiten von Tunis bis Aegypten und 877 jene der Tuluniden in Aegypten selbst.

In Spanien herrschten zur Zeit seiner Eroberung durch die Araber westgothische Fürsten.[4]) Anfangs lebten die Landeseingeborenen neben den, natürlich nur die Minorität, den Adel bildenden Westgothen wie zwei verschiedene Nationen, jene nach römischem, diese nach germanischem Gesetz, jene orthodoxe Christen, diese Arianer. Wie anderwärts unterlag aber auch hier der Arianismus, siegte end-

1) A. a. O. No. 24. S. 474.

2) A. a. O. No. 23. S. 448.

3) Näheres über die Geschichte Nordafrika's siehe bei H. Fournel, *Etude sur la conquête de l'Afrique par les Arabes et recherches sur les tribus Berbères qui ont occupé le Maghreb central.* Paris 1857. 4°. Ein älteres Werk, aber immerhin noch brauchbar ist Cardonne, *Histoire de l'Afrique et de l'Espagne sous la domination des Arabes.* Paris 1765. 3 Bde. Deutsch von Fäsi. Zürich 1770. 8°.

4) Siehe darüber: J. Aschbach's „*Geschichte der Westgothen*" und Felix Dahn's „*Die politische Geschichte der Westgothen.*" 1871. Quellenschrift ist Isidorus Hispalensis († 636), *Historia seu Chronicon Gothorum* (176—628) ap. *Hisp. illustr.* ed. Schott. III. T. p. 847 ff.

lich der Katholicismus. Wir werden sicher nicht fehl gehen in der Annahme, dass hierzu die Ueberlegenheit der Unterjochten, der Erben und Träger der altrömischen Civilisation, über die rohen Westgothen wesentlich beitrug. Es wiederholte sich hier die Erscheinung, dass die Sieger die höhere Cultur der Besiegten annahmen. Kein Wunder daher, wenn die Gothen selbst bald in das Joch der Geistlichkeit geriethen. Die nämlichen Ursachen, welche die Zustände im Reiche der Merowinger herbeiführten, wirkten auch hier und erzielten gleiche Resultate. Als der Islâm, durch innere Zwistigkeiten der gothischen Grossen herbeigerufen, über die Meerenge von Gibraltar setzte, wird der Zustand Spanien's ziemlich trostlos geschildert. Verblüht war die germanische Tapferkeit unter dem trägen hispanischen Himmel, der Adel verweichlicht, der Krieger der Führung der Waffen entwöhnt, der Bürger verarmt, der Sklave hartgedrückt. Im Nu fiel der grössere Theil der Halbinsel den Semiten zur Beute; die eingeborne Bevölkerung erblickte in ihnen mit Recht Befreier vom germanischen Joche, tauschte aber freilich nur einen Herrn gegen den anderen ein. Ihre Räubernatur verläugneten die Araber auch in Spanien nicht, wie ihr Benehmen bei der Einnahme von Toledo zeigt. Indess eroberten sie nie ganz Spanien, sondern nur die südlichen Provinzen; in den nördlichen erhielt sich immer ein westgothisches Reich, jenes von Oviedo oder Asturien, zu dem bald ein fränkisches in dem nordöstlichen Theile, Navarra und Arragonien sich gesellte. [1]) Das arabische Spanien wurde dem Chalyfenthrone einverleibt und durch Statthalter regiert; allein die Abhängigkeit konnte nicht lange erhalten werden; so wie in Nordafrika erhob sich kaum vierzig Jahre nach der Eroberung in Spanien ein selbständiges arabisches Reich.

Am spätesten erreichten die Araber Sicilien und Unteritalien. Es ist eine feststehende Thatsache, dass die Insel Sicilien, die man bis in die neuere Zeit für ununterbrochen romanisch erachtet hat, nicht vor dem XIII. Jahrhundert italianisirt worden ist. [2]) Bis dahin sprach das Land fast ausschliesslich griechisch [3]) und darauf arabisch. Die arabische Eroberung Siciliens ging erst von den oberwähnten Aghlabiten aus, war jedoch nicht so leicht wie jene Spaniens, denn hier stiess man nicht auf entnervte Germanen, sondern auf byzantinische Truppen, bei welchen sich die Moslime auch anderwärts nicht eben

---

1) Siehe Jos. Aschbach, *Geschichte der Ommajaden in Spanien nebst einer Darstellung des Entstehens der spanischen, christlichen Reiche.* 1830. 2 Thle, dann Dozy, *Histoire des Musulmans d'Espagne.*

2) Diese Thatsache wurde festgestellt durch M. Amari, *Storia dei Musulmani in Sicilia.* Firenze 1854—72. III. Bd. S. 218 und Otto Hartwig, *Einleitung* zu Laura Gonzenbach, *Sicilianische Mährchen, aus dem Volksmunde gesammelt mit Anmerkungen* Reinhold Köhlers. Leipzig 1870. 8⁰ 2 Bde. I. S. 24—50.

3) Die griechische Civilisation der Insel ist auch vortrefflich hervorgehoben be i G. F. v. Hoffweiler, *Sicilien. Schilderungen aus Gegenwart und Vergangenheit.* Leipzig 1870.

viele Lorbeeren geholt haben. Im Jahr 831 wurde der Islâm nach einjähriger Belagerung Herr in Palermo, erst 879 in Syrakus. Der härtere Widerstand hatte auch grössere Erbitterung zur Folge, denn bei der Einnahme Taormina's (902) wurden alle dahin geflüchteten Christen sammt der Besatzung niedergemetzelt. [1])

Folgen der Eroberung auf Religion und Kriegswesen.

Die so zu sagen plötzliche colossale räumliche Ausdehnung der arabischen Völker war naturgemäss für sie, wie für die Länder, mit denen sie in Berührung kamen, von religiös und staatlich gleich bedeutsamen Folgen. Ich will diese in Kurzem auf religiösem Gebiete erörtern. [2]) Man darf dabei nimmer ausser Acht lassen, dass die Araber anfänglich theilweise nur rohe Stämme waren, durch Beutegier und Eroberungslust vereinigt. Syrien und Babylonien, dem Machtgebote des Chalyfen zuerst unterworfen, befanden sich dagegen seit dem höchsten Alterthume im Besitz einer vorgeschrittenen Civilisation. Die Araber traten also plötzlich in Berührung mit einem ihnen ganz unbekannten geistigen Elemente, dessen volle Macht sie kaum zu ahnen vermochten.

In Syrien stellte sich dem Islâm ein durch eine lange Reihe dogmatischer Streitigkeiten künstlich ausgebildetes und dialektisch begründetes Religionssystem entgegen. In Babylonien lebten neben einander verschiedene alte Culte in gegenseitiger Toleranz, eine der besten Seiten der altheidnischen Glaubensformen. Aus dem gewaltsamen Zusammenstosse des Islâm mit solchen alten Glaubenslehren ergaben sich zahlreiche neue Verbindungen, geistige Kämpfe und Ideenumwandlungen, von hoher Wichtigkeit für die fernere Religionsgeschichte des Orients. Wenn man versucht, auf sehr unsichere historische Zeugnisse hin, die ersten Secten der christlichen Kirche auf Uneinigkeiten unter ihren Gründern zurückzuführen, wenn man die vielfachen Spaltungen ihrer Jugendzeit ihr zum Vorwurfe macht, so dürfen ähnliche Vorwürfe dem Islâm nicht erspart werden. Auch darin stand er nicht höher als das Christenthum, auch er ward von allem Anfange an durch zahlreiche Secten zerrissen. Und da ihr Entstehen lehrt, wie Idee sich an Idee entzündet, so wird es wohl erlaubt sein, auch für die christlichen Secten ähnlichen Ursprung zu vermuthen: die Berührung mit älteren Glaubenskreisen. Ist es doch ausgemacht, dass das Christenthum grossentheils auf altchaldäischen

---

1) Jul. Braun. A. a. O. S. 334.

2) Ich folge dabei fast ausschliesslich dem eminenten Werke Alfr. v. Kremer's: *Geschichte der herrschenden Ideen des Islâm's.* Leipzig 1868. 8⁰ und seinen „*Culturgeschichtlichen Streifzügen auf dem Gebiete des Islâm's.*" Leipzig 1873. 8⁰.

Vorstellungen fusst.[1]) Nun sollte es seinerseits zur Sectenbildung im Islâm Veranlassung geben.

Mit dem Christenthume nämlich trat der Islâm zuerst in nähere Beziehungen und zwar zu Damascus, wo damals eine bedeutende Schule der morgenländischen Kirche blühte. Die Chalyfen jener Zeit legten noch grosse Toleranz gegen Andersgläubige an den Tag; Christen hatten nicht blos freien Zutritt bei Hof, sondern bekleideten auch die wichtigsten Vertrauensposten. · Es mussten sich hieraus vielfache Berührungspunkte ergeben. In den Verhandlungen mit den dialektisch fein geschulten griechischen Theologen lernten die Araber zuerst die später von ihnen so hoch geschätzte Kunstfertigkeit der Beweisführung und erhielten die erste Einsicht in die dogmatischen Spitzfindigkeiten, worin die byzantinische Gelehrsamkeit schwelgte. Auf diese Art allein ist die überraschende Aehnlichkeit zu erklären, die wir in der Anlage und Gliederung der byzantinisch-christlichen und der islamischen Dogmatik bemerken. Aus diesen Controversen entstanden die ersten religiösen Secten des Islâms: die Morgiten und Kadariten (Motaziliten). Die milden, heiteren und trostreichen Ueberzeugungen der Morgiten im Gegensatze zu der Furcht und dem Schrecken, der die erste Generation der rechtgläubigen Muhammedaner erfüllte, stimmen überraschend zu den Lehren des eben zur Zeit des Entstehens dieser Secte in Damascus thätigen und in hohem Ansehen stehenden Johannes von Damascus. Vieles von den Ansichten der Morgiten, bei den ältesten Religionshistorikern der arabischen Literatur als diejenigen bezeichnet, die sich am wenigsten vom orthodoxen Islâm entfernen, ist in den späteren Islâm übergegangen: denn die noch jetzt am weitesten verbreitete theologische Schule des Âbu Hanifah, zu der sich die überwiegende Mehrzahl der türkischen Muhammedaner bekennt, fusst auf morgitischer Grundlage. In der That sind die Hanifiten stets die toleranteste und am wenigsten fanatische der vier orthodoxen Schulen des Islâms geblieben; die hanbalitische dagegen die fanatischeste und bigotteste. So gelangt man zur Ueberzeugung, dass die Ideen der Morgiten unter dem Einflusse der christlichen Religionsphilosophie der griechischen Kirche entstanden sind. Vieles deutet darauf hin, dass ebenfalls christliche Einflüsse — einige sogar erwiesenermassen — bei der Entstehung der religiösen Ansichten der Kadariten, der sogenannten Freidenker des Islâms, thätig waren, die später unter dem Namen der Motaziliten eine sehr bedeutsame Stellung sich errangen. So ist denn die neue, aber nicht unbegründete Behauptung berechtigt,

---

1) Viele Vorstellungen der heutigen Mandäer am unteren Euphrat müssten wir geradezu für christlich oder aus dem Christenthum entlehnt halten, wenn sie nicht urkundlich schon vor dem Christenthume und als Eigenthum des chaldäischen Systems nachzuweisen wären.

dass die Bildung der religiösen Secten des frühesten Islâms und die sich hieraus entwickelnde Dogmatik wesentlich auf christlicher Grundlage und unter dem Einflusse christlicher Ideen stattgefunden habe.

Andere Eindrücke erhielt der Islâm von den fremden Elementen im Euphratlande, wo damals mehrere Religionen neben einander lebten. Die herrschenden Perser bekannten sich zur Lehre Zarathustra's; das Christenthum war in einzelnen Städten vorwiegend; ja ganze Beduinenstämme, die sich in Mesopotamien ihre Weidebezirke gewählt hatten, wie die Rabyah und Taglib, bekannten sich dazu; dann waren die Manichäer, die Bekenner der von Manes *(Mani)* [1]) gestifteten Religion, die, aus einer Verbindung des zarathustrischen Glaubens mit dem Christenthume und indischen Ideen hervorgegangen, lange in Babylon den Sitz ihres geistlichen Oberhauptes hatten, sicher sehr zahlreich. [2]) Endlich aber hatten sich auch viele Anhänger der alten heidnischen Culte erhalten, deren letzte Gemeinde, die der Sabier in Harân, bis weit in's Mittelalter ihren Bestand fristete. [3])

Der kriegerische Uebermuth der Moslims, welche die Bewohner der eroberten Länder — gerade wie die Alten — als Heloten behandelten und mit Leistungen aller Art auf das drückendste überbürdeten, die strenge, unerbittliche Regierungspolitik des zweiten Chalyfen, der den Arabern den Grundbesitz und Ackerbau streng verbot, um sie ausschliesslich dem Kriegshandwerke zu erhalten, hatten auch hier wie anderswo massenhaften Uebertritt zum Islâm zur Folge, wobei sicher Viele nur den äusserlichen Schein wahrten. Viele der alten Landeseinwohner wurden bei der Eroberung auch als Sklaven verkauft und erhielten später, hatten sie sich zum Islâm bekehrt, die Freiheit, wodurch sie zu ihren früheren Herren in das Clientelverhältniss traten. Nun verbleiben aber nach arabischer Rechtsauffassung die Nachkommen eines Clienten in demselben Verhältnisse zu den Nachkommen des Patrons und man begreift daher, wie rasch die Bildung einer Halbkaste von alten Landeseingebornen, die zu den arabischen Eroberern im Clientelverhältnisse standen, vor sich gehen musste. Also auch hier das die ganze Culturgeschichte hindurchziehende Verhältniss von Unter- und

---

1) Geb. 214 n. Chr. in Ctesiphon, trat Mani 238 als der im Evangelium Johannes verheissene Paraklet auf und ward unter Bahram I. 374 lebendig geschunden.

2) Die Manichäer verbreiteten sich seit dem IV. Jahrhundert in Vorderasien, Afrika und Italien, unterlagen aber im VI. Jahrhundert dem gleichen Hasse der persischen Magier und der christlichen Bischöfe. Doch finden sich noch im Mittelalter Spuren eines geheimen Manichäismus mit dem die Albigenser wahrscheinlich im Zusammenhange standen. (Siehe Albert Réville, *Les Albigeois* in der *Rev. d. deux Mondes* vom 1. Mai 1874.)

3) A. v. Kremer weist die Beibehaltung heidnischer Gebräuche, wie die Klage um den verlorenen Adonis noch bis in's späte Mittelalter in Mesopotamien nach. *(Gesch. d. herrsch. Ideen d. Islam's.* I. S. 14, *Culturgesch. Streifzüge.* S. 10.)

Ueberordnung der Menschen, auf dessen Urgrunde man überall einem nationalen Unterschiede begegnet.

Alle diese verschiedenen und sich widerstrebenden Elemente vereinigte äusserlich das gemeinsame Band derselben Religion. Doch bei der ersten Erschütterung erwies es sich zu schwach und riss. Dies geschah schon während des grossen Bürgerkrieges zwischen Aly und Moâwijah. Es bildete sich eine demokratische, den beiden Kronprätendenten gleich feindliche Partei, meist aus echt arabischen Bestandtheilen; um Aly schaarte sich eine zahlreiche fanatisirte Menge Jener, die in ihm den legitimen Nachfolger des Propheten verehrten und auf ihn allmälig die altpersischen Ideen von der göttlichen Würde des Fürsten übertrugen, indem sie ihn und seine Nachkommen als Propheten verehrten. So entstand die Religionspartei der Schiiten, deren extremste Fraction Aly geradezu als Gott ansah, während die Gemässigteren seine Nachkommen als die legitimen Oberhäupter des Islâms in geistlichen und weltlichen Dingen betrachteten.[1]) Nebst diesen altpersischen Ideen waren noch andere bei den Glaubensvorstellungen der ältesten Schiiten massgebend. So ist die Lehre von der Wiederkehr und der Auferstehung, welche zu ganz eigenthümlichen Verirrungen führte, indem sie eine ausserordentliche Todesverachtung beförderte, jüdisch-christlichen Ursprungs.

Man vergleicht oft den Schiitismus des Islâm, weil er die *Sunna*, die Interpretation des Qorân's nicht anerkennt, mit dem Protestantismus des Christenthums, sehr irrthümlich; denn der Schiitismus ist im Gegentheil die complicirtere, sich mehr vom Monotheismus entfernende und von den widersinnigsten Sagen *(hädîs)* entstellte Form, während die Sunna den ursprünglichen Islâm nur in so weit umgestaltete als nothwendig, um das für Nomaden gegebene Gesetz den Verhältnissen einer sesshaften Gesellschaft anzupassen.[2]) Denn so wenig als das Christenthum war der Islâm angelegt als Weltreligion, obwohl er sich von Anfang an als solche ankündigte; geworden ist er es aber aus den nämlichen Gründen wie dieses.

Wir wenden uns zur staatlichen Entwicklung des Chalyfats. Das Haus Muhammed's, dessen zweiter Chalyfe Omar und das mit Aly unterging, behielt den Sitz in Medina. Unter Moâwijah, dem Stifter der Ommajaden-Dynastie, ward die Residenz nach Damascus verlegt, wo sie bis zum Sturze dieses Hauses verblieb.

---

1 Diese Erklärung des Schiitismus ist sicherlich correcter, als jene, wonach der Hass der Aïscha, einer Frau Muhammed's, gegen Aly die ungeheure Spaltung im Islâm verschuldet hat (J. Braun. A. a. O. S 60), wenngleich dieser Hass unbestreitbar bestanden und mitgewirkt haben mag.

2) Das Wesen des Schiitismus hat kurz und bündig dargelegt Dr. E. J. Polak in seinem schönen Buche: „*Persien. Das Land und seine Bewohner.*" Leipzig 1865 8° I. Bd. S. 320—354.

Sowie neben Christus der grössere Paulus, neben Luther der grössere Melanchthon auftaucht, die als geistige Gründer der neuen Lehren zu betrachten sind, so erscheint neben Muhammed gewissermassen der grössere Omar. Bei diesem trat aber das nationale Element scharf in den Vordergrund. Vor Allem Araber wollte Omar die Herrschaft an Arabien fesseln und darum zunächst seine nationale und religiöse Einheit sichern. Er war es, der die Duldung der Ungläubigen innerhalb Arabiens aufhob, Christen und Juden zur Auswanderung zwang, den Heiden bei Todesstrafe den Uebertritt zum Islâm gebot.[1] Er war's, der nach Aussen hin die Eroberung fremder Länder begann, um den moslim'schen Staat zu gründen. Es fehlt nicht an Geschichtsschreibern, die vor der Eroberung einen wahren Abscheu zu verbreiten, in ihr die Quelle alles Unheils finden und keinen Eroberer nennen können ohne ihn mit den Bezeichnungen „schlau" oder „grausam" auszustatten.[2] Gewiss haften der Eroberung allemal sociale Missstände an, eben so gewiss ist sie aber in der einen oder der anderen Form die einzige und ursprünglichste Basis, worauf Staaten gegründet werden. Abgesehen, dass der Unterschied zwischen Eroberungen auf physischem und geistigem Wege nur ein relativer ist, da die physischen Mittel, je nach Massgabe der geistigen und sittlichen Entwicklung der Menschheit, zumeist von geistigen Factoren abhängen,[3] sind jene Eroberungen, die am friedlichsten scheinen, oft die blutigsten von allen. Die Geschichte kennt kein Beispiel eines Staates, der nicht auf Eroberung gegründet wäre und keines einer blutbesudelteren als jene des Staates, der sich für den freiesten, humansten, friedlichsten von allen ausgibt. Kein Boden ist mit mehr Blut gedüngt, kein Staatswesen mehr auf die Vertilgung und Ausrottung seiner ursprünglichen Bewohner berechnet, keines bis in die neueste Zeit in die Gräuel eines mörderischen Racenkampfes mehr verwickelt als die Republik der Vereinigten Staaten.

Dass auch der arabische Staat auf Eroberung sich gründete, ist so natürlich, dass ohne diese er überhaupt nie entstanden wäre, und roh wie die arabischen Stämme anfänglich waren, konnte die Eroberung nur in roher Weise geschehen; ist die Sage von der Zerstörung der Reste der alexandrinischen Bibliothek durch die Araber wohl nur Fabel, so wäre dieselbe doch ganz im Geiste ihrer damaligen fanatischen und kriegerischen Rohheit gewesen. Omar, der die Idee erfasste, den Islâm zur Weltreligion zu machen, kam, da kein einziges Volk, keine einzige Gemeinde ausserhalb Arabien seiner Einladung, den Islâm anzunehmen, entsprach, zu dem Schlusse, dass den

1) J. Braun. A. a. O. S. 52.
2) Kolb, *Culturgeschichte* z. B. bei Clovis und Karl d. Gr.
3) (Lilienfeld), *Socialwissenschaft der Zukunft.* S. 166.

Arabern der Beruf zufalle, den Islâm siegreich zu machen. Ein Weltreich erobern konnte er jedoch unmöglich mit der damaligen Organisation seiner Krieger, die sich nicht viel von organisirten Räuberbanden unterschied, keinesfalls über die rohesten Anfänge eines Milizsystems erhob. Arabien sollte fürderhin ausschliesslich die Pflanzstätte der moslim'schen Wehrkraft werden und diese in stehenden Heeren zur Verwendung gelangen. Er führte desshalb die Taguyd-Bildung stehender Heere sowie Tadwyn, Gehaltsvertheilung, ein und legte dadurch die Grundlage zu einem dauernden Staat.

Unwillkürlich drängt sich die Betrachtung auf, wie die Gründung der Staaten mit der Ausbildung der Wehrkraft zusammenhängt und die Eroberung zugleich die grossen Epochen in der Reform des Heerwesens bezeichnet. Nebst der Raublust bei niedrigen Völkern, veranlasst meist der instinctmässige Trieb nach Ausdehnung und Machterweiterung die Eroberungslust, die Eroberung. Diesem Triebe zu genügen, ist eine Umgestaltung des Heerwesens meistens erforderlich; so ging in Rom die Reform des Camillus der eigentlichen kriegerischen Periode der Republik voran; die stehenden Heere als eine vollendetere denn die bisherigen Organisationen, waren natürlich noch geeignetere, noch zweckdienlichere Instrumente und entstanden, so oft das Bedürfniss sich darnach einstellte. Sehr erklärlich, dass die stehenden Heere mit scheelen Augen von allen Jenen angesehen werden, denen Eroberungen ein Gräuel sind. Die stehenden Heere des Omar dürfen wir uns indess nicht so vorstellen wie die heutigen; sie bestanden noch immer nicht aus Soldaten im unseren Sinne. Er befahl den Kriegern, welche Babylonien erobert hatten, ausserhalb der Grenze Arabiens aber doch möglichst nahe bei der Wüste zwei stehende Lager zu errichten, welche in kurzer Zeit zu blühenden reichen Städten (Bassora und Kufa) heranwuchsen. Es waren dies zwei stehende Armeen, und es gab solche auch in Syrien und Aegypten. Jedem Araber stand es frei, sich in einem solchen Lager niederzulassen, ja es war Omar's Wunsch, recht viele Beduinenstämme sollten das Hirtenleben mit dem Waffenhandwerke vertauschen. In diesen Lagern und Städten waren die Bewohner immer noch in Stämmen gesondert, hatten ihre Schayche, und im Kriegsfalle war die Verpflichtung die Waffen zu ergreifen nur eine moralische, welcher nie Alle nachkamen. Im Kriegswesen selbst machten die Araber — erst nach Omar — sehr wichtige Entlehnungen bei den Fremden. Ihre Kampfweise, anfangs ganz die der arabischen Beduinenstämme, änderte sich als sie die Vortheile einer besseren Heeresorganisation kennen lernten. Die ommajadischen Chalyfen scheinen schon frühe diesem Gegenstande ihre Aufmerksamkeit gewidmet zu haben und nahmen bald die wichtigeren Grundsätze der durch die Kämpfe mit den Byzantinern ihnen bekannt gewordenen

römischen Kriegskunst an. Schon frühe wird das System der befestigten Lager eingeführt. Wie die Römer schlugen die arabischen Feldherren nach jedem Tagesmarsch förmliche Lager auf, mit Wall und Graben und zwei oder vier Thoren. Ursprünglich fochten sie in Linienformation, später in compacten Truppenkörpern. Ursprünglich, wie erwähnt, nach den Stämmen eingetheilt, organisirte man später die Truppen in selbständige Corps. Noch deutlicher tritt der römische Einfluss bei den Belagerungsmaschinen hervor, denn diese waren bei den Arabern wie bei den Römern Ballisten, Katapulten, Widder und Schildkröten.[1])

Die Culturgeschichte der Araber ist ein blendendes Beispiel für die Fortpflanzung der einzelnen Culturelemente, für das Vererbungsmoment in der Culturentwicklung. Wir vermögen die Anfänge, den Ursprung der Gesittung nicht positiv aufzudecken, können ihn nur hypothetisch construiren; noch weniger lässt sich ermitteln, welches Volk, welche Race, vielleicht noch in sprachlosem Zustande, die erste Culturregung empfunden; je mehr wir uns den historischen Epochen aber nähern, desto deutlicher erkennt man, wie jedes Volk von den vorhergegangenen gelernt, mit anderen Worten, Culturschätze aufgenommen und weiter vererbt hat. Jedes hat ferner im geringeren oder grösseren Maasse zur Mehrung dieses Schatzes selbst beigetragen und auch dieses Mehr anderen hinterlassen. Die Civilisation unserer Tage ist nur die Summe dieser einzelnen Beiträge, die Uebereinanderschichtung der von jedem Volke geleisteten Culturarbeit, ein mächtiger Strom, aus dem Zusammenflusse unzähliger kleiner Bäche entstanden. Darum ist das Tadeln gewisser Gesittungsphasen, deren jede ihre nothwendige Berechtigung besass, so ungeheuer sinnlos. Nur bei solcher Anschauung wird es möglich, die Entwicklung zu erkennen und darzustellen, die in der menschlichen Cultur wie in der gesammten organischen Natur waltet. Dann werden auch die Unter- und Ueberschätzungen einzelner Leistungen aufhören, die doch nur auf der Unkenntniss dessen beruhen, was als fremdes angeeignetes Element Anderen zu Gute kommt. Wir werden dann freilich unsere Bewunderung der classischen Alten herabdrücken müssen und sie zum grossen Theile auf jene Völker Asiens übertragen, von denen erwiesenermassen so Vieles herstammt, was eine beschränkte Philologenschule und ihre Nachbeter als ausschliessliches Verdienst der Hellenen ausgeben. Die Phöniker, Aegypter und, wie neuere Forschungen lehren, die Perser waren es, denen Griechenland seine Culturentfaltung verdankte; bei den Hellenen gingen dann die Römer für die Pflege des Geistes in die Schule, und von diesen und ihren Erben, den oströmischen Byzantinern, sowie von dem alterânischen Culturlande lernten die Araber, ihrerseits

---

1) Kremer. *Culturgesch. Streifzüge.* S. XII.

die späteren Lehrmeister des christlichen Abendlandes. Desswegen dürfen wir nicht, wie eine dem Christenthume feindliche Strömung versucht, gering achten, was eine vorurtheilslose Prüfung wieder als alleinige Culturarbeit der christlichen Völker ergibt. So sehr diese auch Erben geschichtlich begrabener Nationen, so sehr es nöthig ist, wollen wir ihre Verdienste feststellen, vorher abzuziehen, was an älteren Leistungen ihnen zugefallen war, so überragen sie an sich doch zweifellos Alles, was frühere Epochen errungen. Dies klar zu machen, wird meine spätere Aufgabe sein. Im Allgemeinen würde man aber wahrlich besser daran thun, die angedeuteten, vielfach verschlungenen Pfade der Entwicklung unserer Gesittung aufzudecken, als in blinder Ueberschätzung einiger Lieblingsvölker das Urtheil zu verwirren.

Entwicklung der staatlichen Einrichtungen.

Für seine Anhänger war der Islâm nicht nur kein Culturhinderniss, wie Manche wollen, sondern zweifelsohne bei den meisten Völkern, wo wir ihn antreffen, [1]) das passendste Glaubensbekenntniss. Bei aller Anerkennung dieser Thatsache ist es zugleich Pflicht der Ueberschätzung der arabischen, übrigens hoch achtbaren Leistungen durch sorgfältigen Hinweis auf deren Urspsünge vorzubeugen. Denn nicht blos auf religiösem und militärischem Gebiete machten sich fremde Einwirkungen fühlbar, auch auf die staatlichen Verhältnisse und bürgerlichen Zustände übten die Schöpfungen früherer Culturperioden einen nachhaltigen Einfluss, obwohl auch hier der arabische, d. h. semitische Geist selbstthätig und schöpferisch sich geltend machte. Omar's communistisch-demokratische Staatseinrichtung auf theokratischer Grundlage ist gewiss eine der merkwürdigsten Erscheinungen der Geschichte. Das ganze Alterthum hat nichts damit zu vergleichen. Alle Moslims sollten vollkommen gleiche Rechte geniessen, das ganze Staatseinkommen, alle eroberten Ländereien gemeinsames Eigenthum der moslim'schen Gemeinde sein und Jeder aus der Staatscasse eine fixe Jahresdotation beziehen; dafür sollten die Araber keinen Grundbesitz erwerben, keinen Ackerbau treiben dürfen, sondern eine streitbare Kriegerkaste bilden, für welche die unterjochten Völker das Land bebauen und die Subsistenzmittel zu liefern hätten.

Aber trotz dieser Unabhängigkeit Omar's in seiner staatlichen Organisation von allem früher Dagewesenen, nahm er für einzelne

---

1) Nicht bei allen, jedoch bei vielen Türkenstämmen ist die islamitische Cultur wahrlich nicht zu ihrem Vortheile aufgepfropft, wie die Forschungen W. Radloff's über die noch dem ursprünglichen Schamanenglauben anhängenden und mit Muhammedanern nie in Berührung gekommenen Turkstämme des Altaï deutlich erkennen lassen.

Zweige des Staatswesens eine Menge persischer und byzantinischer Einrichtungen an, so z. B. das Münzwesen, die administrativ-politische Eintheilung der Provinzen, das Besteuerungssystem. Die Vermögenssteuer, auch Armentaxe genannt, weil der Ertrag ursprünglich an die mittellosen Moslims vertheilt werden sollte, bestand schon im höchsten Alterthume bei den Kananiten, Phönikern und Carthagern als Tempelabgabe zum Besten der Priester. Selbst die Bezeichnung für die Steuerämter, später auf alle Regierungskanzleien ausgedehnt, das Wort *Dywân* ist aramäisch, indem Omar dieses in den eroberten Ländern vorgefundene Institut fortbestehen liess und seinen Zwecken dienstbar machte. [1])

Es ist ausschliesslich A. von Kremer's Verdienst, den fremden Elementen in der arabischen Cultur nachgespürt und dadurch unsere Vorstellungen von irrthümlichen Begriffen gesäubert zu haben. Seine mühevollen Untersuchungen ergaben in religiöser Hinsicht das überraschende Einwirken christlicher Einflüsse auf den Islâm, in socialer Beziehung das nicht minder erstaunliche Vorwalten indischer, vornehmlich aber persischer Cultur. Diese fremden Elemente sind nun von solcher Menge und hervorragender Bedeutung, dass die vielbewunderte Cultur dieser Semiten sich so zu sagen auf arischer Grundlage erhebt. Die Betrachtung dieser Einflüsse enthält zudem die Bestätigung mancher ethnologischen Lehre.

Nach der Eroberung Babyloniens bildete sich, wie bemerkt, dort eine Bevölkerung von Neumuselmännern, eine Halbkaste, die ohne Ausnahme zu den arabischen Eroberern in Clientelverhältnisse trat. So standen sich in den eroberten Provinzen des ehemaligen persischen Reiches folgende Kasten gegenüber: 1. die arabischen Eroberer und deren Nachkommen; 2. die Neumuselmänner, d. i. die neubekehrten alten Landeseingebornen und Clienten; 3. die nichtmuhammedanische Bevölkerung. Letztere war, wenn nicht besondere Capitulationen sie schützten, nahezu rechtlos und musste arbeiten und zahlen, um die Kosten des neuen Staates, namentlich des Heeres zu bestreiten. Die communistische Demokratie Omar's existirte also nur für die Moslim's, nicht für das eigentliche Volk; ganz in der nämlichen Weise existirten die Demokratien der Hellenen und der römischen Republik nur für die Bürger, nicht für die in Griechenland wenigstens die Majorität der Bevölkerung ausmachenden Sklaven. Die altgermanische Freiheit war auf die Angehörigen germanischen Stammes beschränkt, die unterworfenen Völker in Britannien, Gallien, Spanien und Italien hatten keinen Antheil daran. Ueberall jedoch bildeten die rechtlosen, unterdrückten, im Verhältnisse der Unterordnung Lebenden die überwiegende Mehrzahl der Bevölkerung, oder mit anderen Worten, die angebliche Demokratie war genau genommen eine

1) Kremer, *Streifzüge*. S. XI.

drückende Aristokratie. Ich glaube für Hellas, Rom und für die Germanen am gehörigen Orte gezeigt zu haben, wie diesem überall wiederkehrenden Unter- und Ueberordnungsverhältnisse stets ein nationaler Unterschied, d. h. ein ethnisches Moment zu Grunde lag. Omars communistisch-demokratische Grundsätze versuchten zuerst von diesen nationalen Schranken abzusehen und an deren Stelle jene der Religion zu setzen, denn ihnen zufolge sollen alle Muselmänner gleichberechtigt sein und gleichen Anspruch auf die Vertheilung des Staatseinkommens haben, also auch die Neubekehrten und Clienten fremder Nationalität ganz dieselben Rechte geniessen wie die Vollblut-Araber.

Es gibt aber vielleicht kein zweites Volk, das mit einem so ausgesprochenen Unabhängigkeitssinn wie die Araber auch so viel aristokratisches Selbstgefühl und so viel Exclusivität gegenüber den Fremden verbindet. Wenn nun ein Culturgeschichtsforscher lediglich auf den Buchstaben der moslimischen Satzungen hin und ohne Berücksichtigung dieses ethnologischen Merkmales ein Gemälde der islamitischen Cultur entwirft, so liefert er ein vollkommenes Zerrbild; denn nichts ist irriger als die so allgemein verbreitete Ansicht, dass die Eigenart der Völker am besten aus ihren Gesetzen zu erkennen sei. [1]) In der That, die arabischen Krieger und ihre Nachkommen konnten sich nicht in den Gedanken finden, dass der Uebertritt zum Islâm den Fremdgebornen zu allen Rechten des echten Arabers erhöhe. Immer betrachtete sich der Araber als die herrschende Nation, berufen über die fremden Völker, die Barbaren zu gebieten. Und als Muhammed alle Moslimen für gleich und alle Unterschiede des Heidenthums für aufgehoben erklärte, dachte er sicher nicht daran, dass der Islâm einst auch Nichtaraber umfassen werde. [2]) Man sieht daraus, von welch unermesslicher Bedeutung das ethnologische Moment ist, wie lächerlich die Lehren Jener, die dasselbe missachten, wie fruchtlos in der Praxis die Bestrebungen des Gesetzgebers, des politischen wie des religiösen, der sich in der Theorie darüber hinwegsetzen zu dürfen wähnt. Sollte nach Omar's Ideen der Islâm allein die Grenzen seiner demokratischen Aristokratie bilden, so blieb diese in Wahrheit auf das Nationalaraberthum beschränkt.

Die Clienten, d. h. die muhammedanischen Nichtaraber glaubten

---

1) Dieser Gemeinplatz ist schlagend widerlegt worden vom Leydener Professor J. C. Goudsmit in seiner *Oratio de variis causis quibus fit, ut populorum leges ab eorum moribus discrepent.* Lugd. Batav. 1871. 8⁰. Sicherlich sind die Gesetze im Allgemeinen wohl der Ausdruck des Volkswillens, allein nur für die Epoche ihres Entstehens, keineswegs aber zugleich der treue Spiegel der Volksentwicklung, denn mannigfache Ursachen veranlassen ein Missverhältniss zwischen der Gesetzgebung und den Sitten eines Volkes, das häufig dauernd erhalten werden kann.

2) Kremer. A. a. O. S. 15—16.

aber ihrerseits ein um so grösseres Recht auf volle Gleichstellung zu besitzen, als sie es waren, die mit grosser Rührigkeit sich gerade jenen gelehrten Studien widmeten, die damals das höchste Ansehen genossen, nämlich der Qorânlesung, Exegese, Traditionskunde und Rechtswissenschaft. Fast scheint es, dass diese wissenschaftlichen Studien in den ersten zwei Jahrhunderten, also mehr als die ganze Ommajaden-Zeit hindurch, vorwiegend von Clienten, nämlich von Nichtarabern betrieben wurden; was sehr begreiflich ist, wenn man die Beduinenrohheit der Araber in den Anfangszeiten bedenkt. Aus der Clienten Mitte ergänzte sich der Gelehrtenstand, und je mehr er sich allmählig ausbildete, desto grösser ward auch der Einfluss der Clienten und desto schwerer fühlte man in diesen Kreisen die Unterordnung unter die herrschende Kaste der Nachkommen der Eroberer. Zugleich aber ahnt man, wie die Blüthe des arabischen Wissens fremden, zunächst persischen Ursprunges ist.

Die sociale Verfassung des alten Sassanidenreiches war fast ganz feodal; ein grosser, grundbesitzender Erbadel, die *Dihkâns*, bildeten die Mittelstufe zwischen König und Volk. Dieser Feodaladel rettete die Trümmer seiner alten Macht durch rechtzeitigen Uebertritt zum Islâm und gewann bald Einfluss und Reichthum, indem er das einträgliche Geschäft der Steuereinhebung in die Hände bekam. In Babylonien wohnte eine dichte, Ackerbau treibende, fleissige Bevölkerung und bestand ein unter persischer Herrschaft sehr entwickeltes System der Canalisation und Bewässerung, welches den Ertrag des Bodens verzehnfachte. Diesen ergiebigen Landstrich bezeichnen die Araber unter dem Namen *Sawâd*, und mussten dessen Einwohner Grundsteuer und Kopftaxe zahlen. Letztere ward jedoch nur von den männlichen Individuen mannbaren Alters eingehoben. Wenn wir vernehmen, dass es solcher Steuerpflichtigen damals 550,000 gab, so kann man sich einen annähernden Begriff von der Stärke der Volksmenge machen, die unter dem unumschränkten Machtgebot der Eroberer stand, deren Zahl wohl kaum 200,000 überstieg,[1]) also eine immense Minorität bildete. War nun die Besteuerung an sich nicht sehr drückend, so wurden die Steuern doch sehr willkürlich eingehoben und die Eingebornen mit Naturallieferungen an die durchziehenden Truppen überbürdet; so war es in Aegypten, Syrien und wohl auch in Iraq. Ausserdem hatten die Rajahs die Canäle, Dämme und Brücken in gutem Zustande zu erhalten und vermuthlich auch für andere Regierungszwecke Frohnarbeiten zu liefern. Es enwickelte sich demnach im Orient ein Verhältniss, welches zwar keine Sklaverei, aber mit der Leibeigenschaft im christlichen Europa, auf welchem damals „die tiefste Geistesnacht lastete“,[2]) die allergrösste

---

1) Kremer. A. a. O. S. 17—19.

2) Kolb, *Culturgeschichte*. II. Bd. S. 115.

Aehnlichkeit besass. Schlimmer ward es noch als die von jeder Rajah-Gemeinde zu entrichtende Grundsteuer als unveränderliche Pauschalsumme angesehen ward, die sich nicht vermindern durfte, wenn auch die Kopfzahl der Gemeinde abnahm, und es ist zweifellos, dass eine solche Abnahme sehr rasch eintrat und progressiv stieg. Viele entzogen sich der Fremdherrschaft durch Flucht und Auswanderung, viele traten zum Islâm über, wodurch sie vom Steuerzahlen hätten befreit sein sollen. Um jedoch eine zu empfindliche Abnahme des Staatseinkommens zu verhindern, verhielt man die Neumuselmänner die Kopfsteuer fort zu entrichten und liess sie nie oder nur unregelmässig zur Betheiligung mit fixen Jahresdotationen zu, die man blos den echten Arabern gewährte; als dann die alte aristokratische Partei von Mekka die Regierung in die Hand bekam, fielen die grössten Uebergriffe vor; die alten Moslims erwarben Grundeigenthum, die Neubekehrten behielten das Ihrige, mussten aber Grundsteuer und Kopftaxe entrichten, während von den Vollblutarabern nur die Einkommensteuer (Zehent) eingehoben ward. So gelangt denn der nationale Unterschied selbst im Steuerwesen zum bedeutsamen Ausdruck; alte Nachrichten über die Stellung des Clienten zeigen übrigens unwiderleglich, wie dieselben von den Arabern als eine untergeordnete Race behandelt wurden. Ich hebe nur Einen Zug hervor, der sie den Leibeigenen der Christenheit völlig zur Seite stellt, und am besten den Irrthum entkräftet, es sei dieses Institut ein Werk der christlichen Gesellschaft oder gar der Kirche gewesen. Wollte Jemand nämlich im Orient um die Tochter eines Clienten anhalten, so durfte er sich nicht an den Vater oder Bruder des Mädchens wenden, sondern musste bei ihrem Schutzherrn um ihre Hand bitten und dieser bewilligte ihm die Heirat, wenn sie ihm gefiel oder wies sie zurück. Schloss hingegen der Vater oder Bruder des Mädchens die Heirat ab, so galt sie für null und nichtig, und war selbst schon die Ehe vollzogen, so galt dies als einfacher Beischlaf, nicht als Ehebund. Von hier bis zu dem berüchtigten *jus primae noctis*, welches übrigens im polygamischen Oriente keinen Sinn gehabt hätte, ist aber nur ein geringer Schritt; übrigens dürfte manche Schöne im Oriente sehr unfreiwillig die Haremsgenüsse zu kosten bekommen haben. Bekanntlich durften sich die Leibeigenen der christlichen Staaten ebenfalls nicht ohne ausdrückliche Zustimmung ihrer Herren verheirathen. Der Historiker nun, welcher nach den düstersten Farben seiner Palette greifend, damit die Culturzustände des werdenden Europa malt, hätte wohl die unabweisliche Pflicht in gleichem Tone das Gemälde des Islâms zu halten, nicht aber durch Verschweigen absolut identischer Erscheinungen [1]) die Meinung wachzurufen, es sei auf einer Seite Alles Licht, auf der andern Alles Schatten

1) Wie z. B. Kolb in seiner *Culturgeschichte*.

gewesen. Unverantwortlich ist es sicher, nach dem soeben Mitgetheilten zu betonen „der Muhammedanismus habe den Grundsatz der rechtlichen und bürgerlichen Gleichheit aller Menschen, sofern sie sich zu den Lehren des Qoran bekannten verkündet und dies in derselben Periode, in welcher unter den Christen das Feodalwesen mit seiner Unfreiheit der Menschen wie des Bodens einen heillosen Ständeunterschied schuf und die bürgerlichen und politischen Verhältnisse von der Wurzel aus verdarb.“ [1]) Verkündet hatte das Christenthum die Gleichheit aller Menschheit, nicht nur, wie es der engherzigere Qorân that, sofern sie Christen wurden, durchgeführt hat sie aber der Islâm eben so wenig als das Christenthum. Ganz zu gleicher Zeit brachte er dem Orient Zustände, die mit jenen des Feodalwesens die vollendetste Aehnlichkeit besitzen, die Menschen und den Boden verknechteten, denn bald galt der Satz: das Sawâd ist ein Garten der Koreischiten, von dem sie nehmen können, was ihnen beliebt. [2]) Und was die heillosen Ständeunterschiede anbelangt, so war nicht dem Namen, aber der Thatsache nach, im Islâm ein nicht weniger verderblicher Adel entstanden, indem der ächte Araber sich immer für unendlich höher und edler hielt, als den neubekehrten Perser oder Aramäer. Und „wähne man nicht, dass die Behandlung der Unfreien eine väterlich milde gewesen sei.“ [3]) Dem widerstreitet die Rohheit der arabischen Eroberer. Dessgleichen war die Unduldsamkeit des Islâm durchaus keine „entschieden geringere“, [4]) als die der Christen, eine Ansicht, die stets nur die Verhältnisse in Spanien berücksichtigt, auf das Wüthen der Araber in Aegypten, Syrien und Persien aber total vergisst.

Die erwähnten Zustände erweckten natürlich Missstimmung zwischen den Arabern und Neumuselmännern, und diese trug wieder am meisten zu den fortwährenden Aufständen und Erhebungen gegen die Regierung der Chalyfen bei; dieserhalb und nicht, wie man uns einreden möchte, [5]) blos der individuellen Herrschaft wegen, entstanden fort und fort Spaltungen, Aufstände und Kriege. Die Sucht nach individueller Herrschaft verschuldete freilich auch viel, denn das Chalyfat war anfänglich ein Wahlkönigthum. Bekanntlich pflegt man als Nachtheil der Erbmonarchien anzugeben, dass sehr oft die Erfolge

---

1) Kolb. A. a. O. II. Bd. S. 139.

2) Kremer. A. a. O. S. 20. Maçoudi, *Les Prairies d'or. Texte et traduction* par C. Barbier de Meynard. Paris 1865. IV. Bd. S. 262: „*On l'accusait* (Saïd) *d'accaparer les biens et d'avoir dit ou écrit à Otman que le Sawad était la propriété des Koreïchites. El-Achter, dont le vrai nom est Malik, fils d'el-Haryt en-Nakhâyi, lui fit des reproches à cet egard: „Crois-tu donc, lui dit-il, qu'un pays placé par Dieu à l'ombre de nos sabres et sous la protection de nos lances n'est qu'un jardin pour toi et ta tribu?*“

3) So sagt Kolb. A. a. O. II. Bd. S. 43 von den Leibeigenen und meint: „dem widerstreitet die Rohheit der Zeiten.“

4) Kolb. A. a. O II. Bd. S. 140.

5) A. a. O. II. Bd. S. 120.

keineswegs blos mittelbegabte, sondern selbst ganz unfähige und unwürdige Menschen auf den Thron bringe. Die Geschichte der Wahlreiche, einer geringeren Culturstufe angehörig, lehrt, dass auch die „Wahl“ diesen Nachtheil nicht zu beseitigen vermag; ein gleiches zeigt die Geschichte der Republiken, wo das Volksvotum nur zu oft wahre Scheusale an die Spitze des Staates beruft oder doch, wie beispielsweise seit einer Reihe von Jahren in den Vereinigten Staaten, die Verwaltung der meisten Aemter in die Hände von unfähigen und wenig gewissenhaften Männern legt. Kein Wunder daher, dass auch im Chalyfate höchst untaugliche Individuen den Thron bestiegen, der dort, wie überall die Bekleidung mit der höchsten erreichbaren Würde, seinen Zauber übte und Manchen die Hand darnach auszustrecken verlockte. Dies dauerte auch fort, nachdem die Ommajaden die Chalyfenwürde in ihrer Familie erblich gemacht hatten; auch jetzt kamen Unfähige auf den Thron, auch jetzt gab es „Prätendenten“, die mitunter blutige Aufstände hervorriefen. Daran trägt indess die monarchische Regierungsform so wenig Schuld, dass in der Jetztzeit die Menschen in den republikanischen Staaten Südamerika's sich dafür herumschlagen, ob Dieser oder Jener für die nächsten paar Jahre, oft nur Monate, Präsident sein solle. Allerdings versteht es jede solche Partei, die Personenfrage in den Hintergrund zu drängen und ein schönklingendes Schlagwort auf ihr Banner zu heften. Der ganze Unterschied zwischen den Prätendenten in Republiken und in Monarchien ist aber, beim Lichte besehen, der, dass die ersteren angeblich „für die Freiheit“, die anderen „für das Recht“ zu kämpfen behaupten; in Wirklichkeit lenkt der nackte Egoismus Beide, und dem Culturforscher erscheinen sie Beide gleich natürlich, gleich begreiflich und gleich berechtigt, oft gleich verderblich. Einen Culturgewinn begründet nur jene Verfassungsform, welche sie am wenigsten ermöglicht.

Die geistige und sociale Entwicklung der islamitischen Völker.

„Die geistigen Leistungen der Islamiten verdienen um so mehr Anerkennung, als ihr Ausgangspunkt, das arabische Beduinenthum, sich auf einer sehr niedrigen Culturstufe befand. Allerdings erfolgte ein höherer Aufschwung erst, nachdem die Araber mit der griechischen, dann der persischen und indischen Literatur bekannt geworden. Allein eine solche geistige Wechselwirkung findet sich mehr oder minder bei allen Nationen; lassen sich doch selbst bei den genialen Hellenen Bildungsmomente namentlich phönikischen und ägyptischen Ursprungs mannigfach erkennen; immerhin bleibt den Arabern das Verdienst, die ihnen bekannt gewordene fremde Cultur nicht nur bei

sich aufgenommen, sondern auch mit Eifer gepflegt, gefördert und nach ihrem Geiste verarbeitet zu haben.“ [1])

Diese Würdigung der islamitischen Culturentwicklung leidet an augenscheinlichen Allgemeinheiten. Von einer sehr niedrigen Culturstufe sind nicht nur die Beduinen, sondern fast alle Culturvölker aufgestiegen: Hellenen, Römer und Germanen. Sie alle haben das Verdienst, die ihnen bekannt gewordene fremde Cultur nicht nur aufgenommen, sondern gepflegt und nach ihrem Geiste verarbeitet zu haben. So weit entlocken also die Araber keine besondere Bewunderung; höheres Staunen als diese Leistungen der Araber und der genannten Culturnationen verdienen sicher die Chinesen, welche aus eben so rohen Anfängen zu überraschender Höhe aufgestiegen sind, ohne fremden Belehrungen irgend etwas zu verdanken. Was nun letztere anbelangt, so ist es richtig, dass solch' wechselseitige Befruchtung des Geistes mehr oder weniger fast überall stattgefunden habe, aber den Umfang solcher fremden Bildungsmomente zu ergründen und festzustellen, das ist eben die Aufgabe der Culturgeschichte, wenn sie anders die Culturentwicklung erklären will, und die Menge und Qualität des aufgenommenen fremden Bildungsstoffes gibt sicherlich einen untrüglichen Werthmeser für die Stellung, welche einem Volke in der Geschichte der Gesittung zukommt. Und weil eben die Menge und Qualität der fremden Bildungselemente bei den Hellenen erwiesenermassen eine so überaus grosse ist, habe ich die üblichen Lobeserhebungen dieses „genialen“ Volkes unterlassen; denn in allen Dingen ist der Keim wichtiger, als die Entwicklung; der erste kann ohne letztere vorhanden sein, niemals aber letztere ohne den ersten. Indem Griechen und Araber die empfangenen Keime in ihrer Art ausbildeten, thaten sie, was sie nicht lassen konnten, wozu ihre ethnische Anlage sie unwiderstehlich zwang. Dies ist so sehr wahr, dass die gesammte, mit Recht gepriesene Culturentwicklung der islamitischen Völker sich ausschliesslich auf die Araber und ihre Lehrmeister beschränkt, nicht aber von den tatarischen und türkischen Stämmen gilt, die gleichfalls den Islâm angenommen. Das nationale, nicht das religiöse Moment gibt in dieser eigenartigen Verarbeitung des fremden Culturstoffes den Ausschlag. Gewiss war seinerzeit der Islâm nicht nur kein Hemmniss in der Entfaltung der Gesittung, wie Viele glauben, die ihn nach der Gegenwart beurtheilen, sondern bekundete einen wesentlichen Fortschritt im Hinblick auf die früheren Zustände der semitischen Araber, nicht aber im Hinblick auf das Christenthum, welches die germanischen Völker ergriffen, noch selbst auf den Parsismus, den er in Persien zu vernichten sich bemühte. Die menschliche Entwicklung bewegt sich stets nach

1) Kolb, *Culturgeschichte*. II. Bd. S. 140.

den gleichen Gesetzen, nur drücken diese sich je nach den Völkern, unter denen sie wirken, durch eine verschiedene Formel aus; desshalb muss, um das allgemeine Gesetz zu entdecken, der Culturhistoriker die Völkerkunde vor allen anderen Wissenszweigen bevorzugen. Dann wird er sich hüten, von einer islamitischen Cultur dort zu sprechen, wo nur von einer arabischen die Rede sein kann.

Hat nun der Islâm, hat das Christenthum gar keinen Einfluss auf den Gang der Entwicklung gehabt? Sicherlich, wer wollte dies verkennen. Allein diese Einwirkung blieb doch immer die secundäre, nicht die primäre. War ja schon die Annahme dieser oder jener Religion an sich eine Folge verschiedener Ursachen, worunter den geistigen Anlagen der Völker eine Hauptrolle zufällt. Jedes Volk verarbeitete ferner diese Religion in seiner eigenartigen Weise, wie sich dies besonders deutlich am Islâm wahrnehmen lässt. Man vergleiche den Islâm der Araber mit jenem der Perser und Türken; jenen von Cairo mit dem von Stambûl oder Bochâra! Je nachdem ein Volk nun nach Massgabe seiner natürlichen Begabung diesen Verarbeitungsprocess rascher oder langsamer vollzieht, tritt auch rascher oder langsamer jenes Stadium ein, in dem jede Religion aus einem Culturfortschritt ein Culturhinderniss wird. In der von Parteileidenschaften durchwühlten Gegenwart fehlt nur zu häufig die Erkenntniss bei den Einen, dass für die meistfortgeschrittenen Völker die religiösen Einflüsse ein Hemmschuh jeder weiteren Entwicklung sind, bei den Anderen, dass diese nämlichen religiösen Einflüsse seinerzeit den grössten Culturvorsprung bekundeten. Dem Culturforscher geziemt es, beiden Sätzen gerecht zu werden. Ohne Voreingenommenheit erkennt er, dass anfänglich Christenthum und Islâm für das rohe Europa und Arabien ein ungeheurer Culturgewinn waren; dass die Verdrängung des Christenthums aus dem nördlichen Arabien durch den Islâm dort eben so wenig ein Rückschritt war, als die Verdrängung des Heidenthums durch die christliche Lehre bei den Römern und Griechen; er wird aber ernstlich protestiren gegen jede Unter- oder Ueberschätzung eines dieser beiden Religionssysteme zu Gunsten des anderen, abgeleitet aus der gleichzeitigen Civilisationsstufe ihrer Bekenner. Manche Völker brauchen eine lange Entwicklungsfrist, andere steigen hoch in rascher Zeit; nicht die Frucht, die am schnellsten reift, ist aber stets die schmackhafteste. Als die arabische Cultur erblühte, lagen Europa's Völker noch in tiefer Barbarei, nicht wegen, sondern noch trotz ihres Christenthums, das sich damals in keiner, gesunde Entwicklung ausschliessenden Stagnation befand,[1]) wie die Folge bewies, die gerade sie den höchsten Regionen der Geistesentfaltung entgegenführte, während die islamitischen Araber weit zurückgeblieben sind. Und wenn dem mit

---

1) Kolb. A. a. O. II. Bd. S. 139.

Recht opponirt wird, die dermalen höchstgestiegenen Völker hätten ihre Höhe nur im Kampfe gegen Christenthum und Kirche erklommen, so ist die Antwort, dass eben dieser Kampf eine der wichtigsten Ursachen unserer stolzen Civilisation sei. Es ist der „Kampf um's Dasein" auf dem Gebiete der Ideen. Und weil dieser Kampf um's Dasein bei den Islamiten nie zu solch geistiger Wuth entbrannte, sind sie eben zurückgeblieben. Die Gedanken aber, welche bei uns den Kampf gegen Religion und Kirche eröffneten, sie waren im Schoosse der christlichen Völker geboren, von Religion und Kirche selbst gezeitigt worden.

Ich habe mich bemüht, in dem Gesagten sonder Vorurtheil zu unterscheiden den Antheil des Glaubens und den Antheil des Volkes an der Culturentwicklung. Das Ergebniss meiner Prüfung geht dahin, dass der letztere schwerer wiegt als der erstere. Wenn demnach die Blüthe des Orients gegen Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung anstatt dem Islâm hauptsächlich dem arabischen Volke zuzuschreiben ist, so liegt hierin eine hohe Anerkennung der semitischen Stammeseigenschaften. Um so getroster darf ich der Pflicht nachkommen zu zeigen, wie Vieles von dem, was als ein Product arabischen Geistes gilt, sich bei genauerer Prüfung als fremdes Element ergibt.

Im Jahre 750 n. Chr. wurden die Ommajaden von den Abbasiden verdrängt, welche gar bald die Residenz des Chalyfenreiches von Damascus nach Bagdad verlegten. Die Unzufriedenheit der persischen Neumuselmänner war es wohl besonders, die den Sturz der Ommajaden veranlasst hatte und persische Truppen aus Chorassân hatten hauptsächlich die schwarze Abbasidenfahne aufpflanzen geholfen. Wie immer in solchen Fällen, kam mit dem Wechsel der Dynastie die früher unterdrückte Partei an's Ruder, Perser und die Muhammedaner persischer Abkunft gelangten zu grossem Ansehen und gewannen den grössten Einfluss am Chalyfenhofe, obwohl Viele sich nur äusserlich zum Islâm bekannten und innerlich dem Glauben ihrer Väter anhingen. Dieser persische Einfluss ist nun von so grosser Bedeutung, dass er zu den wichtigsten Erscheinungen der Culturgeschichte des Islâms gezählt werden muss.

In Bassora mit einer zahlreichen Bevölkerung, die persisch als Muttersprache redete, bildete sich die erste arabische Gelehrtenschule, die nicht wie die hohe Schule von Mekka und Medyna, nur Qorân und Sunna, sondern auch grammatikalische und philologische Studien trieb; darin allein schon bekundet sich der Unterschied zwischen arischem und semitischem Geist, welch' letzterer sich vorzugsweise mit religiösen Tifteleien beschäftigte. Die arabische Grammatik ist eine Schöpfung der Fremden, der Aramäer und Perser, und ging aus dem Bedürfnisse hervor, richtig arabisch lesen und sprechen zu lernen, ganz besonders für Nichtaraber, welche den gelehrten Studien

sich widmen wollten. Als es dann Mode ward, mit gelehrten Studien und feiner Bücherbildung zu prunken, wandten sich auch die arabischen Gelehrten diesen Studien zu, entwickelten aber die Sprachlehre ganz in arabischem Geiste, d. h. mit ächt semitischer Vorliebe für Spitzfindigkeiten, zu einem in die abstrusesten Haarspaltereien ausartenden System, welches recht und schlecht das alleinherrschende geblieben ist. [1])

Von den in den Künsten des Friedens und einer uralten Civilisation ausgebildeten Byzantinern und Persern erlernten die Araber auch, eine bekannte Erscheinung, überraschend schnell die Künste des geselligen Lebensgenusses, den Luxus und die Schwelgerei. Die Chalyfen in Damaskus suchten sich bald mit dem Glanze der Majestät zu umgeben, so weit die noch sehr allgemeinen Beduinensitten dies gestatteten. So entlehnten sie vom Hofe von Byzanz die den Arabern früher unbekannte Mode der Eunuchen für den inneren Dienst des Chalyfenpalastes und besonders des Harems, obgleich schon Muhammed die Castration verboten haben soll, was freilich ein Beweis ihres Vorkommens bei den Arabern wäre. Desgleichen gewannen sie bald genaue Kenntniss über den Hof und die Pracht der persischen Könige, denen schon die Ommajaden Vieles nachahmten. Am frühesten befreundete man sich mit der gleichfalls im Qorân verbotenen Sitte des Weintrinkens. Die Kunst des Gesanges und der Musik kam den Arabern von den Persern zu, und die ersten und besten Sänger und Sängerinnen waren entweder selbst persischer Abkunft oder doch Zöglinge von persischen Meistern. Selbst in der Tracht ahmte man persische Moden nach, persische Kleidung ward Hoftracht und die hohen, schwarzen, persischen, kegelförmigen Hüte, den europäischen Cylinderhüten sehr ähnlich, wurden schon vom zweiten abbasidischen Chalyfen officiell vorgeschrieben. Auch altpersische Feste wurden gefeiert: *Nauruz, Mihrgân* und *Râm.* Perser erhielten hohe Militärcommando's oder errangen, wie die berühmten Barmakiden, sonst hohen Einfluss. Persische Künstler waren es aber auch, welchen man die Schöpfung der vorzüglichsten islamitischen Baudenkmale, wenigstens in Centralasien, verdankt. [2])

---

1) Kremer. A. a. O. S. 24—26.

2) Die berühmte Moschee über dem Grabe des heiligen Hazret-Chodscha-Achmed-Dschassawi zu Hazrêt-i-Turkestân wurde 1404, wie die Inschrift besagt, von einem Chodscha Hussein aus Schirâz in Persien erbaut. (Mir-Salikh-Bektchourine, *La mosquée d'Azret dans la ville de Turkestan* in dem *Bulletin de la Société de géogr. de Paris* 1870. II. Bd. S. 123—133) Von den meisten Monumenten Samarkand's hält Vámbéry dafür, dass die Meister Perser waren. (*Travels in Centralasia.* London 1864. 8° S. 213), eine Ansicht, die vollkommen bestätigt wird durch W. Radloff („*Das mittlere Serafschanthal*" in der Berliner „*Zeitschr. d. Gesellsch. f. Erdk.*" 1871 S. 419). Da diese Bauwerke alle nur auf die Zeit Timur's, also bis Anfang des XV. Jahrhunderts, zurückreichen, so ist daraus zu entnehmen, dass der persische Kunstgeist bi dahin nicht im Sinken war.

Dies rief allerdings den Unwillen der Araber hervor, der sich oft recht derb Luft machte, änderte jedoch nichts an dem natürlichen Gange der Dinge. Der persische Einfluss am Chalyfenhofe nahm zu und erreichte unter Hâdy, dem berühmten Harân arradschid und Mamon, also gerade zu Anfang des goldenen Zeitalters der Wissenschaften im Chalyfat, seinen Gipfelpunkt. Die meisten Veziere der genannten Chalyfen waren Perser oder doch persischer Abkunft. Eine Münze des späteren Chalyfen Motawakkil, unter dem schon die Entartung der Sitten fühlbar, zeigt diesen Fürsten in rein persischer Tracht, und wenn auch der früheste Islâm gegen menschliche Bildnisse keinesfalls sehr streng war, so müssen wir doch einem solchen Zeugnisse gegenüber uns vollständig klar werden, dass man damals am Chalyfenhofe mit den altmuhammedanischen Vorurtheilen gründlich gebrochen hatte und auch in dieser Beziehung dem Beispiele der persischen Sassaniden folgte. [1])

Weit entfernt, die Leistungen der Araber auf wissenschaftlichem Gebiete verkümmern zu wollen, muss vielmehr zugestanden werden, dass sie in damaliger Zeit unbestritten das höchsgestiegene Culturvolk waren. Medicin, Mathematik, Chemie, Astronomie, Geometrie fanden eifrige Pflege; ihre Forschungen in diesen Disciplinen, aufgebaut zwar auf den Errungenschaften der alexandrinischen Schule, aber auch mit vielfachen Bereicherungen, sind die Grundlagen unserer späteren abendländischen Wissenschaft geworden. Ihre Geschichtschreiber besitzen wohl begründeten Anspruch auf unsere Anerkennung. Um die Erdkunde erwarben sie sich unschätzbare Verdienste. [2]) Sie ergaben sich dem Handel, wurden die Beherrscher der See, vermittelten den Verkehr und brachten eine Menge werthvoller Erzeugnisse des Ostens nach Europa. Von Bassora und aus dem Omân gingen die arabischen Erzeugnisse nach Sirâf, wo die Chinafahrer befrachtet wurden. Ein grossartiger Völkerverkehr brachte Araber und Chinesen in tägliche und lebendige Berührung, und China, wo damals die ordnende Gewalt einer ausgebildeten Beamtenhierarchie ihre bürgerlichen Wunder geschaffen hatte, hinterliess den Arabern den Eindruck einer hohen gesellschaftlichen Reife. [3]) Das Postwesen erfreute sich schon unter den älteren Chalyfen einer sorgfältigen Durchbildung und beförderte Briefe und Nachrichten in die entferntesten Provinzen des moslim'schen Reiches. [4]) In allen

---

1) Kremer. A. a. O. S. 27—33.

2) Siehe hierüber: *Die Leistungen der Araber in der Geographie.* (*Ausland* 1864 No. 33 S. 787—791) und A. Sprenger's „*Die Post- und Reiserouten des Orients.*" Leipzig 1864. 8° Vgl. auch den das gesammte kosmische Wissen der Araber darstellenden Abschnitt in Peschel's trefflicher „*Geschichte der Erdkunde.*" S. 94—146.

3) O. Peschel, *Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen.* Stuttgart und Augsburg 1858. 8° S. 9—11.

4) Siehe darüber Sprenger's obengenanntes Werk.

diesen und vielen anderen Dingen standen die Araber hoch über den übrigen Völkern der Erde, die Chinesen ausgenommen. Weder gestattet es der Raum, noch liegt es in dem Plane dieser Untersuchung, durch Aufzählung der von den Arabern in den einzelnen Disciplinen erkannten Wahrheiten den Umfang ihres Wissens anzudeuten, ich bemerke nur, dass die Vertiefung in das Studium der arabischen Schriften jener Epoche uns mit der höchsten Bewunderung erfüllt. Es ist in der That ein ebenso seltsames als freudig überraschendes Schauspiel, zu einer bestimmten Zeit die arabische Welt wetteifern zu sehen in Förderung der Cultur — „am Euphrat und Tigris wie in Syrien, der wilden Tatarei und am Indus; dann in Aegypten, dem mittleren Nordafrika und den entlegenen Gebieten des Westlandes von Fez; nicht minder in Spanien und auf Sicilien. Den Verdiensten der Abbasiden in Asien gingen die der Ommajaden in Europa und der Fatimiden in Afrika ruhmvoll zur Seite.“ [1])

Die natürlichen Ursachen der arabischen Cultur.

Dieses farbenprächtige Gemälde verliert wohl nichts an seinem Glanze, nimmt aber doch eine etwas verschiedene Schattirung an durch die Betrachtungen, zu welchen es herausfordert. Niemanden gewiss entgeht die auffallende Aehnlichkeit zwischen dem Reiche der Araber und jenem der Römer; beide verdankten ihren Ursprung der Eroberung, beide erstreckten sich fast über die nämlichen Erdräume; drangen die Sarazenen doch bis in die Hochalpen, [2]) wo sie im Norden und Süden des grossen St. Bernhard bis in die rhätischen Gebirge lange genug verweilt zu haben scheinen, um einige Ortsnamen zurückzulassen; beide endlich waren von rohen Anfängen in kurzer Frist zu hoher Gesittung gelangt. So wie die Römer als Volkselement jedoch in ihrem grossen Reiche dahinschwanden und sich verflüchtigten, so war dieses auch mit den Arabern der Fall. Die heimatliche Halbinsel, von der Urzeit an in Folge ihrer natürlichen Beschaffenheit zum Theile stets von nomadischen Stämmen bewohnt, hätte in der That nimmer so grosse Menschenmassen ausspeien können, um alle eroberten Länder auch wirklich mit Arabern zu bevölkern; selbst die dem semitischen Stamme eigene Fruchtbarkeit, — eine ethnische Eigenschaft — mit in Betracht gezogen, sind doch die eroberten Landschaften nie in einem anderen Sinne arabisch geworden, als beispielsweise Italien ostgothisch oder langobardisch, Spanien suevisch oder westgothisch; d. h. die Araber und ihre Nachkommen

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 146.

2) Siehe *Ausland* 1873 No. 3 S. 55—57.

bildeten, wie ich dies früher entwickelte, überall eine aristokratische Minorität. Nahm auch der Islâm an Bekennern zu, so bedeutet dies nicht auch einen Zuwachs für das ächte Araberthum, vielmehr ward dieses, dem natürlichen Verlauf der Dinge zufolge, immer schwächer, je mehr es sich bald mit den Landeseingebornen vermengte. Wir wissen dies positiv von Aramäa und Persien, obwohl gerade mit Perserinnen die Vermischung auf das strengste untersagt war. Jüdische und christliche Sklavinnen durfte der Moslim als Concubinen behalten, persische Sklavinnen nicht einmal als Beischläferinnen. Traten nun trotz solcher Satzungen die Araber dennoch sehr bald mit der persischen Bevölkerung des Iraq in vielfache Beziehungen, so ist noch weniger Grund für die übrigen Gebiete ein Anderes vorauszusetzen. Wie aber oben dargethan, war nicht das Araberthum das Culturelement, sondern fusste die anfängliche Gesittung der beduinischen Eroberer materiell und geistig auf byzantinischen und persischen Grundlagen. Durch die ethnische Vermengung nahmen die Araber diese fremden Elemente nur desto schleuniger in sich auf, und nun tritt ein anthropologischer Factor hinzu, der allein den Schlüssel zu dem staunenswerthen Räthsel der raschen Entwicklung der arabischen Cultur enthält, der es erklärt, warum im Orient die Araber als die Träger der Cultur erscheinen, während im Occidente die germanischen Völker im Süden dies niemals geworden sind. Dieses Phänomen beruht lediglich auf der dem Semitismus eigenen Zähigkeit, an dem Festhalten seines Typus. Die Anthropologen sind darüber längst einig, dass in dieser Hinsicht die Völker, selbst einer und derselben Race, von Natur aus sehr verschieden ausgestattet sind; so bewahren bekanntlich die Griechen ihren Typus trotz aller Mischungen; die Griechen wurden nie slavisirt, sondern haben die Slaven gräcisirt.[1]) Kein Volk dagegen ist von Natur aus geneigter, seinen Typus rasch aufzugeben, als die Germanen, besonders die Deutschen, wie die im Auslande lebenden Deutschen lehren. Die allergrösste Zähigkeit bekunden jedoch die Semiten, deren aus der Verbindung mit Indogermanen entsprossene Nachkommen viele Generationen hindurch den semitischen Typus bewahren. Von der Kraft dieses Atavismus kann sich Jeder an den in unserer Mitte lebenden Juden zur Genüge überzeugen. Diese natürlichen Eigenschaften gereichen selbstverständlich keinem Volke weder zum Vorwurfe noch zum Vorzuge; ihre Wirkungen in der Culturgeschichte sind aber von der grössten Bedeutung.

Es wird schwer fallen zu bestimmen, wer von den germanischen Gothen oder den semitischen Arabern der rohere, ungebildetere Theil war, als sie mit fremden Culturelementen in Contact geriethen.

---

1) Gegen die Fallmerayer'sche Theorie vom Slaventhume der Griechen siehe: Prof. Bernhard Schmid, *Das Volksleben der Neugriechen und das hellenische Alterthum.* Leipzig 1871. 8°

Dank seiner leichten Absorptionsfähigkeit wurde indess der Germane von den südlichen gesitteteren Nationen aufgeschlürft, der zähe Araber nicht oder wenigstens erst nach viel längerer Zeit. Der rohe Germane und der rohe Beduine empfingen beide die Cultur aus den Händen ihrer Unterworfenen; indem der Gothe aber sich mit dem Römer vermischte, hörte er auf Gothe zu sein, gab seine Sprache auf und wurde in den nächsten Generationen auch dem Blute nach selbst ein Romane; indem der Araber mit dem Perser sich vermengte, blieb er Araber. Darum waren in Südeuropa die Romanen die Träger der Cultur; was gothisch, germanisch verharrte, blieb roh; im Orient nahmen die Araber die fremde Civilisation auf, bewahrten Typus und Sprache und übten die Herrschaft. Desshalb dürfen wir von einer arabischen Cultur sprechen.

An der Hand dieses anthropologischen Factums erklärt sich für Jenen, der nach der natürlichen Entwicklung in der Culturgeschichte späht, die arabische Gesittung einfach als die Fortsetzung der Cultur des Alterthums, vermittelt durch Byzantiner und Perser. Auf einsam stolzer Höhe glänzte damals Byzanz; dorthin hatte sich geflüchtet, was das griechische und römische Alterthum an Kenntnissen geschaffen; im Sassanidenreiche aber blühte des Orients ureigenthümliche Cultur, der seit ungemessenen Zeiten das Abendland so tief verschuldet ist. Die Gesittung der Byzantiner und Perser war's, die nun im arabischen Gewande an die den Siegeserfolg des Islâms anstaunenden Völker Europa's, besonders in Spanien, herantrat, und das Auge manches Culturforschers dermassen blendet, dass er darüber Thatsächliches übersieht. Dazu gehört die Erwägung, dass diese arabische Cultur eine ausschliessliche Folge der Eroberung war. Nur die Eroberung konnte den innigen Contact mit jenen fernen Elementen schaffen, die so mächtig befruchtend wirkten. Schon einmal habe ich an den Heereszügen Alexander's nachgewiesen, welch' immensen Culturgewinn die Menschheit aus der Eroberung gezogen; ein zweites leuchtendes Beispiel bietet das Araberthum. Ihm verdanken die abendländischen Völker die Zufuhr ungeahnter Ideen und Wissensschätze, die verborgen im Schoosse des Orients schlummerten. So wie die Römer Dank ihren Eroberungen eine umfassende Cultur an möglichst vielen Punkten der alten Welt derart befestigten, dass sie von den Barbaren nicht mehr völlig vernichtet werden konnte, sondern durch tausend Canäle in sie überfloss, so ist es das Verdienst der arabischen Eroberung, die Cultur des Orients verbreitet zu haben. Und dieses Verbreiten an sich ist hohes Verdienst; von der vieltausendjährigen, weit höheren Civilisation der örtlich und aus Neigung von der Welt abgeschiedenen Chinesen hat die allgemeine Culturentwicklung nur geringen Nutzen gezogen; ihre Verbreitung aber hätte — wäre sie möglich gewesen —

ganz Asien mit hellem Glanze erfüllen müssen. Dieses hohe Verdienst der Verbreitung durch die Eroberung fällt nun ausschliesslich dem arabischen Volke zu. Darin beruht zunächst seine und des aus seiner Mitte geborenen Islâm's Grösse.

Neue fremde Einflüsse im Islâm.

Mit solchem Massstabe gemessen, wächst und sinkt zugleich die Bedeutung der Stelle des Araberthums in der Geschichte der Cultur. Zwei volle Menschenalter lagen nämlich zwischen den Eroberungen in Mesopotamien und Spanien und die hier erblühende Cultur war schon eine Folge der fremden Einflüsse. Trotz aller Zähigkeit musste ferner der arabische Typus bei zunehmender Vervielfältigung der Mischungen allmälig, wenn auch später als bei anderen Völkern, untergehen, die fremden ethnischen Bestandtheile die Oberhand gewinnen. Es wird erlaubt sein, für die spätere Zeit sicherlich, sogar einen guten Theil der Träger arabischer Gelehrsamkeit in Männern nichtarabischer Abkunft zu suchen. Es stehen mir leider keine diesbezüglichen Nachforschungen zu Gebote, allein ich denke mir, dass es sich wohl mit manch' gefeiertem arabischen Namen verhalten könnte, wie z. B. mit Abulfeda, der ein kurdischer Ejubide, oder mit Abulfaradsch, einem Christen jüdischer Abkunft, der gleichwohl viele muhammedanische Schüler hatte und mit Recht seine Stelle unter den arabischen Schriftstellern behauptet. Einen weiteren Beleg dafür bietet die Geschichte der Oxus-Länder. In den tiefen Steppen Centralasiens, welche der Oxus und Saxartes durchfliessen, sassen von jeher erânische Nationen; hier lag ja Balch in der Gegend des alterânischen Baktra; kurz vor der arabischen Eroberung waren von Norden her Türken herabgerückt, einen Theil des Landes an sich reissend, und nur durch den Einbruch der arabischen, fanatischen Räuberhorden verhindert, weiteren Einfluss in Transoxiana zu gewinnen. Dreimal erobert, dreimal mit Gewalt zum Islâm gezwungen, fiel Bochâra dreimal in seinen alten Parsiglauben zurück, ehe es definitiv dem Islâm gewonnen blieb. Trotz seiner Verbreitung in Mittelasien erstreckte sich das Machtgebot der Chalyfen nicht über den westlichen Theil Chokands hinaus. Unwillig nur, unter fortwährenden Aufständen, ertrug Bochâra das arabische Joch; nie gelang es dem Araberthume, dort festen Fuss zu fassen und kaum 250 Jahre später herrschen dort die Samaniden, eine persische Dynastie, deren Stammvater, ein dem Zarathustradienste lange treu gebliebener Vornehmer aus Balch, sich zum Islâm bekehrte. So regierte eine erânische Dynastie über ein erânisches Volk, das heute noch in den zahlreichen

Tadschik's [1]) Centralasiens fortlebt. Obwohl nun in Bochâra die Nationalität im Allgemeinen unberührt blieb, sehen wir doch gerade diese Stadt, die Muhammed's Lehre am heftigsten angefeindet hatte, dieselbe später am eifrigsten pflegen; ja selbst heute, wo der Islâm Einigen zufolge an allen Theilen Asiens dem sichtlichen Verfalle entgegengeht, ist er in Bochâra noch in jenem Gewande anzutreffen, worein ihn die ersten Chalyfen gekleidet hatten. Wohl entwickelte sich mächtig die islamitische Cultur in Gegenden, die wir heute als barbarische kennen, [2]) allein man darf nimmer unterlassen beizufügen, dass dort schon längst vor dem Islâm eine hochentwickelte Civilisation, die persische, blühte. Wohl entstanden in der Tatarei und in Turkestân Hochschulen, Bibliotheken und Sternwarten, wohl bildeten Bochâra, Samarkand, Merw, Nischapur und Herât Hauptsitze der Gelehrsamkeit, aber nicht erst seit dem und durch den Islâm. Von den Wundern Sogdien's konnten die heimkehrenden rohen arabischen Eroberer nicht genug erzählen, und vor allen ragte Bochâra als eine Wiege der Wissenschaften schon zur Zeit des Parsithums hervor, erwarb nicht erst, sondern behielt nur als „das edle und fromme Bochâra“ seinen Glanz unter dem Islâm, und die persische Stadt am Zerafschân blühte unter persischen Fürsten als ein Sitz des Reichthums, der Wissenschaften und der weltberühmten Seidenindustrie immer mehr auf. Wenn wir den bochârischen Grössen des Islâms nachspüren, einem Chodscha Ebn Hifz al Bochari, dem langjährigen geistigen Leiter seiner Vaterstadt, einem Abdullah al Fikih, dem grössten muhammedanischen Rechtsgelehrten, einem Muhammed el Sebdemuni oder einem Muhammed bin ul Fazl, dem grössten Theologen und Exegeten seiner Zeit, so werden wir kaum eine arabische Abstammung solcher Männer nachzuweisen vermögen. [3]) Hier ist es das gemeinsame Band des Islâm, welches in den Araberthum und Islâm zu identificiren geneigten Augen das Ansehen des ersteren schwellt. In Wahrheit sind aber die Leistungen jener Männer Schöpfungen weder des Araberthums noch des Islâms, obwohl sie beiden zu Gute kommen; gezeitigt hat sie die Cultur des eigenen Volkes. Ganz analog war, wie schon erwähnt, die Cultur in Nordafrika bis zum Jahre 1050 n. Chr. nicht arabisch, sondern durchaus berberisch. Die Dynastien der Edrisiden in Fez (788—925), der Hammaditen in Ceuta und Rif (1016—1083) und der Beni Saleh in Nokur (709—1015) waren allerdings arabisch, allein sie stützten sich durchaus auf

---

1) Die geistige Ueberlegenheit der Tadschik, welche auch stets sesshaft und im Besitze des Handels, der Künste und Wissenschaften sind, wird von allen mir bekannten Reiseberichten der Neuzeit eben so wie ihre erânische Abkunft einstimmig anerkannt.

2) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 142.

3) Vámbéry, *Geschichte Bochâra's oder Transoxanien's.* Stuttgart 1872. 8⁰ I. Bd. S. 1—75.

Berberstämme, welche die Fürsten adoptirt hatten, so die Edrisiden auf den Stamm der Aureba und die beiden anderen auf den der Ghomara. Die Herrschaft gehörte immer den Berbern, Araberstämme waren damals noch gar nicht da.[1]) Diese Einzelnheiten genau festzuhalten, ist unerlässlich, soll die Culturgeschichte die Aufgabe erfüllen, den Antheil der Völker an der Entwicklung der Civilisation zu bestimmen.

Dafür, dass Manches als arabisch oder islamitisch gilt, was es nicht ist, gibt es noch mannigfache Belege. Die sogenannten arabischen Ziffern sind bekanntlich indischen Ursprungs und desgleichen ist es längst ergründet, dass der Schatz von Erzählungen, der unter dem Namen Tausend und Eine Nacht durch die Araber in's Abendland gekommen, in Indien ersonnen worden sei. Wichtiger erscheint, dass selbst die freidenkende Richtung in religiösen Dingen, um derentwillen die arabische Cultur so sehr gepriesen wird, auf völlig fremde, persische und indische Einflüsse zurückgeführt werden muss, wie A. v. Kremer überzeugend nachgewiesen hat.

In Bassora entwickelte sich nämlich zuerst die Lehre der Bekenner der Willensfreiheit, die in Damascus unter christlichem Einflusse ihren Ursprung genommen hatte, zu einer eigentlich rationalistischen Schule der Theologie, den Motaziliten. Und in dieser Stadt lernen wir die ersten religiösen Freidenker kennen, die mit dem Islâm mehr oder weniger zu brechen den Muth hatten. Aber auch hier wie in fast allen geistigen Leistungen der Islamiten war nicht das arabische Beduinenthum der Ausgangspunkt, sondern das Perserthum, und zwar sind es nicht nur persische Ideen, die sich allmählig geltend machten, sondern es waren Perser selbst, die in einem kleinen Kreise denkender und geistreicher Männer sich schon um die Mitte des II. Jahrhunderts nach Muhammed in Bassora zusammenfanden. Der Dichter Bashshâr Ibn Bord, aus altem persischen Geschlechte, war eine der Hauptfiguren dieses Cirkels; er ist der Typus der Scheinmoslimen, äusserliche Bekenner des Islâm, innerlich aber demselben mehr oder weniger untreu. Man bezeichnete sie mit dem Namen Zindyk, einem Worte, das zu verschiedenen Zeiten seine Bedeutung änderte. Ursprünglich so viel als Anhänger der parsischen Lehre, galt es später von den Bekennern der manichäischen Religion und den Anhängern der dualistischen Weltanschauung, endlich verflachte sich die Bedeutung immer mehr und ward zuletzt identisch mit Atheist, Religionsverächter. Die Abbasiden waren gegen diese Zindyks theilweise sehr strenge, da der Manichäismus — und die ersten Zindyks waren mit den Manichäern identisch — den Gewalthabern des Islâms wirklich manchmal gefährlich erscheinen konnte. Bei den Moslimen nichtarabischer Natio-

---

[1]) H. v. Maltzan. *Ausland* 1873 No. 24 S. 471.

nalität, besonders im nördlichen Persien und im Stromgebiete des Oxus war der Manichäismus sehr ausgebreitet, allmählig erwarb er selbst Anhänger unter ächt arabischen Moslims und sogar am Chalyfenhofe.

Die Geschichte der römischen Gesellschaft ertheilte uns die Lehre, wie die steigende Gesittung mit wachsender Irreligiosität gepaart erscheint, wie der Gipfelpunkt der Civilisation und der Wissenschaften den Moment bezeichnet, wo ein allgemeiner Atheismus die Massen ergriffen hatte, wo philosophische Systeme, Stoiker und Epikuräer an Stelle des verlornen Glaubens traten; es war dies zugleich die Zeit der ärgsten Sittenlosigkeit, [1]) des blödesten Aberglaubens, der gemeinsten Laster. Die Geschichte des Islâm wiederholt diese denkwürdige Lehre. Als der Atheismus an Boden gewann, war natürlich von ächter Religiosität keine Rede mehr; wie im alten Rom spottete man über Alles und durfte es auch ungestraft, war man nur gegen den Verdacht gesichert, einer antiislamitischen Secte anzugehören. Es war gestattet, am Islâm zu zweifeln, nur durfte man an nichts anderes glauben. Ueber die namenlose Demoralisation, [2]) die mit einem masslosen orientalischen Luxus gepaarte cynische Rohheit, selbst der höheren Gesellschaftskreise Bagdad's, ruhen die besten, vollgültigsten Zeugnisse in den Werken der gleichzeitigen Dichter. Wie in Rom mit dem griechischen Einflusse die Päderastie, so verbreitete sich fast gleichzeitig mit dem persischen Einflusse das ursprünglich den Arabern fremde Laster der Knabenliebe zu erschreckender Allgemeinheit. Die Geschichte dieses Lasters führt auf die alten Hellenen zurück, von welchen die Perser wie die Römer es erhielten. Im Anakreon und im Hafis tritt es ungescheut zu Tage; es hat im ganzen muselmännischen Osten ungeheure Ausdehnung erlangt und soll in Persien geradezu entvölkernd wirken. Vom culturgeschichtlichen Standpunkte darf der Hinweis auf diese Seite des Gemäldes orientalischer Sittengeschichte wenigstens nicht unterlassen werden.

Noch eine weitere Erscheinung mahnt an Rom. Dort bestand bekanntlich keine Kirche; als der Atheismus um sich griff, nahm daher das Volk als Ersatz für seine zertrümmerten Ideale zum rohesten Aberglauben Zuflucht. Es half sich selbst in seiner Weise, da es keine Kirche gab, die helfen konnte. Im Islâm und im Christenthume thaten in diesem Falle die Kirchen ihre Schuldigkeit, sie gewährten die nothwendige Hilfe, natürlich wieder in ihrer, den Volksanforderungen jedoch entsprechenden Weise; die orthodoxen Richtungen gewannen die Oberhand, und genau wie das Christenthum suchte der orthodoxe Islâm sich immer mehr zu einem festen, abge-

---

1) Nach dem heutigen landläufigen Begriffe.

2) Wieder im Sinne unserer heutigen Begriffe.

schlossenen, dogmatischen System, zu entwickeln. Diese Lehre ist hochwichtig; sie zeigt die Orthodoxie als eine untrennbare Folge der freisinnigeren Ideen. Ueberall kann man ihr Entstehen erst in jenem Augenblicke beobachten, wo der Glaube an ihre Lehren erschüttert zu werden beginnt. In der That, so lange die Menge die Dogmen der Kirche für allgemein wahr hält, ein Zweifel daran nicht aufkommt, besteht auch für die Kirche kein Grund orthodox zu sein. Je ärger aber die Grundvesten des Kirchenglaubens in's Wanken gerathen, desto schroffer die Orthodoxie, nach dem ewigen Naturgesetze, dass Druck Gegendruck erzeugt. Die Kirche ist es, die mit ihren der Vernunft widersprechenden Glaubenssätzen, in einem gewissen Stadium den Zweifel wachruft, dem auf geistigem Felde fast jeder Culturgewinn verdankt wird. Dies der Moment, bis zu welchem die gern übersehene wohlthätige Wirkung der Religion und Kirche reicht, indem sie das feste Band des Glaubens um die Menschen schlingt und dadurch jene Vereinigung erzwingt, die das erste Culturerforderniss ist. Nun aber ist diese wohlthätige Wirkung erzielt, und da jedes Stadium der Cultur nur angestrebt und erreicht wird, um sofort wieder verlassen zu werden, so wird einerseits fürderhin zum Hemmniss, was bisher Hebel gewesen, andererseits übernehmen neue Factoren die Führerschaft auf dem Pfade zu einem neuen Culturstadium, das die jeweilige Gegenwart als einen Fortschritt bezeichnet. Diese Führerschaft übernahm in religiösen Dingen zunächst der Zweifel, die Skepsis, die nun ihrerseits wieder mit aller Macht auf den alten Kirchenglauben drückt. So ist es denn der kirchliche Liberalismus selbst, der die Orthodoxie der Kirche erzeugt.

Die Vorgänge ausserhalb des strengkirchlichen Gebietes bestätigen diese Sätze. Mit dem Zweifel erwacht der Wissensdurst, somit die Wissenschaft, und umgekehrt erweckt die Wissenschaft den Zweifel. Bei den Arabern begannen Skepsis und Wissenschaft erst nachdem sie durch syrische Christen mit den Schätzen der altgriechischen Literatur bekannt geworden. So ging auch hier wieder die Anregung nicht von Arabern aus, nicht sie haben dieses werthvolle Erbe entdeckt, das nach ihrem eigenen Geständnisse damals die Summe ihrer Kenntnisse bildete. Während aber die freigeistigen, atheistischen Ideen unter den Gebildeten um sich griffen, entwickelten sich gleichzeitig aus dem Studium der Alten die arabischen philosophischen Schulen, welche bald eine theosophisch-mystische Wendung nahmen, in ihrer Art also nicht besser waren als die kirchliche Orthodoxie. Dies war auf geistigem Felde die Gegenströmung gegen den Atheismus und die dadurch begünstigten materialistischen Anschauungen. Und allemal hat die Ausbreitung der Letzteren das schärfere Hervortreten theistischer Philosopheme zur Folge gehabt. Im alten China war Lao-tse zur Zeit erstanden als die Sitten sanken, die Ju-

gend voll Dünkel der Ahnen spottete, die Verehrung Dessen lächerlich ward, was bis dahin als heilig gegolten. Die Gegenwart, deren wissenschaftliche Entwicklung mehr denn irgend ein Zeitalter den Realismus fördert, findet die sich sonst arg befehdenden orthodoxen Theologen und angeblich liberalen theistischen Philosophen jeder Parteischattirung, im Namen des „Fortschritts“ (!) vereint im Kampfe gegen das freie Manneswort, welches muthig das alleinige Walten eherner Naturgesetze verkündet. Nicht anders war's im Islâm. Wohl stützten sich die philosophischen Schulen der Araber vorzüglich auf Aristoteles, den sie in fehlerhaften Uebertragungen dem Abendlande bekannt machten, aber daneben fand auch die platonische Philosophie, namentlich in ihrer neuplatonischen Ausartung, viele Anhänger und aus ihr ging jene eigenthümliche Schule Ishrâky hervor, die neuplatonische Ideen mit einer aus zarathustrischer oder wahrscheinlich aus manichäischer Quelle stammenden Lichtlehre zu einer ebenso originellen als phantastischen Weltanschauung verbindend, durch Aufnahme fremder religiöser Vorstellungen viel zur letzten Umgestaltung des Islâm durch den Sufismus beigetragen hat. Der eigentliche Sufismus nämlich, sowie er in den verschiedenen Derwisch-Orden seinen Ausdruck findet und strenge zu scheiden ist von der einfachen asketischen Richtung, die schon im frühesten Christenthume auftritt und auch in den Islâm überging, entsprang wesentlich indischen Ideen und zwar namentlich der indischen Vedanta-Schule. [1])

Mit dem Ueberhandnehmen der ekstatischen und schwärmerischen Geistesrichtung entstanden im Islâm wie im Christenthume zahlreiche Derwischorden, die Mönche und Anachoreten des alten Orients unter neuer Firma. Christlichen Quellen entsprang vorzüglich jener damalige Sufismus, doch ist es gut sich zu erinnern, dass das christliche Mönchswesen selbst wieder orientalischen Ursprungs war. Sufi heisst Wollenmann und gab man diese Namen den Mitgliedern asketischer Brüderschaften, die eine wollene Kutte als Ordenskleid wählten und bestimmte Ordensregeln besassen; auch nannte man schon in frühester Zeit die Sufis *Darwysche* (Derwische) und *Faqyre,* wovon das eine Wort im Persischen das andere im Arabischen arm bedeutet. Die Sufis waren also Bettelmönche. Solche Brüderschaften können nur dort aufkommen, wo religiöse Ueberspannung und Pauperismus zu Hause sind. Letztere Bedingung ist noch viel wichtiger als die erstere, doch wird in einem Lande, dessen Bewohner der religiösen Exaltation verfallen sind, Schmutz und Armuth nicht lange auf sich warten lassen. Als nach dem Falle der Ommajaden der Wohlstand der Moslime in Aegypten und Syrien sank, fasste der Sufismus daher auch in diesen Ländern Wurzel.

---

1) Kremer. A. a. O. S. 33—46.

Als sich der Sufismus zu verbreiten anfing, war das Studium der moslim'schen Theologie eine schwere, aber lohnende Aufgabe. Einem haarspaltenden Dogmatiker mit höfischen Manieren und Schlauheit stand eine glänzende Carriere bevor, denn der Qorân und die Sunna sind für die Justiz- und Staatsverwaltung die Richtschnur und die Ulemas, wie man die Theologen jetzt heisst, ob zwar niemals Priester in unserem Sinne, waren stets mächtiger als die Regierung. Desswegen drängten sich auch Tausende zum Studium der Theologie und es war unmöglich, den Ehrgeiz Aller zu befriedigen. Sowohl Sufis als Ulemas „machten" in Religion und buhlten um die Volksgunst, und da die Ersteren mit den Letzteren in wissenschaftlicher Bildung nicht concurriren konnten, wurden jene durch die Verhältnisse zu einer anderen Richtung hingedrängt. Aus denselben Beweggründen, aus denen sich ein Lassalle oder ein Dr. v. Schweizer an die Spitze unzufriedener Arbeiter stellte, schlossen sich schon in früher Zeit Männer von Geist und Bildung den Sufis an und es wuchsen auch aus den Brüderschaften helle Köpfe heraus. Solche Leute beschäftigten sich mit Theologie und Philosophie, gründeten ein System der Theosophie für ihre Anhänger und versahen sie mit einer Masse von kühnen Aussprüchen, Versen und Anekdoten, welche sich von den unwissenden Mitgliedern gut verwerthen liessen. Wie alles Menschliche erlitt das System der Theosophie im Verlaufe der Zeit bedeutende Veränderungen, und in die Askese mischte sich bald ein Mysticismus, den alten Persern, namentlich aber den Hindus von Alters her bekannt. Dort haben wir die Yogys getroffen, welche auf physiologischem Wege, besonders durch Athemeinhalten sich in einen Zustand von Exaltation versetzten. Die nämlichen Mittel kehren bei den Sufis wieder, deren Theorien allmählig eine pantheistische Färbung annahmen; dieser ekstatische Sufismus wurde theils gegen die Offenbarung Muhammed's indifferent, theils vollkommen häretisch. Nebst dem Athemeinhalten wandten diese späteren Sufis noch viel wirksamere Mittel an um Exaltation herbeizuführen: Opium und Haschisch, Gesang und Tänze, aufgeführt in nächtlichen Zusammenkünften, ganz besonders aber griechische Liebe. Tagy-aldyn-Kaschy versucht sogar zu beweisen, dass Niemand ein grosser Mystiker sein kann, ohne diesem Laster zu fröhnen, — er mag Recht haben. Sicher aber ist die zweifellos buddhistische Idee von der wunderthätigen Kraft der Asketen, Yogys, aus dem Buddhismus in den Islâm herüber gekommen. [1])

Die Geschichte des Sufismus führt uns die Askese in ihrer höchsten Höhe und in ihrer tiefsten Tiefe vor, unter den Mitgliedern hat es die abscheulichsten Charaktere, Mörder, Räuber und Mordbrenner gegeben. Der Verfall der Orientalen steht, wie sich histo-

1) Kremer, *Gesch. d. herrsch. Ideen des Islâms.* S. 256.

risch nachweisen lässt, im directen Verhältnisse zum Wachsthume des Sufismus. [1])

Der Islâm in Spanien und Afrika.

Die Geschichte des Islâm in Andalusien führt uns weit über die Zeiten Karl d. Gr. und Harunarraschid's hinaus, bis zu welchen ich den Culturgang im übrigen Europa verfolgt habe, denn nahezu acht Jahrhunderte lastete auf Spanien das arabische Joch. Wer sich da berufen fühlt arabische und islamitische Grösse zu preisen, sicherlich taucht er seinen Pinsel in die glühenden Farben moslim'schen Lebens in Andalusien, und mit Recht. Unter den arabischen Herrschern gelangte die Geistesbildung des Volkes zu einer in Europa damals unerhörten Stufe. Wieder muss ich der Versuchung widerstehen, die Einzelheiten aufzuzählen, worin die spanischen Araber glänzten in Kunst, Wissenschaft und socialen Einrichtungen; kein geringer Theil dessen, was das Abendland dem Islâm schuldet, ist eine Schöpfung dieses spanischen Araberthums. Da die Aufgabe der Culturgeschichte jedoch vorzüglich im Erklären, [2]) nicht im Lobe oder Tadel gipfelt, so erfordert eine Würdigung auch dieser unbestrittenen Culturhöhe die kritische Sonde, die uns die Leistungen des Islâm im Osten grossentheils in erborgtem Lichte gezeigt hat.

Von den Chalyfen in Damascus war Spanien in Bälde unabhängig; als die Ommajaden in Syrien untergingen, schwang einer ihrer Sprösslinge sich hier auf den Thron, nachdem der alte Stammeshass zwischen Süd- und Nordaraber (Yemeniten und Modhariten) zu blutigen Fehden zwischen den spanischen Arabern geführt hatte. So wenig vermochte der gemeinsame Islâm das ethnische Moment zu bewältigen. Das moslim'sche Wesen hat eine tiefe demokratische Grundlage und man könnte daher fast an eine Ironie der Geschichte glauben, da es allerorts zu höchstem Glanze nur bei Ausbreitung der Fürstenmacht gelangte. Die Lehre, die ein neuerer, vielfach nachgebeteter Schriftsteller zu behaupten und an der Epoche Ludwig XIV. zu erhärten versucht hat, [3]) dass Fürstengunst der Literatur und Wissenschaft nicht fromme, widerlegt eine Fülle von Thatsachen. An den Höfen der Tyrannen blühten viele von Hellas ersten Grössen, Athens Glanzperiode heftet sich an Perikles, den

---

1) Sprenger. *Ausland* 1868. No. 52. S. 1235.

2) „Wird nicht in der Erklärung einer Culturerscheinung ihre Beurtheilung enthalten sein?“ so fragt das „*Magazin f. d. Lit. d. Auslandes*“ 1874. No. 21. S. 314. Mag sein, doch nicht immer, wenn alle Culturerscheinungen gleichmässig als natürliche Phänomene erklärt werden. Allein selbst, wenn die Erklärung die Beurtheilung enthält, wird diese Beurtheilung doch immer mehr von der subjectiven Auffassung des Lesers abhängen als ihm durch die natürliche Erklärung octroyirt werden.

3) Buckle, *Geschichte der Civilisation*.

thatsächlichen Alleinherrscher eines demokratischen Staatsgebildes, der Namen der Lagiden ist mit dem Erstehen einer griechischen Wissenschaft unlöslich verbunden, an Augustus knüpft sich das goldene Zeitalter römischer Literatur, und unter den persischgesinnten Chalyfen zu Bagdad entfaltete sich die Gesittung der Araber. In Spanien vollzog dasselbe Schauspiel sich unter den kunst- und prachtliebenden Ommajaden. Unter ihnen stand Spanien in vollster Blüthe, besonders in Ackerbau und Kunstfleiss, worin übrigens die unterjochten Westgothen mit den eingewanderten Arabern wetteiferten. Aus dem Verfall des Ommajadenreiches sonderte sich eine Anzahl kleinerer Staaten, wie Toledo, Badajoz, Sevilla, Granada ab, in welchen so recht eigentlich die Cultur ihre höchste Entwicklung erklomm. Höchst merkwürdig trifft nun der Verfall des Ommajadischen Chalyfats in Spanien mit dem verheerenden Einfalle der Araber in das berberische Nordafrika zusammen. Es ist ganz sicher, dass die im VIII. Jahrhundert nach Spanien gezogenen Araber ächte Araber waren,[1]) allein sie führten auch zahlreiche berberische Elemente über die Meerenge. So wie im Osten das ächte Vollblutaraberthum nur ein Fragment der Gesammtbevölkerung bildete, so auch in Spanien; auch hier mussten die natürlichen Verhältnisse eine allmählige Verringerung des arabischen Volksthums zur Folge haben, das in solcher Entfernung von seiner Heimat keinen ausgiebigen Nachschub mehr erhielt. Die gesitteten Berber hingegen trennte nur die schmale Gibraltarstrasse und sie konnten sich demnach leicht über Spanien verbreiten. Sie gewannen die Oberhand in der moslim'schen Bevölkerung Andalusien's, wofür der Umstand, dass nach den Ommajaden fast überall berberische Dynastien entstanden, beredtes Zeugniss ablegt. So bildeten denn die Berber im Westen jenes Culturmoment, welches im Osten vorzüglich aus den Persern hervorging. In der That erschienen die arabischen Stämme, welche 1050 in Nordafrika einfielen, als durchaus ungesittete Nomaden, denen hauptsächlich der Untergang der nordafrikanischen Civilisation zur Last fällt. Wären die neuen Eindringlinge civilisationsfähiger gewesen, sie hätten ohne Zweifel in den eroberten Ländern neue Reiche und Dynastien gegründet, allein sie blieben Beduinen bis zur Stunde. Selbst unfähig die eroberten Länder politisch umzugestalten, zerstörten sie zwar nicht gänzlich das staatliche Gebäude, das sie in ihnen vorfanden, aber sie liessen gleichsam nur dessen Umriss stehen. Die Reiche, welche vor 1050 bestanden, gingen also nicht eigentlich unter, ihre Fürsten und Dynastien blieben am Ruder, aber deren Macht war ein Schatten geworden. Aus den Städten und Seehäfen machten sich die Beduinen nichts, desshalb liessen sie dort

1) Siehe darüber E. Renou, *Description géographique de l'empire de Maroc.* Paris 1846. 4° S. 391.

den alten Dynastien weiter die Herrschaft, ja sogar die nominelle Oberhoheit über die Länder. Fast der ganze Tell und die fruchtbarsten Oasen der Sahara bildeten die Waidegründe der Araber, aus denen sie die einheimischen Berberstämme theils in die Wüste, theils in die hohen Gebirge zurückwarfen, oder worin sie die Eingebornen als Unterthanen fortvegetiren liessen, dem äussersten, weil gänzlich willkürlichen Steuerdruck preisgegeben und persönliche Unfreiheit erleidend. Die Sultane der gesittpeten Berberstaaten waren gänzlich in die Macht der Araber gegeben.[1])

Dieses Gemälde sticht freilich ab von jenem im benachbarten Spanien zur nämlichen Zeit. Das ommajadische Emirat von Córdova war wohl der Uebermacht seiner Veziere und Statthalter erlegen, und nach seinem Sturze zerklüfteten zahlreiche Parteiungen das islamitische Spanien. Doch gelang es den afrikanischen Almoraviden sich für kurze Zeit die verschiedenen kleinen islamitischen Staaten wieder zu unterwerfen. Die Almoraviden waren zwar dem schismatischen Geiste entsprungen, ihre Religionsbewegung hatte sich aber bald überlebt, weil ihr Parteiglaube nichts Heterodoxes, keinerlei religiöse Neuerung enthielt, sondern nur eine Wiederbelebung der alten strengen, sunnitischen Grundsätze war. Desshalb gründeten die Almoraviden auch kein Chalyfat, sondern erkannten die abbasidischen Chalyfen von Bagdad als ihre religiösen Oberhäupter an. Dies konnte die neuerungssüchtigen Berber nicht befriedigen und machte sie geneigt zur Aufnahme der Almohaden.

Etwa ein Jahrhundert nach der arabischen Unterjochung befand sich das Berberthum Nordafrika's noch in voller Lebenskraft; da raffte sich der im grossen Atlas lebende, urkräftige Berberstamm zu einem gewaltigen Schlage gegen das Araberthum auf, und stiftete die neue Secte der Almohaden. Ihre dogmatische Basis bildete die figürliche und allegorische Deutung des Qorân's, während ihre sectirerische Parteistellung die bisherige allzu buchstäbliche Auffassung des heiligen Textes als Anthropomorphismus verpönte. Interessant ist es in der Gegenwart daran zu erinnern, dass ein Hauptdogma der Almohaden die Unfehlbarkeit des Imâm (*Mehdi, Mahadi*, d. h. der verheissene Religionserneuerer) bildete. Der Islâm ist dem Christenthume mit dieser Idee um etwa sieben Jahrhunderte vorangegangen, die Almohaden erklärten sich für die alleinigen Träger der einzigen richtigen Auffassung des Islâm im Gegensatz zu der übrigen muhammedanischen Welt. Darum konnte auch nur ihr Mehdi und sein Nachfolger der Chalyfe, der Beherrscher der wahren Gläubigen sein. Sie verwarfen nämlich ganz das genealogische Princip des Imamats und gestanden der Masse der Gläubigen das Recht zu, den Chalyfen aus freier Wahl zu ernennen, unbekümmert um dessen

---

1) Maltzan. *Ausland* 1873 No. 23. S. 448.

Abstammung. Dass nun auch ein Berber Chalyfe werden konnte, trug wohl nicht am wenigsten zur Volksthümlichkeit der neuen Secte bei, die so reissenden Aufschwung nahm, dass ihre Anhänger in kurzer Zeit Marokko, Algerien, Tunesien und das muhammedanische Spanien eroberten.[1]) Aus dem Jubel, womit der unfehlbare Imâm von den hochgebildeten Muhammedanern Spaniens aufgenommen wurde, kann man ermessen, wie gering schon damals das arabische, wie stark dagegen das berberische Element gewesen sein müsse. Erst nach dem Untergange des Almohadenreiches glückte es den afrikanischen Beduinen das berberische Element wieder niederzudrücken und Nordafrika zu arabisiren, zu dem zu machen, was es heute ist, so dass den Türken nur wenig hinzuzufügen blieb. Ist auch heute die Macht der Araber gebrochen, es mag wohl noch Jahrhunderte dauern, ehe diese Länder sich wieder heben und dies kann nur durch die Berber geschehen; denn ihnen gehört nicht nur die Vergangenheit, ihnen gehört auch die Zukunft im Nordwesten von Afrika.[2])

Wie man sieht, sind die Geschicke Spaniens und Nordafrika's unter den Moslim's, den Moriscos oder Mauren der christlichen Gothen mit einander innig verflochten. Die weitere Entwicklung des arabischen Staatswesens in Spanien führte zu Erscheinungen, welche man gewöhnlich dem Absolutismus beimisst, unter „vicarirenden" Formen aber auch Freistaaten charakterisiren: Thronstreitigkeiten, Palastintriguen, Aufstände, dann auf allen Seiten Grausamkeit und Barbarei. Der Monarchismus, der ganzen Vergangenheit der Araber und ihrer Naturanlage widerstrebend, soll Ursache der vielen Aufstände in Spanien sein. Doch hatte ihn Niemand ihnen aufgenöthigt und ward er in der That auch nie bei ihnen beseitiget. Wo eine Regierungsform der Vergangenheit, besonders aber der Naturanlage eines Volkes zuwider ist, entsteht sie nie spontan, oder wird doch, wenn aufgezwungen, wieder abgeschüttelt. Sehr richtig bemerkt ein gründlicher Kenner von den ersten Arabern, also jenen, deren Naturanlage besonders in's Gewicht fällt: „dieses Volk hatte alle Elemente zu einer aristokratischen Republik in sich, in welcher die Araber die bevorzugte Kaste, die übrigen Völker die Parias zu sein bestimmt waren, sie kam aber nie zu Stande, weil, wie es scheint, Niemand auf den Gedanken verfiel, eine Kammer von Abgeordneten der militärischen Stämme zu bilden. Wie einfach auch die Maschinerie des Repräsentativsystemes ist, so ist sie doch eine Erfindung, die gemacht und durch die Erfahrung verbessert werden muss."[3]) Ja wohl, diese Erfindung ist aber von Semiten nie ge-

1) Maltzan. A. a. O.

2) A. a. O. No. 24. S. 474.

3) Sprenger über Kremer's *Gesch. d. Herrsch. des Islâms. Ausland* 1868. No. 50. S. 1184.

macht worden, sie wiederstrebt vielmehr dem semitischen Geiste, denn sie erfordert den Widerspruch, die Discussion,[1] im Keime schon in den Volksversammlungen der ältesten Aryer erkennbar. Der Semitismus hat seiner Naturanlage nach die Theokratie geboren und nie die Discussion vertragen; man vergleiche die Unduldsamkeit der monotheistischen Lehren des Talmud, des Christenthums und des Islâm. Die spätere Toleranz bei Christen und Moslim's beweist dagegen Nichts. Freilich versteht es sich von selbst, dass an Höfen, wo man den Weintrunk statt des Frühgebets eingeführt, wo man den trockenen Gaumen der Derwische verhöhnt, gazellenschlanke Mädchen für die wahren Muezzins, den Becher für die beste Lampe zum Erleuchten der Klause erklärt, — dass dort auch keine Spur von Glaubenszwang gegenüber den Nichtmoslimen stattfinden konnte.[2] Die christlichen Unterthanen, damals in Spanien wie heute in der Türkei die immense Majorität der Bevölkerung, konnten nach eigenem Gefallen ihre Bischöfe und Priester wählen und ihren Kirchengebräuchen ungestört folgen, ungestört wenigstens seitens der Behörden, denn an gegenseitigen Neckereien zwischen den religiös und ethnisch heterogenen Elementen gebrach es nicht. Wenn die Moslim's kopfschüttelnd von den Christen sagten: einfältiges, bedauernswerthes Volk, das sich durch seine Pfaffen betrügen lässt; welche Thorheit ihre Lügen zu glauben! so konnten die Christen mit Recht das Nämliche von den Absurditäten des Islâm behaupten. Damit wuchs die gegenseitige Erbitterung und trotz des blühenden Zustandes in Gewerbe, Kunstfleiss und Wissenschaft ertrugen die spanischen Christen nur zähneknirschend das Joch der islamitischen Eindringlinge. Beiderseits steigerte sich der Fanatismus in's Unglaubliche und führte zu masslosen Ausschreitungen. Ist es vom Standpunkte des Philanthropen tief betrübend und niederdrückend, zu sehen wie die Menschen in solchen Fällen und zwar gerade durch die Religion zu einem Wüthen in den eigenen Eingeweiden gebracht werden können,[3] so erleidet selbst durch solche Betrachtung die Ansicht von der Nützlichkeit der Religionen keine Erschütterung, wie Mancher annimmt.[4] Die Erfahrung lehrt, dass nichts die Menschen mehr zu trennen vermag als Meinungsverschiedenheit, gleichviel ob auf religiösem oder sonstigem Gebiete. In der Gelehrtenwelt haben mitunter die tüchtigsten Denker sich mit bitterstem Hasse verfolgt und bekämpft wegen entgegengesetzter Ansichten über oft kaum nennenswerthe Geringfügigkeiten. Man gedenke der Anfeindung eines Darwin durch seine wissenschaftlichen Gegner, von den nichtwissenschaftlichen Kläffern gar nicht zu reden. Welche

---

1) Bagehot, *Physics and Politics.* S. 156 ff.
2) J. Braun, *Gemälde der mohammed. Welt.* S. 321.
3 Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 135.
4) A. a. O.

Meute stürzte sich nicht auf David Strauss, als dieser der abweichenden Meinung eines kleinen Kreises denkender Menschen Ausdruck zu verleihen wagte?[1]) Meinungsdivergenz über Vorkommnisse des Alltagslebens hat mehr denn einmal Freunde in Feinde verwandelt; auf politischem Felde aber Menschen in den Augen Anderer zu Verbrechern oder Märtyrern gestempelt. Der politische Parteikampf zwischen Monarchisten und Republikanern, zwischen Monarchisten und Republikanern verschiedener Färbung unter sich, hat unsägliches Blutvergiessen veranlasst. Allen diesen mannigfachen Erscheinungen liegt nur eine und dieselbe Ursache zu Grunde: die Ideendifferenz. Sind auch die physiologischen Vorgänge des Denkprocesses noch lange nicht ermittelt, so muss doch so viel zugestanden werden, dass Gleichförmigkeit und Divergenz des Denkens auf physiologischen Momenten beruhen. Wir steigen auch hier zu einer natürlichen Quelle hinauf. Eine weitere Betrachtung leitet zur Erkenntniss, dass die aus Ideenverschiedenheiten entsprungenen Kämpfe, Fehden und blutigen Grausamkeiten nichts anderes sind als der Kampf um die Wahrheit, nämlich jener subjectiven Wahrheit, welche die Wissenschaft oft als Irrthum entpuppt, die aber der Menge allein Befriedigung gewährt. Nicht was wahr ist, sondern was sie für wahr hält, bewegt die Menschheit. Kein Volk der Erde hat noch für Ideen gestritten und geblutet, die es nicht für wahr hielt; kein Denkender beharrt bei seiner Meinung, wenn er nicht von ihrer Wahrheit überzeugt ist.

Diese subjective Wahrheit erheischt seitens des Culturforschers die höchste Beachtung; sie liefert den Schlüssel zu den scheinbar heterogensten Phänomenen. Marie Alacoque, die in unseren Tagen viel genannte, war keine Schwindlerin, keine Betrügerin; was sie behauptete, beruhte auf subjectiver Wahrheit; sie bildete sich ein, übernatürliche Gesichte erblickt zu haben und war von der Wahrheit ihres Gesehen- und Empfundenhabens überzeugt. So bilden die Menschen sich ein, diese oder jene Religion sei die Wahrheit und bluten willig dafür; so bilden Andere sich ein, die Herr-

---

1) Dieser Meute schliesst sich auch Hr. Kolb in seiner *Culturgeschichte* an. Während er in seinem Buche gegen alle Religionen eifert, verdammt er im Anhange das edle Bekenntniss des grossen Gelehrten. Mein Standpunkt ist, wie ich glaube, von diesem Widerspruche frei. Alle Religionen sind Irrthum; dieser Irrthum ist nothwendig für die Massen, nicht für die kleine Schaar, die das „Wir" in Strauss's Buch vorstellt. Nur für diese ist sein Buch geschrieben und von diesen „Wir" gutgeheissen worden. Dieser „Wir" sind nicht viele, doch rechnen sich gern dazu Koryphäen der Wissenschaft wie E. Häckel, Moriz Wagner, Semper, Seydlitz. Was Kolb's Verdammung des Strauss'schen Buches anlangt, so rührt sie augenscheinlich von den Consequenzen her, welche sich in politischer Hinsicht für Strauss aus der Annahme der Darwin'schen Lehre ergaben. Die von Strauss gezogenen Folgerungen sind jedoch durchaus logisch, ja die einzig möglichen; es ist hoch an der Zeit, dass man einmal erkenne, wie die Theoreme moderner Phrasenhelden bei der modernen Naturforschung keine Unterstützung finden.

schaft eines Don Carlos, Don Miguel und sonst Jemands sei in Wahrheit ein erstrebenswerthes Glück, und lassen ihr Leben dafür; so bildeten die Männer der Schreckensherrschaft sich ein, die Freiheit und Gleichheit sei in Wahrheit der paradisische Zustand und — köpften ihre Mitbürger aus Ueberzeugung. Die subjective Wahrheit ist es endlich, welche allem Rechte zu Grunde liegt. Die vergleichende Völkerkunde lehrt in der Mannigfaltigkeit der bestehenden Rechtsbegriffe und Rechtsüberzeugungen, dass ein objectives Recht nicht vorhanden und die Culturgeschichte bestätigt dies vollkommen. Alle Kämpfe, die nicht Namens des Glaubens geführt wurden, pflegen an irgend einer Rechtsfrage anzuknüpfen; beide Theile glauben das Recht auf ihrer Seite zu haben; beide Theile haben dann oft den nämlichen Gott, jeder um Sieg für die gerechte Sache angefleht.

Auf die Gefahr hin, das Maass dieser Abschweifung zu überschreiten, muss ich noch weitere Betrachtungen dem Vorstehenden anreihen. Die Thatsache, dass alle Völker einstehen für die subjective Wahrheit, also für den Irrthum, wie es unter den gesitteteren Nationen besonders die Religionskriege beweisen, die nach dem oben Gesagten als vollkommen natürliche Erscheinungen aufzufassen sein werden, lässt deutlich erkennen, dass Ideen zugleich Interessen vertreten. Ideen, ob richtige oder falsche, sind geistige Güter und diese bilden zugleich die höchsten materiellen Interessen der Menschheit, denn an sie knüpft sich die Frage nach der inneren Befriedigung. Mit gutem Vorbedacht nenne ich diese ein materielles Interesse, denn innere Befriedigung ist gleichbedeutend mit irdischer Glückseligkeit, jenem Zustande, der als goldenes Ziel allen menschlichen Bestrebungen winkt. Darum zu allen Zeiten Kämpfe für Ideen als das köstlichste Gut, seien diese Ideen nun verkörpert im Poly- oder Monotheismus, im Christenthum oder im Islâm, oder gar in den Abstractionen philosophischer und politischer Systeme; sie sind stets ein jeweiliges Ideal, und dieses ist, wie schon erwähnt, unter allen Umständen niemals die Wahrheit. Allein es sei auch wiederholt:

Nur der Irrthum ist das Leben.

Nicht als ein Zeichen tiefer Rohheit, die an thierartige Zustände mahnt, werden wir demnach die Religionskämpfe betrachten, sondern gerade als ein Merkmal schon gestiegener Cultur. Wo um des Glaubens Willen Blutströme fliessen, dort sind Ideen längst als Güter erkannt worden, deren Werth selbst höhere als thierähnliche Entwicklungsstadien noch nicht zu bemessen wissen. Auch hier schärft die Ethnographie den Blick und bewahrt vor der Behauptung irrthümlicher Lehren. Die rohesten Wilden, an der alleräussersten Grenze des Fetischismus, obwohl in fast beständigem, mörderischen Kriegszustande unter einander lebend, greifen nicht des Glaubens

halber zu den Waffen. Den Ermordungen christlicher Missionäre liegt bei ihnen nicht der Gedanke einer Gefährdung ihres Götzendienstes zu Grunde, sondern andere, meist recht prosaische Motive. Auch ist das Erschlagen einiger Fremdlinge kein Beweis für eine etwaige Erhebung des Volkes gegen eine seinen Glauben bedrohende Uebermacht. Auf jenen Stufen der Entwicklung werden Kriege theils durch Streitigkeiten materieller Art, theils durch den auf einem dunkeln, instinctiven, angebornen Gefühle beruhenden Racenhass veranlasst. Was fremden Blutes ist, ist an sich hassenswerth, und sehen wir diese mächtigste aller Triebfedern einem rothen Faden gleich von den untersten Staffeln sich bis zu den höchsten Phasen der Cultur hindurchwinden und am Urgrunde einer Unzahl socialer Einrichtungen. Alle weitere Gesittung drängt den Racenhass als Motiv immer mehr in den Hintergrund, schwächt seine Wirkung ab, ohne ihn jemals gänzlich auslöschen zu können. Eine höhere Stufe werden wir unbedingt jenen Völkern zusprechen müssen, wo an dessen Stelle geistige Empfindungen als wirkende Motive treten. Darunter stehen sicherlich die religiösen Regungen obenan und so widersprechend es zu der nach rückwärts blickenden Behandlung der Culturgeschichte klingt, der die natürliche, allmählige Entwicklung der Cultur von ihren Ausgangspunkten verfolgende Beobachter muss im Rasen der Religionskämpfe die schon zu gewaltigem lichterlohen Brande angefachte Flamme des Denkens begrüssen. Die in diesem Kampfe der Geister geborene und entwickelte Verschärfung des Denkens musste naturgemäss dahin führen, einerseits sich über die Cardinalpunkte vieler Fragen zu verständigen, andererseits aber auch Differenzen in untergeordneten, früher unbeachtet gebliebenen Punkten zu erzeugen. Die Kluft zwischen den Meinungsverschiedenheiten verengerte sich zwar, vertiefte sich aber zugleich. So kämpften die Christen zuerst gegen den Islâm, dann spalteten sie sich in Katholiken und Protestanten, endlich balgten sich die verschiedenen Confessionen des Protestantismus unter einander mit stets wachsender Erbitterung und in der Gegenwart droht zwischen den Katholiken und den angeblichen Altkatholiken, die einstweilen nur in einem einzigen Punkte von ihnen sich unterscheiden, ein ähnlicher Zwist auszubrechen. Erst als das religiöse Moment seine Zugkraft einbüsste, also wieder ein höheres Gesittungsstadium erklommen war, ruhten die Kämpfe auf dem Felde des Glaubens, jedoch blos um sich auf jenes der Politik zu übertragen. Auf diesem sind sie bei den fortgeschrittenen Völkern Europa's bis heute geblieben, nur ist in ihrer natürlichen Entwicklung die Politik aus den Cabineten der Fürsten in die Volkskammern gewandert, natürlich ohne dass diese die Macht hätten, den Lauf der Ereignisse zu hemmen und die blutigen Gräuel der Kriege zu vermeiden. Ob Religionskriege heute noch unter den civilisirten Europäern möglich sind, steht dahin, doch

übt die religiöse Meinungsverschiedenheit noch Macht genug, um innerhalb eines Volkes bürgerliche, wenn auch unblutige Kämpfe zu veranlassen. Bei den minder gereiften Völkern des Ostens würden selbst in der Gegenwart noch beim Predigen des *Dschihad*, des heiligen Krieges, sich Jung und Alt um die grüne Fahne des Propheten zum Kampfe gegen die Glaubensfeinde schaaren.

Die Bedeutung der Glaubenskämpfe und Religionskriege in der Culturgeschichte schien mir diese längere Abschweifung zu rechtfertigen. Es lag mir daran, ihre Stelle bei der ersten Begegnung zu fixiren. Im moslim'schen Spanien lässt sich zuerst das Aufeinanderplatzen zweier verschiedener Religionssysteme am besten beobachten; der passive Widerstand der christlichen Unterthanen, die offenen Angriffe des gothisch gebliebenen Spanien auf die islâmischen Nachbarstaaten, sie sind nur verschiedene Formen einer und derselben Erscheinung. Culturhistorisch festzuhalten ist, dass Relgionskriege nicht nur keine unnatürlichen, sondern vielmehr natürliche Ereignisse waren und bei gewissen Völkern noch sind. Allzu gerne vergisst man, dass nicht Civilisation, sondern Barbarei der ursprüngliche Zustand der Menschheit und es nur einer ganz geringen Zahl von Völkern gelungen ist, sich diesem normalen Zustand zu entwinden. Pflicht der Culturforschung ist auch die höchstgestiegenen Nationen an das Thierische ihrer Ausgangsstadien zu mahnen.

Fortschritte und Ausbreitung des Islâm in Asien.

Nur eine kurze, aphoristische Uebersicht über ein Thema, welches ein Buch nicht erschöpfen würde, möge hier Platz finden, vornehmlich weil die mittelalterliche Geschichte Asiens für viele Culturforscher nicht zu existiren scheint.

In der aralo-kaspischen Tiefebene tummelten sich wohl seit jeher auf flüchtigen Rossen türkische Nomaden, dicht auf dem Rücken der erânischen Culturwelt, die sie zu verschlingen drohten. Diese Turkvölker erhielten von den im Schimpfen so virtuosen Chinesen den Namen *Tha-tse*, *Tatal* (Hunde, nördliche Barbaren), woraus der Name Tataren entstanden. Die Turk-Tataren wurden in weisse Tataren d. h. vom weissen Knochen oder edlen Ursprungs und in schwarze Tataren, d. h. vom schwarzen Knochen oder unedlen Ursprungs geschieden; wieder ein Beweis, dass die Ungleichheit, nicht die Gleichheit der Menschen ins Herz der Naturvölker gegraben ist. Noch jetzt bezeichnet weiss und schwarz in Nordasien edel und unedel, frei und unfrei.[1])

---

1) Daher so häufig noch der Ausdruck für den Kaiser von Russland als weisser Czar *(ak-tsar)* vorkommt.

Zu den schwarzen Tataren zählten die von den Chinesen sogenannten *Munggu* oder *Moghal*, unsere Mongolen, deren Name aber erst 1135 n. Chr. in den chinesischen Annalen erscheint. [1])

Die älteste Geschichte der Tataren, der Hiong-nu der chinesischen Schriftsteller, ist natürlich durchaus Fabel; Interesse gewinnt für uns erst das Reich der Tu-kin, worunter wir gewiss nichts anderes, als die Türken des Abendlandes zu verstehen haben; dieses Reich dauerte bis zum Jahre 745 n. Chr., wo es von einem Zweige der Uiguren zerstört wurde. Letztere waren unstreitig der am weitesten in der Cultur fortgeschrittene Stamm der Tataren. Sie hatten frühzeitig eine eigene Schrift und Literatur; später nahmen sie von den nestorianischen Missionären die syrische Schrift an, woraus sich auch jene der Mongolen, Kalmüken und Mandschu entwickelte. Neben dem Buddhismus und der chinesischen Bildung fanden der persische Zarathustra-Glaube, die Lehre Mani's (der Manichäismus) und das nestorianische Christenthum vielfach Eingang. Die Uiguren behaupteten sich lange als ein eigener Stamm, der seiner Bildung und Cultur wegen in hohem Ansehen stand, verlor aber durch spätere Mischungen seine Nationalität. Neben den eigentlichen Uiguren *(Kao-tsche)* kommen noch zwei andere Uigurenstämme in der Geschichte vor, nämlich die Uzbeken (Oezbegen) und die Seldschucken, welche dem arabischen Chalyfate gefährlich wurden und von denen die heutigen Osmanly abstammen. [2])

Gleich den Tataren gehörten dem ural-altäischen Sprachstamme die Hunnen an, als Ephtaliten oder weisse Hunnen an den Grenzen des Sassanidenreiches ansässig; einer ihrer Zweige waren vielleicht die Bulgaren, die schon Ende des V. Jahrhunderts Thrakien verwüsteten, das oströmische Reich wiederholt bedrohten und endlich zwischen 660 und 668 in dem bereits von Slaven erfüllten Moesien ihr Standlager aufschlugen; ein anderer Haufe dieser Bulgaren zog Anfangs des IX. Jahrhunderts an die Mündung der Kama in die Wolga, wo das wolga-bulgarische, auch gross- oder weissbulgarische Reich entstand und sich als Staat und eigene Nationalität bis in's XIII. Jahrhundert behauptete. Frühzeitig nahmen diese Bulgaren den Islâm an; bei den mösischen Donaubulgaren, wo die Epoche seines Aufkommens nicht festzustellen, war er indess nie so allgemein, als an der Wolga, wo er zu ausschliesslicher Geltung gelangte. Hier muss ein Theil der Ostbulgaren schon im IX. Jahrhundert zum Islâm bekehrt worden sein, wenn es wahr ist, dass die damals noch heidnischen Chazaren, ein ugrisches Volk, sie der Religion wegen bekriegten. Die zweite, tiefer eindringende Bekehrung fällt kurz vor

---

1) Siehe über diese Ethnologie die Einleitung zu Frz. v. Erdmann, *Temudschin der Unerschütterliche*. Leipzig 1862. 8°

2) Fried. Müller, *Allgemeine Ethnographie*. S. 347—349.

922 n. Chr. Von da an bestand ein reger Verkehr zwischen dem ostbulgarischen und dem Chalyfenreiche; es ward die ganze Cultur des Landes orientalisch, und der Islâm hatte bald keine eifrigeren Anhänger als die Bulgaren. [1])

Bei so frühem und weitem Vordringen gegen Westen konnte der Islâm um so eher die benachbarten Turkvölker ergreifen. In der That huldigten schon zur Zeit der Eroberung Chowarezms durch die Araber viele der besiegten Türken dem neuen Glauben. Bald gerieth kein Volk in nähere Berührung mit dem Chalyfenreiche, als die Türken. Viele waren als kriegsgefangene Sklaven im Reiche selbst verwendet, Andere nahmen ob ihrer körperlichen Schönheit die Stelle von einflussreichen Günstlingen am Hofe ein. So gelangten die dem Islâm ergebenen türkischen Sklaven zu einer dem Staate gefährlichen Macht. Ein Türke war es, der die Dynastie der Taheriden in Chorassân, die erste im Orient, gründete, welche den Verlust der übrigen östlichen Länder nach sich zog. Wie wenig das nationale Araberthum die Fähigkeit besass, die durch den Glauben zusammengeschweisste Menschheit auch staatlich zu beherrschen, lehrt der Umstand, dass alsbald in den verschiedenen Provinzen Dynastien von durchaus fremden Stämmen auftauchen, darunter mehrere türkische. Die Tuluniden und Ichschididen in Aegypten und Syrien waren Türken, dessgleichen die mächtigen Buiden in Persien und die noch gewaltigeren Ghazneviden, deren Reich sich über den persischen Iraq, Dilem, Kurdschistân, Tabaristân, Georgien, Chorassân, Seistân, Chowarezm, Ferghâna und Indien erstrecken und dem Islâm in letzterem Lande dauernd Fuss zu fassen gestatten sollte. Neben den Ghazneviden stifteten die gleichfalls türkischen Seldschucken in Vorderasien das grosse Sultanat Iconium oder Rum und schränkten die Macht der Bagdader Chalyfen auf ein Minimum ein. So blieb denn das Aegypten, Syrien und Westarabien umfassende Chalyfat der schiitischen Fatimiden die einzige grössere staatliche Schöpfung des Nationalaraberthums. Es kann nicht Aufgabe dieser Zeilen sein, den mannigfachen Wechsel im Entstehen und Verschwinden der zahllosen Reiche zu verfolgen, die bis zum XIII. Jahrhunderte die asiatische Geschichte erfüllen; es genügt für unsere Zwecke, zu erwähnen, dass sie alle mehr oder minder dahin strebten, das numerisch schon sehr schwach gewordene arabische und entnervte durch das rohere aber kräftigere türkische Element zu verdrängen. Und dies gelang so sehr, dass das türkische Wesen bis auf die Gegenwart in ganz Vorderasien und einem grossen Theile Centralasiens sich behauptet, obwohl es den Stürmen der Mongoleneroberung trotzen musste.

Der Untergang des Araberthums vermochte indess die Verbrei-

---

1) Rösler, *Ueber die Völkerstellung der Bulgaren* in seinen: *Romänischen Studien.*

tung des Islâm eben so wenig aufzuhalten, als die Feindseligkeiten der Juden seinerzeit jene des Christenthums. Mit unwiderstehlicher Gewalt zog er eine Anzahl halbreifer südlicher Völker in seine Kreise, für welche alle fast er mit einem Culturgewinn gleichbedeutend war. Die frühen weitverzweigten Handelsverbindungen der Araber hatten sicherlich mächtig dazu beigetragen, ihn in den südöstlichen Gebieten von Afrika wie in der malayischen Inselflur bekannt zu machen; allgemeine Verbreitung fand er aber dort erst lange später. Die Völker, die ihn nahmen, wurden zu seinen Trägern, wie heutzutage der türkische Padischah von Stambul der islamitischen Welt als Nachfolger der arabischen Chalyfen gilt. Dieses Uebertragen einer Idee auf grundverschiedene Persönlichkeiten ist culturgeschichtlich überaus merkwürdig; es ist ein nicht misszuverstehender Fingerzeig, dass zwischen beiden eine zusammenhängende Kette von Vorstellungen besteht. Ein vollkommenes Analogon bildet im Abendlande die Uebertragung der altrömischen Kaiserwürde auf Karl d. Gr., keine phantastische Ungeheuerlichkeit, sondern die natürliche Folge des ununterbrochen lebenden Bewusstseins von dem Fortbestande des römischen Reiches.

Politische Entwicklung des Mittelalters.

Der Culturstrom, ein Rückblick.

Jene Civilisation, welche in den europäischen Völkern der Gegenwart ihren Gipfelpunkt erreicht und die Phantasie dereinst als ein Gemeingut der gesammten Menschheit träumt, ist einem mächtigen, vielfach gewundenen Strome vergleichbar, den tausend und abertausend Wasseradern, kleine und grosse, bedeutende und schwache, längere und kürzere, reissende Gebirgsbäche und schleichende Steppenflüsse schwellen. Auch einem Bauwerke ist sie vergleichbar, das schichtenweise auf den im Boden versenkten Grundvesten zu luftiger Höhe sich erhebt. Und gleichwie diese Grundvesten dem Auge verborgen sind, gleichwie die Quellen mancher Ströme oft nur geahnt werden, an ihrer Existenz aber kein Zweifel haften kann, so ruht auch die Civilisation auf heute nicht mehr sichtbaren Fundamenten, auf Quellen, deren Erinnerung im Zeitenlauf verblasste und die erst neu aufgespürt werden müssen. Einige dieser Quellen aufzudecken habe ich bis nun versucht; auch die wichtigsten Nebenadern, so weit die Grenzen dieses Buches gestatteten. Vollständigkeit freilich darf ich nicht beanspruchen, denn wer wollte in so knappem Rahmen die Bäche und Bächlein alle nennen, die von Bergeshöhen und aus Waldesdickicht niederbrausen in's einsam stille Thal, die aus sonnverbrannter Flur in schattenloser Oede, weite Tümpel bildend, hin zum Strome ziehen, wer, sage ich, wollte den vielverzweigten Verästelungen allen folgen, deren ungeheures Netz das Stromgebiet umspannt? Bescheiden muss ich mich dieser Zuflüsse wesentlichste anzudeuten, und es verlohnt sich an dieser Stelle die Mühe eines kurzen Rückblicks.

Die natürliche Entwicklung der Cultur im Auge, begannen der geneigte Leser und ich unsere gemeinsame Wanderung an den Quellen des Culturstromes. Ich vermied es, Jenen gleichzuthun, die sich an seine majestätische Mündung begeben und dort nur mit Verachtung, Hohn und Ingrimm des engen Flussbettes im Hochthale, der noch unscheinbarern Quelle gedenken. Anders wir. Wir haben uns in einer Fahrt versucht in die frostigen Höhen der Gletscherwelt, wo ewige Stille die Natur umlagert; kein Halm sprosst hier, hier grünet kein Reis, kein Insect durchschwirrt mehr die eisige Luft, kein Zeichen des Lebens dringt an unser Ohr. Doch da, am unteren Gletscherrande bricht aus starrer Kruste murmelnd ein Bächlein hervor, und hier und dort und weiterhin desgleichen. Es sind die Quellen, deren durch die Gletschermilch getrübte Fluthen sich späterhin im Thale zum mächtigen Wasser vereinigen sollen. Schon hier aber in einsamer Höhe, wo der fernere Lauf der Quelle zu unseren Füssen uns noch unbekannt, wissen wir, dass er nur durch natürliche Gesetze geregelt werde. Natürlichen Ursachen verdankt er seine Geburt im harten Gletschereis, natürliche Ursachen lenken seinen Lauf. Wir schreiten thalab, wo über weite Schutthalden das Bächlein mit Mühe nur hindurch sich zwängt, dem Auge fast entschwunden, dann munter weiterhüpft aus dem wilden Felsgestein hinab in's grünende Thal. Da, an ungeahnter Windung, vermählt sich ihm ein anderes Gewässer, um in gemeinsamer Hast über Stock und Stein dahinzurasen. Wir machen Halt. Was ist aus all' den anderen Quellen geworden, deren Murmeln droben unser Ohr erfreut? Warum von ihnen allen dieser eine Zufluss nur? Prüfend erkennen wir dann, wie bald die eine sich in sumpfiger Matte verliert, bald die andere zu jähem Sprunge in bodenlose Kluft gezwungen, zerstäubt, die dritte endlich durch Bodenfaltung in ein anderes Thalbett geleitet wird; kurz wir vermögen zu ermitteln, wie dem Nichterscheinen der einen, dem Hinzutritte der anderen, dem verschiedenen Laufe der dritten Quelle stets natürliche Ursachen zu Grunde liegen. So gelangen wir hinab, wo eingezwängt in enger Felsenspalte der Bach ein Fluss geworden in zischender Gischt leckt und nagt an seinen Betteswänden, dann plötzlich heraustritt in die breite Mulde und in wildem Ungestüm sich darüber hin ergiesst. Klarer schon werden seine Wasser, ruhiger sein Lauf, als plötzlich dort aus schwarzer Kluft ein wilder Gefährte sich ihm beigesellt und weithin seine Fluthen mit düsterer Farbe mengt. Freiwillig nicht, gezwungen nur ist diese Bruderschaft. Kein anderer Ausweg war geblieben, in längst entschwundenen Erdperioden hatten sich ewigen Gesetzen zufolge die schwarzen Schieferwände hier emporgethürmt und gebieterisch dem Wasser den Weg in die Thalmulde gewiesen. So ziehen denn Beide, bald in Eins verschmolzen, fort durch die bergigen Gelände bis wo zur Ebene verbreitert das Thal dem

schrankenlosem Schwalle freies Spiel gewährt. Wer will das Elend nun, der Verwüstung Gräuel alle schildern, die hier das tückische Element oft verrätherisch vollbringt, und wer doch hat den Muth, zu lästern, tadeln, wirft er den Blick hinaus in's offene Land. Dort entblösst vom Umgestüm der Jugend zieht er in majestätischer Fülle hin, in stolzer Ruhe bewimpelter Last den Rücken bietend, ein reicher Segen für die Flur.

Unnöthig, an dem Laufe des Culturstromes die hier bildlich ausgedrückten Einzelnheiten anzudeuten. Jeder errăth sie wohl von selbst. Worauf es hauptsächlich ankommt, ist die Erkenntniss, dass der Segen des breiten Stromes gleich jenem der friedlichen Cultur nur um den Preis vergangener Gräuel erkauft, dass Beider Lauf bis in die kleinsten Einzelnheiten durch natürliche Momente bedingt wird. Wenn für manche Erscheinung eine natürliche Ursache nicht angegeben zu werden vermag, so ist daraus noch nicht zu schliessen, dass eine solche Ursache nicht bestehe, sondern nur, dass es noch nicht gelungen sei, dieselbe zu entdecken, dass also hier noch eine Lücke in unserem Wissen existire. Obwohl es solcher Lücken noch sehr viele gibt, sind wir doch im Stande, einen durchaus natürlichen Entwicklungsgang der Cultur zu behaupten und vorauszusehen, wie die Erweiterung unserer Kenntnisse eine stetige Ausfüllung dieser Lücken mit sich bringen müsse. Das Flussnetz des Amazonengebietes ist bislang nur unvollkommen bekannt; Niemand zweifelt aber an dessen Bestehen und natürlicher Entwicklung, noch auch, dass es mit der Zeit gelingen werde, dasselbe genau zu erforschen. Natürliche Ursachen waren es, welche die Anfänge der Cultur, das Erheben über rein thierische Zustände bei den Menschen bedangen, und natürliche Ursachen auch, welche einzelne dieser Anfänge zu einer langandauernden Entwicklung, zu einem Zusammenfliessen veranlassten, andere hinwieder nach nur kurzem Laufe zum Stillstande brachten.

Das baldige Versiegen der Culturquellen kann man an den sogenannten Naturvölkern der Gegenwart beobachten. Freilich war hier selbst der Lauf der Culturentwicklung ein weit längerer und grösserer, als wir ahnen, der Stillstand trat — sehr ungleich übrigens — erst sehr, sehr spät ein. Zweifelsohne ist der Weg von den heute am tiefsten stehenden Botokuden oder Hottentotten zu Humboldt und Darwin ein kürzerer, als es jener vom Thiermenschen zum Botokuden oder Hottentotten war. Diesen kürzeren Weg haben indess nur wenige Völker zurückgelegt, während andere an verschiedenen Punkten desselben stehen und damit zurückblieben. Wo Alles nach vorwärts eilt, ist Stillstand Rückschritt, so sagt man gewöhnlich; die Wahrheit ist, dass nicht Alles, sondern nur sehr Wenig nach vorwärts eilt, die grosse Menge der Erdenbewohner es aber durchaus nicht eilig hat. Denn der Stillstand, das Versiegen der

Culturquellen bei den Naturvölkern, ist streng genommen nur scheinbar; sie alle sind in naturhistorischem Sinne in steter Entwicklung begriffen, ihre geringe Cultursumme ist heute zweifelsohne grösser, als vor einem Jahrtausend, das Wachsthum aber so unmerklich, dass im Vergleich zu den sogenannten Culturnationen es füglich als Stillstand aufgefasst werden darf. So spricht man von Fixsternen, obgleich es wirklich fixe Sterne nicht gibt. Die Schnelligkeit, womit die einzelnen Völker die Bahn ihrer Entwicklung durchlaufen, ist eine sehr verschiedene, stets aber in natürlichen Momenten begründet. Eine Schnecke und ein Hase bewegen sich beide mit sehr verschiedener Geschwindigkeit, welche durch die Anlagen ihres Körperbaues bedingt wird. Aehnlich ergeht's den Menschen mit dem Fortschreiten auf der Culturbahn.

Begreiflich wendet sich das Interesse vorzugsweise den angeblichen Culturvölkern zu; bei ihnen ist ja die Gesittung zu jenem breiten, mächtig segenspendenden Strome gediehen, von dem ich oben sprach. *Seinen* Entwicklungslauf zu schildern, war bisher meine Aufgabe. In ausführlicher Breite war es hiezu erforderlich, die Cultur der ältesten Völker zu erörtern, um auszuscheiden, was von den damaligen Gesittungsschätzen auf ihn überging. Es musste gezeigt werden, wie die Culturen der Assyrer und Babylonier, Aegypter, Phöniker und Perser zusammenflossen und erzeugten, was als hellenische Cultur gerne für ein Urproduct der Griechen gilt. Diese griechische Civilisation mit ihren Lichtpunkten und Schattenseiten ward aufgesogen vom Römerthume, welches sie über die halbe Welt verbreitete und befestigte; nicht minder nöthig war es, zu erörtern, wie diese antike Cultur die einzelnen Nationen auffrass und sich selbst ihrer ethnischen Stützen beraubte; wir begreifen dann, warum neue rohe Stämme an deren Stelle treten, zugleich aber die Schule der Cultur wieder von vorne beginnen mussten. Wir studieren an ihnen das langsame aber sichere Emporklimmen an der Culturleiter, während im Oriente die Ueberreste der römisch-hellenischen Gesittung von den ursprünglich eben so rohen aber verschieden begabten Arabern heisshungrig verschlungen werden, nicht um diesen, die daran in Bälde zu Grunde gehen, sondern den halbbarbarischen Europäern zu Gute zu kommen. Die Verkettung der natürlichen Ursachen und Wirkungen ist unverkennbar: die Culturströme Aegyptens und Asiens vereinigten sich in jenem Griechenlands, dieser in jenem Roms; der römische Culturstrom ergoss sich durch sein asiatisches Bett in jenen der Araber und dieser endlich in den der Modernen. In der That waren die Araber die letzten Lehrmeister der Europäer, darum mussten ihre Leistungen so ausführliche Beachtung finden. Fürderhin verfolgen Europa's Völker ihre eigenen Entwicklungsbahnen; der Strom ihrer Cultur wird von keinem fremden ethnischen Elemente mehr in gleichem Masse geschwellt; erst seither beginnt die Europa

allein eigenthümliche Culturentfaltung. Ich werde also in Hinkunft mich kürzer fassen dürfen; es wird überflüssig, auf die geschichtlichen Details einzugehen, es genügt, die wesentlichsten Marksteine zu bezeichnen, ihre logische Aufeinanderfolge zu erörtern und derart den Entwicklungsgang der Civilisation abzustecken. Auch die ethnischen Unterschiede verlieren, freilich nur sehr allmählig, an Bedeutung in dem arischen Europa, in welchem die Verwandtschaft der Völker auch eine gleichmässigere Culturentfaltung gestattet. Verwischt sind sie allerdings niemals und werden sie uns noch häufig genug begegnen.

Ausbildung der christlich-germanischen Herrschaft im Abendlande.

In einem früheren Abschnitte habe ich die Anfänge der christlich-germanischen Gesellschaft im Abendlande zu schildern versucht, wie sich dieselbe auf dem Boden der altrömischen, durch das Hineindrängen der neuen germanischen, aber barbarischen Elemente verwilderten Gersittung erhob. Je mehr man sich in das Studium jener Epochen versenkt, desto mehr befestigt sich die Ueberzeugung von dem rohen Zustande der germanischen Stämme; sie standen eben auf der Stufe mancher Naturvölker der Gegenwart. Diese Thatsache allein hilft uns die Zustände der Merowingerzeit vollständig begreifen und als durchaus natürliche betrachten. Wiederholt habe ich darauf hingewiesen, wie jede hochentwickelte Cultur unabänderlich Laster begleiten, welche die „Sittlichkeit“ jener Epochen in keinem allzu günstigen Lichte erblicken lassen. Diese Laster sind jene der Naturmenschen, nur in einer verfeinerten Form; die Civilisation vermag weder neue Laster noch neue Tugenden zu schaffen, sie kann nur gewisse im Menschen vorhandene Keime und Anlagen fördern und entwickeln. Ihr Wesen besteht nun, gleich jenem der Zähmung bei den Thieren, darin, dass sie gewisse natürliche Anlagen besonders fördert, andere in den Hintergrund drückt; selbstverständlich entwickeln sich jene Eigenschaften am meisten, welche dem jeweiligen gesellschaftlichen Organismus am nützlichsten sind. Denn Einzelnen gegenüber ist die Menge, welche im Kampfe um's Dasein die Chancen fast immer für sich hat, Gesetzgeberin. Sie nennt daher alle jene Thaten, die ihr nützen, Verdienste, alle jene aber, die ihre Interessen zu Gunsten des Einzelnen schädigen — Verbrechen. Wo das Gesetz nicht mehr zukann, muss die Unterscheidung in Tugend und Laster mit allen weiteren Feinheiten nachhelfen. Alles zusammen ist das Sittengesetz, das sich die Menschheit selbst zu ihrem eigenen Schutz gegeben hat — die Moral.[1]) Wohl zu er-

1) Rob. Byr in dem gedankenreichen Roman: *Der Kampf um's Dasein.* III Bd. S. 50.

wägen ist aber, dass das Urtheil der Menge über das, was sie als Verdienst oder Verbrechen, als Tugend oder Laster anerkennen will, bei den verschiedenen Völkern sehr verschieden ist. Denn die Civilisation oder Cultur vermag die primären Raceneigenschaften niemals ganz zu verwischen und bildet jedes Volk im Sinne der vorhandenen Anlagen aus. Absichtlich greife ich zu dem trivialen aber passenden Beispiele vom Hunde, den die Zähmung im Allgemeinen von einem Raubthier in ein frommes Hausthier verwandelte, der in der Entwicklung seiner besonderen Eigenschaften aber von primären Anlagen abhängig ist. Ein wachsames Schoosshündchen ist unbrauchbar als Jagdhund und der trefflichste Vorsteh- oder Hühnerhund gibt noch keinen Bernhardiner Lebensretter. Jede hervorragende Entwicklung irgend einer Eigenschaft geschieht jedoch überall in der Natur nur auf Kosten einer anderen; während die einen gedeihen, verkümmern die anderen. So auch in der Cultur. Es ist also nur sehr natürlich, dass mit der steigenden Gesittung, welche gewisse „Tugenden“ fördert, sich auch unvermeidlich „Laster“ zeigen, die ja nichts anderes, als der negative Ausdruck für die Verkümmerung gewisser Eigenschaften sind. Gewiss wird dieserhalb kein Billigdenkender die Cultur geringer achten, allein die nüchterne Wahrheit erfordert den entschiedensten Protest gegen das Bestreben, die Gesittung blos nur als Entwicklung der „guten“ Eigenschaften darzustellen. Mit wachsender Cultur wachsen allerdings gewisse gute, aber auch gewisse böse Eigenschaften, die, in der menschlichen Natur begründet, Beide ihr Recht gebieterisch geltend machen.

Würde für diese gern verkannte Wahrheit nicht die Geschichte sprechen, welche über die tiefste „Entsittlichung“ klagt als die Cultur der Hellenen, der Römer, der Perser, der Araber am höchsten stand, sie würde laut verkündet durch die Lehren der vergleichenden Ethnologie. Wo immer Naturvölker mit der Civilisation in Berührung treten, vernehmen wir die Klage, dass dadurch Leidenschaften und Laster erregt werden, die der „wilde Naturmensch“ nicht kannte. Hier ein Beispiel statt vieler. An den hochromantischen Ufern des Telezki'schen Sees, den die türkischen Idiome den „goldenen“ nennen *(Altyn-kul)* und in den einsamen Thälern des Tschulyschman und der Baschkaus im Altaï hausen familienweise zerstreut kalmükische Bergnomaden noch im reinen „Naturzustande.“ Bei diesem armseligen Volke herrscht vollständige Standesgleichheit und ein ausgebildeter Communismus, das Culturideal so mancher Phantasten, auf den niedrigsten Culturstufen indess längst vermöglicht. Mit Schrecken wendet man sich ab von diesem Ideale; die Folgen der Gütergemeinschaft und Standesgleichheit haben hier zu absoluter Versumpfung und Unthätigkeit geführt. Doch sei nicht geläugnet, dass der Kalmük dabei ausserordentlich zufrieden und nach seiner Meinung ein herrliches Leben führt. Von seinem Standpunkte aus hat

er auch Recht, denn keine Sorge drückt ihn und kein Wunsch nach irgend einer Veränderung steigt in ihm auf. Beobachtet man nun die Einwirkungen der Cultur, wie sie die Nähe russischer Niederlassungen in neuerer Zeit angebahnt hat, so sieht man den Wunsch nach Besitz und das damit naturgemäss unlöslich verbundene Streben nach Standesunterschieden Wurzel schlagen, und in weiterer Folge auch grössere Rührigkeit in das einförmige Leben der Bergbewohner dringen. Dort beginnt Handel und Ackerbau; mit diesen Hauptfactoren der Gesittung, Besitz, Standesunterschiede und Arbeit, halten aber auch viele Uebel ihren Einzug, und eignen sich die Kalmüken in erster Linie die Laster ihrer civilisirteren Nachbarn an.[1])

Dieses Beispiel, das sich vielfach vermehren liesse, ist überaus lehrreich, denn es gestattet einen guten Einblick in die geheimnissvollen Pfade der Culturentwicklung. Gesetzt, die Kalmüken hätten, wie die Germanen, die Kraft, die fremde Civilisation aufzunehmen, ohne daran zu Grunde zu gehen, so würde in einiger Zeit das gesellschaftliche Bild des Altaï ein total verändertes sein. Die innige Berührung der beiden Völker, Russen und Kalmüken, würde bei genügender numerischer Stärke der Letzteren zu theilweiser Kalmükisirung der Russen führen, deren Culturstufe darunter empfindlich leiden müsste; andererseits möchten die Kalmüken weit fortgeschrittener sein als jetzt; sie würden ihr Nomadenthum mit dem Ackerbau, die Gütergemeinschaft mit dem Privatbesitz, die barbarische Standesgleichheit mit dem civilisatorischen Standesunterschied, ihre „Demokratie“ vielleicht mit einer „Aristokratie“, ihr Faullenzen mit werkthätiger Arbeit, zugleich aber ihre apathische Gemüthsruhe mit aufregenden Wünschen, ihre Vertrauensseligkeit mit Misstrauen, ihre Ehrlichkeit mit Habgier, ihre Aufrichtigkeit mit Lüge vertauscht haben. Vielleicht würde sogar das eine oder das andere ihrer Laster noch schärfer zum Ausdrucke gelangen. Denn wenn es Lüge ist zu behaupten, die Cultur wirke n u r veredelnd, so ist es nicht minder Lüge, die Verwirklichung des „Guten“ im Naturzustande zu gewahren. Die gepriesenen Barbaren fröhnen den ausschweifendsten Lastern, Rohheit und Grausamkeit und was damit zusammenhängt, sind bei ihnen allgemein, schon desshalb, weil ihnen der Begriff dafür fehlt. Die Natur verbietet keinem Menschen, seinen Nächsten zu peinigen oder zu tödten, erst die Cultur thut dies und bestraft den Mord, blos darum, weil die ungestrafte Befriedigung der Mordlust die Gesellschaft selbst in Frage stellen würde. Der Diebstahl entsteht erst mit dem Eigenthum; der Kalmük stiehlt nicht, weil er keine Bedürfnisse hat, kennt weder Lug noch Trug, weil es in seinen Bergen nichts zu verheimlichen gibt und er viel zu träge ist,

---

1) Siehe hierüber W. R a d l o f f, *Die Bergnomaden des Altai.* (*Globus.* XI. Bd. S. 277—278.)

sich zu verstellen; so wenig ihm dies als Verdienst anzurechnen ist, so sicher bleibt es, dass die im Menschen vorhandenen Keime dieser Laster erst mit der aufgehenden Sonne der Cultur zu reifen beginnen.

Ich sehe für den Ethnologen keinen Grund, die Germanen des Tacitus sich anders denn als rohe Naturmenschen vorzustellen. Die Wirkungen der Berührung mit der römischen Cultur können demnach keine anderen, als die oben geschilderten und in der Gegenwart beobachteten sein. Unter dem Einfluss der germanischen Barbaren mussten die römische Civilisation verwildern, die Gallo-Romanen, Hispanier und Italiker sinken; unzweifelhaft aber stiegen die Germanen; die merowingische Gesellschaft, barbarisch, wie sie heute uns däucht, stand an Gesittung hoch über den Germanen Hermanns, des Cheruskerfürsten. Alle Laster der römischen Cultur bildeten aber zugleich die ersten Errungenschaften der deutschen Stämme, die noch lange ihre ursprüngliche Rohheit bewahrten. Die Züge haarsträubender Grausamkeit jener Zeit sind Ueberbleibsel dieser ursprünglichen Rohheit, deren Ueberwindung nur das Werk tausendjähriger Culturarbeit sein kann. Kein Wunder daher, dass mit den angenommenen Lastern der früheren Civilisationsperiode die dem Barbarenthume eigene Unmenschlichkeit sich paarte. Will man die Zustände jenes Zeitalters in ihrer natürlichen Entwicklung erfassen, so muss man sich sorgfältig hüten, sie im Lichte unserer heutigen oder selbst der vorhergegangenen antiken Civilisation zu betrachten, vielmehr das neue herrschend gewordene Volksthum an seinem eigenen Ausgangspunkte messen. Dann werden wir beurtheilen können, wie sehr trotz aller Laster und Barbarei die germanische Welt in der Merowingerzeit schon gestiegen war.

Das Steigen der Germanen hatte nothwendig das Sinken der älteren Nationen zur Folge, die sich mit ihnen vermischten. Es liegt dies eben im Entwicklungsgange der Cultur selbst, die unvermögend ist, den Naturmenschen anders, denn in sehr, sehr langen Fristen zum Culturmenschen zu erziehen; bei vielen Völkern gelingt dieses Experiment gar nie. Angesichts dieser festbegründeten Thatsache weiss ich nur als culturhistorischen Nonsense zu bezeichnen, wenn durch Herbeischleppung aller möglichen Beispiele von Barbarei die „christliche Wiedergeburt des Frankenreiches“, die „wiedergeborene Sittlichkeit der Bekehrten“ zu illustriren versucht wird. [1]) Die Religion ist nur eines der verschiedenen Culturmittel und blos Gedankenlosigkeit kann von ihr eine „Wiedergeburt“ fordern, die es gar nicht gibt. Das Frankenreich war niemals „christlich wiedergeboren“, weil es unchristlich gar nie bestand; seine Zustände waren,

---

1) Diese nutzlose Mühe gibt sich Ludwig Pfau in seinen *„Freien Studien.“* Zweite Auflage. Stuttgart 1874. 8° S. 289—331.

wie wir sie kennen, nicht weil das Reich christlich, sondern weil es fränkisch war; ebenso wenig kommen die Bekehrten in den Besitz einer „wiedergeborenen Sittlichkeit“, sondern die Sitten der Neubekehrten verblieben anfangs in ihrer früheren Rohheit und milderten sich erst im Laufe der Jahrhunderte. Der Antheil der Kirche und Religion an dieser Milderung der Sitten ist gross genug, wie die spätere Entwicklung, welche ohne sie nicht möglich gewesen wäre, lehrt, allein es war weder die einzige Aufgabe der Kirche, die Sitten zu mildern, noch war ihr bis dahin die nöthige Zeit dazu gegönnt gewesen. Offenmehr muss es Leute geben, welche an die Religion und insbesondere an die christliche Kirche die Anforderung stellen, Völker im Handumdrehen aus Barbaren in gesittete Nationen zu verwandeln, sonst könnte man sich unmöglich in dem Nachweise gefallen, dass zur Zeit Karl d. Gr., also nur drei Jahrhunderte nachdem Chlodovech die Taufe empfangen, von der sittlichen Wirksamkeit der Kirche noch nichts oder nur sehr wenig zu verspüren war. Für Jeden, der die Entwicklung der Cultur mit vorurtheilslosem Blick betrachtet, ist dies so selbstverständlich, dass er sich vielmehr wundert, dass überhaupt schon Etwas davon zu merken ist. Nur wer die geoffenbarten Religionen nicht für Menschenwerk hält, wer also an Wunder glaubt, kann von ihrer Wirkung Wunder verlangen. Wenn zur Zeit der Merowinger und Karolinger das im Schoosse des Semitenthums gezeitigte Christenthum mit seinen idealen Höhen auf einen äusserlichen Aberglauben reducirt erscheint, so sehen wir darin abermals eine Bestätigung des Satzes, dass jede Religion — als Menschenwerk — zu dem wird, wozu die verschiedenen Völker sie machen. Nicht das Christenthum machte die fränkische Zeit, sondern die fränkische Zeit machte das Christenthum barbarisch.

Um jede fernere Culturentwicklung zu verstehen, ist festzuhalten nöthig, dass dieses barbarische Frankenzeitalter, dieses barbarische Christenthum, diese barbarische Sittlichkeit oder wenn man lieber will Unsittlichkeit, diese grässliche Unwissenheit, dieser finstere Aberglauben, Alles dies zusammengenommen einen hohen Culturgewinn bedeuten im Vergleiche zu den Zuständen der frühesten Germanen. Und darauf kommt es an, denn das Abendland war germanisch geworden in demselben Sinne, wie die alte Welt römisch. Germanische Sitten, germanischer Brauch, germanisches Recht kamen auf in Gallien, Britannien, Hispanien, Italien. Die Wissensschätze der antiken Cultur, sie gingen nicht unter, sie zogen sich nur von den durch die rohen Eindringlinge barbarisirten Ländern Westeuropa's zurück nach dem Osten, nach Byzanz und zu dem alten Culturvolk der damals Pehlwi (oder Huzvaresch) redenden Perser, von welchen sie die Araber übernahmen. Hier im Osten ist die Continuität der altrömischen Gesittung zu suchen, nicht im Westen, wo sie übrigens nie so tiefe Wurzel geschlagen. Das nördliche Gallien, Britannien und

Germanien waren, wenige Punkte abgesehen, auch zur Römerzeit barbarische Länder, hier war ohnehin noch kein Boden für die Fortpflanzung der Gesittung vorhanden. Im mittleren und südlichen Gallien, in Hispanien und Italien musste aber die bestehende Bildung sinken in Folge des Hinzutritts eines neuen, wilden Volkselements.

Dieser Process der Culturverwilderung war, wir wissen es, kein von den germanischen Stämmen beabsichtigter; sie trachteten vielmehr die alte Cultur zu bewahren, konnten jedoch nicht anders als die antiken Culturinstitutionen in ihrem barbarischen Sinne auffassen und deuten; eben so wenig mochten sie lassen von der eigenen alten Sitte, dem eigenen Recht. Die Verbindung solch heterogener Anschauungen musste von selbst zu allgemeiner Rohheit der Zustände führen; man erwäge nur beispielshalber, was eintreten müsste, wenn Dakotah oder Sioux die Herrscher über die gebildeten Weissen Amerika's werden könnten und ihre altindianischen Begriffe von Lebenssitte, Recht, Religion u. s. w. mit der Cultur ihrer Unterthanen verbinden wollten. Und selbst an thatsächlichen Beispielen der Gegenwart lässt sich studiren, wie die Beherrschung eines gebildeten Volkes durch ein mindergebildetes einen Culturrückgang nach sich zieht; oder müssen wir nicht täglich die Klage vernehmen, dass die Gefährdung des Deutschthums in den Ostseeprovinzen durch die Russen, in Ungarn durch die Magyaren der Cultur jener Gebiete abträglich sei? Da aber alle Völker, so weit sie geschichtlich handelnd auftreten, einem inneren Antriebe gehorchen, den man passend als *nationalen Instinct* bezeichnen kann und dieser nationale Instinct den Völkern zu herrschen gebietet, wo sie herrschen können, gerade wie dem Einzelnen auch, so begreifen wir, dass die germanischen Völker im ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung ebenso beflissen waren ihre Herrschaft zu sichern, wie heute in den angeführten Fällen Russen und Magyaren. Die Befestigung der fränkischen Herrschaft insbesondere, als des grössten und wichtigsten germanischen Stammes, ist daher, obwohl auf Kosten der antiken Cultur vollzogen, eine vollkommen natürliche Erscheinung. Denn *natürlich* werden wir mit Recht ein Streben nennen, welches in ähnlichen Fällen alle Völker der Geschichte zu allen Zeiten an den Tag legen, und wer der natürlichen Entwicklung nachspürt wird dasselbe auch als einen natürlichen Factor in seine Betrachtungen aufzunehmen haben. Darin lasse man sich nicht durch den Umstand beirren, dass dieser Factor manchmal, wie hier z. B., als *Culturhinderniss* auftritt, denn in der That, so wie die Cultur durch natürliche Factoren in ihrer Entfaltung gefördert wird, so stellen sich ihr auch natürliche Hindernisse in den Weg. Daraus entspinnt sich dann eben der „Kampf um's Dasein", den die Cultur im Allgemeinen durchkämpfen muss, wie jedes einzelne Culturphänomen ins-

besondere, und Sieg oder Niederlage wird, wie in der Natur überhaupt durch das Ueberwiegen der einen oder der anderen Factorenreihe entschieden. „Die ganze Cultur ist nicht von unserem Bewusstsein, sondern von der Natur gezeugt und uns zum Bewusstsein gebracht. Was die Menschheit hervorbringt in allen Sphären ihres Lebens, gereicht ihr desshalb weder zum Verdienst noch zum Vorwurfe, der Geschichtsprocess ist ein Naturprocess. Unter allen Organismen und Geschöpfen geniessen wir den Vorzug, einen Theil dieses Geschichtsprocesses mit unserem Bewusstsein begleiten zu können. Auf seinen Verlauf hat jedoch das Bewusstsein keinen Einfluss, es ist kein schöpferisches, kein Organ der Initiative, es leitet diese Processe nicht, es erleidet sie, es ist ohne Fähigkeit der Einwirkung auf diese Geschichtsprocesse selbst. Wussten Aegypter, Griechen, Römer etwas von dem Ziele, das wir erreicht und wissen wir etwas von dem, dem unsere Nachkommen zustreben werden? Wir haben und kennen nur Ein Streben: zu leben — das Wie hängt nicht von uns, sondern von der Natur der Dinge ab.[1])

War die Befestigung der fränkischen Herrchaft im Abendlande ein naturgemässes Streben der Germanen, so liegt auf der Hand, dass sie hiezu sich der ihnen tauglichst dünkenden Mittel bedienten. Solche pflegen die Völker, wie die Geschichte lehrt, instinctiv zu ergreifen, daher sich denn für keinen Satz zu allen Epochen schlagendere und unwiderleglichere Beweise finden als für den fälschlich den Jesuiten zugeschriebenen: der Zweck heiligt die Mittel, richtiger der Erfolg heiligt nachträglich die Mittel, und zwar, dies ist das Wichtigste, nicht nur im Auge des Siegers. Das treffendste Mittel ist das Beste. Diesem Worte wohnt eine so furchtbare Wahrheit inne, dass man nicht anstehen kann zu erkennen, wie alle Culturentwicklung überhaupt sich um dieses Eine Wort dreht. Mag man damit alle Gewalten der Hölle entfesselt, das Heiligste erschüttert, den Boden der Ethik und Moral unter den Füssen wanken wähnen, der Beweis der Wahrheit wird dafür durch die ganze Weltgeschichte angetreten und es ladet schwere Verantwortlichkeit auf sich, wer aus Gründen, die ich nicht zu untersuchen habe, die grosse Wahrheit zu verbergen sich nicht entblödet. Ich betone dies hier, weil die Frankenherrschaft zu ihrer Befestigung nach Mitteln griff, welche Einige als die verwerflichsten brandmarken, thatsächlich aber die natürlichsten, wirksamsten, zweckentsprechendsten waren, nämlich die Fortsetzung des römischen Reiches, die Ausbreitung des Christenthums und die damit Schritt haltende Entwicklung der päpstlichen Gewalt. Jeder dieser Erscheinungen seien einige Worte gewidmet.

---

1) J. C. Fischer, *Das Bewusstsein. Materialistische Anschauungen.* Leipzig 1874. 8⁰ S. 68—70.

Dass die Idee vom ewigen Bestande des römischen Reiches lebhaft fortlebte unter den Germanen, so lebhaft, dass die Annahme der Kaiserwürde durch Karl d. Gr. seinen Zeitgenossen nur eine natürliche Fortsetzung, keine Erneuerung des alten Reiches schien, ist meinen Lesern bekannt. Die damals mit dem römischen Kaiserthume verknüpften Begriffe eines Primates über alle übrigen Herrscher und Völker mussten eben dem fränkischen Fürsten die Erreichung dieses Zieles ersehnen und als eines der tauglichsten Mittel zur Befestigung der fränkischen Herrschaft im Abendlande erscheinen lassen. Die Annahme der römischen Kaiserwürde entsprach zu jener Epoche dem instinctiven Nationalgefühle und dem „Zeitgeiste“ eben so sehr als mehr denn ein Jahrtausend später jene der deutschen Kaiserwürde durch den König von Preussen. Zu der einen wie der anderen That drängten und lockten die Zeitverhältnisse. Niemand dachte daran das Reich zu „erneuern,“ wie Niemand seinerzeit in Augustulus den letzten römischen Kaiser erblickt hatte; die Idee von dem römischen Reiche der Weltordnung war nicht verblichen, sie war von denjenigen anerkannt, die sie zu zerstören schienen, und von der Kirche sorgsam gehütet worden, wurde durch Gesetze und Gewohnheiten in's Gedächtniss gerufen und war der unterworfenen Bevölkerung theuer, die mit Freuden an die Tage zurückdachte, in denen wenigstens Frieden und Ordnung die Knechtschaft milderte. Den Germanen erfüllte stets das Bestreben, sich mit dem System, das er überwältigte, zu identificiren. Zudem hatte in den letzten anderthalb Jahrhunderten die Erhebung des Islâms der gesammten Christenheit Europa's einen höheren Aufschwung verliehen. Der falsche Prophet hatte eine Religion, ein Reich und ein Oberhaupt der Gläubigen zurückgelassen; die christliche Gemeinschaft bedurfte jetzt mehr denn je eines kräftigen Hauptes und Mittelpunktes. Einen solchen Anführer konnte sie nicht finden am Hofe zu Byzanz, der immer mehr entkräftete und sich dem Westen entfremdete. Dennoch bestanden die Rechte der byzantinischen Kaiser fort, sie waren Titularsouveräne von Rom und mussten es bleiben, so lange sie den kaiserlichen Namen führten. Auch war das geistige Oberhaupt der Christenheit, der Bischof von Rom, auf das weltliche angewiesen und konnte dasselbe nicht entbehren. Ausserhalb des römischen Reiches konnte es, wie man damals glaubte, keine römische und nothwendigerweise auch keine katholische und apostolische Kirche geben; denn die Menschen konnten nicht in der Wirklichkeit von einander trennen, was im Geiste unauflöslich war; das Christenthum musste mit dem grossen christlichen Staate stehen oder fallen, es waren nur zwei Namen für eine und dieselbe Sache. [1]) So fand denn die Krönung des Frankenkönigs bei der Kirche eben so viel Beifall als beim eigenen Volke.

---

1) Bryce, *Das heil. römische Reich.* S. 33—34.

Der Kampf gegen das Heidenthum.

Das zweite wesentliche Mittel zur Befestigung der fränkischen Herrschaft war die Ausbreitung des Christenthums. Noch lebte ein deutscher Stamm, das rohe, aber mächtige Sachsenvolk, und hinter jenem die Slavenwelt, dem Heidenthum ergeben. Auf Bekehrung dieser Völker richtete sich nunmehr die Aufmerksamkeit der Franken; solche aber konnte nur Waffengewalt vollbringen. Schon unter den Merovingern hatte stets erbitterte Fehde zwischen Franken und Sachsen getobt und oft röthete ihr Blut die Gefilde am Rhein. Dauerhaft unterjocht wurden die Sachsen aber nie. So fand Karl, der grosse Franke, für Manche nur ein „schlauer“ und „grausamer Eroberer,“ das kühne Volk, das er zu beugen sich zum Ziele setzte. Die Geschichte erzählt, mit welchem Heldenmuthe die Sachsen ihre Unabhängigkeit verkauften, wie oft, wie lange der Frankenherrscher ihrem Starrsinne weichen musste, wie viele Ströme Blutes die staatliche Vereinigung der beiden deutschen Hauptstämme kostete. Die Besiegung der Sachsen erfolgte endlich nur mit Hülfe der Obotriten, eines slavischen Volkes.

So sehr nun die Unterjochung der Sachsen und später der Slaven dem fränkischen Interesse diente, so gibt es doch keinen Anlass zur Behauptung, die Ausbreitung des Christenthums sei nur im Dienste dynastischer Herrschergelüste vor sich gegangen. Auf der Culturstufe der damaligen Franken pflegen die Völker von ihren angeblichen religiösen Wahrheiten auf's Tiefste durchdrungen zu sein und deren gewaltsame Aufnöthigung an Andersgläubige für ein verdienstvolles Werk zu halten. In nämlicher Weise hatte der Islâm seine Bekenner durch Flammen und Schwert erworben; auch das Araberthum zog directen Nutzen aus der Unterwerfung fremder Völker; es wäre aber sicher irrig, die Ausbreitungsursache des Islâm in der Herrschsucht der Araber zu suchen. Araber und Christen verbreiteten jeder ihre Religion dieser selbst willen, ohne Rücksicht auf andere Folgen; die Religion *war* in der That ein Mittel zur Machtbefestigung, wurde aber als solches nicht mit Bewusstsein gebraucht. Die Völker gehorchen einem Naturgesetze, indem sie instinctiv zu den passendsten Mitteln greifen.

Eine entschiedener politische Bedeutung besass der Kampf gegen das *slavische* Heidenthum, ob seiner Macht und Culturstufe ein gefährlicher Gegner. Hier gesellte sich zum religiösen auch noch der ethnische Unterschied und führte zu Jahrhunderte langem blutigen, wechselreichen Kampfe, der als eine der wichtigsten Phasen in der Entwicklungsgeschichte des deutschen Volkes hier eine kurze Erwähnung erheischt.

Karl bediente sich jeglichen Mittels, um die Slaven in Güte oder mit Gewalt zu unterwerfen, wobei sie ihm durch innere Zwistig-

keiten entgegenkamen. Gleichwie bei den Deutschen zwischen Franken und Sachsen uralter Nationalhass bestand, so fachte auch ein tief eingewurzelter Hass zwischen den Bodrizern und Lutizern unausgesetzte blutige Kriege an. Vielleicht war dies die Hauptursache, wesshalb die Slaven bei all ihrer Ausdauer sich in den Ländern zwischen Elbe und Ostsee doch nicht zu halten vermochten.[1]) Am meisten ward durch die Errichtung von „Marken" oder Militärgrenzen, die Unterjochung der Slaven vorbereitet,[2]) von denen jedoch erst mit der Herrschaft des sächsischen Hauses das Kriegsglück wich. Mit rücksichtsloser Härte schritt der sächsische Stamm, ihr langjähriger Nachbar und Feind, zu deren Knechtung und Entnationalisirung. Otto der Grosse vermehrte, vervollkommnete die Anstalten zur Unterjochung und errichtete die drei Bisthümer zu Oldenburg (Stargard) in Wagrien, zu Havelberg und Brandenburg. Allein dauernde Erfolge wurden nicht errungen. Seit der blutigen Schlacht am Tongerflusse sank das Uebergewicht der Deutschen in den polabischen Slavenländern immer mehr bis in die Mitte des XIII. Jahrhunderts und die Slaven gingen von der Vertheidigung zum Angriffskriege über, wobei sich überall ihr Hass gegen das aufgedrungene Christenthum kundgab. In jener Zeit gewann die Insel Rügen ein Uebergewicht im Lande der Polaben. Der Tempel zu Arcona verdunkelte den uralten Glanz des ratarischen Heiligthums. Ja 1073 suchten die Deutschen sogar Hülfe bei den Slaven. Erst 1093, nach langem Frieden, brach ein neuer Sturm über sie herein; nicht nur die Sachsen, auch die Dänen fielen verheerend in's Land. Noch einmal, unter obotritischen Fürsten, rafften sich die slavischen Völker empor; mit aller Macht stritten sie für die Erhaltung des alten Cultus und der alten Sitte, bis Fürst Niklos, des Slaventhums letzte Stütze in dieser Gegend, 1160 gegen Heinrich den Löwen fiel.

An der südlichen Grenze ihres ehemaligen Landes bemächtigten sich die Slaven Brandenburgs und stifteten dort ein neues Reich, das letzte krampfhafte Zucken eines hinsterbenden grossen, starken Volkes; 1157 eroberte Albrecht der Bär Brandenburg und versetzte dem Slaventhume zwischen Elbe und Oder den Todesstreich. Als endlich der Dänenkönig Waldemar Rügen, die letzte Zufluchtsstätte der heidnischen Slaven eroberte, stand ihrer Verdeutschung zwischen Elbe, Oder und Ostsee nichts mehr entgegen; sie ward auch von den Deutschen mit ungewöhnlicher Raschheit betrieben und in kurzer Zeit zu Stande gebracht. Von Deutschen und Dänen theils vernichtet, theils in die Sklaverei verkauft, gab sich, was übrig blieb, dem Eroberer in Zins und Dienstpflicht.[3]) Gleiches Geschick hatte bereits die Serben zwischen Saale, Elbe und Erzgebirge be-

---

1) Schafarik, *Slavische Alterthümer.* II. S. 516.
2) Stenzel, *De origine Marchionum.* Vralisl. 1824. 4°.
3) Joh. Falke. A. a. O. S. 11.

troffen. Die germanische Gaueintheilung ward von den Eroberern beliebt und durchgeführt; überall slavisches Land als Lehen an deutsche Vornehme gegeben, die auf den an den slavischen Ortschaften gelegenen Anhöhen ihre Vesten aufrichteten und die Bezwungenen also im Zaume hielten; am rechten Elbufer wurde 1124—1157 die slavische Nationalität der Serben durch Schwert und sonst jegliche Art bis auf den Grund ausgerottet. Es ist demnach an eine etwaige Blutvermischung im Westen der Elbe gar nicht zu denken. Besseres Schicksal harrte der Serben am linken Elbeufer in den nachherigen Lausitzen, von welchen heute noch lebende Reste vorhanden sind. Hier haben zweifelsohne früher zahlreiche Mischungen mit slavischem Blute stattgefunden, wie denn für hervorragende Persönlichkeiten eheliche Verbindungen selbst mit den entfernteren Tschechentöchtern historisch gut beglaubigt sind. Aber auch nach Befestigung der deutschen Herrschaft verfuhr man gegen die Serben immer noch glimpflicher als gegen die übrigen Slaven, so dass sie den ersten Angriff des Deutschthums im XII. Jahrhunderte leichter ertragen konnten.

Den an den Ufern der Ostsee wohnenden Pommern war eine längere Erhaltung der Nationalität gestattet. Die Pommern haben seit Alters her mit den Polen Fühlung besessen. Was von einer frühen Ausdehnung deutscher Herrschaft über Pommern berichtet wird, scheint Alles mehr oder minder Fabel; auch die frühzeitigen Berührungen mit skandinavischen und dänischen Normannen waren von keinem ethnischen Einflusse; wir haben demnach allen Grund die Pommern zur Zeit des ersten Contactes mit den Deutschen als reine polnische Slaven zu betrachten. Pommerns östliche Seite bleibt lange in dichtem Dunkel. Erst 1107 gelang es Boleslaw Schiefmaul den Fürsten von Pommern zu seinem Vasallen zu machen; bald darauf erfolgte die vollkommene Unterwerfung Vorder- und Hinterpommerns unter Polen (1120—1121). Bis dahin verblieb Hinterpommern in einem zwischen Christenthum und Heidenthum schwankenden Zustande, in Vorderpommern herrschte das alte Heidenthum unerschüttert. Erst seither fasste dort das Christenthum festen Fuss, nicht aber sogleich das Deutschthum. Das noch lange slavische Land ward bekanntlich sehr spät mit Deutschland vereinigt und besass bis 1637 eingeborne Herzoge, unter deren Schutz sich eine friedliche deutsche Einwanderung vollzog. Diese führte zu directer Repression der slavischen Elemente gegen Osten, so dass zu einer gewissen Zeit der Gollenberg, östlich von Cöslin, als Scheide galt, über welche nach Osten hin die Slaven zurückwichen, während der Westen nicht blos in den Städten, sondern auch auf dem platten Lande von deutschen Einwanderern aus Niedersachsen, Flandern und Holland besetzt wurde.[1]) Ob dabei jedwede Racenmischung sich ver-

---

1) Virchow, *Arch. f. Anthrop.* 1872. S.

meiden liess, ist nicht so ganz ausgemacht; für Hinterpommern steht sie fest und ist die dortige slavische Bevölkerung sogar erst sehr spät germanisirt worden. Die Anklänge an die slavische Vergangenheit sind längs der ganzen Ostseeküste noch überall wahrnehmbar. Von Lübeck bis nach Kolberg, dem alten Kolobreg, sind die bedeutendsten Orte slavische Gründungen. Auch die zahlreichen Familiennamen in „ow“ mahnen noch lebhaft an die slavische Abkunft.

In den östlichen Hinterlanden Deutschlands fand gleichfalls eine theilweise Germanisirung statt. Schon zu Ende des XIII. Jahrhunderts gebieten der deutsche Ritter und der deutsche wehrhafte Kaufmann weithin an den baltischen Küsten, während der deutsche freie Bauer als bevorzugter Genosse des herrschenden Stammes zwischen dienstbarem lettischen Volke durch den frisch geordneten Waldboden des preussischen Landes seine Furche zieht; — freilich, in Kur-, Liv- und Esthland wenigstens, in so verschwindender Minorität, dass eine ethnische Umbildung dort nicht erfolgen konnte. In Riga, Reval bis nach Nowgorod waltete der hansische Kaufmann im grossen Ganzen mit gleichem Misserfolg. Seine Cultur machte sich selbst in Preussen nur in einem schmalen Küstenstriche heimisch. Blos Städte und Herrensitze wurden deutsch, die ländliche Bevölkerung hat ihre lettische Nationalität bewahrt; desgleichen in Esthland. In Livland verschaffte der Schwertbrüderorden zwar dem Christenthume und der deutschen, damals noch ziemlich rohen Gesittung seit 1202 Eingang, in Litthauen und Preussen aber opferten die Heiden noch Jahrhunderte lang im heiligen Haine zu Romove. Erst gegen Ende des XIV. Jahrhunderts, als Grossfürst Jagello um die Hand der Erbin Polens zu erhalten, sich taufen liess, fand Litthauens Bekehrung keinen Widerstand mehr. Auf Polens Ruf waren auch 1228 die ersten Deutschordensritter in das Land der heidnischen Preussen gekommen, erfüllt von durchaus staatsmännischen Trachten nach Herrschaft und Besitz. Dreiundfünfzig Jahre lang währte der Kampf mit dem heldenhaften Ernste, oft genug mit der erbarmungslosen Wildheit, welche die Völker einsetzen, wo es um Sein oder Nichtsein sich handelt, ehe das preussische Volk den deutschen Ordensrittern und Kreuzfahrern erlag. Auf jedem die Gegend beherrschenden Hügel, an jeder wichtigen Furth, an jedem Hafen erhob sich eine Burg, neben jeder Burg die mit Besitz und lübischem, magdeburgischem, cölnischem Rechte freigebig ausgestattete Stadt. Der freie Hof des zähen, behäbigen friesischen oder niederdeutschen Bauern gedieh wie das fränkisch-allemannische Dorf, starke Vertreter deutscher Sprache und Sitte unter hörigem slavischen Volk,[1]) eine neue geschichtliche Erhärtung der Thatsache, dass die Stammesverschiedenheit meist auch Standesverschiedenheit bedingt.

---

1) Vgl. Kreyssig, *Unsere Nordostmark.* Leipzig 1872. 8⁰.

Kampf der christlichen Welt des Westens gegen den muhammedanischen Osten.

Jene meiner gütigen Leser, welche mit Geduld den bisherigen Ausführungen über das Wesen des germanisch gewordenen Abendlandes gefolgt sind, werden sich selbst sagen, dass die Bekämpfung des Islâm den damaligen Anschauungen zufolge eben so naturgemäss war wie jene der Heiden. Ich verweise hiebei auf das anlässlich der Religionskämpfe schon Gesagte: die subjective, nicht objective Wahrheit ist es, welche zu allen Zeiten die Menschheit bewegt, und in ihrem Wesen liegt es, dass sie erst von späteren Generationen als solche, d. h. als Irrthum erkannt wird. Auf niedrigen Culturstufen ist es das Feld des Glaubens, der Religion, wo der Kampf um die subjective Wahrheit am heftigsten tobt; später wälzt er sich auf das Gebiet der Politik und zukünftige Zeiten werden dies vielleicht ebenso belächeln und unbegreiflich finden, wie die Gegenwart die religiöse Verblendung der Vorzeit; wofür sich dann die Menschheit schlagen wird, ist uns verhüllt; sicher ist nur, dass auch dann einem ehernen Naturgesetze zufolge gekämpft, gerungen werden wird.

Der Kampf des christlichen Abendlandes gegen den Islâm war, veranlasst zunächst durch dessen Siege auf europäischem Boden, zuerst ein Kampf der Nothwehr, der Selbstvertheidigung gegen die fremden Eindringlinge; noch vor Karl d. Gr. hatten die arischen Franken trotz ihrer geringeren Cultur die semitischen Araber aus Gallien verdrängt und selbst die spanischen Gothen fanden in den asturischen Bergen einen von diesen nie überwältigten Hort. Von hier aus führten sie Jahrhunderte lang einen erbitterten Kampf, der endlich mit der Austreibung der Fremden endete. Zweifellos standen die christlichen Gothen den Mauren an Gesittung weit nach, und was sie schliesslich an Cultur besassen, verdankten sie nicht zum geringsten Theile den Berührungen mit den gebildeten Feinden. In den islamitischen Staaten selbst fand, trotz der religiösen Antipathie, durch die Weiber, die unvermeidliche Vermischung so weit statt, dass die spanische Sprache der Gegenwart im Wortschatz und Satzbau noch die deutlichsten Spuren dieser Berührungen trägt. [1]) Man verschmäht mit Unrecht den Einfluss des weiblichen Geschlechtes zu beachten, welches im grossen Ganzen mit Beiseitesetzung der Feindschaft unter den Männern seinen natürlichen Trieben und Begierden gehorcht.

---

1) *Nuestra rica lengua debe tanto á la arabiga, no solo en palabras sino en modismos, frases y locuciones metafóricas que puede mirarse en esta parte como un dialecto arabico aljamiado. El estilo y expresion de la Crónica general de Don Alfonso X., el libro del conde Lucanor, y algunas otras obras del Infante Don Juan Manuel, como la historia de Ultramar, están en sintáxis arabiga; y no las falta sino el sonido material de las palabras para tenerlas por obros escritas en muy propia lengua árabe.* (A. Conde, *Historia de la dominacion de los Arabes en Espana.* Tom. I. cap. XXIII.)

Auch wenn die spanischen Literaturdenkmale nicht davon voll wären, bedürfte es keines Beweises, dass manches Christenmädchen Gnade fand vor den Augen des andalusischen Muhammedaners, manche feurige Maurin das Flehen des stolzen Arragoniers oder Castilianers erhörte. In den Umarmungen sinnlicher Liebe ward der Völker- und Glaubensunterschied aber nur für den kurzen Augenblick begraben, um dann wieder als mächtige Flamme emporzulodern. Natürlich wogte in der langen Frist der Kampf mit wechselndem Glück; im Allgemeinen kennzeichnet sich seine Geschichte durch das allmählige, schrittweise Vorrücken des christlichen, roheren Elements und der damit verbundenen Zurückdrängung und politischen wie staatlichen Schwächung des an Cultur überlegenen Islâm. Es nützt nichts, in ohnmächtiger Verdrossenheit über diesen naturnothwendigen Gang der Ereignisse, die christlichen Helden jener Zeit des romantischen Schimmers zu entkleiden, womit die Sage späterer Epochen sie umwoben; ob der Cid ein edler Held oder ein gemeiner Räuber, ein treuloser, wortbrüchiger, feiler Schelm gewesen, ist culturhistorisch gänzlich bedeutungslos. Wäre eine Prüfung für so entfernte Zeiten möglich, würde sie uns vielleicht manchen der homerischen Helden als einen abgefeimten Schurken zeigen. Ihre culturgeschichtliche Bedeutung würde dadurch nicht berührt. So galt denn auch der Cid als das Prototyp persönlicher Tapferkeit, persönlichen Muthes, nämlich jener Eigenschaft, welche den Christen im Kampfe gegen die überlegenen Mauren vor allem nöthig war. Dass ihnen zuletzt der Sieg verblieb, lehrt, dass eine höhere Cultur an sich kein Schutz ist im Kampfe mit einem roheren Gegner; die Christen in Spanien besiegten die Araber aus den nämlichen Gründen wie die Germanen seinerzeit die alten Römer; die Cultur der Römer und der spanischen Araber hatten vornehmlich jene Eigenschaften gezeitigt, welche zur Behauptung der Herrschaft unfähig machen. Die roheren Stämme hingegen hatten auf ihrer tieferen Stufe vorzüglich jene Tugenden entwickelt, die zum Kämpfen und Gebieten unentbehrlich sind. So war denn die Befreiung der iberischen Halbinsel vom maurischen Joche — denn ein solches blieb die muhammedanische Herrschaft trotz ihrer vielfachen Cultursegnungen für die immense Mehrzahl der Bevölkerung und ward auch als ein solches empfunden — das natürliche Ergebniss der Culturentwicklung beider Volksstämme.

Viel früher als in Spanien trat das Ende der Araberherrschaft in Sicilien ein. Die Normannen waren es, ein germanisches Seeräubervolk aus Skandinavien, die auf ihren abenteuernden Fahrten nach Unteritalien gelangten, dort die Herrschaft der langobardischen Herzoge vernichteten und nachdem sie sich zu Herren Süditaliens gemacht, auch Sicilien eroberten. Kaum länger als zwei bis zwei ein halb Jahrhunderte flatterte des Islâms Banner auf der herrlichen Insel, und was nun folgte, bestätigt neuerlich die Beobachtungen

über das Einwirken einer höheren Cultur auf niedrigere Stämme. Die normannischen Eroberer Unteritaliens, rohe Seefahrer, noch vor Kurzem tief im Heidenthum befangen, kamen jetzt zum ersten Male mit der glänzenden Civilisation der Sarazenen in Berührung, die sie blendete, wie die römische die Germanen geblendet hatte. Auch sie bestrebten sich zu erhalten, nicht zu zerstören, auch sie nahmen in ihrer Weise diese überlegene Cultur an. Graf Roger, der Eroberer, bezog den Kasr, die arabische Residenzburg in Palermo und duldete nicht, dass irgend ein Moslim das Christenthum annehme. Arabische Sprache in den Diplomen, in der Inschrift der Münzen, in der Dichtung, selbst das Datum der Hedschra ward beibehalten und wie es scheint, auch das Haremsleben. Noch Ende des XII. Jahrhunderts sollen die Veziere und Kämmerer, Regierungs- und Hofbeamten Wilhelm des Guten Muhammedaner gewesen sein; der König las und schrieb arabisch und im arabischen Style fuhren die Normannenkönige zu bauen fort. [1]) Obwohl nun die arabische Gesittung schon frühzeitig im unteren Italien auch bei christlichen Bewohnern befruchtend und bildend wirkte, wie aus dem früheren Entstehen medizinischer Schulen zu Monte Cassino, wo der berühmte Mönch Constantin schon im XI. Jahrhundert lehrte, dann später zu Salermo und Neapel hervorgeht, so blieben doch auch hier die Folgen des Eingreifens eines fremden Volkselementes, wie des normannischen, nicht aus. Sie äusserten sich in einem allgemeinen Sinken der Cultur im Vergleiche zu der von den Arabern erreichten Höhe.

Am gewaltigsten äusserte sich aber der Kampf gegen den muhammedanischen Osten in den Kreuzzügen. Ihre geschichtlichen Einzelheiten gehören nicht hieher, wir haben es mit ihnen blos in ihrer Gesammtheit als culturhistorischem Phänomen zu thun. Und ein solches waren sie in des Wortes vollster Bedeutung, mag man sie auch als beklagenswerthe Verirrung blödsinnigen Fanatismus bezeichnen und für die Urheber nur Worte des Spottes und der Verdammung besitzen; unumstösslich bleibt doch wahr, dass diese Reihe von Weltkriegen gleich den Perserkriegen und der Völkerwanderung, gleich der Reformationszeit und der französischen Revolution eine neue Epoche in dem Leben der europäischen Menschheit bezeichnen und bilden, in deren Verlaufe das Leben der Völker in all seinen Theilen sich verwandelt. Die Kreuzzüge sind aufzufassen als ein grosser Abschnitt in dem Kampfe der beiden Weltreligionen, des Christenthums und des Islâm, einem Kampfe, der im VIII. Jahrhunderte an den Grenzen Arabiens und Syriens begonnen, der in rascher Ausdehnung alle Lande um das Mittelmeer überfluthet, und nach tausendjährigem Wechsel unsere Zeit wie jene Gregor's VII. in

---

1) Jul. Braun. A. a. O. S. 335.

Bewegung gesetzt hat.[1]) Der Kampf zwischen beiden Religionen kam, wie wir wissen, für mehrere Jahrhunderte zur Ruhe, und nur in einigen Grenzgebieten, der spanischen Marken, den Inseln Italiens und den Küsten Kleinasiens setzten sich örtliche Fehden fort, als stete Erinnerung an den in der Tiefe unaufhörlich glimmenden Gegensatz.

Von diesem Punkte an zeigt sich in den beiden Welten eine völlig entgegengesetzte innere Entwicklung, wie sie aus der verschiedenen Begabung des Arier- und Semitenthums hervorging. Der Islâm verweltlichte sich, verlor seinen ursprünglichen Fanatismus und ersetzte ihn durch reiche Bildung, die für seine Bekenner ein offenbarer Gewinn war; allein als streitende Weltreligion verlor er seine Fruchtbarkeit und seine kriegerische Macht gerieth in immer tieferen Verfall. Mit anderen Worten, wie im alten Römerreiche nahm mit steigender Gesittung die Widerstandsfähigkeit ab. Umgekehrt im Abendlande; hier lenkte aus mehrfach erwähnten Ursachen die Gesinnung der europäischen Nationen immer stärker und ausschliesslicher in die kirchlichen Bahnen und gedieh allmählig zu einer wahrhaft weltverachtenden, mystischen Begeisterung, die zwar an sich durchaus culturfeindlich, die moralische Kraft der Menschen aber wesentlich erhöhte. Vor allem in Frankreich, Spanien und Italien, in drei Ländern also der romanischen Zunge, war diese Gesinnung durch alle Stände verbreitet und herrschend. Nachdem der religiöse Eifer in solchem Grade der Lebensodem für das ganze Dasein geworden, da loderte von selbst der Zorn gegen den Unglauben auf, da erschien von selbst der Kampf gegen die falsche Religion als die heiligste, preiswürdigste That. Mit Recht muss man die so allgemeine Verbreitung gewisser Ideen für sittliche Epidemien halten, wie Pest und Cholera solche in der Physis sind. Wie für diese die Entstehungsgründe unbekannt, sind sie auch für jene dunkel, gewiss ist nur, dass solche sittliche Epidemien wiederholt die Menschheit befallen haben und mit Vorliebe das Auftreten neuer religiöser Ideen begleiten. Den Islâm selbst kann man in gewisser Beziehung eine Epidemie nennen. Gleichfalls eine Epidemie war die im X. Jahrhundert verbreitete Ueberzeugung von dem bevorstehenden Ende der Welt, eine Idee, die trotz ihrer Lächerlichkeit noch im Jahre 1858 Kraft genug besass, um in einzelnen ungebildeten Kreisen Angst und Schrecken hervorzurufen. Damals half sie wesentlich die Kreuzzüge vorbereiten und das Ansehen der Kirche erhöhen, indem man sich fester an dem von ihr gepredigten Glauben klammerte.

Ich habe wiederholt betont, wie die Religion für die Völker eine Waffe im Kampfe um's Dasein ist und die Aufgabe des Cultur-

---

1) H. v. Sybel, *Aus der Geschichte der Kreuzzüge. (Wissenschaftliche Vorträge gehalten zu München im Winter 1858.* Braunschweig 1858. 8°. S. 3—4.)

historikers dahingeht, nicht die Irrthümer irgend einer religiösen Lehre nachzuweisen, sondern zu untersuchen, wie sich dieselbe als Waffe in diesem Kampfe bewährt habe. Als zu Beginn der Kreuzzüge die europäischen Völker unter dem Banne jenes welthistorischen Irrthums standen, den wir das Christenthum nennen, war der Moment gekommen, wo die arischen Stämme, früher in einem kosmopolitischen Weltreiche vereint, dessen Schemen selbst das Eindringen der germanischen Horden nicht zerstörte, dem unerbittlichen Naturprocesse folgend, sprachlich und ethnisch in verschiedene Nationen zerfallen waren. Aus dem Frankenreiche waren zwei Völker hervorgegangen; es gibt seit Hugo Capet eine französische, seit Heinrich I. eine deutsche Geschichte; in Italien waren Italiener, in Spanien trotz der Mauren Spanier geworden, nur der englischen Nationalität sollte die normannische Eroberung noch ein wichtiges Bildungselement hinzufügen. Der seit der Völkerwanderung andauernde Amalgamirungsprocess hatte sein natürliches Ende erreicht in der Abklärung bestimmter Nationalitäten, wie sie seither noch bestehen. Die Zeit der Völkerbildung, durch die barbarische Cultur und die merkwürdige Demoralisation charakterisirt, deren Ursachen lediglich in diesem Bildungsprocesse selbst liegen, war vorüber, die Nationen standen ethnisch fertig da, aber damit war auch das Band zerrissen, welches sie im Alterthume zu einer Einheit zusammenschmiedete und in der Erinnerung der nunmehrigen Volksindividuen immer mehr verschwand. Da trat an dessen Stelle der christliche Glaube, er ersetzte den fehlenden ethnischen und politischen Zusammenhang, er schmiedete die Einheit, deren die späteren Culturnationen im Kampfe um's Dasein so nothwendig bedurften, um zu werden, was sie sind. In dem natürlich unbewussten Bedürfniss nach dieser Einheit, nach diesem Bande, von den europäischen Völkern instinctmässig empfunden, wird man die alleinige Erklärung für die ausschliesslich kirchliche Richtung der damaligen Cultur, das Entstehen der oberwähnten sittlichen Epidemien suchen dürfen. Man verachtete Kunst, Wissenschaft, irdische Dinge überhaupt; und man muss gestehen, sie besassen damals in der That für die Culturentwicklung weniger Werth als Kirche und Glaube, welche die noch unbändigen Volksindividuen zusammenschnürten und verhinderten, jeden für sich eigenthümliche Entwicklungspfade einzuschlagen. Der Eigenart der Völker sicherte ja ihre natürliche, daher unbesiegliche Macht ohnehin ihre Wirkung auf die jeweilige Culturentfaltung. So ward der christliche Glaube allmählig das Merkzeichen eines grossen Waffenbundes, eines Völkersystems, welches in sich selbst von einem heiligen Feuer beseelt, allen Nichtchristen mit ungestümer Kampflust entgegentrat. Hatte der Islâm vom VII. bis zum IX. Jahrhundert die Völker mit seinem mächtigen Angriffe getroffen, so stand ihm jetzt im XI. die Vergeltung bevor, eine nicht minder gewaltige Offensive der Christen-

heit gegen die gesammte muhammedanische Welt. [1]) Der Geist des Islâm war langsam in das Christenthum übergegangen und verwandelte es in sein Abbild. Das Schauspiel einer wesentlich kriegerischen Religion bezauberte Menschen, die sehr kriegerisch und gleichzeitig sehr abergläubisch waren. [2])

Von solchem Gesichtspunkte aus sind die Kreuzzüge ebenso begreiflich als in der Entwicklung der europäischen Völker begründet, also eine nothwendige Erscheinung. Je tiefer die historische Forschung gedeiht, desto mehr zerstört sie die sagenhafte Auffassung, den Nimbus, worin man einst jene Epoche und ihre Helden zu erblicken pflegte. Die Kriegszüge des christlichen Abendlandes nach dem Orient trugen das Gepräge der Rohheit ihrer Zeit und waren sicherlich die Veranlassung zu namenlosem Elende, zum Verderbnisse Tausender und Tausender, deren Gebeine am Wege nach Jerusalem bleichten. Die Helden jener Periode, weltliche und geistliche, sie vermögen uns nicht mehr zu begeistern, wir sehen sie heute im Lichte kritischer Beleuchtung als einfache Menschen mit all' den Lastern und Tugenden ihres Zeitalters. Und in der That, mehr darf Jener nicht erwarten, welcher die Ideale abstreifend in der Culturgeschichte nach menschlichen Thaten, menschlichen Trieben sucht. Wir können nicht verlangen, in den Männern jener Epoche gottbegabte Heilige zu finden, wenn wir *a priori* überzeugt sind, dass es weder göttliche Gnade noch Heilige gibt. Wer also damals wirkte, wie gewirkt ward, es waren Menschen, es war menschlich d. h. den damaligen Begriffen entsprechend. Protestiren müssen wir nur gegen Jene, welche es sich an der berechtigten Zerstörung jenes Nimbus nicht genügen lassen, sondern versuchen, die leitenden Persönlichkeiten der Kreuzzüge zu Scheusalen oder Verbrechern zu stempeln. Wie gross in unseren Augen eine Schuld auch erscheinen möge, kann doch von Barbarei oder Verbrechen keine Rede sein, wo die so bezeichneten Handlungen die Billigung der Zeit- oder Volksgenossen erhalten. Die blutigen Gladiatorenspiele der Römer und das Kopfschnellen bei den heutigen Dayaks auf Borneo waren und sind weder Verbrechen noch Acte der Grausamkeit, ausser in den Augen des kleinen Häufleins der jetzigen Culturvölker. Mit dem vollen Bewusstsein, dass den Helden der Kreuzzüge alle Laster ihrer Zeit anhafteten, dass sie unter dem Drucke einer Stimmung handelten, die, weil sie uns jetzt fast als Wahnsinn erscheint, doch nicht minder eine nothwendige Folge der Entwicklung war, können wir das Ergebniss der im Uebrigen resultatlosen Kreuzzüge als einen Culturgewinn betrachten, indem ein neues kriegerisches Ideal aufgestellt ward. Der ideale Held der Kreuzzüge und des Ritterthums,

1) Sybel. A. a O. S. 13.
2) Lecky. A. a O. II. S. 205.

welcher die Kraft und das Feuer des alten Kriegers mit der Milde und Demuth des christlichen Heiligen in sich vereinigte, ging aus den zwei Strömungen des religiösen und kriegerischen Gefühls hervor, und obgleich dieses Ideal, gleich allen anderen, eine Schöpfung der Einbildung, selten oder niemals vollkommen im Leben verwirklicht wurde, blieb es doch der Typus und das Vorbild kriegerischer Grösse, dem viele Generationen nachstrebten, und sein mildernder Einfluss lässt sich sogar jetzt in vollem Maasse in dem Charakter des modernen Gentleman verfolgen. [1]) Die weiteren Wirkungen der Kreuzzüge sollen bei den allgemeinen Betrachtungen über die mittelalterliche Cultur gewürdigt werden.

Entwicklung und Ausbildung der päpstlichen Macht.

In dem über die Kreuzzüge Gesagten ist eigentlich auch die Erklärung für das Anwachsen der päpstlichen Macht und ihre schliessliche Weltherrschaft gegeben. Wie die Stellung des Bischofs von Rom zu einem *primus inter pares* und weiter sich zu einer factischen Suprematie über die übrigen Bischöfe der Christenheit ausbildete, habe ich schon einmal angedeutet; es bedarf nun keines Beweises, dass mit dem schon erwähnten Erstarken des religiösen Gefühls bei den Europäern auch naturgemäss die Macht Desjenigen steigen musste, der als der Statthalter Gottes auf Erden betrachtet wurde. Mannigfache Umstände trugen indess das Ihrige dazu bei; sie sind in Kürze und mit jener Vorurtheilslosigkeit, welche die Gelehrten England's auszeichnet, von James Bryce angegeben worden, dem ich im Nachstehenden folge.

Das Mittelalter war, wie bei noch jungen Völkern nicht anders denkbar, wesentlich unpolitisch. Doch der menschliche Geist, weit entfernt träge zu sein, war in gewissen Beziehungen niemals thätiger; auch war es für ihn nicht möglich, ohne allgemeine Begriffe von den gegenseitigen Beziehungen der Menschen in dieser Welt zu bleiben. Derartige Begriffe waren weder ein Ausdruck der gegenwärtigen Lage der Dinge noch durch Induction aus der Vergangenheit hergeleitet; sie waren theils von dem vorhergegangenen System vererbt, theils aus den Grundlehren jener methaphysischen Theologie entwickelt, die dem Scholasticismus entgegenreifte. Nun waren die beiden grossen Ideen, welche das verscheidende Alterthum den folgenden Zeiten hinterliess, die einer Weltmonarchie und einer Weltreligion. [2]) Die logische Fortbildung dieser zwei Gedanken

1) Lecky. A. a. O. II. S. 211—212.
2) Bryce. A. a. O. S. 66.

musste nothwendigerweise sowohl zur Herstellung des heiligen römischen Reiches deutscher Nation, welches kein Anachronismus war, wie Einige uns glauben machen wollen, andererseits zur Weltherrschaft des Papstthums führen.

Die Nationen beruhen, man täusche sich darüber nicht, auf dem religiösen Leben. Weil die Gottheit im polytheistischen Alterthume getheilt wurde, war die Menschheit in gleicher Weise getrennt worden; die Lehre von der Einheit Gottes erzwang auch die Einheit der Menschen. Die erste Lehre der Christenheit war Liebe, welche Jene zu einem Ganzen vereinigen sollte, die bisher Argwohn, Vorurtheil und Racenstolz von einander getrennt gehalten hatten. Und die neue Religion schuf in der That eine Gemeinschaft der Gläubigen, ein heiliges Reich, bestimmt, alle Menschen in seinem Schoosse aufzunehmen und den vielgestaltigen Polytheismen der alten Welt feindlich gegenüber stehend, gerade wie sich die Universalmacht der Cäsaren den zahllosen Königreichen und Republiken, die ihm vorangegangen waren, gegenüber gestellt hatte. Die Aehnlichkeit Beider lässt sie als Theile einer grossen Bewegung der Culturwelt zur Einheit erscheinen; die Uebereinstimmung ihrer Zielpunkte, die sich schon vor Constantin angebahnt hatte, dauerte nach ihm lange genug, um sie unlöslich zu verbinden und die früher so antagonistischen Bezeichnungen Römer und Christ gleichbedeutend zu machen.[1])

Während nun die Weltmonarchie durch die Stürme der Völkerwanderung und der nachfolgenden Jahrhunderte thatsächlich, wenn auch nicht der Idee nach, gebrochen ward, blieb die Einheit des Glaubens unberührt erhalten. Niemals jedoch hatte die christliche Religion einen heftigeren Kampf um's Dasein zu bestehen, als gerade in diesen Jahrhunderten, wo sie sich zur Alleinherrschaft vorbereitete. Denn, da wir wissen, dass jegliche Religion ein Erzeugniss des menschlichen Geistes, kein übernatürliches Product ist, so kann ihr auch der Kampf um's Dasein nicht erspart bleiben, der alle menschlichen Institutionen in seinen Wirbel zieht. Zuerst war der Zwiespalt der Meinungen zu besiegen, der zu zahlreichen Secten führte, aus denen endlich der Katholicismus siegreich hervorging; dann ward die christliche Religion, gleich allen übrigen Cultureinrichtungen, tief von jenem Gährungsprocesse berührt, der die jetzigen Nationen Europa's gebar. Um nicht unterzugehen in diesem Kampfe, wo die neuen und rohen Elemente unbewusst die antike Cultur zu einem Zerrbilde umgestalteten, musste auch sie sich eine ausgedehnte Verheidnischung gefallen lassen, deren Spuren noch überall erkenntlich sind. In die Hände barbarischer Stämme gerathen, von diesen fortgepflanzt auf noch tiefere Horden, musste sie sich oft mit Aeusserlichkeiten begnügen, die dann von den unwissenden Neophiten für

1) A. a. O. S 67.

das Wesen des neuen Glaubens selbst gehalten wurden. Sie musste sich bequemen, heidnische Gebräuche, heidnische Götter in der Form von heiligen, heidnischen Ideen in sich aufzunehmen und sich begnügen, dieselben in ein christliches Gewand zu hüllen. So sind Festtage, der Heiligen- und der Mariendienst und vieles Andere entstanden, die das ursprüngliche Christenthum nicht kannte. Und diese Materialisirung des Christenthums ging sowohl vom Oriente, wie schon einmal erwähnt, als auch vom Westen aus, wo halbbarbarische Stämme in dem Schoosse der Christenheit Aufnahme fanden; in Italien selbst waren die neuen Ankömmlinge nur sehr unvollkommen christianisirt, und da die christlichen Bischöfe und Priester aus keinem besonderen Teige geknetet, sondern eben der damaligen Menschheit entnommen waren, so konnte es nicht fehlen, dass die Amalgamirung der Völker auch zu einer Amalgamirung der religiösen Ideen, Auffassungen und Gebräuche führte, die am Ende von den menschlichen Vertretern der Religion selbst acceptirt wurde und von ihnen ausging. In diesem gefährlichen Kampfe um's Dasein äusserte sich die Kraft des Christenthums eben dadurch, dass es die herrschenden Ideen in ein Gewand hüllte, welches den Anforderungen der damaligen Zeit entsprach. Nicht dass die Reinheit des ursprünglich christlichen Gedankens getrübt ward, sondern dass trotz dieser Trübung der Gedanke an sich fort erhalten wurde, ist hervorzuheben. Und dass dem so war, dass trotz aller Entartung, welcher die Religion zu Zeiten anheimfiel, die christliche Idee bis in die Gegenwart, man möchte fast sagen, ungeschwächt fortlebt, ist eine natürliche und nothwendige Folge der hierarchischen Form, welche sich schon in den frühesten Epochen des Christenthums nothwendig erwiesen hatte. Diese hierarchische Form schuf die Kirche, ein durchaus menschliches Institut, aber von keinem Glaubenssystem weder zuvor noch nachher erzeugt. Die Kirche war es, die, als sie sah, wie eine Institution nach der anderen um sie her in Stücke ging, wie Länder und Städte durch den Einbruch fremder Stämme und die sich steigende Schwierigkeit der Verbindung von einander getrennt wurden, sich bemühte, eine religiöse Genossenschaft zu bewahren, indem sie die kirchliche Organisation durch festere Vereinigung aller auswärtigen Verbindungen kräftigte.[1]) Mag man über Charakter und Thaten Gregor d. Gr. denken wie man will, so muss man doch bekennen, dass er mehr als irgend ein anderer Bischof gethan hat, um Rom's kirchliche Macht zu erweitern, und dass die hierarchische Form der Kirche allein Männern seinesgleichen das Entfalten ihrer Wirksamkeit ermöglichte. Aus dem Kampfe um's Dasein, der christlichen Idee mit Vernichtung drohend, ging also die Kirche selbst gekräftigt und stärker denn je hervor, zugleich den christlichen Glauben erhaltend, indem sie ihn

1) A. a. O. S. 68.

mit kluger Nachgiebigkeit den geistigen Bedürfnissen der neuen Bekenner anpasste. So biegt sich die Weide im Sturme, der die Eiche zersplittert. Diese Anpassung hatte noch eine weitere Folge. Die Machtlosigkeit des ungebildeten Geistes der neuen Adepten, die christliche Idee als eine Idee zu verwirklichen, sprach sich deutlich in dem heidnischen Bemühen aus, Alles verkörpert zu sehen, das Gleichniss in eine Thatsache, die Lehre in die wörtliche Anwendung, das Sinnbild in eine wirkliche Ceremonie zu verwandeln.[1]) Die nämlichen Ursachen, welche die Verheidnischung der Religion einleiteten, der nämliche Trieb, welcher irdische Madonnen und Heilige zwischen die Anbeter und die Gottheit einschob und seine frommen Gefühle sogar nur durch sichtbare Bilder derselben befriedigen konnte, welcher die Sehnsucht und die Versuchungen des Menschen als die unmittelbare Thätigkeit von Engeln und Teufeln auffasste, ward auch Veranlassung, dass das ganze Gebäude des mittelalterlichen Christenthums auf der Idee von der sichtbaren Kirche beruhte, gleichwie die Idee des neuen römischen Reiches in der Herstellung des sichtbaren Reichsoberhauptes sich verkörperte.

Die Zierde und Stütze dieser sichtbaren Kirche, die im Papstthume ihren Ausdruck fand, war nun die Priesterschaft und durch sie, in der sich Alles, was in Europa an Wissenschaft und Geist übrig geblieben, vereinigte, wurde die zweite grosse Idee, der Glaube an eine allumfassende weltliche Staatsgemeinschaft, an die Weltmonarchie, erhalten. Weit entfernt, im VII. und VIII. Jahrhundert der Staatsgewalt feindlich gesinnnt zu sein, wohin er im XII. und XIII. Jahrhunderte gelangte, war der Clerus vielmehr vollständig davon überzeugt, dass die Erhaltung des Staates für seine eigene Wohlfahrt nothwendig sei. Es besteht ein unläugbarer Zusammenhang zwischen Papstthum und Kaiserthum; die realistische Philosophie und die Zeitbedürfnisse verlangten, da der Begriff von bürgerlicher oder religiöser Ordnung einzig in der Unterwerfung unter die Gewalt, der alleinigen Zuchtmeisterin unreifer Völker, bestand, dass das Weltreich eine Monarchie sei; die Ueberlieferung wie die Fortdauer gewisser Einrichtungen gaben dem Monarchen den Namen eines römischen Kaisers. Ein König konnte nicht Weltbeherrscher sein, denn es gab noch mehrere Könige, der Kaiser musste es sein, denn es hatte nie mehr als einen Kaiser gegeben; der Sitz seiner Macht wurde dem des geistlichen Selbstherrschers der Christenheit an die Seite gestellt. Wie Gott inmitten einer himmlischen Hierarchie selige Geister im Paradiese regierte, so beherrschte der Papst, sein Vicar, erhöht über Priester, Bischöfe, Metropoliten, hier unten die Seelen der sterblichen Menschen. Aber da Gott Herr des Himmels und der Erde ist, so muss er durch einen zweiten irdischen Statt-

1) A. a. O. S. 69.

halter, den Kaiser, vertreten sein, dessen Macht von dieser Welt und für das gegenwärtige Leben sein soll. Und da in dieser Welt die „Seele“ nur vermittelst des Körpers eine Thätigkeit entfalten kann, während der Körper jedoch nichts weiter als ein Werkzeug und ein Mittel für die Offenbarungen der Seele ist, so wird für die Körper der Menschen eine gleiche Obhut und Fürsorge wie für ihre Seelen erfordert, aber stets mit der Unterordnung unter die Wohlfahrt Desjenigen, welches das Reinere und Dauerndere ist. Der Natur und dem Umfange nach ist also die Herrschaft des Papstes und des Kaisers dieselbe, indem sie sich nur in ihrem Wirkungskreise unterscheidet und ist es gleichgültig, ob wir den Papst einen geistlichen Kaiser oder den Kaiser einen weltlichen Papst nennen. Eben so wenig geht, obwohl die eine Thätigkeit der anderen untergeordnet ist, die kaiserliche Macht von der päpstlichen aus, denn Gott als Herr der Erde überträgt sein Amt unmittelbar auf den Kaiser. Feindschaft zweier Diener desselben Königs ist aber unbegreiflich, da sie verpflichtet sind, einander beizustehen und zu fördern, da das Zusammengehen Beider in Allem, was die Wohlfahrt der Christenheit besonders angeht, nothwendig ist. [1])

Diese Anschauungen waren es, welche das Papstthum und das Kaiserthum gleichzeitig entwickelten. So lange es noch keinen Kaiser gab, war die Macht des römischen Bischofs freilich noch gering und in dem Kampfe, welchen Kirche und Glauben um ihre Existenz damals zu führen hatten, sehen wir ihn als das Haupt der Kirche sich klugerweise der Gewalt der fränkischen Herrscher eben so fügen, wie die Religion selbst sich gegen die Aufnahme heidnischer Begriffe duldsam zeigte. Als dann gerade die Einführung dieser heidnischen Begriffe zur Aufstellung einer sichtbaren Kirche und eines sichtbaren Reiches geführt hatten, trat die Kirche auch allenthalben dem Reiche stützend zur Seite und das Reich betrachtete sich naturgemäss als Schützer der Kirche. Schon Karl d. Gr. fasst seinen kaiserlichen Beruf wesentlich als religiösen auf. Die Eroberung ist überall auch Bekehrung; wohl dient umgekehrt die Ausbreitung der christlichen Lehre auch zur Befestigung der Herrschaft, aber das erste leitende Gefühl ist doch stets der Gedanke, dass der Kaiser der Herr des Erdkreises und der Wächter des ächten Glaubens auf Erden sei; die Religion wurde für's Erste als Gebot, als Herrschaft Gottes gefasst, und wer nicht die rechte Religion hatte, als Rebell gegen die Majestät des Herrn verfolgt. [2])

Wir, die wir keine Nöthigung empfinden, der Religion, dem Papstthume und der kaiserlichen Macht göttlichen Ursprung zuzuschreiben, die wir die „Seele“ für eine Ausgeburt der Phantasie

---

1) A. a. O. S. 69—76.

1) Sybel. A. a. O. S. 8—9.

und demnach die Sorge um das Heil eines gar nicht existirenden Dinges für überflüssig halten müssen, erkennen das Papstthum für eine rein menschliche Einrichtung, aus den oben angegebenen Ursachen hervorgewachsen, und sind daher im Vorhinein überzeugt, dass dasselbe, wie jede Institution, dem ehernen Gesetze der Entwicklung unterworfen sein musste. Entwicklung aber ist Wandel, allmähliger, unmerklicher, erst nach längeren Zeitabschnitten wahrnehmbarer. Diesem Wandel, dem auch die menschlichen Ideen unterliegen, ist es zuzuschreiben, dass das Verhältniss zwischen Papst- und Kaiserthum im Laufe der Jahrhunderte in das Gegentheil dessen verkehrt ward, was es ursprünglich gewesen. Eine passende Handhabe gab hiezu die damals allgemeine, selbst heute noch nicht überwundene Vorstellung von der Unterordnung des Leiblichen unter das Geistige, d. h. in die Sprache des X.—XIII. Jahrhunderts übersetzt, des Weltlichen unter das Geistliche, welches zusammenfiel mit dem Kirchlichen. Fügen wir hinzu, dass dieser Gegensatz uralt ist, so alt wie die Menschheit selbst und stets denselben Machtstreit hervorgerufen hat. „Es ist der Machtstreit zwischen Königthum und Priesterthum, der Machtstreit, der viel älter ist, als die Erscheinung unseres Erlösers in dieser Welt, der Machtstreit, in dem Agamemnon in Aulis mit seinen Sehern lag, der ihn dort die Tochter kostete und die Griechen am Auslaufen verhinderte, der Machtstreit, der die deutsche Geschichte des Mittelalters bis zur Zersetzung des deutschen Reiches erfüllt hat unter dem Namen der Kämpfe der Päpste mit den Kaisern.“ [1]) So lange freilich Ansehen und Macht der Päpste gering war, konnte dieser Gegensatz nicht zum offenen Streite führen, er war aber beständig so zu sagen latent vorhanden und drückte sich in der anerkannten Ueberordnung der Kirche über die weltlichen Dinge aus. Nachdem aber die Kirche an der Hand des Reiches erstarkt, wie umgekehrt dieses mit Hülfe der Kirche, nachdem die Suprematie des geistlichen Oberhirten zu Rom durch weltliche Schenkungen aus der Hand der Kaiser ihre Weihe empfangen, musste auch der Augenblick kommen, wo die Kirche versuchen würde, ihre principiell anerkannte Ueberordnung zu einer thatsächlichen zu machen. Bei der ersten Weigerung der weltlichen Machthaber, dieser Suprematie sich zu fügen, musste der innere Gegensatz Beider zum offenen Machtstreit führen. Dieses Ziel der päpstlichen Macht, die Unterwerfung der weltlichen Gewalt unter die geistliche, ist zugleich ein eminent politischer Zweck, ein Zweck, der gleichfalls „so alt ist wie die Menschheit, denn so lange hat es auch, sei es kluge Leute, sei es wirkliche Priester gegeben, die die Behauptung aufstellten, dass *ihnen* der Wille Gottes genauer bekannt sei, als ihren Mit-

---

1) Fürst *Bismarck's* Rede vom 10. März 1873 im königlich preussischen Herrenhause.

menschen, und dass sie auf Grund dieser Behauptung das Recht hätten, ihre Mitmenschen zu beherrschen." [1])

Worauf es mir hauptsächlich ankam war zu zeigen, wie einerseits Kirche und Papstthum mit dem Kaiserthum in innigem, innerem Zusammenhange standen, anderentheils wie gerade dieser Zusammenhang zu gewaltsamen Conflicten führen musste. Eines war so natürlich und unausweichlich wie das Andere; die Menschheit bewegt sich stets in Widersprüchen, der Widerspruch selbst aber springt aus natürlichen Motiven hervor, ist von der Natur gegeben. Dies ist so wahr, dass derselbe Streit noch die Gegenwart in heftigster Weise bewegt und die Culturwelt in alle Zukunft bewegen wird, wenn auch dereinst Papstthum und Christenthum zu den gewesenen Dingen zählen; es ist der Streit zwischen Physis und Psyche, die im Wesen Eins, in der Erscheinung zwei sind. Er würde aufhören, sobalb die Einheit Beider erkannt, in's allgemeine Bewusstsein dränge. Seitdem Menschen denken, ist diese unschätzbare Erkenntniss stets nur Wenigen bescheert gewesen und vermochte die Massen nie zu erobern; heutzutage rechnen es sich die „besten Köpfe" zur Ehre an, gegen den von der Wissenschaft mit unwiderleglicher Kraft gelehrten Monismus zu Felde zu ziehen und für den Dualismus als für die Vertheidigung der edelsten Güter unseres Geschlechtes zu kämpfen. Dies ist die Nothwendigkeit des menschlichen Irrthums; der Machtstreit zwischen Papst und Kaiser war nichts anderes, als der durch die Nothwendigkeit des Irrthums bedingte Widerspruch zwischen Physis und Psyche in's Mittelalterliche übersetzt.

Wer mit vorurtheilslosem, von den Vorgängen der Jetztzeit ungetrübtem Auge die einzelnen Phasen dieses langwierigen Kampfes überschaut, wird erkennen, dass Gregor VII., so gewaltig und ehrfurchtgebietend, doch weder der Begründer noch der erste Vertreter jener Doctrinen einer absoluten Oberhoheit der geistlichen Herrschaft war, welche so weit ging, zu erklären, dass der Papst, der Verleiher von Kronen, auch entthronen könne. Lange schon vorher hatten diese Ansichten, durchwebt mit seinen wesentlichsten Lehren, einen Theil des mittelalterlichen Christenthums gebildet. Aber Gregor war der Erste, der es wagte, sie der Welt gegenüber, wie er sie fand, zur Anwendung zu bringen. Dass er dies wagte, ist in der wachsenden Neigung zur kirchlichen Richtung in der damaligen Gesellschaft begründet, wovon die Kreuzzüge ein Beispiel geben. Ein Wunder ist es, nicht dass man den Päpsten gehorchte, sondern dass man ihnen nicht unbedingteren Gehorsam leistete.[2])

Da nun dem unerschütterlichen Gesetze der Entwicklung zufolge jeder Zustand nur erreicht wird, um wieder verlassen, überwunden

---

1) A. a. O.

2) Bryce. A. a. O. S. 116.

zu werden, so war natürlich auch die grösste Machtfülle des Papstthumes an eine relativ kurze Zeitspanne gebunden, nach welcher sein Ansehen und Glanz wieder erblassen mussten. Unnöthig, zu bemerken, dass dies Sinken der päpstlichen Macht mit dem Wandel der Ideen in Bezug auf Religion in innigster Verbindung stand. Bei allen Völkern und zu allen Zeiten — auch im classischen Alterthume — war eine Erschütterung der Religion mit dem Sinken des priesterlichen Ansehens und umgekehrt verknüpft; bei monotheistischen Religionssystemen — die sich als „geoffenbarte“ ausgeben — ist dies natürlich noch mehr der Fall, am meisten beim Christenthume, dem der Kampf um's Dasein eine hierarchische Form seiner Priesterschaft aufgenöthigt hat. Hier ist mehr denn irgendwo Kirche und Glaube identisch und man kann die Eine nicht ohne den Anderen schädigen. Die heutzutage so beliebte Trennung der Begriffe von Kirche und Religion ist trefflich für alle Jene, welche auf Untergrabung des Glaubens sinnen, es schlägt aber der culturgeschichtlichen Wahrheit in's Gesicht zu behaupten, man strebe nach Vernichtung der priesterlichen Macht und zugleich nach Erhaltung der Religion. Die ersten Versuche selbständigen Denkens bei den europäischen Völkern, welche die Wahrheit des bisher so fest Geglaubten in Zweifel zu ziehen wagten, mussten die Geister von dem Joche der Priesterherrschaft zu entziehen versuchen und damit die Grundvesten ihrer Macht, ihr Ansehen erschüttern.

Wie man sieht, war es also die nämliche Ursache, welche zum Ausbau und in weiterer Folge zum langsamen Einbruche der päpstlichen Macht Veranlassnng gab: der Wandel in der Gesinnung der europäischen Menschheit. Später werde ich in Kürze erzählen, was diesen Wandel hervorbrachte; hier genügt es zu erkennen, dass das Papstthum im vollsten Einklange mit der jeweilig erreichten geistigen Entwicklung der europäischen Menschheit stand. Es herrschte über Kaiser, Könige und Völker seinerzeit mit dem gleichen Rechte als es heute auf den Vatikan beschränkt ist, seine Bannflüche wurden mit dem gleichen Rechte befürchtet als sie heute mitleidsvoll belächelt werden. Eine culturhistorische Würdigung des Papstthums kann aber nicht zu seiner Verurtheilung leiten, vielmehr hat dasselbe der allgemeinen Culturentwicklung unzweifelhafte Dienste geleistet. Bekanntlich stellt es sich als der sichtbare Ausdruck für die hierarchische Form der Kirche dar. Diese hierarchische Form ist aber die Waffe, die der *Ecclesia militans* zur Zeit, als sie eine solche noch thatsächlich war, den Sieg im Kampfe um's Dasein sicherte. Die systematische Ausbreitung des Christenthums, die kein anderes Glaubenssystem, selbst nicht der Islâm, in gleichem Grade aufzuweisen hat, war ein Werk der Kirche und ermöglicht durch ihre Organisation. Europa's Christianisirung, so roh sie auch vor sich ging, war aber die nothwendige Grundlage zur heutigen Cultur-

entwicklung; sie schuf durch den Glaubenszwang jene geistige Einheit der Völker, die ohne sie in Abgeschiedenheit und damit auf tiefer Stufe stehen geblieben wären. Nur wer den Beweis zu erbringen vermöchte, dass auch ohne Christenthum die rohen Stämme Europa's das geistige Bindemittel gefunden hätten, welches den Aufbau einer gemeinsamen Cultur ermöglichte, dürfte die Bedeutung des Christenthums vornehm ignoriren. So lange solcher Beweis nicht vorliegt, ist wohl dem Christenthume und ganz besonders seiner Kirche das Verdienst zuzusprechen, zuerst ein Band der Vereinigung für die losen Volksstämme geschaffen, dann diese im Vereine mit der absoluten Herrschergewalt gewaltsam in das Joch des Gehorsams gezwängt zu haben. Und dieses Joch war ein überaus wohlthätiges. Denn da es eine absolute Freiheit nicht gibt, da vielmehr Alles, was sich der absoluten Freiheit nähert, auf thierische Zustände, auf niedrigere Gesittungsstufen zurückführt, da endlich die Freiheit „die wir meinen", wie sie gegenwärtig das Streben der Aufgeklärten bildet mit dem Verzichte auf den eigenen Willen und die Unterordnung unter die von der Gesammtheit gegebenen Gesetze beginnt, so ist der Gehorsam der nothwendige Grundpfeiler aller staatlichen Entwicklung. Diesen den rohen unbändigen Europäern zu lehren, trug die Kirche mächtig bei; und unbillig ist es, ihr vorzuwerfen, sie hätte unseren Welttheil in geistige Nacht versetzt, denn bei den Völkern, die sie beherrschte, hatte es zu tagen noch nie begonnen. Das Verbreiten wissenschaftlicher Kenntnisse wäre ihnen noch völlig nutzlos gewesen, ihr jugendlicher Geist hätte sie so wenig erfasst als ein zweijähriges Kind die Lehrsätze der sphärischen Trigonometrie begreifen kann. Ueberall haben wir die Wissenschaft als eine Spätfrucht der Cultur erblickt, welcher Kunst und in der Literatur Poesie voranzugehen pflegen. So auch hier, und es gereicht zum unauslöschlichen Verdienste der Kirche und speciell des Papstthumes, dass es schon frühzeitig ein Bündniss mit der Kunst einging. Die Pflege der Musik zog schon früh die Aufmerksamkeit vieler grossen Geistlichen auf sich und Gregor d. Gr. schuf den edlen römischen nach ihm benannten Gesang, der in Wahrheit als die Grundlage alles Grossen und Erhabenen in der neueren Musik bezeichnet worden ist.[1] Mit der Annahme des Bilderdienstes trat auch die Malerei in ihre Rechte, die als vorwiegend christliche Kunst in der Nähe des päpstlichen Thrones ihre prangendsten Blüthen entfalten sollte. Und dieses Bündniss mit der Kunst hat durch Entwilderung der noch halbrohen Menschen für die allgemeine Culturentwicklung sicherlich mehr gethan, als etwa das Lesen des Aristoteles bei Frisen, Sachsen und Wenden geleistet haben würde.

Als nach Erfüllung dieser Aufgaben Papstthum und Kirche

---

1) Draper. A. a. O. S. 272.

dem weltlichen Kaiserthume feindliche Bahnen beschritten, ist es noch immer nicht am Platze, von „verschmitzter, tückischer und consequenter Pfäfferei“ zu reden,[1]) denn Papst und Kaiser thaten nur, was da kommen musste. Und so wie Alles, was besteht, werth ist, dass es zu Grunde geht, liegt es doch andererseits im Urgrunde jedes Dinges, sein Dasein zu bewahren. Kaiserthum und Papstthum, sie fochten Beide um ihre Existenz, indem sie um die Herrschaft rangen, denn im Leben der Völker wie der Ideen und Institutionen ist der Kampf um's Dasein fast immer ein Kampf um die Herrschaft. Dass der endliche Sieg auf Seite der weltlichen Gewalt verblieb, dass das Geistesjoch des päpstlichen Oberhirten gebrochen ward, ist der Stolz späterer Geschlechter geworden; allein dieser zweite Culturgewinn, der Sieg der weltlichen Macht über die Kirche wäre nimmer möglich gewesen, ohne den vorangehenden Sieg der Kirche über den menschlichen Geist. Selbst Canossa fügt als nothwendiger Stein in den Bau unseres Culturpalastes sich ein, denn der Sieg der päpstlichen Gewalt über die weltliche bekundet ein Zeitalter des Glaubens, ohne welchen er unmöglich gewesen wäre. Denn nicht nur der Gehorsam, auch der Glaube, der feste blinde Glaube gehört zu den nothwendigen Prämissen der Civilisation. Ohne diesen Glauben wäre niemals die Skepsis erwacht, der Ausgangspunkt aller Wissenschaft. Ehe etwas bezweifelt wird, muss es geglaubt werden.

Ich habe mich bemüht, freilich nur so oberflächlich als der knappe Raum es gestattet, den Culturwerth des Papstthums, der Kirche und des Christenthums, dieser *tria juncta in uno*, anzudeuten, seine bedeutende Rolle in der Culturentwicklung zu präcisiren. Als menschliches Institut kann es auf Vollkommenheit keinen Anspruch erheben; sein Culturwerth wird jedoch nicht durch die Laster und Flecken getrübt, womit sich Einzelne besudelten. Papstthum, Kirche und Christenthum, in Wahrheit unzertrennlich, waren, eben weil Menschen und durchaus menschlich, was die Zeiten waren und darin liegt die Gewähr, dass sie keine anderen Laster und Fehler haben konnten. Desshalb theile ich nicht jene Ansicht, welche aus der Biographie der Päpste den Werth des Papstthums abzuleiten sucht. Dem Missbrauch ist bekanntlich jedes menschliche Ding ausgesetzt, gerade weil es menschlich ist; und aus dem Vorkommen lasterhafter Päpste den menschlichen Ursprung des Institutes darthun zu wollen, heisst wohl Eulen nach Athen tragen. Es hat Scheusale auf dem päpstlichen Stuhle gegeben, aber auch Edle und Tugendhafte. Nicht die Personen der Päpste sind die Früchte, woran das Papstthum zu erkennen, sondern seine allgemeinen Leistungen. Die Scheusslichkeiten einer Marozia fallen stets auf die Zeitgenossen zu-

---

1) Kolb, *Culturgeschichte*. II. Bd. S. 92.

rück, welche sie duldeten; sie gestatten nur einen Schluss auf die allgemeinen socialen Zustände; eben so wenig lässt sich aus den Niederträchtigkeiten gewisser republikanischer Präsidenten Werth oder Unwerth der Republik ableiten; man kann daraus höchstens auf das Volk schliessen, welches solche Männer an seine Spitze stellt; Werth oder Unwerth der Staatsform wird an ihren allgemeinen Culturleistungen erkannt, worüber stets erst die Nachwelt kritisch zu Gerichte sitzt.

Der europäische Osten im Kampfe gegen die asiatischen Horden.

In ältester Zeit war der Norden Europa's im Besitze finnischer Völkerschaften. Die Lappen im heutigen Schweden, die Finnen in Finnland, die zahlreichen finnischen Inseln im Innern Nordrusslands bis hinüber in die Gegend des Ural sind noch eingeschrumpfte Reste der Völker, welche sich einst unzweifelhaft viel tiefer nach Süden erstreckten. Die dermalige germanische Bevölkerung Schwedens ist erwiesenermassen eingewandert und zwar zu verschiedenen Zeiten, über deren Epoche unter den Archäologen noch keine Einigkeit herrscht.[1] Woher sie kamen, liegt noch im Nebel, wenn man nicht sich der Ansicht zuneigt, dass das innere Russland in der Vorzeit von Germanen bewohnt gewesen sei, eine Meinung, die allerdings durch den Nachweis eine Stütze erhält, dass finnische Völkerschaften, ehe sie sich abzweigten oder doch so lange sie in engerer Verbindung lebten, als bei ihren gegenwärtigen Wohnsitzen möglich, wahrscheinlich in den östlich vom finnischen Busen gelegenen Länderstrichen, einstmals einem stark germanischen, jetzt noch in ihrer Sprache bemerkbaren Einflusse ausgesetzt gewesen sind.[2] Eben so wenig lässt sich sagen, von wo die Slaven gekommen, die, heute in unmittelbarster Nähe der Finnen, jedenfalls länger denn irgend ein arischer Stamm mit dem germanischen Zweige vereint geblieben waren. Die neuerdings verfochtene Ansicht, wonach die alten Skythen, deren Arierthum erwiesen, die Stammväter der Slaven gewesen, diese also seit jeher (natürlich in geschichtlichem Sinne) in der russischen Tiefebene gesessen wären, stösst zwar auf verschiedene Gegner, dünkt mir aber aus hier nicht zu erörternden Gründen viel Wahrscheinlichkeit für sich zu haben. Von hier aus mussten die slavischen Völker in der That sich unschwer nach Osten, wo wir sie schon als

---

1) Siehe H. Hildebrand, *Heidnisches Zeitalter in Schweden.* S. 93—96 bekämpft die Zeitangaben Förstemann's, welcher eine dänische, gothische und schwedische Einwanderung unterscheidet.

2) Wilh. Thomsen, *Den gotiskes sprogklasse indflydelse pa den finske.* Kopenhagen 1869.

Nachbarn und Gegner der Germanen kennen gelernt, und auch nach Süden ausbreiten können. Wir vermögen in der Westhälfte Europa's den sehr langsamen, allmähligen Untergang der alten Völker und die Bildung der jetzigen Nationen sehr genau nachzuweisen, und wenn uns hiezu im Osten die historischen Behelfe fehlen, so ist es darum nicht minder wahrscheinlich, dass sich die Dinge dort in ähnlicher Weise zutrugen. Wenn die Skythen, Thraker und Daker des Alterthums sich nicht erhielten, so sind sie aller Wahrscheinlichkeit nach aufgesaugt worden, jedenfalls aber bei Bildung der heutigen Völker jener Gebiete ein wichtiges Element gewesen.

Die erste historisch beglaubigte Einwanderung slavischer Stämme in den Süden Europa's fällt gleichwohl ziemlich spät. Zwar erscheinen schon frühzeitig isolirte Slavenhaufen an den bastarnischen Alpen (Karpathen), allein das Reich der Gothen, darauf das der Hunnen hinderten einstweilen ihr weiteres Vordringen. Erst nachdem die geschwächten Hunnen wieder nach Osten zurückwichen, nahmen die Slaven ihre Wohnsitze auf der ganzen Linie zwischen dem unteren Dnjepr und der Donau ein und umstanden etwa ein Jahrhundert lang die Karpathen auswärts von allen Seiten. Wahrscheinlich schon um die Mitte des VI. Jahrhunderts lebten Slaven im Saveland unter dem Schutze gepidischer Herrschaft, der bald jene der Avaren,[1] eines gleich den Hunnen uralaltaïschen Volkes folgte. Nachdem diese sich das Reich der ethnisch verwandten Bulgaren unterworfen, drängten sie bis an die Donau und verheerten von da aus die angrenzenden Länder, besonders Ostrom, die Gebiete der Franken, Baiern und Galizien. Wahrscheinlich von anderen mächtigeren Stämmen assimilirt, verschwinden sie nach und nach ganz aus der Geschichte. Ein Theil der Avaren eroberte 598 n. Chr. die dalmatinische Küste, wurde aber später von den südlichen Slaven unterjocht. Dies sind die Morlaken, welche lange Zeit hindurch ihre Sprache und Sitten beibehielten, später aber beide ganz einbüssten.[2] Unter der avarischen Herrschaft war es wohl, dass die Slaven zwischen 568 und 592 n. Chr. — dies steht fest — Pannonien in seinem ganzen Umfange zur Zeit der Römer, Noricum und alles Land von der Donau bis Istrien erfüllten. Nur in der Mitte des grossen Slavenkreises sass ein Stamm der Ugren — die Avaren. Südlich von der Donau haben slavische Ansiedlungen in den Gegenden Mösiens erst im VII. Jahrhundert stattgefunden, am wahrscheinlichsten kurz vor 657 n. Chr. In diesem Jahre wurden sie steuerpflichtige Unterthanen des romäischen Reiches, in welcher

---

1) Ueber die Cultur der Avaren siehe den interessanten Vortrag Frz. Pulszky's in der k. ungarischen Academie zu Pesth, mitgetheilt im *Pesther Lloyd* vom 23. Juli 1874.

2) Fried. Müller, *Allgemeine Ethnographie.* S. 352.

Lage sie die Bulgaren trafen, mit deren Auftreten die romäische Herrschaft in Mösien ihr eigentliches Ende nahm. [1])

Dass die alten Bulgaren Abtheilungen der Hunnen waren, unterliegt keinem Zweifel. Ob nun diese und die Bulgaren zum türkischen oder wie neuerlich behauptet wird zum samojedischen Stamme gehören, ist hier ohne Bedeutung; wichtig ist nur, das die Bulgaren gleich den Hunnen, Avaren, Chazaren und Petschenegen, ein nicht arisches Volk, bei ihrer Ankunft Mösien schon von arischen Slaven besetzt fanden. Das hier von den Bulgaren gegründete Reich bestand demnach keineswegs aus bulgarischen Elementen allein, sondern aus einer beträchtlichen slavischen Bevölkerung, worunter die Bulgaren politisch die Herren, die herrschende Classe bildeten. Was in solchen Fällen anderwärts einzutreten pflegt, geschah auch hier. Die slavische Majorität vermischte sich mit den Bulgaren und assimilirte sich dieselben im Laufe von zwei Jahrhunderten nicht blos durch ihre numerische, sondern auch durch ihre geistige Ueberlegenheit. Seit dem X. Jahrhundert ging die Sprache der Bulgaren verloren, welche sich nur mehr des Slavischen bedienten. Die Slaven nahmen dagegen den Namen Bulgaren an. In der jetzigen bulgarischen Sprache, die ein slavisches Idiom ist, finden sich nur mehr wenige uralaltaische Elemente, aber sie finden sich doch. Dieser bulgarische Dialect hat sich, wie kein anderer, im Laufe der Zeiten verändert, so dass er von den anderen slavischen Idiomen am weitesten absteht und am schwersten verstanden wird. Ganz desgleichen gestattet der leibliche Typus des heutigen bulgarischen Volkes einige Unterschiede gegen die benachbarten slavischen Völkerschaften zu erkennen.

Während auf solche Weise der östliche Theil der Hämusländer sich slavisirte, nahm die serbisch-kroatische Einwanderung vom Westen der Halbinsel Besitz; Serben und Kroaten sind bekanntlich Ein Volk mit Einer Sprache, dermalen nur durch Glaubenskenntniss und Schrift verschieden. Zeitlich schon also begann der Process, welcher das romäische Reich in ein slavisches umwandelte. Seit dem VII. und VIII. Jahrhunderte waren die Gebiete nördlich vom Balkan slavisch und wir dürfen hierin sicherlich eine der Ursachen für den allmähligen Verfall und die politische Schwäche des oströmischen Reiches erblicken. Mochte auch lange das Waffenglück den Fürsten zu Constantinopel hold sein und die feindlichen Schaaren von den Reichsgrenzen abwehren, endlich siegte doch zum sovielten Male in der Geschichte die rohe Kraft über die alte Cultur. Die Unterjochung der Slaven war eine Illusion, kein Sieg im Kampfe um's Dasein,

---

1) Ich bin ganz meinem kürzlich leider verstorbenen Freunde Rob Rösler gefolgt. Siehe dessen Schrift: *„Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau.“* Wien 1873. 8° (Jännerheft 1873 der *Sitzungsberichte der phil. hist. Cl. der k. Academie d. Wissenschaften.* LXXIII. Bd. S. 77 ff.)

denn in Bälde rissen sie sich los, eigene Staaten gründend und später die Mauern Constantinopels selbst bedrohend.

Mit der Einwanderung der Kroato-Serben und der mösischen Slaven ist die slavische Wanderung nach etwa zweihundertjähriger Dauer zum Abschluss gekommen; von den drei grossen Völkerwanderungen, der germanischen, slavischen und türkisch-ugrischen, welche unseren Erdtheil durch ein Jahrtausend in Schwingung versetzten, verlief die slavische Wanderung am ruhigsten. Sie ist ein Hinausströmen überreichen Menschensegens in leergewordene Räume, ohne Aufregung, ohne Heldenthum, ohne Schwung tollkühner Kraft; die Wanderung kittet die Schaaren nicht fester zusammen, sie schafft keine Heerkönige, keine Schwertreiche. Daher gibt es eine hunnische, eine osmanische Eroberungssage, ein germanisches Epos aus der Völkerwanderungszeit, aber keine slavische Völkerwanderungssage; erst die späteren Tage ernsten Kampfes um Boden und Freiheit haben bei Russen und Serben das Heldenlied gezeitigt. [1]) Die Slavenmassen, die sich gegen Süden wälzten, werden in der That als räuberische Horden geschildert, auf tiefer Stufe der Cultur; indess scheint daraus kein Schluss auf die Entwicklung der nördlichen Slaven in Germanien zulässig. Es besteht keine Nöthigung, sämmtliche Slavenstämme auf gleicher Entwicklungshöhe zu denken, vielmehr ist das Gegentheil weit wahrscheinlicher. Welch gewaltiger Unterschied bestand doch zwischen den viel näher benachbarten Franken und Sachsen, Beide Germanen. Sah es doch vor neunhundert Jahren im alten Sachsenlande aus wie jetzt etwa im Westen Nordamerika's. [2]) Zudem besitzen wir eine triftige Erklärung für das Zurückbleiben der Südslaven in dem beständigen Contacte mit den rohen türkisch-ugrischen Stämmen, die sich vom Kaukasus bis zur Donau das ganze südliche Russland hindurch Jahrhunderte lang in der Herrschaft ablösten und sie von den nördlichen Stammesbrüdern vollständig trennten. Die culturhistorischen Wirkungen des Contactes mit fremden ethnischen Elementen niedrigsten Culturschliffes genügen nun das Zurückbleiben der Südslaven zu begreifen. Zuerst waren es Avaren und Bulgaren, die sich mit ihnen versetzten, dann hinderten die Reiche der Chazaren, Petschenegen und Magyaren das Aufkommen edlerer Gesittung. Die Chazaren, im VIII. Jahrhundert mit den Muhammedanern am Kaukasus in erbitterten Kampf gerathen, erweiterten ihre Macht immer mehr, so dass das Reich dieses uralaltaïschen Volkes im IX. Jahrhundert vom Jaik bis zum Dnjepr und Bug, und vom südlichen Ende des Kaukasus bis zur mittleren Wolga und Oka sich erstreckte. [3]) Die Chazaren unterlagen erst dem Einbruche der Mon-

---

1) Rösler. A. a. O. S. 123—124.

2) Frz. v. Löher, *Hrosvitha und ihre Zeit.* (*Wissenschaftl. Vorträge zu München.* S.471.)

3) K. F. Neumann, *Die Völker des südlichen Russland in ihrer geschichtlichen Entwicklung.* Leipzig 1847. 8⁰ S. 105.

golen, wobei sie ihre Sprache und Nationalität einbüssten. Noch im VIII. und IX. Jahrhunderte hatten sie aber die gleichfalls uralaltaïschen Petschenegen zu bekämpfen, wovon ein Theil sich den chazarischen Siegern unterwarf und im Lande zurückblieb, ein anderer Theil den Don überschritt und sich auf die damals den Chazaren tributpflichtigen Magyaren warf. Diese Nomaden, ein ugrisches, also wieder uralaltaïsches Volk, wurden durch sie über die Moldau und Siebenbürgen nach Pannonien gedrängt, von wo aus die Magyarenzüge die benachbarten Gebiete furchtbar verheerten. Die Petschenegen nahmen das Land zwischen dem Don und der Donau, durch den Dnjepr in eine östliche und westliche Hälfte getheilt, ein, und waren ebenfalls ein Schreck für ihre Nachbarn: Russen, Bulgaren und Griechen. Nach dem Ende des XII. Jahrhunderts verschwinden die Petschenegen aus der Geschichte und verlieren Sprache und Nationalität. [1]) Gewiss wird Niemand anstehen, in dem Erguss dieser barbarischen Horden über das südöstliche Europa die Ursache der dort auffällig wahrnehmbaren Culturstockung zu erblicken. Sind doch die in Bälde abgewiesenen Streifzüge der Ungarn auf die Entwicklung des deutschen Südens nicht ganz einflusslos geblieben und die den Verwüstungen der Avaren preisgegebene Ostmark tritt spät erst aus dem geschichtlichen Halbdunkel hervor.

Angesichts der geschilderten Umstände hat die überlegene Gesittung der nördlichen Slaven nichts Auffallendes. Sie war kein ausschliessliches Eigenthum der westlichen Ljächen, sondern erstreckte sich bis auf die entfernten Russen im Osten. Die Gründung des russischen Reiches verdient, dass wir einen Augenblick dabei verweilen. Bekanntlich ist die Geschichte der Waräger, woraus das Haus Rurik entsprossen, in mystisches Dunkel gehüllt, lange Gegenstand eines gelehrten Streites gewesen, bis man sich dahin einigte, in den Warägern schwedische Normannen zu erkennen, eine in dem behaupteten Umfange wohl kaum stichhaltige Ansicht. Erwägt man, dass die heutige Volksmenge Schwedens etwas über 4 Millionen Köpfe beträgt, [2]) so kann dieselbe vor einem Jahrtausend keinesfalls gross genug gewesen sein, um die auswandernden Waräger als ein zahlreiches Volk erscheinen zu lassen. Die an Kopfzahl so grosse Masse der slavischen Russen dürfte demnach eine politische Verbindung zu einem grossen Ganzen nicht „erst durch das Eindringen des derben, thatkräftigen Elements der germanischen Waräger aus Schweden, der sogenannten Ros“ erlangt haben. [3]) Zudem ist der Germanismus der Waräger keineswegs zweifellos; es ist nicht unwahrscheinlich, dass die Waräger anstatt aus Skandinavien

---

1) Fried. Müller. A. a. O. S. 353—354.

2) Am 31. December 1868: 4,173,080. *(Behm's Geogr. Jahrb.* III. Bd. S. 33.)

3) Rob. Rösler. A. a. O. S. 51.

aus dem damals slavischen Preussen stammten, nicht von der Küste Roslagen, sondern von den Ufern der Weichsel und des Niemen. [1])

In jüngster Zeit hat gegen die ganze — auf das Zeugniss des Chronisten Nestor fussende Geschichte der Waräger Prof. Ilovaisky — wie uns dünkt — gegründete Bedenken vorgebracht. [2]) Darnach sind die Waräger keine Nation, sondern eine Classe gedungener Abenteurer gewesen, unterstützt von den einheimischen russischen Fürsten. Doch sei dem wie ihm wolle, selbst Nestor gibt zu, dass, als die Waräger berufen wurden, 862, sie schon gesittete Zustände vorfanden. Ostrogord, das spätere Nowgorod, war schon ein bedeutender Platz und das ehrwürdige Kijew am Dnjepr, damals unter kosarischer Herrschaft, glänzte ebenfalls schon vor der angeblichen Ankunft dieser Normannen, die übrigens binnen Kurzem vollständig slavisirt waren. Hierauf scheint ein ganz besonderes Gewicht gelegt werden zu müssen. Sind wirklich germanische Fremdlinge nach Russland gekommen, so waren sie entschieden nur in geringer Anzahl und trotz späterer Zuzüge von der den Slaven eigenthümlichen Resorptions- und Assimilirungskraft ethnisch aufgeschlürft. Beweis hiefür, dass uns 945 ein Fürst Swjatoslaw — also schon ein slavischer Name — begegnet. Nicht sie haben das russische Volk, sondern das russische Volk hat sie umgewandelt, gerade so, wie es dies noch in späteren Zeiten mit vielen finnischen Stämmen gethan. Die Ruriks hat man demnach unter allen Umständen, mögen dieselben wirklich Normannen sein oder nicht, doch schon nach kurzer Zeit für gänzlich slavisirte Russen anzusehen. Eben so dürfen wir die Cultur jener Epoche in Russland durchaus als eine einheimische betrachten, denn selbst wenn die Waräger Skandinavier waren, hätte sich dieselbe doch von diesem berüchtigten Raubgesindel keines veredelnden Einflusses zu rühmen gehabt. Wie hoch oder wie tief man das damalige Culturstadium der Russen veranschlagen mag, man hat keinen Grund es für fremde Importation zu halten. Im Jahre 922 besuchte der gelehrte Araber Ibn Fozlan das Land der Wolga-Bulgaren und unter den Handelsleuten vieler Nationen, die er hier traf, fielen ihm die Russen ganz besonders auf; er hat uns eine ziemlich ausführ-

---

1) *Gedeonow über die slavische Abstammung der Waräger. (Ausland* 1865. No. 38. S. 907.) Der Aufsatz ist Erman's *Archiv für die wissenschaftl. Kunde von Russland* (ohne nähere Citirung) entnommen und erwähnt, dass schon Ewers *(Vorarb.* 79—80) Beweise vom Gegentheil dafür beigebracht habe, dass in älterer Zeit der slavische Name der Germanen *(Njemzy)* auch auf nichtgermanische Völker ausgedehnt wurde. Ich habe leider von diesen Arbeiten keine Kenntniss nehmen können. Merkwürdig ist, dass Leibnitz, wie in einer anderen mir gleichfalls unbekannt gebliebenen Arbeit in Erman's *„Archiv“* gezeigt wird, bereits die wendische Abkunft der Waräger behauptet hat. Vgl. auch Hildebrand, *Heidnisches Schweden.* S. 175, der, obwohl an dem Germanismus der Waräger festhaltend, die Möglichkeit andeutet, dass es auch andere Waräger gab, die auf derselben Seite des Meeres wohnten, wie Nestor.

2) *Die Frage nach dem Ursprunge des russischen Reiches. (Ausland* 1872 No. 37).

liche Schilderung ihrer Sitten und Gebräuche hinterlassen,[1] welche dieselben jedenfalls den ersten Culturstadien schon entrückt zeigt.[2] Auch wohnte dem Volke eine eigenthümliche Städte- und Staatengründende Kraft inne, die sich bis auf die Gegenwart erhalten hat. Gleichwie ein guter Theil der heutigen Städte Norddeutschlands von den Slaven gegründet wurde — die slavischen Namen sind in der Gegenwart noch überall, selbst in Thüringen[3] deutlich zu erkennen — so fällt auch in eine Zeit, wo es in Mitteleuropa noch wüst und traurig aussah, die Glanzepoche der mächtigen Wolchow-Republik des altslavischen Nowgorod. Nirgends haben die russischen Slaven in ihrer Bewegung nordwärts die Küste erreichen können, doch gelang es den Nowgorodern an einem geographisch-historischen Knotenpunkte, an dem Ausflusse des Wolchow aus dem Ilmen-See festen Fuss zu fassen.[4] Schon früh wandte sich der Sinn der slavischen Ilmen-Anwohner kaufmännischen Unternehmungen zu. Lange vor der Festsetzung der Waräger vermittelten sie den Verkehr des Südens mit den finnischen Völkerschaften, während ihnen die Carawanen der Bulgaren von der Wolga her die Schätze des Orients zum Umsatz gegen nordische Produkte brachten.[5] Als die moskowitischen Fürsten hier ihre Herrschaft gründeten, am Ende des IX. Jahrhunderts, brach aber die Handelsrepublik am Wolchow mit ihrer eigenartigen Lebensordnung zusammen. Langsam verdichtete und breitete sich die agricole slavische Bevölkerung aus, mit Beil, Sense und Pflug in harter Arbeit sich den Boden anschaffend; „mein die Erde, so weit Beil, Sense und Pflug gegangen,“ d. h. mein Besitzthum reicht so weit wie meine Siedlerarbeit, war die alte Rechtsformel für die Besitzergreifung des Bodens.[6] Vom oberen Wolga-Becken *(Ros ow, Susdalj)* breitete sich die russische Colonisation nach Nordosten aus. Ging der Zug der angeblich normannischen Staatsgründung nach Süden den Dnjepr hinab, so sehen wir bald die Nowgoroder Slaven die Dwina hinab bis zum Weissen Meere vordringen, wo früh schon Cholmogory (Holmgard) den Mittel- und Schwerpunkt des slavisch-skandinavischen Seeverkehrs bildet. Wo heute Archangelsk steht, ward bereits im XII. Jahrhundert das Kloster S. Michael gestiftet, welches jenem des heil. Georg in Nowgorod zehntete. Sicherlich

---

1) Siehe bei C. M. Frähn. St. Petersburg 1823. 4⁰ Meiner Meinung nach kann 922 von Warägern nicht mehr die Rede sein; keinesfalls liessen diese sich noch ethnisch unterscheiden, so dass Ibn Fozlan's Schilderung nur sie im Auge haben könnte.

2) Siehe William Pierson, *Aus Russlands Vergangenheit.* Leipzig 1870. 8⁰ S. 17—26.

3) *Slavische Ortsnamen im Thüringerwalde.* (*Ausland* 1869 No. 29 S. 683.)

4) Ueber die Ausbreitung der Slaven über Ost-Europa siehe Ssolowjew, *Geschichte Russlands.* I. Bd. S. 1—24.

5) Kurd v. Schlözer, *Livland und die Anfänge des deutschen Lebens im baltischen Norden.* Berlin 1850. 8⁰ S. 161.

6) Beläjew, *Geschichte Gross-Nowgorods von den ältesten Zeiten bis zu seinem Falle.* Moskau 1864. S. 60.

wäre die mächtige Slavenrepublik im Stande gewesen, eine den Deutschen gefährliche Thätigkeit zur See auf dem Baltischen Meere zu entwickeln, hätte sie nicht ihre ganze Kraft auf die Eroberung und Colonisirung des finnischen Nordens und der Uralgegenden geworfen.[1]) Reissend schnell dehnten sich die Nowgoroder über die Stromlandschaften des nördlichen Eismeeres aus und schon im XI. Jahrhundert durchzogen ihre Handelscarawanen die Gegenden der Petschora, Permien's und Ugrien's nach allen Richtungen, wobei die Befestigung dieser Herrschaft nicht immer ohne Blutvergiessen abging. In dem Freibriefe Wsewolods (XII. Jahrhundert) geschieht bereits des Handelsstandes an der Onega, in Karelien, Wologda und Permien Erwähnung.[2]) Die eigenartige Entstehung der Nowgoroder Ansiedlungen lernen wir sehr anschaulich aus der Chlynow'schen Chronik kennen, wollen hier aber nicht darauf eingehen. Wir begnügen uns hervorzuheben, dass diese Colonisirung durch die Beweglichkeit und Unstätigkeit der zersplitterten und schlaffen finnischen Bevölkerung ungemein erleichtert und die sesshafte, landbauende slavische und slavisirte Einwohnerschaft immer dichter wurde. Unterwerfung, Bekehrung, Slavisirung folgten rasch auf einander. Das Russenthum slavisirte nach und nach den grössten Theil der Völker von der Wolga und den Donquellen bis zum Eismeere und gestaltete aus ihnen eine uniforme Masse. So entstand durch Colonisation, Verpflanzung und allmählige Slavisirung das sogenannte grossrussische Volk, in dem das finnische Blut einen wahrscheinlich beträchtlichen Procentantheil bildet. Ueber dieses Finnenthum der Russen sind unter dem Einflusse politischen Nationalhasses Uebertreibungen in Umlauf gesetzt worden, welche auch in deutschen wissenschaftlichen Werken Wiederhall fanden;[3]) die parteilose Wissenschaft gestattet indess nur zu sagen, dass der Slavismus des russischen Volkes von Norden nach Süden zunimmt, in umgekehrter Richtung dagegen so wie in der nach Osten abnimmt und in dem Grade die Mischung mit fremden Bestandtheilen intensiver wird; doch hat in Russland das Slavische alles Fremde des Finnenthums völlig überwunden.[4]) Nur der Nordwesten blieb von der Slavisirung frei. Ausschliesslich im Osten beschäftigt, besiedelten die Nowgoroder das Küstenland des Baltischen Meeres nämlich nicht, daher sich Schweden, Deutsche und Dänen dort festsetzen und dasselbe dem westeuropäischen Cultursysteme unterwerfen konnten. Anders wäre das baltische Land schon in

---

1) Schlözer, *Die Hansa und der deutsche Ritterorden in den Ostseeländern.* Berlin 1851. S. 128.

2) Kastomarow, *Ssewerno-russkija Narodoprawstwa.* St. Petersburg 1863. II. Bd. S. 219—222.

3) Die blöden Declamationen gegen das „turanische Russenvolk" half u. A. Gottfr. Kinkel in Deutschland verbreiten.

4) Rösler, *Zeitpunkt der slav. Ansiedlung an der unteren Donau.* S. 125—126.

frühen Zeiten völlig slavisirt worden. Mit der Ausbreitung der russisch-slavischen Bevölkerung hielt die Ausbreitung des orientalischen Christenthums gleichen Schritt, welches bekanntlich bei den Russen unter Wladimir schon 988 Eingang fand. In diesem Punkte hatten die russischen Slaven selbst ihre westlichen Nachbarn in Litthauen und Preussen überflügelt.

Das Christenthum, welches den Russen in seiner orientalischen Form zukam, fand jedoch erst nach reiflicher Ueberlegung Annahme. Die benachbarten muhammedanischen Wolga-Bulgaren waren bestrebt, den Grossfürsten Wladimir zum Islâm zu überreden, als dieser noch schwankte, ob er diesen oder das Evangelium annehmen solle. Doch der Bericht der Gesandten, die er zur Gewinnung näherer Kunde über die verschiedenen Arten von Religion hatte ausgehen lassen, lautete für den Islâm nicht günstig: „Wir sind, sagten sie, zu den Bulgaren gegangen und haben gesehen, wie sie in ihrem Tempel, das will sagen in ihrem Ropat sich verneigen, wie sie dastehen ohne Gurt, nach der Verneigung sich niedersetzen, rechts und links hinsehen wie Bessesene. Lustigkeit ist bei ihnen nicht, sondern trauriges Wesen und hässlicher Geruch. Ihre Religion ist nicht gut." In der schwierigen Alternative ob Annahme der Religion, welche den Wein verbietet, oder der, welche die Vielweiberei untersagt, entschied sich der Russe für den Glauben, welcher dem Weingenusse nicht feind ist. [1]) Und sicherlich brachte hierin der Fürst wieder nichts Anderes als die allgemeine Volksneigung zum Ausdruck, wie sich dieselbe in zahlreichen *Skazkas,* den im Munde des Volkes heute noch lebenden Märchen, beobachten lässt. [2])

Wenn selbst von Schriftstellern keineswegs parteiloser Färbung eingeräumt wird, es sei kein Zweifel, dass die Russen vor etwa achthundert Jahren in der Cultur hinter den Deutschen keineswegs zurückstanden, [3]) so ist der Culturforscher nicht verlegen die Ursache aufzufinden, welche das Zurückbleiben der russischen Gesittung erklärt. Es ist eine total irrige Parallele, wonach manche Knaben in der Schule ein ähnliches Schauspiel bieten; anfangs, wo es sich um die Elemente des Wissens handle, halten die fleissigen alle ziemlich gleichen Schritt, erst in den höheren Stadien des Unterrichts, wenn die Ideen hervorbrechen sollen, mache sich der grosse Unterschied ihrer Begabung geltend. [4]) Die verschiedene Begabung erklärt sicherlich Vieles und ist ausschlaggebend in der Culturentwicklung, allein die Parallele trifft desshalb nicht zu, weil heute wohl kein Ethnologe mehr daran zweifelt, dass die Slaven zu den begabtesten unter den arischen Stämmen zählen. Die Ursache liegt

---

1) Rösler, *Romänische Studien.* S. 246—247.

2) Vgl. hierüber W. R. S. Ralston, *Russian. Folk-Tales.* London 1873. 8° S. 22—35.

3) Pierson, *Aus Russlands Vergangenheit.* S. 45.

4) A. a. O.

demnach anderswo. Nicht einen Theil, sondern wohl die ganze Schuld trägt ein Naturereigniss, welches die Russen, nachdem sie kaum den gebildeten Völkern Europa's beigetreten, auf geraume Zeit von deren Seite riss. Dieses Ereigniss war der Einfall der Mongolen und was demselben zunächst folgte. Man darf mit gutem Fug diesen Völkersturm ein Naturereigniss nennen, wie die Völkerwanderungen überhaupt, deren Ursache uns oft ein Räthsel sind. So wie aber jedes Naturereigniss eine Ursache hat, wenngleich wir sie nicht stets ermitteln, so dürfen wir auch für den furchtbaren Mongolen-Einbruch eine unerforschte *causa efficiens* voraussetzen. Im Jahre 1209 war es, dass Temudschin, genannt Dschingizchan, an der Spitze seiner Mongolen in China einfiel und dieses weite Land im Fluge eroberte. Von hier aus unterjochte er die Reiche Mittelasiens und im Jahre 1224 wälzten sich seine Horden nach Südrussland, das sie alsbald unter ihre Botmässigkeit brachten. Ein weiterer Versuch nach Westeuropa vorzudringen — schon hatten sie Polen, Schlesien, Ungarn und Mähren überfluthet — fand vor den Mauern Wiener Neustadt's endlich sein Ziel. Die Räuber machten Kehrt, weniger vielleicht des tapfern Widerstandes der Oesterreicher und Böhmen halber als zurückgerufen in die Heimat, wo ihre Gegenwart des Todes des Gross-Chans wegen nothwendig war. In Russland aber behaupteten sie sich dritthalbhundert Jahre. Die Sitten der Mongolen, welche sich nicht scheuten das Fleisch erschlagener und selbst auch nicht erschlagener Feinde zu essen, werden als überaus roh geschildert und es lässt sich leicht ermessen, welche Wirkung, den unabänderlichen Gesetzen der Culturentwicklung zufolge, die Herrschaft dieser Barbaren auf das russische Volk ausüben musste. Eine allgemeine Culturverwilderung, ein gewaltsames Zurückdrängen der kaum entfalteten Culturansätze, die durch die Noth erzwungene Ausbildung mancher Eigenschaft, wie Knechtsinn, Kriecherei, Heuchelei, Verschmitztheit, Bestechlichkeit u. s. w., welche einen späteren Aufschwung hintanhalten mussten, waren die unausweichlichen Consequenzen. Manches Asiatische eigneten sich die Russen auch durch die Blutsverbindungen an, welche sie mit ihren Beherrschern und Nachbarn schlossen. Manche Mongolin hat als Hausfrau in einem russischen Palast gesessen und es gibt heute noch in Russland sehr vornehme Familien, welche sich ihrer Herkunft aus einer Mongolenhorde rühmen, [1]) wenngleich die Masse des Volkes sicher nicht mongolisirt wurde. Zweifellos hat aber die mongolische Herrschaft den Russen ihren Stempel aufgedrückt und sie aus ihrem Joche auf einer sehr tiefen Culturstufe entlassen. Die materielle und geistige Cultur war in Russland schwer geschädigt, schwerer vielleicht noch als jene des Alterthums durch den Einbruch der Germanen.

1) Pierson. A. a. O. S. 57.

Selbst der Herrschaft dieser Barbaren verdankt übrigens die Cultur des Abendlandes eine ihrer Blüthen. Es ist nämlich zur vollsten Ueberzeugung nachgewiesen, dass die Hauptmasse der bei Indogermanen, Arabern und Türken verbreiteten Erzählungen und Märchen aus Indien stammt, wo der Buddhismus der eigentliche Träger derselben ist. [1]) Von Indien drangen sie durch Uebersetzung zu den Persern und Arabern. Letztere schufen ihnen durch ihre langjährige Herrschaft in Spanien und ihre vielfachen Berührungen mit den Völkern Italiens und des griechischen Reiches Eingang in den Süden Europa's, in dessen Literatur sie die Erzählungen, und namentlich die heiteren Conceptionen, vor Allem durch Boccaccio's *Decamerone*, in Spanien durch Don Manuels *Conde Lucanor* einbürgerten. [2]) Auf nördlichem Wege hingegen kamen diese Erzeugnisse indischen Geistes durch mongolische Vermittlung nach Europa. Die Mongolen, zum Buddhismus übergetreten, hatten mit dem neuen Glauben und seinen Boten zugleich auch deren Erzählungen und Märchen aufgenommen und verpflanzten dieselben durch ihre zweihundertjährige Herrschaft und andere Berührungen im Osten Europa's zu den Slaven und Germanen, ja noch weiter, wie die fast wörtliche Uebereinstimmung eines alten französischen Fabliau mit einer der Erzählungen des *Siddhi-Kür* [3]) beweist.

Während nun Russland für seine Lage im Osten Europa's und in der Nähe Asiens büsste, sollte gerade hiedurch zum grossen Theil der Grund zur zukünftigen Macht dieses Reiches gelegt werden. Auch hier bewahrheitet sich wieder, dass die ethnologischen Gesetze den Culturpfad vorzeichnen. In der Gegenwart finden die Russen ihren Weg ruhig und friedlich nach China, mit geringen Schwierigkeiten nur nach Centralasien, während die Engländer immer mit dem Kopf gegen die Mauer rannten und nie über diese wegkonnten, ohne sie einzureissen. Es kann keine Streitfrage sein: wer von den Beiden, Engländer oder Russen das grössere Culturvolk sei. Eben so sicher ist aber, dass die hochcivilisirten Briten es nur schlecht verstehen, ihre asiatischen Unterthanen zu ihrer Culturstufe hinanzuziehen, während die Russen mit ihrem weit geringeren Culturstoff viel grössere Erfolge bei den asiatischen Völkerstammen erzielen, die sie sich in merkwürdiger Weise zu assimiliren wissen. Sie können sie natürlich

---

1) Benfey, *Pantschantantra.* Leipzig 1859. 8° 2 Bde.

2) A. a. O. I. Bd. S. 24 ff.

3) Bernhard Jülg, *Die Märchen des Siddhi kür. Kalmükischer Text mit deutscher Uebersetzung und einem kalmükischen Wörterbuche.* Leipzig 1866. Der *Siddhikür*, dieses beliebte Volksbuch der Kalmükensteppe, ist nichts anderes, als eine mongolische Bearbeitung der alten buddhistischen Recension der indischen Märchensammlung, die den Namen *Vetâlapantschati*, d. i. fünfundzwanzig Erzählungen eines Vetâla führt. Vgl. auch Bernhard Jülg, *Mongolische Märchen. Erzählung aus der Sammlung Ardschi Bordschi.* Innsbruck 1867, die ein vollkommenes Seitenstück zu Gottfried's von Strassburg *Tristan und Isolde* enthalten.

nur auf jene Stufe erheben, welche sie selbst besitzen, das Geringe aber, was sie ihnen thatsächlich mittheilen, ist noch immer mehr als das Grosse, was die Engländer nicht an den Mann zu bringen verstehen. Unter der russischen Aegide sind die Culturfortschritte der Asiaten zwar gering und langsam, aber stetig, und ihrer natürlichen Begabung und Racenanlage angepasst; der britischen Civilisation stehen sie fremd gegenüber und begreifen sie schlechterdings gar nicht. [1] Mit vollem Recht bemerkt daher ein Ethnograph: der Beisatz mongolischen Blutes, der in den russischen Adern fliesst, ist hier der Gehilfe, dem die Erfolge zuzuschreiben sind und so rächt sich die ehemalige mongolische Unterjochung Russlands nach Jahrhunderten an Asien, indem sich das mongolische Erbtheil der Russen gegen die Asiaten als nützlicher Bundesgenosse erweist. [2] Dieselben Ursachen also, welche Russland auf seinem Culturwege zurückgehalten, führen es in der Gegenwart zu ungeahnter Grösse und helfen ihm die einstigen Bedrücker zu bändigen, aber auch zu erziehen, d. h. das Licht der Civilisation zu verbreiten. Die Culturentfaltung gehorcht eben stets den nämlichen Gesetzen.

---

1) Fried. v. Hellwald, *Die Russen in Centralasien. Eine Studie über die neueste Geographie und Geschichte Centralasiens.* Augsburg 1873. 8° S. 195.

2) Richard Andrée in seiner Beurtheilung meiner obgenannten Schrift, in den „*Grenzboten*“ 1873. IV. S. 374.

Sociale Entwicklung des Mittelalters.

Gesetzmässigkeit der mittelalterlichen Culturentwicklung.

Geistig wie materiell stellt sich die europäische Menschheit im Zeitalter Karl d. Gr. durchaus im Lichte jugendlicher Unreife dar, wie dies ihrem natürlichen Entwicklungsgange entspricht. Kein Vernünftiger wird die Zustände jener und der späteren Epochen im Schimmer idealer Verklärung mehr erblicken, wie dies Karl Wilhelm Friedrich Schlegel [1]) und die romantische Schule gethan, Niemand wird die Gegenwart mehr auf jenen Standpunkt zurückschrauben wollen, selbst wenn dies möglich und den ewigen Naturgesetzen nicht zuwider wäre, Niemand darf aber auch vergessen, dass jene Zustände Entwicklungsphasen charakterisiren, die zu durchlaufen den Völkern eben so nothwendig war, als die Kindheit dem Manne. Die moderne Wissenschaft hat zum Axiom erhoben, dass jedwedes Organ des Körpers, auch das höchste, eine Reihe von Entwicklungsphasen von den unscheinbarsten Anfängen durchläuft, und dass die leibliche Entwicklungsgeschichte des Individuums nichts ist als eine abgekürzte Wiederholung seiner Stammbaumgeschichte. Wenn nachgewiesenermassen der vierwöchentliche Fötus eines Menschen, selbst eines späteren Goethe oder Humboldt, von dem gleichalterigen Fötus eines Hundes kaum zu unterscheiden ist, so würde schon die Analogie darauf hinweisen, dass in den früheren Entwicklungsstadien die heutigen Culturvölker sich von den ungesitteten Naturstämmen nur wenig unterscheiden konnten. Zudem wissen wir, dass das angeführte biologische Gesetz auch für den geistigen Entwicklungsgang richtig ist, d. h. die geistige Ausbildung eines Menschen ist ebenfalls nichts

1) *Philosophie der Geschichte.* 1829.

anderes, als eine abgekürzte Wiederholung der ganzen Culturgeschichte.[1]) Die Culturgeschichte ist nun das Ergebniss des Kampfes um's Dasein, durch den allein das Individuum im Ganzen und in seinen einzelnen Theilen, nicht minder aber die Art, d. h. hier die Familie, der Staat, das Volk zu dem wird, was sie ist. Daraus geht hervor: der oberste Zweck des Individuums wie der Art ist die Selbsterhaltung und, um diese zu bewirken, ist ihm die Aufgabe gestellt, sich den *Status quo* der Aussenwelt nicht gefallen zu lassen, sich nicht Eins mit ihm zu fühlen, sondern gegen ihn anzukämpfen überall, wo derselbe der Entfaltung des Ich's und der Art feindlich gegenübersteht. Die Existenz des Ich's, sei dies ein Individuum oder eine Individuengemeinschaft, und zwar nicht nur seine Existenz überhaupt, sondern auch die Fortexistenz seiner besonderen Eigenthümlichkeiten beruht also auf der praktischen Gegensätzlichkeit zwischen diesem Ich und der Aussenwelt; jedes Ich hat demnach die unabweisliche Pflicht, sein subjectives Bedürfniss zur obersten Richtschnur seines Handelns zu machen, sich in den objectiven Sachverhalt nur so weit zu fügen, als dies seiner Selbsterhaltung förderlich ist, und da, wo dies nicht der Fall, diesen objectiven Sachverhalt zu läugnen oder zu bekämpfen, kurz ihn nicht anzuerkennen, trotzdem und gerade desshalb, weil er die objective Wahrheit ist. [2])

Dies vorausgeschickt, erscheint der Entwicklungsgang des Mittelalters keine Anomalie mehr, sondern in vollkommener Harmonie mit den Naturgesetzen. Aufgabe der Wissenschaft ist es, alle Ideale zu zerstören, ihre Hohlheit, Nichtigkeit zu erweisen, zu zeigen, dass Gottesglaube und Religion Trug, dass Sittlichkeit, Gleichheit, Liebe, Freiheit und Menschenrechte Lüge sind und gleichzeitig die Nothwendigkeit der Ideale, des Gottesglaubens, der Religion, Sittlichkeit, Gleichheit, Liebe, Freiheit und Menschenrechte, kurz all' dieser Irrthümer für die Culturentwicklung zu behaupten. Die Wissenschaft beweist jedoch mit gleicher Kraft die Nothwendigkeit aller jener Erscheinungen, welche gewöhnlich als Culturhemmnisse betrachtet werden, z. B. der Sklaverei, Knechtschaft, Despotie, Tyrannei, des Geistesjoches der Kirche u. s. w., denn die einen wie die anderen sind Erfindungen des Menschen zum Zweck der Selbsterhaltung, nämlich Waffen im Kampfe um's Dasein. Auf völliger Verkennung der Entwicklungsgesetze beruht die Annahme der Behauptung, die menschliche Gesittung wäre ohne jene angeblichen Culturhemmnisse weiter fortgeschritten als sie ist. Das gerade Gegentheil ist wahr; ohne diese Culturhemmnisse wäre nie

1) Gustav Jäger im „*Ausland*" 1874 No. 3. Den nämlichen Gedanken spricht wohl Paul von Lilienthal in seinem trefflichen Buche: *Gedanken über die Socialwissenschaft der Zukunft.* I. Bd. S. 251 aus.

2) A. a. O.

auf geistigem Felde der Kampf um's Dasein entbrannt, der nothwendigerweise zugleich ein Kampf um die Herrschaft, um die Präponderanz sein muss. An ihnen schärfte sich der Geist, erwarb er neue Waffen, ohne sie hätten wir uns nimmer zur jetzigen Culturhöhe geschwungen, stünden wir vielleicht noch auf der Stufe jener Südseeinsulaner, von deren paradiesischem Zustande die ersten Entdecker so verlockende Schilderungen entwarfen. Nur wo Kampf, dort ist was man Fortschritt nennt; und Kampf nur dort, wo Hindernisse zu bekämpfen sind; wo keine Hindernisse, dort ist Friede, und Friede ist Erstarrung,[1]) Erstarrung aber ist Tod.

So wie es eine „Seele" in dem herkömmlichen Begriffe nicht gibt, — denn sie ist nichts anderes als das, was in den Menschen von aussen hineingekommen, zu dessen Aufnahme er nur Dank seiner höheren Organisation eine grössere Empfänglichkeit besitzt als das Thier — so wie also ein Kind noch keine „Seele" hat, so musste, bildlich gesprochen, eine solche auch den jugendlichen Nationen des frühen Mittelalters noch fehlen. Naturgemäss konnten auf die noch schwachen Verstandeskräfte jener Periode nur die stärksten, fühlbarsten, sichtbarsten Eindrücke bildend wirken, und solche waren die abstracten Ideen heutiger Schwärmer und Philosophen sicherlich nicht. Wir dürfen uns daher nicht wundern, dass die sogenannten „Culturhemmnisse" zuerst auf die Gemüther unserer Vorfahren Eindruck machten und sie schulten, ihre „Seele" zur künftigen Reife heranbildeten. Zur Genüge ist dies schon in Bezug auf Religion und Kirche hervorgehoben und es erübrigt nur, dies noch an anderen Erscheinungen zu erhärten. Dabei beabsichtige ich nicht etwa ein Culturgemälde des Mittelalters zu entwerfen, welches nur sehr lückenhaft ausfallen könnte, sondern blos zu constatiren, wie den allgemeinen Entwicklungsgesetzen zufolge die Cultur vom Einfachen schrittweise zum Complicirteren überging.

Ackerbau und Landwirthschaft.

Das Gesetz von der Theilung der Arbeit, die unerlässliche Bedingung zu jedwedem Culturaufschwung, steht zwar schon bei Naturvölkern in Uebung, allein die Theilung ist bei ihnen noch eine überaus einfache; mit wachsender Gesittung mehrt sie sich. Gegen Ende des ersten Jahrtausends unserer Zeitrechnung war diese Theilung wohl noch eine sehr primitive, aber doch schon im Grossen und Ganzen durchgeführt; Ackerbau, Gewerbe und Handel fingen an sich zu entfalten.

Im Ackerbau hatten die Germanen die Dreifelderwirthschaft von den Römern erlernt und unter der Leitung der Geistlichkeit Fort-

---

1) Peschel, *Völkerkunde*. S. 347.

schritte gemacht. Unter Carl d. Gr. ward eine Art Ordnung und Regel in den Betrieb der zahlreichen kaiserlichen Güter am Rhein und an der Donau gebracht, deren Beispiel befruchtend auf die Nachbarschaft wirkte. Im Sachsenlande fand der Ackerbau erst nach der Eroberung und Einführung des Christenthumes Beachtung. Die Besitzungen des Clerus dienten nicht nur der Kunst und den Gewerben als Zufluchtsstätten, von ihnen ging auch eine höhere Bodencultur aus. Da indessen dem Clerus als der gebildetsten Klasse die Pflege der Geistesbildung und Volkserziehung oblag, so konnte auf die Dauer die materielle Beschäftigung mit dem Ackerbau nicht bestehen; man erkannte, dass die Pflege des Geistes unabhängig sein will von Nahrungssorgen, mit anderen Worten, dass Wissenschaft nur im Wohlstande ihr Gedeihen findet; daher das Bestreben der Priesterschaft eine Stellung zu sichern, die ihr gestattete, nur den höheren geistigen Gegenständen Kraft und Zeit zu widmen, daher das Einräumen so vieler Vorrechte, der Einhebung des Zehents u. dgl., alle einerseits für den Ackerbau eine grosse Last, andererseits die Verweichlichung und Herrschaft des Clerus begünstigend.

Später hinderten die Einfälle der Avaren, Normannen und Slaven die Ausbreitung und den besseren Betrieb der Landwirthschaft. Hungersnoth folgte auf Hungersnoth und das platte Land entvölkerte sich immer mehr, wegen der Uebersiedlung vieler Landleute in den mehr Sicherheit bietenden Städten. Die Rohheit der Zeiten, die herrschende Unsicherheit drängte gerade zu dem, dessen man am meisten bedurfte: zu der Bildung von Städten, um die zersplitterten Kräfte der Völker zu vereinigen. Erst um jene Zeit erlangten die meist von den Klöstern ausgegangenen Ansätze zu den Städten hinlängliche Bedeutung. In Sachsen erblicken wir selbst im X. Jahrhundert nur hie und da ein Kirchlein, ein Kloster oder einen Herrensitz mit dürftigen Stadtanfängen. [1]) Während also einerseits die Unsicherheit der Zustände den Ackerbau darniederdrückte, förderte sie, wie man sieht, ein anderes Culturelement, natürlich in unbeabsichtigter Weise. Die gesammte Entwicklungsgeschichte ist ja keine beabsichtigte, wie denn überhaupt die Cultur mit Absichten nichts zu thun hat. [2]) Das Bewusstsein spielt gar keine Rolle in der Geschichte und diese ist kein Product des Bewusstseins. [3]) Ein Kind beabsichtigt nicht ein Mann zu werden, es wird eben ein Mann, wenn die äusseren Umstände und inneren Anlagen ihm die Erhaltung des Lebens im Kampfe um's Dasein gestatten.

Nach der Eroberung der Slavenländer zog ein grosser Theil

---

1) Löher, *Hroswitha.* A. a. O. S. 471.

2) Vgl. über die wirthschaftlichen Folgen der Kreuzzüge auch: F. X. Neumann, *Volkswirthschaftslehre.* S. 43—44.

3) J. C. Fischer in einem Briefe an mich dd. Wien, 18. März 1874.

der ländlichen Bevölkerung dahin, die Entvölkerung des platten Landes nahm somit zu. Die Lücken im südwestlichen Deutschland zu füllen, wurden holländische und vlämische Colonisten herbeigerufen, deren Fleiss der Landwirthschaft zu neuer Blüthe verhalf. Mehr noch war dies der Fall nach den Kreuzzügen. Die wohlthätigen Folgen dieser vom Fanatismus entzündeten Völkerkriege für die allgemeine Culturentfaltung können nicht hoch genug veranschlagt werden; [1]) übertroffen wurden sie nur von jenen, welche später die Entdeckung Amerika's begleiteten. Indem die Kreuzzüge die Macht der Päpste festigten, gewann das Christenthum immer mehr an Ausbreitung und dem Einzuge der christlichen Priester folgten neue Ansiedlungen auf dem Fusse; eine Menge neuer Städte entstand; die Berührung mit dem fernen Orient hatte zudem Handel und Verkehr erweitert. Die Vermehrung der Städte, der Pflanzschulen der Handwerke, Manufacturen und Künste, erhöhte ihrerseits die Bodenproduction durch grössere Consumtion der landwirthschaftlichen Erzeugnisse. Angebot und Nachfrage behaupteten ihr Recht. Der gesteigerte Verbrauch seiner Erzeugnisse veranlasste den Landwirth, mehr Fleiss als bisher dem Betriebe des Ackerbaues zuzuwenden; schon Ende des XIII. Jahrhunderts konnte Preussen das westliche Europa, Westfalen und einen Theil der Niederlande mit Getreide versorgen. Auch die Viehzucht gedieh zu erhöhter Bedeutung. Infolge der zunehmenden Blüthe der Weberei in den Städten, welche vermehrte Nachfrage nach Wolle hervorrief, wurde nicht nur die Schafzucht ausgedehnter betrieben, sondern man befleissigte sich auch der Veredlung der Schafe. Nicht minder widmete man der Vieh- und Pferdezucht grössere Aufmerksamkeit. Diese Verbesserungen gingen meistens von den vlämischen Colonisten aus, welche Geld, Ackergeräthe und Vieh mitbrachten, sich bestimmte Rechte ausbedangen, und als eigener Stand von dem Adel und den Leibeigenen eine besondere Art des Bauernstandes bildeten. So sehen wir auch hier wieder den Wohlstand als die Grundlage des höheren Aufschwunges. Nach und nach traten in die Fussstapfen dieser freien Bauern die Bewohner der Städte. Sie nahmen die umliegenden Felder in Besitz, und wie die Bürger der Städte überhaupt mehr Sinn für Kunst und verbesserten Gewerbebetrieb hatten als die Bauern, so wandten sie diesen auch auf den Ackerbau an. Insbesondere führten sie den Anbau der Rebe und der Handelsgewächse ein. Dennoch genügte die Production häufig nicht, um den Bedarf zu decken. Musste dies selbst in fruchtbaren Jahren Mangel zur Folge haben, so steigerte sich derselbe zu Hungersnoth und bedeutendem Menschen-

---

1) Es ist daher urkomisch, wenn vor Ueberschätzung der wohlthätigen Folgen der Kreuzzüge gewarnt wird, denn: „gerade sie waren von Niemanden bezweckt, von Niemanden nur geahnt." (Kolb, *Culturgeschichte*. II. S. 169.)

sterben in Misswachsjahren und da Letztere nicht selten waren, so hatten sie nicht nur einen ungünstigen Einfluss auf die Zahl der Bevölkerung sondern auch auf die Bodencultur. [1])

Gewerbe, Städte, Bürgerthum und Zünfte.

Die Anfänge der germanischen Völker kennen noch nicht die Theilung der Arbeit hinsichtlich der Gewerbe. Da in der Urzeit die dringendst nothwendigen Werkzeuge in Waffen bestanden, so waren ohne Zweifel die Waffenschmiede das erste und einzige Gewerbe, denn zur Herstellung der Waffen ist eben eine besondere Kunstthätigkeit nöthig, die sich Jemand blos aneignet, wenn er sich ausschliesslich mit einem Gegenstande beschäftigt. Alle anderen Gegenstände des täglichen Bedarfs wurden ursprünglich von den Familien selbst angefertigt. Noch zu Karl d. Gr. Zeiten gab es keinen eigentlichen Gewerbsstand, die Handwerke wurden von Weibern und Knechten besorgt, selbst des Kaisers eigene Töchter mussten spinnen, weben, sticken und das Hauswesen versehen. Es herrschte noch das Hausgewerbe, wie noch bei vielen minderfortgeschrittenen Völkern der Gegenwart. Das Handwerk gehört einer späteren Epoche in dem Entwicklungsgange der gewerblichen Thätigkeit an und ersetzt dann das Hausgewerbe eben so naturgesetzlich, als es noch später selbst von der Grossindustrie und dem Fabriksbetrieb verdrängt wird. [2]) Schon damals war indess die Theilung der Arbeit so weit gediehen, dass wenigstens einzelne Zweige von gewissen Leuten ausschliesslich und nach eigens hiefür bestimmten Vorschriften betrieben wurden. Schön gewirkte und gestickte Gewänder, bunte Röcke und Fahnen, zierliche Möbel, mit Bildwerk ausgelegte Gold- und Silbergefässe, Glasfenster und geschnitztes Tafelwerk wurden zur Verschönerung des häuslichen und geselligen Lebens verwendet. Die Anregung hiezu ging aber meist von einem cultivirteren Volke, nicht von den rohen Westeuropäern selbst aus. Die vergleichende Ethnographie zeigt, wie fast kein Naturvolk ohne äussere Anregung sich über einen gewissen ihm eigenthümlichen Grad in der Verfeinerung seiner Erzeugnisse erhebt; so auch im nördlichen Europa. Die Vervollkommnung der Gewerbe kam aus Italien, und zwar zunächst im Wege des Krieges. Die eroberte Kriegsbeute machte lüstern nach all' den schönen Dingen des cultivirteren Feindes; so hatten die Perserkriege die Griechen zum Culturvolke erhoben. Es wurden

---

1) Löbe, *Deutsche Landwirthschaft.* S. 2—6.

2) Die Naturnothwendigkeit dieses Gesetzes ist sehr schön dargethan von Prof. Dr. F. X. Neumann im *Ausland* 1874 No. 9. *(Die Wiener Weltausstellung.* IV. *Gewerbe und Industrie.)*

Kriegsgefangene gemacht und als Sklaven vertheilt, welche das eine oder das andere Gewerbe kannten, kurz, die ersten Handwerker, ausser den Waffenschmieden, erschienen in Gestalt von Sklaven,[1]) wie selbst noch heute Verbesserungen in einzelnen Productionszweigen bei niedrigeren Völkern von kunstfertigen Sklaven ausgehen.[2]) Schon in der Urzeit war aller Wahrscheinlichkeit nach das Handwerk an die Sklaverei geknüpft;[3]) im Alterthume ruhte das Gewerbe ausschliesslich in ihren Händen, wodurch die Culturhöhe von Hellenen und Römern ermöglicht ward. Der das Alterthum beherrschende Begriff, dass Arbeit eines freien Mannes unwürdig sei, ist allen niedrigen Entwicklungsstufen gemeinsam; man begegnet ihm ausnahmslos bei den Naturvölkern der Gegenwart, wo alle Arbeit den Schwachen, d. h. den Weibern, Bresthaften und den kriegsgefangenen Sklaven aufgebürdet ist, die freien Männer aber kraft des Rechtes des Stärkeren sich selbst Jagd und Krieg vorbehalten. Die nämliche Vorstellung herrschte bei den germanischen Stämmen, und zwar um so länger, als sie nirgends in den eroberten Ländern eine wesentlich verschiedene Auffassung antrafen. Zweifelsohne sind die Vorurtheile, welche theilweise bis in die Jetztzeit dem Adel die Arbeit als entwürdigend untersagten, Ueberlebsel jener primitiven Anschauungen. Das freie Gewerbe hatte das Alterthum nicht gezeitigt.

Die ersten Keime hiezu entwickelten sich in den Klöstern. Dieselben Ursachen, welche von den Klöstern den ersten, wenn auch sehr primitiven Volksunterricht, die ersten Verbesserungen in Ackerbau und Landwirthschaft ausgehen liessen, leiteten die Mönche an, den auf den Gütern der Freien nur roh betriebenen Gewerben einen höheren Grad von Ausbildung zu geben. Unwissend, wie das damalige Mönchthum war, die Menge des Volkes war noch viel unwissender; der Wohlstand der Klöster erlaubte zudem ihren Insassen den Geist in anderer Weise als mit Beschaffung der nöthigen Existenzmittel zu beschäftigen. Es gingen daher bis zum XI. Jahrhunderte fast alle industriellen Erfindungen und Verbesserungen von den Klöstern aus, die wissenschaftliche und künstlerische Technik wurde dort noch mehrere Jahrhunderte lang ausschliesslich gepflegt, wie denn die feine Bierbrauerei mit dem Gebrauch des Hopfens, die Destillation, von Mönchen erfunden wurde, überhaupt die ganze ge-

---

1) Max Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 38.

2) Nachdem der Emir von Bochâra 1787 die Stadt Merw gänzlich zerstört hatte, vertheilte er die Einwohnerschaft, welche als Züchter von Cocons wie als Seidenspinner gleich grossen Ruf genoss, über die Städte Bochâra's als Sklaven. Diese verbreiteten nun ihre einheimische Methode der Seidenzucht in ihren neuen Wohnsitzen, und seit jener Zeit begann unter den Bochâren eine neue Aera für die Seiden-Industrie. (*Zeitschrift d. Gesellschaft f. Erdkunde.* 1870. S. 412.)

3) O. Caspari, *Urgeschichte der Menschheit.* II. Bd. S. 24—33

werbliche und sogar künstlerische Thätigkeit in ihrer Geschmacksrichtung an ihrem religiösen Gepräge den Einfluss des Klosters verräth.[1]) In den Klöstern also konnten sich die Gewerbe am besten entwickeln, da ihnen hier die ganze Wissenschaft, worüber das Zeitalter verfügte, zu Hülfe kam. Chemie, Physik und Technik wurden dort getrieben, und äusserten bald ihren Einfluss auf die Gewerbe. Aus ihnen ging die Arbeit frei hervor, um sich dann in den Städten unter dem Schutze der Association zur grossen Industrie auszubilden. Die Klöster waren die Zufluchtsstätten der Armen und Unterdrückten, namentlich der entlaufenen Leibeigenen, gegen welche schon die ältesten Gesetze Massregeln getroffen hatten. Sie haben seit anderthalb Jahrtausenden die Brüderlichkeit und Gütergemeinschaft praktisch ausgeübt, welche die Communisten unserer Zeit als etwas Nagelneues aufstellen wollten.[2])

Grössere Bedeutung erhielten die Gewerbe indessen erst in den Städten. Selbst in der hochgestiegenen Jetztzeit lehrt eine flüchtige Betrachtung den Unterschied zwischen Land und Stadtgewerbe ermessen; eine Menge von Ursachen treffen zusammen, um dem ländlichen Gewerbe unübersteigliche Schranken zu ziehen; zunächst können für eine Unzahl Dinge und Verbesserungen gar nicht die Bedürfnisse entstehen, welche lediglich die Verdichtung der Menschen auf engem Raume erzeugt, woran sich überhaupt die Möglichkeit jeglichen Culturaufschwunges knüpft. Man verzeihe den banalen Hinweis auf die auffallende Ueberlegenheit der heutigen Grossstädte in jeder guten und bösen Richtung der Culturentfaltung; und unter diesen Grossstädten nehmen wieder die volkreichsten die erste Stelle ein. Der Ackerbau ist die erste Stufe zur Gesittung, weil er dem Nomadenthum gegenüber schon eine Verdichtung der Menschen bedingt, der Ackerbauer steht aber aus dem nämlichen Grunde hinter dem Städter zurück, und Ackerbaustaaten können schon ihrer Natur nach mit anderen nicht gleichen Schritt halten. Die Stufe des Ackerbaues, an sich ein ungeheurer Fortschritt, muss also wieder überwunden werden durch die Stufe der Städtebildung, wenn sie nicht ein Culturhemmniss sein will. Beide sind eben so berechtigt als nothwendig.

Die Städte gingen, ich habe es erwähnt, theils aus der Unsicherheit des Eigenthums und Lebens hervor, theils aus der Verbreitung des Christenthums. Einestheils war es die rohe Gewalt des Starken und Mächtigen, welche die Schwachen und Armen zwang, in der Vereinigung Schutz gegen Uebergriffe zu suchen, anderentheils trug die Kirche dafür Sorge, in den neubekehrten Ländern zu Stätten der Gottesverehrung von Alters her geweihte Stellen zu

1) M. Wirth. A. a. O.

2) A. a. O. S. 34.

wählen, an deren Besuch die umwohnende Bevölkerung längst gewöhnt war. In der Nähe von Klöstern und Kirchen sammelten sich bald Menschen, denn das Kloster stellt in der Wildniss selbst schon eine Verdichtung dar, und die darin wohnende Gemeinde von Mönchen benöthigte zu ihrem Unterhalt die Hülfe Anderer. So keimten die Städte mit Vorliebe in der Nähe der Klöster auf; damit entstanden Bedürfnisse, und wo das Bedürfniss, ist auch leicht der Versuch zur Befriedigung desselben zur Hand; es wurden Buden errichtet, worin Speisen, Getränke, Werkzeuge, Schmucksachen zum Verkauf feil geboten wurden. Aus diesen Verkaufsgelegenheiten entstanden Jahrmärkte und Messen, aus den Kapellen Kirchen, aus den Buden Häuser, aus den geweihten Stätten Städte, [1]) kurz, einem unumstösslichen Gesetze zufolge entwickelte sich das Grosse aus dem Kleinen, mit anderen Worten das Grössere könnte überhaupt nicht bestehen, wenn ihm das Kleinere nicht vorangegangen wäre. Daraus lässt sich bemessen, wie einfältig es ist, jene Epochen in den düstersten, abschreckendsten Farben auszumalen. Gewiss hafteten den damaligen Zuständen schwere Gebrechen an, wie es ja schon in der Natur jeder niedrigeren Ausbildungsstufe liegt, allein einmal ist es sicher, dass von solchen gar keine Culturperiode frei ist und der menschlichen Unvollkommenheit wegen auch niemals sein wird, zweitens lehrt nähere Prüfung diese Mängel oft als die zwingenden Motive zum späteren „Fortschritt“ erkennen. Zweifellos ist in den von der antiken Cultur nicht ergriffenen Strecken Europa's die Gründung und Vermehrung der so nothwendigen Städte der rohen Ausübung der Gewalt und der mit der Verbreitung verbundenen Verheidnischung des Christenthums zuzuschreiben, deren sonstige Folgen schon erörtert sind.

Die Entwicklung der Gewerbe war demnach unlöslich an die Gründung und Entwicklung der Städte gebunden, d. h. die Gewerbe konnten sich nicht entfalten, ehe das Städtewesen ausgebildet war. Dazu trugen zunächst die den Städten ertheilten Immunitäten bei, welche die Bürger der neuen Städte mit dem Waffenrechte ausstatteten und der Gerichtsbarkeit der Territorialherren entzogen. Die oben erwähnte Vorstellung, dass der Freie nicht zu arbeiten habe, hatte von jeher, da die Arbeit denn doch verrichtet werden musste, einen Stand von Unfreien erzeugt; als die Germanen sich über die Länder Europa's ergossen, ihre Stammesanschauungen mit den vorgefundenen Cultureinrichtungen verquickend, hatten sie sich, als die Eroberer, natürlich allerorts die Freiheit gewahrt, die sie meinten, d. h. die germanischen Freien blieben Freie in Deutschland wie in Italien, Gallien und Spanien; ihre Zahl musste sich indess bald in Folge der eingegangenen Blutsvermischungen vermindern, so dass die übriggebliebenen Freien bald eine eigene Kaste, den Adel, bildeten.

1) A. o. O. S. 39.

Sicherlich haben wir in dem alten Adel die Nachkommen der ursprünglich Freien zu erkennen, die, wie wir wissen, reichsunmittelbare Territorialherren in den eroberten Ländern geworden waren. Die Bildung von Städten konnte daher nur auf dem Territorium irgend eines solchen Grundherrn geschehen, andererseits musste, wer nicht zu dieser Classe gehörte, und dies war die grössere Menge, die Freiheit oder Ausübung eines Rechtes erst von dem Territorialherren oder dem Monarchen erwerben. Begreiflich ward solche Gunst nur Jenem bewilligt, von dem man dafür irgend einen Vortheil oder eine Unterstützung erwarten konnte, und da nun eine Gemeinschaft Vieler solche Vortheile, solche Unterstützung in weit ausreichenderem Maasse gewähren konnte, als ein Einzelner, so wurden solche Rechte und Freiheiten meist nur an Genossenschaften, Corporationen, an Gemeinden, Klöster und Städte vertheilt. Von allen Gemeinschaften waren aber die Städte die grössten, konnten daher am meisten und ausgiebigsten nützen, daher die Fürsten ihre Entwicklung am meisten begünstigten; zudem hatten sie das Beispiel jener Städte vor Augen, welche in den einstigen Landen der Römerherrschaft ihre Existenz und ihre Rechte forterhalten hatten. Hier waren die Städtebewohner niemals zu Hörigen herabgedrückt worden, wenn sie auch den Siegern sich hatten unterwerfen müssen; die Einzwängung in Hörigkeitsverhältnisse gilt stets nur von der mehr zerstreut lebenden ländlichen, nicht von der compacteren und dadurch widerstandsfähigeren städtischen Bevölkerung. Diese bildete zwischen dem hörigen Landvolke und dem herrschenden, bodenbesitzenden Fremdling, dem Adel, eine Mittelkaste, aus der man wohl mit Recht das Bürgerthum herleiten darf. In den neugegründeten Städten jedoch, wo ein solches Bürgerthum noch nicht bestand, musste es erst geschaffen werden und dazu drängten die oben angeführten Gründe.

Wie die Städte selbst aus dem Bedürfnisse des Aneinanderschliessens hervorwuchsen, zwang dieses bald auch in den Städten wieder die einzelnen Handwerker zu innigerer Vereinigung. Die Mehrung der Bedürfnisse im städtischen Leben hatte eine grössere Theilung der Arbeit zur Folge und diese hinwieder drängte behufs Wahrung der eigenen Interessen die Angehörigen des gleichen Gewerbes zu engerem Anschlusse. Es entstanden die Innungen und Zünfte.[1] Das Zunftwesen, gleichfalls natürlichen Ursachen entsprossen, ist einer der tiefgreifendsten Fortschritte des Mittelalters. Von den Zünften datirt der Aufschwung der Gewerbe, entstanden durch die Theilung der Arbeit in der Zunft, die Lehrzeit, den Wanderzwang und das Meisterstück. Ohne diese Einrichtung, dies müssen selbst Befangene einräumen,[2]) wäre das Entstehen eines zahlreichen

1) M. Wirth. A. a. O. S. 41—42 gibt noch die weiteren Gründe für das Entstehen der Zünfte an.

2) Z. B. Kolb, *Culturgeschichte*. II. Bd. S. 213.

freien Bürgerthums, die Entwicklung der Cultur durch dasselbe, sowie überhaupt das Emporblühen freier Städte in grösserer Ausdehnung wohl kaum möglich gewesen. Ohne Wanderzwang z. B. wären die Söhne der einst an die Scholle gebundenen und darum von ihrer Heimat nur unendlich schwer zu lösenden Handwerker bei dem primitiven Zustande der Verkehrswege kaum dazu gekommen, Sitten und Lebensweise, Trachten und Werkzeuge, Erzeugnisse der Kunst und des Gewerbfleisses fremder Völker sich anzusehen und mit diesen Kenntnissen bereichert das Gewerbe in ihrer Heimat auf eine höhere Stufe bringen zu helfen. [1])

Natürlich klebten dem Zunftwesen wie jeder menschlichen Einrichtung gewaltige Schatten an; es war die vollendetste Despotie in engerem Kreise, die Lehrzeit eine verhüllte Hörigkeit, der Meister ein Tyrann; es war ferner die Herrschaft des Monopols, des ausgebildetsten Kastenegoismus, die systematische Unterdrückung des Genies. Alles dies ist wahr, Alles dies zusammengenommen und noch viele andere Missstände dazu waren aber nothwendig, um die Zünfte zu dem zu machen, was sie waren und wodurch sie allein der Cultur die erwiesenen Dienste leisten konnten. Da gar keine Institution ohne Missstände geblieben ist, so fragt sich nur, ob der gestiftete Nutzen den gestifteten Schaden überwog. Die Forschung antwortet mit lautem Ja. Die Zünfte mit ihren Missständen waren kein „naturgemässes Product“ des Feodalismus, der in jener Zeit auf Allem lastete. Lehrreich ist in dieser Hinsicht ein Blick auf das von älteren europäischen Culturberührungen verschont gebliebene Persien der Gegenwart, wo sich noch der Uebergang vom Hausgewerbe zu den ersten Stufen des Handwerkes vollzieht. Dort bestehen nur kleine Werkstätten, in denen das Verhältniss des Meisters zu den Gesellen und Lehrlingen noch mittelalterlich mit dem ganzen Apparate von Gilden und Zunftvorständen erhalten ist. Dabei bleiben gewisse Handwerke und Fertigkeiten, ganz wie früher in Europa, seit Jahrhunderten fast ausschliesslich an einzelne Städte gebunden, wo das Material gerade am bequemsten und gut zu beschaffen ist, oder wo die Kunstgriffe sich nach alten Traditionen leichter erlernen lassen. [2]) Aus dem Feodalismus lässt sich dieser Zustand der Dinge dort nicht erklären; wohl waren aber die Zünfte das „naturgemässe Product“ einer Zeit, welche sie und den Feodalismus nothwendig geschaffen hatte. Gleichwie dieser den Volksmassen Gehorsam lehrte, so lehrte das Zunftwesen seinen Mitgliedern lernen. Wenn es später in sein Gegentheil sich verwandelte, so kommt es daher, dass, gerade wie beim Adel, neuere Einrichtungen die Dienste, welche die Zünfte früher dem Bürgerthume geleistet, überflüssig gemacht haben,

---

1) M. Wirth. A. a. O. S. 43.

2) Neumann, *Die Wiener Weltausstellung.* IV. *Gewerbe und Industrie.* (*Ausland* 1874 No. 9 S. 163.)

sie aber kraft des Gesetzes der Selbsterhaltung die Rechte behaupten wollten ohne die entsprechenden Pflichten, von deren Erfüllung sie eben die Zeit entband. Es ist dies der nothwendige Lauf jeglicher Entwicklung, dass zum Hindernisse werde, was nicht rechtzeitig zu sterben weiss. Alle sogenannten Culturhemmnisse waren seinerzeit eben so viele Culturförderer, sie sind nur nicht bei Zeiten freiwillig gestorben, sondern wurden und werden erst von späteren Zeiten nach langen schwierigen Kämpfen gewaltsam getödtet; dass sie aber nicht freiwillig starben, ist in den ewigen Gesetzen des Lebenskampfes und des Erhaltungstriebes begründet.

Unter dem Drucke des Zunftwesens und wohl hauptsächlich Dank demselben gedieh das Gewerbe wenigstens in einigen Punkten zu einer die classischen Alten beschämenden Höhe. Trotz seiner sehr präcisen, schematischen Begriffe von Freiheit und politischer Ordnung, trotz seiner hochentwickelten Philosophie, hatte weder der hellenische noch der römische Geist es bis zur Erfindung eines so wichtigen Dinges gebracht, wie es eine Räderuhr ist. Heute ist es schwer, sich eine Vorstellung von einer Cultur zu machen, wo es eine ernste Schwierigkeit bildet zu wissen, wie viel Uhr es ist. Ist es wahr, dass die erste Räderuhr im XI. Jahrhundert der Benedictiner Abt Wilhelm von Hirschau erfand, so legt dies, vom klösterlichen Ursprung abgesehen, für den angeblich in die tiefe Nacht des Glaubens versunkenen Geist des Mittelalters glänzendes Zeugniss ab. Sicher ist, dass zu Ende des XI. und Anfangs des XII. Jahrhunderts die Tuchfabrikation besonders in Friesland, die Herstellung der Leinwand in Deutschland eine hohe Stufe erreicht hatte. In Frankreich wurden die Windmühlen erdacht und bald in den Nachbarlanden eingeführt; die Herstellung des Brotes und hiemit die Versorgung des Volkes mit dem nothwendigsten Nahrungsmittel ward dadurch auf eine im Alterthume ungeahnte Weise erleichtert. Diese wenigen Beispiele lehren, wie die Culturentwicklung der Neueren, eine von der antiken verschiedene, ihren Naturanlagen entsprechende Richtung nahmen, indem das ganze Mittelalter hindurch dieselbe sich zunächst der Ausbildung der materiellen Cultur zuwandte. So gering diese, mit der ich mich später befassen werde, am Maassstabe der heutigen gemessen, uns bedünken mag, so undenkbar uns die Zeiten scheinen, wo z. B. Reich und Arm, Jung und Alt das Hemd als einen Luxusartikel betrachteten, dessen sich, wer ein solches überhaupt besass, vor dem Schlafengehen sorgfältig entledigte, um nackt im Bette zu liegen [1]) — eine Sitte, der noch zur Zeit der Reformation der deutsche Mittelstand huldigte — so bekundeten

1) In England wurden Hemden sogar testamentarisch vermacht. (James E. Thorold Rogers, *A history of Agriculture and Prices in England from the year of the Oxford Parliament (1259) to the Commencement of the continental War (1793)*. Oxford 1866. 8° I. Bd. S 67.)

diese Zustände doch einen erheblichen Fortschritt gegen jene, wo dieses Kleidungsstück überhaupt noch gar nicht ersonnen war. Wieder war es hauptsächlich die Kirche, welche die Hebung der materiellen Cultur nach allen Richtungen hin anbahnte. Indem ihr Interesse erheischte, die Grundfesten des Glaubens vor jeder Erschütterung zu bewahren, bannte sie zwar die Geister in hartes Joch in Bezug auf Selbständigkeit philosophischen Denkens, erkannte jedoch zugleich die Nothwendigkeit die niemals rastende Denkarbeit des Menschen auf ein anderes Gebiet zu lenken. Keines konnte ihr willkommener sein, als jenes der materiellen Cultur, die in erster Linie dazu beiträgt, die Menschen zur Zufriedenheit mit ihrem Loose zu stimmen. Heute noch wissen wir von Völkern, bei welchen der materielle Wohlstand die Regungen nach politischen Rechten und Freiheiten in den Hintergrund drückt. Sehr Vielen dünken goldene, ja selbst nur vergoldete Sklavenketten leichter zu tragen als eiserne und das Brod in der Gefangenschaft ziehen die Meisten dem Hunger in der Freiheit vor. Die auf Sinnenbefriedigung abzielende Entwicklung der materiellen Cultur, die Basis der gegenwärtigen geistigen Gesittung war also zugleich eines der Mittel, die Völker in den Banden politischer und geistiger Knechtschaft festzuhalten. Kein Wunder, dass jede Art der Cultur zuerst auf geistlichen Grundlagen errichtet, von Geistlichen betrieben worden ist. [1]) Von diesem Gesichtspunkte haben die sich allmälig vermehrenden Klöster den allerwohlthätigsten Cultureinfluss geübt.

Die Hebung der Gewerbe, von der Kirche ausgegangen, hat im Verlaufe der Dinge natürlich sich gegen die Kirche selbst kehren müssen. Bekannt ist, wie die materielle Entwicklung die Vereinigung der Menschen zu gemeinsamen Beständen, zu Dörfern und Städten erzwang, wie nur die Verdichtung Anlass gibt zu jenem Austausche von Gedanken und Meinungen, aus welchen der Zweifel hervorspriesst, der zuerst nagt an Allem, was positiv gelehrt wird. Zu den positiven Lehren gehören nun eben so wohl die Glaubensartikel der Religion als die Autorität der Fürsten, und jeder Zweifel an den einen hat die Machtuntergrabung der anderen zur Folge. Noch ist keine politische Freiheit errungen worden, ohne nicht nur das Ansehen der Kirche, sondern auch den positiven Glauben zu schmälern, und umgekehrt hat jede religiöse Skepsis auch zu erhöhten politischen Ansprüchen geführt. Die Despotie des Geistes, die Despotie der weltlichen Macht, sie sind ein und dieselbe Culturerscheinung. Die eine steht und fällt mit der anderen und die Bestrebungen der modernen theistischen Schule, das Ideale, die Religion an sich vor Zertrümmerung zu bewahren sind einer der kräftigsten Beweise, dass in unserer Epoche der tiefgesunkenen Fürstenmacht,

---

1) Roscher, *Ansichten der Volkswirthschaft.* S. 427—428

der politischen Freiheit die Säulen des Glaubens in's Schwanken gerathen sind.

Wir haben ferner gesehen, wie das Zusammendrängen der Gewerbe in den Städten diesen selbst eine bis dahin ungekannte Bedeutung verlieh und das Bürgerthum schaffen half, welches zuerst den Kampf gegen die grossen und kleinen Tyrannen aufnahm, gleichgültig, ob weltliche oder geistliche. Manch kriegslustiger Bischof musste die Tapferkeit der Stadtbürger empfinden, mancher streitbare Rittersmann von den wacker vertheidigten Wällen der Städte abziehen. In den Mauern der Städte entwickelte sich zunächst der Drang nach Freiheit, freilich nichts anderes als ein Verlangen nach Rechten, wie sich denn schliesslich die höchste politische Freiheit in der theoretischen, thatsächlich undurchführbaren Gleichberechtigung Aller auflöst. Was also die Städte so muthvoll vertheidigten, war immer die Freiheit, „die sie meinten," das heisst der Besitz erworbener Rechte. Dies gilt sowohl von den sogenannten Reichsstädten als von den wirklich freien Städten. Ich füge nur noch bei, dass das an engeres Zusammenleben angewiesene Bürgerthum, wie der Vorkämpfer der Freiheit, so auch der Heerd der Bildung werden und die Zeiten kommen mussten, wo sie auch hierin die Klöster, bis dahin die alleinigen Sitze des Wissens, ablösen würden. Es ist die alte und ewig neue Geschichte vom Saturn, der die eigenen Kinder frisst. Aus den Städten wird die Bildung, im „guten" wie im „bösen" Sinne, allenthalben erst allmählig auf das platte Land übergesiedelt. In den Städten aber lehrt der erwachende Gewerbfleiss zuerst eine zierlichere Einrichtung alles Hausgeräthes und aller Kleidung kennen; der aufblühende Handel erhebt die Waaren der Fremde zum Bedürfniss.[1])

Handelsentwicklung.

In den ersten Epochen des Mittelalters waren, wie begreiflich, Gewerbe und Handel mit einander enge verschwistert. Die Erörterung des Gedeihens der Gewerbe führt demnach von selbst zu jener der Handelsentwicklung und leitet zunächst den Blick auf die wichtigsten Handelsemporien jener Zeiten, die Freistädte Italiens. Die auffällige Verknüpfung der Gewerbs- und Handelsblüthe mit dem Wesen der freien Städte fordert zuerst zur Frage nach deren Entstehen auf. Obwohl noch in manchen Punkten strittig, scheint mir doch zweifellos, dass die Freistädte Erbstücke der antiken Civilisation sind. Wir wissen, dass die Germanen nirgends das römische Staatsgebäude zerstörten, vielmehr überall die alten Formen

1) Roscher. A. a. O. S. 428.

und Einrichtungen bestehen liessen, sich in gewissem Sinne denselben anpassend. Es besteht kein Grund zur Vermuthung, dass die municipale Freiheit der altrömischen Städte durch die germanischen Invasionen eine Einbusse erlitten hätte; bestimmt wissen wir von den südfranzösischen Städten, dass die altrömische *Curia* als Municipalinstitution selbst unter den Karolingern noch nicht zu bestehen aufgehört hatte. [1]) Im IX. Jahrhundert waren in Südfrankreich die Ausdrücke „Römer" und „Bürger" gleichbedeutend und verdienten auch es zu sein. [2]) Damit stimmt sehr gut, dass das altrömische Besteurungssystem in Gallien durch die Frankenkönige beibehalten blieb und erst in dem Dunkel der Merowingerperiode verschwindet. [3]) Gallien war aber jenes Land, wo das Germanenthum am stärksten Fuss unter dem Römerthume fasste. Konnten dennoch die südfranzösischen Städte ihre municipale Freiheit retten, so wohl zweifelsohne auch jene Italiens. Die Frage nach dem vielumstrittenen Ursprunge der freien Städte in Deutschland, wo die Römer niemals ihre Herrschaft zu befestigen vermochten und vor der Christianisirung überhaupt keine Städte bestanden, trifft mich leider nicht vorbereitet genug, um eine Meinung zu wagen. Es genügt indessen meinem Zwecke auf den alten Zusammenhang hingewiesen zu haben; hier pochten die Freistädte auf ihre alten Rechte, gleichbedeutend mit ihren Freiheiten, setzten Gut und Blut ein für die Wahrung ihres historischen Rechtes und wehrten sich der Uebergriffe fremder Machthaber. Ich zergliedere nicht die verschiedenen Phasen dieses langwierigen Kampfes, sondern bemerke nur, dass allmählig das Vorgehen der italienischen Städte Nachahmung fand bei den übrigen Völkern des Westens und sehr begreiflich weltliche und geistliche Lehnsherrn mit aller Macht, mit allen Waffen gegen die von den Freistädten ausgehenden freisinnigen Bestrebungen ankämpften. Unrichtig ist es nur, diesen Kampf einen „Kampf des angeblich historischen gegen das natürliche und vernünftige Recht" zu nennen. [4]) Abgesehen davon, dass es ein natürliches Recht in der Natur nicht gibt, waren es im Gegentheil die Freistädte, welche das historische Recht verfochten, denn nur diesem verdankten sie, im Süden wenigstens, ihre Existenz inmitten der feodalen Gesellschaft.

Zweifelsohne hat die im Vergleiche zu den übrigen hartgedrückten Städtern bei weitem grössere Freiheit in der Ausübung bürgerlicher Rechte auf die Entwicklung des Handelsverkehres im Allgemeinen befruchtend gewirkt, denn allerwärts sehen wir im Mittelalter

---

1) Warnkönig, *Französische Staats- und Rechtsgeschichte.* Basel 1846. I. No. 121.

2) Giraud Teulon, *Royauté et Bourgeoisie.* S. 5.

3) Ad. Vuitry, *Etudes sur le régime financier de la France avant 1789.* Orleans 1873. 8°.

4) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 201.

die freien Städte an der Spitze der Handelsbewegung stehen, ihrerseits eine Folge der sich steigernden allgemeinen Rührigkeit in den Gewerben und Küsten. Die Prunkliebe der Grossen wie der Niedrigen und das aus der vorhandenen Nachfrage naturgemäss sich entwickelnde „Geschäft“ dieser Befriedigung brachten Wohlhabenheit in den Bürgerstand, der es eben so wohl verstand sich gegen die Plackereien etwaiger Bedrücker aufzulehnen als die harten Silberstücke der Fürsten und Reichen einzustreichen. Die Befriedigung der verschiedenartigen Bedürfnisse machten sich nun ganz besonders die Bürger der freien Städte zur Aufgabe, zuerst die Hafenplätze Italiens, durch ihre Lage begünstigt, welche sie dem Verkehre mit dem Oriente — zu Anfang des Mittelalters dem Heerde alles Luxus und aller Civilisation — näher rückte. Diese italienischen Freistädte dürfen wir uns als kleine Republiken denken, wobei freilich die Reinheit des „republikanischen Princips“ mitunter in trübstem Lichte erscheint. Ihre innere Geschichte bietet kein anziehendes Gemälde, kaum mit weniger Blut befleckt als manche Dynastengeschichte,[1]) allein thatsächlich ist der Handel bei ihnen zu höchster Entwicklung gelangt, während er in Monarchien seltener zu Bedeutung stieg. Bald musste man die bisherigen Handelsverbindungen erweitern und, damit dies gelinge, auf Erleichterung des Geldverkehrs sinnen. Wie früher zum Handel selbst, so boten auch hiezu die Italiener den nach Rom ziehenden Deutschen Mittel und Wege, indem sie dieselben mit den Wechselbriefen bekannt machten, von nun an bei dem Geldverkehre in Gebrauch und durch die von den Arabern übermittelte Erfindung des Baumwollenpapiers begünstigt. Die ersten Anfänge des Bankgeschäftes ruhen allerdings noch in wenig gelüftetem Dunkel, gewiss ist nur, dass dasselbe frühzeitig von den über Europa verbreiteten Juden betrieben wurde. Als die erste Girobank, d. h. welche die Bewegung des Eigenthums innerhalb eines bestimmten Kreises von Betheiligten vermittelte, wird die Bank zu Venedig im Jahre 1156 genannt, freilich nicht den Namen einer Bank führend, der, so scheint es, erst später durch die ambulanten Banken der italienischen Juden in Aufnahme kam;[2]) diese hatten nämlich schon damals, geschützt durch Gesetze, des Handels sich bemächtigt, dessen einträglichster Gegenstand die Leibeigenen waren, die sie an die Araber in Spanien und Afrika zu verkaufen pflegten, ein Unwesen dem schon Carl d. Gr. wiewohl vergeblich zu steuern suchte.

---

1) Man lese Heinrich Leo, *Geschichte der italienischen Staaten.* 1828—32. 5 Bde. und gas grosse Geschichtswerk Sismondi's. Von dem gegenseitigen Hasse dieser Republiken legen noch manche Sprüchwörter Zeugniss ab; so sagten die Toskaner von Genua, es habe *mare senza pesce, montagne senza alberi, uomini senza fede e donne senza vergogna.*

2) Otto Hübner, *Die Banken.* Leipzig 1854. 8° S. 8.

Neben den italienischen Freistädten waren Handel und Industrie anfänglich auf das byzantinische Reich beschränkt; in Italien trieb die Küstenstadt Amalfi ausgebreiten Handel. In den fränkischen Landen gelangte Flandern, wo die Wollmanufactur begann, mit Calais *(Scalo)*, Boulogne *(Bononia)* und Gent *(Gandum)*, dann Brabant zu Bedeutung. Ein überaus lebhafter Verkehr bestand seit Carl d. Gr. Zeiten zwischen England und Flandern, welches die Angelsachsen mit Kleidungsstücken versah. Im X. Jahrhundert genügte die flandrische Wolle nicht mehr für die dortigen Tuchfabriken und man fing an von England den nöthigen Rohstoff herüberzuholen. [1]) Gent war bereits 879 eine beträchtliche Handelsstadt und 890 wurde im Norden mit dem Fange der Wale und anderer Thrangeber begonnen. [2]) Um diese Zeit unternahm Other von Drontheim aus eine Nordfahrt bis zum Weissen Meere. Der Robbenthran, *Zelsmond*, wurde bereits als Beleuchtungsstoff, vorzüglich aber zur Lederbereitung massenhaft gebraucht. Im Süden blühte Venedig immer mehr, und italienische Kaufleute unterhielten mit den indischen Carawanen in der Levante einige Handelsverbindung. In Pannonien hatten, ehe die Ungarn es eroberten, die Bulgaren den Zwischenhandel zwischen diesem Lande und Constantinopel in Händen und beuteten namentlich die Russen aus. Kijew selbst war ein bedeutender Stapelplatz, von wo aus die Russen griechische und arabische Waaren nach den Küstenländern der Ostsee, besonders nach dem wendischen Vineta brachten, durch seinen Reichthum Mittelpunkt eines äusserst lebhaften Handelsverkehres.

Die Entdeckung der Silberbergwerke im Harze übte auf den Handel einen wichtigen Einfluss; mit der Vermehrung des Geldes erweiterte sich auch der Handel, mehrten sich die Geldgeschäfte; gewinnsüchtige Lombarden und, ihnen nach, die Juden kamen nach Deutschland, die Heereszüge der Deutschen nach Italien lehrte diese sich selbst dem Handel zuzuwenden. Die Entdeckung Island's, Grönland's und Amerika's durch die Normannen erweiterte die dem Handel so nöthigen geographischen Kentnisse. Lange bestand solcher Verkehr zwischen den amerikanischen Landschaften Helluland, Markland, Vinland und Hvitramannaland [3]) einerseits und Island, Grön-

---

1) Siehe Emile Varenbergh, *Histoire des relations diplomatiques entre le comté de Flandre et l'Angleterre.* Bruxelles 1874. 8°.

2) Ueber die Geschichte des Walfischfanges besteht eine ziemlich reiche, interessante Literatur; für die neuere Zeit vgl. die treffliche Arbeit Moriz Lindeman's: *Die arktische Fischerei der deutschen Seestädte. 1620—1868.* Gotha 1869. 4°, welche auch ausserdeutsche Verhältnisse berücksichtigt.

3) Vgl. hierüber die trefflichen Arbeiten des verdienstvollen Carl Christian Rafn (darunter: *Mémoire sur la découverte de l'Amérique au dixième siècle.* Copenhague 1843. 8° und *Aperçu de l'ancienne géographie des régions arctiques de l'Amérique.* Copenhague 1848) und Carl Wilhelmi, *Island, Hvitrannaland, Grönland und Vinland oder der Normänner Leben auf Island und Grönland.* Heidelberg 1842. 8°.

land und dem normannischen Skandinavien andererseits, der zwar für Amerika und Grönland später wieder erlosch, so dass Beide erst von Neuem entdeckt werden mussten, [1]) Island aber, wo das Christenthum alsbald Eingang fand, dauernd festhielt.

Die anwachsenden Reichthümer und der bei den Handelsleuten herrschende Luxus wirkten mit den Handel zu wecken und es bildeten sich in Deutschland allmählig kaufmännische Genossenschaften, sogenannte Kaufmannsgilden, um dem Handel, den der Einzelne nur im Kleinen hätte betreiben können, ein grösseres Feld zu eröffnen. So wie den Gewerben in den Zünften, diente dem Handel in den Gilden die Vereinigung als Waffe den Kampf um's Dasein besser, erfolgreicher zu bestehen. Nun begnügte man sich nicht mehr mit den heimischen Märkten, man zog in ferne Länder, man beschiffte das Meer; schon im X. Jahrhunderte erstreckt sich der deutsche Handel bis nach London *(Lundenwyc)*; im IX. erhalten Cöln *(Colne)*, Hamburg (*Hamaburg)*, Schleswig *(Sliaswyc)* und Bremen *(Brema)* das Stapelrecht. Ihre Schiffe befahren die ganze Nordsee und friesische Wimpel flattern in Grönlands Gewässern, dem Wal- und Häringsfang obliegend. Cöln zählt mehr denn 500 Kaufherren in seinen Mauern. In Italien blühen Amalfi, Venedig, Pisa, Genua und Ravenna; sie liefern die berühmtesten Sammet- und Seidenstoffe sowie Leinwand, wozu die Venetianer den nordischen Hanf verwandten. Doch auch in Deutschland gab es Tuch-, Woll- und Sammetwebereien. Glaswaaren, Pelzwerke, Goldarbeiten und Wachserzeugnisse gingen von Venedig in die ganze Welt; der Handel eroberte ein Gebiet nach dem anderen; selbst das von den rohen Magyaren eingenommene Ungarn betheiligte sich daran, begann Jahr- und Wochenmärkte einzurichten und seine Producte, Wein, Pferde, Vieh, Edelmetall und Steinsalz auszuführen. Bald musste man an die Errichtung öffentlicher Kauf- oder Legehäuser denken, wie sie dermalen in den Bazaren des Orients, und in unendlicher Vervollkommnung in den Prachtbauten der modernen Gallerien (z. B. in Mailand und Brüssel) noch bestehen. Die Eroberungen des Schwertordens in Esthland, Livland und Preussen schufen neue Handelsgebiete; die grossen Strassen von den Alpen und Donauländern nach dem Rhein, den Niederlanden, dem deutschen Norden und den slavischen Staaten belebten sich mehr denn je und Italien ward Deutschlands Hafenplatz. Ihrerseits erbeuteten die Italiener im byzantinischen Reiche ein Handelsprivilegium nach dem anderen und dehnten zuletzt ihre Herrschaft über das ganze Mittelmeer aus, von wo sie in den Atlantischen Ocean schifften und spanisches Papier und biscayisches Eisen, flandrisches Linnen und holländische Häringe, französische Weine und

---

1) Siehe Konrad Maurer, *„Geschichte der Entdeckung Ostgrönlands“* in *„Die zweite deutsche Nordpolarfahrt.“* Leipzig 1873. 8⁰ S. 203—288.

Glasfabrikate einhandelten. Dem Gewinn nachjagend zogen genuesische und pisaner Kaufleute an die Küsten des Schwarzen Meeres, wo sie die Waaren der Armenier, Perser und Araber eintauschten, um sie mit beträchtlichem Gewinne im Abendlande abzusetzen. Die Eroberung Athen's und Corinth's durch die Sicilianer brachte von hier die ersten Seidenweber nach Palermo, das Europa lange mit den werthvollsten Stoffen versorgte bis endlich diese Art der Weberei in die Lombardei und von da in das übrige Italien drang. Mittlerweile ward Tunis wegen seiner vorzüglichen Häute von Genuesen besucht, die sich bald auch in Alexandria niederliessen, den ägyptischen Handel in ihre Hände brachten, nach Indien drangen und durch Vermittlung des Scherif von Marokko ein Freundschaftsbündniss mit dem maurischen Königreiche Murcia schlossen, das ihnen zum Besitze des Handels mit der feinen spanischen Wolle verhalf und unermesslichen Gewinn durch die Ausbeutung Marokko's an Zucker, Elfenbein und äusserst feinen in Europa bis dahin unbekannten Ziegenhaaren abwarf. Mit Genua wetteiferte das oligarchisch regierte Venedig,[1]) sich gleich den meisten italienischen Städten „Republik" nennend und mit den benachbarten Rivalen in beständiger Fehde liegend. Die dort erstandenen, auf Erleichterung des Verkehres abzielenden Einrichtungen fanden Nachahmung in Florenz, welches dadurch zu staunenswerther Blüthe stieg.[2]) Im XIII. Jahrhunderte zählte es allein 200 Wollfabriken, welche spanische Rohstoffe und rohe Tücher aus Frankreich einführten, um sie zuzurichten und auf die Märkte Kleinasiens zu versenden. Zu diesem Behufe hatte Florenz etwa 80 Handelscomptoirs und war nebenbei bedacht, das rege Geschäftsleben in seinem Staatsgebiete durch Strassen und Canäle, welche nirgends vollkommener getroffen wurden, und den Seeverkehr durch Verbesserungen im Schiffbau zu fördern. Den Ruhm des ersten Handelsstaates konnten die Florentiner den Venezianern jedoch nicht schmälern, welche, eine Folge der Kreuzzüge, den Handelsweg über Bagdad und Aegypten nach Indien erforschten und dadurch die Erdkunde erweiterten, neue Culturpflanzen und viele unbekannte Thiere nach dem Westen brachten. Selbst in den Binnenländern regte sich die Thätigkeit, wie z. B. die Grösse und Bedeutung Mailand's schliessen lässt.

Auch das nördliche Europa erfreute sich eines namhaften Handelsaufschwunges, bedingt durch die Entwicklung der Industrie. In Antwerpen war der kaufmännische Verkehr fast so alt wie die Stadt, doch zunächst auf grosse, mit Privilegien ausgestattete Jahrmärkte

---

1) Siehe das ausführliche Buch des Grafen Daru, *Geschichte der Republik Venedig.* Deutsch von Theodor Ruprecht. 2. Ausg. Leipzig 1859. 8° 4 Bde.

2) Siehe des Nicolaus Machiavelli *Florentinische Geschichte.* Aus dem Italienischen übersetzt von Wilhelm Neumann. Wien 1817. 8° 2 Bde; für die spätere Geschichte auch Scipione Ammirato, *L'istorie fiorentine.* Firenze 1674. fol.

beschränkt.[1]) Löwen zählte vor 1382 etwa 4000 Tuchfabriken, worin 150,000 Menschen Nahrung fanden; Abends, wenn die Arbeiter nach Hause gingen, ward mit einer grossen Glocke geläutet, damit die Mütter ihre Kinder von den Gassen holten, weil sie in dem Gedränge hätten um's Leben kommen können.[2]) Sowohl in London als in Wisby auf der Insel Gothland bestanden Vereine deutscher Kaufleute, die auch in Flandern Einfluss erworben hatten. Zu Wasser und zu Lande von Raubrittern und Wegelagerern bedrängt, sahen sich die Seestädte bald, gleich den Gewerben und den Kaufmannsgilden, behufs gegenseitigen Schutzes zu einem Bunde unter sich gezwungen, der 1241 zuerst nur zwischen Hamburg und Lübeck abgeschlossen, noch im nämlichen Jahrhundert alle bedeutenderen Städte an der Nordsee und am baltischen Meere, an der Oder, Elbe, Weser und dem Rheine umfasste. Dieser Bund, die Hansa,[3]) richtete sein Augenmerk zunächst auf die Zustandebringung einer tüchtigen Marine; in der That erheischte die Behauptung eines grossen Seehandels auch grosse Vertheidigungsmittel. Wie allerwärts unterscheidet man in der Geschichte der Hansa drei Perioden: Aufgang, Höhepunkt, Niedergang. Die erste Periode erfüllt der siegreiche Kampf mit den baltischen Wenden und dem seemächtigen Dänemark; die vier Hauptcomptoirs der Hansa befinden sich zu London, Brügge, Nowgorod und Bergen. In der zweiten Hälfte des XIV. Jahrhunderts tritt sie in ihr goldenes Zeitalter; sie gebietet factisch am Meere. England liefert Wolle, Zinn, Häute, Butter, Bergwerks- und Ackerbauerzeugnisse, welche Rohstoffe sie in Brügge gegen belgische Tücher vertauscht; aus Russland bezieht sie Pelzwaaren, Flachs und Hanf, aus Norwegen Thran und Fische. Ihr Einfluss macht sich in den Kämpfen der rothen und weissen Rose fühlbar, sie beherrscht die Handlung auf Dänemark, Schweden, Polen, Russland, nöthigt Philipp IV. von Frankreich den Briten allen Handel an französischen Küsten zu verwehren und erobert mit 100 Schiffen Lissabon. Doch bestand eine eigene Bundesverfassung nicht und innere Zerwürfnisse zwischen den einzelnen Städten blieben hier eben so wenig aus wie bei den Handelsrepubliken Italiens. Die erstarkende Fürstengewalt zwang dann später die meisten Binnenstädte sich vom Bunde loszusagen und Mancher sieht in dem erst in's

---

1) K. Bernh. Stark, *Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich.* Jena 1855. 8° S. 515.

2) Forster, *Ansichten vom Niederrhein.* Bd. I. S. 515.

3) Siehe darüber: Sartorius, *Gesch. des hanseatischen Bundes.* Göttingen 1802—1803. 3 Thle. Lappenberg, *Urkundliche Geschichte des Ursprungs der deutschen Hansa.* Hamburg 1830. 2 Bde. Barthold, *Gesch. d. deutschen Hansa.* Leipzig 1834. 3 Bde. Johannes Falke, *Die Hansa als deutsche See- und Handelsmacht.* Berlin o. J. (1862). 8°. Ludw. Geiger, *Die Anfänge der Hansa.* (*Deutsche Warte.* 1873. V. Bd. S. 257—273.) Ueber den Antheil der Niederlande handelt F. E. Berg, *De Nederlanden en het Hanseverbond.* Utrecht 1823. 8°.

XVI. Jahrhundert fallenden Untergang der Hansa nur die siegreiche Reaction der Landaristokratie gegen das seefahrende Bürgerthum. In Wahrheit aber haben nicht Adel und nicht des Kaisers Majestät den einst gewaltigen Bund erwürgt, ihn sprengte ein weit mächtigeres Ereigniss — die Entdeckung Amerika's, welche dem Handel eine total veränderte Richtung gab und die Hansa überflüssig machte. Sie starb naturgemäss nach einem letzten Aufflackern an Entkräftung.[1])

Das Beispiel der Hansa fand bei ihrem Entstehen sofort Nachahmung bei den Städten des deutschen Binnenlandes und es bildeten sich im XIII. Jahrhunderte der rheinische, kurz darnach der schwäbische Städtebund, deren jeder so viel Macht und Reichthum in der kaufmännischen Welt anhäufte, dass bald überall die Klage über ungemessenen Luxus und Sittenverderbniss erschallt. Zur Zeit des Babenberger's Leopold des Glorreichen zählten die Bewohner Wien's — als Handels- und Stapelplatz berühmt — ihr Geld scheffelweise. Auch in den benachbarten Städten Ungarn's und Steiermark's blühten Handel und Wandel, wenn auch nie in jenem Maasse wie im Norden.

Der Mittelpunkt des asiatischen und europäischen Weltverkehres blieb aber trotz Hansa und deutsche Städtebündnisse Italien; keine Macht der Welt konnte gegen dieses von der Natur gegebene Verhältniss ankämpfen, welchem das italienische Volk zugleich verdankt, dass es im Mittelalter „an der Spitze der Civilisation marschirte." So lange die Neue Welt nicht entdeckt war, so lange der Handelsverkehr auf den alten Continent beschränkt blieb, sicherte ihre geographische Lage der italischen Halbinsel untilgbare Vorzüge; das Verhältniss änderte sich erst mit dem Auffinden Amerika's. Bis dahin behauptete Venedig, im steten Kampfe mit dem stolzen Genua, welches die Lagunenstadt von der Herrschaft im Schwarzen Meere verdrängt hatte, die Handelssuprematie. Die Venezianer suchten um die indische Waaren zu beziehen, einen neuen Handelsweg und fanden ihn. Der Waarenzug ging durch das Gebiet der Mongolen, wohin die Producte Hindostan's über den persischen Meerbusen und dann entweder zu Lande oder auch über Bagdad auf dem Tigris nach der Stadt Tauris gebracht wurden. Naturgemäss war Italien das Vaterland der grossen Entdecker und Reisenden im Mittelalter; Venedig stellte zu diesen eine ansehnliche Zahl, obenan die beiden Poli, die zuerst den Osten Asiens erreichten und alles hinter sich liessen, was das Alterthum an geographischen Entdeckungsfahrten geleistet; aus Venedig stammte vielleicht auch Sebastian Cabot,[2]) ein Vorläufer des grossen Columbus, den Genua beansprucht; und

---

1) Falke. A. a. O. S. 173—190.

2) Siehe Fried. v. Hellwald, *Sebastian Cabot.* Berlin 1871. 8⁰.

im XV. Jahrhundert reisen die Venezianer Josaphat Barbaro und Ambrosio Contarini in Persien, fast gleichzeitig mit Caterino Zeno und Giovan Mario Angiolello, gleichfalls aus Venedig. [1]) Der Venezianer Nicolo Conti ist der einzige Reisende des Mittelalters, welcher Socotora, Aden und Dschidda am Rothen Meere besuchte und ihm verdanken wir die früheste Beschreibung von der Bereitung des Palmenweines, so wie die erste, jedoch nicht ganz verlässliche Angabe über die Ursprungsländer der Muskatnüsse und der Gewürznelken. [2]) Das Itinerar des Handelsweges durch Centralasien hat uns aber ein Agent des florentiner Bankhauses Bardi, Balducci Pegoletti (um 1336) aufbewahrt. Italiener waren endlich meist die christlichen Missionäre, die unter den duldsamen Mongolenkaisern zum erstenmale das ferne China betraten, so Johannes von Montecorvino 1291, Andreas von Perugia 1308, Odoricus von Pordenone 1316—1330, Johannes von Marignola 1339 [3]) und der früheste von allen, 1246, der päpstliche Gesandte Giovanni Plano de Carpini, ein Franciskaner-Mönch, der zuerst Nachrichten von den Mongolen gab. [4]) In dieser Menge italienischer Namen leuchten der Franzose André de Lonjumel und der Niederländer Willem van Ruysbrock (Rubruquis) sehr vereinzelt hervor. Uebrigens war die Reiselust, ein civilisirendes Agens, im Mittelalter überhaupt sehr gross, wozu die durch die Kirche begünstigten Wallfahrten, dann das fahrende Ritterthum wesentlich beitrugen.

Das Anschwellen der türkischen Macht in Asien unterbrach indess wieder diese schwierigen Verkehrswege und auch den ägyptischen Handel vermochte Venedig auf die Dauer nicht zu erhalten. [5]) Mit Deutschland war sein Verkehr noch lange kein bedeutender; erst später nahm er einen Aufschwung; regelmässiger und geordneter gestaltete er sich zwischen Venedig und den Niederlanden. Im Ganzen war der venezianische Handel am ausgedehntesten im XIV. Jahrhunderte, wo ungezählte Schiffe den Verkehr mit den weitläufigen Handelscolonien [6]) unterhielten. Von ihrem früheren Glanze theilweise schon herabgesunken waren Genua und Pisa, dagegen erhob sich, wenn auch nicht zu weltgebietender, doch sehr ansehnlicher

---

1) *Travels to Tana and Persia, by Josafa Barbaro and Ambrogio Contarini, edited by* Lord Stanley of Alderley. London 1873. 8⁰ und *A narrative of italian travels in Persia, edited by* Charles Grey. London 1873. 8⁰.

2) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 167. 207.

3) Peschel, *Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen.* S. 21—22.

4) Plan Carpin, *Relation des Mongols ou Tartares.* ed. d'Avezac, *Recueil de voyages.* Tom. IV. auch bei Ramusio. II. Bd. Sehr gute Uebersicht seiner Reise in dem Aufsatze der Fürstin Dora d'Istria, *Russes et Mongols. (Rev. d. deux Mondes* vom 15. Febr. 1872.)

5) Siehe die kleine Schrift G. B. Dal Lago, *Sulle relazioni della republica di Venezia coll' Oriente.* Feltre 1872. 8⁰.

6) Siehe über diese die trefflichen Arbeiten des Prof. Heyd.

Macht Ragusa an der Ostküste der Adria. In Florenz hatte das Verkehrsleben immer noch die alte Grossartigkeit behalten, zuletzt sich jedoch dem Börsenspiele zugewandt. Die ganze herrliche Handelsblüthe Italiens sollte dahinwelken durch die That des grossen Colon, den Italien selbst gebar! [1])

Ueberschaut man nüchternen Auges die Handelsentwicklung des Mittelalters, so hatte dieselbe mit einer Menge Hindernisse zu kämpfen, wie Mangel an Kunststrassen, allgemeine Rechtsunsicherheit, Zölle aller Art und die Höhe des Zinsfusses, zum Theile auf dem religiösen Vorurtheilen entsprungenen Verbote des Darlehens auf Zins fussend. Alles in Allem genommen lässt sich aber ein namhafter Fortschritt gegenüber den Leistungen des classischen Alterthumes nicht verkennen, wo die Hindernisse ziemlich die nämlichen waren. Was den Zins anbelangt, so stand dieser, besonders in Griechenland's Verfallperiode nicht minder hoch, und Aristoteles verdammte, allerdings nicht aus religiösen Gründen, das Zinsnehmen als einen widernatürlichen Gewinn; auch in der römischen Republik bestand das Zinsverbot, an dessen gesetzlicher Fortdauer die demokratische Partei immer festhielt. [2]) Ob aus religiösem Vorurtheile oder aus wirthschaftlicher Kurzsichtigkeit ist in der Wirkung völlig gleichgültig. Die Alten wussten so wenig als das Mittelalter, dass sich Zins und Preis der Waaren allen menschlichen Bestimmungen entziehen.

Materielle Cultur.

Die skizzirte Entwicklung des Handels gründete sich auf das Emporkommen der Industrie oder die Steigerung der materiellen Cultur. Da das Mittelalter einen Zeitraum von 1000 Jahren umfasst, so ist es begreiflich, dass diese sich jeweilig sehr verschieden abstuft. Kurz vor Amerika's Entdeckung stand sie sehr hoch, wohl eben so hoch als im Alterthume, im VI. und VII. Jahrhunderte dagegen tief unter jenem Niveau. Inzwischen hob sie sich stetig und regelmässig; jedes Jahrhundert brachte neuen, ansehnlichen Zuwachs. Man entnimmt daraus wie unberechtigt es ist, über die Zustände des Mittelalters im Allgemeinen abzuurtheilen, sie als „kläglich" [3]) zu bezeichnen; denn was für den Anfang wahr, ist für das Ende falsch und umgekehrt. Auch in materieller Hinsicht lässt sich dieses merkwürdige Jahrtausend nur als ununterbrochener, unentbehrlicher Entwicklungsprocess auffassen, der die späteren Zeiten vorbereitete. Der menschliche Geist war in dieser langen Epoche

---

1) Angeblich aus Cogoleto bei Genua, wo ihm 1862 ein herrliches Standbild errichtet ward: *a Cristoforo Colombo la patria* ist darauf zu lesen, in edler Vergessenheit.

2) Wilh. Roscher, *System der Volkswirthschaft*. Stuttgart 1873. 8° 10. Aufl. I. Bd.

3) Kolb, *Culturgeschichte*. II. Bd. S. 242.

überaus thätig, keineswegs stagnirend, wie behauptet wird; Beweis: die zahlreichen materiellen Erfindungen, die an Menge und Bedeutung jene des Alterthums weit übertreffen; reicht ja doch die wichtigste von allen, der Buchdruck, noch in's Mittelalter zurück. Gewiss ermangelten selbst zum Schlusse dieser Periode die Mächtigsten noch zahlloser Lebensannehmlichkeiten, deren sich heute sogar die Wenigbemittelten erfreuen. Dies beweist aber keineswegs, dass materielle Entbehrungen und materielles Elend der Masse den Mangel an Intelligenz und an geistiger Entwicklung begleiteten. [1]) Man entbehrt nicht, was man überhaupt noch nicht kennt; die jetzige Generation möchte sich sonst überaus elend fühlen bei dem Gedanken, welch herrliche und materielle Verbesserungen unsere Nachkommen in zehn Jahrhunderten besitzen werden. Auch wer, wie Mehrere und ich selbst, in wesentlichen Punkten mit dem Anthropologen Theodor Waitz nicht übereinstimmt, muss seiner unwiderlegbar begründeten Ueberzeugung zustimmen, dass durch den Uebergang aus dem Naturzustande zur Cultur weder die Summe noch die Intensität des Wohlseins und der Genüsse gesteigert wird, obwohl die Mannigfaltigkeit, die Nüancirung, die Feinheit und Berechnung derselben zunimmt. Jedem gefällt seine Welt und er findet in ihr die Befriedigung, welche der Lauf der Natur ihm beschieden hat; darum sehnt sich der civilisirte Mensch nicht aus den Lebensformen der Civilisation, der Naturmensch nicht aus denen des Naturzustandes heraus. [2]) Ja wir bemerken staunend, dass der sogenannte Wilde das Leben in der Freiheit allen Vortheilen und Bequemlichkeiten der Gesittung vorzieht, und eine Menge von Beobachtungen drängen zum Schlusse, dass das physische Wohlbehagen auf den niedersten Gesittungsstufen viel grösser, der Schätzungswerth des Lebens viel geringer sei, dass der sogenannte Wilde viel lieber auf das Dasein verzichtet als die Lasten der Gesittung sich zuzuziehen. [3]) Die Menschen des Mittelalters waren allerdings keine Wilden, da aber die menschliche Physis, wie verschieden auch die Eigenschaften der einzelnen Racen sich äussern mögen, stets dieselbe ist, eine Folge der Arteneinheit, so reicht der von den Naturvölkern hergenommene Beweis völlig aus, um darzuthun, dass auch die gesitteten Völker die Abstufung der Gesittung selbst nicht empfanden. Gerade so unerweislich ist die triviale Behauptung, „es gibt kein glückliches Volk ohne Freiheit.“ [4]) Den

---

1) A. a. O.

2) Waitz, *Anthrop. der Naturvölker.* I. Bd. S. 477.

3) Peschel, *Völkerkunde.* S. 156–157.

4) Hr. John Becker aus Chicago schreibt mir diesbezüglich: „Es wäre sehr interessant, zu erfahren, warum die „föderirten Bewohner des nordamerikanischen Freistaates“ glücklicher sind als die Russen und Chinesen? Ich weiss es nicht, wage aber mit vollem Ernste zu behaupten, dass das Volk des Reiches Dahomay glücklicher ist als

angeblichen Mangel an geistiger Entwicklung im Mittelalter werde ich später beleuchten; vorläufig wissen wir, dass die Phrase vom Elende der Massen eben — Phrase ist.

Die materielle Cultur hat sich also, wie gesagt, das ganze Mittelalter hindurch beständig vermehrt und entwickelt; nach unseren heutigen Begriffen fehlte aber freilich gar Vieles. In den Städten wohnte man schlecht, unreinlich und daher ungesund. Von der Bauart gibt ein Spaziergang durch Genua eine Idee. Man kannte keine Glasscheiben, keine Oefen. Eben so ungenügend waren die ritterlichen Burgen ausgestattet.[1] Der Vergleich muss aber stets mit den älteren, nicht mit den neueren Zuständen gemacht werden. Oefen[2] und Glasscheiben kannte das Alterthum eben so wenig und der häusliche Comfort war, am jetzigen gemessen, gleichfalls sehr gering. Die Disposition römischer Häuser kennt man genau, von Bequemlichkeit ist nicht viel daran zu bemerken. Das Haus des Vaters Tibers am Palatin zu Rom hatte, wie sich Jeder überzeugen kann, nebst dem Atrium blos drei, räumlich sehr bescheidene Prunkgemächer, und dies war doch die Wohnung eines Reichen. Rom war auch sicherlich nach dem neronischen Brande eine der schönsten Städte des Alterthums, und doch wie enttäuscht fühlt sich, wer heute unter den Resten jener Herrlichkeiten herumwandelt. Wie klein war das so mächtig gedachte Forum, wie schmal die Thorweite der Triumphbogen, wie eng die Strassen, wie düster der *Clivus victoriae!* Die *Via Sacra,* am Forum zum Capitol hinauf, von den heimkehrenden siegenden Truppen beschritten, wie beschränkt, wie enge![3] Die einzelnen Monumente abgerechnet, wohnte man weder besser noch gesünder im Alterthume. Im kaiserlichen wie im republikanischen Rom haben grosse Epidemien, oft in erschreckend kurzen Zwischenräumen einander folgend, zahllose Opfer hingerafft,[4] nicht blos im Mittelalter.

Auch die nachfolgenden Dinge fehlten dem Alterthume: Gabeln,[5] Kopfkissen in den Betten, Seife, man salbte sich wie in Hellas mit wohlriechenden Oelen, zwar wenig geeignet, den Schmutz vom Körper zu entfernen, aber stärkend und diätetisch wirkend.[6]

---

die „freie Bevölkerung der nordamerikanischen Republik"; (sofern nämlich „Glück" das bewusste Gefühl des eingebildeten oder wirklichen Wohlbehagens des Individuums ist.)"

1) Siehe darüber das Capitel: „Die Wohnung" in Jakob Falke, *Die ritterliche Gesellschaft im Zeitalter des Frauencultus.* Berlin o. J. 8⁰ S. 115—129.

2) Siehe Hermann Göll, *Das altgriechische Wohnhaus.* (*Ausland* 1866. S. 491.)

3) Ueber die Bauart von Rom siehe: Friedländer, *Sittengesch. Rom's.* I. Bd. S. 4-7.

4) A. a. O. S. 32.

5) In England machte man von den Gabeln bei Tische regelmässig erst Gebrauch unter der Regierung Jakob's I. Die Gabeln der Angelsachsen wurden wahrscheinlich nicht zum Essen, sondern zur Bedienung gebraucht. Der Gebrauch der Gabeln kam aus Italien. (*Ausland* 1870. S. 382)

6) „*Die Salbung mit Olivenöl bei den alten Griechen.*" (*Ausland* 1869. S. 955—956.) Auch das reinigende Baden war im Mittelalter sehr üblich.

Desgleichen fehlten in der Bekleidung Strümpfe und Hemden; das classische Alterthum verschmähte aber sogar das männliche Beinkleid. In den meisten Fällen gibt die Kleidung Aufschluss über das innere Wesen der Menschen, jedes Jahrhundert wechselt die Kleider oder ändert sie wenigstens und die politische Gestaltung hat nicht wenig Theil an diesem hitzigen Kleiderfieber. [1]) Dass die Frau überall anders als der Mann sich kleidet, dieser einfacher jene bunter ruht ausser dem sinnlichen Grunde auf dem tiefen generellen Unterschiede der kühlen Vernunft und der glühenden Phantasie. Verschieden war bei den verschiedenen Völkern und zu den verschiedenen Zeiten des Mittelalters auch die Bekleidung. [2]) Jeden geschichtlichen Umschwung begleitet eine Umwälzung der Mode. Die Leute wissen selbst nicht, dass die alten Kleider für die neue Welt nicht mehr passen, aber sie legen sie ab und allmählig entsteht eine neue Mode, die mit den neuen Ideen im Einklange ist. Octroyiren lässt sich da nichts; die Sache will sich von selbst machen. Charakteristisch ist das Fehlen des Bartes im Mittelalter; zumal der Schnurbart kommt in Deutschland nur höchst vereinzelt vor; zweierlei macht indess eine Ausnahme: das hohe Alter und die hohe Würde; besonders seit dem XI. Jahrhundert galt der Bart als Auszeichnung sowohl der weltlichen als der geistlichen Fürsten. [3]) Doch gab es Fälle, wo das Barttragen geradezu polizeilich verboten oder andererseits als beschimpfende Strafe angeordnet wurde. Dies hing theilweise mit den uns heute sehr lächerlich dünkenden Kleiderordnungen zusammen, die aber im Einklange mit der scharfen Sonderung der Stände wie mit dem bevormundenden Geiste des Mittelalters standen. Nicht nur wie man sich zu tragen habe, auch was und wieviel man essen und trinken dürfe, nahm sich die Obrigkeit zu bestimmen heraus. Dass die Völker sich solche Verordnungen gefallen liessen, beweist genug, dass sie der Bevormundung im Allgemeinen bedurften, wenn auch diese Verordnungen in concreten Fällen durchaus nicht das Richtige trafen. Die Kleiderordnungen sind ihrerseits wieder ein Zeitenspiegel sowohl durch das, was sie gestatten, als was sie verbieten. Man darf mit Recht annehmen, dass sie im grossen Ganzen mit den landläufigen Ansichten über Ehrbarkeit, Standesunterschiede

---

1) Lehrreich ist in dieser Hinsicht für spätere Zeit die „*Geschichte der Hüte*" (*Ausland* 1874. S. 397), wie sie auf der additionellen Ausstellung der Wiener Weltausstellung 1873 an einer Sammlung systematisch geordneter Kopfbedeckungen zu studieren war. Vgl. auch: *Old Hats.* (*Chambers Journ.* No. 455 vom 14. Sept. 1872. S. 580—582)

2) Für die deutschen Frauentrachten siehe: Weinhold, „*Die deutschen Frauen im Mittelalter.*" und A. Berliner, *Ein Beitrag für deutsche Culturgeschichte.* Berlin 1871. 8° J. Falke, *Deutsche Trachten und Modenwelt.* Allgemeines bei Weiss, *Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht, des Baues und Geräthes.* Stuttgart 1858.

3) Feuilleton „*Bart, Perrücke, Zopf*" in der „*Debatte*" vom 24. November 1868, nach Rudolph Schultze's „*Modenarrheiten*", dann Jak. Falke, *Ritterliche Gesellschaft* S. 45.

u. s. w. übereinstimmten. Juden und Jüdinnen mussten bestimmte Abzeichen tragen; so forderte es nicht blos die Vorschrift, sondern der allgemeine Volkswille; die Begriffe der Anständigkeit in der Tracht gehen aber bekanntlich weit aus einander, wie ethnographische Untersuchungen lehren. Je vertrauter wir mit fremden Sitten werden, desto mehr ergibt sich, dass Nacktheit und Sittsamkeit sich durchaus nicht ausschliessen, und vor allen Dingen, dass bei verschiedenen Völkern das Schamgefühl bald diesen bald jenen Körpertheil zu verhüllen gebietet.[1]) Und was für die verschiedenen Völker gilt auch für die Aufeinanderfolge der Zeiten.

Sowohl in Kleidung als in Nahrung machte sich im Mittelalter wie im Alterthume ein Luxus breit, welcher der jeweiligen Culturstufe entsprach. Die raffinirten Alten hüllten sich, wenn die Mittel es gestatteten, in Purpur und Seide und opferten fabelhafte Summen der Gaumenlust. Die Ausschreitungen des Mittelalters zielen in der Tracht auf Stoffverschwendung der Quantität nicht der Qualität nach ab, die Tafelfreuden sind aber mehr Ausbrüche einer jugendlichen, noch ungebildeten Kraft, die es liebt, sich in colossalen Dimensionen zu ergehen. So zeichnen sich die Feste nicht durch Feinheit[2]) und Mannigfaltigkeit der Speisen, sondern durch die grosse Zahl der Gäste, die enormen Quantitäten der vertilgten Esswaaren und ihre oft monatelange Festdauer aus, ein durch die dermalige Ueberfülle an Naturalien ermöglichter Luxus, denn der Luxus eines Zeitalters wirft sich vorzugsweise auf diejenigen Waarenzweige, welche am wohlfeilsten sind.[3]) Im Ganzen hat dieser mittelalterliche Luxus etwas menschlich Ansprechendes und für die Armuth weniger Drückendes. Der Arme kann zwar keinen zahlreichen Dienertross halten, keine ungeheuren Schmäuse geben, keine grossen Processionen anstellen, er besitzt auch nicht die einzelnen Prachtstücke seines Edelmannes: allein im Uebrigen ist seine Lebensart, Kleidung, Kost beinahe dieselbe.[4]) Und in der That wissen wir aus den z. B. in der Landesordnung von 1482 der Herzoge Ernst und Albert von Sachsen enthaltenen Beschränkungen des unmässigen Essens der Werk- und Dienstleute, wie schwelgerisch in jener Zeit die jetzt so ärmlichen Bewohner der Umgebungen des Erzgebirges gelebt haben mochten.[5]) Ueberall wird von Wohlleben, Lustbarkeit und Bequemlichkeit des

1) Siehe den Abschnitt *„Bekleidung und Obdach“* bei Peschel, *Völkerkunde.* S. 176–188.

2) Th. Wright behauptet indess, dass, wie aufgefundene Kochbücher darthun, die culinarische Kunst des Mittelalters schon zur Zubereitung von Speisen gelangt sei, die er *very complicated* und *extremely delicate* nennt. (*Homes of other Days.* S. 162.)

3) Roscher, *Ansichten der Volkswirthschaft.* S. 414.

4) A. a. O. S. 422.

5) „Die Werkleute sollen mit 18 Groschen Wochenlohn und täglich Mittags und Abends mit 4 Speisen: Suppe, zweierlei Fleisch und Gemüse, an Festtagen aber mit 5 Speisen: Suppe, zweierlei Fleisch und 2 Zugemüsen zufrieden sein. Die gleiche Kost sollen die Mäder erhalten.“

Daseins viel Rühmens gethan und unbekümmert darauf losgezehrt.[1]) Französischer Wein aus der Gascogne wurde im XIV. Jahrhunderte massenhaft in England verbraucht und sehr billig verkauft.[2]) Und dennoch „Elend“ und „klägliche Zustände“? Freilich klingen die Berichte ganz anders aus den Epochen der Theuerung und Hungersnöthen; diese kommen aber in der ganzen historischen Zeit fast mit einer gewissen Periodicität allenthalben vor und verlaufen mit unaufhaltsamer Naturnothwendigkeit.[3]) Im Allgemeinen fehlte es im Mittelalter an reichlicher Kost nicht; allerdings erzeugt diese, besonders thierische, ohne entsprechende Anstrengung, keinen Zuwachs an Kraft, sondern nur an Gewicht und innere Störungen. Sicherlich besteht ein Zusammenhang zwischen den Nahrungsmitteln und dem sittlichen Geschmacke der Völker. Culturnationen verzehren fast ausschliesslich Wirbelthiere und selbst unter diesen sind die Amphibien niemals eine allgemein übliche Speise geworden; unter den Wirbellosen dagegen sind nur sehr vereinzelte wie Krebse, Austern, Schnecken anzuführen. Insecten und Würmer, Maden und Ungeziefer zu essen, gilt uns stets als ein Zeichen von Barbarei, wie gross auch der Nahrungswerth dieser Speisen gefunden werden möge.[4]) Auch in diesem Punkte steht das Mittelalter nicht hinter dem Alterthume zurück.

Moralische und sociale Zustände.

Das Mittelalter mit seinen moralischen und socialen Zuständen wird sofort verständlich, wenn wir uns vergegenwärtigen, dass die Völker Europa's sich in dem Uebergangsstadium der Kindheit zum Jünglingsalter befanden. Auf solcher Stufe ist stets die Herrschaft des Ideales sehr mächtig, in diesem Falle die Religion, welche die Kirche verkörperte. Wo der Idealismus vorwiegt, dort ist aber die Wahrheit ferne, und die Herrschaft eines Grundirrthumes mussten natürlich andere Irrthümer begleiten. Nur die den Thatsachen nicht entsprechende idealistische Auffassung vermag daher von der Kirche zu verlangen, sie hätte dem Menschen des Mittelalters eine höhere Sittlichkeit, eine höhere geistige Richtung verleihen sollen. Kirche, Religion, Christenthum sind nur drei Namen für Ein Ding und dieses Ding gebar der Volksgeist selbst; man gibt sich heute viel Mühe zu beweisen, dass Kirche und Christenthum nicht dasselbe seien, dass die Kirche der Civilisation keine Dienste geleistet habe,[5])

---

1) F. X. Neumann, *Theuerung der Lebensmittel.* S. 15.

2) Rogers, *Hist. of Agriculture and Prices in England.* I. Bd. S. 506. 620.

3) A. a. O. S. 4. 14.

4) G(usman?) *Nahrungsmittel u. sittl. Geschmack.* (*Wanderer* vom 8. Juli 1872.)

5) Neuerdings wieder ein Hr. S. Pflüger im Wiener „*Tagblatt*“ vom 22. Juni 1874. Ich nehme von solchen wissenschaftlich belanglosen Emanationen nur Notiz um zu zeigen,

vergebens. Die Wahrheit lässt sich nicht unterdrücken. Kirche und Religion waren auch im Mittelalter, wie immer und überall, Producte der jeweiligen Volkscultur, die dann allerdings wieder secundär auf diese gewirkt haben. Das Primäre ist stets der Mensch selbst. Die secundären Culturverdienste der Kirche habe ich mich schon zu würdigen bemüht; unstatthaft ist aber die Darstellung, als ob Kirche und Religion etwas Besonderes, für sich ein Sonderleben Führendes wären, das zur Cultur beliebig in Gegensatz treten könnte. Kirche und Religion können dies in Wirklichkeit nie, sie sind integrirende Theile der jeweiligen Culturströmung und weder vermag die Kirche den Culturprocess zu hindern, noch vermag sie sich ihm selbst zu entziehen. Ueberall ist die Kirche das greifbare „conservative“ Element und der Widerspruch zwischen ihren Bestrebungen und jenen des Liberalismus in der Gegenwart ist selbst sowohl ein Culturproduct als ein Culturelement. Es ist der unaufhörliche Kampf zwischen dem jedem Einzelnorganismus innewohnenden Hange zur Veränderung und der Tendenz des Beharrens, ein Kampf, worauf alle Entwicklung beruht. Sowie der Beharrungssinn, das conservative Element die Entwicklung verlangsamt ohne sie zu hindern, hat auch die Kirche den Culturprocess nur verlangsamt ohne ihn zu hindern. Dieses Aufhalten selbst war mit allen daran haftenden Culturauswüchsen, eben so nothwendig als vorheilhaft; nothwendig, weil sonst ein geistiges und materielles Ringen nicht entstanden wäre, wie die geschichtslosen Naturvölker lehren, vortheilhaft, weil in diesem Ringen der Sieger erstarkte. Die Uhr der Kirche bleibt immer hinter der wahren Zeit zurück, die Uhr des fortschreitenden „Zeitgeistes“ geht stets voraus. Die wahre Stunde muss der Culturhistoriker erst berechnen; er findet dann, im Einklange mit meiner Darlegung, dass beiden Theilen in gleichem Maasse Recht und Unrecht zukommen, dass weder die Kirche noch ihre Gegner von schweren Irrthümern frei sind, dass weder der ersteren aller Culturverlust noch den Letzteren aller Culturgewinn zuzuschreiben sei. Bedauert man die Nothwendigkeit dieses Kampfes, so verkennt man das Wesen der Cultur; meint man aber, es hätte ohne solchen noch besser kommen können, so ist dies eine leere, unnachweisliche Behauptung, der alle Analogie in der Natur wie im Völker- und menschlichen Alltagsleben entgegensteht.

Von diesen Gesichtspunkten aus möchten wohl die Zustände im Mittelalter zu beurtheilen sein. Nicht „statt einer vernunftgemässen Entwicklung des Lebens, also des weltlichen Elements“, herrschte

---

in welcher Weise die Wissenschaft von der Tagespresse zu Parteizwecken missbraucht, die „Aufklärung“ des Volkes bewirkt wird. Am stärksten ist es aber wohl, wenn wie z. B. in dem Artikel „*Moderne Schamanen*“ des genannten Blattes vom 26. Mai 1874 Culturgeschichte und Ethnographie den Deckmantel für hohle Phrasen abgeben müssen.

und gebot die Kirche,[1]) sondern die Herrschaft der Kirche war damals eben die vernunftgemässe Entwicklung des Lebens, d. h. die den Verstandeskräften der damaligen Völker angepasste, von ihnen selbst hervorgerufene. Unbestritten begleitete sie manches den gereifteren Epigonen der Jetztzeit unbegreifliche Phänomen. So fasst der Mann nicht mehr die Einfalt seiner Kindheit, glaubt nicht mehr den Märchen seiner Amme, mindert die der Kindheit eigene Zerstörungslust und streift endlich selbst die Ideale der späteren Jugend ab. Alle aber hat er durchgekostet, sie alle waren ihm nothwendige Durchgangsstadien. So auch die vermeintliche Geistesnacht des Mittelalters. Den Cultus verdunkelten unzählige abergläubische Einrichtungen und Vorstellungen; es gab wunderthätige Heiligenbilder und Mirakel, Handel mit Reliquien von Heiligen, natürlich unechten, und mit Ablässen. Vorurtheilslose Prüfung lehrt indess, dass alles dies keine specifischen Erfindungen der christlichen Kirche, sondern des menschlichen Geistes sind, dass das Mittelalter in diesem Punkte nicht tiefer stand, als das classische Alterthum. Aberglauben der sonderbarsten Art spuckte im antiken Rom eben, als die alte Volksreligion zu Grunde gegangen und der Atheismus eingezogen war, er herrscht noch in ausgedehntem Masse bei einem Culturvolke vom Range der Chinesen,[2]) von geringeren gar nicht zu reden. Wenn durch Zufall, sagt Du Halde[3]) von den Wunderpriestern der Chinesen, eintritt, was vorhergesagt ist, so wurzelt der Aberglaube fester als je; zeigen sich die Vorhersagungen falsch, so begnügt man sich zu sagen, der Wahrsager habe seine Kunst nicht verstanden; der Künstler irrte, die Kunst selbst ist unfehlbar. Ein Gleiches erzählt Livingstone von den Regendoctoren Südafrika's und J. Halévy von den Scherifs in Südarabien.[4]) Manche abergläubische Meinungen, wie z. B. jene über den Einfluss des Mondes,[5]) ziehen sich die ganze Cultur hindurch, ohne Rücksicht auf Religion und Volk. Die Stichomantie ging wie bei den mittelalterlichen Christen auch bei den alten Griechen, Römern und Arabern im Schwange, und in der gefeierten

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 237.

2) Darunter der eigenthümliche Feng-shui-Aberglauben, welcher das ganze sociale Leben durchzieht. Siehe Ernest J. Eitel, *Feng-shui, or the rudiments of natural science in China.* London 1873. 8°

3) Du Halde, *Description de la Chine et de la Tartarie chinoise.* Paris 1735. Fol.

4) Er sagt: *Les déceptions, loin de porter atteinte au crédit des chérifs, ne font que l'augmenter, car la nonréussite des chérifs d'un parti prouve seulement que les chérifs au service du parti contraire surpassent les autres en sainteté ou en science cabalistique. (Bulletin de la Soc. géogr. de Paris* 1873, II. Bd., S. 590.)

5) Ueber die wichtige Rolle des Mondes im Volksaberglauben aller Nationen wie in ihren religiösen Anschauungen vgl. Peschel, *Der Mann im Monde. (Ausland* 1869, No. 45, S. 1057—1061), J. Gr . . . th, *Mondaberglaube (Wanderer* vom 13. August 1872), Dr. R. Hassencamp, *Die Mondflecken in Sage und Mythologie (Ausland* 1873, No. 27, S. 534—536, und *„Globus“* Bd. XXIII., S. 108—109); endlich *Notions about the Moon. (Chambers Journal* No. 483 vom 29. März 1873, S. 199—202.

Gegenwart prophezeit man in einem ob seiner Freiheit gefeierten Lande aus rotirenden Hüten und Tischen. In den Vereinigten Staaten herrscht keine Kirche, keine bestimmte Religion, und doch eine tiefe Umnachtung der Geister, worin Springer, Shakers und Spiriten ihren Spuck treiben.[1]) Diese sind die directen Nachkommen der Tanzwüthigen[2]) und Geisselbrüder oder Flagellanten des Mittelalters, die im XIII. und XIV. Jahrhunderte Europa in Schaaren durchzogen. Obwohl durch strenge Verbote unterdrückt, tauchten sie doch zur Zeit des „schwarzen Todes" 1348—1349 mit Macht wieder auf. Schwere Schicksalsschläge begünstigen allemal religiöse Schwärmerei, wie selbst die Gegenwart bestätigt,[3]) welche übrigens bei angeblich Gebildeten noch genug des Aberglaubens zu verzeichnen weiss. All unsere Sympathien und Antipathien, unsere Scheu und Vorliebe für Menschen, Geschöpfe, Zahlen,[4]) Tage, was sind sie anders als Ueberbleibsel der Ammen- und Märchenwelt?[5]) Religion und Kirche haben nicht das Geringste damit zu thun. Wohl hat letztere sich bemüht, manchen dieser Aberglauben eine christlich-religiöse Deutung zu unterschieben, sie hat sie aber nicht erfunden, sondern schon vorgefunden. So ist die Sitte des „in den April schicken" höchst wahrscheinlich der Rest eines keltischen, aus der indogermanischen Urzeit stammenden Festes, denn in Indien hat heute noch das Hul-Fest ganz denselben foppenden Charakter; das sogenannte Osterwasser verdankt seine abergläubische Bedeutung dem Cultus der altgermanischen Göttin Ostara, der Venus der alten Sachsen. Auch das christliche Weihwasser[6]) hängt mit einem alten Wasserquell- und Brunnencult[7]) zusammen, wie die poetische Verklärung der Linde[8]) mit einer antiken über die ganze Erde verbreiteten Baumverehrung.[9]) Ja, sogar der mit dem Christenthume so innig verwachsene Teufelsglaube wurzelt in älteren Vorstellungen, die in das indische und

1) Vgl. Hepworth Dixon, *New America.* London 1867. 8⁰ 2 Bde. und *Spiritual Wives.* London 1868. 8⁰ 2 Bde.

2) Die von der Tanzwuth ergriffenen italienischen Mädchen und Frauen, angeblich in Folge des Tarantelbisses — stürzten sich in ihrem Wahnsinn in's Meer.

3) Man beklagt sich in Deutschland gerne über die seit einigen Jahren überhand nehmende Bigotterie in Frankreich. Die Wallfahrten nach Lourdes, Paray le Monial u. dgl. sind aber unmittelbare, naturgemässe Folgen der deutschen Siege. „Noth lehrt beten", sagt ein wahres, deutsches Sprichwort.

4) Vgl. *Lucky Numbers.* (*Chambers Journal* No. 468 vom 14. December 1872, S. 796—798.)

5) J. Gr . . . th, *Vorzeichen und Vorbedeutungen.* (*Wanderer* vom 11 Juli 1872.)

6) Vgl. Dr. Heinr. Pfannenschmid, *Das Weihwasser im heidnischen und christlichen Cultus unter besonderer Berücksichtigung des germanischen Alterthums. Ein Beitrag zur vergleichenden Religionsgeschichte.* Hannover. 8⁰

7) *Ueber Wassercultus.* (*Wanderer* vom 14. Juni 1872.)

8) Jos. Funcke, *Der Waldcultus und die Linde in der Geschichte, in Sagen und Liedern.* Cöln. 8⁰

9) Peschel, *Völkerkunde.* S. 261.

ägyptische Alterthum hinaufreichen,[1] und der Mariencult ist mit der Liebesgöttin der nordischen Sagen in Verbindung zu bringen.[2] Den Reliquiencult betreffend, ist sicherlich jener Auffassung beizupflichten, welche ihn als ein Gemisch von Ahnenverehrung und Fetischismus definirt,[3] während das „Gebet" durchaus schamanistisch ist.[4] In noch tiefere als die unmittelbare heidnische Vorzeit reicht die bis in die Gegenwart hie und da erhaltene Sitte der Menschen- und Thieropfer bei Neubauten zurück.[5] Mit diesen Erscheinungen, ganz besonders mit dem Teufelsglauben, hängen auch die Hexen[6] zusammen, welche weder eine Erfindung des Clerus noch der europäischen Phantasie sind, denn wir finden sie bei der Mehrzahl der Naturvölker.

In vielen Fällen versuchte die Kirche den Aberglauben zu beseitigen, abergläubische Gebräuche der Heidenzeit abzustellen, oft aber konnten sie dem widerstrebenden Volke nicht entrissen werden, und dann empfingen sie von der Kirche — nach dem Grundsatze, der Klügere gibt nach — Nachsicht, Aufnahme und Umbildung. Conservativ ihrem Wesen nach erhielt sie dieselben nunmehr, weil sie zu zerstören sie nicht die Macht besass. Mit dem Conserviren des Aberglaubens ging aber alsbald ein Benützen desselben und mit der Benützung, wie allerorts, der Missbrauch Hand in Hand. Gleichwohl, trotz Reliquientrug und Mirakelschwindel, bildete beabsichtigter Betrug die seltene Ausnahme; in der Regel glaubten Kirche und Priester selber fest daran, wie die vergleichende Völkerkunde lehrt.[7] Und obwohl lange der Clerus mehr Wissen besass als die Laienwelt, so erklärt doch die allgemeine Unwissenheit, dass Manches für Wunder gelten musste, was erst die Forschungen späterer Zeiten des

---

1) Siehe das gelehrte Buch des Wiener Theologen Dr. Gust. Roskoff, *Geschichte des Teufels.* Leipzig 1869. 8° 2 Bde. Die kleine Schrift von Albert Réville, *Histoire du diable*, Strassbourg 1870. 12° ist mir nicht zu Gesichte gekommen. Die schlimme Gottheit *Hiisi* der Tschuden, ein boshafter Waldkobold, wurde nach Einführung des Christenthums mit dem christlichen Teufel identificirt oder ging doch in diesen über. (W. J. A. Frhr. v. Tettau, *Ueber die epischen Dichtungen der finnischen Völker, besonders die Kalewala.* Erfurt 1873. 8° S. 241.)

2) Siehe Carl Blind, *Freia-Holda, the Teutonic goddess of love.* (*Cornhill Magazine* 1872, I. Bd., S. 599—615.)

3) Martin Schleich, *St. Benno. Ein Beitrag zur Geschichte des Reliquienverkehrs.* (*Beil. zur Allg. Zeitg.* 1874, No. 169, S. 2627.) Vgl. auch Tylor, *Anfänge der Cultur.* II. Bd. S. 150—152.

4) Peschel. A. a. O. S. 281.

5) Siehe darüber: *Correspondenzblatt d. deutschen anthropologischen Gesellschaft* 1874. No. 5. S. 35.

6) Barghon Fort-Plion, *Le Druidisme en moyen âge.* Paris 1874. 8°, weist nach, dass die erleuchteten Priester und Priesterinnen des Druidismus sich im Mittelalter in Zauberer und Hexen umgestalteten, welche in der Nacht beim Mondscheine ihre Versammlungen hielten und all jenen Unfug trieben, der unter der Bezeichnung Teufels- oder Hexensabbath so berüchtigt war.

7) Peschel. A. a. O. S. 280.

Wunderbaren entkleideten. Ein geradezu typischer Fall dieser Art aus neuester Zeit verdient hier erzählt zu werden. Am 26. Mai 1871 wurde in dem Stadttheile Trastevere zu Rom von einigen Leuten bemerkt, dass das Madonnenbild am Platze von San Crisogono die Augen bewege. Natürlich sprachen bald Tausende begeistert von einem Wunder. Ein Herr Martin Morgen liess sich durch die zahlreichen positiven Versicherungen von dem Mirakel bestimmen, hinzugehen und — auch er sah die gemalte Madonna ihre Augen bewegen. War nun hier Priesterspuck im Spiele? Keineswegs, denn das Bild, ein Frescogemälde, steht ohne Glas und Rahmen im Freien, die Mauer, worauf es gemalt, ist dick und unversehrt, und jeder mechanische Schwindel würde vor dem hellen Tageslicht zu Schanden. Dennoch erblickten Alle in ein und demselben Objecte ein und dieselbe Bewegung. Wie ging dies zu? Sehr einfach: bekanntlich erweitert sich der länger anhaltende Eindruck einer lebhaften Farbe derart auf der Netzhaut unseres Auges, dass er daselbst allmälig den Eindruck unmittelbar daran grenzender, schwächer gefärbter Objecte zuerst intermittirend und später gänzlich verdrängt. Das Madonnenbild von S. Crisogono hat nun die Augen nach abwärts gerichtet, beinahe verschlossen, und der ziegelfärbige Augendeckel ist es, welcher in diesem Bilde die kaum sichtbaren Augäpfel nach längerer Betrachtung gänzlich auf unserer Netzhaut verdrängt[1]) und die Täuschung einer wirklichen Bewegung erweckt,[2]) die wir mit unseren Augen wirklich sehen. Nun liegt es auf der Hand, dass ohne die optischen Kenntnisse der Gegenwart diese einzige Lösung des Räthsels nicht gelingen kann und in früheren Jahrhunderten unmöglich gewesen wäre. Auch Römer und Griechen hielten für ein „Wunder", was sie auf natürlichem Wege nicht zu erklären vermochten. Viele der mittelalterlichen Mirakel sind sicher keine Lüge, sind gewiss wahrgenommen worden, nur ihre natürliche Erklärung war noch nicht gefunden. Die Aufgabe der Wissenschaft ist aber selbst heute noch in dieser Hinsicht nicht erschöpft.

Da Religion und Sittlichkeit jeweils Eins sind,[3]) lässt die verballhornte Religion entnehmen, dass das moralische Gefühl im Mittelalter noch nicht stark entwickelt war. Eidbruch, Falschheit und Heuchelei, Meuchelmord, Vergiftungen und Brutalitäten aller Art,

---

1) Hr. Martin Morgen in einem Feuilleton der Wiener „*Presse*" betitelt „*Der lebendige Madonnenkopf*" und datirt aus Rom vom 9. Juni 1871 gibt den vollständigen Bericht über diese Erscheinung und deren Erklärung.

2) Ganz das Nämliche trug sich mit dem Madonnenbilde in Vicovaro zu. Als Papst Pius IX. von der obigen Erklärung Kenntniss erhielt, liess er nicht nur dieses, sondern drei oder vier andere Gemälde, welche in Rom selbst anfingen, eine identische Täuschung zu verursachen, sogleich aus den Kirchen entfernen.

3) Die gegentheilige Behauptung in dem schon genannten Aufsatze „*Moderne Schamanen*" ist ganz unerweislich.

Willkür bei Cleriker und Laien waren häufig, der Begriff der Ehrlichkeit noch nicht verfeinert. Im Allgemeinen aber stand — die Rohheit, wie sie jungen Nationen eigen, abgerechnet — die Moralität nicht hinter jener in den letzten Epochen der römischen Republik zurück. Die Sittlichkeit hat die Kirche nicht vermehrt und nicht verringert, diese Arbeit besorgten die Völker selbst, denn Sittlichkeit und Religion sind jeweils ihr Werk. „Humanismus und Sittlichkeit“, so hören wir sagen, „nehmen genau in dem Maasse zu, in welchem Religion und Kirche abnehmen. Der Fortschritt der Gesellschaft heisst Ueberwindung der religiösen Weltanschauung.“ [1]) Von diesen Sätzen ist der erstere sicher unrichtig, denn da Religion und Ideal dem Wesen nach Eins sind, müsste man ihn formuliren können wie folgt: Humanismus und Sittlichkeit nehmen genau in dem Maasse zu, in welchem die Herrschaft des Ideals abnimmt, und dies wird kaum ein Culturforscher zu behaupten wagen. Zudem lehrt die Statistik, dass auf die Sittlichkeit, auf die Frequenz der unehelichen Geburten und Verbrechen, Gesetze, Nahrungspreise, Nahrungszustand, Vermögensvertheilung und Bevölkerungsdichtigkeit ganz überwiegend einwirken, ein unmittelbarer Einfluss der Confession des religiösen Elements aber kaum nachweisbar ist, [2]) und dies müsste doch sein, wenn die Religion ein massgebender Factor wäre.

Eine vortheilhafte Veränderung brachte das Mittelalter in der Lage der Frau hervor. An und für sich hatte das Christenthum das Weib von den Banden der antiken Civilisationen erlöst, indem es dasselbe im Principe zur gleichberechtigten Gefährtin des Mannes erhob. Für die praktische Verwirklichung dieses Gedankens that nun sehr viel die ritterliche Gesellschaft. Auch das Ritterthum, diese Verbindung von Ideen und Thaten, von Religion und Heldenthum, von Poesie und Leben, von Frauenliebe und Waffenhandwerk, lässt sich nur als Blüthe einer noch jugendlichen Gesellschaft begreifen und auffassen. Auf die Entfaltung dieser Blüthe waren aber besonders die Kreuzzüge von überaus glücklicher Wirkung, indem sie Völker, Stämme, Stände, von allen Seiten die Standesgenossen zusammen und durch einander brachten und durch die Ferne zu langer Gemeinsamkeit an einander schlossen. Fünfzig Jahre nur nach Beginn der Kreuzzüge war eine neue Welt in Europa fertig, so grundverschieden von der Vergangenheit, wie sie auch später ihres Gleichen nicht wieder fand. Man ist eben nur einmal jung und kann nicht ewig schwärmen. Die Völker Europa's hatten die Kinderschuhe verlassen. Wie dem zur Reife erwachenden Menschen wohl geschieht, ging ihnen mit einem Schlage das Verständniss der Schönheit auf, Dichtung und Kunst lagen auf einmal in allem Reichthum entfaltet

---

1) Ludwig Pfau, *Freie Studien.* Stuttgart 1874. 8° Vorrede S. IX.

2) *Oesterr. Oekonomist.* 1869. S. 371.

da. Rohe Sitten und die ungeberdige Leidenschaftlichkeit der alten Zeit waren abgestreift und es waren nicht blos die Menschlichkeit und feine Sitte eingekehrt, sondern der Mensch war ein so innerlicher, so geistiger geworden, dass er alsbald mit Geist und Gefühlen Luxus und Raffinement trieb bis zur Spitzfindigkeit und Uebersinnlichkeit. Die Anschauung der Welt war keine finstere mehr, die Ausübung der religiösen Pflichten vertrug sich wohl mit Pracht und Herrlichkeit. Drei Dinge erfüllten das Leben des Ritters: Religion, Liebe und Waffenhandwerk. Von diesen drei hat unstreitig die Liebe, zu einem förmlichen Frauencult sich gestaltend, den Verhältnissen der Zeit ihr deutlichstes Gepräge verliehen. Allein indem man die Liebe zum ersten und absoluten Leitstern erhob, entging man, wie auch bei der Jugendliebe, den Gefahren blöder Thorheit und sittlicher Verirrung nicht. Wir haben hinlänglich Beispiele von Beiden. Und so ist es leicht, wenn man diese Züge sammelt, ein eben so schauriges, wie an Verkehrtheiten vorstechendes Bild der ritterlichen Zeit zu entwerfen, besonders wenn man, wie es geschieht, die Züge des XIV. und XV. Jahrhunderts in das XII. und XIII. hineinträgt, und so zwei Zeiträume zusammenwirft, die wie Poesie und Prosa, wie Idee und Wirklichkeit auseinanderstehen. Beide Perioden sind Extreme, bei denen die Uebertreibung des einen den Rückschlag und den Sturz in das andere hervorgerufen hat. [1])

Wandte sich auch vorzugsweise die idealistische Verehrung des Ritters der Geliebten zu, die meist eine Frau war, so ist doch kein Zweifel, dass er die Verehrung für das ganze Geschlecht im Herzen trug und diese den ehelichen Beziehungen zu Gute kam. Mit dem Verfalle des Ritterthums im XIII. Jahrhunderte stieg auch die Frau von ihrem Herrscherstuhle herab, mehr noch, sie musste es erfahren, vernachlässigt, verachtet, gescholten und gezüchtigt zu werden. Wenigstens gestand das Gesetz dem Manne solches Recht zu, doch sei nicht vergessen, dass die Gesetze niemals ein Maassstab für die Moral eines Volkes sind; [2]) so bestand stets die Unterordnung der Frau mehr in der Theorie als in der Praxis. [3]) Uebrigens darf man in den Gesetzen, welche körperliche Züchtigung der Frauen gestatteten, mit Recht Ueberlebsel aus der vorchristlichen Periode erblicken, wenigstens enthielten die alten sächsischen, keltischen und wälschen Gesetze diesbezügliche Bestimmungen. [4]) Während aber das Ritterthum mit seiner überspannten Romantik, wie Alles den Keim des

---

1) J. Falke, *Ritterliche Gesellschaft.* S. 4—17.

2) *Les lois n'ont jamais été la mesure de la moralité d'un peuple.* (J. Denis, *Histoire des idées morales dans l'antiquité.* Paris 1856. 8⁰ II. Bd. S. 109.)

3) Für die Angelsachsen zeigt dies Thomas Wright, *Womankind in Western Europe from the earliest Times to the seventeenth century.* London 1869.

4) Siehe das interessante Capitel *The Discipline of Wives* in James Cordy Jeaffreson: *Brides and Bridals.* London 1872. 8⁰

Unterganges in sich selbst tragend, zu leerem, hohlen Formelkram auswuchs, keimte und gedieh schon neues Leben, aus anderer Quelle eine neue Cultur; mit dem Verfalle des Ritterthums blühten die Städte auf und das fleissige, trockene, pedantische, poesielose Bürgerthum, mit ihm die bürgerliche Frau, die zu voller und gleichberechtigter Bildung des Geistes wie des Gemüthes erzogen, fortan am bescheidenen Herde die volle Befriedigung fand, die bis dahin nur die höfische Halle gewährt hatte. [1]) Dagegen wurde in bürgerlichen Kreisen, wo das Familienleben selbst keinen festgeschlossenen Charakter besass, auf geistige Ausbildung der Kinder wenig verwendet. Die Mädchen wuchsen gewöhnlich unter der Aufsicht der Mutter allein heran und genossen bestenfalls Nonnenunterricht, der sich nur auf „christliche Zucht", dann auf Sticken und Nähen erstreckte, worin sie allerdings sehr gewandt wurden. In Wien konnten aber im XV. Jahrhunderte Bürgersmädchen nur selten lesen und schreiben. Schon in ihrem 14. Lebensjahre traten sie in die Ehe, was zur Annahme berechtigt, dass das weibliche Geschlecht im Allgemeinen früher körperlich und geistig entwickelt war als in unseren Tagen. Die Väter legten damals wie heute auf praktische Vortheile bei den Ehen der Töchter keinen geringen Werth, und auch die Sehnsucht der Mädchen nach reichen Rittern, das Heraustreten aus der socialen Stellung der Familie, war weit verbreitet. Für die Befriedigung der Eitelkeit und Genusssucht liessen sich die Bürgerstöchter oft zu Schritten abseits von der Bahn weiblicher Zucht und Ehre hinreissen. Dagegen liessen sich die praktischen Väter reichlich mit Geld bezahlen, wenn ein Freier sein Wort brach und nach dem Ehegelöbnisse zurücktrat. Endlich sahen die bürgerlichen Patrizier, durch mancherlei Verhältnisse dazu genöthigt, mit Strenge darauf, dass ihre Töchter nur wieder die Söhne rathsfähiger Geschlechter heiraten. [2]) Im Uebrigen erschollen männlicherseits zu allen Zeiten die nämlichen Klagen über die Weiber. [3]) Eben so begreiflich ist, dass die Prostitution sich einer weiten Verbreitung erfreute; in ganz Europa gab es Freudenhäuser und deren Insassen drängten sich in Masse zu allen Festlichkeiten oder weltlichen wie geistlichen Zusammenkünften. Da die Prostitution, vom Wesen der Cultur unzertrennlich, mit steigender Civilisation zunimmt und sich verfeinert, so behauptete sie im Mittelalter sowohl der Zahl als Bildung nach eine geringere

---

1) J. Falke. A. a. O. S. 171—172.

2) *Wiener Frauenleben im Mittelalter.* (*Neue freie Presse* vom 12. März 1869), erzählt einen Fall, der diese Strenge drastisch illustrirt. Die menschliche Natur nimmt eben keine Rücksicht auf Adel oder Bürgerthum; wo der Vortheil es gebietet, handelt der Bürgerliche genau so aristokratisch wie der Adelige.

3) Dies geht unter anderem aus einer Stelle des Gedichtes *de vita monachorum* hervor, dessen Autor Alexander Neckam ist (enthalten in: *The Anglo-latin satyrical poets and epigrammatists of the twelfth century.* London 1873).

Stufe als im raffinirteren Alterthume, trat also, obwohl thatsächlich geringer, in abstossenderer Form zu Tage.

Der strenge Begriff der Ehe, ihre Heiligkeit und Unlöslichkeit, wie sie die Kirche predigte, welche selbst die Verlobung mit der Ehe gleich erachtete, hat die geschlechtlichen Verhältnisse unzweifelhaft getrübt, immerhin waren sie reiner als im Alterthume; der Vorwurf, dass die Unlöslichkeit der Ehe zur Unsittlichkeit führe, ist nur zum Theil berechtigt, wenigstens für das Mittelalter; nicht ihr ist das Mönchs- und Nonnenthum entquollen, welches überhaupt keine specifisch christliche Erscheinung ist, und nicht die kirchlichen Vorschriften haben die Prostitution grossgezogen. Thatsache ist, dass einerseits die modernen Culturnationen, obgleich von kirchlichen Vorurtheilen emancipirt, noch strengere Ehebegriffe besitzen, andererseits dass die leichte Löslichkeit der Ehe im spätrömischen Alterthume dieselbe gerade so zu einer legalen Prostitution [1]) entweihte, wie die frühere Unfreiheit eine der Hauptursachen der Corruption in der römischen Familie gewesen. [2]) In der That hat auch jede Lockerung der Sitten stets eine Zerrüttung der Gesellschaft zur Folge gehabt. [3])

Dass die Sklaverei im Mittelalter nicht erst durch die Verwilderung während der Völkerwanderung bei den Germanen einheimisch wurde, sondern es schon von jeher war, ist bekannt. Strandrecht, Unfähigkeit eine Schuld zu bezahlen, Unterliegen im Zweikampfe, gewisse Verbrechen und die Geiselschaft, am meisten aber die Kriegsgefangenschaft führten zum Verluste der Freiheit. Der Handel mit Sklaven ging allerdings hauptsächlich in der heidnischen Zeit des nördlichen und östlichen Europa's im Schwange, jedoch die christlichen Völker betrieben das Geschäft nicht minder. Hauptmarktplätze waren Rom und Lyon, Haupthändler aber, wie schon einmal erwähnt, die Juden. Unter der Geistlichkeit entstand zuerst die Meinung, dass die Leibeigenschaft gegen das göttliche Gesetz sei, und wurde von ihr dann weiter verbreitet; als jedoch Papst Alexander III. im dritten Lateranischen Concil die Sklaverei der Christen verbot, erwies sich die Macht der damals auf ihrem Höhenpunkte stehenden Kirche so wirkungslos gegen die fest eingewurzelten Anschauungen, dass sich die Völker allenthalben den Excommunicationen widersetzten. [4]) Noch im XII. Jahrhunderte wurden Engländer häufig

---

1) Denis, *Hist. des idées morales dans l'antiquité.* II. Bd. S. 101. Die traurigen Folgen leichter Lösbarkeit der Ehe schildert auch Jeaffreson A. a. O. im Capitel *On Espousals.*

2) Denis. A. a. O. II. Bd. S. 98.

3) Peschel, *Völkerkunde.* S. 230.

4) Edwart Kattner, *Sklaverei und Sklavenhandel im Mittelalter.* (*Ausland* 1867. No. 13. S. 301—305.)

nach Irland verkauft [1]) und ähnliche der Sklaverei sehr nahekommende Leibeigenschaftsverhältnisse herrschten in den schottischen Kohlengruben und auf den westlichen Gebieten bei den Scallags. Erst im XIII. Jahrhunderte kam der Handel mit tscherkessischen und russischen Sklaven nach Aegypten in Schwung durch den Freistaat Genua. Seit dem XIV. Jahrhunderte wurden die Urbewohner der Canarien, die Guanchen, in Sklaverei verkauft, und seit dem XV. eröffneten die Portugiesen ihren Menschenraub an der Westküste Afrika's und begann der Verkauf der Negersklaven, welcher in der Gegenwart dem noch ärgeren Kulihandel Platz gemacht hat. Fügen wir hinzu, weil sich später vielleicht kein schicklicher Ort mehr dazu ergibt, dass die Negersklaven anfänglich nach Spanien und Portugal eingeführt wurden. Dieser Import wird für Lissabon auf jährlich 10—12,000 veranschlagt, die maurischen Sklaven abgerechnet. [2]) Dass dies nicht ohne grossen Einfluss auf das Volk bleiben konnte, liegt auf der Hand. Aus einer Schilderung [3]) der Zustände in Lissabon 1535 wissen wir, dass dort alles voll mit Negersklaven war, dass es vielleicht mehr solche Sklaven und Sklavinnen gab, als freie Menschen. Es ist auch historisch ausser Zweifel gestellt, dass die Portugiesen sowohl semitisches (Carthager, Araber) wie Negerblut in ihren Adern haben. Daraus erklärt sich, warum dieses Volk, schon ursprünglich in den warmen Ländern Europa's zu Hause und überdiess mit aus noch wärmeren Gegenden herstammenden Völkern vermischt, besser wie andere europäische Nationen Niederlassungen in tropischen Gegenden zu begründen vermochte. [4])

Die Juden und andere Ausgestossene.

Den Menschenhandel des Mittelalters betrieben, wie gesagt, vorwiegend die Juden; es wäre aber ein schwerer Irrthum, etwa dem sittlichen Abscheu der damaligen Welt vor dem Sklavenhandel die gedrückte Lage des mittelalterlichen Judenthumes zuzuschreiben. Ein solcher Abscheu existirte nicht, das Volksbewusstsein erblickte kein Unrecht darin. Dennoch war zweifelsohne die Lage der Juden im Mittelalter eine überaus harte, ihre Behandlung eine grausame. In allen Ländern wurden sie auf das bitterste gehasst und verfolgt; es gab keine Schlechtigkeit, die man ihnen mit Recht oder Unrecht

---

1) Stephen, *The slavery of the British West-India Colonies.* London 1824. I. Bd. S. 5 note.

2) Nach Damiao de Goes, *Cronica do felicissimo Rey Dom Manoel.* Lisboa 1749. Fol.

3) Nicolaus Cleynaert, *Peregrinationum ac de rebus Machometicis epistolae elegantissimae.* Lovanii 1550.

4) Siehe die Rede meines gelehrten Freundes Robidé van der Aa in der allgemeinen Sitzung der *Indisch Genootschap* im Haag vom 11. Februar 1873.

nicht nachsagte, keine Ungerechtigkeit, die ihnen gegenüber nicht statthaft gewesen wäre. Jude sein, war an und für sich ein verabscheuungswürdiges Verbrechen, genügend, um gegen die Unglücklichen die tollsten Leidenschaften zu entfesseln. Jude sein war eine untilgbare Schmach; kein Ehrlicher wollte mit ihnen verkehren, sie galten als eine Pestbeule der Gesellschaft, sie zu morden und auszurotten, war kein Verbrechen, ja sogar Verdienst, und liess man sie leben, so mussten sie diese Gnade durch Erduldung von Brandschatzungen und Erpressungen erkaufen. Solche Anschauungen über das Judenthum trifft man mit merkwürdiger Uebereinstimmung bei allen Völkern; woher diese seltsame Erscheinung? Mancher ist nun rasch bei der Hand, dem Christenthume und der Kirche insbesondere alle Schuld der verübten Gräuel zuzuwälzen, und glaubt Wunder was gethan zu haben, wenn er mit Pathos ausruft: „Die menschliche Natur schaudert zurück vor solchen das Mittelalter und das Christenthum furchtbar charakterisirenden Thatsachen.“ [1]) Nein, das ist es eben, die menschliche Natur schaudert nicht davor zurück, sie hätte ja sonst diese entsetzlichen Gräuel nicht begangen, nur die seither gewachsene Cultur einer ganz geringen Anzahl Völker wendet entsetzt davon die Augen ab. Auch die Wissenschaft kennt den Schauder nicht, ihr gelten alle Aeusserungen der menschlichen Physis, die blutdürstigen Triebe der Dahomeyneger und der Fidschicannibalen wie die sanften Regungen eines Tasso oder Schiller gleich beachtenswerth, gleich wichtig und in gewissem Sinne gleich berechtigt. Sehen wir auch hier näher zu.

Die Verbreitung der Juden in Europa reicht in's Alterthum zurück; frühzeitig, schon 139 v. Chr., finden wir sie in Rom und damals schon bedrückt. [2]) Domitian jagte sie wegen religiösen Proselytenmachens aus der Stadt, unter Alexander Severus kehrten sie nach Trastevere zurück, welches Stadtviertel sie bis in das späteste Mittelalter bevölkerten. Wiederholt waren sie schon unter den Römern Verfolgungen ausgesetzt, [3]) obwohl im Besitze aller bürgerlichen Rechte. Philo sagt aber, dass Juden schon zufrieden sein müssten, wenn sie Anderen gegenüber nur nicht zurückgesetzt würden. In der grossen fremden Stadt mussten sie ihr Brod verdienen und konnten und wollten doch nicht eine gewisse Selbständigkeit entbehren. Sie geriethen also auf allerhand kleine Künste, wie sie unter ähnlichen Verhältnissen die Zigeuner treiben; sie befassten sich mit

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 229.

2) Kolb. A. a. O. S. 225 sagt: „über die ihnen anfänglich gewordene Behandlung besitzen wir keine näheren Nachrichten.“ Wer fleissig die Quellen studiert, findet aber deren genug.

3) Siehe darüber die Einleitung des Hrn. Ferdinand Delaunay zu seiner Ausgabe des Philo: *Ecrits historiques de Philon d'Alexandrie, influences, luttes et persécutions des Juifs dans le monde romain.* Paris 1867. 8°

Wahrsagerei, mit der Mischung von Zaubertränken — die Beschuldigung der Giftmischerei liegt dann dem gemeinen Volke sehr nahe — mit der Enthüllung von Diebstählen, sie bettelten wohl auch, aber namentlich fingen sie an mit Plunder zu handeln, zu schachern. Dies eigenthümliche Gewerbe steigerte noch das charakteristische fremdländische Gepräge der Juden, eines Volkes, das, wie man nicht mit Unrecht sagte, alle Menschen hasste und sich allein als das auserwählte betrachtete, das auch in Rom zäher als je an seinen Satzungen und Gebräuchen festhielt. Ging es auch ohne jedwede Assimilation nicht ab, die Juden blieben Juden, sie bewahrten den alten Widerwillen gegen die Abbildung der Menschengestalt, sie beschnitten sich, sie assen kein Schweinefleisch, sie verloren durch die Sabbathruhe, wie Seneca sagt, den siebten Tag ihres Lebens, kurz sie bildeten ihrem Wesen und ihrer Erscheinung nach die vollständigste Opposition zu den herkömmlichen Begriffen, Sitten und Meinungen der übrigen Völker. Besassen die Hebräer auch viele Vorzüge, so traten diese doch nicht auffallend zu Tage wie ihre nationalen Besonderheiten. So konnte es nicht fehlen, dass schon im Alterthume, ganz abgesehen von dem Eindrucke, welchen der jüdische Krieg hinterlassen hatte, die Juden in hohem Grade die Abneigung oder Scheu empfinden mussten, welche das Fremdländische immer zu treffen pflegt, wenn es nicht durch Reichthum und Glanz die Augen besticht, eine Abneigung, die sich bis auf den Geruch erstreckte. [1]) Schon die Römer waren der Ansicht, dass die Juden stinken, [2]) und sagten ihnen genau das nämliche Ueble wie das spätere Mittelalter nach. Seneca, der edle Philosoph, nannte sie ein höchst verruchtes Volk. [3])

Nicht aber die Abendländer allein verabscheuten die Juden, nicht weniger heftig thaten und thun dies heute noch die Orientalen. Zu nicht näher bestimmbarer Zeit drangen nämlich die Juden nach China, wo sie zuerst sich zu Wohlstand und Ansehen emporschwangen, bald aber in Elend und allgemeine Verachtung versanken, woraus sie sich nimmer erhoben. [4]) Man quält, misshandelt und be-

---

1) Diese Darlegung nach der wahrhaft prachtvollen Abhandlung des Dr. Rudolf Kleinpaul, *Alt- in Neu-Jerusalem.* (*Ausland* 1874 No. 24. 25. 26.)

2) „O Markomannen, o Quaden, o Sarmaten“ soll Marc Aurel beim Zuge durch das Land der stinkenden Juden (*foetentium Judeorum*) ausgerufen haben, „endlich habe ich doch noch ekelhaftere Kerle als euch gefunden.“ (Ammian. Marcell. 22, 5 5) Das „Stinken“ der Juden ist übrigens keine Fabel, so wenig wie der Negergeruch; jedes Volk hat constatirtermassen mehr oder minder einen eigenthümlichen Ausdünstungsgeruch, nur in der Intensität liegt der Unterschied. Beispiele zusammengestellt bei M. Rauch, *Die Einheit des Menschengeschlechtes. Anthropologische Studien.* Augsburg 1873. 8⁰ S. 90—92.

3) *De superst.* 3., p. 427.

4) Delaunay. A. a. O. Ueber ihre heutige Lage in China vgl. *Bulletin de la Soc. de géographie de Paris* 1869. II. Bd. S. 334—336 und *Globus.* XXIV. S. 374—375.

drückt sie, aber trotzdem gewinnen sie an Verbreitung und zeigen mehr oder weniger offen ihre Nationalität. Ein Gleiches ist in den muhammedanischen Ländern der Fall. In Centralasien, namentlich in Bochâra wurde der Jude nicht zum Sklaven gemacht, weil man ihn selbst dazu zu sehr verachtete. Seine Behandlung durch die usbekischen Machthaber [1]) unterscheidet sich in gar nichts von der im europäischen Mittelalter üblichen; so wie hier darf er gewisse Kleidungsstücke nicht, andere muss er tragen. Ueberall lebt der Jude ärmlich und schmutzig, wesshalb auch Seuchen ihn am meisten decimiren, [2]) und wenn die blinde Volkswuth des Mittelalters das Ausbrechen grosser Epidemien, wie z. B. den schwarzen Tod, den Juden zuschrieb, so schoss die damalige Unwissenheit nicht gar so fehl. Die gleiche Zähigkeit in Sitte und Art bewahrten die Juden in Algier, wo sie nach ihrer Befreiung durch die Franzosen stolz und übermüthig wurden. Genau dasselbe trifft in den nunmehr den Russen unterworfenen Theilen Centralasiens und in Europa zu, seitdem die Vorurtheile gegen das Judenthum abgestreift sind. Am tiefsten stehen sie vielleicht in Arabien, welches doch einst nahe war selbst ganz judaisirt zu werden. Leben [3]) und Gut sind ihnen dort zwar gesichert, die Verachtung der Araber setzt sie aber grenzenlosen Demüthigungen aus; wie in Marokko und Bochâra dürfen sie keine Pferde, sondern nur Esel reiten, müssen bei Begegnung eines Arabers links ausweichen, absteigen und sich auf gehörige Entfernung halten, denn die Nähe des verachteten Juden verunreinigt.[4]) Da die Araber keinen Begriff von der Religion der Juden haben, sind die fabelhaftesten Gerüchte über deren Ritus bei ihnen verbreitet, [5]) wie bei uns im Mittelalter. An den heutigen Naturvölkern und Stämmen minderer Cultur können wir unsere eigene Vergangenheit studiren und diese physiologisch-historische Methode der vergleichenden Völkerkunde lehrt allein die Cultur in ihrer natürlichen Entwicklung erfassen und begreifen.

Wenn nun übereinstimmend alle Völker und alle Zeiten gegen die Juden das Gefühl des Hasses und der Verachtung genährt haben, so wird es wohl erlaubt sein, den Grund hiefür in den Juden selbst zu suchen. Gewiss, das Mittelalter wusste und verstand nichts von den talmudischen Lehren, nichts von ihrem tiefen Sinne. Was davon in

---

1) Siehe darüber z. B. *Globus* XIII. Bd. S. 63. XXIV. S. 18. *Ausland* 1835. S. 422. *Zeitschrift f. Erdkunde.* 1871. S. 428—430. Vámbéry, *Reise in Mittelasien.* S. 158. 159. 175.

2) So in Smyrna. (C. v. Scherzer, *Smyrna.* Wien 1873. 8° S. 51.)

3) Es gilt für eine Schande, einen Juden zu tödten.

4) H. v. Maltzan, *Reise nach Südarabien.* Braunschweig 1873. 8° S. 179. Ferner *Globus* XXI. S. 254. 263. Diese Verhältnisse hat neuestens sehr eingehend beleuchtet Hr. Josef Halévy, der seine Glaubensgenossen in Yemen und Nedschran besucht hat. (Josef Halévy, *Voyage au Nedjran* im *Bullet. de la Soc. de géogr. de Paris* 1873. II. Bd. S. 5—30, 249—273, 581—606.)

5) Maltzan. A. a. O. S. 180.

die Massen gedrungen war, war das dumpfe Bewusstsein, dass die Hand des Juden von den Bewahrern der Volkstradition stets gegen Jedermann erhoben sei. Es ist das Gesetz der Selbstvertheidigung, welches dann die Hände Aller gegen ihn erhoben hat. Daher allerorts die tiefe Kluft zwischen Juden und Nichtjuden, für die wir nur gar zu gerne unsere eigene Intoleranz verantwortlich zu machen geneigt sind. [1]) Heute sind die Schranken gefallen, die Mensch vom Menschen trennten; die Juden wohnen zum Theil in prächtigen Palästen und speisen mit den Christen, leben mit den Christen, kleiden und scheeren sich wie sie. Dennoch sind das nur einzelne Ausnahmen; in Rom sind die wahren Juden bis auf den heutigen Tag den Römern nicht viel näher gerückt, als sie es zur Zeit des Pompejus waren; der Ghetto besteht fort wie einst in Trastevere und noch im März 1874 hörte Dr. Kleinpaul in eben diesem Ghetto von einem Juden in der sogenannten Tempelschule, dass kein Israelit einem Nichtisraeliten Hebräisch lehren dürfe, und von einem anderen in der catalonischen, dass der Tempel zu Jerusalem dereinst werde wieder aufgebaut werden, wie es der Prophet gesagt; denn ihre Religion sei die älteste, die alleinige, die wahre! [2])

So ist es denn unzulässig, die mittelalterlichen Judenverfolgungen der christlichen Kirche allein zur Last zu legen; sicherlich haben Christenthum und Kreuzzüge den Judenhass bestärkt, nicht aber erzeugt; beseelte er doch auch die nichtchristlichen Römer. Eben so wenig sind die Judenverfolgungen von oben ausgegangen, ist der Volksfanatismus gegen sie von oben genährt worden. Die Judenverfolgungen waren vielmehr vollkommen im Sinne der unteren Volksclassen, die sich an den Ermordungen und sonstigen Gewaltthaten mit dem nämlichen Vergnügen betheiligten wie die Priester und Herrscher. Instinctmässig fühlten die arischen Europäer in dem semitischen Juden den eingewanderten F r e m d l i n g, nach der Meinung minder gebildeter Volksclassen den fremden E i n d r i n g l i n g. Die gemeiniglich als Gegensätze zwischen „Christ“ und „Jude“ hervorgehobene Differenzirung ist nichts anderes als der Gegensatz zwischen Arier- und Semitenthum überhaupt. Ein gut Theil des Judenhasses, zumal im Mittelalter — jugendlichen Völkern ist die Reinerhaltung des Blutes besonders heilig und der Fremdenhass in

---

1) *Edinburgh Review.* Juli 1873. No. 281. S. 64.

2) Kleinpaul, *Alt- in Neu-Jerusalem.* (*Ausland* 1874 No. 26 S. 508); seine Schilderung der Juden in Rom passt trefflich auf die Juden aller Länder. Die Juden sind Juden geblieben bis auf den heutigen Tag; man wandere durch Ungarn, Polen und Russland, wo sie massenhaft auftreten, und man begreift dann Vieles, was man sonst nicht begriff. Vgl. meinen Aufsatz „*Zur Charakteristik des jüdischen Volkes*“ (*Ausland* 1872 No. 38 S. 904—905). Vor wenigen Jahren erhielten die Juden in London von ihrer geistlichen Behörde die Weisung, dass auf ihren Grabmälern, wo sie neben der Jahreszahl seit Bestehen der Welt auch die gewöhnliche Aera anzugeben pflegten, diese letztere wegbleiben müsse, „weil sie eine Anerkennung des Christenthums in sich schliesse!“

höherem Maasse eigen — des sogenannten Vorurtheils selbst in höheren Schichten der modernen Gesellschaft, beruht auf dieser ethnischen Verschiedenheit, die der Freisinnigste nicht bestreiten kann. Dieses Vorurtheil ist eine Art instinctiven, natürlichen Gefühles, das sich allenthalben geltend macht, wo Völker verschiedener Race mit einander in Berührung kommen. Von diesem Gesichtspunkte ist die Lage des Judenthums bei allen europäischen Völkern zu betrachten; die Frage ist eine rein ethnographische und hängt mit jener anderer ausgestossener Racen innig zusammen. Die Geschichte der Cagots in den Pyrenäen, der Caqueux der Bretagne, der Gahets der Gascogne, der Colliberts in Aunis und Bas-Poitou, der Chuetas auf Mayorca, der Vaqueros in den Asturien, der Oiseleurs im Herzogthume Bouillon, der Marans in der Auvergne und noch Anderer, in letzter Linie endlich der Zigeuner ist hiefür eine glänzende Bestätigung. Viele der genannten Stämme standen den umwohnenden Völkern in vielfacher Hinsicht weit näher als die Juden; sie hatten den nämlichen, christlichen Glauben, sie übten nützliches und ehrenhaftes Handwerk, und dennoch gab ein seltsames Vorurtheil sie der allgemeinen Verachtung Preis. Die qualvollste Armuth hätte Niemanden vermocht, seine Tochter einem Cagot zum Weibe zu geben; die Volksmeinung hatte sie in den Bann gethan; Niemand wollte sie sehen, noch weniger berühren. Namenlos elend lebten sie in erbärmlichen Hütten als Zimmerleute oder Dachdecker, von den Dörfern entfernt. In der Kirche gab es eine eigene kleine Thüre, einen eigenen Weihwasserkessel, einen eigenen Winkel für sie; desgleichen auf dem Friedhofe; selbst an eigenen Brunnen mussten sie trinken. An der Kleidung mussten sie ein Stück rothes Tuch oder eine Eierschale angeheftet, die Gahets und Caqueux noch bis Ende des XVII. Jahrhunderts einen Gänse- oder Entenfuss als brandmarkende Unterscheidung tragen. Wie man sich von ihnen erzählte, waren sie Zauberer und Hexenmeister, mit einer stinkenden Ausdünstung und dem Aussatz behaftet, hässlich und von maassloser Geilheit. Den Marans schrieb das Vorurtheil die Verbreitung der Syphilis zu. Eine genaue wissenschaftliche Prüfung hat die Grundlosigkeit dieser Anschuldigungen in den meisten Fällen, zugleich aber ergeben, dass es sich bei diesen verachteten und verhassten Menschenclassen fast stets um ethnische Verschiedenheiten handelte. [1]) Die Cagots sind die Nachkommen spanischer Flüchtlinge, die vor Karl d. Gr. nach dem Norden der Pyrenäen gebracht wurden und sich hier inmitten des aquitanischen und gallorömischen Volkes niederliessen. In ihren Adern rollte iberisches, besonders westgothisches, vielleicht sogar arabisches Blut; möglicherweise hingen sie auch noch der arianischen

1) Siehe das interessante Buch von Francisque-Michel, *Histoire des races maudites de la France et de l'Espagne.* Paris 1847. 8⁰, dem das Vorstehende entnommen.

Lehre an, was dann freilich den Antagonismus gesteigert hätte. Ein Gleiches gilt von den Colliberts; die Chuetas und auch wohl die Marans waren Abkömmlinge von christianisirten Juden, Andere der hie und da zurückgebliebenen Saracenen.

Die Paralelle mit den Juden ist für die Zigeuner oft gezogen worden. Wie die Ausbreitung und Erhaltung der Juden, trotz der erduldeten Unbill, ein ethnologisches Phänomen ist, so gilt dasselbe von dem Zigeuner, der dem Juden überall auf der Ferse sitzt, obwohl er in gewissem Sinne den vollendetsten Gegensatz zu ihm bildet. Wie der Jude ist der Zigeuner fast über die ganze Erde verbreitet, wie er überall gehasst und verachtet. Die Zigeuner, Sindhier, die längere Zeit unter den Afghânen verweilten, stammen aus Indien, wahrscheinlich von dortigen Paria-Kasten, besonders den Doms und Nats;[1]) letztere sind heute noch thatsächlich die wahren Zigeuner Indiens; die ersten Paria's Indiens mögen ganz aus jenen eingebornen Stämmen bestanden haben, welche sich weigerten die Religion der arischen Eroberer anzunehmen; schon in ihrer Heimat gehörten demnach die Zigeuner zu den gedrückten und verachteten Menschenclassen. Die Geschichte ihrer Ausbreitung liegt noch im Dunkel;[2]) ihr ältester Wohnsitz in Europa ist Morea, wo sie zweifellos nach der Mitte des XIV. Jahrhunderts erscheinen;[3]) 1370 trifft man sie auch auf Corfu, wo sie im Laufe der Zeit sogar sesshaft wurden und den höchsten Grad von Gesittung erreichten; 1417 schickten sie ihre Plänklerhorden gegen das Abendland vor und 21 Jahre später, 1438, zogen sie massenhaft in die romanischen und germanischen Länder ein. Seither sind sie überall verbreitet, im äussersten Norden (Schweden und Norwegen) wie im äussersten Süden (Spanien), ja selbst in Westafrika, Algier und der Sahara;[4]) nach Aegypten aber drangen sie wohl direct von Osten.

Der Zigeuner, das Prototyp des Nomadenthums hat sich mit der nämlichen Zähigkeit erhalten wie der Jude; sogar die Reinheit seiner Sprache, das *Rom*, hat er bewahrt, während er sich überall unter die Ansässigen mischt. Wie der Jude dem Handel, hat der Zigeuner sich gewissen Gewerben zugewandt, die er fast ausschliesslich betreibt. Die Weiber üben mit Vorliebe Wahrsagerei und Prostitution. Die

---

1) Charles G. Leland, *The English Gipsies and their language.* London 1873. 8° S 10.

2) Siehe darüber Paul Bataillard, *Les derniers travaux relatifs aux Bohémiens dans l'Europe orientale.* Paris 1872. 8° S. 19.

3) Franz Miklosich, *Ueber die Mundarten und die Wanderungen der Zigeuner Europa's.* Wien 1873. 4° hat festgestellt, dass ein griechisches Land die älteste europäische Heimat der Zigeuner sei. Die Meinung von Carl Hopf *(Die Einwanderung der Zigeuner in Europa.* Gotha 1870.) von einem noch älteren Vorkommen der Zigeuner in der Wallachei ist widerlegt worden von R. Rösler im *Ausland* 1872. No. 17. S. 406—407.

4) Siehe Paul Bataillard, *Notes et questions sur les Bohémiens en Algérie.* Paris 1874. 8°.

wandernden Scheerenschleifer, Kesselflicker, [1]) Musikanten u. dgl., die heute noch die Hochstrasse entlang von Dorf zu Dorf ziehen, sie hängen stets in irgend einer Weise mit dem Zigeunerthume zusammen, stammen davon ab und reden alle ein Jargon, welches sich wie ein gemeinsames Band um diese umherirrenden Menschen schlingt. Die Wenigsten lassen es sich träumen, dass man überall, selbst in der gesitteten Gesellschaft, auf diese Reste des Nomaden- und Zigeunerthumes stosst. [2]) Der Zigeuner ist der einzige Mensch, von dem man mit Sicherheit zu behaupten gewagt hat, er besitze keine positive Religion, kein Band, das ihn mit der geistigen Welt verknüpft, nichts als ein paar gleichgültige Aberglauben und Legenden. [3]) Zigeuner und Jude, Atheist und Theist, sie können aber doch des Aberglaubens sich nicht entschlagen.

Trotz aller Missachtung und Verfolgung sind alle die genannten Stämme überall nicht nur gediehen, sondern auch zu mehr oder minder bedeutendem Einflusse gelangt. Das Judenthum stand an und für sich den feindlichen Christenvölkern durch die Religion nahe, welche eine Menge jüdische Anschauungen und Sitten aufnahm und verbreitete. So trat die jüdische Beerdigung an Stelle des heidnischen Leichenbrandes, die jüdische siebentägige an Stelle der alten achttägigen Woche der Römer, so ging der Name Sabbath in alle romanischen, ja selbst in die deutsche Sprache über. [4]) In gleicher Weise ist das Englische durch die Romsprache mit einer Menge Ausdrücke bereichert worden. [5]) Auch in der Literatur sind diese Ausgestossenen nicht zurückgeblieben und haben selbst in der Wissenschaft sich eine namhafte Stellung zu erringen gewusst. Juden standen lange bei den Orientalen und als Verwandte der Araber im höchsten Ansehen der ärztlichen Wissenschaft und waren bis in's XVI. Jahrhundert Leibärzte der Päpste. Sagt man doch, dass sogar einmal ein römischer Jude, Pier Leone, als Anaklet II. Papst geworden sei. An den Höfen der Fürsten gingen die Hofjuden aus und ein. So weit brachten es die Zigeuner wohl nicht, wie denn ihre literarischen Leistungen, trotz ihrer hohen geistigen Regsamkeit und lebhaften Phantasie, im Allgemeinen geringe sind. Nur ein einziger bedeutender Schriftsteller ist aus ihrer Mitte hervorgegangen, der grosse Mystiker John Bunyan zur Zeit Jakob's II. Die Cagots

---

1) Auch in Montenegro, wo mein gelehrter Freund Prof. Dr. B. Bogisic vollkommen slavisirte, sesshafte Zigeuner entdeckt hat, üben sie ausschliesslich das Schlosser- und Schmiedehandwerk: obwohl stets im vollen Genusse aller ökonomisch-bürgerlichen Rechte, gilt dies in socialer Beziehung nicht; so entbehren sie immer noch das *jus connubii* mit den übrigen Montenegrinern, obwohl hierüber kein geschriebenes Gesetz besteht. (Siehe Bogisic's Aufsatz im *Ausland* 1874. No. 21. S. 403.)

2) Leland. A. a. O S. 7—8

3) A. a. O. S. 10.

4) Kleinpaul, *Alt- in Neu-Jerusalem.* A. a. O. S. 488.

5) Siehe darüber Leland. A. a. O. Kap. VI. S. 78—100.

und verwandten Stämme haben in bearnischer, baskischer, gascognischer und bretagnischer Mundart eine eigenthümliche poetische Literatur geschaffen.[1])

Wie man sieht, handelt es sich hier um eine Reihe identischer culturhistorischer Erscheinungen, denen in erster Linie das ethnische Moment zu Grunde liegt. Und es ist dabei nicht der wissenschaftlich erwiesene nähere oder entferntere Verwandtschaftsgrad bestimmend, sondern die instinctive Abneigung gegen Alles, was nicht dem eigenen Volke angehört. Römer und Griechen stehen sich, wie wir heute wissen, ethnisch sehr nahe, dennoch betrachteten sie sich anfangs gegenseitig als Barbaren und die jetzige wissenschaftliche Ueberzeugung von ihrer Verwandtschaft hätte bei ihnen nur wenig Glauben gefunden. Dieser instinctmässige Hass aller Völker gegen das Fremde, den nur ein langwieriger Culturprocess zu mildern vermag, wird noch verschärft durch andere Umstände, wie z. B. Glaubensverschiedenheit, die in ihrem Antagonismus zu gegenseitiger Herabsetzung und Verunglimpfungen führen kann. Der Stärkere misshandelt dann allemal den Schwachen. Im Mittelalter waren die Schwächeren die Juden, die früher selbst alle Andersgläubigen mit Stumpf und Stiel auszurotten liebten. Ja die christliche Unduldsamkeit war selbst jüdischen Ursprunges und ihnen geschah nun, wie sie einst gethan. Dazu kommt die Verschiedenheit des Denkens bei verschiedenen Völkern überhaupt. Der allgemeinste Irrthum, dem man im Mittelalter und auch heute anhängt, ist wohl die Meinung, alle Menschen hätten einen Geist wie wir, seien mit den nämlichen moralischen Vorstellungen begabt wie wir, sähen die Dinge im Ganzen so ziemlich im nämlichen Lichte wie wir. Die Wahrheit aber ist, dass der Chinese, der Indianer Amerika's, der Zigeuner ganz anders denkt als der Europäer; der Moralist beschuldigt ihn dann kurzweg einer schiefen Moral; in Wahrheit liegt aber eine verschiedene Moral vor. So schien denn dem europäischen Mittelalter das Fremde an sich verdammenswerth und so scheint manchem modernen Culturhistoriker das Mittelalter an sich verdammenswerth. Er ist eben selbst noch ein Stück Mittelalter.

Rechtsverhältnisse.

An den Erscheinungen des mittelalterlichen Rechtslebens bei allen Culturvölkern lässt sich nicht minder deutlich das Aufsteigen aus barbarischen zu gesitteteren Zuständen studiren, wobei der Vergleich mit den heutigen Verhältnissen niedrigerer Stämme überaus lehrreich ist. In der That gibt es gar kein Entwicklungsstadium

1) Proben davon bei Francisque Michel. A. a. O. II. Bd. S. 124—183.

der dermalen civilisirten Menschheit, welches sich nicht heute noch bei dem einen oder dem anderen Naturvolke wiederfände.[1]) Die Ethnographie zeigt in der Gegenwart neben einander, was in der Geschichte einzelner Völker auf einander folgt; und wenn längst überwundene Anschauungen der eigenen Vergangenheit bei weit entfernten, minder gesitteten Menschen wiederkehren, so liegt darin wohl ein starker Beweis, dass sie ein nothwendiges Durchgangsstadium für die Cultur bildeten. Wie das Embryo in seiner Entwicklung aus dem Ei zum ausgebildeten Individuum in schneller Folge und allgemeinen Umrissen die langsam erfolgte Umwandlung des ganzen Stammes durchläuft, wie der Mensch in seiner geistigen Entwicklung vom Augenblicke der Geburt bis zum Mannesalter in schneller Folge und allgemeinen Umrissen die langsam erfolgten Culturwandlungen durchläuft, so muss jeder einzelne Zweig der Cultur eines Volkes sämmtliche Stadien seiner Entwicklung bei allen Völkern durchlaufen. *Nil humani a me alienum puto,* sagte Terentius und die ärgsten Ausschreitungen der Barbaren bleiben für den Forscher stets menschlich. So haftete denn den Rechtsverhältnissen des Mittelalters lange der Charakter der Grausamkeit und Willkür an, wie jetzt noch bei tieferstehenden Stämmen. Fast allgemein bezog sich die Rechtsgleichheit nur auf die Mitglieder desselben Volkes, während Fremde, z. B. die Wenden und Slaven in Deutschland völlig rechtlos dastanden. Das ethnische Moment machte sich mit unverkennbarer Gewalt geltend. Bei den germanischen Stämmen herrschte ursprünglich allenthalben Oeffentlichkeit des gerichtlichen Verfahrens, welche allmählig bei fortschreitender Gesittung dem geheimen Verfahren wich. Da die Gegenwart die Oeffentlichkeit der Rechtsverhandlungen wieder zum obersten Grundsatze erhoben hat, so ist man nur zu gerne verleitet in dem heimlichen Gerichtswesen einen Rückschritt zu erblicken. Dass es dies nicht war, ergibt jedoch die Betrachtung, dass die Oeffentlichkeit der früheren Epoche nicht den heute massgebenden Gefühlen und Anschauungen entsprungen, der spätere Zustand aber eine Folge der Umgestaltung in den allgemeinen Socialverhältnissen war. Die Epoche, in der die Rechtsbücher entstanden, war offenbar jener überlegen, wo der gesammte Rechtsschatz, weil sehr gering, jedem Einzelnen geläufig. Nur die Armuth des Rechtsschatzes ermöglichte das altgermanische, öffentliche mündliche Gerichtsverfahren, indem es Jeden befähigte mitzurathen und mitzustimmen. Die vergleichende Völkerkunde lehrt nun, dass je freier eine Nation, desto verwickelter ihre Gesetze werden. Die Einfachheit und Klarheit des Rechtes steht immer in umgekehrtem Ver-

---

1) Siehe hierüber das sehr lehrreiche Werk von Prof. Dr. A. Bastian, *Die Rechtsverhältnisse bei verschiedenen Völkern der Erde. Ein Beitrag zur vergleichenden Ethnologie.* Berlin 1872. 8°.

hältnisse zur Freiheit und Gesittung eines Volkes. In der Gegenwart erfordert die Rechtskenntniss ein jahrelanges, anstrengendes Studium und ist daher das Privilegium einer geringen, auserlesenen Zahl geworden, welche dieselbe zu ihrem Lebenserwerbe und Berufe macht. Die wenigen Rechtssätze der durch gemeinsame Rechtsideen charakterisirten germanischen Völker belasteten das Gedächtniss nur wenig, erforderten kein Studium. In allen übrigen Fällen, und dies waren die meisten, trat die Selbsthülfe ein. Nun hat das Recht seinen Ausgang von den Zeiten der Selbsthülfe genommen, um mit ihrer möglichsten Ausschliessung zu enden, was gänzlich noch nicht gelungen ist. Begreiflicherweise begegnen wir auf diesem langen Wege noch vielfachen Ausbrüchen der Selbsthülfe, welche uns als „empörende Ausschreitungen" erscheinen, indess das Merkmal aller niedrigen Civilisation sind. Eine solche Erscheinung ist das in der ersten Hälfte des Mittelalters allgemein herrschende Faustrecht, dann die Vehme und die im freien Nordamerika der Gegenwart auftretende Lynchjustiz. Als mit wachsender Gesittung auch das Recht sich entwickelte, schränkte dieses durch Gesetze die Selbsthülfe immer mehr ein, d. h. es verringerte die Anzahl der vom Gesetze nicht vorhergesehenen Fälle, entzog aber zugleich dadurch dem Einzelnen die Möglichkeit den gesammten Rechtsschatz zu beherrschen. Die Rechtskenntniss ward zur Rechtskunde, die naturgemäss von der grossen Masse des Volkes nur auf Einige überging, die sich damit befassen wollten. Die Betheiligung der rechtsunkundigen Menge am Gerichtsverfahren hörte nun von selbst auf, und vom gelehrten Richter zum geheimen Verfahren war nur ein geringer Schritt. Die Handhabung der Rechtspflege lieh aber dem Ausübenden solche Macht, dass Staat und Kirche sich ihrer naturgemäss zu bemächtigen streben mussten. Da nun jeder Gebrauch den Missbrauch unabwendbar in sich schliesst, tritt dieser bei dem geringen Stande der mittelalterlichen Kenntnisse vielfach und grell zu Tage. Heute ist es allerdings leicht diese Missstände zu beleuchten und zu bejammern, schwer war es aber die Stufe zu erreichen, welche diese Missstände charakterisiren. Die Reception des römischen Rechtes, das einem civilisirten Volke angehört hatte, schuf zuerst feste, wenngleich keineswegs tadellose Rechtszustände, geschah aber erst, nachdem die Universitäten entstanden und eine früher fehlende Gelehrsamkeit geschaffen hatten, die sich nunmehr auch dem Studium des alten römischen Rechtes zuwandte.

So ist denn Alles und Jedes im Mittelalter, was den Tadel der Jetztzeit erfährt, die Folge geringeren Wissens, kurzweg Unwissenheit genannt. Diese Unwissenheit dem Mittelalter zum Vorwurfe zu machen, ist aber so thöricht, als vom Kinde die Einsicht des Jünglings, vom Jünglinge die Reife des Mannes, vom Manne die Weisheit des Greises zu fordern. Alle Cultur ist nur eine

Summe von Wissen. Wissen will aber erworben werden und das Erwerben verlangt Zeit. Offenbar konnte die civilisirte Menschheit vor fünf Jahrhunderten nicht wissen, was sie heute weiss, und in wieder fünf Jahrhunderten werden wir vielleicht selbst noch zum Mittelalter gerechnet werden.[1] Grund genug, die Nachtseiten des Mittelalters milde zu beurtheilen. Auch die Barbarei der Naturvölker beruht auf Unwissenheit. Gewiss entsprangen der Unwissenheit eine Unzahl jener Verfügungen, die heute unser Entsetzen erregen, namentlich die Rohheit der Strafen und der Urtheilsvollstreckung. Man benützte Gottesurtheile und Tortur, um die Schuld zu ermitteln. Dass die „Gottesgerichte“ keine specifische Erfindung des Mittelalters sind, zeigt deren weite Verbreitung in Asien und Afrika, wo sie heute noch in derselben Blüthe stehen wie vor tausend Jahren.[2] Den selbst bei den höherern Völkern wie die Hindus üblichen Praktiken gegenüber erscheint der mittelalterliche Zweikampf immerhin als Culturgewinn. Hier wie dort ist das Gottesgericht blos ein der Unwissenheit entspringendes Auskunftsmittel, weil man auf andere Art die Schuld noch nicht zu ermitteln weiss. Schalten wir ein, dass das Gottesgericht wie die Blutrache an sich schon Merkmale einer höheren Culturstufe sind.[3] Die Folter war dagegen schon bei den hochgesitteten Athenern im Brauche. In die Grausamkeit der Strafen spielt nebstbei die ethnische Anlage der Völker herein. Die natürliche Grausamkeit wird durch die Cultur gemildert, bis nun jedoch noch nirgends völlig unterdrückt. Der Begriff „Humanität“ existirte und existirt heute nicht bei der Mehrzahl der Menschheit. Das Mittelalter war noch nicht in den Fehler verfallen abstracte Begriffe aufzustellen, wie Humanität, Menschenwürde etc. etc., und an deren Wahrheit zu glauben. Dieser Irrthum einer späteren Epoche war aber selbst ein Culturfortschritt. Die Behandlung der Menschen spiegelt sich in der Behandlung der Thiere wieder. Den Gedanken der „Thierquälerei“ als etwas „Unsittliches“, Strafwürdiges vermochte das Mittelalter nicht zu fassen; er hat sich erst in der Neuzeit und nur bei den höchsten Culturvölkern entwickelt;[4] ja das Mittelalter behandelte das Thier oft gleich einem gewöhnlichen Missethäter und stellte es vor Gericht.[5].

Man hat bemerken wollen, dass die Strafen bei den deutschen

---

1) Julius Braun, *Historische Landschaften.* Stuttgart 1867. 8° S. 375.

2) Siehe darüber: *„Gottesgerichte in Asien und Afrika“* (*Ausland* 1868. No. 40. S. 957—960) und Peschel, *Völkerkunde.* S. 279. Jakob Grimm will noch die letzten Spuren dieses Wahnes in dem modernen Duell erkennen. Indess kann man darin recht wohl den Ausbruch der noch nicht ganz unterdrückten Selbsthülfe sehen.

3) Peschel hat gezeigt, dass die Blutrache der erste Versuch zur Begründung eines Rechtsschutzes sei (*Völkerkunde* S. 247—250) und die Liste der den Gottesgerichten huldigenden Stämme umfasst keineswegs die niedrigsten Menschentypen.

4) *Thierfrevel.* (*Wanderer* vom 14. Juni 1872.)

5) Hermann Meier, *Thiere vor Gericht.* (*Natur* 1872. No. 15. 17. 18.)

Völkern in dem Maasse strenger geworden seien, in welchem die Macht der Fürsten sich erweiterte, und dies ist sehr wahrscheinlich. Allein die zunehmende Strenge der Strafen bekundet selbst wieder einen Fortschritt, trotz ihrer abschreckenden Grausamkeit. Lehrreich sind in dieser Hinsicht Dr. Euler's Mittheilungen über das Strafrecht der freien Reichsstadt Gelnhausen. Während noch 1419 Todschlag nur mit Geldbusse und Verbannung *(exilium)* gestraft wird, verhängt sechzig Jahre später der Rath nach Willkür die grausamsten Strafen.[1] Im Zeitraume von einem halben Jahrhunderte haben sich also die Ansichten über den Schaden, welcher der menschlichen Gesellschaft durch den Todschlag zugefügt wird, wesentlich berichtigt, wenn auch diese Berichtigung in erhöhter Grausamkeit ihren Ausdruck fand.

Unter den Verstandesverirrungen, welche in das Gebiet der Rechtspflege gehören, stehen zwei obenan, die zwar nur mit ihren Wurzeln in das Mittelalter zurückreichen, die ich aber hier gleich im Zusammenhange kurz behandeln will: die Hexenprocesse und die Inquisition. Hexen gibt es fast bei allen Völkern,[2] sie sind kein Product der europäischen Phantasie oder des Clerus; sie hängen gewiss mit dem Teufelsglauben zusammen,[3] der selbst aus der vorchristlichen Vergangenheit stammt und den die Kirche zuerst vergeblich bekämpfte, dann aber als Mittel zur Herrschaft benutzte. Der Hexenglaube ist nachgewiesen als ein Ueberlebsel aus der Steinzeit, der wie dies an solchen Ueberlebseln bemerklich, plötzlich wieder hervorbrach.[4] Die Gräuel der Hexenprocesse und Verfolgungen werden indess verständlich, sobald man sich auf den völkervergleichenden Standpunkt begibt. Die Kolhs in Bengalen „sind ein sehr weiches, sanftes und gefühlvolles Volk,"[5] die der Hexerei bezüchtigten Personen behandelt es aber mit Grausamkeit.[6] Warum dies? Eine kurze Ueberlegung zeigt, dass, wenn es wirklich „Hexen" geben könnte, wenn wirklich menschliche Wesen mit der Macht ausgestattet sein könnten, die Naturgesetze und den Gang der Ereignisse nach Willkür zu ändern, ihre Nächsten mit Krankheit, Unglück aller Art und Tod zu schlagen, der durch solche Unholde gestiftete Schaden für die menschliche Gesellschaft so unberechenbar gross sein müsste, dass keine Strafe zu grausam, kein Mittel zur Vertilgung und Ausrottung solcher Wesen zu schlecht wäre. Gäbe es solche

---

1) *Schwäb. Merk.* vom 17. Mai 1874.

2) Ausführliches über die Hexen bei Roskoff, *Gesch. d. Teufels.*

3) Z. B. bei den Makalolos in Südafrika (nach Livingstone).

4) Tylor, *Anfänge der Cultur.* I. Bd. S. 138—141. Wenn der britische Forscher die Schuld dieser Erscheinung hauptsächlich der römischen Kirche beimisst, so ist doch sein ganzes Buch ein lebhafter Protest gegen diese Behauptung. Dass die Kirche beigetragen habe zur Verbreitung des Hexenglaubens, ist aber ganz gewiss.

5) L. Nottrott, *Die Gossner'sche Mission unter den Kolhs.* Halle 1874. 8° S. 69.

6) A. a. O. S. 82—87.

Wesen, die Gegenwart würde mit ihnen nicht milder verfahren als die Vergangenheit. Die Ursache unserer heutigen Milde und unseres Entsetzens über die früheren Gräuel ist einzig unser positives Wissen, dass es solche Wesen nicht gibt, nicht geben kann. Dieses Wissen fehlte unseren Vorfahren, musste ihnen fehlen, wie es so vielen Naturvölkern fehlt, weil es nur langsam und im Zusammenhange mit einer unzertrennbaren Kette anderer Wissensschätze gewonnen werden konnte. Als der Rath der freien Reichsstadt Gelnhausen mit der Hexenverbrennung nachgelassen hatte, beschwerte sich die Bürgerschaft im Februar 1629 darüber und forderte den Rath auf, allmächtigem Gott zu Ehren die Zauberer und Hexen, welche ihnen den Wein sammt Baum- und Feldfrüchten verdorben hätten, wiederum aufzusuchen und auszurotten. Und im Augenblicke, wo ich dies schreibe, empfange ich den Bericht [1]) einer am 7. April 1874 im Dorfe San Juan de Jacobo im mexicanischen Staate Sinaloa erfolgten Verbrennung von Zauberern wegen Behexung mehrerer Leute. Dies geschieht unter dem Banner einer liberalen Republik und das betreffende Document schliesst mit den Worten: *Libertad e independencia!*

Der aus Mexico gemeldete Fall lehrt aber ferner die wichtige Thatsache, dass die mit dem Feuertode Bedrohten die Anschuldignng der Hexerei nicht einmal zu läugnen versuchen, ja sich selbst einer geheimen Zauberkunst rühmen. Und so wird es zumeist auch im Mittelalter gewesen sein; die Hexen gaben wohl oft selbst vor, Hexen zu sein und die Mittel einer wissenschaftlichen Widerlegung fehlten noch. Man glaubte also, weil man gar nicht anders konnte; unsere Ahnen glaubten, die Kohls glauben und die Leute in Sinaloa glauben auch daran. Sie wissen noch nicht. Angesichts des noch heute üblichen Tischrückens, Geisterklopfens, Spiritismus und ähnlichem Spuk, [2]) der auf der nämlichen Grundlage wie der Hexenglaube ruht, überfällt uns nicht nur fast, wie Peschel sich vorsichtig ausdrückt, sondern sicher „bei diesen übereinstimmenden Verstandesirrungen die trostlose Vorstellung, als sei das menschliche Denkvermögen ein Mechanismus, der bei der Einwirkung gleicher Reize immer zu den gleichen Rösselsprüngen genöthigt werde.“ [3]) *Cessante causa, cessat effectus.* Nur beiläufig sei erinnert, dass um die Abschaffung der Hexenprocesse sich zuerst Tanner und der edle Graf Friedrich Spee, welcher 1631 seine Epoche machende *Cautio*

---

1) Durch Güte des Hrn. Dr. Semeleder, mittelst Brief dd. Mexiko, 25. Mai 1874.

2) Ja selbst Gelehrte wie Wallace, Crookes, Perty hängen dem Spiritismus an! Was soll man davon denken, so wie von der Thatsache, dass der Spiritismus seine meiste Verbreitung in den — Vereinigten Staaten gefunden hat. Ist dies vielleicht auch eine Culturleistung der Republik?

3) Peschel, *Völkerkunde.* S. 278

criminalis gegen den Aberglauben seiner Zeitgenossen herausgab, zwei Jesuiten verdient gemacht haben.[1])

Das Zeitalter der Hexenprocesse war auch jenes der Inquisition, eines Institutes von durchaus mittelalterlichem Geiste. Das bequeme, billige Entsetzen, womit man die Gräuel der Inquisition zu schildern liebt, in deren Aufzählung Manche sich mit eigenem Behagen ergehen, hat hier wie immer, wenn es sich um die Nachtseiten des Culturganges handelt, eine objective Betrachtung dieser merkwürdigen Erscheinung nur selten aufkommen lassen. Wie überhaupt das Wesen der Inquisition heute zu beurtheilen sei, darüber wird es kaum noch Meinungsverschiedenheiten geben. Die historischen Forschungen haben aber zur Erkenntniss geleitet, dass die wüthendsten Inquisitoren, persönlich meist tadellosen Wandels, alle Schrecken der Tortur und des Flammentodes kaltblütig und in der festen Ueberzeugung über ihre Mitmenschen verhängten, hiedurch ein der Gesellschaft erspriessliches Werk zu vollbringen. Und es gelingt auch nicht der Beweis, dass diese furchtbaren Leiden nicht die Billigung der Zeitgenossen gehabt hätten. Diese schreckliche Inquisition war nicht etwa dem Geiste der Völker zuwider, sondern durchaus entsprechend; alle Volksclassen haben an ihrer Arbeit Interesse und Antheil gehabt; an freiwilligen Dienstleistungen für die Zwecke des heiligen Amtes ist niemals Mangel gewesen.[2]) Das Volk sah die Inquisition nicht als feindliche, sondern als wohlthätige Institution an, nothwendig zur Erhaltung der socialen Ordnung. Die Fürsten und Päpste, welche dieses Institut am meisten handhabten, galten nicht als Volksbedrücker, vielmehr war der fanatische Philipp II., trotz seiner uns heute abstossend dünkenden Eigenschaften, der Abgott der Nation und zwar aus Ursachen, welche mehrere Jahrhunderte hindurch die Spanier zum loyalsten Volke in Europa machten. Ja mehr noch, Philipp war anerkanntermassen der vollkommenste Typus des spanischen Volkscharakters.[3]) Eine solche Erscheinung verdient die vollste Beachtung des Culturforschers, der sich nicht leichtfertig mit einem der Empörung Ausdruck leihenden Phrasengeklingel darüber hinwegsetzen darf. Gewiss ist auch die Inquisition vielfach zu eigennützigen, unedlen, gemeinschädlichen Zwecken missbraucht, ausgebeutet und dadurch die Quelle unsäglichen Schadens geworden.[4]) Ihren Ursprung zu verstehen,

---

1) Auch Dr Johann Wier (*Joannes Wierius)*, 1515 zu Grave geboren, 1588 zu Tecklenburg gestorben, wirkte als Leibarzt des Herzogs Wilhelm IV. von Cleve-Jülich-Berg sehr wohlthätig in diesem Sinne, indem er den Herzog von der Grundlosigkeit der Anklage auf Hexerei überzeugte.

2) Vgl. darüber W. Maurenbrecher, *Studien und Skizzen aus der Geschichte der Reformationszeit.* Leipzig 1874. 9°

3) Buckle, *Geschichte der Civilisation.* II. Bd. S. 22—27.

4) Die Wissenschaft ist kühl bis an's Herz hinan; das Gefühl darf sie in ihren Forschungen und Schlüssen nicht beirren. Die Zahl der Opfer der Inquisition ist, wie

versieht uns abermals die Völkerkunde mit dem nöthigen Rüstzeuge. Sie lehrt, dass die Intoleranz alle jene Völker charakterisirt, welche den Unterschied zwischen subjectiver und objectiver Wahrheit noch nicht erfasst haben. Die Inquisition ist aber nur der prägnanteste Ausdruck für die Intoleranz. Religion oder Glaube ist an sich subjective Wahrheit, in so ferne die Ueberzeugung des Einzelnen ihn für die Wahrheit hält. Völker, welche solche subjective Wahrheiten sich angeeignet haben, stehen dadurch unendlich höher als andere;

Maurenbrecher gezeigt hat (A. a. O.), vielfach übertrieben. Nach Llorente: *Histoire critique de l'Inquisition d'Espagne.* 1815—1817, sollen von 1481—1808 in Spanien 31,912 Menschen verbrannt worden sein. Nach glaubwürdigen Quellen betrug die Bevölkerung Spaniens um 1500 n. Chr. 9,320,691, welche Ziffer $2^1/_2$ Jahrhunderte, bis 1768 (Jahr der ersten verlässlicheren Volkszählung) stationär blieb. (Moriz Block, *Bevölkerung Spaniens und Portugals.* Gotha 1861. 8° S. 4.) Die Zählung von 1797 ergab 10,541,221 (A. a. O. S. 5.). Nach Martin Philippson (*Heinrich IV. und Philipp III. Die Begründung des französischen Uebergewichts in Europa.* 1598—1610. Berlin 1870—1873. 8° 2 Bde.) hätte Spanien 1555 exclusive Portugal 10 Millionen, 1621 inclusive Portugal nur mehr 6 Millionen Einwohner gehabt. Es gibt indess kein Mittel, den Werth dieser Berechnungen zu beurtheilen, wesshalb ich diese unwahrscheinlichen Schwankungen aus dem Spiele lasse, und für die 327 Jahre von 1481—1808 die Durchschnittsziffer von 9 Millionen annehme. Gesetzt nun, die Ketzerverbrennungen wären über diese Periode gleichmässig vertheilt gewesen, so hätten dieselben jährlich $97{,}_6$ oder rund 100 Menschen d. h. $^1/_{90000}$ der Bevölkerung das Leben gekostet. Nun soll aber Torquemada in den 15 Jahren von 1483—1498 allein 8800 d. h. durchschnittlich 586 Menschen jährlich, nach den glaubwürdigeren Angaben Mariana's, dem Maurenbrecher folgt, 1481—1498 nur 2000 Opfer zum Scheiterhaufen gesandt haben; diese Ziffern kämen also von den obigen abzuziehen, d. h. auf 312 Jahre entfallen 23,112 Opfer = 74 im Jahre = $^1/_{121756}$. Diese Zahlen sind nicht so furchtbar gross, wie nachstehendes, der Gegenwart entnommenes Beispiel illustrirt. Nach dem „*American Railroad Journal*" fanden im Jahre 1873 im Ganzen 576 Menschen den Tod durch Unglücksfälle auf Eisenbahnen im Gebiete der Vereinigten Staaten, 1112 Menschen wurden verletzt. Diese Ziffern findet das genannte Blatt ziemlich unbedeutend und in der That fällt es Niemanden bei, über dieselben ein Klagegeschrei zu erheben. Wenn nun diese Ziffern immer so „unbedeutend" blieben, so würden in dem gleichen Zeitraume von 327 Jahren nicht weniger als 188,352 Todte und 363,624 Verwundete diesem Fortschritte der Civilisation zum Opfer fallen. Ueberhaupt scheint die Bedeutung grosser Verluste an Menschenleben vielfach überschätzt zu werden. Entvölkerung benachtheiligt allerdings die Cultur, Uebervölkerung aber auch; und in der That ersetzen sich wenige Dinge so schnell und leicht als Menschenleben. Endlich, so banal es klingt, so wahr ist doch, dass alle die beklagenswerthen Opfer menschlicher Thorheit eines anderen Todes einmal hätten sterben müssen. Ihr Leben ist wohl verkürzt worden, doch käme es noch sehr darauf an zu wissen, wie gross der durch diese Verkürzung verursachte Schaden war. Dazu müsste man genau kennen: Lebensalter und Lebensverhältnisse, leibliche Constitution und geistige Gaben dieser vorzeitig Gestorbenen; wie viele dem Greisenalter angehörten und schon zeugungsunfähig waren, wie vielen eine kränkliche Organisation nur mehr eine kurze Lebensfrist gegönnt hätte; man müsste veranschlagen, wie viele durch anderweitige Zufälle oder in Ausübung ihres Berufes ohnedies ein vorzeitiges Ende gefunden hätten, wie viele von acuten Krankheiten dahingerafft worden wären u. dgl. Erst die Eliminirung aller dieser complexen Factoren würde gestatten, den erlittenen Verlust auf ein annähernd richtiges Maass zurückzuführen. Ich bin der Meinung, dass im Allgemeinen diese Art Culturverlust stark überschätzt wird. Könnten die Todten etwas von den irdischen Vorgängen wissen, sie würden sich wundern, wie leicht die Welt sich ohne sie behilft, wie gering die Lücke, die sie zurücklassen.

nur sie sind jedoch der Ausschreitungen des Fanatismus fähig. Der rohe Fetischdiener verfolgt Niemanden des Glaubens halber, weil er selbst keinen Glauben besitzt; zertrümmert er doch sogar den eigenen Götzen. Wo aber einmal eine Idee oder eine verkettete Reihenfolge von Ideen als unerschütterliche Wahrheit anerkannt, und demgemäss die gesellschaftliche Ordnung auf diese Idee gegründet worden ist, sehen wir sogleich die furchtbarste Unduldsamkeit gegen jede Meinungsverschiedenheit. Jede kirchliche Gemeinschaft, die lebendig von der Macht der Wahrheiten überzeugt ist, auf denen ihr Sein beruht, die etwa gar die alleinseeligmachende Wahrheit zu besitzen und zu lehren glaubt, sie wird, gerade je lebendiger ihr Glaube ist, desto eifriger dafür wirken, dass alle Welt dieser Wahrheit und ihrer beseeligenden Folgen theilhaftig werde. Wie schmal ist aber die Linie, welche den Bekehrungseifer von der Verketzerung Andersdenkender scheidet! Die Geschichte aller Kirchen und Confessionen wenigstens hat mit zahlreichen Beispielen gezeigt, dass es gerade für den eifrigsten Bekenner sehr schwer ist, jene schmale Grenzlinie niemals zu überschreiten. Der Islâm hat ein Institut wie die Inquisition wohl nicht entwickelt, dafür übt dort, wo seine Herrschaft noch nicht in Verfall ist, das Volk selbst Inquisition, indem es Andersgläubige nicht duldet, verfolgt und tödtet. Man blicke, um ein Beispiel statt vieler zu nennen, auf die Sijâ-Posch Kafir im Hindukuh, rings umher von fanatischen Moslim's begrenzt. Schon in dem benachbarten Badâchschân kann sich Niemand für einen Sijâ-Posch erklären, ohne sein Leben zu riskiren. Trotz ihres Fanatismus besitzen dennoch die Usbeken zweifelsohne eine höhere Cultur als die Kafirs. In zweiter Linie ist beachtenswerth, dass auch in diese Frage die ethnischen Unterschiede wieder hereinspielen. Die Sijâ-Posch sind nicht blos „Ungläubige", sie sind auch ein versprengter Bruchtheil der arischen Race mit eigenen uralten Sitten und Gewohnheiten, die stark abweichen von jenen der nördlicheren Turkstämme. Auch in Europa war anfänglich die Inquisition nur gegen Fremde, Mauren und Juden, gerichtet, gegen die sich ohnehin der allgemeine Volkshass kehrte, ja selbst von den „Albigensern" ist es nicht unwahrscheinlich, dass sie eine Cagotähnliche Race waren; erst später gebrauchte man die Inquisition auch gegen humanistische und protestantische Ketzereien, wobei die Glaubensdifferenz den Unterschied zwischen Romanismus und Germanismus ausdrückte.

So lange die subjective Wahrheit die Oberhand behält, ist nur zu begreiflich, dass sie jedes Rütteln daran, ja den leisesten Verdacht einer solchen Absicht als verabscheuungs- und todeswürdiges Verbrechen erklärt und behandelt, weil sie dadurch die gesammte Weltordnung für gefährdet wähnt. Von diesem Wahne heilt erst die Unterscheidung zwischen subjectiver und objectiver Wahrheit, eine

Unterscheidung, welche, das Werk der neueren und neuesten Geschichte, nur von wenigen auserlesenen Völkern und zwar ausschliesslich im Kreise der christlichen Nationen gewonnen ward. Die Völker des Islâms sind bis heute noch nicht zu dieser wichtigen Unterscheidung gelangt, noch weniger die Völker des ferneren Ostens. Erst die Vermehrung der Wissensgüter streute jene werthvolle Erkenntniss den jetzigen Culturvölkern in den Schooss; mit ihr verschwand das Institut der Inquisition, nicht ohne der Nachwelt die Lehre zu hinterlassen, wie weit die consequente Durchführung eines eingebildeten „Princip's" führen könne. Vergessen wir nicht, dass die meisten unserer modernen fortschrittlichen Schlagworte auch nur solche imaginäre Principien, d. h. subjective Wahrheiten sind, deren Herrschaft so wie jene überwundenen des Mittelalters des Missbrauches und der Ausartung fähig ist. Davor wird uns indess hoffentlich die Wissenschaft, d. h. die Erkenntniss der objectiven Wahrheit bewahren.

Vom Mittelalter zur Neuzeit.

Zeitalter der Scholastik.

Die fortlaufende Culturentfaltung kennt eine Grenze zwischen Mittelalter und Neuzeit eben so wenig als zwischen Alterthum und Mittelalter. Der Uebergang aus dem einen Zeitalter in das andere fand ganz unmerklich statt und ward wie jede andere Culturphase von unten, nicht von oben aus angebahnt. Ueberschaut man den Culturstrom bis auf die Gegenwart, so gewahrt das Auge überall die innigste Verkettung von Ereigniss zu Ereigniss, von Phänomen zu Phänomen; je tiefer die Forschung in die dunkeln Geschichtspartien eindringt, desto unerwartetere Aufschlüsse bringt sie über den Zusammenhang der scheinbar incoherentesten Dinge; nirgends besteht eine Lücke, überall ein Causalconnex, dessen Nachweis für die noch unergründeten Culturerscheinungen nur mehr eine Frage der Zeit ist. Dieses gesetzmässige Fortschreiten der Entwicklung, die logisch nothwendige Aufeinanderfolge der Culturphasen wäre aber undenkbar, unmöglich, wenn es von dem Belieben eines Einzelnen, von seiner Willkür je abgehangen hätte, der Culturentwicklung diese oder jene Richtung zu geben, oder sie am Ende gar zu unterdrücken. Einzelne Thaten und Handlungen machen diesen Eindruck, so wie man sie aber im Zusammenhange mit dem Vorhergegangenen, Gleichzeitigen und Späteren betrachtet, ergibt sich, dass sie merkwürdig genau in ihre historische Umgebung hineinpassen. Wenn am nächtlichen Sternenhimmel urplötzlich ein unerwartetes Kometenbild aufflammt, dessen Bahn jeder Berechnung spottet, so ist dies eine durchaus natürliche Erscheinung, deren noch unbekanntem Laufe die nämlichen Naturgesetze wie den übrigen Gestirnen zu Grunde liegen. Scheinbar regellos, gehorcht er doch den Anordnungen der Himmelspolizei, steht nicht ausserhalb, sondern passt in den Rahmen seiner

Umgebung. Die Physiognomie, nicht das Wesen der Himmelsdecke wird verändert durch den Kometen, dessen Auflodern der Ausdruck strenger Nothwendigkeit ist. Solche Kometen der Geschichte sind die jeweiligen Machthaber, Eroberer, Könige, Fürsten oder Despoten und sonstigen „grossen Männer", in ihren Wirkungen, guten und üblen weit überschätzt; dass sie diese oder jene Macht besitzen ist der Ausdruck für gesellschaftliche Zustände, die sich stets als nothwendig so und nicht anders entstanden erweisen. An den Vorgängen der Geschichte hat das Bewusstsein keinen bestimmenden Antheil; kein Culturzustand ward je beabsichtigt noch kann er durch bewusste Absicht je erreicht werden, so wenig der Organismus des Kindes zum Manne sich entwickelt durch die bewusste Absicht ein Mann zu werden. Ein bewusstes Handeln der Massen ist nicht erweislich und eben desshalb wird man in ihnen den Grund aller Entwicklung suchen müssen. Die Cultur erstrebt ein immer grösseres Entfernen des Menschen von seinem Naturzustande, aber dieses selbst wird durch natürliche Gesetze bewirkt; die Cultur selbst ist Naturproduct, so sehr, dass der Culturmensch unnatürlich erachtet, was sehr natürlich, dass er sich von den Culturbegriffen nicht mehr losmachen kann, dass er selbst — eine Folge der Cultur — mit anderen, erhöhteren Anlagen geboren wird als das Naturkind. Mit einem Worte, seine Natur ist die Cultur. Innerhalb dieser von ihr selbst erzeugten Cultur macht aber die Natur ihre Rechte unerbittlich geltend und rächt sich bitter an jeder Missachtung derselben.[1]) Dies geht unter Anderem klar hervor aus den Untersuchungen, welche die Culturwelt im Banne ökonomischer Gesetze zeigen, denen die moderne Wissenschaft die Strenge von Naturgesetzen zuerkennt.[2])

Der Uebergang zur Neuzeit, auf deren Triumphe die Gegenwart mit Recht stolz ist, ward durch einen in den Volksmassen unmerklich und ihnen selbst unbewusst vor sich gehenden Umschwung der Anschauung bewerkstelligt, und diesen brachte wieder die gesetzmässig fortschreitende Vermehrung des allgemeinen Wissens hervor. Wir müssen demnach auf den Stand des Wissens im Mittelalter einen flüchtigen Blick werfen. Dieses beherrschte lange Zeit die Scholastik, welche mit der Verarbeitung äusserst dürftiger und sehr getrübter Ueberlieferungen aus dem classischen Alterthume begann. Seit der Mitte des XII. Jahrhunderts trug zur Ausbildung der Scholastik wesentlich der Streit über die Frage bei, ob die allgemeinen Begriffe wirkliche Dinge oder nur blosse Producte

---

1) Geradezu classisch — naiv ist die Deutung, welche Kolb (*Culturgeschichte.* II. S. 683—684) diesen meinen Worten gibt.

2) Ein Hauptverdienst um die wissenschaftliche Begründung der ökonomischen Gesetze als Naturgesetze hat sich der gelehrte Dr. F. X. Neumann in Wien erworben, dessen Anregung ich manche der in diesem Buche ausgesprochenen Ansichten verdanke.

der Abstraction bezeichnen sollten, zwischen Nominalismus und Realismus; diese Philosophie war der schroffste Gegensatz zum Materialismus, dem nichts desto weniger gerade der Nominalismus thatsächlich vorgearbeitet hat. Das ganze Zeitalter war beherrscht vom Wort, vom Gedankending und von völliger Unklarheit über die Bedeutung der sinnlich gegebenen Erscheinungen, ein Zustand, der sich indess änderte, seitdem um die Mitte des XII. Jahrhunderts der Einfluss arabischer und jüdischer Philosophen merklich wurde und allmählig eine vollständigere Kenntniss des Aristoteles durch Uebersetzungen, zunächst aus dem freilich ziemlich fehlerhaften Arabischen, sodann aber aus den in Byzanz erhaltenen griechischen Originalen sich verbreitete. [1] Bis dahin besass man nur die Dialektik des Beothius mit der Einleitung des Porphyrius. Im XIII. Jahrhunderte fand die byzantinische Logik Eingang im Abendlande und inaugurirte die zweite oder spätscholastische Schule, worin der Nominalismus in den Vordergrund trat.

Mancher gefällt sich, im Hinweise auf die albernen Spitzfindigkeiten, mit deren Erörterung die Scholastik sich befasste, pathetisch auszurufen: „Beschäftigung mit solchem Unsinn galt als Gelehrsamkeit, ja als höchste Weisheit; das nannte man Philosophie. Dahin war die Menschheit nach tausendjähriger Herrschaft des Christenthumes gebracht! Wenige völlig alleinstehende Männer gelangten auf einen höheren Standpunkt!“ [2] Die Einseitigkeit dieses Urtheils liegt klar am Tage. Bedenkt man, dass als die Scholastik im IX. Jahrhunderte begann kaum ein halbes Jahrtausend verflossen, seitdem die Völker, in deren Kreise sie sich entwickelte, mit der Civilisation in Berührung gekommen, aus barbarischen Zuständen sich erhoben hatten, so wird man zweifelsohne die Scholastiker für hochgestiegen ansehen müssen. So blödsinnig ihre Tifteleien uns heute bedünken mögen, so waren sie doch von unschätzbarem Werthe, indem sie das Denkvermögen schärften, dieses auf die nachkommenden Generationen vererbten und dadurch zur Zertrümmerung der Scholastik befähigten. Aber auch für ihre Zeit leisteten die Bande der Scholastik der geistigen Entwicklung der Menschheit einen wichtigen Dienst, als vorzügliches Medium für die Verbreitung neuer Gedanken. [3] Zwar nennt man das Mittelalter kurzweg die Periode des Autoritätsglaubens, [4] doch reicht eine Ueberschau ihrer Leistungen hin, die Scholastiker von dem Vorwurf eines knechtischen Autoritätsglaubens zu retten. Es wurde damals mit gleichem Scharfsinne beobachtet und verglichen wie jetzt, nur war die Summe der Erkenntnisse noch sehr gering, das Geringe in schwer

---

1) Lange, *Geschichte des Materialismus.* I. Bd. S. 158—179.
2) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 247.
3) Lange. A. a. O. S. 179.
4) Kolb. A. a. O. II. Bd. S. 248.

erreichbaren Handschriften zerstreut und endlich die Mittel, den Irrthum von der Wahrheit durch sinnliche Beweise zu trennen, nicht in der Uebung oder noch öfter gar nicht ausführbar. Jedenfalls waren es Jahrhunderte, die auf Hohes vorbereiteten. [1]) Speciell der Nominalismus, das skeptische Princip gegenüber der Autoritätssucht, wandte die Schärfe seiner analytischen Denkweise auch gegen die kirchliche Hierarchie, wie er die Hierarchie der Begriffswelt stürzte. Occam verlangte Denkfreiheit, hielt sich in der Religion an die praktische Seite und warf die ganze Theologie über Bord, indem er die Lehrsätze des Glaubens für schlechthin unbeweisbar erklärte. Occam dachte also vor Jahrhunderten klarer als jener moderne Kritiker der Gegenwart, der sich über ein Buch ereifert, worin ein Theologe eben so wahr als freimüthig zu beweisen sucht, dass „Glauben und Wissen“ sich sowohl ihrem Wesen als ihrem beständigen geschichtlichen Verhältnisse nach contradictorisch ausschliessen. [2]) Occam's Lehrsatz, dass die Wissenschaft in letzter Linie keinen anderen Gegenstand hat als die sinnlichen Einzelndinge ist noch heute das Fundament der Logik Stuart Mill's, und die Opposition des gesunden Menschenverstandes gegen den Platonismus gelangt bei ihm zum schärfsten Ausdrucke. [3])

Damit ist auch die Stellung der Kirche gegenüber den Rösselsprüngen der mittelalterlichen Philosophie, worunter die Gesammtheit des Wissens zu verstehen ist, gegeben. Auf die Leichtgläubigkeit, die allen jugendlichen Nationen eigen, fusste der von der Kirche genährte Autoritätsglaube, das Geistesjoch, welches andererseits so viel zur Erziehung der Völker beigetragen. Nicht das Christenthum und nicht die Kirche hatte nach tausendjähriger Herrschaft zu den unsinnigen Disputationen der Scholastik geführt, sondern das Wesen der Religion überhaupt. Man staunt nicht „immer wieder wie viel menschlicher Scharfsinn auf die unfruchtbarsten, mitunter thörichtsten Zwecke verwendet oder vielmehr dafür vergeudet wurde,“ [4]) wenn man nach den Ländern des Islâm blickt, wo die nämliche Geistesvergeudung noch heute die Gelehrsamkeit bildet. [5]) Auch dort sind die Menschen nur der „Religion“ wegen vorhanden. Jede Religion zielt an sich auf Beherrschung der Geister ab und Herrschsucht ist daher mit dem Priesterthume, dem greifbaren Repräsentanten der

---

1) Peschel, *Gesch. d. Erdk.* S. 207—208 vgl. den Abschnitt: *Das Naturwissen der Scholastiker.* S. 200—208.

2) Das Buch ist jenes von Franz Overbeck, *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift.* Leipzig 1873. 8°. Die angedeutete Kritik erschien in der *„Beilage der Allg. Ztg.“* 1874. No· 35.

3) Lange. A. a. O.

4) Kolb. A. a. O. S. 251.

5) Man vgl. diesbezüglich z. B. die Erlebnisse H. Vámbéry's in Centralasien (*Reise in Mittelasien.* S. 164.) und Jos. Havély's in Arabien. (*Bull. de la Soc. de géographie de Paris.* 1873. II Bd. S. 270—271.)

Religion verwachsen. Offenbar spielt bei der Herrschsucht fast immer ein Ideal mit, welches theils an sich überschätzt, theils aber in eine einseitige Beziehung zur eigenen Person als seinem unentbehrlichen Träger gesetzt wird. Dies der Grund, warum gerade religiöse Herrschsucht so besonders häufig ist, denn die Fälle, in welchen die Religion von einem herrschsüchtigen aber nicht religiösen Charakter als Hauptthebel benützt wird, dürften in der Geschichte sehr selten sein.[1]) Um zu herrschen, musste die Kirche demnach die Glaubenssätze hüten und jede Auflehnung gegen dieselben verdammen. Nominalisten und Realisten waren beide Ketzer. Was aber die Herrschaft der Kirche ermöglichte, war, dass sie lange Zeit thatsächlich mehr wusste als die übrigen Menschen; von den geringen überhaupt existirenden Kenntnissen ruhte die Mehrzahl im Schoosse der Geistlichkeit, und die Kirche selbst brachte die grossen bahnbrechenden Köpfe des Mittelalters hervor, sie selbst zeugte die Kinder, welche sie überwinden sollten. Johann von Salisbury, Albertus Magnus, Roger Bacon, Thomas von Aquin, Duns Scotus, Bonaventura, Vincenz von Beauvais und so viele Andere waren Geistliche, gehörten der Kirche an. Umgekehrt war die Kirche die Wiege alles Fortschrittes, den sie nachher sorgfältig zu unterdrücken sich bemühte. Anfangs verlieh ihr das Wissen Macht, desshalb pflegte sie die Wissenschaft; ihren Händen entschlüpfend, in den Besitz von Laien gerathend, kehrt das Wissen sich aber gegen sie; sie ist nicht mehr seine alleinige Hüterin, und ihr Ansehen sinkt; daher schon seit dem XI. Jahrhunderte Unterdrückung der Denkfreiheit in Güte und Gewalt, Verdammung jeder unabhängigen Untersuchung durch die Religion, den Glauben; doch kam es bis Ende des XIII. Jahrhunderts noch zu keinem eigentlichen Bruche zwischen Wissen und Glauben, wie die oberwähnten Namen beweisen. Es bekundete die Kirche aber einen staatsmännischen Scharfblick, indem sie das Wissen als glaubensfeindlich denuncirte, denn dies ist es in der That.

Die Literatur des Mittelalters.

Ehe die Wissensfrüchte reiften, blühte die Literatur der europäischen Völker empor. Um's Jahr 1000 war beiläufig der grosse ethnologische Process der Völkerbildung vollendet, die einzelnen Nationalitäten hatten sich abgeklärt, die Nationalsprachen traten sich als festgegliederte Gruppen gegenüber; von diesem Zeitpunkte datirt die Abweichung der europäischen Völker von einander, und konnte sie in den verschiedenen Literaturen zum Ausdrucke gelangen. Darf man unter Poesie hauptsächlich die Schöpfungen der Volksphantasie

---

1) Lange. A. a. O. S. 212.

im Gegensatze zu der mehr realistischer Beobachtung zugewandten Prosa verstehen, so ergibt sich, dass alle niedrigen Völker nur Poesie besitzen. Poesie ist wesentlich die Mythenbildung, Poesie, was Reisende von den Geistesregungen schriftloser Wilden gesammelt haben, ihre Fabeln und Sagen, Poesie die merkwürdigen Thierfabeln Indiens,[1]) wie nicht minder jene der Hottentotten[2]) und die Ammenmärchen der Zulu-Kaffern;[3]) Poesie endlich die Lieder, womit der Maori Neuseelands das Tätowiren der Männer und Mädchen, das Hervorkommen des ersten Zahnes, das erste Abschneiden des Haares u. s. w. begleitet.[4]) Dabei fällt sofort der Zusammenhang zwischen der Poesie und dem Gesange auf, der fast keinem Volke fehlt, so wenig wie der Tanz.[5]) Jedenfalls darf man Tanz und Gesang für allgemein menschliche Regungen halten, die mit der Entwicklung der Volksphantasie in Verbindung stehen. Vielfach wirkt darauf die Umgebung der äusseren Natur ein, die sich im verschiedenen Wesen des Tanzes und Gesanges wiederspiegelt. Die Tänze der Wilden unter dem glühenden Himmel Africa's und Bengalens arten zu sinnenberauschenden Orgien aus, während die Lieder der Steppenvölker klagend und monoton sind wie die öde, stille Wüste ringsumher. Der Natur ihrer zauberreichen Landschaften wird man es beimessen dürfen, dass bei den Romanen die Sangeslust mehr sich entfaltete wie bei den Germanen; des heiteren Südens Farbenpracht weckte auch heitere Gemüthsanlagen, welche die Strenge des kälteren Nordens zurückdrängte, um eine ernstere Sinnesrichtung zu bevorzugen. Mit der Entwicklung des Gesanges ging jene der Poesie Hand in Hand, und so ist es nur natürlich, dass die provençalischen Troubadours, die Sänger der Italiener und Spanier dem deutschen Minnegesang vorangingen und in vollendeter Form auftraten. In den jungen Völkern Europa's erwachte jetzt erst allerwärts die Poesie und die poetische Literatur. Es ist nicht „bemerkenswerth, dass bei der Rohheit der damaligen deutschen Zustände eine poetische Ader sich überhaupt nur erhielt,"[6]) weil die Gesänge, womit die alten Germanen Tuisco feierten,[7]) die deutschen Volkslieder, die im IV. Jahrhundert am Rheine erschallten, endlich die Nachklänge alter Gothenlieder im VI. Jahrhundert einem ethnisch

---

1) Siehe *Hitopadesa*, übersetzt von Max Müller. Leipzig 1844. 8°.

2) Dr. Wilh. Bleek, *Reineke Fuchs in Africa*. Böhlau.

3) Henry Callaway, *Nursery Tales, traditions and histories of the Zulu's.* London 1867. 8°.

4) Siehe diese Gesänge bei Fried. Müller, *Novara-Reise. Ethnographie* S. 50—61.

5) Von den Kaizaken sagen indess alle Beobachter übereinstimmend aus, dass sie keinen Tanz haben. Sponville sagt (*Bull. de la Soc. géogr. de Paris* 1865. I. Bd. S. 473) ganz trocken: *Les Kirghis n'ont point de danses.*

6) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 252.

7) Tacitus. *Germ.* 3.

durchaus verschiedenen als dem nunmehrigen deutschen Volke [1]) angehörten. Diese konnten die poetische Ader nicht erhalten, da sie selbst früher gar nicht bestanden. In gleicher Lage befanden sich die übrigen Völker Europa's. Mit Recht darf man demnach von einem Erwachen der Poesie reden. Poesie charakterisirt aber stets die Völkerjugend, indem sie auch alles Wissen in sich aufnimmt. In den Hymnen der Vedas liegt der gesammte altindische Wissensschatz, die Dichtungen des Homer und Hesiod bergen die ganze althellenische Weltanschauung wie Nibelungenlied und Gudrun die deutsche Stammesgeschichte bewahrten. Auch die erste Form der Geschichtsschreibung, die Chronik — hüllt sich gerne als Reimchronik in das poetische Gewand, besonders in den Niederlanden, wo im XIII. Jahrhunderte Jacob Maerlant seinen *Spiegel historiael* [2]) und Melis Stoke seine *Rijmkronijk* [3]) abfasst.

Klangvoller denn irgendwo ertönte der Gesang im alten Heimatland der Römer, wo die Erbschaft des Lateinischen unter den Mundarten des neueren Europa die melodischste gebar. Als es daheim verstummte, bot Italien dem Lied der Troubadours ein gastlich Dach und bald loderte die Flamme der Poesie in den inhaltschweren Dante'schen Terzinen zu heller Gluth empor. Wie vor- und nachher keiner leuchtete der Dichter, dessen *Divina Commedia* die scholastische Weltanschauung, das gesammte Wissen seiner Zeit verkörperte. Auch hier wieder ein Versuch, wenn auch ein gewaltiger, das Wissen in die poetische Form zu giessen. Neben ihm glänzen Petrarca, dessen Canzonen die Gluth seines Volkes athmen, und Boccaccio der erste und unerreichte Prosaiker, dessen *Decamerone* den Vorwurf der Obscönität auf sich geladen hat, wobei man nicht ermangelt zu betonen, dass die Sittlichkeit in jener „guten und frommen alten Zeit“ überhaupt auf sehr tiefer Stufe sich befand. [4]) Heute wissen wir, dass die Unsittlichkeit Boccaccio's den indischen Quellen zur Last fällt, woraus der Dichter unwissentlich schöpfte und die durch arabische und mongolische Vermittlung nach Europa gedrungen waren. [5])

Italiens hohen Literatur-Aufschwung schreibt man gerne den

---

1) Siehe oben S. 426—427 Note.

2) Der lange verloren geglaubte II. Theil dieses merkwürdigen sprachlichen Denkmales wurde vor einigen Jahren in der Wiener k. k. Hofbibliothek von Prof. Dr. Georg v. Karajan und meinem Bruder entdeckt, und wird von Letzterem im Vereine mit Dr. M. de Vries und Dr. Eelco Verwijs herausgegeben. Siehe über den Dichter: Dr. W. J. A. Jonkbloet, *Beknopte Geschiedenis der nederlandsche letterkunde.* Groningen 1872. 8⁰ S. 65—73.

3) Vgl. A. a. O. S 76. Ausgabe von B. Huydecoper. Leyden. 1772. 4⁰.

4) Kolb. A. a. O. II. Bd. S. 253.

5) Ich war überrascht einige der Boccaccio'schen Erzählungen in deutlich erkennbarer Form unter den *Skazka's* (russischen Volksmärchen) zu finden, die jüngst W. R S. Ralston in seinen *Russian Folk-Tales.* London 1873. 8⁰ veröffentlicht hat. Vgl. übrigens: Markus Landau: *Quellen und Vorläufer von Boccaccio's Decamerone. (Oesterr. Wochenschrift f. Wissensch., Kunst u. öffentl. Lebens.* 1864. II. Bd. S. 1121—1128, 1158—1167.)

freiheitlichen Institutionen der Halbinsel im Mittelalter zu. „So hat in allen Ländern die Freiheit ähnliche Früchte zur Reife gebracht, und zwar auf den geistigen wie auf den materiellen Gebieten.“ [1]) Leider verträgt der Satz die nüchterne Prüfung nicht. Wohl war Italien das wohlhabendste und cultivirteste Land Europa's, allein lediglich dank seiner günstigen, das Mittelmeer beherrschenden Handelslage, welche die Schätze des Orients dort aufspeicherte. Die Sache änderte sich bekanntlich nach der Entdeckung Amerika's, ohne dass die Institutionen eine Aenderung erlitten hätten. Italien war auch das freieste Land Europa's — in der Theorie, beileibe nicht in der Praxis; seine Städte erfreuten sich zwar freier Municipalverfassungen, die sie aus dem römischen Cäsarenreiche her besassen, allein diese Freiheiten wurden völlig verdunkelt durch das blutige Getriebe der Parteien, die als Welfen für den Papst, als Ghibellinen für den Kaiser sich gegenseitig die Hälse abschnitten. Zum Papste standen die meisten freien Städte, zum Kaiser alle Jene, welche die Macht der Städte zu fürchten hatten. Die innere Geschichte dieser Freistaaten ist trostlos; kein Gesetz herrscht, unbestrafter Mord ist an der Tagesordnung, Verfassung wechselt mit Verfassung, aber durch keine wird ein geordneter Zustand hergestellt; eine Partei geht auf die Vertilgung der anderen aus; alles was dazu dient den Gegner niederzuwerfen ist Recht; kein Mittel so verrucht und schändlich, das nicht zu solchem Zwecke erlaubt, ja löblich wäre; kein Band der Natur und der Gesellschaft so stark, das diese Leidenschaft nicht zerrisse. Die Gewalthaber die der Tag erhebt und der Tag stürzt, statt ihrer Bestimmung gemäss Gesetz und Sitte zu schützen, gehen selbst mit dem Beispiele des Verbrechens voran, das für sie aufhört Verbrechen zu sein, wenn es ihre Zwecke fördert. [2]) Und solchen Ansichten pflichten die Volksmassen bei, welche an diesem Kampfe sich betheiligen und von ihren Freiheiten keinen anderen Gebrauch machen, als sich selbst stets neue Gebieter zu geben. Das war das Zeitalter, welches einen Dante gebar. Schrecklich wie alles dies uns bedünken mag, sind es doch nur die wohlbekannten Waffen, womit stets der Kampf um's Dasein zwischen politischen Parteien ausgefochten wird und welche die Cultur selbst heute nur abgeschwächt, aber nicht beseitigt hat. Nur mehr ausnahmsweise schreitet der Sieger zur Vernichtung des Gegners und tödtet ihn, im Uebrigen aber ächtet er ihn in der öffentlichen Meinung, verdrängt ihn von allem Einflusse, allen Aemtern und raubt ihm, wenn er kann, nebst der Ehre auch das Brod. Jeder nimmt noch für sich das selbstverständliche Recht in Anspruch, zu

---

1) Kolb. A. a. O.

2) Carl Streckfuss in der Einleitung zu seiner Uebersetzung der *„Göttlichen Komödie.“* 2. Aufl. Wien 1834. 8° S. 7.

thun, was er beim Gegner Verbrechen nennt; darin gleichen sich alle, wie immer Namen habenden Parteien. Die Republikaner der Gegenwart rühmen den Tyrannenmord, schmähen die Jesuiten, welche diesen predigen, und erklären es für ein Verbrechen an der Freiheit, wenn einem der ihrigen ein Haar gekrümmt wird. Man spricht von der „heiligen" Sache der Republik,[1]) wie früher von der heiligen Sache der Religion. Ein Fetisch ist an Stelle des anderen getreten. Ob dieser Fetisch Religion, Freiheit oder nur ein Steinklotz ist, an dessen Macht man glauben soll, ändert an den Wirkungen des Glaubens nichts. Die wissenschaftliche Prüfung aber glaubt nicht, sie untersucht und erkennt, dass jeder dieser Fetische nur für seine Anhänger und für diese jenen Werth besitzt, welchen sie selbst ihm beilegen.

Im schönen Italien des Mittelalters gab es Alles, nur keine Freiheit; diese konnte demnach weder die literarische Grösse des Volkes erwecken, noch in ihrer ursprünglichen Grundlage genügen, „diese Republiken weit zu erheben über alle mehr oder minder grossen monarchischen Staaten, sowohl an Reichthum als an Bildung des Volkes." [2]) Was Reichthum und Bildung anlangt, habe ich schon früher auf ihre Quellen hingewiesen. Die Literatur sonnte sich aber vorzüglich an den unzähligen Höfen der kleinen Tyrannen, die Italien wie mit einem Netze überspannen. Ebenso fand der deutsche Minnesang an den Höfen der Fürsten und auf den Burgen der Lehnsritter die eifrigste Pflege; in Spanien entsteht das Nationalpoem vom Cid zur Zeit des starrsten weltlichen und kirchlichen Despotismus, in Portugal, Frankreich und England heften sich die Glanzepochen der Literatur an die Namen hervorragender Fürsten. Dagegen lassen die freien und freiesten Gemeinwesen der Gegenwart einen Aufschwung der Volksliteratur vermissen und laben sich an den Schöpfungen der Vergangenheit.

Damit soll zwar die Meinung zurückgewiesen werden, als ob die Freiheit die Literatur zu begünstigen vermöge, nicht aber etwa im Gegentheile behauptet werden, dass sie diese beeinträchtige, oder dass diese nur durch Fürstengunst gedeihen könne. Beides ist irrig. Die Literatur entwickelt sich in ihren ersten Ergüssen unabhängig von beiden; es ist das Hervorquellen der schäumenden Volksphantasie und dieses wird dem Zeitpunkte nach durch die inneren Anlagen jedes Volkes bestimmt; daher die Anfänge der Literatur bei den europäischen Culturnationen sehr verschieden sind. Später treten dann freilich sociale und politische Verhältnisse einer- und Literaturentwicklung andererseits in unvermeidliche Wechselwirkung, wie sich an der französischen Literatur deutlich wahrnehmen lässt. Immerhin sind aber

---

1) Zu lesen im Leitartikel eines demokratischen Organ's, des „*Wiener Tagblatt*" vom 13. Juni 1874.

2) Kolb. A. a. O. S. 256.

selbst ihre Verirrungen wie z. B. der vielgerügte Servilismus gegen die Despotie Ludwig XIV. doch nur ein Spiegelbild des Volkscharakters, welcher einen Ludwig XIV. schuf, duldete und verehrte. Worauf es mir jedoch im Allgemeinen ankam, war der Nachweis, dass die Literatur stofflich poetischen Inhalts d. h. die Schöpfungen der Phantasie überall zuerst auftreten und allen noch wenig gesitteten, ja selbst den Naturvölkern eigen sind. Diese Schöpfungen der Phantasie, ich nenne sie kurzweg Poesie, schreiten den Producten des Nachdenkens stets voraus und ihr Walten ist an sich ein Beweis eines noch jugendlichen Volks- und Culturalters. Dem Wesen nach fällt Poesie mit Kunst zusammen, wesshalb für letztere die gleiche Beobachtung gilt. Poesie und Kunst sind dem später reifenden Wissen, was die Blüthe zur Frucht, d. h. sie schliessen einander strenge aus, denn was Blüthe kann unmöglich zugleich Frucht, was Frucht nicht Blüthe sein. Es ist derselbe Gegensatz wie zwischen Glauben und Wissen. Poesie und Kunst, sie glauben an ein selbstgeschaffenes Ideal, die Wissenschaft weiss dessen Nichtigkeit. Poesie und Kunst, sie liebt oder hasst, die Wissenschaft ist kalt und nüchtern. Poesie und Kunst streben nach Verklärung, die Wissenschaft nach Wahrheit. Weder sind sie je eins, noch können sie je in Eins verschmelzen.[1]) Dies lehrt auch die

Kunstentwicklung des Mittelalters.

Wiederum ist es die vergleichende Völkerkunde, welche uns darüber aufklärt, dass bei allen rohen Völkern die Kunstfertigkeit ihr Wissen unendlich überragt. Aeusserungen eines, wenn auch rohen Kunstsinnes, trifft man bei den niedrigsten Menschenarten der Jetztzeit wie in den Ueberresten der Renthierperiode. Auch bei der Geschichte der Kunst werden wir uns erinnern, dass es rohe, auf der Stufe von Naturvölkern stehende Stämme waren, die sich im Mittelalter auf die Bühne drängten. Anderen gegenüber begünstigte sie der Umstand, dass sie nach Ländern zogen, wo sie während ihrer Culturlehrzeit die Kunstwerke der entschlafenen Alten vor Augen hatten. Von den *Dolmen*, *Menhirs*, *Cromlechs*, Hünenbetten und ähnlichen Bauten abgesehen, von denen es mehr als zweifelhaft, ob sie von germanischen Stämmen herrühren,[2]) hatten

1) Dies gilt von dem Wesen der Kunst und der Wissenschaft; daraus darf man natürlich nicht ableiten, dass ein Dichter oder Künstler kein Gelehrter und umgekehrt sein könne. In der Regel sind sie es wohl nicht, doch fehlt es nicht an Beispielen wie Rückert. Eine Dichtung, die aber nur Wahrheit enthält, hört dadurch an sich auf Dichtung zu sein.

2) James Fergusson verficht (in *Rude stone monuments in all countries.* London 1872. 8°) die seltsame Ansicht, die Dolmen wären in dem ersten Jahrtausend unserer Zeitrechnung von den damals halbcivilisirten Völkern Europa's errichtet worden.

diese in ihrer Heimat kein Denkmal ihres Kunstsinnes geschaffen. Keinesfalls ist etwa eine höhere Entwicklung des Kunstsinnes von früherher ihnen zuzutrauen, und in der That nahm ihre Kunstentwicklung jenen Verlauf, den sie unter solchen Umständen allein nehmen konnte. Es fand, so wenig wie in den staatlichen Institutionen, kein gewaltsamer Abbruch der antiken römischen Kunst, keine plötzliche, unvorbereitete Erfindung eines neuen Kunststyles statt. Die erste Hälfte des Jahrtausends geht vorüber, ehe sich in der Malerei und der übrigens schon von den Römern arg vernachlässigten Plastik ein neuer künstlerischer Styl zeigt. Nur die Architectur veränderte sich inzwischen den Bedürfnissen des christlichen Gottesdienstes entsprechend, behielt lange aber für den künstlerischen Ausdruck der veränderten Gedanken vom Wesen Gottes nothgedrungen die alten Formen bei. An Stelle des Tempels trat die Basilika, die mit der altrömischen forensischen jedoch nichts als den Namen gemein hat und aus dem römischen Privathause hervorgegangen ist. Und wie der christliche Glaube zuerst mit Verschmähung der äusseren Welt begann, so vernachlässigte auch die christliche Architectur den äusseren Styl, um auf Ausschmückung des Inneren das Hauptgewicht zu legen. So entstanden am Hintergrunde der Apsis und am Triumphbogen jene Mosaikgemälde, die, wenigstens was das Material anbelangt, von gediegen monumentaler Art, auch einen neuen malerischen Styl zur Geltung brachten; in ihnen wird zuerst die antike Tradition verlassen und jene herbe, streng und ernst wirkende Auffassung allmählig heimisch, welche man irrthümlich als byzantinischer Styl bezeichnet. Mit dem Namen „byzantinisch“ treibt man gewöhnlich argen Missbrauch. Byzantinismus ist eben so ein hohles Schlagwort wie Cäsarismus, Militarismus u. a. m. In der Kunst wird Alles, was in den sogenannten „finsteren“ Jahrhunderten des Mittelalters entstand, in der Architectur Alles, was zwischen der Antike und der Gothik in der Mitte steht, in der Malerei Alles, was durch formwidriges Wesen, mumienhafte Erscheinung zurückschreckt, byzantinisch genannt und dem Vorurtheile gehuldigt, als ob seit dem Untergange Roms bis tief in das XIII. Jahrhundert die Kunstpflege ausschliesslich byzantinischen Händen wäre anvertraut gewesen. Irrig ist sowohl der Glaube an die allgemeine Verbreitung und die unbedingte Herrschaft des byzantinischen Styles, wie die Meinung, dass derselbe keine anderen Merkmale als Hässlichkeit, plumpes, unlebendiges Wesen in sich begreife. Die byzantinische Architectur wenigstens zeigt festbegrenzte, klar bestimmte Formen.[1])

Begreiflicherweise gelangte in Italien die Kunst in jeder Hinsicht zuerst zu neuer Entwicklung. Freilich dauerte es längere Weile, ehe die Verschmelzung der altheimischen Bewohner mit den zuge-

---

1) Nach Prof. Dr. A. Springer.

wanderten Fremden vollkommen und das neue Volk der Kunstpflege sich hingeben konnte. Die Epoche der ethnischen Völkerbildung, dieser unabwendbare Naturprocess, musste vollendet sein, ehe die Klärung von Anschauungen, Sitten, Sprache, Kunst erfolgen konnte. Nur ethnologischer Unverstand kann von den Europäern in der zweiten Hälfte des ersten Jahrtausends literarische und künstlerische Leistungen fordern. Dennoch haben sich, sowie in der Sprache auch in der Kunst die Ueberkommnisse des Alterthums forterhalten und die Grundlage für die weitere durchaus selbständige originale Weiterbildung der Kunst abgegeben, die freilich einzelne fremde Einflüsse, germanische in Norditalien, arabische und normannische im Süden nicht verkennen lässt. Ein Gleiches lässt sich an der Sprache beobachten. [1]) Im Ganzen aber blieben die Fremden der empfangende Theil, und selbständig entwickelte sich seit der Mitte des XI. Jahrhunderts der romanische Styl, der zwar in Malerei und Plastik noch Barbarisches leistet, in der Architectur aber schon künstlerische Forderungen befriedigt.

Zweierlei lässt sich schon jetzt, ehe wir weiter gehen, deutlich erkennen: das Anlehnen der Kunst an die Kirche und der Vorsprung der Architectur vor den übrigen Künsten. Da Kunst wie Religion auf derselben Grundlage, dem Ideale, fussen, so ist klar, dass Kunst mit Religion zusammen fallen muss, so lange ein anderes Ideal als das der Religion nicht besteht; und so lange als die Religion ideale, wenn auch noch so verdunkelte Ziele anstrebt, wird ihr der Beistand der Kunst nicht fehlen. Selbst im kirchenlosen Alterthume diente die Kunst vornehmlich religiösen Zwecken, die herrlichsten Bildwerke sind Götterstatuen und in den Tempeln entfaltete sich mit Vorliebe der architectonische Genius. Sehr spät erst wandte sich die Kunst profanen Zwecken zu, später noch entstand das Kunsthandwerk. Die innere Verwandtschaft von Religion und Kunst offenbart sich ferner darin, dass je verschiedener die Religionen der Völker von einander, um so verschiedener auch die Künste derselben sind. So lange ein Volk seine eigene Religion hat, besitzt es seine eigene Kunst. Die nationale Kunst beherrschte daher das gesammte Alterthum; die Typen der alten Kunstarten sind in ihrem Grundwesen verschieden und die Kunst selbst überschritt die Grenzen des Volkes nur mit der Religion zugleich. [2]) Dies steht der tieferen Erkenntniss, dass möglicherweise die ersten Typen der Kunst wie jene der Sage und folgerichtig der Religionen auf einen Ursitz, wie

---

1) Im Italienischen sind an 3000 Namen germanischen Ursprungs nachgewiesen, darunter solche wie Garibaldi, bei welchen man es am wenigsten vermuthet. Siehe darüber Louis Delâtre, *Vocaboli germanici.* Roma 1874. 8°

2) Nach Dr. E. A. Riegel, *Grundriss der bildenden Künste. Eine Kunstlehre.* Hannover 1865. 8°

etwa Aegypten, zurückzuführen seien,[1]) eben so wenig entgegen, wie die dermalige Vielheit der Racen der ursprünglichen Einheit unseres Geschlechtes. Die neueren assyrischen Ausgrabungen haben bedeutsame Fingerzeige für die Herkunft der hellenischen Kunst [2]) geliefert, und wie in vielem Anderen mag auch auf dem geistigen Gebiete der Volkscharaktere das Vererbungsgesetz zur Geltung gelangt sein. Sind aber in der Urzeit die Ideale auch von Volk zu Volk gewandert, so haben sie sich doch bei jedem je nach seiner ethnischen Anlage zu scharf umgrenzten Individualitäten in Kunst und Religion ausgeprägt. Je mehr sich nun wieder die Religionen einander näherten, um so ähnlicher wurden auch die Künste, und als das Christenthum über alle Völker einen Glauben, ein Ideal verbreitete, hörten auch die nationalen Unterschiede der Kunst auf; bei Völkern der nämlichen Religion gibt sich die Verschiedenheit ihrer Künste nur in untergeordneten Merkmalen zu erkennen, die auf die verschiedene Auffassung dieser selben Religion durch die verschiedenen Volkscharaktere u. dgl. zurückzuführen sind. [3]) Naturgemäss lehnte sich demnach die Kunst des Mittelalters an Kirche und Religion an, und zwar nicht blos im Abendlande. Die mittelalterliche Kunst scheidet sich scharf in die christliche und muhammedanische; auf Letztere wirkte die Religion in noch weit höherem Maasse; die maurische Kunst trägt nämlich so viele Beschränkungen in sich, welche aus den religiösen Geboten geflossen, dass sie dasselbe Schicksal so vieler alter Künste traf, sie erhielt sich typisch und ihre Entwicklung ist nur eine sehr geringe. Anders die christliche Kunst. Das Christenthum wurde ebenso von den verschiedenen Völkern verschieden aufgefasst und angenommen, wie es im Laufe der Zeit sich als Kirchenreligion ausbildete, änderte und wechselnd gestaltete. Die Kunst folgte allen Phasen der Entwicklung der Religion und nahm immer neue Formen und Ausdrucksweisen an. So innig sind Religion und Kunst ihrem Wesen nach verschmolzen, dass die Völkerkunde lehren darf: je tiefer die Religion, desto tiefer die Kunst. Gäbe es ein religionsloses Volk, es wäre sicher auch kunstlos; die Zigeuner, wenn sie wirklich vollkommene Atheisten sind, wie man behauptet, wären hiefür ein beredter Beleg. Ob es je einen atheistischen Künstler gegeben, weiss ich nicht.

---

1) Julius Braun, *Geschichte der Kunst in ihrem Entwicklungsgange durch alle Völker der alten Welt hindurch.* Wiesbaden 1873. 8° 2. Aufl. und desselben „*Naturgeschichte der Sage.*“ München 1864—65. 8° 2 Bde.

2) A. Conze (*Zur Geschichte der Anfänge griechischer Kunst.* Wien 1870. 8°) weist den Zusammenhang altgriechischer und nordischer Kunstformen nach, den er als einen indogermanischen, alteuropäischen Styl bezeichnet, der, von dem vorderasiatischen verschieden, mit der neuen Cultur von diesem verdrängt wurde. Vgl. auch F. Unger, *La miniature irlandaise, son origine et son développement. (Revue celtique.* I. Bd. S. 9—27.) Die civilisations- und kunstvermittelnde Rolle der Phöniker bei diesem Verdrängen hat Braun in der „*Geschichte der Kunst*“ scharf hervorgehoben.

3) Riegel. A. a. O.

Aus der Völkerkunde erhellt überall zuerst das Auftreten der im Grunde an ein materielles Bedürfniss anknüpfenden Baukunst; es ist fast gar kein Volk zu nennen, welches nicht in der einen oder anderen Weise Spuren seines Bausinnes hinterlassen hätte oder noch heute äussert, und überall und zu allen Zeiten sind es Tempel oder Grabmonumente, denen die meiste Sorgfolt gewidmet erscheint. Von den Dolmenerbauern sind fast gar keine anderen Spuren von Kunstsinn erhalten, als diese rohen Anfänge architectonischer Thätigkeit. Vergeblich sehen wir uns um Kunsterzeugnisse bei Stämmen vom Range der indischen Khassias oder der Brahu in Beludschistan um; dennoch erbauten die einen riesige *Menhirs* und Steintische,[1]) die anderen die seltsamen *Tschap* und *Tschedas.*[2]) So schufen auch die Hellenen früher Baudenkmale, ehe sie Götterbilder meisselten. Dennoch schliesst die Sculptur oder Bildnerei der Architectur zunächst sich an, sie findet Pflege bei Völkern noch sehr roher Cultur; phantastische Götzenbilder grinsen uns auf der einsamen Osterinsel[3]) an, bilden den Schmuck birmanischer Pagoden und aztekischer Teocallis und nicht zu verachtende Anfänge der Bildhauerei verrathen die aus dem härtesten Porphyr geschnittenen Pfeifen aus den räthselhaften Mounds im Mississippi- und Ohiothale.[4]) Auch im Mittelalter bewährt sich der gesetzmässige Anschluss der Bildhauerei an die Baukunst. Ob zwar durch den christlichen Cultus in ihrer Bedeutung zurückgedrängt, äussert sie sich doch[5]) in Reliefdarstellungen an Sarkophagen und Elfenbeinarbeiten bis zum X. Jahrhundert, während die Malerei, die letzte in der Entwicklungsreihe der Künste, auf die Mosaikgemälde beschränkt blieb, die eigentlich keine Malerei sind. Diese dagegen fand ihre höchste äussere Prachtentfaltung in den von Goldgrund sich abhebenden und in starren Formen sich bewegenden Gemälden der Byzantiner.

Die Stellung dieses letztgenannten Volkes zur Kunstentwicklung erscheint meist in schiefem Lichte. Die Byzantiner waren nämlich im Gegensatze zu den Westeuropäern kein junges, sondern ein uraltes, abgelebtes, absterbendes Volk. Wohl gerieth auch das ursprüngliche Hellenenthum mit fremden Elementen in Berührung, seine ethnische Zähigkeit absorbirte indess die fremden Beimischungen, während sie im Abendlande zur Bildung neuer Nationalitäten führten. Die Byzantiner waren stets noch die alten Hellenen und sind es

---

1) Vgl. W. Baer und Fried. v. Hellwald, *Der vorgeschichtliche Mensch.* Leipzig 1873. 8° S. 278—282.

2) Bellew, *From the Indus to the Tigris.* S. 54—57.

3) Siehe Rud. A. Philippi, *La isla de Pascua i sus habitantes.* Santiago de Chile 1873. 8° und Baer & Hellwald, *Der vorgeschichtliche Mensch.* S. 497.

4) Baer und Hellwald. A. a O. S. 466—467.

5) Die sitzende Bronzestatue des h. Petrus im Hauptschiff der Peterskirche zu Rom, von Einigen für einen Moses gehalten, ist ein Werk des V. Jahrhunderts.

geblieben bis in die Gegenwart,[1]) wenn auch später slavisches Blut nicht ganz spurlos an ihnen vorüberging. Allein einmal fanden die slavischen Siedlungen an der unteren Donau später[2]) statt, als die germanischen Einbrüche in das Abendland, dann liess die erwähnte Raceneigenschaft eine etwaige Umwandlung viel langsamer eintreten. So dürfen wir die Byzantiner füglich als die ablebenden Hellenen auffassen. Bei ihnen nun, die als das einzige aus dem Alterthume in das Mittelalter hereinragende Culturvolk, gewissermassen als das älteste Volk jener Zeit, im Besitze des gesammten antiken Wissens und der antiken Civilisation sich befanden, ist eine Kunstblüthe nicht mehr zu suchen. Das gelehrteste Volk des Mittelalters war nothwendig in einem offenen Kunstrückgange befangen. Die Kunst bewegte sich in Byzanz in absteigender, bei den barbarischen Westeuropäern in aufsteigender Linie. Architectur, Sculptur und Malerei der Byzantiner knüpfen nicht an neue Formen an, es sind vielmehr die Formen der classischen Periode, die sich ausleben, wie das Volk, welches sie schafft; so knüpft der byzantinische Kirchenstyl an die altrömische Kuppel an, welche er mit quadratischem Grundriss verbindet. Der Einfluss der byzantinischen Schule war demnach begreiflich im Abendlande geringer als gewöhnlich angenommen wird, dagegen diente sie als theilweises Vorbild den Arabern, deren Baustyl ein Anlehnen sowohl an die Byzantiner als an indische Muster verräth.

Der Gang der mittelalterlichen Kunstentwicklung ist, man sieht es, ein durchaus natur- und gesetzmässiger. In Italien, dessen Volk dem alten Römerthume ethnisch und sprachlich am nächsten stand, entfaltete sich zuerst der romanische Styl, nur theilweise durch Byzantiner, Araber, Normannen und Deutsche beeinflusst. Die nächste Kunstrichtung erstand in Frankreich, nach Italien, jenem Lande des Westens, das am meisten von der antiken Civilisation gerettet hatte. Hier entwickelte sich aus der romanischen Bauweise, wie die Vergleichung noch bestehender Monumente ergibt, mit Nothwendigkeit die Gothik, die ihre Herrschaft fast über das ganze Mittelalter erstreckte. In Frankreich, Deutschland und England hatte man schon längst den Nachdruck auf die Ausbildung des Gewölbebaues gelegt, dessen höchste Entwicklung eben die gothische Architectur bezeichnet. Und die Gothik mit ihren sehnsüchtig himmelanstrebenden Thürmen, die im Gegensatze zum romanischen Style stets mit der Façade verbunden, mit ihren hohen, luftigen, lichtdurchbrochenen Schiffen und ihrem schweigsamen Ernste, darf sowohl als der Ausdruck der die Zeit beherrschenden Scholastik wie jener schwermüthigeren Gemüthsstimmung gelten, welche den Norden vom lachenden

1) **Bernh. Schmidt**, *Volksleben der Neugriechen.* I. Bd.

2) **Erst im VII. Jahrhundert, nach R. Rösler**, *Ueber den Zeitpunkt der slavischen Ansiedlung an der unteren Donau.* S. 45.

Süden unterscheidet. „Wie kein anderer Baustyl drückt der gothische seine Zeit aus. Der gothische Baustyl ist das Mittelalter. An jedem dieser riesenmächtigen gothischen Münster hat der kirchliche Volksglaube mitgebaut. Wie Alles, was das Mittelalter gedichtet, so klang auch die gothische Steindichtung aus dem Herzen des Volkes heraus in das Herz des Volkes hinein. So spielten auch, weil die gothische Kirche ganz die Zeit und das Volk war, durch deren Ornamenturen physiognomische Züge aus dem Leben der Zeit und des Volkes. Zwischen apokalyptischen Symbolen des Heiligsten, Darstellungen aus dem alten und neuen Testamente, aus der Legende der Heiligen, aus der Märtyrergeschichte u. s. w. drängen sich fratzenhaft komische Zerrbilder hervor, spottet der derbe Volkswitz, lacht uns der Schwank irgend eines volksthümlichen Schalksnarren an, eröffnet sich uns ein Blick in die Sitte und Unsitte, in die Mode und den Brauch der alten Zeiten. Das war nicht Frivolität, nicht Herabziehung des Heiligen, eben so wenig als die niedrig komischen Figuren, ja selbst die derben Zoten in den mittelalterlichen Mysterien- und Mirakelspielen frivoler Spott über das Heilige waren. Sie beweisen nur, dass in jener Zeit das ganze Volksleben in allen seinen Erscheinungen in der Kirche aufging; dass die katholische Kirche noch wirklich die katholische, die allgemeine der Christenheit war. Der Spott, die Satyre gegen die Pfaffen, gegen geistliche Missstände waren nicht Angriffe einer dogmatisch feindlichen Lehre; sie erheiterten das Volk, ohne es im Glauben und seiner Ehrfurcht vor Kirche und Priestern zu erschüttern.“ [1])

Ist irgend etwas im Stande, den Zusammenhang zwischen Religion und Kunst einer- und Volksnaturell andererseits darzuthun, so ist es die Stellung der Gothik in Italien, wohin sie fertig und vollendet importirt ward. Ihr Schicksal dort war völlige Entnationalisirung, richtiger Italianisirung, wobei sie viel von ihrem ursprünglichen Wesen verlor, dagegen sich durchaus den italienischen Anschauungen von Religion und Kunst anpasste. Und es erscheint dadurch keineswegs „die gewöhnlich verbreitete Fabel“ von der Einführung und Hebung der Künste durch die Religionen glanzvoll bestätigt, [2]) noch ist je eine Trennung der Kunst von der Religion möglich. [3]) Dies beruht auf völligem Verkennen der Religion; der starre Bigottismus hat der Kunst Fesseln auferlegt, doch Bigottismus ist nur ein Stadium des religiösen Lebens. Und da das ganze Mittelalter hindurch bei lange zunehmendem Geistesdrucke die europäische Menschheit in allen Stücken gleichmässig vorwärts kam,

---

1) Ludwig Walesrode in der „*Gegenwart*“ 1872. No. 42 S. 297. Siehe auch: *Quarterly Review* No. 261 vom Juli 1871 S. 153.

2) Kolb, *Culturgeschichte*. II. Bd. S. 270.

3) Wie z. B. Ludwig Pfau in seinen „*Freien Studien*“ verlangt.

nirgends ein Rückschritt, geschweige denn ein Zurücksinken hinter die Zustände des eigenen Heidenthums bemerklich ist, so muss man die langsame Entwicklung eher dem Volkswesen als der Kirche zuschreiben, die selbst unter dem Einflusse des ersteren stand. Dies geht aus dem ganzen Entwicklungsgange unwiderlegbar hervor.

Der religiöse Sinn der Menschen spornte zur Bethätigung des Bausinnes an, nicht aber die Kirche schuf die Gothik, sondern die Volksphantasie, welche sich Kirche und Baukunst in bestimmten Formen dachte. Die Architectur rief ihrerseits im XII. Jahrhunderte einen Aufschwung der Plastik hervor, den die Gothik begünstigte und über Deutschland, die Niederlande, Frankreich, England und Italien verbreitete, in welch' letzterem Lande nordischer Einfluss stellenweise nicht zu verkennen ist. Im XIII. und XIV. Jahrhunderte sondert sich scharf die italienische Sculptur von jener in West- und Nordeuropa; jene entwickelt sich seit Nicolo Pisano in durchaus dem italischen Volksthume entsprechendem Geiste, diese gewinnt neuen Aufschwung durch die Kreuzzüge und deren poetische Früchte. Die Goldschmiedekunst gewann ein neues Feld durch die Einführung der Monstranzen; die Holzsculptur, besonders die bemalte, kam jetzt erst recht in Aufnahme. Die nämliche Gothik, welche die Plastik begünstigte, beraubte aber die Malerei des nothwendigen Raumes und beschränkte sie auf Miniaturen, welchen die steigende Nachfrage nach historischen und poetischen Werken zu grosser Vollkommenheit verhalf, auf Wandmalerei, die dann bald gegen die Tafelgemälde zurücktrat, auf Mosaiken und Glasmalereien, die im XIII. Jahrhunderte in Frankreich, ein Jahrhundert später in Deutschland ihre höchste Blüthe erreichten.[1]) So erhärtet sich hier abermals das Gesetz, dass die Malerei unter den genannten Künsten zuletzt zur Entwicklung gelangt.

Noch viel später erfolgte die Ausbildung der Musik, wenn man diese als Kunst gelten lassen will. Auch hier stossen wir sofort auf die dreiste Behauptung, das Christenthum sei der Musik nicht günstig gewesen, während das gerade Gegentheil wahr ist. Wurden die heidnischen Lieder verfolgt und vertilgt, so kam doch wirkliche Musik an deren Stelle; den Werth dieser heidnischen Lieder selbst wird man gering genug anschlagen dürfen.[2]) Man kennt die Musik der gebildeteren Völker Asiens und Afrika's im Alterthume, besonders jene der Griechen, wo sie die höchste Ausbildung erfuhr und wissen, dass sie homophon, einstimmig und also eintönig war, ja dass man dabei von Melodie nicht reden kann. Es ist aber kein

---

1) Siehe darüber: Schnaase, *Geschichte der bildenden Künste in der Spätzeit des Mittelalters.* Düsseldorf 1874. 8°

2) Auch ein Kritiker wie Eduard Hanslik meint, dass man diesen Nationen streng genommen kaum eine „Musik" zugestehen kann. *(Oesterr. Wochenschrift.* 1864. II. Bd. S. 913.)

Zweifel, dass sogleich die ersten Christen, der tieferen Erfassung des Geistigen gemäss, die sich in der neuen Religion aussprach, bei ihren Religionsübungen der Kunst der Töne einen bedeutenden Raum gestatteten; ja erst von nun an tritt die Musik mit ein in den Mittelpunkt der Kunstbestrebungen, und man kann wohl sagen, die Musik ist das Bedeutendste und Ureigenste, was der menschliche Geist seit den Zeiten der Alten geschaffen hat. Und, weit entfernt, die heidnischen Gesänge zu unterdrücken, eigneten sich vielmehr die ersten Christen die Weisen der Griechen ohne viel Veränderung zunächst an. Aber wie bekamen diese Weisen sogleich einen anderen Charakter, wie sehr erfuhren sie eine Vertiefung! Bald hatte der Gebrauch der Musik beim christlichen Cultus eine solche Bedeutung und Verbreitung gefunden, dass bereits im IV. Jahrhunderte Bischof Ambrosius Gesangschulen errichtete und den nach ihm genannten Lobgesang einführte, dem Papst Gregor einige Verbesserungen hinzufügte. Dem reichbesaiteten Gemüthe der Germanen blieb es jedoch vorbehalten, von der Homophonie zur Polyphonie, der Mehrstimmigkeit, vorzuschreiten, wenn der belgische Mönch Hucbaldus (Anfangs des X. Jahrhunderts) wirklich das Organum erfand, welches Guido von Arezzo ein Jahrhundert später weiter ausbildete. Ende des XI. Jahrhunderts kam in Flandern und Frankreich der sogenannte Discantus auf, und jetzt war erst eine wahre Mehrstimmigkeit erstanden, die Tact und Rhythmus bald zur Musik in unserem Sinne erhoben.[1]) An diesem ganzen Entwicklungsgange der Musik im Mittelalter bis auf Palestrina und seinen ungleich höher stehenden Zeitgenossen Orlando di Lasso nahm die Kirche den wohlthätigsten Antheil, zumal war es die päpstliche Capelle in Rom, welche den musikalischen Grössen Mittel und Gelegenheit zur Entfaltung bot. Erst nachdem der Völkerbildungsprocess in Europa vollendet, konnte auch das Volkslied entstehen und die Musik die weltlichen Kreise für sich erobern. Minstrels, Troubadours und Minnesänger, wie die erwachende Volkspoesie sie schuf, — in ihrem Wesen übrigens bei vielen Naturvölkern anzutreffen[2]) — leisteten viel für das Erstehen einer weltlichen Musik, die bei aller Unvollkommenheit doch im XIV. Jahrhunderte eine bedeutende Ausbreitung errang.

---

1) Dr. Ludwig Nohl, *Die geschichtliche Entwicklung der Musik in ihren Hauptzügen. (Oesterr. Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und öffentl. Leben.* 1863. II. S. 353—363, 452—468.) Siehe auch Bd. II. des trefflichen Werkes von W. Ambros, *„Geschichte der Musik.“* Breslau 1864. 8°, und den Essai: *Music: its Origin and Influence* (*Quarterly Review* No. 261, Juli 1871 S. 145—175.)

2) Die Musiker der wilden oder halbwilden Völker Afrika's gleichen alle unseren alten Minnesängern. Sie erscheinen bei den öffentlichen Festen und bei den Begräbnissen, bei Hochzeiten und Geburten, und extemporiren Lieder, die sich auf die vorhandenen Umstände beziehen. Livingstone begegnete solchen Musikern, die auf einer nur mit einer Saite bezogenen Fiedel wilde doch nicht unharmonische Melodien spielten, im Gebiet des Schire, Baker am Setit, nördlich von Abessinien. Auch der javanische *Tukang Thialong* mit seinem Bambusinstrument gehört hieher.

Dem Historiker erscheint das XIV. Jahrhundert in ganz anderem Lichte als dem Kunstforscher; Jener findet Unerfreuliches, Zuchtlosigkeit, Geistesnacht, Elend, Mangel an wahrhaft grossen Männern, wie an erhebenden Ereignissen, Dieser rüstige, erfreuliche Thätigkeit auf dem Gebiete der Architectur, in der Plastik sogar ein frisches, inniges Leben, den ersten Keim der modernen Kunst, die Culturfrüchte der politischen und socialen Ereignisse, welche die Gemüther zu innerer Vertiefung nöthigten. In dieser Zeit der Mystiker kommen aus den romanischen Ländern der Roman und die Allegorie, in ihrem Gefolge das Festturnier und das Schauspiel, dessen Geburtsstätte die Kirche und die dramatische Darstellung der Glaubensgeheimnisse, die sogenannten Mysterien oder Mirakelspiele waren; auch Maskenfeste und Lustreisen stammen aus jener Zeit, welche die Gothik ihrer höchsten Vollendung zuführte. Dies geschah namentlich in England, welches durch aufblühenden Seehandel, siegreiche Kriege und nationale Einigung ungemeinen Aufschwung nahm, und in Deutschland, wo die Entwicklung des Städtewesens die Errichtung vieler Rathshäuser und bürgerlicher Bauten veranlasste. Durch den zünftigen Betrieb war die Kunst überhaupt an die Städte gefesselt, und zwar an die grösseren und wohlhabenderen, denn die Kunst ist, wir wissen es, eines der ersten Kinder des sich sammelnden Reichthums.

Erfindungen und Entdeckungen.

Was ich bisher über die Zustände im Mittelalter vorgebracht, lässt erkennen wie die materielle Cultur sich in diesem Jahrtausende zu unerhöhter Höhe emporschwang. Der menschliche Geist, noch nicht befähigt die höchsten Probleme der Speculation in ihrer Tiefe zu ergründen und darum am Glauben hangend, wandte sich der Verbesserung seiner materiellen Verhältnisse zu; unaufhörlich arbeitete man an der Verfeinerung der Lebensgenüsse, die der intellectuellen Cultur ihrerseits wieder zu Gute kamen. So reiht sich denn im Mittelalter Erfindung an Erfindung, worunter jene des Schiesspulvers und des Buchdruckes nur wegen ihrer augenscheinlicheren Wirkungen hervorgehoben zu werden verdienen. Beide, längst vorher von den Chinesen ersonnen, aber in chinesischem Sinne verwerthet,[1]) dienten der Humanität, erstere indem sie die bisher hauptsächlich mit blanker Waffe geführten Kriege unblutiger gestaltete, was nebenbei bemerkt, auch das Resultat der mitunter getadelten Vervollkommnungen der Mordwerkzeuge in der Gegenwart ist, dann aber, indem sie der rohen persönlichen Tapferkeit, die be-

1) Siehe oben S. 77—78.

sonders im Kampfe mit Schwert oder Lanze zur Geltung kam, an Werth raubte. Auf dem persönlichen Muthe beruhte aber das harnischgepanzerte Ritterthum, das nunmehr seine Grundlagen durch die angebliche Erfindung eines goldsuchenden Mönches erschüttert sah. In der That folgte ihr allmählig eine totale Umwandlung der Kriegführung und des Heerwesens [1]) so wie der diesen zu Grunde liegenden Einrichtungen im Frieden, womit der erste Anstoss zum späteren Sturze des Ritterthums und Lehnwesens gegeben war. Und was das Schiesspulver materiell, das sollte der Buchdruck auf geistigem Felde vollbringen. Die Tragweite dieser Erfindung ist eben so grossartig als in ihren Folgen segensreich. Jetzt besass man das Mittel die Wissensschätze des Einzelnen der Gesammtheit mitzutheilen, wichtige Nachrichten zu verbreiten, sich belehrend, ermahnend, aufklärend, freilich auch hintergehend, aufstachelnd und verdummend an die Menge zu wenden. Die Bedeutung des gesprochenen Wortes trat hinter jene des geschriebenen weit zurück; die Kanzelreden und Predigten verloren an Zugkraft und die wichtige Waffe des Wortes war der Geistlichkeit entwunden. Zum Anhören des gesprochenen Wortes bedurfte man des Lesens nicht, jetzt ward es zum Bedürfniss, Lesen und Schreiben gehörte von nun an zur nothwendigen Bildung, und es wurden Schulen errichtet, um es zu lehren. Freilich dauerte es lange, ehe alle diese Folgen sich entwickelten, denn sie mussten zuerst als Bedürfniss empfunden werden, im Grossen und Ganzen war dies aber der Gang der Cultur bis auf unsere Tage.

Jede dieser Erfindungen hat ihre Vorgeschichte, aus der sie als nothwendiges Product einer langen Entwicklungsreihe erkannt wird. Die Berührungen der Araber mit den Chinesen hatten diese wohl mit dem Pulver oder einem ähnlichen Zündstoff (und dem Papiere) bekannt gemacht und deren Kunde nach Europa gebracht. Die emsig gepflogenen alchemistischen Künste haben dann die Chemie vorbereitet, ermöglicht und zur Entdeckung der richtigen Composition des wahrscheinlich ob seiner Mängel nicht zu allgemeiner Verwendung gelangten Pulvers geleitet. So schreitet überall der Irrthum der Wahrheit voraus. Die Verdienste der Alchemisten [2]) und der Astrologen, [3]) so chimärisch ihre Wissenschaft, sind kaum

---

1) Anfänglich nur als Sprengmittel bei Belagerungen verwendet, fand das Pulver erst nach und nach Eingang im Feldkriege, zuerst durch Feuerrohre, Kanonen (welche die Araber schon 1131 vor Alicante benützt haben sollen), dann durch Rad- und Luntenflinten. Die gänzliche Verdrängung der Pike als Waffe des Fussvolks und die ausschliessliche Ausrüstung desselben mit Feuergewehren kann aber erst von Anfang des vorigen Jahrhunderts datirt werden.

2) Siehe Louis Figuier, *L'alchimie et les alchimistes. Essai historique et critique sur la philosophie hermétique.* Paris 1856. 8⁰ 2me édit. S. 115—131, und auch die schöne Arbeit Rodwell's: *The Birth of Chemistry* in der *Nature.* Bd. VI. VII. u. VIII.

3) J. A. M. Mensinga, *Ueber alte und neue Astrologie.* Berlin 1871. 8⁰.

hoch genug anzuschlagen. Ebenso ging der Erfindung des Letterndruckes jene des Blockdruckes voraus; dieser begann mit Bildern und ging später auf Sätze über. Von da zu den beweglichen Lettern war kein grosser Schritt; die Chinesen hatten ihn längst gethan, mussten ihn aber wieder aufgeben, als für ihre Sprache absolut unpassend. So ist denn gewissermassen der Sprachenbau der Europäer selbst eines ihrer gewichtigsten Culturmittel geworden. Ohne diesen wären die beweglichen Lettern für uns eben so nutzlos gewesen wie für die Chinesen und alle an diese Erfindung[1]) geknüpften Folgen wären unterblieben.

Schiesspulver und Buchdruck sind, wie gesagt, nur die wichtigsten der mittelalterlichen Erfindungen, die Höhe der Industrie im XV. Jahrhunderte setzt an sich eine ganze Menge technischer Verbesserungen voraus, weil ohne diese ein solcher Aufschwung überhaupt nicht denkbar wäre. Die Erfindung der Uhren allein erhebt, wie erwähnt, den mittelalterlichen Scharfsinn weit über jenen des Alterthumes, welches um die Mitte des XV. Jahrhunderts in allen Punkten überflügelt war, am meisten vielleicht in der räumlichen Kentniss des Erdballes. Nur ein seltener — Muth gepaart mit seltener Unwissenheit vermag das Nachstehende, Unglaubliche zu dictiren: „Sogar nach den räumlichen Verhältnissen ist der Beweis, zu welchem Stillstande das Wissen während der entsetzlich langen Zeit des Mittelalters verdammt war, unschwer herzustellen. Während des ganzen Jahrtausends wurden in der geographischen Kenntniss durch alle christlichen Völker im Wesentlichen keine Fortschritte erlangt; weit eher sind Rückschritte zu verzeichnen. Nur wo der siegreiche Halbmond die Schleier lüftete, gestaltete sich das Verhältniss etwas günstiger. Von der Gesammtheit der Erdoberfläche — von diesem mehr als neun Millionen geogr. Quadratmeilen in sich begreifenden Raume kannte man im Mittelalter nur etwa 400,000 Quadratmeilen — den zwanzigsten oder fünfundzwanzigsten Theil des Ganzen.“ [2])

An dieser Darstellung ist nicht Ein wahres Wort. Die Wahrheit ist die: die christlichen Völker des Mittelalters erweiterten die Erdkunde in grossartiger Weise. Die Alten kannten Irland, Schottland, Skandinavien, Russland, das asiatische Innere, die Mongolei, China, Vorder- und Hinterindien, den ostindischen Archipel gar nicht oder nur vom Hörensagen. Alle diese Gebiete wurden von den christlichen Völkern des Mittelalters erschlossen, in Europa indem sie an dem Culturleben sich zu betheiligen begannen, in Asien

1) Die Ansprüche der Holländer, welche ihrem Landsmanne Laurenz Janszoon Coster als erstem Erfinder des Buchdrucks in seiner Vaterstadt Haarlem ein schönes Standbild setzten, sind wohl gründlich beseitigt durch das Buch von Ant. van der Linde, *De Haarlemsche Costerlegende wetenschappelijk onderzocht.* ’s Gravenhage 1870. 8⁰ 2. Aufl.

2) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 258.

durch Bereisung. Marco Polo allein beschenkte das XIII. Jahrhundert mit der Kenntniss von mehr denn halb Asien, sah Länder und Völker, von denen das Alterthum keine Ahnung hatte und christliche Mönche wanderten nach dem fernen Karakorum, wo die Mongolenchane ihr goldenes Kaiserzelt aufgeschlagen; der Handelsverkehr selbst erstreckte sich auf dem Ueberlandswege bis Chanbalik oder Peking! Zu diesem enormen Wachsthum der geographischen Kenntniss Asiens hatten die Araber weniger als anderwärts, am meisten in Afrika beigetragen. Das Wissen der Alten zur Zeit seiner höchsten Ausdehnung erstreckte sich über zwei Drittel unseres Festlandes, über das südwestliche Viertel Asiens und über das nördliche Drittel Afrika's.[1]) Jenes der Araber umfasste schon ganz Europa mit Ausnahme des höchsten Nordens, die südliche Hälfte von Asien, Nordafrika bis zum 10. Breitegrad und die Küstengebiete Ostafrika's bis zum Cap Corrientes.[2]) Hätten die Scholastiker, deren Verdienste nur leichtfertige Beurtheiler herabsetzen konnten,[3]) nichts anderes geleistet als dieses alte hellenische und das neue arabische Wissen zu verbreiten, so müssten sie uns schon ehrwürdig erscheinen als die Urheber aller späteren Fortschritte; doch gewähren auch ihre selbständigen Leistungen das beglückende Schauspiel einer beschleunigten Entwicklung.[4]) Man braucht nur auf einem Kartenbilde die Grenzen der bekannten Welt im Alterthume mit den Ergebnissen der mittelalterlichen Reisenden zu vergleichen,[5]) um sich von dem erlangten ungeheuren Fortschritte zu überzeugen und die Behauptung von etwaigen Rückschritten in ihrer Nichtigkeit zu entlarven.

Schon im XIV. und XV. Jahrhunderte lösten die Spanier und Portugiesen die Italiener in der Rolle als seefahrende Völker ab und erhoben sich zu bisher ungeahnter Seetüchtigkeit gepaart mit Vervollkommnung des Seewesens, welcher die magnetische Nordweisung, gegen Ende des XII. Jahrhunderts bekannt,[6]) zu Hülfe kam. Im XI. Jahrhunderte wiesen die Schiffe der Normannen, welche England eroberten, in ihrer Bauart schon wesentliche Vorzüge gegenüber den alten Penteren auf, Italiener und Saracenen lernten daran und vergrösserten die Fahrzeuge und die Spanier bauten Schiffe mit

---

1) Peschel, *Geschichte der Erdkunde.* S. 29.

2) A. a. O. S. 119.

3) A. a. O. S. 181.

4) A. a. O.

5) Dies hat Vivien de Saint-Martin in dem Atlas zu seiner herrlichen *Histoire de la Géographie.* Paris 1873. 8° gethan. Man vergleiche Pl. V. *Le Monde connu des anciens* mit Pl. VIII. *Monde connu au XIII. siècle*, also noch lange vor Abschluss des Mittelalters.

6) Peschel, *Gesch. d. Erdk.* S. 173. Vgl. auch Vivien de St. Martin, *Hist. de la Géogr.* S. 247

2—3 Decken.[1]) Da griffen nun die Portugiesen mächtig ein in die Geschichte der Seefahrten und eröffneten unter dem Infanten Heinrich[2]) (1394—1460) das grosse Zeitalter der Entdeckungen.[3]) Darüber darf freilich keine Täuschung länger bestehen, dass Menschenraub der beschämende Trieb war, dem wir manche Leistung des grossen Zeitalters verdanken,[4]) denn zu allen Epochen bedurfte es eines materiellen Lockmittels zu solchen Fahrten. Die Portugiesen gingen dem schwarzen Menschenfleische nach und drangen dabei in die Geheimnisse der gefürchteten Tropenzone, das westliche Afrika entschleiernd. So ward Cap Bojador bezwungen, das grüne Vorgebirge und die auch von den Arabern zähe festgehaltene Vorstellung von der Unschiffbarkeit des Oceans überwunden. In wenigen Jahren waren die portugiesischen Caravelen als die besten Segler der Welt berühmt. Später war es das Gold der Goldküste, welches die Portugiesen in südlichere Breiten trieb. Dabei machte man die Wahrnehmung, dass Afrika, welches man sich lange nach Osten gebogen dachte, sich immer mehr nach Süden ausdehne, und so geschah es, dass Bartholomeu Diaz 1486 noch immer glaubte, die verschwundene Küste Afrika's zur Linken zu behalten, als er längst über die Südspitze des Festlandes hinausgelangt war. Allmählig ging seinen Seefahrern das Herz auf und ahnte man bereits auf dem Geschwader das grosse Geheimniss, dass man das südliche Cap von Afrika umschifft habe,[5]) eine That, die zehn Jahre darauf Vasco da Gama, den Seeweg nach Indien eröffnend, zum zweiten Male vollbrachte. Vor der Entdeckung Amerika's erstreckte sich also die Geographie des Mittelalters über ganz Europa, zwei Drittel von Asien und die nördliche Hälfte von Afrika,[6]) zusammen etwa 980,000 Quadratmeilen gegen beiläufig 500,000[7]) im Alterthume. Die Menschheit wusste damals doppelt so viel von der Erde als die Alten.

Die Reisen des Mittelalters führten indess noch zu gewaltigeren Ergebnissen. Durch seine Schilderungen der chinesischen Gesittung entzündete Marco Polo den Gedanken der westlichen Ueberfahrt nach

---

1) Reinhold Werner, *Atlas des Seewesens.* Leipzig 1871. 8° S. 5.

2) Siehe über diesen G. de Veer, *Prinz Heinrich der Seefahrer und seine Zeit.* Danzig 1864. 8° und Richard Henry Major, *The life of Prince Henry of Portugal surnamed the navigator.* London 1868. 8°.

3) Peschel, *Geschichte des Zeitalters der Entdeckungen.* Stuttgart und Augsburg 1858. 8°.

4) Peschel. A. a. O. S. 66.

5) A. a. O. S. 93—94.

6) Martin Behaim's *Karte von Afrika*, 1492, stellt diesen Welttheil schon überraschend ähnlich mit seiner wirklichen Form dar. Aus der Mangelhaftigkeit und Ungenauigkeit der Kartenbilder ist übrigens nicht direct auf Unwissenheit zu schliessen, denn den kartographischen Darstellungen gehen allemal schon lange mehr oder minder reichliche Kenntnisse der Länder voran.

7) Diese Ziffern nach den Ansätzen bei Klöden.

Asien, dem wir die Entdeckung Amerika's verdanken. [1]) Den Gebildeten des Mittelalters galt nämlich die Kugelgestalt der Erde als erwiesen, sonst hätten Dante's Gedichte seinen Zeitgenossen ganz unverständlich bleiben müssen. [2]) So dachte man nicht anders, als dass man naturgemäss Asien an seinem östlichen Rande auch von Westen her müsse erreichen können. Die grossen Landreisen nach dem mongolischen Reiche hatten dazu beigetragen Asiens Grenzen weit gegen Osten vorzuschieben und so den Irrthum erweckt, dass der Ocean zwischen den Küsten von *Cathai* oder des chinesischen Reiches und Europa keine sehr grosse Ausdehnung besitzen könne. In dieser Vorstellung kann man einen Rückfall, der Kosmographie unter dem ptolemäischen Zustande der Wissenschaft und noch weit mehr der arabischen Kenntnisse erblicken, einen Rückfall, seltsamerweise eben durch die grosse Vermehrung der geographischen Kenntnisse verursacht und zugleich von den segensreichsten Folgen. Die irrige Voraussetzung von der geringen Breite des Oceans, gewürzt durch die Sage von *Zipangu* (Japan) und der Insel *Antiglia*, spornte nämlich zur Durchquerung desselben an. Nichtsdestoweniger bekundet diese That Cristobal Colon's (Columbus), obwohl vorbereitet durch die Fahrten eines Sebastian Cabot, die Nachrichten, welche die Gebrüder Zeni vom fernen Island heimbrachten und seinen eigenen Aufenthalt daselbst eine Geisteskühnheit, welche man bei den alten Völkern vergeblich sucht und die für sein Zeitalter charakteristisch ist, zumal den nämlichen Gedanken Colon's Andere vor ihm verfolgten. [3]) Nur sollten wir uns hüten, die Männer zu schmähen, welche seine Anschläge widerriethen. Die kritischen Gegner Colon's stritten auf der Seite der Wahrheit, der Genueser nur für einen glücklichen Wahn, dem eine neue Welt entkeimte. [4])

Auf den Gang der europäischen Cultur hat kein Ereigniss einen tieferen Einfluss genommen als Amerika's Entdeckung. Die grosse Leistung des italienischen Seefahrers wird nicht geschmälert durch die Betrachtung, dass er Zipangu's Küsten vor seinen Blicken auftauchen zu sehen wähnte, dass er Cuba für eine Provinz des chinesischen Reiches hielt und ahnungslos gestorben ist, dass er eine neue Welt gefunden habe. [5]) Die Bedeutung des Ereignisses selbst wird auch nicht getrübt durch die Gewissheit, dass Amerika's Entdeckung eine geschichtliche Nothwendigkeit war, auch hierin kein Zufall waltete. Cabral's Fahrt belehrte uns nämlich,

1) Peschel, *Gesch. d. Erdk.* S. 160.

2) A. a. O. S. 181.

3) Z. B. ein Geistlicher, der Domherr Hernan Martinez 1397. (Peschel, *Gesch. d. Zeitalters d. Entd.* S. 110.

4) Peschel. A. a O. S. 122–137.

5) A. a. O. S. 397.

dass Brasilien, somit Amerika, auf den Fahrten der Portugiesen nach Ostindien früher oder später entdeckt worden wäre. Um den Windstillen an der Guineaküste auszuweichen, hatte Vasco da Gama bereits auf seiner ersten indischen Fahrt sich so weit von dem afrikanischen Festlande entfernt, dass er eine Zeitlang dicht an der Küste von Brasilien vorüberkam, ohne sie jedoch zu erblicken. Bei seiner Rückkehr entwarf er die Instructionen für die Flotte Cabral's, dem er vorschrieb, von der capverdischen Insel Santiago so lange südlich zu halten bis er den Breitenkreis des Vorgebirges der Guten Hoffnung erreicht habe. Cabral, der etwa Ende März in den Gürtel der Windstille eintrat, musste dort nothwendig zuerst in die westlich laufende Aequatorial- und mit dieser in die südwestliche brasilianische Strömung gerathen und unbemerkt nach Westen getragen werden. So geschah es, dass Abends am Osterdienstag (21. April 1500) unvermuthet gegen Osten der Gipfel eines unbekannten Landes aufstieg, den man der Osterzeit wegen Paschoal nannte. Wir sehen demnach absichtslos, aber durch die Anordnung kosmischer Verhältnisse vorausbestimmt, die Entdeckung Brasiliens episodenartig mit den Fahrten um die Südspitze Afrika's verwebt.[1])

Die Culturvölker Amerika's.

Als die Spanier die Küsten Amerika's erreichten, waren sie nicht wenig betroffen, schon bei ihren ersten Schritten Völkern mit hochentwickelten Zuständen zu begegnen, welche kein Culturforscher mit Schweigen übergehen darf. Die Beurtheilung dessen, was die rothe Race geleistet, wird meist durch die irrige Voraussetzung beeinträchtigt, dass alle Menschen sein müssten wie wir.[2]) Der Indianer ist aber ein von Natur anders angelegter, anders begabter Mensch als der Weisse; seine geistigen Evolutionen sind nicht dieselben. Er denkt, fühlt, simulirt und räsonnirt nicht wie wir; in seinem tiefinnersten Hintergrunde liegt Etwas, was wir nicht besitzen. In ihm walten manche Neigungen, Kräfte, Gedanken, Gefühle, Gesinnungen, die eine besondere Richtung haben. Er ist eben eigenartig. Mit unserem Maassstabe dürfen wir ihn nicht messen, denn derselbe passt nicht. Nur wenn wir uns dies stets gegenwärtig halten, können wir die amerikanische Cultur verstehen.

---

1) A. a. O. S. 334—335.

2) *Indian character is worth the study, if we will only take the trouble to divest ourselves of the notion that all men should be like ourselves.* (F. W. Butler, *The wild north Land: being the story of a winter Journey with dogs across northern north America.* London 1874. 8° S. 73.) Vgl. auch: Charles Leland, *The English Gipsies.* S. 17—18.

Man zählt die Indianer wohl zu den mongolenähnlichen Völkern,[1]) jedenfalls vollzog sich aber ihre Loslösung von den asiatischen Stämmen in so unabsehbarer geschichtlicher Ferne, dass sie sehr wohl für eine eigene Race gelten können.[2]) An eine civilisatorische Einwanderung[3]) aus Asien ist keinesfalls zu denken. Die Indianer sind, nebst den arktischen Eskimo's, für uns die einzigen Urbewohner Amerika's, dessen Boden, die Normannen ausgenommen, kein fremdes Volk vor der Entdeckung des Colon betreten hatte. Dass chinesische Buddhisten je nach Mexiko gedrungen wären, welches man in dem Fu-Sang der chinesischen Annalen erkennen wollte, ist völlig unhaltbar.[4]) Ob die mannigfachen Spuren fossiler Menschen in Amerika[5]) mit den Indianern zusammenhängen, lässt sich natürlich nicht entscheiden. Gleichwie bei den unbekannten Völkern der europäischen Urzeit, kann man in Amerika eine ähnliche Reihe von Entwicklungsphasen beobachten, wie sie sich in der Stein-, Bronze- und Eisenzeit darstellen, nämlich eine Stein-, Kupfer- und Bronzeepoche, denn das nunmehr herrschende Eisenalter datirt erst seit Ankunft der Europäer. Vor jenem Augenblicke kannten die Amerikaner, selbst die gebildetsten Culturvölker in Mexico und Perú, das Eisen nicht, obleich Wilde an der La-Plata-Mündung Pfeilspitzen aus Meteoreisen verfertigten.

Von Süden gegen Norden vorschreitend, begegnen wir den ersten Spuren amerikanischen Völkerlebens im Thalgebiete des Mississippi und seiner gewaltigen Zuflüsse, wo räthselhafte Erdwerke, die Mounds emportauchen; ihr Mittelpunkt liegt im Ohiothale. Diese ältesten Denkmäler amerikanischer Vergangenheit führen nicht wie in Europa auf die Steinzeit, sondern auf die Epoche des Kupfers zurück, deren Alter sich freilich nicht bestimmen lässt, jedenfalls aber auf 1 — 2 Jahrtausende zurückgeht.[6]) Die Cultur dieses mounderbauenden Volkes, wie sie sich aus den gemachten Funden offenbart, stellt dasselbe fast auf die Stufe der europäischen Bronzevölker. Die alten „Moundsbuilders“ kannten das Tuch, besassen Geräthe aus künstlerisch und mühsam geschliffenem Stein und aus Kupfer, welche un-

---

1) Peschel, *Völkerkunde*. S. 369.

2) Wie Fried. Müller annimmt.

3) Die Annahme einer solchen glaube ich widerlegt zu haben in meiner Schrift: *Die amerikanische Völkerwanderung. Eine Studie.* Wien 1866. 8⁰.

4) De Guignes hat zuerst diese Behauptung aufgestellt, die seither einen lebhaften Federkrieg erregt hat. Den Stand der Frage so wie die darauf bezügliche Literatur habe ich erörtert in meinem Aufsatze: *Noch einmal das Land Fu-Sang. (Ausland* 1872. No. 9. S. 210—212.) Das Buch von Dr. E. Bretschneider, *Fu-Sang or who discovered America.* Peking 1871, auf genauer Prüfung der chinesischen Quellen beruhend, entscheidet diese Frage endgültig in obigem Sinne. Kolb, *Culturgeschichte.* II. S. 295 glaubt noch an die Fabel.

5) Siehe Baer & Hellwald, *Der vorgeschichtliche Mensch.* S. 445—457.

6) Siehe E. G. Squier and E. H. Davis, *Ancient monuments of the Mississippi Valley.* Washington 1847—48. 4⁰.

geheure Ausdauer ihrer Verfertiger und grosse Geschicklichkeit in der Behandlung in kaltem Zustande bekunden;[1]) ihre Töpferkunst überragte um Vieles jene der Ureuropäer, und ihre Festungswerke zeigen von geschickter Anlage. Sie waren wahrscheinlich Ackerbauer und wie die meisten höheren Völker Amerika's Sonnenanbeter, lebten in Städten, bildeten in Sitten, Religion und Regierungsweise Ein Volk und besassen eine wohlgeordnete Verwaltung. Auch einen Tauschverkehr dürfen wir für jene Epoche sicher annehmen[2]) und die Schifffahrt ward in nicht unerheblichem Maasse betrieben.

Im Gegensatze zu diesen unberechenbar alten Culturdenkmalen des Mississippi- und Ohiolandes befinden sich in den atlantischen Uferstrichen zahlreiche, aber wenig alte Reste einer primitiven Cultur, die zweifellos von den directen Vorfahren der heutigen Indianer herrühren. Auch künstliche Muschelhügel, den dänischen Kjökkenmöddingern entsprechend, sind von Neufundland an durch ganz Nordamerika, aber auch in Südamerika nachgewiesen worden. Vergleicht man diese Ablagerungen von Speiseresten sammt ihrem Inhalte an Geräthen mit den dänischen Muschelhügeln, so ergibt sich, dass die Lebensweise der altindianischen Küstenbewohner ziemlich eben so beschaffen war wie in Dänemark; hier wie dort ernährten sich die Menschen vorzüglich von der Beute der Fischerei und der Jagd. Auch aus dem Innern des Landes sind einige Denkmale indianischen Alterthumes erhalten. Die Indianer Tennessee's hatten künstliche Erdhügel für Wohnungen, Begräbnisse, Vertheidigung und Cultus. Sie verehrten die Seen und bemalten die senkrechten Ufer der Flüsse mit Zeichnungen, die auf Cultus und Büffeljagd Bezug nehmen. Diese Reste lassen sich jedoch in keiner Weise mit jenen der räthselhaften Moundbuilder vergleichen und man muss darauf verzichten, einen Zusammenhang zwischen beiden Culturstadien zu erkennen.[3]) Wir haben also hier ein seltsames Beispiel, dass zeitlich, man merke wohl, nicht räumlich, eine entwickeltere Periode einer tieferen voranging.

Wer die Mounderbauer waren, lässt sich mit Gewissheit nicht aussprechen, doch machen mannigfache Umstände es wahrscheinlich, dass sie mit dem Volke der Tolteken in Mexico zusammenhängen, welche dahin von Norden her einwanderten. Das Hochland von Anáhuac bewohnten vor ihnen eine grosse Anzahl verschiedener Stämme, von denen wir wenig mehr als die Namen wissen; dazu gehörten die Olmeken, die noch existirenden Otomis, die Totonaken, Mixteken, Tarasken und Zapoteken, welche nach

---

1) Carl Rau, *Altindianische Industrie. (Natur* 1863.)

2) Carl Rau, *Die Tauschverhältnisse der Eingebornen Nordamerika's. (Archiv f. Anhrop.* V. Bd. S. 1—49.)

3) John D. Baldwin, *Ancient America, in notes on american archaeology.* New-York 1872. 8° S. 32.

den von ihnen hinterlassenen Monumenten zu schliessen, auf zwar tiefer, aber doch höherer Culturstufe als der europäische Urmensch standen. Noch war ihnen der Gebrauch der Metalle fremd: sie lebten in voller Steinzeit und bedienten sich mit Vorliebe des vulkanischen Obsidians *(Ixtli)*; im vollsten Gegensatze zur Urzeit Europa's bestehen aber die Ueberbleibsel dieser ältesten Cultur fast ausnahmslos in Baudenkmalen,[1]) weniger in Werkzeugen, Geräthen und Gräbern.

Licht fällt in das dunkle Gewirre dieser antiken Stämme erst mit dem Erscheinen und Eindringen der Tolteken, 648 n. Chr., deren Auftreten für die Cultur Amerika's eine Aera von tiefeinschneidender Bedeutung verkündete. Den Tolteken flog der Ruf als Baukünstler voran und wurde bald mit ihrem Namen gleichbedeutend. Sie verschmähten den schlichten Erdbau und errichteten Denkmäler, welche noch heute staunende Bewunderung erregen. Mit der Bearbeitung der Metalle, d. h. des Kupfers vertraut, gelang es ihnen leicht den harten Stein zu bewältigen, doch bedienten sie sich auch ungebrannter Ziegel zur Errichtung ihrer durchwegs pyramidalen Monumente.[2]) Sehr wahrscheinlich besassen die Tolteken schon die Metallbearbeitungskunst als sie auf Anáhuac erschienen und ist deren Heimat in der Kupferregion an den grossen Seen Nordamerika's zu suchen. Auf verschiedenen Wegen sind wohl von dort die ersten Glieder der Nahoa-Familie[3]) nach Mexico eingewandert. Der Raum, welchen diese Toltecatl-Cultur nach und nach einnahm, erstreckte sich vom Rio Gila bis nach Zacatecas.[4])

Die Geschichte der Tolteken und ihrer Reiche steht in sagenhaftem, historischem Halbdunkel. Das wenige Positive, was wir über ihre Cultur wissen, erhebt sie zu ansehnlicher Höhe. Ihr Cult huldigte einem dualistischen Gegensatze, für den sie in dem von Mann und Weib einen mystischen Ausdruck gefunden zu haben glaubten und dessen sichtbare Symbole sie in Sonne und Mond erblickten. Ihre Priester beaufsichtigten die Jugend und legten das Gelübde der Keuschheit ab, übten Fasten und Abtödtung und knüpften die ehelichen Bande. Polygamie war unerlaubt. Von allen Kenntnissen war ihrer Vollkommenheit wegen die der Länge des

---

1) Z. B. jene am Rio Pánuco und Rio Tamesi, die *Casas grandes* am Rio Gila, die Ruinen von Zape, la Quemada, Teul und anderen.

2) Zu den berühmtesten Denkmälern der Toltekenzeit zählen die beiden Tempelpyramiden zu Teotihuacan, die Treppenpyramide *el Tajin* bei Papantla und das *Teocalli* von Cholula oder Chollollan.

3) Ueber die *Nahoas* handelt ausführlich Bd. I. von Charles Etienne abbé Brasseur de Bourbourg, *Histoires des nations civilisées du Mexique et de l'Amérique centrale*. Paris 1857—1859. 8° 4 Bde.

4) Siehe Fr. v. Hellwald, *Die amerikanische Völkerwanderung*. S. 26.

Sonnenjahres und der darauf gegründete Kalender die merkwürdigste. Ihre Aerzte kannten die Wirkungen der Pflanzen auf den Organismus, endlich besassen sie eine ausgebildete Hieroglyphenschrift. Auch einfache musikalische Instrumente, womit sie den Vortrag ihrer Lieder und Traditionen begleiteten, fehlten nicht; sie waren Zimmerer, Maurer, Ziegelbrenner, Weber, Schmiede u. dgl., pflegten den Ackerbau und pflanzten Baumwolle und andere Nutzpflanzen. Sie trieben ausserdem Handel und bedienten sich bereits der Metalle als Aequivalent von Naturalien und Producten. Die Könige wurden von der Nation gewählt, denn kurz nach Gründung der Hauptstadt Tula gaben sie ihrer oligarchischen Verfassung die Form einer Monarchie. Das Regiment der neuen Könige, welche während der 400jährigen Dauer des Toltekenreiches herrschten, war weise, milde und auf das allgemeine Wohl bedacht, friedlich, Industrie, Künste und Wissen fördernd. Unter der Regierung des vorletzten Königs Ixtaçquiauhtzin gelangte das Reich auf den Gipfel seiner Macht, doch vernehmen wir Klagen über zunehmende Sittenlosigkeit. Unter Topiltzin blieb jedoch einige Jahre der Regen aus und pestilentialische Dünste erfüllten die Luft, Krankheiten rafften die Menschen haufenweise hinweg, die der Hunger verschont hatte. Topiltzin selbst starb i. J. 1052 und die Ueberbleibsel der Nation entwichen theils nach Onolhualco (Yucatan), theils nach Guatemala, Tula, Cholula und dem Thale, wo später Tenochtitlan (Mexico) erstand.

Fünf Jahre nach der Auswanderung der Tolteken erschien an der Schwelle Anáhuacs an der Spitze einer Million Streiter der Theodorich des Westens, Xolotl, der grosse Chichimeken-König. Diese Chichimeken waren ein barbarisches, rohes Volk, von dem es nicht feststeht, ob es auch zur Nahoa-Familie zu zählen sei. [1]) Sie unterwarfen, schonten jedoch die wenigen noch im Lande übrigen Tolteken, nahmen nachrückende Stämme auf und verschmolzen dieselben mit den Toltekenresten zu einer Nation. Es war ein Process genau analog jenem, der sich in Europa nach der Völkerwanderung vollzog. Unter den neuen Ankömmlingen befanden sich die Acolhua-Stämme der Tenuchcas und Tlaltelolcas, welch erstere Tenochtitlan gründeten und bald so erstarkten, dass sie unter der Führung Tezozomoc's, des Königs von Atzcapotzalco grosse Eroberungen machen konnten. Doch gelang es für eine Weile das Chichimekenreich wiederherzustellen, welches darauf in drei Theile zerfiel, worunter der Aztekenstaat auf Anáhuac zur höchsten Blüthe gelangte. In der Geschichte dieser politischen Wandlungen sehen wir die toltekische Priesterschaft, die Hüterin der Künste und

---

1) Don Francisco Pimentel, Conde de Heras in seinem schönen Werke: *Cuadro descriptivo y comparativo de las lenguas indigenas de México.* México 1862—1865. 8° I. Bd. S. 153—158 weist nach, dass die Cichimeken die Toltekensprache erst annahmen, ursprünglich aber ein jetzt unbekanntes Idiom redeten.

Wissensschätze, eine Rolle spielen, sehr ähnlich jener des römisch-christlichen Clerus unter den Gothen und Langobarden. Auch sie benützte die Ueberlegenheit, welche Erfahrung und Kenntnisse ihr gaben, um der Herrsucht zu huldigen, die, man findet es allerorts bestätigt, von jeder wie immer gearteten Ueberlegenheit unzertrennlich ist.

Die Cultur des Aztekenreiches, dem die Ankunft der Spanier unter dem Kaiser Motecuhzoma II. ein gewaltsames Ende bereitete, war eine geradezu reiche und hochentwickelte; sie offenbarte sich in der klangreichen Nahuatl-Sprache, mit der Gewalt eines Culturidiomes über weite Räume verbreitet, in den Traditionen und religiösen Anschauungen, der durchgebildeten Hierarchie, den sittlichen und religiösen Einrichtungen, den Mönchs- und Nonnenklöstern, den Seminarien zur Erziehung der Jugend, den Feierlichkeiten bei Geburt, Ehe und Tod, in der Pflege des Feldbaues, des Strassen- und Brückenbaues, in der Kunstfertigkeit im Weben, in der Architectur, den Parks und Gartenanlagen, in Malerei und Sculptur, in der Schrift, in Poesie und Beredsamkeit, in Theater, Tanz und Gesang, in der glänzenden Pracht des Hofstaates, in dem complicirten Mechanismus des Staatswesens, endlich in den Gesetzen, darunter jene des Netzahualcoyotzin des Studiums des Culturforschers werth sind. Eines nur stört ihn in dem Genusse dieser indianischen Civilisation, die Gräuel der mörderischen, Tausende von Menschen dem Tode weihenden Opferscenen. Nur zu leicht fühlt er sich verleitet, ob dieses blutigen Makels der erreichten Culturhöhe der Azteken seine Anerkennung zu versagen, kaum mit Recht. Wir vermögen nämlich den Ursprung dieser grossartigen Menschenopfer aufzudecken; sie sind bis auf den übermässig strengen Winter von 1450 und die bei der in bedenklichster Weise gestiegenen Uebervölkerung darauf folgenden Hungerjahre zurückzuführen, gingen aus rein praktischen Reflexionen hervor und hatten den Zweck, dieser Uebervölkerung entgegenzuarbeiten. So konnten allerdings Jene, die auf den Altären fielen, ein wirkliches, ihren Mitmenschen nützliches Opfer bringen, ohne die Beute eines sinnlosen oder traditionellen Aberglaubens sein zu müssen.[1]) Bekanntlich zog ein Naturereigniss in England, der Schwarze Tod von 1348, tiefgehende wirthschaftliche Folgen, in Mexico aber die Menschenopfer nach sich. Sie waren ein praktisches Bedürfniss, die einfachste wirthschaftliche Massregel, und dass die Indianer nicht gleich uns davor zurückschauderten, entquillt lediglich ihrem total verschieden angelegten Racencharakter. Bei dem verhältnissmässigen Mangel an anderen Geschöpfen aus der Wesensreihe des Thierreiches war das Opfer des Menschen um so gewöhnlicher, als der Indianer das Leben anders, geringer bewerthet als wir und

1) J. W. von Müller, *Beiträge zur Geschichte, Statistik und Zoologie von Mexico.* Leipzig 1865. 8° S. 57.

sein Charakter sich früher wie noch jetzt durch passive Indifferenz kennzeichnet.

Im Süden der mexicanischen Tafellande, in Yucatan und den Landschaften Oaxaca, Chiapas, Tabasco, Guatemala, Honduras breitete sich seinerzeit gleichfalls eine antike Cultur aus, die man nach den Prachtruinen von Palenqué in Chiapas die palencanische nennen kann; allein tiefes Dunkel ruht auf der Vergangenkeit dieser Länder. Hier lebte das Volk der Quiché, in Yucatan jenes der Maya. Die glanzvollsten Ueberreste der yucatekischen Cultur ruhen in Uxmal, wo sich ein colossaler Pyramidenbau erhebt. Im nordwestlichen Theile des Landes reihen sich die Trümmer von Stadt an Stadt, und im Osten wurden schon zur Zeit der spanischen Entdeckung Prachtbauten auf der Insel Cozumal angetroffen, welche viele geheiligte Orte enthielt, zu denen das Volk in grosser Menge wallfahrtete. Strassen — wie in Mexico und Perú, beiläufig einen Meter über dem Boden erhoben, und aus mit Mörtel verbundenen Steinen aufgeführt, durchzogen die Insel sowie das yucatekische Festland.

Auf den Plateaux der Pyramiden erheben sich gewöhnlich die Tempel, zu welchen man über hohe Stufen hinanstieg. Das grobe Mauerwerk bestand aus unbehauenen Steinen, die ein Mörtel verband, dessen Geheimniss den ersten Bewohner Yucatans eigen war. Ein gleicher Mörtelanwurf bildete die Bekleidung der Mauern und trug oft decorative Malerei und Basreliefs. Das Sacellum, die kleine Capelle, welche auf dem Gipfel der Pyramide stand, war aus breiten Steinplatten erbaut, deren einige mit eingemeisselten hieratischen Schriftzeichen bedeckt sind. Die Paläste, die Wohnungen der Priester, jene der gottgeweihten Sonnenjungfrauen, meist in der Umgebung der Tempel gelegen, ruhten ebenfalls auf pyramidalen oder conischen Steinunterbauten, bestanden aus mehreren einstöckigen Gebäuden, und waren in Zellen abgetheilt, die nur durch die Thüre Licht empfingen. Ein Blick auf die yucatekischen Denkmäler zeigt die besondere Vorliebe dieses Volkes für die Form des regelmässigen Vierecks; nur wenige Rundbauten — wie z. B. ein Grabmal in Mayapan — sind vorhanden. Das Viereck machte sich bis in die kleinsten Details geltend; die Thüren waren regelmässig viereckig, die Dächer flach, so dass der ganze Bau ein viereckiges Aussehen gewann; das Gewölbe sowie das Fenster scheint überhaupt in ganz Amerika unbekannt gewesen zu sein. Sogar die Ornamentik liebt viereckige Formen; Friese und Gesimse sind viereckig, und die gestaltenreichen Bilderschriften sind gern in viereckige Umrahmungen gezwängt.[1])

Sehen wir von den Gräberfunden der Isthmusländer [2]) ab, so

---

1) Fr. v. Hellwald, *Zur Geschichte des alten Yucatan.* (*Ausland* 1871 No. 11 S. 243.)

2) Siehe A. de Zeltner, *Note sur les sépultures indiennes du département de Chiriqui.* Panamá 1866. 8° und King Merrit, *Report on the Huacas or ancient graveyards of Chiriqui.* New-York 1860. 8°

tauchen erst am Westabhange der südamerikanischen Cordillere die Culturvölker der Chibchas[1]) oder Muyscas und der Peruaner auf. Obwohl noch im Zeitalter der undurchbohrten Steingeräthe lebend, schwelgte der Chibcha doch schon im Besitze von neidenswerthen Culturschätzen; seine religiösen und socialen Einrichtungen tragen durchweg den Stempel wohldurchdachter Ordnung, seine Gesetze belegten Todtschlag, Raub, Blutschande und Diebstahl mit strengen Strafen, sein Kalender war nach dem Mondlaufe eingetheilt, seine Beschäftigung Acker- und Bergbau. Die Hochflächen von Cundinamarca tragen vielfache Ruinen der alten Chibcha-Cultur.

Am höchsten standen wohl die Peruaner; allein auch hier handelt es sich um eine Mehrheit über einander geschichteter Culturen, die zweifelsohne von verschiedenen Völkern ausgingen. Unter diesen nehmen die sogenannten Aymaras und die Chimus die erste Stelle ein. Das spätere rasche Wachsthum des theokratischen Inca-Reiches aus geringen Anfängen im Laufe von fünf, vielleicht nur von drei Jahrhunderten, ist als durch die topographischen Verhältnisse bedingt, befriedigend erklärt worden.[2]) Dagegen haben sich jüngst an der Höhe der Inca-Cultur so bedeutende Zweifel erhoben,[3]) dass einstweilen, ehe eine Klärung der Ansichten erfolgt, hier auf eine nähere Würdigung der peruanischen Civilisation am besten verzichtet wird. So viel lässt sich indess, gleichgültig, ob die erhaltenen Monumente von dem Incavolke oder aus viel älteren, weit vor den Incas liegenden Zeiten stammen, doch behaupten, dass die Peruaner den Chibcha um viele, den nördlichen Culturvölkern um manche Fortschritte vorausgewesen seien.[4]) Doch was die Peruaner an Verfeinerung und Milderung der Sitten, Durchbildung der Regierungsmaschine und Reinheit des Gottesdienstes besassen, wiegen die Azteken durch höhere geistige Leistungen auf. Sie wussten Landkarten zu verfertigen und besassen theils Schriftzeichen, die rebusartig Sylben ausdrücken sollten, theils einen Vorrath von Sinnbildern, die einen Gedanken vertreten. Noch höher, nämlich bis zur Lautschrift, waren die Maya gestiegen. Die Peruaner dagegen kannten nur Reliefpläne und die auch niedrigen Stämmen eigenthümliche Quippu- oder Knotenschrift.[5])

---

1) Siehe über dieses interessante Volk: Ezequiel Uricoechea, *Memoria sobre las antigüedades neogranadinas.* Berlin 1854. 4°, ferner die Einleitung zu desselben: *Gramatica, vocabulario, catecismo i confesionario de la Lengua Chibcha.* Paris 1871. 8° — *Das Volk der Chibchas* (*Ausland* 1872. No. 17 S. 375—390). Joaquin Acosta, *Compendio histórico del descubrimiento y colonizacion de la Nueva Granada.* Paris 1848, 8°

2) Von E. G. Squier, *Quelques remarques sur la géographie et les monuments du Pérou.* (*Bull. de la Soc. de Géogr. de Paris.* 1868. I. Bd. S. 1—28.)

3) Durch das Werk von Thomas J. Hutchinson, *Two years in Peru; with explorations of its antiquities.* London 1874. 8° 2 Bde.

4) Peschel, *Völkerkunde.* S. 478.

5) A. a. O. S. 478—479.

Diese gesammten Culturerscheinungen Amerika's sind alle unabhängig und aus eigener Kraft entsprossen, ja, was noch viel schwerer wiegt, die Gesittungen des nördlichen und des südlichen Festlandes haben sich völlig ohne gegenseitige Berührung und Befruchtung entwickelt, denn die Mexicaner wussten eben so wenig etwas vom Reiche der Inca als die Peruaner von den Herrlichkeiten Tenochtitlans oder Palenque's. [1]) Insoferne also ist und bleibt der amerikanische Mensch ein Autochthone; seine Denkmäler hat er sich selbst errichtet; er ist dort bodenständig wie die Palme, welche die Fluthen seiner Riesenströme beschattet, wie die Pardelkatze und der Yaguar, der Schreck seiner Wälder. Begnügen wir uns mit dieser Thatsache, und verzeichnen wir als eine Errungenschaft unseres forschenden Jahrhunderts die Erkenntniss, dass in beiden Erdhälften der menschliche Geist auf zwei ganz verschiedenen Wegen sich aus sich selbst heraus ureigenthümlich entwickelt und ähnliche Ziele einer hohen Gesittung erreicht habe.

Die Europäer in Amerika.

Die Geschichte der Besiedlung Amerika's enthält vielfache Bestätigung für die Lehre, dass die sittlichen Factoren für die Culturentfaltung von untergeordneter Bedeutung sind. Der Sklavenhandel hatte die Portugiesen nach Südafrika gelockt, die Sucht nach Gold leitete die Schritte der Spanier in Amerika. So war es ganz gleichgültig, an welcher Stelle Amerika zuerst gesehen werden sollte, denn die Ausbreitung der spanischen Ansiedler *war schon vor der Entdeckung* ziemlich streng begrenzt durch die Vertheilung der edlen Metalle. Ueber den Golddurst der Spanier ist viel Erbauliches geschrieben worden, allein wenn sie den Spuren des Goldes nicht nachgegangen wären, niemals hätten schon am Schlusse des XV. Jahrhunderts überatlantische Ansiedlungen entstehen können. *Alle Ackerbaucolonien*, welche Franzosen und Engländer an der Küste der Vereinigten Staaten im XVI. Jahrhundert zu gründen versuchten, *sind buchstäblich am Hunger zu Grunde gegangen*. Abgeschnitten von der Heimat, wo bereits eine Theilung der Arbeit durchgeführt worden war, mussten die Ansiedler, nachdem sie die mitgebrachte Aussteuer aus der alten Welt verzehrt hatten, *nothwendig zurücksinken auf die Gesittungsstufe der rothen Eingebornen*, [2]) wenn ihnen nicht immer wieder frische Vorräthe von Gewerbserzeugnissen aus der alten Welt zugeführt wurden. Solche Zufuhren verlangten aber eine hohe Bezah-

---

1) *Peschel*. A. a. O. S. 472.

2) Die Verwilderung vollkommen civilisirter Menschen, wenn allein auf den Contact mit Naturvölkern angewiesen, ist eine ethnologische Thatsache.

lung, da die Ueberfahrt nach der Neuen Welt noch mit schweren Gefahren verknüpft war. Mit Brodfrüchten liessen sich damals die Sendungen nicht decken, denn sie waren die Kosten der überseeischen Verfrachtung noch nicht werth. Daher kam es denn auch, dass die älteste reine Ackerbau-Colonie der Neuen Welt, nämlich Virginien, am Beginn des XVII. Jahrhunderts erst aufblühen konnte, als eine frachtwürdige Rimesse nach Europa in dem Tabak[1]) gefunden worden war. Dem Tabak also und dem Pelzhandel vielleicht verdankt es Nordamerika zunächst, dass seine heutige Gesellschaft angelsächsischen Ursprunges ist.[2])

Von Blutbad zu Blutbad schritten die Spanier, um die von ihrer Ankunft überraschten Indianer zu unterwerfen, ihre Reiche zu zerstören, sich ihrer Schätze zu bemächtigen. Kein Mittel war schlecht genug, keine Hinterlist, keine Treulosigkeit blieb unversucht, galt es ihre Vernichtung, die mit raffinirter Grausamkeit betrieben wurde. Selbst die Thiere mussten mitwirken, indem man die nackten Eingebornen von Bluthunden zerreissen liess. Und dennoch dienten all' diese Schandthaten der allgemeinen Cultur. Ohne sie hätte es eine Handvoll Europäer kaum zu Stande gebracht, Amerika zu erobern und gerade diese Eroberung ist von unnennbarem Segen gewesen. Denn nicht die einfache Endeckung des neuen Continents gab unserer Cultur eine neue Richtung, sondern die Thatsache seiner Ausbeutung, die nur gewaltsame Besitznahme, d. h. Eroberung ermöglichte. Der Zweck heiligt die Mittel überall und allerwärts, dies ist eine unwiderlegliche Lehre der menschlichen Entwicklungsgeschichte. Die Grausamkeiten der Spanier wird Niemand entschuldigen, dabei doch nicht vergessen dürfen, dass der Anblick der indianischen Zustände selbst, wo die Spanier so zu sagen bei den ersten Schritten auf die Anthropophagie der Cariben stiessen, wesentlich mitwirkte zur Erweckung der im Menschen schlummernden thierischen Triebe. Scenen von Grausamkeit und Schrecken, wie sie hier und anderwärts, in der Bartholomäusnacht, in der französischen Revolution, in der letzten Pariser Commune vorkamen, enthüllen immer eine geheime, unterdrückte Seite der menschlichen Natur; wir wissen jetzt, dass sie der Ausbruch ererbter Leidenschaften sind, die lange durch feststehende Gewohnheit unterdrückt worden waren, aber lebendig werden, sobald der Druck plötzlich entfernt wird und ihnen ein Ausweg offen bleibt. Alle Civilisation der Welt vermag die Bestie im Menschen nicht zu ersticken.

Die nächste unabwendbare Folge der spanischen Eroberung *(Conquista)* war das Aussterben der Eingebornen und der

---

1) Siehe Dr. G. Eberty, *Der Tabak.* (*Mag. f. d. Lit. d. Auslandes* 1874. No. 7. S. 93—98.)

2) Peschel, *Völkerkunde.* S. 218—219.

Racenselbstmord. Doch hat das rauhe Benehmen der Conquistadoren einen Process nur beschleunigt, der in dem blossen Erscheinen des weissen Mannes seine Begründung fand, denn wir gewahren jetzt, dass beinahe ohne alle Gewalt in Nordamerika und in der Südsee die Urbevölkerung unrettbar dem Grabe zueilt. Dieses Abschiednehmen ganzer Racen beim Erscheinen verfeinerter und stärkerer Völker erfolgt dort so sichtbar und doch so geräuschlos, dass es uns an die Vorgänge geologischer Zeitalter mahnt, wo die Natur mit bedächtiger Hand die verbrauchten Formen belebter Wesen hinwegräumte. Merkwürdiger noch ist, dass die Antillenos vorbedächtig eine Art von Racenselbstmord ausführten. Die Frauen gelobten sich nicht mehr Kinder zu gebären, sondern entfernten den Leibessegen durch wohlbekannte Pflanzengifte; ja selbst das gegenwärtige Geschlecht kürzte sich, oft in ganzen Gesellschaften, das Leben. Seit die Spanier die sorglos heiteren Insulaner zu angestrengter Arbeit nöthigten, besass für sie das Leben nicht Süssigkeit genug, dass es des Bückens werth gewesen wäre. So verschieden denken und urtheilen andere Racen!

Wäre dem Culturforscher verstattet, für „Humanität" auf Kosten der Wahrheit zu schwärmen, er fände nicht Worte des Lobes genug für das heldenhafte Benehmen der Franciscaner- und Dominicanerpriester, welche sich sofort nach ihrer Ankunft in der Neuen Welt zu den glühendsten Vertheidigern der bedrückten Eingebornen aufwarfen, diese auf alle erdenkliche Weise zu schützen trachteten und hiebei selbst eigene Gefahren und den wuthentbrannten spanischen Pöbel nicht scheuten.[1]) Und doch war die Wirkung dieser Anstrengungen der Liebe Null, ja, seltsames Verhängniss, seltsame Ironie, ein Werk der Liebe, ein Irrthum zwar, doch ein edler, verkehrte sich in ein Werk des Abscheues für alle Menschenfreunde. Die liebevolle Fürsorge des Las Casas für die Indianer schuf den Negersklavenhandel, an dessen Beseitigung die Gegenwart noch vergeblich arbeitet. So gebar Humanität Inhumanität, während die Barbarei die allgemeine Culturentwicklung und damit an sich die Humanität förderte.

Mit der Ausbreitung der Spanier über die amerikanischen Goldländer hielt jene des Christenthumes gleichen Schritt. Massenhaft wurden die Indianer getauft, freiwillig oder gezwungen, doch ohne jeglichen Gewinn für sie oder die Cultur. Zum ersten Male in der Geschichte überrascht die Beobachtung von der civilisatorischen Unfähigkeit des Christenthums, eine Beobachtung, die sich seither allenthalben bei wilden Stämmen wiederholt hat. Bis auf die Jetztzeit sind Amerika's Indianer im Herzen Heiden geblieben, wenn auch äusserliche Bekenner des Christenthums. Wie eine Tünche

---

1) Peschel, *Zeitalter der Entdeckungen.* S. 547—552.

deckt es den überall im Verborgenen fortwuchernden alten Heidenglauben.[1]) Die alten Götter sind besiegt, aber nicht todt. Statt der Menschenopfer auf den Altären hat der braune Mann nun einen an's Kreuz geschlagenen Gott; die Hauptsache, Blut, ist für ihn da auf den Teocallis der alten Priester des Huitzilopochtli wie auf der Schädelstätte von Golgatha. Den Pomp des Katholicismus lässt er sich gerne gefallen, aber daneben behält er die Feierlichkeiten seines alten Cultus. Nirgends in Amerika hat desshalb das Christenthum den rothen Mann gebessert, ja eher noch demoralisirend auf ihn gewirkt. Da bald nach der Eroberung auch die römische Hierarchie mit ihrer geschäftsmässigen Religionspraxis in Amerika Eingang fand, so hat man hierin die Ursache erblicken wollen, warum das Christenthum seiner „Weltaufgabe, der Veredelung und Erhebung des Menschengeschlechts", nicht entsprochen habe.[2]) Vieles mag daran der Ablasshandel und Aehnliches verschuldet haben, die Allgemeinheit der Erscheinung aber, auch dort wo diese Motive fehlen, zwingt, die Ursachen tiefer zu suchen. Die Abweisung der Verunglimpfungen der christlichen Culturverdienste hindert nicht die Erkenntniss, dass diese Verdienste nur auf die europäische Menschheit beschränkt sind, mit anderen Worten, dass das Christenthum, wie jede Religion, nur innerhalb eines Rahmens bestimmter Völker, deren Ideenkreisen es entspricht, fruchtbringend wirkt, für alle anderen aber untauglich, ja schädlich ist. Schon den benachbarten Islâm vermag es nicht zu verdrängen, wie umgekehrt dieser nimmer in Europa die Oberhand gewinnen konnte. So sehen wir denn abermals die Religion als ein unverkennbares Product des jeweiligen Volksgeistes. Die christliche Lehre ward bei den Germanen germanisirt, bei den Indianern indianisirt. Die Indianisirung beraubte sie aber ihrer civilisatorischen Keime, welche die Germanisirung ihr beliess. Der zweifelhafte Erfolg des heute fast über die ganze Erde ausgebreiteten Missionswesens stellt diese Thatsache auch anderwärts in's hellste Licht. Das Christenthum hat eben keine „Weltaufgabe."

Indianisirung, das ist das Geheimniss für die nunmehrige Entwicklung im spanischen Amerika. Die christlichen Conquistadoren zerstörten, wie seinerzeit in Europa, überall die Denkmäler heidnischen Wissens und Könnens, vermochten sich selbst aber dem Einflusse des Indianerthums nicht zu entziehen. Sie gehorchten dabei einem unerbittlichen Naturgesetze. Nicht nur

---

1) Siehe z. B. die interessanten Mittheilungen des Abbé Brasseur über die *Naguals* und den *Nagualismus* bei den Zapotecas-Indianern in seinem *Voyage sur l'isthme de Tehuantepec.* Paris 1861. 8° S. 167—191.

2) A. Bastian, *Mexico.* Berlin 1868. 8° S. 11—17.

die Religion, die ganze Gesellschaft ward in Sitte,[1]) Anschauungsweise und Bildung von der Indianisirung betroffen. Das instinctmässige Auflehnen gegen dieselbe schuf die Kastenkriege, wo die Leute verschiedener Hautfarbe einander als Feinde gegenüberstanden. Jeder ahnte, dass die Berührung mit dem Andern ihm Verderben bringe. So entwickelte sich die lieblose Irrlehre, welche den farbigen Racen die Menschennatur abstritt, den *hombre blanco* an sich zu einem höheren Wesen stempelte. Heute wissen wir, dass die Indianer auch Menschen, aber zugleich, dass sie verschiedene Menschen sind; wie die Irrlehre erkennen wir auch die tiefe Berechtigung dessen, was mitunter als Kastenvorurtheil verspottet wird. Die Folgen der trotz Racenhass überall sich vollziehenden Miscigenation zeigen dieses Vorurtheil als einen natürlichen, überaus richtigen Instinct. Wo heterogene Elemente, wie Spanier und Indianer in Amerika oder Angelsachsen und Neger in der Union zusammengewürfelt werden, dort lässt sich nach Grundsätzen, die in der Ethnologie eben so fest stehen wie die stöchiometrischen in der Chemie, mit Sicherheit voraussagen, dass das Ergebniss ein verkümmertes sein wird,[2]) Beweis dafür die Mulatten in Nord- und die Mestizen im übrigen Amerika. Die Mestizen sind der Fluch der auf der Entwicklung des lateinischen Amerika lastet und sie für alle Zukunft in Frage stellt.

Die spanische Colonialverwaltung, der Ausfluss der despotischen Regierung des Mutterlandes, verstand es trefflich, die Gegensätze im Gleichgewichte zu erhalten, indem sie nach dem Recepte damaliger Staatsweisheit die Indianer selbst zur Erkenntniss brachte, dass sie keine vernunftbegabten Menschen seien[3]) und darnach behandelte. Inquisition und Willkürherrschaft standen ihr hülfreich zur Seite und vollbrachten ein Werk, welches wie jedes vielfachen Tadel verdient, dennoch Alles geschaffen hat, was heute noch gut, schön und gross im Lande ist.[4]) Nirgends hat der Despotismus als einzige Möglichkeit niedrige Racen zu regieren, sich besser bewährt; seine Culturleistungen sind dort unverkennbar. Der Gewalt der

---

1) Es ist beinahe unglaublich, bis auf welche Details diese Annahme wilder Sitten bei hochstehenden Nationen geht; die Zahl der Beispiele hiefür ist Legion. Eines der auffälligsten ist folgendes: Die Weiber der Aymara-Indianer pflegen ihr Haar mit Urin zu waschen; dieser ekelhafte Gebrauch ist auch auf die spanisch-amerikanischen Damen in jenem Theile Südamerika's übergegangen. (David Forbes, *On the Aymara Indians of Bolivia and Peru*, im *Journ. of the ethnolog. Soc. London*. 1870. S. 206). — Die Portugiesen in Tete am Zambesi, die französischen Jäger in Westcanada haben in vieler Beziehung bereits völlig die Sitten und Gebräuche der Eingebornen angenommen.

2) Bastian, *Mexico*. S. 24.

3) *No somos gente de razon* sagen die Indianer selbst.

4) Die Thatsache, dass ein Mann wie W. Roscher das spanische Colonialsystem in Schutz nimmt (*Colonien, Colonialpolitik und Auswanderung* S. 143—205), sollte jedenfalls zur Vorsicht in der Verurtheilung dieses Systemes mahnen.

Racenverhältnisse stand er aber ebenso ohnmächtig gegenüber, wie jedes andere Regiment.

Folgen der Entdeckung Amerika's.

Die räumliche Erweiterung unseres Wissens ist immer den Zeiten höherer geistiger Erregung vorausgegangen. Auf die Eröffnung des Mongolenreiches folgte das glänzende Zeitalter des Dante, auf die Entdeckung Amerika's die deutsche Reformation, auf die Enthüllung der Südsee durch Cook die grosse Erschütterung, welche ihren Herd in Frankreich hatte.[1] Die Kirchenreformation trat aber nicht allein, sondern im Gefolge und Zusammenhange einer Reihe von socialen Erscheinungen auf, die alle mehr oder minder auf die Endeckung der Neuen Welt zurückzuführen sind, denn nicht nur auf kirchlichem, fast auf allen Gebieten rief Colon's grosse That eine ausserordentliche Bewegung hervor. Nicht lange dauerte es, und man wurde des Irrthums inne, dass man sich nicht in Asien, sondern in einem neuen, besonderen Welttheile befand. Die allmählige Entschleierung dieses Planetenstückes lockte eine Unzahl Europäer, namentlich Spanier, Portugiesen, Italiener in die transatlantischen Fernen, von denen Viele heimkehrten mit dem geistigen Gewinne des Reisens bereichert, wohl aber auch mit einer Verhärtung des Gemüthes gegen fremde Leiden, erweckt durch den Anblick des Indianerthums. Die Verhärtung des spanischen Nationalcharakters, noch in der Jetztzeit sich offenbarend, ist zweifellos eine Folge der Conquista. Den Auswanderern folgte geräuschlos der Austausch von Gütern auf der Ferse, und jetzt erst entstand ein Weltverkehr. Der Richtung, welche dieser nunmehr einzuschlagen gezwungen war, entquillt grösstentheils die seitherige Culturentfaltung Europa's. Die Entdeckung Amerika's begründete nämlich das Uebergewicht des Nordens über den Süden; sie führte unabwendbar den Ruin jener Länder herbei, denen der Ruhm dieser unschätzbaren Leistung gebührt. Italien hörte auf im Mittelpunkte des Verkehres zu liegen, vollends gar Venedig in seinem versteckten Meereswinkel stieg herab von seiner hohen Bedeutung, während England und die Niederlande, an günstigeren Wasserpfaden gelegen, die stolze Königin der Adria entthronten. Schon um die Mitte des XVI. Jahrhunderts hatte Antwerpen Venedig völlig überflügelt,[2] und einen unermesslichen Handelsaufschwung genommen,[3] an dem sich die umliegenden Städte nach Kräften betheiligten.

---

1) Peschel, *Gesch. d. Erdk.* S. 157.

2) Siehe des Venetianers Cavallo Gesandtschaftsbericht bei L. Ranke, *Fürsten und Völker von Südeuropa.* Bd. I. S. 437.

3) K. Bernh. Stark, *Städteleben, Kunst und Alterthum in Frankreich.* S. 515—516.

Noch schlimmer und directer ward Spanien betroffen. Fast gleichzeitig mit der Entdeckung Amerika's ward die Selbständigkeit des letzten maurischen Königreiches Granada vernichtet, das spanische Volk zu Einer Nation vereinigt, das Joch der islamitischen Fremdherrschaft gebrochen. Spanien erfreute sich der Höhe eines wahrhaft blühenden Industriestaates, welcher viele seiner Erzeugnisse in's Ausland versandte. Da nun kein Culturfortschritt anders als um den Preis eines Irrthumes erkauft wird, ja dieser Irrthum selbst mitunter den Fortschritt bekundet, so gebar auch die segensreiche Auffindung der Neuen Welt den schweren wirthschaftlichen Irrthum des Mercantil-Systems, der Spanien um seine Grösse brachte. Dieses System verdankt seinen Ursprung der allgemein verbreiteten Vorstellung, dass das Vermögen eigentlich in Geld, d. h. in Gold und Silber bestehe, eine Vorstellung, die der bisherige Gang der Dinge bei der Menge, welcher noch der tiefere Einblick in das Wirthschaftsleben fehlte, wesentlich vorbereitet hatte. Die italienischen Städte waren ja in Folge des orientalischen Handels aufgeblüht und glänzten durch ihren Reichthum an Gold und Edelmetall. Nun warfen Amerika und der Seeweg nach Indien Spaniern und Portugiesen in noch höherem Grade Gold und Silber in den Schooss; ebenso rasch entwickelten sich England und Holland durch Benützung der neuen Handelswege. So nistete sich denn die Meinung ein, der Volksreichthum beruhe auf dem Gelde und Geld werde durch auswärtigen Handel in's Land gebracht. Als nun die Gold- und Silberproduction Amerika's grössere Mengen edler Metalle denn je zuvor nach dem Mutterlande strömen liess, was war natürlicher, als dass man diesen stets wachsenden Reichthum im Lande zu erhalten wünschte und die Ausfuhr der Edelmetalle auf das Strengste zu verhindern suchte. Auch in diesem Falle erscheint Karl V., der zuerst mit dahin zielenden Verwaltungsgesetzen begann, als der verkörperte Ausdruck der seine Zeit beherrschenden Idee; doch haben wir kein Recht, ein Zeitalter für seine Ideen zur Rechenschaft zu ziehen, die sich insgesammt als natürliche Consequenzen früherer Entwicklungsstadien ergeben. So hat auch Karl V. das Mercantilsystem nicht geschaffen, dessen Irrlehren von Spanien aus eine grosse Reihe Schriftsteller verbreitete. Eine nähere Prüfung führt stets darauf, dass die scheinbar willkürlichsten Acte eines Despoten mit der jeweiligen Atmosphäre seiner Epoche im Einklange stehen. [1])

Die Folgen dieses Irrthumes machten sich erst später, 1550, nach Auffindung der Minen von Potosi (1545) und der ersten Aus-

---

1) Der Verurtheilung Karl V. durch Blanqui, dem M. Wirth folgt, ist desshalb nicht beizupflichten. Wohl folgte dieser Fürst nur seinen eigenen Gedanken und Motiven, doch war ja sein Geist selbst das Product seiner Zeit. Eine gerechte Würdigung Karl V. siehe bei W. Maurenbrecher, *Studien und Skizzen zur Geschichte der Reformationszeit.*

beute der mexicanischen Gruben von Guanaxuato (1558) fühlbar. Da der fortgesetzte Import von Edelmetallen den erforderlichen Bedarf weit überschritt, so mussten diese nothwendig im Preise fallen, d. h. die Preise aller anderen Waaren und der Arbeit stiegen im Verhältnisse; in der Zeit von 1550—1650 entwerthet sich das Geld in Europa so rasch, dass alle Güter ungefähr $2^1/_2$mal so theuer werden als vordem.[1]) Bei dieser allgemeinen Theuerung konnte Spanien nicht mehr so billig produciren, und dies rief die Concurrenz des Auslandes, besonders der Niederlande, in's Leben, welche bald billiger erzeugten, was sie bisher aus Spanien bezogen hatten; ja sie kauften oder schmuggelten selbst einen grossen Theil der Edelmetalle gegen ihre Waaren aus Spanien weg. Das mit dem Mercantilsysteme verwandte, auf Monopolgewinn abzielende Colonialsystem warf dann Holland und England in neue Handelsbahnen.[2])

Die Vermehrung der Edelmetalle rief natürlich eine vermehrte Consumtion und diese wieder eine vermehrte Production hervor, welche ihrerseits nur durch vermehrte Arbeit erzielt wird. Das Vorwiegen des Arbeitselementes in der Production stellt aber stets das Aufsteigen auf eine höhere Wirthschafts- und Culturstufe vor, macht den Menschen unabhängiger von den starren Gesetzen der Materie.[3]) Die Arbeit schafft aber auch Werthe, deren ein Theil erübrigt, erspart wird, weil keine Arbeit verrichtet würde, ohne einen Ueberschuss, einen Gewinn zu hinterlassen. Diese Ersparnisse sind Capital, d. h. aufgesammeltes Ergebniss vorhergegangener Arbeit; sein Besitz versetzt den Menschen in die Lage, gegenwärtige Arbeit durch jene zu verstärken und zu ersetzen, welche bereits von früheren Generationen geleistet worden ist. Daraus folgt wieder die Erweiterung der Production und die Erhöhung der Macht.[4]) Dies war der Process, welcher sich in Europa nach der Entdeckung Amerika's langsam abspielte; er lief darauf hinaus, den Reichthum oder, was dasselbe ist, die Macht des Producirenden zu erhöhen. Dieser Machtgewinn der producirenden, arbeitenden Classen hatte naturgemäss eine Machteinbusse der nichtarbeitenden, höheren Stände zur Folge, denen allerdings noch Reichthum, d. h. Capital, zur Verfügung stand, aber nicht mehr in gleichem Maasse wie früher; diese allmählig fortschreitende Verschiebung des Besitzstandes führte dann nothwendig zur Rivalität, die Rivalität zum Messen der gegenseitigen Kräfte, zum Kampfe, zum endlichen Unterliegen des Schwächeren. Das war die sociale Revolution, die mit unwiderstehlicher

---

1) Siehe die Note bei Neumann, *Die Theuerung der Lebensmittel.* S. 58., dann die Untersuchungen von Thomas Tooke, *History of Prices;* ferner W. Roscher, *Grundlagen der Nationalökonomie.* S. 290—299.

2) M. Wirth, *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 72—75.

3) F. X. Neumann, *Volkswirthschaftslehre.* Wien 1872. 8° S. 87—88.

4 A. a. O. S. 96.

Gewalt, mit der Strenge eines Naturgesetzes, durch die Entdeckung Amerika's angebahnt ward und man darf demnach mit vollem Rechte den Untergang des Feodalismus als eine Consequenz der Vermehrunng der Edelmetalle bezeichnen,[1]) die ihrerseits eine Folge der Conquista war.

Materielle Umwälzungen werden niemals vollzogen ohne die Pfade zu neuen Geistesrichtungen abzustecken. Die Auffindung der neuen Welt erweiterte den Gesichtskreis der damaligen Culturvölker und zwang ihr Denken, die gewonnenen Eindrücke mit den anerkannten Wahrheiten in Einklang zu bringen. Die Unmöglichkeit des Gelingens eines solchen Versuches regte den Zweifel an und lenkte zur näheren Prüfung dieser Wahrheiten selbst. Man ward inne, dass zahlreiche Auswüchse und Missbräuche der schlimmsten Art diese Wahrheiten verdunkelten; man erkannte als Missbrauch, was bis dahin nirgends Bedenken oder Anstoss erregt hatte; man schritt zur Reformation. Unzählige Fäden verknüpfen freilich dieses Zeitalter mit dem vorhergehenden und die Keime der Kirchenreform lassen sich bis tief in's Mittelalter verfolgen, allein stets bedarf es, um gewissen Ideen zum Durchbruche zu verhelfen, eines grossen weltbewegenden Ereignisses. Dieses war hier die That des Genuesers. Die vorbereitenden Fäden aber verästeln sich innig mit jenen, welche dem XVI. Jahrhunderte auch in anderer Hinsicht seinen Stempel aufdrückten und die man mit Einem Worte zusammenfasst, nämlich:

Die Renaissance.

Wenig beachtet und scheinbar einflusslos auf die europäische Cultur siechte das byzantinische Reich dahin. Die Paläologen vermochten das altersschwache Volk nicht von dem Tode zu retten, den die jungen, lebenskräftigen Türken, mit Macht heranrückend, ihm bringen sollten. In der Mitte des XIV. Jahrhunderts fassten sie Fuss in Europa, Schrecken und Angst verbreitend, ein Jahrhundert später zogen sie als Sieger ein in Byzanz, um nimmer daraus zu weichen. Alle Verachtung der Byzantiner, die einem natürlichen Processe erlagen, darf indess die Erkenntniss nicht unterdrücken, dass dennoch hier die reichsten Bildungselemente des Mittelalters aufgestapelt lagen. Byzanz strahlte immer noch im Schmucke bewundernswerther Denkmäler,[2]) barg noch immer eine erstaunliche Wissensfülle, welche die Nähe des Orients mit den geistigen Er-

---

1) Die Anerkennung dieser Thatsache bei Kolb (*Culturgesch.* II. Bd. S. 288) gereicht diesem Schriftsteller zu hohem Verdienste.

2) Vgl. *Constantinople in byzantine Times.* (*Chambers Journal* No. 516 vom 15. November 1873. S. 734—736.)

rungenschaften der Araber und Perser bereicherte. Die Furcht vor der Annäherung der Türken veranlasste ihrer Viele noch im XIV. Jahrhunderte nach Italien sich zu flüchten, ja sich daselbst ein dauerndes Heim zu gründen. Desgleichen fanden vom Jahre 1466, wo ganz Illyrien und Epirus in die Gewalt der Türken fiel, bis zum Jahre 1532 fortwährende Auswanderungen der christlichen Bewohner dieser Landschaften nach der gegenüberliegenden Küste Unteritaliens, namentlich Apulien's, statt.[1]) Da es in Apulien thatsächlich Dörfer gibt, in denen Griechisch die Volkssprache ist, so kann wohl angenommen werden, dass jene Einwanderungen aus Albanien sich auch auf griechisch redende Christen dieses Landes erstreckten. Bei diesem starken Einströmen griechischer Elemente konnte es nicht ausbleiben, dass auch geistige Kräfte in's Land kamen und griechisches Wissen nach Italien brachten, wodurch das beginnende Zurückgreifen auf die heidnischen Classiker wesentlich begünstigt wurde.

Der Ausdruck „Renaissance", wie er sich für das Wesen dieser grossen Periode weltgeschichtlichen Umschwunges eingebürgert hat, ist vom Standpunkte einer natürlichen Entwicklung, die eine Wiedergeburt nicht kennt, durchaus verwerflich. In der That handelt es sich auch um gar keine Wiedergeburt des Alterthums, sondern um eine durchaus neue Geistesrichtung, der nur eine genauere Kenntniss der Antike unterstützend zur Seite stand. Antike Kunstwerke werden jetzt eifriger aufgesucht und studiert, das classische Alterthum erscheint den Zeitgenossen in idealem Lichte, eine Verirrung, wie sie später die romantische Schule in Bezug auf das Mittelalter beging. Aber das Wesen der Renaissance liegt weder vorzugsweise noch gar ausschliesslich in der Nachahmung der Antike in der Kunst, eben so wenig in der Wissenschaft. Die Humanisten schöpften wohl aus dem Borne des Alterthums, sie gingen aber auch weit über dasselbe hinaus. So umfasste denn die Renaissance auch das sociale und politische Leben im XV. und XVI. Jahrhunderte; ihr Wesen besteht in der Auseinandersetzung der gebildeten Menschheit jener Epoche mit dem Mittelalter, in ihrer Befreiung von den Fesseln des mittelalterlichen Geistes, nachdem dessen Aufgaben erfüllt, dessen Ideale abgestorben, dessen Mächte verfallen waren.[2]) Es war mit Einem Worte die Epoche, wo die mühsam errungene Culturstufe des Mittelalters kraft des natürlichen Entwicklungsgesetzes wieder verlassen, überwunden werden sollte. Aus der ungeberdigen Knabenzeit traten die Völker Europa's in das Jünglingsalter mit all seinen Vorzügen und all seinen Fehlern. Aus

---

1) *Χρονογραφία τῆς Ἠπείρου.* Athen 1856—57. 8⁰ I. Bd. S. 181.

2) Alfred Woltmann. *Die Anfänge der deutschen Renaissance.* (*Deutsche Warte.* V. Bd. S. 193.)

einer Reihe von Irrthümern stürzte man in eine andere Reihe von Irrthümern, die man nunmehr als das siegreiche Panier der Wahrheit pries. Die Gegenwart hat manche der damals errungenen Sätze noch nicht überwunden, wie auch der Mann an mancher Idee des Jünglings festhält, und oft manche Leistung dieses Alters überhaupt nicht mehr übertroffen wird. Die Renaissance bereicherte uns mit vielen neuen Wahrheiten, worauf das heutige Wissensgebäude sich stützt, die Wahrheit im Allgemeinen erkannte sie so wenig wie das Mittelalter. An Stelle des Gefühles, von einer höheren, geheimnissvollen Macht abzuhängen, welche Völker und Einzelne regiert hatte, trat das illusorische Gefühl der eigenen Kraft, die Chimäre von dem Bewusstsein eines freien Willens. Die höchsten Triumphe feierte diese neue ideale Richtung auf dem Gebiete der Kunst, deren Leistungen wieder jene der Wissenschaft weit übertreffen, wenngleich gerade durch die Bestrebungen und den Geist der Humanisten auf's Tiefste beeinflusst. So wie diese an Stelle der fachmässigen Gediegenheit des Mittelalters die übersichtliche Bildung setzten, begnügen sich auch die Künstler nicht mit der ausschliesslichen Beschäftigung in dem einen oder anderen Kunstzweige, was für ein Zeichen geistiger Armuth galt, sondern streben darnach, die Technik in jeder Kunstgattung zu beherrschen. Architect, Maler, Musiker und Dichter vereinigten sich in Leon Battista Alberti; Architect, Maler, Bildhauer, Ingenieur, Kriegsbaumeister, Musiker und Improvisator in Leonardo da Vinci; Architect, Maler und Bildhauer in seinem Zeitgenossen Michelangelo. Das Gesetz von der Theilung der Arbeit fand keine Anerkennung. Dabei durchwehte das ganze Zeitalter eine frische Liebe zur Natur, die sich in Wissenschaft und Kunst gleichzeitig bekundete; objective Wahrheit aber darf man in den Bildwerken der Renaissance so wenig suchen als in den sonstigen Aeusserungen ihres Geistes. Man strebt vorzugsweise die Schönheit der äusseren Erscheinung an, wie die Begeisterung für das Edle und Gute die Werke der Humanisten durchglüht. Das prosaische Nützliche und Wahre bleibt noch unverstanden. Das ganze Zeitalter duftete nach Poesie, deren Blüthen die plumpe Prosa der Wahrheit abgestreift hätte, wäre diese schon in ihrem Wesen erfasst worden. Die Phantasie treibt ihr liebreizendes Spiel, bringt die Literaturen der meisten Culturvölker zur Entfaltung und hüllt in der Kunst die Vergangenheit in das Gewand der Gegenwart. Der Schönheitssinn endlich spricht aus der erwachten Begeisterung für das Nackte, aus dem Verständnisse des Faltenwurfs und dem Nachdruck, der auf den Schwung der Linien, auf die Plastik der Formen gelegt wird.

Schon seit dem Beginne des Mittelalters sprach sich das nationale Element niemals in den Formen selbst aus, sondern nur in der Art, wie sie verwendet und ausgebildet wurden. Die Ursache

dieser Erscheinung dürfen wir zunächst in der Stammverwandtschaft der neuen europäischen Culturvölker und der dadurch ermöglichten Verbreitung eines gemeinsamen Religionssystemes erblicken. So gestaltete sich von Anfang an ein gemeinsames, formales System, zunächst in der Baukunst, dem sich alle Nationalitäten fügten, indem sie es nur innerhalb bestimmter Grenzen nach Maassgabe ihrer besonderen Eigenthümlichkeiten modificirten, ganz analog mit dem Entwicklungsgange der Sprachen, die sich in romanische und germanische, innerhalb dieser beiden Kreise aber nur nach Maassgabe ihrer besonderen Eigenthümlichkeiten, in diesem Falle der besonderen ethnischen Beimischungen älterer Racen, unterschieden. Die Stylwandlungen des Mittelalters und der Renaissance gehen zwar nicht aus nationalen Gegensätzen hervor, hängen wohl mit einer allgemeinen neuen Entwicklung zusammen, lassen aber doch den Einfluss der einzelnen Nationalitäten deutlich erkennen.

Seitdem die Mongoleneinfälle die slavische Cultur verwildert, kann man im Allgemeinen die Culturvölker Europa's in die zwei grossen Gruppen der Romanen und Germanen spalten. Zweifelsohne möchte eine Untersuchung, für die hier der Raum fehlt, die Eigenart jedes einzelnen Gliedes dieser Gruppen hinsichtlich seines Entwicklungsganges darthun; doch muss ich mich auf das Allgemeine beschränken. Bis zur Renaissance, d. h. so lange der mittelalterlich-kirchliche Geist die europäische Menschheit gleichmässig umfing, drückte und dadurch zu seiner eigenen Ueberwindung heranbildete, war in der That eine Gegensätzlichkeit zwischen Romanen und Germanen nicht bemerklich. Sobald es sich jedoch um Abschüttelung des gemeinsamen Joches handelte, gingen Beide ihre eigenen, besonderen Wege, die schnurstracks aus einander führten. Wir lernen sie annähernd richtig erfassen, wenn wir, die Italiener als Repräsentanten der Romanen, die Deutschen als jene der Germanen betrachtend, den Gang der Entwicklung bei diesen beiden Nationen verfolgen.

Der Vortritt gebührt natürlich den Südländern. Unter dem Einflusse der von den Byzantinern gebrachten Logik und anderen Kenntnissen begann in Italien der Humanismus schon frühzeitig den Kampf gegen die Scholastik, indem Mitte des XV. Jahrhunderts die Philologie zu ihrer vollen Entwicklung gelangte. Die aus dem angeblich vom Pfaffenthume entnervten Byzanz kommenden Lehren entwickelten den Enthusiasmus für das Erforschen der Wahrheit, das Abstreifen der mittelalterlichen Mönchsanschauungen, die Pflege der classischen Studien, welche ihrerseits freiheitliche Regungen in so hohem Grade begünstigten, dass Fälle von Tyrannenmord [1]) aus jener

1) In neuester Zeit ist in Deutschland viel über Tyrannenmord geschrieben worden; namentlich hat man sich bemüht darzuthun, wie kirchlicher Fanatismus wiederholt

Epoche zu verzeichnen sind. Die humanistische Bildung griff rasch um sich, Frauen huldigten ihr wie Männer, und der Clerus nicht weniger als die Laienwelt.[1]) Eine Wanderung durch die Strassen von Rom genügt, um zu zeigen, was der Thätigkeit der Päpste im Allgemeinen zu verdanken ist; dass aber nunmehr Päpste selbst als Förderer der Literatur und Wissenschaft auftraten (z. B. Nicolaus V.), ist ein beredter Beweis dafür, dass Papstthum und Kirche sich auf die Dauer den Strömungen ihres Zeitalters nicht entziehen konnten. Die Prälaten des damaligen päpstlichen Hofes waren elegante, gebildete Cavaliere und Rodrigo Borgia selbst, der als Alexander VI. den Thron bestieg, glänzte durch den Adel seiner Erscheinung wie das reichfacettirte Schillern seines Geistes. Die sorgsame Bildung, die er seiner Tochter Lucrezia zu Theil werden liess, zeigt, welchen Werth er auf die humanistischen Studien legte.[2]) Die zügellose Freigeisterei und das mühsame Ringen nach Denkfreiheit hatten aber eine Entfesselung der Leidenschaften im Gefolge, welche die „Sittlichkeit" der ewigen Stadt und der besseren Stände in Italien nach germanischen Begriffen in Sittenlosigkeit verwandelte. Und von dieser Sittenlosigkeit wurde die Kirche gerade so ergriffen, wie die Laienwelt; sie war nicht besser, aber auch kaum schlimmer als diese; es gibt kein Verbrechen, keine unmoralische Handlung, deren man die Mitglieder der Kirche allein bezichtigen könnte. Maitressenwesen, Mord, Nepotismus und Lüge beherrschten die weltliche wie die geistliche Gesellschaft; die Laster der Kirche sind allemal auch jene ihrer Anhänger. Frivolität und Sittenlosigkeit paaren sich hier und dort mit Kühnheit, Genialität und geistiger Grösse in einem Zeitalter und bei einem Volke, wo der persönliche Trieb, keinem höheren Gesetze sich unterordnend, sich zum Maasse aller Dinge machte. Daraus allein erklären sich ungezwungen die brutalen Mord- und Gewaltthaten eines Cäsar Borgia wie die herrlichen Schöpfungen eines Bramante und die inhaltsschweren Sätze eines Macchiavelli. Nur wenn man sich ganz in diese denkwürdige Epoche versenkt,

---

Mörderhände bewaffnet, und sich dabei auf die Beispiele eines Jacques Clément und Ravaillac, sowie auf die Schriften der Jesuiten berufen, welche den Tyrannenmord als erlaubt bezeichnen. Dies ist vollkommen richtig, man übersieht nur, dass jeglicher Fanatismus zu gleichen Resultaten führt. Für Jacques Clément und Ravaillac lassen sich eben so viele Beispiele nennen, wo nicht der kirchliche, sondern der republikanische Geist, der Geist der Freiheit den Mordstahl führte, und die grosse Mehrzahl der Attentate auf gekrönte Häupter in der neueren Geschichte fällt eher diesem zur Last. Oder ist der Mörder etwa weniger verrucht, wenn er für die Freiheit statt für den Glauben schwärmt?

1) Siehe darüber den gediegenen Aufsatz: *The popes and the italian Humanists.* (*Edinburgh Review.* No. 277 vom Juli 1872 S. 114—148).

2) Siehe darüber Gregorovius. *Lucrezia Borgia.* Stuttgart 1874 8°. Dort werden die auch von Kolb (*Culturgesch.* II. Bd. S. 310) aufgetischten Märchen über das blutschänderische Verhältniss der Lucrezia zu ihrem Vater und Bruder widerlegt.

findet man das Maass zu ihrem Verständniss, begreift man als das Unsittliche das damals Sittliche, sieht man die Auswüchse der Kirche als eine nothwendige Zugabe des Zeitalters [1]) an. Wäre es wahr, dass die Sittlichkeit ein unwandelbarer Begriff, ein transcendentales „Princip", an das die Gesittung geknüpft ist, in der Weise, dass Beide mit einander gedeihen, wachsen und verkümmern, wir würden nicht so oft in der Geschichte die höchste Blüthenentfaltung in Perioden sehr zweifelhafter Moralität beobachten können. In Wahrheit ist die Sittlichkeit heute nicht grösser, als in der Renaissance, als unter Karl d. Gr. und unter August, ja als zur Zeit des Perikles oder Homer's. Die menschliche Natur hat sich nicht gebessert; die Sittlichkeit nimmt nur andere Formen an; die Rohheit allein schwindet mit wachsendem Culturschliff. Man schafft heute seine Gegner nicht mehr wie Cäsar Borgia mit Gift und Dolch aus dem Wege, man tödtet sie durch die Concurrenz, verläumdet sie, macht sie lächerlich, gibt sie dem allgemeinen Hohne und der Verachtung preis, kurz tödtet sie moralisch, und hiezu erscheint auch heute noch kein Mittel verwerflich genug.

Die Zustände der Renaissance werden verständlich, wenn man erwägt, dass das Ringen nach Denkfreiheit zu der namentlich in Paris ausgebildeten Lehre von der zweifachen Wahrheit, der philosophischen und der theologischen, geführt hatte, welche beide neben einander bestehen können, ungeachtet sie ganz entgegengesetzten Inhalt haben. Auch der Averroismus [2]) hatte in Italien, besonders an der Hochschule zu Padua, Wurzeln gefasst und wie die arabische Philosophie zu starker Freigeisterei mitten in der Scholastik geleitet. So ward die Frage nach der Unsterblichkeit der Seele in Italien durchaus populär und keineswegs im Sinne der Kirche beantwortet. Pomponatius brachte unter dem Schilde der Lehre von der zweifachen Wahrheit die schärfsten Argumente gegen diesen und den Wahn vom freien Willen vor und zog daraus die Consequenz, dass alle Religion, da sie die Unsterblichkeit behauptet, Betrug, dieser aber für die grosse Menge nothwendig sei. Hätte er Trug statt Betrug gesagt, so wäre an der Richtigkeit seines Satzes nicht zu deuteln. Die Religion ist ein Trug, aber ein von der Menschheit gewollter. *Mundus vult decipi*, *ergo decipiatur*, zieht sich durch die gesammte Culturgeschichte. Diese Ansicht war damals in Italien unter den Vornehmen und bei praktischen Staatsmännern sehr verbreitet, wie Macchiavelli's berühmtes Buch: *il Principe* beweist, das nur auf eine historische Paraphrase obigen Satzes hinausläuft, der auch nahe verwandt ist mit jenem: der

1) Die Gesammterscheinungen und den Geist der Renaissance schildert wunderbar Gregorovius in seiner *Lucrezia Borgia*.

2) Siehe darüber E. Renan. *Averroes et l'Averroisme.* Paris 1852 8°.

Zweck heiligt die Mittel. Wie verwerflich die Mittel des Macchiavel im heutigen Rechtsstaate erscheinen mögen, der Richtigkeit seiner Behauptungen tritt die Culturgeschichte der ganzen Menschheit bestätigend zur Seite.[1] Ueber Verwerflichkeit oder Zulässigkeit seiner Staatskunst entscheidet unser jetziges Sittlichkeitsgefühl, dieses hat aber mit der Wahrheit nichts gemein. Die Wahrheit ist nicht Sittlichkeit, die Sittlichkeit nicht Wahrheit. Die Wahrheit ist nichts als wahr. Und wahr ist, dass diese verpönten Sätze von jeher und in alle Zukunft Giltigkeit besitzen. Nicht unmöglich, dass auch die Kirche von diesen, den Gebildeten geläufigen Anschauungen durchweht wurde und selbst tiarageschmückte Männer den skeptischen Philosophen im Stillen so unrecht nicht gaben.[2]

Unter solchen Umständen schlug die Aufklärung in Italien eine eigenthümliche Richtung ein. Da das ganze System der mittelalterlichen Weltanschauung auf der Kirche beruhte, so hätte der Kampf der neuen Ideen gegen die alten nothwendig zu einer Auseinandersetzung mit der Kirche führen sollen, wie es in Deutschland thatsächlich geschah. In Italien findet aber keine Reformation statt, im Gegentheile, man tastet die kirchliche Macht gar nicht an. Es wiederholt sich die im Islâm beobachtete Erscheinung, dass es gestattet war, an dem Glaubenssysteme selbst zu zweifeln, wenn man nur an nichts anderes glaubte, besonders keiner antikirchlichen Secte angehörte.[3] Die Gebildeten verhöhnen und verspotten das Pfaffenthum, sind innerlich wohl auch von der Nichtigkeit der religiösen Lehren überzeugt, meinen aber, für die Masse sei irgend ein Glaubenssystem nöthig und es komme wenig darauf an, ob dieses nun des Widersinnigen mehr oder weniger enthalte. Es mag sein, dass Bequemlichkeit, Macht der Gewohnheit und Eigennutz — kirchliche Beneficien flossen ihnen oder ihren Angehörigen reichlich zu — nicht aber Mangel an Entschiedenheit des sittlichen Bewusstseins an diesem Benehmen der aufgeklärten Denker Schuld trugen; kann man denn von einem Realisten der Gegenwart im Ernste verlangen, er möge sich z. B. für den Altkatholicismus begeistern und ihm seine Gleichgültigkeit etwa als Mangel an Entschiedenheit des sittlichen Bewusstseins auslegen? Der Realismus gründet sich auf wissenschaftliche Ueberzeugung und verträgt sich mit dem Wesen der Religion überhaupt nicht; wie soll ihm nun beifallen, etwas zu verbessern,

---

1) Ueber Macchiavelli siehe Twesten. *Macchiavelli.* Berlin 1868 8° und P. Poletti. *Due lettere.* Pisa 1868, sowie die von P. Fanfani und L. Passerini besorgte neue Gesammtausgabe seiner Schriften (*Le opere di Niccolò Macchiavelli.* Vol. I. Firenze 1873 8°), wo Passerini die Lebensgeschichte des grossen Mannes als Einleitung vorausgesendet. Der geistvollen Vertheidigung Macchiavelli's durch L. Ranke gegen Friedrich's II. „*Antimacchiavel*" ist nur durchaus beizupflichten.

2) Lange. *Gesch. d. Materialismus.* I. Bd. S. 181—185.

3) Siehe oben S. 508.

zu reformiren, von dem er weiss, dass es der Verbesserung, der Reformation gar nicht fähig ist? Desshalb gewannen die Romanen statt innerhalb ausserhalb der Kirche ein Verständniss der höchsten Dinge und fanden in ihrer wissenschaftlichen Denkweise einen Ersatz für das, was keine Kirche der Welt, weder die römische noch eine reformirte, ihnen je gewähren konnte. In Italien gab es keine Reformation, weil die Summe des Wissens dort schon zu hoch stand, das Denken der Romanen zu aufgeklärt, den höchsten Wahrheiten zu nahe gekommen war. Im XIV. Jahrhundert lehrte man in Paris, dass es in den Naturvorgängen nichts gebe, als die Bewegung der Verbindung und Trennung der Atome, und der spanische Psychologe Ludwig Vives verlangte directe Untersuchung auf dem Wege des Experiments. Wohl verdunkelte noch mancher Irrthum diese Erkenntnisse, immerhin lebten sie schon unter den Romanen längst ehe sie bei den Germanen Eingang fanden. So ward die religiöse Gleichgültigkeit der italienischen Denker und in gewisser Hinsicht auch der Kirche dem Aufkommen der Wahrheit und Wissenschaft weniger hinderlich als der religiöse Sinn der germanischen Völker; denn die katholische Kirche forderte zwar hie und da Widerruf von Lehren, die ihr die Existenzberechtigung entzogen hätten, liess es sich aber im Allgemeinen an der Erfüllung äusserlicher Formen genügen, was dem südlichen Volksthume so sehr zusagt, dass heute noch die „Religion" bei den niedrigen Volksclassen nur in Formelwesen besteht. Die gewaltsame Repression freisinniger Lehren war erst eine Rückwirkung der deutschen Reformation. Bis dahin störte sie die Kreise der italienischen Denker wenig. So konnte die grossartige Entdeckung des Erdenlaufs um die Sonne in Italien mehr Anhang gewinnen als in Deutschland. Merkwürdigerweise ging dieser immense Fortschritt nicht vom Süden aus. Anregungen aus dem Alterthume spornten den polnischen Domherrn Nicolaus Kopernik[1]) aus Thorn zur Ausarbeitung seines Werkes *De orbium cœlestinum revolutionibus* an, während sowohl der Cardinal Nicolaus von Cusa als ein gewisser Widmanstatt, zwei Deutsche, schon vor ihm die doppelte Bewegung der Erde behauptet hatten. So wenig erregten des Kopernik Arbeiten Anstoss, dass seine Bestimmungen der Umlaufszeiten des Mondes dem Papste Gregor XIII. zu seiner Kalenderverbesserung dienten. Die wichtige Kalenderreform und die heliocentrische Lehre, sie waren das Werk eines Papstes und eines Geistlichen. Erst mehr denn ein halbes Jahrhundert später stiess Letztere auf den heftigsten Widerspruch der Kirche, als der Jesuitenorden, die grosse Reaction der Reformation, die Oberhand gewann. In Deutschland war der wichtigste

---

1) Ueber die vielumstrittene Nationalität des Copernicus ist wohl das Beste und Gründlichste die anonyme Schrift von R*** *Beiträge zur Beantwortung der Frage nach der Nationalität des Nik. Copernicus* Breslau 1872 8⁰.

und bedeutendste aller Reformatoren Philip Melanchthon sofort einer der eifrigsten Gegner des kopernikanischen Systems, welches in Italien dagegen an Giordano Bruno da Nola und Galileo Galilei die begeistertsten Anhänger fand. Bruno war es besonders, der am schärfsten den Uebergang aus dem Mittelalter in die Neuzeit repräsentirt. Der ehemalige Dominicanermönch darf als der Begründer der pantheistischen Philosophie gelten, die der monistischen Auffassung der Welt näher steht denn jedes andere System. Bruno hatte in der That die Materie nicht als das Mögliche, sondern als das Wirkliche und Wirkende begriffen, sie zu dem wahren Wesen der Dinge gemacht und lässt sie alle Formen aus sich selbst hervorbringen. Von der Grossartigkeit solcher Sätze war man im germanischen Norden noch weit entfernt. Dass die Vertheidigung der heliocentrischen Lehre den classischen Philosophen der Reformationszeit, den italienischen Philosophen *par excellence* endlich auf den Scheiterhaufen, seinen Nachfolger Galilei zum Widerrufe führte, soll später gewürdigt werden. Einstweilen wende ich mich der Entwicklung der Renaissance bei den germanischen Völkern zu.

Die Männer, welche in Deutschland von der neuen Idee ergriffen wurden, sind auch hier keine Ausläufer des Mittelalters, sondern gehören voll und echt der Renaissance-Periode an, auch bei ihnen weht ein neuer Geist, die Entwicklung vollzieht sich aber in durchaus verschiedener, dem Volkscharakter angepasster Weise. Weder untersuchen noch beurtheilen will ich, ob die Innerlichkeit, die das germanische Wesen erfüllt, ein Vorzug sei oder nicht, ich constatire blos, dass sie einen hervorstechenden, typischen Zug des Volkscharakters bildet, im vollen Gegensatz zu der Aeusserlichkeit der Romanen, wie der Ernst des Nordens zu der Heiterkeit des Südens. Ein derbes, wild bewegtes Leben, Ausgelassenheit, Rohheit, ungestüme und genussfrohe Sinnlichkeit bezeichnen die Renaissance-Epoche auch in Deutschland, sind aber durchaus anderer Art; es fehlt ihnen das Bestechende, der Liebreiz, womit der höhere Culturschliff und das geschmeidige Wesen des Südländers das Laster umgab; Derbheit erschien hier wirklich derb, Rohheit roh, das Laster lasterhaft und die Unsittlichkeit des Clerus, die Auswüchse der Kirche vollends abschreckend. Worüber der Italiener einfach lachte, darüber entsetzte sich der Deutsche, ihm zerstörte seine Ideale der Zeiten Verderbniss, und seine Ideale waren vorwiegend religiöser Natur. Gegen diese Zerstörung lehnte er sich aber auf, darum wendet sich bei ihm die Renaissance zunächst gegen die Kirche in Allem und Jedem. Voran in der Kunst. Diese erhob sich in Deutschland noch nicht über eine primitive Auffassung, als sie in Italien fast an der Schwelle der Vollendung stand; ihre Schöpfungen tragen die Spuren jenes fortdauernden Kampfes mit Form und Auffassung des Mittelalters, über welchen die Italiener längst hinaus

waren, zugleich aber die Spuren einer gläubigen Gesinnung, die tief von der weltlichen Heiterkeit des Südens absticht. Die Architectur spielt gar keine Rolle in der neuen Entwicklung der germanischen Länder, welche der religiösen Gothik treu bleiben, die Maler aber bringen in der Darstellung biblischer Scenen und Gestalten sowohl tiefe religiöse Ueberzeugung als Widerwillen gegen die Verzerrung ihrer religiösen Ideale zum Ausdrucke. Wie in Deutschland die Opposition gegen die Kirche aus gläubiger Gesinnung selbst hervorgeht, sieht man schon vor Luthers Auftreten den Schöpfungen der Künstler an, dass keinem unter ihnen der religiöse Kampf erspart blieb.[1]) Sie führen uns mit charaktervollem Realismus und gesunder Natürlichkeit, im Bunde mit launigem und kernigem Humor ein in das ganze Leben ihrer Zeit und ihres Volkes, dieses Leben aber ist von Glauben erfüllt. Darum ist ihr letztes Ziel immer, die Herrlichkeit Gottes darzustellen, wenn sie diese auch in seinen Creaturen sich offenbaren lassen; die Ahnung, dass es einen Gott nicht gebe, hat Keinen beschlichen. Auch in Italien huldigte kein Künstler dem Atheismus, aber die Lehren der Zweifler hatten doch schon mächtig an dem Kirchenglauben genagt, eine freiere, unbefangene Anschauung gezeitigt. Bei aller Ursprünglichkeit und Selbständigkeit erreichte desshalb die deutsche Kunst formale Schönheit nur durch Aufnahme und Verwerthung der italienischen Anregungen. Erst auf Umwegen, unter dem Einflusse Italiens, wurde Deutschland an den Born antiker Kunst und Bildung geführt, ohne dass jedoch der deutsche Geist sich selbst im Mindesten untreu ward.

Das nämliche Kleben am Glauben offenbart sich auch in den Bestrebungen der deutschen Humanisten; sie alle halten ihre religiöse Gesinnung, den Irrthum fest, das Versenken in den Geist des Alterthums gewinnt für sie den vollen Werth erst durch die Früchte, welche sich daraus für Vertiefung und Reinigung der christlichen Lehre gewinnen lassen.[2]) So begründete der germanische Geist die Herrschaft der Theologie, hinlänglich gekennzeichnet durch die Stürme der sogleich zu besprechenden Reformationszeit, die eine zeitlang fast jedes andere wissenschaftliche Interesse erstickte, und es war nur eine nothwendige Consequenz dieses Entwicklungsganges, dass die grosse, welterschütternde Lehre des Kopernik bei den Germanen auf einen Widerstand stiess, den die römische Kirche nicht an den Tag legte. Dass Melanchthon die neue Wahrheit, die gegen Aristoteles verstiess, bekämpfte, ist schon erwähnt; seine Thätigkeit bewirkte aber für Deutschland sogar ein Zurückgehen auf den Scholasticismus, welches sehr lange anhielt.[3]) Dass aber der gesammte germanische Geist einig war in der Opposition gegen das

1) Woltmann. A. a. O. S. 195—201.
2) A. a. O. S. 195.
3) Lange. A. a. O. I. Bd. S. 189.

kopernikanische System, zeigt die Thatsache, dass Francis Bacon, Lord von Verulam, der sehr unwissenschaftliche „Wiederhersteller der Naturwissenschaften“ (1561—1626), ein Brite, und Tycho de Brahe, der Gründer der neueren messenden Astronomie (1546—1601), ein Däne, dasselbe verwarfen. Als die Jesuiten Giordano Bruno auf den Scheiterhaufen sandten und Galilei zum Widerrufe zwangen, durften sie auf die Autorität des grossen Tycho, der in seinem 1577 aufgestellten Systeme die Erde zum Mittelpunkte der Welt gemacht, und des gefeierten Bacon, der die kopernikanische Ansicht verurtheilt hatte, sich stützen, um zu behaupten, dass sie eine Irrlehre bekämpfen.

Die Reformation.

Jedes culturgeschichtliche Phänomen kann nur als Glied in der langen Kette der Entwicklung im Zusammenhange mit den vorhergehenden und nachfolgenden Kettengliedern begriffen werden. Von diesem Standpunkte ist auch die deutsche Kirchenreformation zu betrachten. Wie Buddha, Christus und Muhammed hatte Luther zahlreiche Vorläufer, welche den Samen ausstreuten, der nun endlich aufging und zur Reife gedieh. Alle diese Namen sind nur so zu sagen Personnificationen langer Entwicklungsreihen. So kann man die ersten reformatorischen Strebungen bis tief in die Zeiten der Scholastik hinein verfolgen.

Alle höheren Religionsformen haben bekanntlich ausnahmslos ihre Unabänderlichkeit und ewige Dauer verkündet, und eine gewissenhafte Prüfung zeigt, dass dies in der That eine *conditio sine qua non* für jedes Glaubenssystem sein müsse. Denn da die Wahrheit nur Eine und unabänderlich sein kann, jede Religion aber die Wahrheit zu lehren meint, ja behaupten muss, weil sie einzig und allein dadurch auf Glauben Anspruch gewinnt, — denn Niemand glaubt, was er positiv unwahr zu sein weiss — so ist es klar, dass jede Religion sich als die allein wahre, daher unfehlbare, ewige, unabänderliche darstellen muss. Genau genommen halten wir es mit den die Gegenwart bewegenden Ideen, die ja nur eine Religion anderer Art, aber immerhin Religion sind, nicht um ein Haar anders. Welcher Gebildete darf es wagen, die ewige Wahrheit und Kraft der Ideen der Freiheit, Humanität, Menschenwürde und ähnlicher zu Schlagwörtern gewordenen Begriffe in Zweifel zu ziehen? Die Geschichte der Religionen sagt uns deren Zukunft und Culturleistung mit mathematischer Gewissheit voraus, womit weder gegen die Religion noch gegen die modernen Ideale ein unpassender Tadel ausgesprochen werden soll. Beide sind ja ein nothwendiges Ergebniss der Zeit.

Da alle Religionen ausnahmslos von der Wahrheit ihrer Doctrinen subjectiv auf das Innigste und Unerschütterlichste überzeugt sind, folgen sie alle dem tief in die Menschenbrust versenkten Drange die Wahrheit zu vertheidigen, den Irrthum zu bekämpfen. Die Duldsamkeit, die wir an den altheidnischen Glaubensbekenntnissen als ihre beste Seite bewundern, ist culturhistorisch ein Merkmal weder ihrer veredelnden Kraft, noch ihrer Ueberzeugungsstärke, und Bossuet hat ganz Recht, wenn er sagt, es gäbe keine gefährlichere Täuschung, als Duldsamkeit für ein Kennzeichen der wahren Liebe zu halten. Die angeblich „geoffenbarten" Religionen, welche für ihre Wahrheit einstehen, bekunden eine unvergleichlich höhere Entwicklungsstufe. Durch diese alle zieht sich gleich- und gesetzmässig die nämliche Erscheinung, welche in der christlichen Kirche sich am deutlichsten beobachten lässt. Letztere begünstigte das Wissen, ja erweckte dasselbe so weit und so lange, als dieses nicht geeignet war, die Wahrheit der Glaubenssätze zu erschüttern, ihr vielmehr erlaubte diese zu stützen, d. h. Macht verlieh; desshalb zeigte sich die Kirche von allem Anfange als Beschützerin und Hüterin der Wissenschaft, als wahre Culturkraft; dieses Verhältniss verkehrte sich aber naturnothwendig in sein Gegentheil, als die Forschung dem Glauben, der vermeintlichen Wahrheit, gefährlich zu werden begann, was schon im XI. Jahrhunderte eintrat. Die Kirche hielt es für ihre Pflicht, den sich regenden Geist der Untersuchung im Keime mit allen Mitteln zu ersticken, welche das Zeitalter ihr an die Hand gab, wie die Gegenwart es für ihre Pflicht erachtet, gleichfalls mit allen zulässigen Mitteln den Kirchenglauben zu bekämpfen — im Interesse der Wahrheit. Nur in den Mitteln, in der Art und Weise des Kampfes hat die wachsende Civilisation eine Aenderung, eine Milderung gebracht, nicht in der Natur dieses Kampfes. Alle Unterdrückung, und wäre sie noch so gewaltsam, vermag indess die rastlos fortgesetzte Denkarbeit des menschlichen Gehirnes nicht zum Stillstande zu bringen. Der Glaube muss aber dem Zweifel vorangehen.

Den ersten Regungen des Zweifels, der für die Culturentwicklung so wohlthätigen Skepsis, begegnen wir bei den romanischen, als den fortgeschritteneren Völkern, dann aber ausnahmslos bei Mönchen oder Geistlichen selbst, ein Beweis, dass damals die Kirche eben die höchsten geistigen Elemente der Zeit in sich schloss. Auf den französischen Scholastiker Peter Abälard (1079—1142) folgte sein noch grösserer Schüler Arnold von Brescia (verbrannt 1155), gleichfalls ein Mönch. Schon die Tendenz dieser frühesten Reformatoren stimmt völlig mit jener aller ihrer Nachfolger überein; sie wollten nie etwas anderes als Herstellung der ersten christlichen Reinheit, die Rückkehr auf den Ausgangspunkt, die Läuterung von den Schlacken, welche die Zeit gebracht hatte, mit anderen Worten,

sie wollten das Geschehene ungeschehen machen, die Zeiten zurückschrauben. Ein solches Unternehmen kann aber, weil der natürlichen Entwicklung zuwider, nimmer gelingen; entweder scheitert es kaum geboren, oder die Reform wird zur Neubildung einer besonderen Lehre; so wollten Buddha, Christus und Muhammed alle nur Reformatoren des schon Bestehenden sein und endeten mit der heftigsten Opposition des Bestehenden und Verkündigung einer neuen Lehre. Daher die Todfeindschaft zwischen Buddhismus und Brahmanismus, zwischen Christenthum und Judenthum, zwischen Islâm und dem altarabischen Heidenthume; und in allen drei Fällen strebte die jüngere nach der absoluten Vernichtung der älteren Lehre; und umgekehrt. Zu solcher Verdichtung in ein neues Glaubenssystem schwangen sich jedoch nur die wirklich lebensfähigen Ideen empor; was nicht mit der Zeit und ihren Bedürfnissen im Einklange stand, ging rettungslos zu Grunde. Desshalb war die gewaltsame Unterdrückung der frühesten Reformansätze und Secten durch die Kirche kein Verlust für die Cultur; wahrhaft Lebensfähiges zu erwürgen, hätte sie nie die Macht besessen. Deutlich lehrt dies die hieher gehörige Geschichte der Albigenser oder Katharer im südlichen Frankreich und nördlichen Italien, der Zeitgenossen Abälards und Arnolds von Brescia.

Die Katharer sind nicht die ersten modernen, sondern die letzten Häretiker des christlichen Alterthums, denn sie hängen zweifellos mit dem Manichäismus zusammen. Eine Untersuchung ihrer Lehren weist ein mit letzterem sehr nahe verwandtes Princip von metaphysischem Dualismus nach, verbunden mit einem Abscheu vor allem Materiellen, welches als unrein galt. Darum war die Ehe in ihren Augen unerlaubt und die katharische Heiligkeit nur im Cölibate zu gewinnen. Man fragt sich vergeblich, in welcher Hinsicht diese Ansichten einen Vorzug vor jenen der römischen Kirche verdient hätten und welcher Verlust der Cultur durch deren Ausrottung erwuchs. Da indess keine religiöse Verirrung, wie die Erfahrung darthut, gross genug sein kann, um nicht Anhänger zu finden, so hatte auch der Katharismus, in ein förmliches System mit Kirchenhierarchie gebracht, sich bis nach Soissons, Trier, Flandern, Champagne, Lüttich und Cöln ausgebreitet; seine Hauptwurzeln behielt er jedoch in den vormals von Arianern eingenommenen Gegenden, wo wahrscheinlich der Geist des Skepticismus gegen die orthodoxe Kirche noch nicht erstorben war. [1])

Die Albigenser wurden bekanntlich durch einen der blutigsten Kreuzzüge und die Schrecken der Inquisition niedergeworfen, [2]) doch

---

1) Nach Albert Réville, *Les Albigeois.* (*Revue des deux Mondes* vom 1. Mai 1874. S. 42—76.)

2) Siehe Fauriel, *Histoire de la Croisade contre les Albigeois.* Paris 1838.

nicht völlig vernichtet; es bedurfte noch eines langwierigen Kampfes, in dem Fanatismus an Fanatismus sich entzündete, ehe die katharische Lehre vom französischen Boden vertilgt ward; in Italien blieb sie dagegen lange unbehelligt unter dem Schutze der kaiserlichen Macht; ja die übrigens friedlichen Waldenser in den savoyischen Alpen erhielten sich allen Anfeindungen und Nachstellungen zum Trotze bis zur Reformation, in der sie aufgingen.[1]) In Südfrankreich aber schleppte sich der Katharismus, der gleich dem persischen Schiitismus trefflich unter der Maske der Orthodoxie sich zu verbergen wusste, von Scheiterhaufen zu Scheiterhaufen bis gegen Mitte des XIV. Jahrhunderts.

Vermochte der Katharismus seine Lebensfähigkeit im Kampfe gegen die Orthodoxie nicht zu bewähren, so genügt doch seine Existenz allein, um diese Lebensfähigkeit innerhalb eines engeren Kreises zu bekunden. Warum also diesem ihn rauben, da er dort den Bedürfnissen entsprach? Einfach weil der Katharismus nicht nur eine religiöse, sondern auch eine politische und nationale Verschiedenheit ausdrückte; er war die Stütze des Adels gegen die Macht des Königs, er war die Religion des ligurischen Südens im Gegensatze zum keltischen Norden. Durch die ganze französische Geschichte zieht sich der Antagonismus der beiden Racen [2]) genau eben so hin, wie in Deutschland jener zwischen Süden und Norden. Die Provence und das Languedoc mit ihren besonderen Idiomen hassten die fränkische Sprache und Sitte, und konnten nur mit Gewalt dazu gezwungen werden. Dieser Zwang vollbrachte eine der grössten Culturleistungen: er schuf die französische Einheit. Man mag beklagen, dass die Einheit über so viele Leichen schreiten musste, unstreitig erstickte sie auch manch' edlen Keim,[3]) den grössten Gewinn zieht doch allemal die Cultur aus dem Erwachsen einer mächtigen, einheitlichen Nation, wenn es auch nie gelingt, die ethnischen Unterschiede völlig zu verwischen. Der Albigenserkreuzzug war nicht die Ursache, wohl aber das Mittel zur Verschmelzung des französischen Nordens und Südens.[4]) Die grossen Fortschritte der Gesittung werden stets nur gewaltsam erzwungen. Die gesammte Geschichte aller Zeiten und Völker bewahrheitet das Wort vom Blut und Eisen; letzteres ist der Pflug, ersteres der Dünger der Cultur.

Der siegreiche Ausgang der Albigenserzüge liess die römische Kirche mit geschwächtem Ansehen zurück; er war der politischen,

---

1) In Turin existirt selbst heute noch eine Waldensergemeinde.

2) Siehe darüber „*Globus*" XXV. Bd. No. 3. S. 42—44.; auch Eugène Garcin, *Les Français du Nord et du Midi.* Paris 1868. 8°

3) Vgl. Giraud-Teulon, *Royauté et bourgeoisie.* S. 8—10.

4) Albert Réville. A. a. A. S. 43.

nicht der kirchlichen Macht zu Gute gekommen. Ist auch kein Tropfen Blut in der Geschichte je zu viel geflossen, die Grausamkeit der kirchlichen Verfolgung selbst, freilich von der unkirchlichen Menge nach Kräften unterstützt, machte ihr die nachfolgenden Geschlechter immer mehr abwendig. Die Kette der italienischen Reformatoren beschliesst der Dominicaner Girolamo Savonarola (1452—1498). Wie seine Vorgänger strebte er nach Kirchenverbesserung und schwebten ihm antike Ideale vor. Seine Lebensgeschichte zeigt den seltenen Mann vom Volke zuerst vergöttert, dann verlassen und seinen Feinden preisgegeben,[1]) ein Geschick, welches das Volk stets seinen Götzen bereitet. So sind denn alle Reformansätze im Kreise der Romanen fehlgeschlagen, weil sie im Volke selbst keinen Boden fanden. Dieses zeigt überall blinde, gedankenlose Gläubigkeit oder skeptisches Ueberbordwerfen jedes Glaubens, beides vielleicht Erbtheile der Vorfahren aus der classischen Heidenzeit.

Arnold von Brescia war längst den Flammentod gestorben, als der Geist des Zweifels die später herangereiften germanischen Völker erfasste. Sie alle durchweht ein tiefempfundenes Gefühl warmer Religiosität, innigen Glaubens, der sie eben so charakterisirt, wie die Skepsis die Romanen. Der scheinbare Widerspruch mit der heutigen Lage der Dinge darf nicht in der Erkenntniss beirren, dass erst nach den durch die Kreuzzüge geschaffenen Berührungen zwischen Romanen und Germanen, letztere zu höherer geistiger Reife gelangten. So erstand erst im XIV. Jahrhunderte in England der erste Reformator Wycliffe,[2]) abermals ein Priester (1324—1387), dessen Lehren merkwürdigerweise in Böhmen den stärksten Wiederhall fanden. Hier erhob sich Johannes Hus (1373—1415),[3]) ebenfalls ein Geistlicher, als eifriger Verfechter Wycliffe'scher Lehrsätze und gewann alsbald unter seinen Landsleuten mächtigen Anhang. Die Ausbreitung des Hussitenthumes ruhte aber, wie jene des Katharismus, auf durchaus nationaler Grundlage; sie blieb lediglich auf die czechische Bevölkerung beschränkt. Seit lange schon hatten nämlich Deutsche den Rand des böhmischen Beckens eingenommen und waren mit den mitten inne wohnenden Czechen in Reibung gerathen, indem sie sich gewisse Vorrechte zu sichern verstanden. Wie überall im Reiche ging das Bestreben der

---

1) Siehe über ihn Pasquale Villari, *Geschichte Girolamo Savonarola's und seiner Zeit.* Aus d. Italienischen übers. von Moriz Berduschek. Leipzig 1868. 8° 2 Bde.

2) G. V. Lechler, *Johann Wicliffe und die Urgeschichte der Reformation.* Leipzig 1872. 8° 2 Bde., wohl das Vollständigste und Genaueste, was bisher erschienen ist.

3) Aus der reichen Literatur über Hus citire ich zur Orientirung: L. Krummel, *Johannes Huss. Ein Lebensbild aus der vorreform. Zeit.* Heidelberg 1870. 8° Constantin Höfler und Helfert's Werke; endlich J. Friedrich, *Johannes Huss. Ein Lebensbild.* Frankfurt 1864. 8°

Deutschen auf Unterdrückung der Slaven aus, von ihnen als eine niedrigere Race betrachtet, damals aber den Deutschen an Bildung vorangeeilt. In dem grossen und langen Kampfe des Hussitenthums gegen Kirche und Reich stand ihm die gesammte deutsche Intelligenz in geschlossener Phalanx und im Bunde mit der römischen Kirche gegenüber, ein neuerlicher Beweis, dass der eigene Vortheil stets in erster Linie den Ausschlag gibt. Es war der offene Kampf zwischen zwei nationalen Ideen, wobei die stärkere Nation naturgemäss Siegerin blieb. Die Religion diente beiderseits als Mantel für die nationalen Interessen. So war es auch der Kaiser, nicht der Papst, der von seinem nach damals herrschender Auffassung ihm zustehenden Rechte Gebrauch machte, aus der ganzen christlichen Welt eine Kirchenversammlung einzuberufen: das denkwürdige Concil von Constanz, welches Hus und seinen Genossen Hieronymus Faulfisch von Prag als Ketzer verbrannte. Rückte auch die Beschränktheit des Zeitalters die religiöse Seite hier in den Vordergrund, so trug doch, wie bei den Albigensern, die politische nicht weniger zu der gewaltthätigen Lösung dieser Angelegenheit bei. [1]) Allein so wenig Brutus mit Cäsar den Cäsarismus, so wenig tödteten Kaiser [2]) und Papst mit Hus den Hussitismus. Vielmehr loderte er nach dem Tode des geliebten Führers erst recht zur verheerenden Flamme auf. Die blutigen Hussitenkriege waren ein Kampf um Deutschthum und Slaventhum. [3])

Das Gesammtstreben aller Reformatoren bis auf Hus offenbart sich bei jedem in der nämlichen Weise: jeder will Rückkehr zu den

---

1) Ueber die Behandlung des Hus gibt es kaum mehr abweichende Urtheile. Dennoch kann man sich nicht mit Kolb, *Culturgeschichte* II. Bd. S. 303) zu der Ansicht gedrängt sehen, „dass ein Institut (die Kirche nämlich), welches Menschen martern lässt, weil sie Meinungen hegen wie die oben erwähnten (von Hus), an sich unverträglich erscheint mit der menschlichen Gesellschaft." In diesem Falle wäre gar kein Institut mit ihr verträglich, denn jedes perhorrescirt die Meinungsverschiedenheit, und das Martern ist Sache des jeweiligen Zeitgeistes. Gegenwärtig martert und verbrennt die Kirche nicht mehr (weil sie gar nicht kann); ist sie desshalb verträglicher mit der Gesellschaft?

2) Ueber die Haltung des Kaisers, welcher Hus freies Geleite zugesichert hatte, siehe die tüchtige Arbeit Dr. Wilhelm Berger's: *Johannes Hus und König Sigmund.* Augsburg 1871 8⁰. Die Auffassung des Autors, dass man es wirklich mit keinem Freibriefe zu thun habe, wird theoretisch kaum anzufechten sein, doch hat es sicher alle Welt damals nicht anders verstanden, als dass König Sigmund dem Hus sein Wort gebrochen habe. Ob die Richtigstellung der Thatsachen, die Forschung nach historischer Wahrheit, laute sie nun zu Gunsten Dieses oder Jenen, ein „zweifelhaftes Verdienst" sein könne, wie Kolb (A. a. O.) von der Berger'schen Schrift sagt, möge der Leser selbst entscheiden.

3) Vgl. Lenfant, *Geschichte der Hussitenkriege u des Conciliums zu Basel.* Deutsch von M. Hirsch Pressburg 1783. 8⁰ 4 Bde. — E. H. Gillett, *The life and times of John Huss or the bohemian Reformation of the XVth Century.* Boston 1864. 8⁰ 2 Bde. — L. Krummel, *Geschichte der böhmischen Reformation im XV. Jahrhundert.* Gotha 1866. 8⁰ Frz. Palacky, *Urkundliche Beiträge zur Geschichte des Hussitenthums vom Jahre 1419 an.* Prag 1872. — Dr. Fried. Bezold, *Zur Geschichte des Hussitenthums.* München 1873. 8⁰

urchristlichen Zuständen und Lehren und bekämpft die Verweltlichung des Clerus. So that Arnold von Brescia, so Savonarola, so Wycliffe, so Hus. Ihre sonstigen Thesen vertragen wohl keine Prüfung. Dafür ist Hus ein Beispiel; ihn darf man am wenigsten als den Verfechter aufgeklärter Ideen gegenüber mittelalterlicher Finsterniss auf den Schild erheben; er war ein Neuerer, der einige Ungereimtheiten des herrschenden Glaubens verwarf, um andere zu lehren, die um nichts besser waren, was übrigens im Allgemeinen das Wirken der Reformatoren charakterisirt. Hus starb nicht für die Freiheit des Gewissens, nicht für irgend welche Ideen der Aufklärung, sondern zum Zeugniss für seine und seines Vaterlandes Rechtgläubigkeit. Sein Muth ist ebenso bewundernswerth als sein Starrsinn. Die Freudigkeit und sichere Zuversicht seines Gewissens aber wird für alle Zeiten ein deutlicher Beweis dafür sein, dass es nicht die Wahrheit ist, die den Menschen beglückt, sondern der Grad des Vertrauens, den er auf eine vermeintliche Wahrheit setzt.[1]) Der Fanatismus der Reformatoren war nie geringer, als jener ihrer Verfolger.

Noch eine wichtige Wahrnehmung bietet die Geschichte dieser Strebungen, jene, dass die religiöse Reform stets auch eine politische, die Auflehnung gegen die Kirchengewalt von einer Auflehnung gegen die jeweilige Staatsordnung begleitet war. Arnold von Brescia stellte sich an die Spitze des Volkes und schuf Rom in eine Republik unter den alten Formen um; Savonarola wollte den florentinischen Staat theokratisch-demokratisch umgestalten, Wycliffe bekämpfte die Tributforderung des Papstes an England und Hus stellte alle staatliche und gesellschaftliche Ordnung in Frage durch die Lehre, dass im Stande der Sünde befangene Behörden ihr Amt verwirkt hätten. Diesen unlöslichen Zusammenhang zwischen religiösen und politischen Fragen muss man sich vor Augen halten, um zu begreifen, dass nicht nur die Kirche, sondern alle conservativen Factoren der Gesellschaft ein directes Interesse an der Unterdrückung und Vernichtung der Ketzer besassen.

Das zweite grosse Bemühen der Reformatoren, der Verweltlichung der Kirche Einhalt zu thun, führt zu einer Betrachtung der kirchlichen Zustände im Allgemeinen. Die Behauptung, dass Kirche und Clerus jeweils das sind, was die Völker daraus machen, erhält dadurch die glänzendste Bestätigung. Als die Europäer selbst noch durchaus roh, ungebildet und unwissend, sind Rohheit, Unbildung und Unwissenheit auch die Merkmale des Clerus. Die tiefe Verderbtheit des Clerus im Zeitalter der Albigenser unterschied sich in nichts von jener, welche in allen Reichen der feo-

---

1) Sigmund Riezler in der *„Beilage zur Allgemeinen Zeitung“* No. 112 vom 21. April 1872.

dalen Gesellschaft herrschte und die die Rohheit der Sitten begünstigte.[1] Unbildung und Unwissenheit wichen mit zunehmender Verfeinerung einem minder rohen, ethisch aber kaum reineren Wandel, bis endlich in der Epoche der Renaissance die Bildung, in Italien wenigstens, ihre höchste Stufe, die Sittenlosigkeit ihre Vollendung erreichten. Beide erstreckten sich gleichmässig über Laien und Priester und erlitten natürlich in den übrigen Ländern Europa's die dem Culturzustande jedes einzelnen Volkes zukommende Abstufung. Aber allemal grinsten aus dem Wandel und Treiben der Priesterschaft dem Volke die eigenen Laster entgegen. Herrschsucht, Ueppigkeit, eine feile Moral, raffinirte Genusssucht und Sinnenlust, endlich religiöse Skepsis sind die Merkmale nicht nur des päpstlichen Hofes, der Cardinäle und des Clerus, sondern der Renaissance-Gesellschaft überhaupt. Keine Epoche ist ihr passender zur Seite zu stellen, als jene der abbassidischen Chalyfen und einzelner Fürstenhöfe im islamitischen Spanien, als mit der religiösen Gleichgültigkeit ein enormer Geistesaufschwung neben unerhörter Sittenlosigkeit die muhammedanische Welt durchwehte. Die Einführung des Cölibats in der katholischen Geistlichkeit, eine Massregel von staunenswerther politischer Klugheit, denn ihr hauptsächlich verdankt die Kirche jene Macht, welche sie zu ihren geschilderten Culturleistungen befähigte, wirkte sicherlich entsittlichend auf die Geistlichkeit. In der Renaissance-Zeit erscheinen die durch kein Cölibat gebundenen Laien indess in keinem anderen Lichte. Zumeist rühren alle Klagen über die Unsittlichkeit des Clerus aus der theilweilse von der Kirche selbst verbreiteten Vorstellung her, dass der Priester ein besserer Mensch sein solle, als seine Zeitgenossen. Dies ist nun eine einfache Unmöglichkeit, denn er ist Fleisch von ihrem Fleische, Blut von ihrem Blute. Darum ist die Verweltlichung des Clerus ein im Gange der Civilisation tief begründeter Process, nicht blos der christlichen, sondern jeder Kirche eigen; ja die Laster der mittelalterlichen Geistlichkeit lassen sich Zug für Zug an den altrömischen Priestern nachweisen, obwohl es damals keine mächtige, wohlorganisirte Kirchenhierarchie gab. Hie und da erhob sich ein ausnahmsweise Tugendhafter und entsetzte sich über die Verderbniss der Welt und ihrer Leiter; keiner ahnte, dass sie unbewusst, wie alles sich vollzieht, dem Strome der Entwicklung folgen mussten. Solche Tugendhafte waren die Reformatoren; nach ihnen so wenig, wie nach den Thaten mancher Scheusale, sind Zeiten und Menschen zu messen; sie sind Beide Ausnahmen.

Die Deutschen waren schon lange ein Volk der Denker, d. h. sie dachten viel. Vieldenken ist aber nicht gleichbedeutend mit Wahrdenken. Ihr Denken war vielmehr von einer tiefen Gläubigkeit

---

1) Alb. Réville. A. a. O. S. 47.

beherrscht, welche die Zustände der Kirche, des geträumten Ideals, ihnen geradezu entsetzlich erscheinen liessen, während die Skepsis der Südländer leichtfertig davon absah. So wächst denn fast naturgemäss die imposante Gestalt des deutschen Mönches Martin Luther aus dem deutschen Fühlen und Denken hervor, und gewiss ist es kein Zufall, dass des grossen Reformators Wiege nördlich vom 51^0 n. Br. stand und seine Lehre vorzugsweise auf die hohen Breiten beschränkt blieb. Das Lebensbild des seltenen Mannes schwebt Jedermann vor Augen; sein Muth stand dem von Hus nicht nach, als er des Tetzel Ablasskrämerei an den Pranger stellte. Was Tausende heimlich gedacht, wagten sie jetzt auszusprechen, weil Einer es vor ihnen gewagt; so erscheint stets die That des Einen als der gesetzmässige Ausdruck der Nothwendigkeit. Wäre Luther nicht gekommen, ein Anderer hätte unfehlbar das Werk vollbracht. Die Frucht war reif, sie musste abfallen. Darum die Sympathien, die dem kühnen Mönche von allen Seiten entgegenströmten, darum der Beifall der Humanisten. Schritt für Schritt führte die Bekämpfung der äusseren Missbräuche zur Verwerfung weiterer Satzungen und endlich zur Auflehnung gegen die kirchliche Gewalt selbst. Die Schwärmer und Ungelehrten wollten noch weiter gehen als Luther, den Katholicismus nicht reformiren, sondern ausrotten und die kirchliche Freiheit auch auf die politische ausdehnen. Bald blieben vom Katholicismus nichts als ein paar Fetzen übrig, Sätze, die so wenig wie die verworfenen eine Prüfung vertragen, Luther selbst sagte sich los von der katholischen Kirche, die er reformiren wollte, und eine neue Lehre war erstanden. Wie alle noch bisher fusste sie auf der alten und nannte sich eine reinere. Die Mission des Reformators, der weder Staatsmann, noch Gesetzgeber, noch Feldherr, beschränkte sich indess auf den Entwurf des grossen Risses, des Weges, auf dem weiter fortgeschritten werden sollte. Doch blieb sein Wollen unverstanden vom deutschen Volke und dessen natürlichen Führern, die ihn im Stiche liessen. [1])

Als Luther starb, war der Allgewalt der römischen Kirche ein weites Gebiet entrissen, denn da stets Gedanke an Gedanke sich entflammt, war auch anderwärts die Befreiung vom päpstlichen Joche die Losung. In England sagte sich der König selbst vom Papste los, in den Niederlanden trieben mystische Sectirer ihr Wesen und unter den Südslaven traten lutherische „Winkelprediger“ auf. [2])

---

1) Heinrich Rückert in seiner gediegenen Arbeit über Luther (in K. Gottschall's *Neuer Plutarch.* Leipzig 1874. 8^0 1. Th.) macht dies zu einer schweren Anklage der deutschen Nation, vielleicht nicht ganz mit Recht.

2) Schon 1525. Ueber den Protestantismus bei den Südslaven siehe Ivan Kostrencic, *Urkundliche Beiträge zur Geschichte der protestantischen Literatur der Südslaven in den Jahren 1559—1565.* Wien 1874. 8^0

Die Czechen in Böhmen, dem alten Hussitenboden, waren der neuen Lehre mit Eifer ergeben. In der Schweiz erhoben sich Zwingli[1]) und Calvin,[2]) deren Thesen in Frankreich, Polen[3]) und Ungarn[4]) ja bis zu den Letten[5]) Verbreitung fanden.

Die Geschichte der Reformation gestattet wie keine andere das Phänomen des Aufkommens und der Verbreitung einer neuen Glaubenslehre zu studieren. Alle Reformatoren und Religionsstifter waren Männer aus den unteren Volksschichten; den einzigen Buddha umkleidet der Mythus mit dem Nimbus königlicher Abkunft; man darf darin die Gewähr erblicken, dass die religiösen Ideen ihren Weg immer von unten nach oben nehmen, d. h. aus dem Volke stammen. So war's auch bei der Reformation Luthers. So wie das ursprüngliche Christenthum spaltete sich aber auch diese neue Lehre sofort in mehrere, sich mitunter hart befehdende Secten. Der Streit zwischen Luther, Calvin und Zwingli drehte sich um Fragen, nicht weniger nichtig als jene der Wesensgleichheit und Wesensähnlichkeit, des Dreieinigkeitsstreites und so mancher anderen, welche die ersten Tage der Christenheit bewegten. In anderthalb Jahrtausend hatte die Menschheit in dieser Hinsicht nichts gelernt, und den so gerügten Absurditäten der scholastischen Philosophie stellt sich der Abendmahlstreit der Reformatoren ebenbürtig zur Seite. Auch Auswüchse seltsamster Art blieben der Reformation so wenig erspart, wie dem Urchristenthum. In Holland und den Niederlanden tauchten die mystischen Wiedertäufer auf, gegen die Katholiken und Protestanten gleichmässig zu Felde zogen.

Eine Würdigung der culturellen Verdienste der Reformation zeigt zuvörderst, dass dieselbe mit Nothwendigkeit dem deutschen Volksgeiste entsprang und in ihrem Wesen und Wirken diesem auch durchaus treu blieb. Der fromme, zu idealer Schwärmerei geneigte Zug des germanischen Charakters steckte im Vorhinein einer Kirchenreformation in Deutschland ihre Wege ab. Diese Richtung führte zur Befreiung von den Fesseln Rom's, nicht aber von jenen des Glaubens. Die Führer der reformatorischen Bewegung waren sammt und sonders dem Mysticismus ergeben; Luther glaubte bocksteif an den Teufel und Calvin gar verdüsterte seine Lehre zu einem abschreckenden System. In jenem bekundete sich augenfällig der monarchische, in diesem der republikanische Geist ihrer Heimat,

---

1) Siehe über diesen: Hermann Spörri, *Zwingli-Studien.* Leipzig 1866. 8⁰ und J. C. Mörikofer, *Ulrich Zwingli nach den urkundlichen Quellen.* Leipzig 1867. 8⁰ I. Bd.

2) Siehe: F. W. Kampschulte, *Calvin, seine Kirche und sein Staat.* Leipzig 1869. 8⁰ I. Bd.

3) O. Koniecki, *Geschichte der Reformation in Polen.* Breslau 1872. 8⁰

4) *Beiträge zur Geschichte des Protestantismus in Ungarn.* Leipzig 1860. 8⁰

5) Einhorn, *Reformatio gentis lettine.* Riga 1636.

welch' letzterer unter scheinbarer Freiheit den Menschen in die straffsten geistigen Bande schnürt. Thaten und Gesinnung der Reformatoren erhoben sich in keiner Weise über das Niveau der römischen Kirche. Jede Meinungsverschiedenheit erachteten sie wie diese für todeswürdig. Wie diese übten sie Folter und Inquisition.[1]) Gerade in der Demokratie der Schweizer fanden Calvin's finstere Principien den meisten Beifall, die meiste werkthätige Unterstützung, fielen ihnen die meisten Opfer, ein Beweis, dass keine Verfassungsform vor Verblendung schützt. Nur die Hirtenvölker auf den Höhen in den Urcantonen liessen sich ihren alten Glauben nicht verkümmern und hielten treu an ihm bis heute. Alle düsteren Farben, womit man die Gräuel des Papismus zu malen pflegt, müssen auch auf das Wirken der Reformatoren angewandt werden. Gleichwohl waren sie durchaus ehrliche, nur ihrer innersten Ueberzeugung folgende Männer; daran ist kein Zweifel möglich; dies sollte zur Vorsicht mahnen bei Beurtheilung des gleichen Vorgehens der römischen Priester.

Wer die Lüge mit der Lüge bekämpft, macht immer einen widerlichen Eindruck. Eine Vergleichung zwischen dem alten und dem neuen Kirchenglauben zeigt keinen Culturgewinn. In der römischen Kirche war der Begriff der Wahrheit verloren gegangen,[2]) und im Protestantismus nicht wieder entdeckt worden. Die Grundlage der alten Kirche blieb in ihrem Kerne unberührt,[3]) das luftige Gebäude des Aberglaubens ward nicht zerstört, vielmehr durch den Bibelglauben noch mehr befestigt. Die Vernunft hat an dem Werke der Reformation eben so wenig Antheil als die Freiheit; der Mensch gewann nur die Freiheit in der Bibel, nicht aber über die Bibel zu forschen; sie löste alte Bande, um neue desto fester zu schnüren. An Stelle des fleischlichen trat ein papierner Papst,[4]) der schon vor vierthalb Jahrhunderten für unfehlbar erklärt wurde. Wie die römischen Prälaten donnerten die Reformatoren gegen die Vernunft, wenn sie mit dem geschriebenen Gottesworte im Widerspruche stand, was heute fast in allen Punkten der Fall ist. Ihre Unduldsamkeit übertraf noch die katholische Intoleranz und nährte alle, ja steigerte manche der bestehenden Vorurtheile, z. B. jenes gegen die Juden und die Hexen. So bildete denn von nun an der protestantische Bibelglaube eine gewaltige Schranke gegen freie wissenschaftliche

---

1) Die Unduldsamkeit der Reformatoren und Protestanten überhaupt erklärt Bryce (*Heil. röm Reich.* S. 243) für weit weniger entschuldbar, als jene der Katholiken.

2) Adolf Schottmüller, *Luther. Ein deutsches Heldenleben.* Berlin o. J. 8° S 262.

3) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 347, dem ich in seiner Würdigung der Reformation bis auf Einen Punkt vollkommen beipflichte.

4) Kolb. A. a. O. II. Bd. S. 356.

Forschungen,[1]) eine Schranke, die selbst heute nicht überwunden ist und wirksamer war, als je die von St. Petri Stuhl geschleuderten Bannflüche, als Syllabus und Encyclica zusammen. Obwohl dieses schraffe Anspannen der Gläubigkeit seine Rückwirkung auch auf den Katholicismus nicht verfehlte, hat dieser doch im Grossen und Ganzen der Wissenschaft weniger Hindernisse entgegengestellt als der Protestantismus, dessen zwei Entwicklungsphasen Pietismus und Muckerthum in der Geschichte der menschlichen Cultur ihres Gleichen suchen. Die katholische Kirche begnügte sich seit jeher mit formeller Anerkennung, berücksichtigte mehr den Schein, der Protestantismus dagegen hauptsächlich das Wesen. Ersteres mag weniger „sittlich" sein, Letzteres war schädlicher. Bis vor wenig Jahren regelten im päpstlichen Rom unerträgliche Polizeiverbote die äusseren Kundgebungen der Religion; an Freitagen durften in Gasthöfen keine Fleischspeisen verabreicht werden; allein hinter einem Vorhange, der vor den Spüraugen der seine Bedeutung recht wohl kennenden Polizei zu schützen vorgab, ass Fleisch wer da wollte. Im protestantischen und freien England ging im Jahre 1874 im Parlamente eine Bill nicht durch, die Aufhebung der Sonntagsfeier bezweckend, welche nach unseren Begriffen wie ein Alp auf dem Lande lastet. Gegen die Nichtbeachtung der Sonntagsfeier in England schützt aber kein Vorhang, wie in Rom, denn das ganze Volk macht Polizei. So kommt es, dass die unabhängigsten Denker eben so oft, wenn nicht öfter, den Reihen der Katholiken entstammen, während in den protestantischen Ländern die Wissenschaft am wenigsten vom Geiste der Religion sich befreit hat.

Dennoch war die Reformation ein grosses, ein nothwendiges Werk. Was wir ihr verdanken, ist ausschliesslich die Auflehnung gegen den blinden Autoritätsglauben, die Inanspruchnahme der Unabhängigkeit des Denkens, Urtheilens und Glaubens seitens des Individuums; der Gebrauch, welchen die Reformation von dieser Auflehnung und Inanspruchnahme machte, darf nicht beirren in der Erkenntniss, dass mit letzteren allein eine der Grundlagen der modernen Cultur gewonnen ward. Die Reformation ist aber ein rein germanisches Werk; nur Völker germanischen Blutes haben sie angenommen und siegreich durchgeführt; kein anderes Volk schüttelte den orthodox-katholischen Glauben ab. Das ethnische Moment waltet in der Reformation so sehr vor, dass in Grossbritannien z. B. die beiden Volkselemente der Kelten (Irländer) und Germanen (Engländer), obwohl seit lange mit einander lebend, sofort in

---

1) A. a. O. S. 349 . . Draper hält die Behauptung der Italiener, dass die Reformation ein grosser Schaden für die Gelehrsamkeit gewesen sei, für unwahr *(Entwicklung Europa's.* S. 494.). Für die Gelehrsamkeit mag sie in der That kein Schaden gewesen sein, wohl aber für die freie Forschung. Dies ist sehr zweierlei.

Katholiken und Protestanten sich spalteten. In allen Ländern jedoch, wo das germanische Blut nur schwach vertreten, siegte die katholische Gegenreformation über alle Reformationsversuche, deren Vorkommen an sich nicht Wunder nehmen kann, da alle Völker Europa's mehr oder minder bedeutende germanische Elemente in sich führen. Zur Intensität dieser Letzteren stand die Kraft der reformatorischen Bewegung überall in directem Verhältnisse.

Entwicklung der modernen Cultur.

Folgen der Reformation.

Jede Auflehnung gegen eine kirchliche Gewalt bedingt auch Auflehnung gegen jene weltliche Herrschaft, der die erstere zur Seite steht. So war die von Luther keineswegs beabsichtigte, sogar verhasste Untergrabung der kaiserlichen Macht in Deutschland die nächste nothwendige Folge seiner Lehre; auch in der Schweiz benützte man die Reformation, um politische Veränderungen durchzusetzen, und die Bauern, welche Luther von christlicher Freiheit reden hörten, verstanden darunter nicht blos die Glaubensfreiheit, sondern auch die politische. Die Lage der unteren Classen war zu jener Zeit eine überaus drückende; das Feodalsystem hatte im XVI. Jahrhunderte seine ursprüngliche Bedeutung verloren, war in seiner weiteren Ausbildung zur schweren Last geworden. Der Gang dieser Entwicklung war beiläufig folgender: Das politische Element bewirkte, dass überall, wo eine politische Macht sich erheben wollte, von dem Lehnsvertrage ein hervortretender Gebrauch gemacht wurde. Wie man später Soldaten mit Geld anzuwerben pflegte, suchte man in den Epochen der Naturalwirthschaft die Mannschaften mit Verleihungen von Grundstücken zu lehnrechtlicher Nutzung anzulocken. Bald fehlte es nicht an kleinen Machthabern, deren Streben auf Erlangung staatsrechtlicher Befugnisse gerichtet war und desshalb von ihrem Besitzthume Theile an Andere als Lehen verliehen, um dadurch den Befehl über eine kleine, ihnen speziell ergebene Schaar sich zu sichern. So häuften und kreuzten sich die Lehnsverbände in mannigfaltigster Weise. Es zieht sich eine fortlaufende Kette lehensrechtlicher Verleihungen vom Könige bis hinunter zu der Masse des gemeinfreien Volkes; so geschah es, dass der Vasall des Einen zugleich Lehnsherr eines Andern war, ja mancher Vasall trug Lehen von verschiedenen Lehnsherrn, so dass im XII. Jahrhundert ein freier Adeliger schon eine Seltenheit war. Bald kam man dahin,

nicht blos unbewegliche Güter auszuleihen, sondern auch Aemter, deren Nutzungen dem Inhaber zufielen; ja selbst bis in die Kreise der privatrechtlichen Vermögensverwaltung drang der Lehenscontract ein. Mit der Erfindung des Schiesspulvers wurden nun die Ritterdienste, um derenwillen man die Lehen ursprünglich vergab, unpraktisch und überflüssig. Die steigende Gesittung machte auch die Vasallen im XVI. Jahrhundert so friedliebend, dass sie an der persönlichen Leistung von Kriegsdiensten nicht nur kein Interesse, sondern starke Renitenz dagegen zeigten. Seit der um jene Zeit aufkommenden Aenderung der Kriegskunst geht die sogenannte Adäration des Lehndienstes, d. h. eine Abfindung in Geld an den Lehnsherrn an Stelle des rittermässigen Militärdienstes vor sich.[1]) Während aber die Ritterdienste von den Lehnsträgern selbst geleistet wurden, mussten die stellvertretenden Geldsummen aus dem Ertrage der Güter beschafft werden, der früher nur für den Lebensbedarf zu genügen brauchte; mit anderen Worten, die Ausgaben des Vasallen vermehrten sich plötzlich um den vollen Betrag des zu entrichtenden „Lehnscanon", und diese Mehrauslage musste aus dem Gutsertrage bestritten werden. Daher die Nothwendigkeit diesen zu steigern, und dieses Steigern bedingt wieder ein stärkeres Anspannen der vorhandenen Arbeitskräfte, nämlich der Bauern. In letzter Instanz waren also sie es, auf die die steigende Gesittung die Lasten des neuen Umschwunges der Dinge überwälzte.[2]) Eine weitere Folge der Culturentfaltung war überdies die zunehmende Theuerung der Waarenpreise, sowie das Wachsen des Luxus, der Genusssucht und der Bedürfnisse bei Hoch und Niedrig. Für alles dieses sollten die Bauern aufkommen, deren Anforderungen an das Leben sich in gleichem Maasse gesteigert hatten. So lag denn den Unterdrückten der Gedanke nahe, dass der Sturz der Hierarchie auch den des Feodalsystems nach sich ziehen müsse. Papst Adrian VI. sprach das für alle Zeiten gültige Wahrwort aus: „mit der geistlichen Obrigkeit wird man anfangen und mit der weltlichen beschliessen."

Hart wie die Lage der Bauern war, ist sie doch ein nothwendiges Ergebniss der socialen Entwicklung gewesen; in einzelnen, sehr untergeordneten Punkten hätten die Herren sie mildern können, im Wesentlichen nicht. Zustände werden nur von Zuständen, nicht von Menschen geboren. Im deutschen Bauernkrieg tritt urplötzlich die lange im Verborgenen schlummernde sociale Frage an's Tageslicht; die Forderungen der Bauern waren durchaus berechtigt und auch das war berechtigt, dass sie mit Gewalt zu erstreben suchten, was sie in Güte nicht erlangen konnten. Die Interessen platzten

---

1) Kühns, *Feudalismus*. S. 14—21.

2) Es ist dies das nämliche Princip, wonach heute umgekehrt der Producent die Steuern auf den Consumenten wälzt.

mit Wucht auf einander und den Sieg trug kraft des Rechts des Stärkeren der Mächtigere davon. Der mächtigere Theil aber waren die Bauern noch nicht. Zumal die völlig absolutistischen Gesinnungen Luther's und seiner Reformation fielen schwer in die Wagschale zu Gunsten der herrschenden Classe.

Auf den Bestand des Reiches wirkte die Reformation dagegen naturgemäss zerstörend. Die Kaiser hatten es nicht in der Hand, sich etwa, wie Luther hoffte, an die Spitze der reformatorischen Bewegung zu stellen, denn die Reichsidee war streng verknüpft mit jener des Papstthums, das heilige Reich, nur eine andere Bezeichnung für die sichtbare Kirche. Die mittelalterliche Theorie errichtete den Staat nach dem Vorbilde der Kirche, gerade wie das römische Kaiserthum der Schatten des Papstthumes und dazu bestimmt war, die Leiber der Menschen in derselben Weise zu beherrschen, in welcher der Papst die Herrschaft über ihre Seelen führte. Beide forderten Gehorsam unter der gleichen Begründung, dass es nur eine Wahrheit gebe, und dass da wo ein Glaube sei, auch eine Obrigkeit sein müsse.[1]) Schon diese seine Stellung machte den Kaiser nothwendiger Weise zum Bundesgenossen des Papstes,[2]) und es heisst gerade Widernatürliches verlangen, wenn einem Karl V.[3]) und seinen Nachfolgern diese ihre Haltung zum Vorwurfe gerechnet wird. Die Reformation stürzte nun gerade das Princip der formalen Einheit um, und dadurch ward sie eine Auflehnung wider jeglichen Despotismus, bürgerlichen oder religiösen, freilich blos zu Gunsten eines anderen Despotismus. Dies ist indess das gemeinsame Loos aller Freiheitsbestrebungen, denn der Mensch kann seine Sklavenketten wohl vertauschen, nimmer aber los werden.

Die Reformation hat auf die ökonomische Bewegung einen ausserordentlichen Einfluss geübt. Die Säcularisation von Tausenden von Kirchengütern und Klöstern übergab eine ungeheure Summe von Grundeigenthum der freien Bewirthschaftung; die Aufhebung vieler überflüssiger Feiertage allein trug viel zur Hebung der Production bei. Die proclamirte Freiheit der Forschung lenkte den Geist auf das Studium der Natur, und die Wissenschaft sollte bald deren Gesetze und Kräfte der freien Arbeit dienstbar machen, die Zeit anbahnen, wo Maschinen die gröberen Arbeiten dem Menschen anbahnen.[4]) Dass alle diese Wohlthaten von den Urhebern der Reformation nicht beabsichtigt waren, ändert nichts an ihrem Culturwerthe; in der Geschichte spielt das Bewusstsein keine Rolle. So hatten dereinst die Kreuzzüge culturfördernd gewirkt. Da nun von

1) Bryce. A. a. O. S. 240.
2) A. a. O. S. 235.
3) Dies thut unter Anderem M. Wirth. *Grundzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 70.
4) M. Wirth. A a. O. S. 70–71.

den Zeitgenossen weder Anhänger noch Gegner der Reformation deren später erst wahrnehmbaren segensreichen Folgen zu ahnen vermochten, lässt sich auch deren Bekämpfung aus diesem Grunde nicht verurtheilen. Nach ewig gültigen Gesetzen zieht jede Verkümmerung das Streben des Verkümmerten nach Wiedererlangung des Verlorenen nach sich. Das Rachegefühl beim Einzelnen, von der Natur in des Menschen Brust gesenkt, ruht auf keiner anderen Grundlage; dabei ist es völlig gleichgültig, ob die Verkümmerung eine materielle oder ideale, wie z. B. jene der Ehre, sei. Und der Trieb nach Befriedigung dieses Strebens hält sich niemals bei der ethischen Prüfung der zu wählenden Mittel auf, ergreift vielmehr stets das ihm am tauglichsten dünkende. Man gewinnt nichts, wenn man diesen Trieb einen niederen nennt; Thatsache: er ist überhaupt menschlich, und in der Culturentwicklung treten die niederen wie die edlen Triebe in ihr Recht. Die Gegenreformation war daher ebenso naturberechtigt, wie die Reformation selbst.

Fast wie durch Bezauberung hörte die Reformation plötzlich auf fortzuschreiten; ja Rom gewann einen Theil des Verlorengeglaubten zurück, aus keineswegs übernatürlichen Ursachen. Nächst Deutschland hatte in Frankreich, dem am wenigsten romanischen Lande, die Reformation am meisten Wurzel gefasst. Sie hier wie dort niederzudrücken, bedurfte es langwieriger, blutiger Kriege, des schmalkaldischen und dreissigjährigen Krieges in Deutschland, der Hugenottenkriege in Frankreich. Um den Preis der Pariser Bluthochzeit und der Dragonaden war der Erfolg in Frankreich ein vollständiger; Frankreich blieb nach vielen Wandlungen katholisch. Wohl war in diesem Lande die Kirche mächtiger als z. B. in England und Duldung daher anfangs nicht zu erwarten, doch lag wie in Deutschland die Bekämpfung des Protestantismus auch im Interesse des Königthumes. Die Selbstsucht der Fürsten, deren Macht wuchs mit der Grösse des Volkes, über das sie geboten, war die beständige Hüterin der französischen Volkseinheit. Die culturell segensreiche Tyrannei Ludwig XI. hatte, natürlich ohne Rücksicht auf die Wahl der Mittel, die Macht der adeligen Vasallen gebrochen und ein geeinigtes Frankreich mit geordneten Zuständen geschaffen, freiheitliche Regungen erstickt und die Wissenschaft gepflegt. Seine Nachfolger entwickelten jene später so drückende Centralisation, heute noch zum Theile Frankreichs Stärke und Schwäche; sie erkannten, dass der Protestantismus dieses System erschüttern müsse, denn in der That gingen mit der religiösen Freiheit republicanische Ideen unter den französischen Calvinisten Hand in Hand. Der Republicanismus war aber naturgemäss gegen das herrschende, nach Einheit strebende System gerichtet, d. h. dem Staate damals eben so gefährlich, wie heute umgekehrt der Ultramontanismus dem deutschen Reiche. Seine Tendenzen gingen

nach Decentralisation, Selbständigkeit des Einzelnen, Zersplitterung der Staatsgewalt. Stets schreitet jedoch die Cultur durch Einheit zur Freiheit, nie umgekehrt. Der Protestantismus war hingegen die Opposition gegen die königliche Macht, wie sich zeigte, als der aus Italien importirte Skepticismus eine Periode der Duldung eröffnete. Da entfielen die Zügel der Partei den weltlichen Führern, gingen in die Hände des Clerus über und die Hugenotten wurden noch intoleranter als die Katholiken, deren Führer Staatsmänner waren.[1]) So kam es, dass die Koriphäen der französischen Literatur nicht unter den Hugenotten zu suchen sind.

In Deutschland walteten andere Verhältnisse ob. Der Kaiser vertrat wohl gleichfalls die Sache Rom's, es hatte aber kein Ludwig XI. die Vasallen gedemüthigt, vielmehr bot die neue Lehre diesen selbst ein Mittel, freiheitlichen Regungen, wie sie sie meinten, zu folgen; eine Schwächung von Kaiser und Reich erhöhte ja zugleich die eigene Stärke. Nun zeigte sich aber, dass nur das Band des gemeinsamen Glaubens die deutschen Stämme sieben Jahrhunderte lang vereint hatte; die ethnischen Verschiedenheiten zwischen Süd und Nord klafften zu einem religiösen, noch heute ungeschlossenen Abgrunde auf, und nur im Süden gelang das Werk der Gegenreformation. Wie in Europa überhaupt blieb auch in Deutschland der Protestantismus auf den an Cultur ärmeren, an Glauben aber reicheren Norden beschränkt. England stand damals an Gesittung um ein volles Jahrhundert hinter Italien zurück. Hier setzte aber der geistige und materielle Zustand des Landes dem Fortschritte der Reformation bald eine Grenze. Kein Theil Europa's war so voll Irreligiosität wie Italien. Den aufgeklärten Köpfen dieses Landes, wie auch Frankreichs, wo die Pariser Universität längst ein Herd der Ketzerei, gingen die deutschen und schweizerischen Reformatoren nicht weit genug. Sie behaupteten, dass die neue Lehre eben so unverträglich mit der Vernunft, eben so unhaltbar gelassen worden sei, wie zuvor, dass nichts geschehen sei, um den alten unduldsamen Dogmatismus, die heftige Unterdrückung der Gedankenfreiheit zu mildern. Denn in Glaubenssachen stellte der Protestantismus nur eine Geistestyrannei statt der anderen auf. Er war aber auch sonst im Nachtheile gegen den römischen Katholicismus; er entsprang aus der Uneinigkeit und ward verkörpert durch Trennung; zur Erreichung seiner Ziele hatte der Protestant nur Wünsche, der Katholik einen Willen. Endlich musste das Schauspiel der sich unter erbitterten Streitigkeiten und Kämpfen vollziehenden Zersetzung des Protestantismus in eine Menge Secten, die alle vorgaben, die alleinige Wahrheit zu besitzen, die Anhänger des alten Glaubens geradezu in diesem bestärken.

---

[1]) Vgl. Buckle. *Gesch. d. Civilisation.* I. Bd. 2. Abth. S. 10—43.

Die Gegenreformation unterstützte die römische Kirche durch eine Verschönerung des Gottesdienstes, welcher der Aufschwung der Künste auf das Wirksamste zu Hilfe kam. Das XVI. Jahrhundert war die Blüthezeit der italienischen Malerei, welche der Kirche niemals untreu ward und bei ihr die lebhafteste Unterstützung fand. Jetzt vollendet Michelangelo sein „Jüngstes Gericht" in der sixtinischen Kapelle des Vaticans (1541) und dichtet Palestrina seine Messe des Marcellus (1560). Die Anfänge der reformatorischen Bewegung in Italien und Spanien [1]) erstickte endlich mit Leichtigkeit der vermehrte Nachdruck in der Inquisition. Die schneidendste Waffe aber, zu welcher das Papsthum griff, war die Gründung des Jesuitenordens. [2])

Die Gesellschaft Jesu.

Sicherlich ist die Stiftung der Jesuiten ein wichtiges Culturereigniss. Ob ihr Gründer, Ignatius von Loyola, sich des Zieles seiner Schöpfung klar bewusst war oder nicht, ist völlig gleichgültig, thatsächlich erlangte dieselbe binnen Kurzem eine überraschende Macht, welche selbst in der Gegenwart noch gefürchtet wird. Solcher Erfolg ward nur ermöglicht durch eine Organisation des Ordens, die ihres Gleichen sucht, und lehrt, was sich mit despotischer Centralgewalt und willenlosem Gehorsam alles erreichen lässt. Erstere liegt in den Händen des „Generals", letzterer ist unerlässliche Bedingung für die ihm unterworfenen Ordensmitglieder. Unter den Scheinrechten, welche man Menschenrechte zu nennen pflegt, dünkt jenes der Selbstbestimmung meist am wichtigsten, weil die Wenigsten ahnen, dass nicht sie, sondern stets äussere Einflüsse oder vom Bewusstsein unabhängige innere Stimmungen es sind, welche thatsächlich bestimmen. Vom Jesuiten heischte aber der Orden, er solle sich auch dieser süssen Illusion begeben. Die grosse Zahl seiner Mitglieder — und nie hat der Orden andere denn durchaus freiwillig eintretende gehabt, ja er ist sogar schwierig in der Aufnahme von Mitgliedern und hätte in der That gezwungene Ordensbrüder gar nicht brauchen können — beweist, dass dieses Entsagen erleuchteten Köpfen leichter fällt, als man annimmt. Denn die Gesellschaft Jesu legte Werth darauf, hervorragende Männer aus allen Zweigen der Wissenschaft in ihrer Mitte zu zählen; von der, höchstens auf theologische Zänkereien erpichten protestantischen Geistlichkeit stach die vielseitige

---

1) Siehe: Eduard Bœhmer, *Francisco Hernandez und Frai Francisco Ortiz. Anfänge reformatorischer Bewegungen in Spanien unter Kaiser Karl V.* Leipzig 1865 8⁰ und Adolfo de Castro. *Geschichte der spanischen Protestanten und ihrer Verfolgung durch Philipp II. Nach dem Span. bearbeitet von* Heinrich Hertz. Frankfurt a. M. 1866 8⁰.

2) Draper. A. a. O. S. 491—498.

Bildung der Jesuiten auf das Vortheilhafteste ab; sie brachten praktisch die Thatsache zur Anschauung, dass es die cultivirteren Länder waren, die den Katholicismus beibehalten hatten. Wirklich sind auch nur wenig Wissensgebiete von ihnen unbebaut geblieben; werthvolle Arbeiten dankt man den Jesuiten in der Geschichtsschreibung, den exacten Wissenschaften, der Astronomie und besonders der Erdkunde. In einer von Parteirücksichten durchwühlten Zeit werden die hohen Verdienste der Jesuitenpriester um die Wissenschaft nur selten in Erinnerung gebracht, seltener noch gewürdigt. Sie entzifferten lateinische Inschriften; sie beobachteten die Bewegungen der Jupiterstrabanten. Sie gaben ganze Bibliotheken heraus; sie unternahmen Reisen in Länder, zu deren Besuch noch kein Fremder weder durch Handelsspeculationen noch durch Wissbegierde angetrieben worden war; sie waren in Mandarinenkleidern als Aufseher der Sternwarte in Peking zu finden. Sie waren unter den Wilden von Paraguay zu finden, mit dem Spaten in der Hand, die Anfangsgründe des Ackerbaues lehrend.[1]) Sie allein haben bis jetzt das Problem gelöst, amerikanische Indianer zu einer Art Civilisation heranzuziehen, indem sie dieselben in Gemeinschaften brachten, sie gesellschaftliche Gebräuche und die ihnen selbst und der Gemeinschaft aus der Arbeit erwachsenden Segnungen lehrten. Sie gaben ihnen eine militärische Organisation, dem europäischen Systeme gemäss in die üblichen Waffen getheilt, sie versahen sie mit Kriegsmunition.[2]) Dobrizhoffer, Azara und Charlevoix[3]) sind heute noch geachtete Quellenschriftsteller über jene Gebiete. Der Jesuitenpater Gerbillon bekleidete bei dem 1689 zu Nertschinsk abgeschlossenen Grenztractate eine politische Mission im Gefolge des chinesischen Bevollmächtigten; die Jesuitenpatres Felix d'Arocha, Espinha und Hallerstein, treffliche Astronomen, machten 1759 die ersten Positionsbestimmungen im Tian Schan Nan Lu. Diese Beispiele liessen sich in's Unendliche vermehren.

Eine Gesellschaft, die über eine solche Wissenssumme gebot, war an sich mächtig; mächtiger ward sie noch durch das rastlose Zusammenwirken in der gemeinschaftlichen Sache, den unbedingten Gehorsam in die Centralgewalt. Ob der Jesuit unter dem Polarkreise oder unter dem Aequator wohnen, ob er sein Leben lang im Vatican Gemmen ordnen und Manuscripte collationiren oder den

---

1) Macaulay. *Gesch. Englands.* V. Th. S. 165—166.

2) Draper. A. a. O. S. 499. Ueber die Jesuitenmissionen in Paraguay vgl. L. A. Muratori. *Il Christianismo felice nelle missioni di Paraguay.* Venezia 1743, auch deutsch Wien 1758, dann J. Frast. *P. Panke's Reise in die Mission nach Paraguay und Geschichte der Missionen S. Xaver und St. Peter.* Wien 1829 8°. Vgl. auch die Capitel XXVII—XXX bei Thomas J. Page. *La Plata, the Argentine Confederation and Paraguay.* London 1859 8°, ferner A. Geary, *An account of the early Jesuit Missions in the La Plata (Ocean Highways* vom März 1874 S. 498—502).

3) *Histoire du Paraguay.* Paris 1756 4° 3 Bde.

nackten Barbaren auf der südlichen Hemisphäre die Abscheulichkeiten des Menschenfressens begreiflich machen sollte, das waren Angelegenheiten, die er in tiefster Demuth der Entscheidung Anderer überliess. Dieser heroische Geist ist noch nicht erloschen. Als in unserer Zeit eine neue furchtbare Seuche die Runde über die Erde machte, als in einigen grossen Städten die Furcht alle gesellschaftlichen Bande löste, als die Weltgeistlichen ihre Heerden verlassen hatten, als ärztliche Hilfe nicht mit Gold zu erkaufen war, als die stärksten Naturtriebe der Liebe zum Leben gewichen waren: selbst dann stand der Jesuit an dem ärmlichen Lager, das von Bischof und Pfarrer, von Arzt und Wärterin, von Vater und Mutter verlassen war, und neigte sich zu den verpesteten Lippen, um die matten Laute der Beichte zu erhaschen, und hielt dem Sterbenden das Bild des sterbenden Erlösers vor.[1])

Der Zweck des Ordens war die Ausbreitung der katholischen Kirche, und als Mittel hiezu sollten besonders dienen: Missionen, Erziehungsanstalten, Predigten, Benutzung des Beichtstuhles und Gründung von Congregationen. In Europa hatten sie sehr bald verstohlen aber weit die öffentliche Erziehung, wenigstens die höhere wissenschaftliche Ausbildung der Jugend, die sie mit ungemeinem Geschick leiteten, an sich gerissen. Sie scheinen den Punkt aufgefunden zu haben, bis zu welchem die geistige Ausbildung ohne Gefahr geistiger Emancipation getrieben werden kann; sogar ihre Feinde mussten gestehen, dass sie in der Kunst, den jugendlichen Geist zu lenken und zu bilden, ihres Gleichen nicht hatten.[2]) Dabei betrieben sie Kanzelberedsamkeit mit Fleiss und Erfolg. Im Beichtstuhle erpressten sie den Frauen die Geheimnisse ihres Lebens, wurden die Beichtväter der Könige, wussten um die Intriguen der Cabinette und gaben ihren Rath; es gab keine Maske, unter welcher der Jesuit nicht gefunden werden mochte; überall, wo fromme Menschen lebten, gab er das Beispiel der Andacht und war gleich voran in der feinen und ausschweifenden Welt.[3]) Bereits hatten sie die Vermittlung des Handels in Förderung und Verbreitung des religiösen Glaubens erkannt und wurden daher gleichzeitig grosse Missionäre und grosse Kaufleute. Als solche speicherten sie unermessliche Reichthümer auf, die ihnen gestatteten, ihre Ziele rücksichtslos zu verfolgen.

„So seltsam war Gutes und Böses in dem Charakter dieser berühmten Ordensbrüder gemischt; aber eben in dieser Mischung lag das Geheimniss ihrer Riesenmacht. Blosse Heuchler konnten eine solche Macht nicht erringen; auch strenge Moralisten konnten sie nicht erringen: nur Männer, die mit aufrichtiger Begeisterung nach einem grossen Ziele strebten und zugleich über die

1) Macaulay A. a. O. V. Th. S. 167.
2) A. a. O. S. 166.
3) Draper A. a. O. S. 498.

Wahl der Mittel kein Bedenken hatten, konnten eine solche Macht bekommen.“ [1]) Indem die Jesuiten sich über die Regeln der gemeinen Moral hinwegsetzten, thaten sie freilich nur, was von allem Urbeginne an überall geschah, sie allein aber hatten zuerst die Kühnheit, dies in ihren Schriften offen zu bekennen, ja selbst zu vertheidigen. Die Grundsätze des Jesuitismus, worunter man sprichwörtlich Tücke, Falschheit, Täuschung und gewissenlosen Betrug, ja die schamloseste Verhöhnung jeder Moral, jeder Sitte und jedes Rechts versteht, haben stets die Welt regiert; wir finden sie gleichmässig im Alterthume, in Mittelalter und Neuzeit, in Freistaaten und Monarchien, bei Demokraten und Aristokraten, bei Demagogen und Tyrannen in Uebung, immer aber das Tageslicht scheuend, der Oeffentlichkeit gegenüber verläugnet. Die Jesuiten, tiefe Menschenkenner und kluge Berechner der menschlichen Schwächen, hatten erkannt, dass Moral und Recht nichts Absolutes, nach Alter und Volk schwankende Begriffe seien, und waren kühn genug dies zu sagen und auch darnach zu handeln. So nahm der Jesuitismus die sogenannte Nachtseite der menschlichen Natur in seine Dienste, und man begreift, welche Ueberlegenheit ihm dies über jene Systeme sichern musste, welche nur ihre edlen Eigenschaften in Rechnung ziehen. Gerade dass er so durch und durch menschlich, ist die Quelle seiner Macht und seiner Unzerstörbarkeit, denn der Jesuitismus hat existirt lange vor der Gesellschaft Jesu und wird auch deren Untergang überleben; er schlummert tief im Menschenthume selbst und ist

ein Theil von jener Kraft,
Die stets das Böse will und stets das Gute schafft.

Der Jesuitenorden ist nur seine Verkörperung. Es nützt nichts sich das Haupt zu verhüllen, man blicke vielmehr der Wahrheit fest in's Gesicht, wenngleich sie die unmoralische Lehre verkündet, dass in den Welthändeln nicht der Gute den Sieg davon trägt, sondern der Kluge. Darum waren für den Jesuiten alle Dinge schicklich, um der Kirche willen; seine Sache war es, zu überlegen, wie die Angelegenheit, welche er in der Hand hatte, am sichersten zu vollbringen sei, — zu rechtfertigende Mittel zu ergreifen, wenn sie genügend erscheinen sollten, wenn nicht, nicht zu rechtfertigende, nach dem uralten Grundsatze: der Zweck heiligt die Mittel.

Die Lehren, welche die Jesuiten sich zurecht legten, z. B. jene von der Probabilität, über Leitung der Absicht und Mentalreservation, waren nun geeignet, eine Menge Menschen sich geneigt zu machen, die zwar Religion genug haben, um über begangenes Unrecht unruhig zu werden, nicht aber Religion genug, um kein Unrecht zu begehen. Unter den Mitgliedern des Ordens gab es reli-

---

1) **Macaulay.** A. a. O. S. 169.

giöse Schwärmer und Fanatiker, der Orden selbst war stets frei von jeder Schwärmerei, von jeden, sogar religiösen Vorurtheilen. Eine Prüfung seines diesbezüglichen Verhaltens führt fast zur Ansicht, dass der Jesuitenorden gar kein Kirchenproduct, sondern ein allgemeines Resultat der Renaissance-Cultur sei, welches in der Erkenntniss gipfelt, dass die Erlangung der Macht und damit die Ausbeutung der menschlichen Gesellschaft in jeder Hinsicht einer wohlgegliederten, geschickt organisirten Vereinigung von Klugen zufallen müsse. Diese Vereinigung begab sich in den Dienst der römischen Kirche, nur weil sie diese mit Recht für das tauglichste Mittel zur Erreichung ihres Zieles hielt. Dies zeigt sich deutlich an ihrem unabhängigen Benehmen der Kirche selbst gegenüber; die Jesuiten legten, Dank ihrer durchdachten Casuistik, die kirchlichen Vorschriften lahm, erachteten sich selbst durch dieselben keineswegs gebunden und wandten sich, nachdem sie die Macht erobert hatten, sowohl gegen die Monarchen wie gegen den Papst. Sie folgten eben dem unwiderstehlichen Gesetze, wonach die Macht ausbeutet, wer sie hat.

So kommt es, dass die Jesuiten schon frühzeitig die Lehre von der Volkssouveränität verfochten, d. h. ihrem Systeme eine demokratische Grundlage verliehen. Sie streiften, dies zieht sich durch alle ihre Schriften hindurch, nahe an die Wahrheit, wenn sie die Regierungsformen für ein Werk der Völker ansahen. Der directe, naturgemässe Ausfluss dieser demokratischen Lehre von der Volkssouveränität war die Vertheidigung des Tyrannenmordes, bekanntlich im Alterthume als edle That gefeiert. Meuchelmördern wie Thrasybul, Harmodius und Aristogiton, Cassius und anderen ward hohe Verehrung gezollt; ja die That des Brutus findet heute noch ihre Lobredner und selbst ein modernes Attentat im Jahre des österreichisch-preussischen Krieges erregte in der öffentlichen Meinung des gebildeten Europa, soweit sich aus den Ergüssen der Tagespresse beurtheilen liess, meist wenn nicht gar Bedauern über das Misslingen des Versuchs, doch tiefes Mitgefühl für den freiheitsschwärmerischen Meuchler, der sich im Gefängnisse entleibte. Der Meuchelmord gehört also nicht allein zu den jesuitischen Kampfmitteln, sondern auch zu jenen ihrer Gegner. Die Erscheinung, dass die laxe Moral, wenn von solcher bei den Jesuiten überhaupt die Rede sein kann, mit einer hohen Entwicklung geistiger Kraft und einer wahren Kühnheit im Auffassen und Beurtheilen der Verhältnisse, Menschen und Dinge gepaart ging, ist nicht befremdlich, wenn wir uns erinnern, dass stets die höchste Geistesentfaltung in Epochen sogenannter Sittenlosigkeit aufgetreten ist (Perikleisches Zeitalter, Alexandriner, Augusteische Epoche, Abbassidenzeit, Renaissance).

Der Widerstand gegen die Jesuiten ging allmählig von den katholischen Ländern selbst aus, denen das geheimnissvolle Wirken

der Patres Grauen einflösste. In der Mitte des XVIII. Jahrhunderts begann naturgemäss eine allgemeine Bekämpfung des Ordens, dessen mächtigen Einfluss man endlich mit Verbannung und schliesslich sogar mit Aufhebung desselben zu paralysiren suchte. Beide Massregeln enthalten ein geistiges Armuthszeugniss und eine unumwundene Anerkennung, dass das Böse mächtiger sei als das Gute, eine Wahrheit, von welcher moderne Culturforscher nichts wissen wollen. So konnte man wohl den Orden, nicht aber den Jesuitismus unterdrücken, und sogar der erstere verstand es, wieder von den Todten aufzustehen, weil er eben nie todt gewesen. In der Gegenwart kehrt man zu den Massregeln des vorigen Jahrhunderts zurück, ob mit besserem Erfolge steht dahin. Unzweifelhaft ist aber das geistige Uebergewicht der Jesuiten gebrochen, seitdem die allgemeine Ausbreitung des Wissens weitere Kreise ergriffen hat, seitdem Nichtjesuiten sie an Kenntnissen übertreffen. Denn Wissen ist Macht, ob es auf dieser oder jener Seite stehe.

Politische Entwicklung bis zur französischen Revolution.

Die Epoche von der Reformation bis zur französischen Revolution kann man als jene der absoluten Fürstenmacht in Europa bezeichnen. Die steigende Cultur hatte, wie wir gesehen, eine allgemeine Friedliebe gezeitigt, welche das Feodalsystem seiner natürlichen Grundlage beraubte und dessen allmähligen Sturz anbahnte. Das Wesen des Feodalismus war überall auf Beschränkung der königlichen Macht ausgegangen. Da bekanntlich die Stärke eines Gegners genau um jenes Quantum wächst, welches der andere Gegner an Kraft verliert, das Lehnswesen aber naturgemäss immer altersschwächer ward, musste die fürstliche Macht beständig wachsen. Freilich gab es noch einen dritten Factor, welcher die Macht an sich reissen hätte können, — das Volk; allein dieser Factor zählte nicht, weil er sich selbst nicht zählte. Theils fehlte noch die nöthige Bildung, theils wollte das Volk sich gar nicht an politischen Arbeiten betheiligen, verhielt sich also dem Anwachsen der Fürstenmacht gegenüber passiv und ertrug alle Ausschreitungen des Absolutismus mit beispielloser Geduld, welche der beredteste Beweis für die politische Gleichgültigkeit der Massen ist, die es jeden Augenblick in der Hand gehabt hätten, die Fürstenmacht zu vernichten. Die französische Revolution hat dies über allen Zweifel erhoben. Die Zunahme der Cultur selbst beförderte indess diesen Zustand, indem sie auch das niedrige Volk mit der „Sorge um die Habe“ bekannt machte. Die steigenden Preise, die vermehrten Ansprüche an das Leben lenkten die Aufmerksamkeit der auch der Zahl

nach anschwellenden Bevölkerung von den öffentlichen Angelegenheiten ab und lediglich auf die durch die gesteigerte Nachfrage erschwerte Befriedigung der materiellen Bedürfnisse hin, was im Allgemeinen der Arbeit höheren Werth verlieh. Willig erkaufte man die Ruhe der Arbeit um den Preis fürstlicher Launen.

Die um sich greifende Friedensliebe war es ferner, welche auch die stehenden Heere und mittelbar neue Kriege schuf. Im Feodalstaate mussten die leibeigenen und sonstigen Mannen bei jeder Aufforderung ihres Lehnsherrn in's Feld rücken, konnten einer friedlichen Beschäftigung nur schwer sich hingeben. Als die Erfindung des Schiesspulvers die Verwandlung der Kriegsdienste in Geldleistungen zur Folge hatte, war es ein enormer Culturgewinn, dass an Stelle des gezwungenen Reisigen der Söldner trat, welchen die eigene Lust zum Soldatenhandwerk trieb; es war damit Allen gedient, der Bauer konnte sich ungestört seiner Arbeit widmen, der Söldner empfing den Lohn für eine seiner Neigung entsprechende Beschäftigung, die Fürsten endlich erhielten ein Instrument, besser denn jedes andere zur Befestigung ihrer Macht. Die stehenden Heere sind keine Erfindung des Absolutismus, sondern im Gegentheile aus einem tiefgefühlten Friedensbedürfnisse hervorgegangen. Sie bildeten erst den Berufsoldaten und steigerten dessen militärische Tüchtigkeit; erst von nun an ward eine Kriegskunst möglich, die im XVI. Jahrhunderte bei Spaniern, Franzosen, Deutschen und Schweden sich einbürgerte und die Grundlage der modernen Taktik geworden ist. Zugleich hörte die Nothwendigkeit des allgemeinen Waffentragens auf; dieses ward auf die Mitglieder des Heeres beschränkt, was viel zur Milderung der Sitte beitrug, denn das Führen einer Waffe verleitet zu deren Gebrauch. Gewaltthätigkeiten waren desshalb früher viel häufiger, jetzt gingen sie hauptsächlich nur mehr von der Armee aus. Die Bürgerschaft verlernte und entwöhnte dagegen das Waffenhandwerk, stand also dem Absolutismus wehrloser gegenüber denn zuvor. Aber auch die Fürsten selbst unterlagen dem verlockenden Zauber, welchen der Besitz einer so trefflichen Waffe, wie die stehenden Heere, gewährte. Sie gebrauchten sie demnach sowohl zur Unterdrückung ihrer Unterthanen, als zu Eroberungs- und Erbfolgekriegen, welche das XVII. und XVIII. Jahrhundert ausfüllten. Da trotz der Lasten und Verheerungen, welche diese Feldzüge den Völkern brachten, diese nicht das Geringste zur Abwendung des Unheils thaten, so dürfte man sie mit Recht der Urheberschaft der durch ihre Passivität veranlassten Erscheinungen anklagen, wenn in der Culturgeschichte Anklagen überhaupt zulässig wären. Da aber das *qui tacet consentire videtur* auch hier seine Gültigkeit behält, so ist doch zu constatiren, dass die Despotie eines Ludwig XIV., die Verwüstung der Pfalz unter Melas, das Günstlings- und Maitressenregiment der Höfe niemals möglich gewesen wäre, wenn

die Völker ihr Veto dagegen eingelegt hätten, denn in letzter Instanz liegt doch bei ihnen alle Gewalt.

Der Absolutismus jener Periode war also im Grossen und Ganzen der politische Ausdruck für einen Culturzustand, der eine nothwendige Entwicklungsphase darstellt, nothwendig in dem Sinne, wie sogar Krankheit nothwendig ist, d. h. durch gewisse frühere Zustände des Organismus unausweichlich hervorgerufen wird. Die Beseitigung dieser früheren Zustände führt immer wieder auf noch frühere zurück, so dass schliesslich nichts als ein Hypothesengerüst von „Wenn“ und „Aber“ übrig bleibt. Heute ist es nachträglich allerdings sehr leicht zu tadeln was bestand, Niemand jedoch besitzt eine Ahnung davon, ob Anderes überhaupt möglich, und wenn, was dessen Folge gewesen wäre. Doch verweist man auf England, wo die Volksrechte weniger missachtet wurden, und auf die Schweiz, welche sich ihre Freiheiten bewahrte. In der That wachten in beiden Ländern die Völker eifersüchtig auf ihre Rechte und liefern somit den glänzendsten Beweis, dass der Despotismus im übrigen Europa desto sicherer auf die Völker zurückfällt. Der Versuch, eine absolute Fürstenmacht in Grossbritannien zu begründen, kostete Karl I. das Leben, den Stuarts den Thron, dennoch war selbst dieser Versush culturell wohlthätig; ohne ihn wäre nie die englische Revolution gekommen, und diese, indem sie das Volk auf das Tiefste aufwühlte und die Geister in unerhörter Weise entfesselte, brachte auf allen Lebensgebieten ungeahnte grosse Talente zum Vorschein. Männer, die bis zu einem reifen Alter ruhig und unbemerkt dahingelebt hatten, entfalteten auf Gebieten, die ihnen bisher fremd schienen, plötzlich eine geniale Begabung, so Oliver Cromwell, [1] Robert Blake. [2] Die höhere politische Reife darf indess nicht als ein Merkmal höherer allgemeiner Cultur angesehen werden; England konnte in dieser Hinsicht einen Vergleich mit Frankreich nicht aushalten; auch die Revolution bewahrte einen religiös-politischen Charakter, worin das Puritanerthum sich von kaum minder tiefer Geistesnacht umfangen zeigt als seine Gegner. Begünstigt durch seine insulare Lage blieb England in den Zeiten des europäischen Absolutismus von auswärtigen Kriegen verschont und konnte sich der Entwicklung freiheitlicher Institutionen [3] mit Musse widmen. So hatte auch das ferne Island, trotz des Verlustes seiner Unabhängigkeit seine alten Freiheiten

---

1) Ueber diesen siehe Dr. B. J. M. Sträter, *Oliver Cromwell, ein Essay über die englische Revolution des XVII. Jahrhunderts.* Leipzig 1871. 8⁰ und Reinhold Pauli in Gottschall's *„Neuer Plutarch“* 1874.

2) Siehe darüber Reinh. Pauli, *Aufsätze zur englichen Geschichte.* Leipzig 1869. 8⁰

3) Vgl. darüber Edw. A. Freemann, *The Growth of the English constitution from the earliest times.* London 1872 und Leipzig 1873. 8⁰, ein Werk voller Widersprüche, und Philip Vernon Smith, *History of the English Institutions.* London 1874. 8⁰, dann *British Parlament: its history and eloquence.* (*Quarterly Review* vom April 1872 S. 450—494.)

hüten können bis auf heutigen Tag. Nicht so Irland, welches kein germanisches Volk bewohnte. Blutige Aufstände bezeichnen zwar die britische Herrschaft auf Irland, welche die im eigenen Lande freisinnigen Engländer sich nicht scheuten, mit harter Hand im grünen Erin auszuüben, immerhin aber trägt das keltische Volk selbst an seinem Elende die meiste Schuld.[1] Wegen seines feuchten Klima's und seiner trüben Sommer eignet sich Irland unübertrefflich für Graswirthschaft und Viehzucht; es eignet sich dagegen gar nicht für den Anbau von Weizen. Allein die Viehzucht beschäftigt die wenigsten Hände auf einer gegebenen Fläche, und die irische Bevölkerung stemmt sich gegen die Natur, wenn sie, wie dies doch geschieht, Weizen baut. Ein Land aber, welches gegen seine klimatischen Satzungen sich auflehnt, muss von vorn herein mit Armuth bestraft werden.[2]

Die insulare Isolirung Englands ward in der Schweiz durch die Unzugänglichkeit dieses unwegsamen Alpenlandes glücklich ersetzt. Die Beobachtung, dass Bergvölker in der Regel mit einem lebhafteren Unabhängigkeitsgefühl ausgestattet sind, habe ich schon einmal erwähnt.[3] Die localen Verhältnisse der Bodenplastik, welche die Verdichtung zu grossen Ansiedlungen erschweren, das in zerstreuten, oft von einander weit entfernten Höfen wohnende Volk auf Selbsthilfe anweist, tragen gewiss zur Ausbildung und Entwicklung des Freiheitssinnes bei. Die Art und Weise der Erhebung des Schweizervolkes gegen das Fremdjoch ist heute wohl ihres poetischen Hauches entkleidet; spät erst und allmählig, wissen wir nun, sammelten die Chronisten die zerstreuten Erzählungen, ein grosser Dichter endlich tauchte das noch rohe Gebilde in das Goldbad seiner künstlerischen Phantasie und hob es als leuchtendes Standbild, als Ideal eines um seine Freiheit ringenden Volkes in die Höhe des unsterblichen Gedankens.[4] Unter der so früh erkämpften politischen

---

1) Siehe darüber das merkwürdige Buch von James Anthony Froude, *The English in Ireland.* London 1872 8° I. Bd., gegen dessen Auffassung, dass England in Irland noch zu milde aufgetreten sei, sich vielleicht manches einwenden lässt; weniger anfechtbar ist, dass das irische Volk seinen natürlichen Eigenschaften zufolge die Berechtigung zu selbständiger Existenz nicht in sich trage.

2) *Irisches Bandmännerwesen und irisches Elend.* (*Ausland* 1869 No. 12 S. 269.)

3) Siehe oben S. 241—242.

4) Das Ergebniss der historischen Forschung ist folgendes: Ein Landvogt Gessler hat ebenso wenig je gelebt, wie ein Wilhelm Tell. Ein Tell hat niemals sich geweigert, des Landvogtes Hut zu grüssen, hat niemals nach einem Apfel geschossen, wenn auch noch heute in Zürich Tell's Armbrust gezeigt wird. Nie hat ein Tell den Vierwaldstätter See beim Sturme befahren, ist nie auf die Tell-Platte gesprungen, hat nie bei Küssnacht einen Monolog gehalten, um sich auf Gessler's Mord vorzubereiten. Ebenso steht es jetzt historisch fest, dass niemals die Bewohner von Schwyz, Uri und Unterwalden bei Nacht auf dem Rütli zum Schwur zusammengekommen sind. Vgl. auch Heinrich Pfannenschmid, *Der mythische Inhalt der Tellsage. Ein Beitrag zur deutschen Mythologie.* Wien 1865. 8° — Als einen weiteren culturhistorisch wichtigen Beitrag und als Beweis,

Freiheit trieb aber weder Cultur noch Aufklärung besondere Blüthen. Die schweizerische Reformation liess sich vielmehr noch verdüsternder an, als die lutherische, die materielle Cultur blieb hinter jener der Nachbarländer zurück, und unter den geistigen Sternen musste der Glanz des grossen Albrecht von Haller fast allein das Dunkel rings umher erhellen.

Wie an des Rheines Quellen, sitzt auch an seiner Mündung ein freies Volk. Der ewige Kampf um's Dasein, welchen die Holländer mit dem an ihrem Boden unablässig nagenden, mitunter wild einreissenden und ganze Gemarkungen wegspülenden Meere [2]) führen müssen, stählte die Kraft dieses freiheitsliebenden Volkes; seinen Sinn für die Culturinteressen erweiterte der Handel, zu dem die maritime Lage einlud. So hat Holland gefochten und gelitten für die Freiheit, wie kein anderes Volk und ist auch ein Hort der Freiheit geblieben bis auf den heutigen Tag. Hat es auch die Republik abgestreift, in der es kein höheres Ideal erkannte, so bewahrte es doch in seinen Institutionen den Geist des Freisinnes und der Vorurtheilslosigkeit, wie ihn der wunderbare Aufschwung zuerst der Kunst und dann der Wissenschaft in diesem Lande zeitigte.

Gestaltung der socialen Verhältnisse.

Wie der Absolutismus ein natürliches Ergebniss der bisherigen Culturentwicklung, so waren dies selbstverständlich seine Folgen,

---

wie leicht sich historische Legenden ausbilden und wie schwierig es ist, Thatsachen selbst bei Lebzeiten der Zeitgenossen festzustellen, führen wir folgende im Wiener Gemeinderathe vom 15. Mai 1874 abgeschlossene Angelegenheit an. In den Märztagen 1848 ging in Wien, durch Journale verbreitet, die Erzählung von Mund zu Mund, ein Feuerwerker, Pollet mit Namen, habe sich, als er Befehl erhielt auf das Volk zu feuern, geweigert, diesen Befehl zu vollziehen. Damals fragte Niemand, ob dies wahr, man feierte Pollet in Gedichten als einen Freiheitshelden, der das Volk gerettet. Als er nun vor ungefähr 2 Jahren als Hauptmann starb, tauchte im Gemeinderath die Idee auf, Pollet in einer Gedenktafel den Dank zu bringen, den man ihm bis dahin abzustatten vergessen. Natürlich musste man nun daran gehen, die Sage genau festzustellen, und da kam man auf das Hinderniss, dass es sich nicht zur Gewissheit erweisen lasse, ob hier Wahrheit oder Dichtung oder ein Gemisch von beiden vorliege. Positiv lässt sich weder dafür noch dagegen eintreten, obgleich der Umstand, dass die Militärbehörden dazu schweigen, glauben lässt, die Erzählung beruhe auf Wahrheit und man wolle einen solchen Fall von Unbotmässigkeit nicht eingestehen. Andererseits haben seine noch lebenden Kameraden den Verstorbenen als einen pflichtgetreuen Soldaten geschildert, dem ein solcher Act von Insubordination wohl kaum zuzumuthen sei. Die 48er traten mit Begeisterung für Pollet ein, aber als es zur Abstimmung kam, lehnte man das Denkmal ab und mancher gute Liberale stimmte dem Beschlusse bei, weil er eben nicht etwas als historische Thatsache festgestellt sehen wollte, was doch nur mit mehr oder weniger guter Vermuthung als wahr angenommen werden kann.

1) Die Zuyderzee ist durch einen in historischen Zeiten erfolgten Einbruch des Meeres entstanden. Siehe darüber Fr. v. Hellwald, *Die Zuyderzee. (Mittheilungen der Wiener k. k. geograph. Gesellschaft.* 1870. S. 248—265.)

obwohl man vom Gesichtspunkte der Gegenwart sie überaus traurige nennen mag. Ein Gemälde der socialen Zustände bis zur französischen Revolution gestaltet sich in solch' retrospectiver Weise etwa wie folgt: Die Menschen, ohne Gemeinsinn, vegetirten im Elend; die Landbevölkerung befand sich fast überall noch im Zustande der Hörigkeit, die Masse überhaupt in einem Zustande völliger Rechtslosigkeit. Die unumschränkte Gewalt der Fürsten wirkte höchst unheilvoll auch in moralischer Hinsicht; die Höfe schwelgten in Launen, Ausschweifungen, Prassereien und Verbrechen; dabei waren die meisten Dynastien physisch und moralisch verkommen. Wahre Bildung wurde meistens verachtet, selbst verspottet; zudem sollte alles geistige Forschen und Wirken von den Gewaltdictaten und Launen der Regenten abhängen; selbst die Industrie glaubten sie nach Gutdünken regeln und umgestalten zu können. Münzverschlechterungen waren an der Tagesordnung. Furchtbar herrschte Aberglaube in den mannigfachsten Formen; insbesondere sass der Teufelsglaube ungemein fest; man forschte nach dem Steine der Weisen, dann nach der Goldmacherkunst. Gotteslästerung zog Todesstrafe nach sich. Von den Höfen verbreitete sich die Immoralität weiter, zunächst nach den höheren Ständen, dem Adel voran. Die Hexenprocesse standen in üppigstem Flor. Rohheit, Unwissenheit und Aberglaube beförderten die mannigfachsten Verbrechen. Dazu rechne man noch die schlechte Polizei und die enorme Strenge der Strafgesetze. [1])

Dieses widerliche Bild liesse sich in seinen Details noch weiter ausführen, ohne an Wahrheit wesentlich zu verlieren; unzweifelhaft ist dasselbe auch im Grossen und Ganzen eine Folge des Absolutismus gewesen. Der Absolutismus, fast immer zugleich ein Missbrauch der Macht, hindert seinem Wesen nach gewisse Thätigkeiten des Geistes, entwickelt dafür andere. Diese Gesammtwirkung sind wir gewohnt schlecht zu heissen, weil wir natürlich nach heutigen Verhältnissen urtheilen. Dieser retrospective Standpunkt ist in einer Geschichte der Cultur in ihrer natürlichen Entwicklung unhaltbar. Da handelt es sich zunächst um die Untersuchung, ob die Erscheinung, welcher die angedeuteten Uebel entquellen, an sich eine natürliche Folge der bisherigen Entwicklung sei, wie ich dies für die Begründung der absoluten Fürstenmacht dargethan habe. In solchem Falle sind die Consequenzen, däuchten sie noch so traurig, von selbst gegeben. Daran wird sich nun die Erwägung reihen, ob nicht unter veränderten Verhältnissen die nach jetzigen Begriffen schlechte Gesammtwirkung dennoch ein Culturgewinn sein könne. Und darauf antwortet die Geschichte ein lautes Ja. Man kann, um ein sehr triviales aber treffendes Beispiel zu gebrauchen, bedauern,

1) Dieses Gemälde nach Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 425—438.

dass aus einem Kalbe sich kein edles Ross, sondern nur ein plumper Ochse entwickle, aber ändern kann man's nicht, weil es der natürliche Entwicklungsgang also erheischt, und ein Gewinn ist der Ochse auch. Schlimm stünde es nur dann, wenn der Ochse weniger werth wäre als das Kalb, was in der Regel nicht der Fall ist. Analog wäre daher einfach zu prüfen, ob die allgemeine Cultur im XVII. Jahrhundert verglichen mit der des XVI., ob jene im XVIII. verglichen mit der des XVII. Jahrhunderts einen Stillstand oder gar einen Rückschritt aufweise oder nicht. Die historische Untersuchung verkündet aber das entschiedene Gegentheil. Ich sage auch mit Absicht: die allgemeine Cultur, denn es fiele sicher der Nachweis nicht schwer, dass in dieser oder jener Tugend, Eigenschaft, Thätigkeit u. dgl. nicht fort- sondern rückgeschritten wurde, dagegen manche Laster, Missbräuche und Auswüchse zu schärferem Ausdrucke gelangten, allein darum handelt es sich gar nicht. Es heisst das Wesen der Cultur total verkennen, wenn man von ihr eine fortgesetzte Steigerung des nach unseren Begriffen „Guten" fordert. Jedes Culturstadium fördert gewisse Anlagen, Neigungen, politische und sociale Richtungen, drückt dagegen andere in den Hintergrund, ein darauf folgendes Stadium unterdrückt sie dann vielleicht gänzlich. Die moderne Civilisation hat Erscheinungen zur Reife gebracht, die Niemand ansteht als schlecht zu bezeichnen, manche Tugend unserer Vorfahren erstickt, steht aber doch in ihrem Gesammtergebnisse unvergleichlich höher.

Damit soll durchaus kein sittlicher Fortschritt der Menschheit ausgesprochen sein. Die Masse des unserer Natur angearteten Guten und Bösen bleibt in der Anlage immer dieselbe, nur die Mischung wechselt in uns unbekanntem Maasse. „Es zeugt nur für die naive Unkenntniss der Aufgabe, wenn moderne Culturhistoriker vermeinen, dass ein geschichtliches Factum schon um desswillen sittlichen Fortschritt, Rückschritt oder Stillstand beweise, weil es sich mit Fragen der Moral überhaupt nur berührt. So kann z. B. die Aufhebung der Sklaverei und Leibeigenschaft, der öffentlichen Häuser u. dgl. keineswegs ohne weiteres als Beweis dieser Art gelten, vielmehr stellen sich diese Acte zunächst nur als politische und sociale Fortschritte dar, und die Würdigung ihres moralischen Gehaltes setzt ungleich tiefer gehende und verwickeltere Messungen voraus. Mehr noch gilt dies von solchen Verbesserungen, welchen wegen ihrer Complication mit den jeweilig gegebenen Zuständen problematische, politische und sociale Principien zu Grunde liegen, wie dies in den weiten Gebieten der auf Humanitätsgrundsätze gebauten Gesetzgebung und Gesetzesverwaltung der Fall ist, z. B. von dem humanitären Gemeinplatze der Abschaffung der Todesstrafe. Sieht man so auf den Kern, statt auf die Schale, so kommt man von der absoluten Verachtung der „guten alten Zeit", welche

als frommen Betrug zu betrachten das „Gemeingut der Gebildeten" geworden ist, und der blinden Beschönigung der Gegenwart bedeutend zurück, hört auf in jeder moralischen Rohheit moralische Schlechtigkeit zu erblicken, und raffinirte Schlauheit in Sachen der öffentlichen Moral für sittliche Bildung zu halten. Man hütet sich dann insbesondere die liberale Tendenz der Gesetzgebung ohne weiteres als das Ergebniss gesteigerter Sittlichkeit anzuerkennen." [1])

Da nun die Aufklärung eher zum moralischen Rückschritt als Fortschritt disponirt, kann nicht bewiesen werden, dass das XVII. Jahrhundert sittlich „besser" gewesen sei, als das vorhergehende. Nach dem Gesagten ist aber zum mindesten fraglich, ob das XIX. Jahrhundert „besser" sei, als das XVIII. Unzweifelhaft ist nur, dass von Jahrhundert zu Jahrhundert die Cultur sich vermehrte, und dass weder der Absolutismus noch die Eroberungskriege diesen Process störten, weil sie ja selbst Ergebnisse dieses Culturwachsthums waren. Begibt man sich auf den Standpunkt der Reformationszeit und der Renaissance zurück und schaut von dort aus auf den Culturstrom in der Periode bis zur französischen Revolution, so sieht man denselben sich allenthalben verbreitern. Man gewahrt überall vermindertes Elend, verminderte Rechtslosigkeit, verminderte Rohheit, verminderte Unwissenheit, verminderten Aberglauben, kurzum erhöhte Cultur. Diese Verminderung ging in der gedachten Epoche ganz sachte aber stetig vor sich, wenngleich ihr Endergebniss noch das Entsetzen der aufgeklärten Gegenwart erregt. Und man merke wohl, dass an diesem Zustande der Dinge die staatlichen Verhältnisse wenig Aenderung brachten. Die Hexenprocesse gediehen üppig in der republicanischen Schweiz, wo der Aberglaube, wie bei allen Bergvölkern, sich fest eingenistet hatte; und im freisinnigen England, wo das erste königliche Haupt auf dem Schaffote fiel, waren ungerechte Verurtheilungen und willkürliche Einkerkerungen nicht ungewöhnlich. „Die Ansicht, dass die politischen Gesetze nicht für den Schwachen, sondern für den Starken und gegen den Schwachen erlassen würden, musste sich damals fort und fort aufdrängen." [2]) Sehr natürlich, denn die Gesetze werden allemal vom Starken, nicht vom Schwachen gemacht; Bestimmung des Schwachen ist es, sich ihnen zu unterwerfen, zu gehorchen. [3]) Desshalb verfallen

---

1) *Der sittliche Fortschritt der Menschheit.* (*Beil. zur Allgem. Zeitg.* vom 1. und 2. Januar 1870 S. 9 und 26.

2) Kolb. *Culturgesch.* II. Bd. S. 439.

3) Froude drückt dies so aus: *the superior part has a natural right to govern; the inferior part has a natural right to be governed.* (*English in Ireland.* I. Bd. S. 1, 2.) Der Kritiker in der *Edinburgh Review* No. 279 vom Jänner 1873, S. 127, wirft Hrn. Froude desshalb vor, dass er moralisches Recht mit physischer Gewalt verwechsle, ein Vorwurf, den Hr. Kolb A. a. O. II. Bd. S. 677 auch mir macht. Nun, in Gesellschaft eines Froude kann man sich dies schon gefallen lassen. Uebrigens ist von Identificirung des Rechtes

selbst heute, wo in den meisten Culturstaaten der Einzelne vor Willkür gesetzlich geschützt, doch nur Jene dem Gesetze, welche nicht stärker sind, als das Gesetz. Darum hängen auch heute die Nürnberger keinen, sie hätten ihn denn zuvor. Der Gauner, der rechtzeitig entwischt, der abgefeimte Betrüger, der das Gesetz umgangen hat, so dass man ihm nichts anhaben kann, der politische Agitator, der geschickt nach Amerika flieht, sie sind alle stärker als das Gesetz. Darum endlich binden völkerrechtliche Satzungen den Mächtigsten nur so lange, als es ihm selbst gefällt, und er zerreisst sie, wenn es sein Interesse erheischt, weil es keine höhere Gewalt gibt, welche dem Gesetze Respect verschaffen könnte.

Ihr Recht des Stärkeren übten nun die Fürsten aus und zwar mit steigender Macht in steigendem Maasse; nicht immer gereichte dies der Cultur zum Nachtheile. Die Mittel, welche der grosse Papst Sixtus V. anwandte, um der Rechtsunsicherheit in Rom und im Kirchenstaate ein Ende zu machen, können heute auf keinen Beifall rechnen; sie waren roh, grausam und willkürlich; binnen zwei Jahren aber war der Kirchenstaat von Banditen gesäubert und man erfreute sich einer seit lange nicht erlebten Sicherheit und Ruhe [1]) — ein unbestreitbarer Culturgewinn. Das „Elend" des in Hörigkeit schmachtenden Volkes war endlich in den letzten Epochen unendlich geringer als zuvor. Der Bauer des XVIII. Jahrhunderts war freier als hundert Jahre früher und der französische Bauer insbesondere viel freier als der Bauer des XVIII. Jahrhunderts überhaupt; er war nicht mehr Leibeigener, ja sogar Grundbesitzer. [2]) Auch würde man sich täuschen, wollte man glauben, die Völker hätten sich unter dem drückenden Joche elend gefühlt. Ueberall hatte es der Absolutismus vielmehr verstanden, die populären Wurzeln seiner Macht zu schonen, für die gemeinsamen Interessen der Gesellschaft in seiner Weise zu wirken, seine Dictatur wie eine wohlthätige, erweckende, schützende Form erscheinen zu lassen, die den Massen lieb geworden war. Kein Mensch hasste die absolute Monarchie als solche, denn sie wirkte vielfältig segensreich und befruchtend. [3])

---

mit Gewalt keine Rede; die Stärke (Gewalt) kann auch in ganz Anderem liegen, als in physischer Gewalt; der schlaue Schwindler, der den ehrlichen Dummkopf betrügt, übt sein Recht des Stärkeren. So versteht es wohl auch Froude, denn dass sein *natural right* nur das Recht des Stärkeren ist, geht aus seinem folgenden Satze hervor: *as nature has so constituted us that we must be ruled in some way, and as at any given time the rule inevitably will be in the hands of those who are then the strongest, so nature also has allotted superiority of strength to superiority of intellect and of character.*

1) Siehe darüber ausführlich: Alex. Frhr. v. Hübner *Sixtus V.* Leipzig 1871. 8⁰ 2 Bde.

2) Ludw. Haeusser. *Französische Revolution.* S. 17.

3) A. a. O. S. 4—5.

Daran vermögen einzelne herausgegriffene Beispiele, wie dieser oder jener Herrscher sich culturhindernd geberdete, nichts zu ändern. Dass Friedrich Wilhelm I. die Baumwolle hasste und deren Gebrauch verbot, hat die Baumwolle nicht gehindert, ihren Weg zu machen. In volkswirthschaftlicher Hinsicht beging der Absolutismus schwere Fehler, sie sind aber stets erst nachträglich als Fehler erkannt worden. Die Geschichte der Nationalökonomie lehrt auch, dass solche Fehler keine Prärogative despotischer Willkür sind, sondern eben so oft in republikanisch oder parlamentarisch regierten Staaten begangen werden. [1]) Noch Eines ist zu beachten. Das Schutzzollsystem eines Colbert findet gegenwärtig wenig Anklang, und dennoch eröffnete es unstreitig dem Verkehre und der Arbeit so viele neue Bahnen, dass die französische Industrie bald europäische Berühmtheit erlangte. Unter solchen Umständen war auch das „Elend" nicht so arg; das Volk vegetirte nicht, es lebte. Heinrich's IV. weise Sparsamkeit begünstigte Handel, Verkehr und Ackerbau, verbesserte die Communicationen, überholte das Postwesen aller Nachbarstaaten durch das System der Relais, schützte die Industrie, hatte nur 20,000 Mann stehendes Heer, und doch war er der schlagfertigste Monarch seiner Zeit. Man darf ruhig das jetzt meist überwundene Schutzzoll-System dem Mercantil-System als ansehnlichen Fortschritt gegenüberstellen. Noch eine andere Lehre ertheilt aber die Geschichte. Die Unsittlichkeit Heinrich IV., Sully's schnöder Geiz hinderten Beide nicht, die Würde der Staatsaufgaben zu durchschauen, den grossen Culturzwecken aller gesitteten Gemeinwesen zu dienen. Ihr Schaffen und Walten in jedem Zweige des Herrscheramtes bleibt ein Musterbeispiel für die Staatsmänner aller Zeiten, [2]) und es ist eine durchaus müssige Frage, ob etwa ein ehrbares, tugendsames Parlament mehr geleistet hätte. Ich habe schon einmal betont, dass der private Lebenswandel der Monarchen in der Cultur der fortgeschritteneren Völker von untergeordnetem Einflusse ist. Die Chronique scandaleuse möge sich an den Maitressengeschichten der Höfe im XVII. und XVIII. Jahrhundert ergötzen, der ernste Culturforscher wird wohl thun, ihren Einfluss nicht zu übertreiben.

Zahlreiche Beispiele sprechen dafür, dass manche Wandlungen im socialen Leben sich völlig unabhängig vom Absolutismus, ja selbst gegen seine Gebote vollzogen. Ich will auf einige verweisen; zunächst auf die Frauenarbeit in Deutschland. [3]) Allerdings gab es in

---

1) Dahin gehört z. B. das Festhalten am Schutzzollsysteme in den Vereinigten Staaten und die Rückkehr zu protectionistischen Tendenzen im republikanischen Frankreich, nachdem das zweite Kaiserreich eine ebenso erleuchtete als liberale Handelspolitik eingeschlagen hatte.

2) Vgl. darüber den II. Bd. von M. Philippson's *„Heinrich IV. und Philipp III."*

3) Siehe: Dr. Fried. Wilh. Stahl. *Das deutsche Handwerk.* I. Bd. Giessen 1874 8° S. 64 ff.

Deutschland nicht allgemein so ausschliesslich weibliche Handwerke wie in Paris im XIII. und XIV. Jahrhundert, wo die Seidenspinnereien mit grossen und kleinen Spindeln, die Seidenweberinnen, die Weberinnen seidener Kopfbedeckungen für Damen Meisterinnen und Zunftvorsteherinnen hatten. Aber in Köln kommen noch im XIV. Jahrhunderte die Handwerke der Garnzieherinnen und der Goldspinnerinnen vor, welche blos von Frauen geführt wurden. Es waren im Allgemeinen Handwerke den Frauen offen, welche den weiblichen Kräften und Fähigkeiten besonders entsprechen, also Schneider, Weber, Beutelmacher, Bernsteindreher (Paternostermacher) Gürtler etc.; sie hatten im XIV. Jahrhundert neben Meistern Meisterinnen, neben Gesellen Mägde, neben Lehrlingen Lehrjungfrauen. Mit dem Ende des XVI. Jahrhunderts mehren sich die Bestrebungen der Meister und Gesellen, die Handwerksarbeit zum Monopole des männlichen Geschlechts allein zu erheben und die Frauen im günstigsten Falle auf Näharbeit zu beschränken. Diese Bestrebungen bezogen sich nicht blos auf fremde Frauen, sondern waren selbst gegen Handwerksangehörige, Meistersfrauen und Töchter, gerichtet. Eine Zeit lang leisteten die Behörden, d. h. die Organe der Fürstenmacht, wenigstens zu Gunsten der Meistersfrauen Widerstand, dann erlagen sie endlich der allgemeinen Strömung. Im XVIII. Jahrhundert sind die Frauen gesetzlich von den Handwerken ausgeschlossen; und zwar nicht nur in den Duodezstaaten der kleinen Fürsten, sondern auch in den von keinem Absolutismus gequälten freien Städten.

Auffallender, weil alle Kreise berührend, ist die Geschichte des Tabakrauchens.[1]) Diese Sitte ist ein abermaliger Beweis, dass der Culturmensch beim Contacte mit roheren Völkern die Gewohnheiten der letzteren annimmt. In Amerika war das Rauchen allgemein üblich; die Spanier fanden bald Gefallen daran und verbreiteten den Tabak nach Portugal und ihren übrigen Colonien; dann kam die Pflanze nach Frankreich und 1565 nach Deutschland und Italien; die Engländer lernten den Tabak in Virginien kennen, brachten ihn nach Holland und im XVII. Jahrhunderte gelangte er nach Schweden und Norwegen, Russland, der Türkei, Persien, ganz Asien bis nach China und heute ist er selbst zum Lebensgenusse der Südseeinsulaner geworden. Bekanntlich stiess diese Sitte oder Unsitte des Rauchens anfangs auf den heftigsten Widerspruch sowohl bei weltlichen als geistlichen Despoten; weltliche und geistliche Strafen wurden über Raucher und Schnupfer verhängt; auch die republikanische Schweiz stand in gerichtlichen Verfolgungen der Raucher nicht zurück. In Bern wurde das Tabakrauchen zu den grössten Verbrechen gezählt und ein eigenes Tabaksgericht niedergesetzt. Allgemein betrachtete man es als das grösste Laster. Ist nun der Tabak dem menschlichen Orga-

---

1) Siehe Tiedemann. *Geschichte des Tabaks.* Frankfurt a. M. 1854 8⁰.

nismus nicht so schädlich, wie dessen Feinde behaupten, so ist doch sein Genuss im Allgemeinen nicht zuträglich, und die absoluten und andere Machthaber hatten eher Recht als Unrecht, ihn zu verbieten, wenn auch viele ihrer sonstigen Gründe hiezu uns lächerlich erscheinen. Wie wenig sie durchsetzten, zeigt die allgemeine Sitte des Rauchens, welche schliesslich die Fürsten selbst ergriff und kürzlich in Oesterreich seit ihrem zweihundertjährigen Bestehen die erste Milliarde Gulden Gewinn der Regierung eingetragen hat. Und hätte während der ganzen zweihundertjährigen Epoche diese Sitte die gleiche Verbreitung gehabt wie heute, so wäre der Gewinn der Staatsverwaltung etwa zwölfmal so gross gewesen. Da nun eine Milliarde Gewinn beiläufig zwei Milliarden Verbrauch bedeutet, die buchstäblich in Rauch aufgingen, so kostete dem österreichischen Volke die Rauchleidenschaft bisher genau den Betrag der französischen Kriegsentschädigung. Von solcher vom Volke selbst begangenen Verschwendung pflegt man indess zu schweigen.

Ein drittes Beispiel bietet die Geschichte der Kartoffel, welche trotz ihres geringen Nährwerthes ein wichtiges Nahrungsmittel geworden ist und mächtig zu jener Vermehrung der Menschheit beigetragen hat, ohne welche die Civilisation nicht ihre heutige Höhe erreicht hätte. Hier trat umgekehrt der Fall ein, dass das Volk gegen die Einführung des fremden Gewächses die längste Zeit heftige Opposition machte und sich um die Weisungen der Behörden gar nicht kümmerte, denn der Kartoffelbau in Europa ist noch ziemlich jung. Die unerwiesene und auch unerweisliche Sage feiert den grossen Corsaren Francis Drake als Wohlthäter der Menschheit, weil er angeblich die Frucht aus Amerika gebracht haben soll. Sicher ist nur, dass die Kartoffel aus Peru und Chile, ihrem eigentlichen Vaterlande, um die Mitte des XVI. Jahrhunderts durch Spanier und Portugiesen, auf die pyrenäische Halbinsel gekommen ist; von den Namen der Personen, die sie mitbrachten, ist nichts bekannt geworden. Dort hat man die Pflanzen nicht sehr enthusiastisch aufgenommen; ihr Anbau erfordert viel mehr Arbeit, als dem trägen Spanier lieb ist, und sie gehört auch heute noch zu den Seltenheiten in diesem Lande. Von Spanien verbreitete sie sich nur sehr langsam nach dem übrigen Europa und die ganze Erde, allein erst seit den letzten hundert Jahren. Der Bauer fürchtet sich ja vor allem, was neu aussieht, und die Priester eiferten gegen die „Teufelswurzel“, von der sie keinen Zehent zu fordern hatten. Mit zähem Vorurtheile sträubte sich der Bauer hartnäckig gegen den Anbau des Gewächses, welches er als eine gottlose Neuerung betrachtete, je mehr es ihm die Weisheit der Obrigkeit aufdrang. Sogar die Berliner sträuben sich zehn Jahre lang sie zu essen; 1740 wird die Kartoffel in Pommern bekannt. Dort wie in der Mark und in Schlesien muss die Regierung ihren Anbau erzwingen. Der alte

Fritz musste die Widerspenstigen durch Dragoner massregeln und allerlei Kniffe und Pfiffe anwenden, um die Frucht einzubürgern. Nicht besser ging es in Frankreich. Der Bürger Parmentier liess es sich viele Mühe, Zeit und Geld kosten, um die Landleute zum Kartoffelbau zu bewegen, er schrieb Bücher und hielt Reden, um seinen Zweck zu erreichen; es fruchtete Alles nicht, die Leute bildeten sich nun einmal ein, die Frucht sei ungeniessbar und kaum für die Schweine zu gebrauchen. Da griff er zu einer List. Er liess so viel Land um Paris, als er bekommen konnte, mit Kartoffeln bepflanzen. Kein Landwirth erhielt eine Knolle mehr. Als die Erntezeit kam, stellte er scharf bewaffnete Feldhüter an, und liess überall bekannt machen, Niemand solle bei schwerer Strafe sich unterfangen, eine Kartoffelpflanze auf diesen Feldern anzurühren oder gar eine Knolle zu entwenden. Dieselbe sei nur für die Tafel des Königs und des hohen Adels, nicht für gemeine Leute bestimmt. Das zog. Die Feldhüter wachten zwar bei Tage, schliefen aber bei Nacht. Neugierig und neidisch schlichen die Landleute heran. Warum sollten blos die Vornehmen etwas Gutes geniessen? und warum sollten sie schlechter sein? Also kamen immer mehr und mehr, um sich in den Besitz der verbotenen Früchte zu setzen und so viel sie konnten, davon zu stehlen, und siehe da, wie prächtig schmeckte die verbotene Frucht, die „königlichen Kartoffeln". Was Parmentier wünschte, war nun erreicht; die aufgenöthigte Wohlthat hatte man verschmäht, des erstohlenen Gutes freute man sich und hegte und pflegte es als etwas Kostbares. [1])

Ganz ausserordentlichen Aufschwung nahm im XVII. und XVIII. Jahrhunderte der Handel, der allerorts mit der Hebung der Industrie gleichen Schritt hielt. Nur in Spanien bewirkte die Austreibung der Mauren ihren Verfall. Die Politik des h. Stuhles war den Gewaltmassregeln gegen diese heimlichen Anhänger des Islâm die längste Zeit abhold, empfahl vielmehr Mittel der Güte, Schonung, Belehrung und Ueberredung; die Härte der Inquisition schien den Päpsten ganz ungeeignet und noch 1606, nur drei Jahre vor der königlichen Austreibungsordre, wurden ihre Anträge von Paul V. abgewiesen. Die Verjagung der fleissigen Fremdlinge ist also der Spanier eigenstes Werk. Man berechnet die Zahl der Vertriebenen auf 435,000 und den dadurch verursachten Capitalsverlust auf 72 Millionen Reichsmark nach jetzigem Geldwerth. [2]) Ausserhalb Spaniens gediehen indess Handel und Gewerbe, besonders in dem kleinen Holland, welches zuerst auch der Freiheit des Handels Bahn brach. Die vollkommene Toleranz, die Freiheit in Religion, Politik

1) *Untersuchungen über die Kartoffel.* (*Ausland* 1873 No. 13 S. 251—254.)

2) Siehe darüber Ausführliches im II. Bde. von Philippson's: *Heinrich IV. und Philipp III.*

und Handel trugen wesentlich zur Blüthe dieses tapferen Volkes bei, welches binnen Kurzem die Meere beherrschte. Nach dem Wahlspruche *virtus post nummos* aber, dem stets alle Krämerfreistaaten huldigten, hütete sich Holland wohl, die Freihandelspolitik auf sein eigenes Colonialsystem anzuwenden, welches vielmehr, so weit es den ostindischen Archipel betrifft, ein streng prohibitives, monopolisirendes war.[1]) Im Namen der Handelsfreiheit focht gleichwohl die für das Mercantilsystem eintretende neidische englische Commonwealth Cromwell's, dessen prohibitive Navigationsacte auch den Grund zur Grösse der britischen Marine legte.

Die Ausbildung des Creditwesens, gefördert durch die allenthalben erstehenden Banken, führte zu der bis dahin unbekannten Erscheinung der Handelkrisen, zu welchen auch die in Holland wüthende Tulpenmanie (1634—1638) zu zählen ist. Die Verheerungen solcher Krisen sind für den Wohlstand der Völker viel vernichtender als blutige Kriege, wie die Ereignisse des Jahres 1873 neuerdings klar erwiesen haben. Dennoch sind sie, gleich den Kriegen, so nothwendig sich wiederholend, wie die Gewitter, und auch ihre Wirkung, die Atmosphäre zu reinigen, ist bei beiden die nämliche. Diese Handelskrisen, so erschütternd und verderblich, sind endlich an sich ein unfehlbares Wahrzeichen hohen Culturaufschwunges, denn es liegt in ihrem Wesen, dass sie nur dort auftreten, wo der persönliche und der Staatscredit in seiner vollen Entwicklung begriffen ist.[2]) Ein Gleiches gilt von den privilegirten Handelsgesellschaften, ein Product der Colonialpolitik, denen sich allmählig ein kaum von der Gegenwart übertroffener Schwindel zugesellte, gegen welchen auch die freisinnigsten Institutionen keinen Schutz boten. Im freiheitlichen England blühte derselbe genau so, wie im despotischen Frankreich, und die seitherigen Erfahrungen berechtigen auch keineswegs, den französischen Nationalcharakter der Neigung zu schwindelhaften Unternehmungen und der abenteuerlichen Leidenschaft schnell reich zu werden, zu zeihen.[3]) Vielmehr wollen wir uns gegenwärtig halten, dass die Früchte der steigenden Gesittung nicht immer süss, oft auch herbe und bitter schmecken.

---

1) Ueber die enormen Vortheile, welche Holland aus seinem Colonialsystem zog, siehe meine Schrift: *Ueber Colonien und über die holländischen Niederlassungen in Ostindien.* Wien und Amsterdam 1871 8⁰.

2) M. Wirth. A. a. O. S. 105. Ausführliches siehe in dessen *„Geschichte der Handelskrisen."* Frankfurt a/M. 1874. 8⁰ 2. Aufl.

3) Wie dies M. Wirth, *Grüdzüge der Nationalökonomie.* I. Bd. S. 111 thut.

Bewegung der geistigen Cultur.

Sieht man von der Gegenwart ab, so hat der menschliche Geist in keiner Epoche der Geschichte sich reicher entfaltet, als in der zwischen Renaissance und französischer Revolution liegenden Periode der unbeschränkten Fürstenmacht. Die Errungenschaften jener Zeit haben wesentlich die Triumphe der jüngsten Gegenwart vorbereitet. Ich verwahre mich gegen die Ansicht, als ob der Absolutismus etwa diesen Aufschwung begünstiget hätte, wie von mancher Seite verbreitet wird, indem man gerne auf die Unterstützung hinweist, welche viele Herrscher den Wissenschaften und Künsten angedeihen liessen. Eben so wenig kann man der entgegengesetzten Meinung beipflichten, wonach die Bevormundung der Wissensentfaltung abträglich gewesen wäre. [1]) Jene, denen Bevormundung, weil Beschränkung der Freiheit bedeutend, an sich zuwider ist, vergessen, dass sie wie im privaten so im Völkerleben seine tiefe Berechtigung hat; der Entwicklung hinderlich wird die Bevormundung erst dann, wenn ihr die Individuen entwachsen sind, ihrer nicht mehr bedürfen; diesen Nachweis für die Völker Europa's im XVII. und XVIII. Jahrhunderte zu führen, dürfte aber schwerlich gelingen. Das Zusammenfallen hoher Geistesthätigkeit mit der Periode der Bevormundung beweist jedenfalls so viel, dass diese kein Hinderniss war.

Ohne auf Details einzugehen, wozu es an Raum fehlt, darf man constatiren, dass auch der in Rede stehende Zeitabschnitt eine neue Bestätigung des Gesetzes ist, demzufolge die Kunst der Wissenschaft weicht. Auf die prangende Blüthe der Renaissance folgte fast allerwärts und auf allen Gebieten die Ausartung des Styls, der Barockstyl in der italienischen, das Rococco in der französischen Architectur. Ein gleich übertriebenes Streben nach effectvoller Darstellung machte sich in der Plastik geltend, während der Verfall der am spätesten entwickelten Malerei auch am spätesten eintrat. Letztere fand noch eine vielseitige, ausgedehnte Pflege zur Zeit als Bernini seine berüchtigten „Eselsohren“ dem c assischen Pantheon in Rom anklebte; im XVII. Jahrhunderte sonderten sich Historienmalerei, Genrebild, Landschaft, Thierstück und Stillleben als selbständige Gattungen ab, erst im nächstfolgenden Jahrhunderte brach der Verfall auch dieser Kunst herein.

Innerhalb der so skizzirten allgemeinen Bewegung der Kunstentwicklung lässt sich wieder ihre strenge Abhängigkeit von dem jeweiligen Culturstadium der einzelnen Völker verfolgen. Denn so wie heute standen zu allen Zeiten die verschiedenen Nationen auf sehr verschiedenen, durch ihre ethnischen Anlagen beherrschten Culturstufen. Wie schon mehrfach erwähnt, war der Süden dem Norden

---

1) Wie z. B. Buckle sich nachzuweisen bemüht.

an Bildung reichlich überlegen; demgemäss musste auch der Kunstverfall im Süden beginnen. In der That knüpft reissend schneller Verfall in Italien unmittelbar an die grössten Meister an und breitet sich bereits in Raphaels eigener Schule aus;[1]) solcher Verfall blieb dagegen dem weniger hoch gestiegenen Deutschland erspart. Allerdings stellte sich im XVII. Jahrhunderte, wenigstens in der Malerei, eine Art von Nachblüthe in Italien ein, als „Wiederherstellung des guten Geschmacks“ bekannt und angeblich in zwei Hauptrichtungen, einer eklektischen und einer naturalistischen sich äussernd, ohne jedoch den völligen Rückzug der Kunst aufhalten zu können. In dem weniger fortgeschrittenen Spanien und den Niederlanden bezeichnet dagegen das XVII. Jahrhundert die Blüthe der Malerei und reichste Kunstentfaltung. Diese schwand in Holland aber dahin als im XVIII. Jahrhunderte dieses kleine Land seine höchsten wissenschaftlichen Triumphe feierte.

Den gleichen Gang schlug die literarische Entwicklung der europäischen Völker ein. In und am Schlusse der Renaissance-Periode sehen wir das poetische Schaffen in emsiger Thätigkeit. Wenn irgendwo, so führt die Literaturgeschichte Italiens den Beweis, dass die Sonne der Fürstengunst die Blüthen der Poesie nicht versenge; nirgends entfaltete sie sich reicher als an den Höfen des Hauses Este zu Ferrara und der prunkliebenden Mediceer zu Florenz. Ariosto und Tasso funkeln am Horizonte jener Zeit. Nach vielfachen Abschwächungen ist das XVII. Jahrhundert für Italien die Verfallsperiode auch der Poesie, wie der durch die blendenden Jesuitenkirchen charakterisirten Architectur, Plastik und Malerei. Dagegen beginnt eben mit Anbruch des XVII. Jahrhunderts die Musik — wie ich gezeigt, die letzte in der Entwicklungsreihe der Künste — die erste Stelle im Kunstleben Italien's einzunehmen und die Oper wurde demnach ebenso eifrig gepflegt als vom Publicum leidenschaftlich bevorzugt. Mit dem Kunstverfalle hielt aber die ernste Wissenschaft ihren Einzug. Im XVII. und XVIII. Jahrhunderte leben Forscher von dem Range eines Marcello Malpighi, Redi, Fabricius ab Aquapendente, Spallanzani, Volta u. A. m. Auch in Spanien fällt die Blüthe der Literatur in die Epoche des Despotismus eines Karl V. und späterhin der grausamen kirchlichen Tyrannei, welche den Aufschwung der poetischen Nationalliteratur eher gefördert als gehemmt hat. Ihr goldenes Zeitalter ist aber wie jenes der Kunst das XVII. Jahrhundert, welchem ein rascher Verfall folgte. So rückt Spanien in allen Dingen Italien etwa um ein Jahrhundert nach.

---

1) A. Woltmann. A. a. O. S. 207. „Dieser italienische Manierismus ist ein Erzeugniss der dortigen Aeusserlichkeit der Bildung, die oft den Schein für das Wesen nahm, die geistige Befreiung nicht zugleich zur sittlichen werden liess.“ Was mit der „sittlichen Befreiung“ gemeint sein soll, ist mir unerfindlich.

Die Wende des XVI. zum XVII. Jahrhunderte bezeichnet das Uebergewicht Frankreich's auf geistigem wie auf politischem Felde; eine Abhängigkeit des ersteren vom letzteren besteht in der Regel jedoch nicht, wie das Beispiel Spanien's lehrt, wo der Verfall des Staates längst begonnen hatte, als das vielseitige Genie eines Calderon die Herrschaft der spanischen Bühne aus Lope's Händen übernahm. In Frankreich allerdings lebte die Poesie im strengen Banne der Hofkreise, welche eine Nationalliteratur nicht aufkommen liessen. Ohne ein Urtheil über den poetischen Werth der französischen Dichtkunst im Zeitalter Ludwig XIV. zu wagen, darf man dieselbe doch als ein Product der Gelehrsamkeit, nicht des Nationalgeistes auffassen. Die französische Nationaldichtung war mit den nordfranzösischen Trouvères und der nordfranzösischen Epik ausgeklungen und die sogenannte classische Periode der Poesie mahnt lebhaft an die Literatur der alexandrinischen Griechen. Diese Thatsache ist ein unfehlbarer Fingerzeig, dass das Wissen in Frankreich eine höhere Stufe als in den Nachbarländern erreicht hatte, denn die Höhe der nationalen Dichtkunst schreitet der Wissenshöhe voran. Und in der That, weil in Frankreich das meiste Wissen aufgespeichert war, fiel ihm einerseits die politische Leitung Europa's zu, verlor andererseits die Poesie den nationalen Boden. Frankreich trat als vermittelndes Glied an die Spitze der romanischen Völker, von welchen die Cultur, dort so lange gepflegt, nunmehr den germanischen Nationen sich zuwandte. Die auch ethnisch den Uebergang von den Romanen zu den Germanen darstellenden Franzosen rückten so zu sagen naturgemäss in diese neue Stellung ein.

Die Uebersiedlung der Cultur aus dem Süden nach dem Norden Europa's vollzog sich natürlich nur langsam, so langsam, dass sie erst jetzt vollbracht erscheint. Die Romanen hatten vor den Germanen mehrere Jahrhunderte nationalen Lebens voraus, und da Völker wie Individuen altern, war der bei ihnen eintretende Stillstand ein Ergebniss der Zeit selbst. Aeltere Organismen functioniren nicht mehr mit gleicher Lebhaftigkeit wie früher, die Kräfte lassen nach und räumen das Feld dem jüngeren, hier zuerst dem französischen, dann dem germanischen Nachwuchse. Der Culturunterschied zwischen Beiden war ein sehr beträchtlicher. Italien war geistig im Jahre 1400 so weit vorgeschritten, wie England 1500; Paris zeigt eine sechsfache Ueberlegenheit über London, die in den nächsten Jahren noch auffälliger wird. Seine Universität war eine der ältesten, älter als die englischen und deutschen, denen sie zum Muster diente. So reicht Galilei, der Erfinder des Fernrohres, in der ersten Hälfte des XVII. Jahrhunderts über Descartes und Gassendi, der das vollendetste materialistische System des Alterthums, jenes Epikur's, wieder an's Licht zog und den Zeitverhältnissen gemäss umbildete, dem späteren Newton, dem Entdecker der Gravita-

tionsgesetze, die Hand. In Frankreich war es auch, wo der Zeitgenosse dieser Männer, der Engländer Thomas Hobbes, die Anregung zu seiner philosophischen Thätigkeit empfing. Pascal und Mersenne pflegen die mathematischen Wissenschaften. Zwar will man behaupten, dass mit dem protectionistischen Geiste Ludwig XIV. eine allgemeine rückläufige Bewegung in jedem Kunst- und Wissenszweige eintrat, und die Entdeckungen und Arbeiten der genannten Männer in die Zeit fallen, bevor Ludwig's System der Gönnerschaften seine Wirksamkeit äusserte, dass die Productionskraft der Franzosen dahinschwand,[1]) dass beim Tode des grossen Eroberers Frankreich den entschiedensten Mangel an originalen Köpfen aufwies. Dieser Behauptung stehen indess einige schwerwiegende Thatsachen entgegen. So ward Tournefort, dessen epochemachendes System in der Botanik erst durch die vorzüglicheren Leistungen Linné's verdrängt werden konnte, 14 Jahre nach Ludwig XIV. geboren, der ihn um 7 Jahre überlebte und in dessen Regierungszeit dennoch das ganze Wirken dieses Mannes fällt. Tournefort's grosser Schüler Vaillant war aber gar erst 1669 geboren und starb 1722, und der noch bedeutendere Bernard de Jussieu ward 1699, der bekannte Physiker Reaumur[2]) 1683 geboren. Schon 1706 war Letzterer Mitglied der Akademie der Wissenschaften; 1684, also 23 Jahre nach Ludwig's selbständigem Regierungsantritt, starb der Physiker Mariotte, 1669 fand Pierre Picard's Messung einer Reihe von Dreiecken von Malvoisine bis Amiens statt, womit der Grund zu den trigonometrischen Landesvermessungen gelegt war. Sauveur (1653—1716) bestimmte die Schwingungszahl der Tonwellen zuerst mit ziemlicher Genauigkeit; über die Ausdehnung der Luftarten stammt die älteste Bestimmung von Amontons (1663—1705), der hiebei das Luftthermometer erfand; auch das Leben Papin's (1647 bis etwa 1714) fällt ganz in Ludwig XIV. Regierungsperiode. Diese Beispiele liessen sich bei tieferem Eindringen wohl vermehren, genügen jedoch, um zu zeigen, dass die Behauptung Buckle's der Genauigkeit entbehrt. Und dass auf den scheinbaren Glanz nicht unmittelbar plötzlicher Untergang folgte, lehrt die Zeit der Regentschaft und Ludwig XV., welche die

---

1) Dies versucht Buckle, *Geschichte der Civilisation.* I. Bd. 2. Abth. S. 169—176. Hat sich die Hochgläubigkeit dieses Buches, besonders in England, heute schon gewaltig abgekühlt, so leistet die kürzliche Veröffentlichung der nachgelassenen Schriften Buckle's in dieser Beziehung noch ungemein Ernüchterndes. Sein *Common-place*-book beweist, dass er selten nur aus eigentlichen Quellen schöpfte, sondern zumeist aus zweiter Hand, aus compilirten, ja vom Standpunkte strenger Forschung als oberflächlich zu bezeichnenden Werken compilirte. Bei seinen Studien über das Mittelalter bemerkt er: „Durchschnittlich dürften acht Tage für die Geschichte jedes Landes hinreichen" id est jeder europäischen Nation im Mittelalter. Also nach nur achttägigem Studium hielt er sich für berechtigt, über die mittelalterliche Culturentwicklung eines Volkes zu urtheilen.

2) Reaumur schrieb seinen Namen ohne *é*; Réaumur ist wohl nur eine Erfindung Voltaire's.

Blüthe der französischen Aufklärung erfasste. Ich müsste eine lange Liste von wohlbekannten Namen aufzählen, um die Bedeutung dieser Epoche zu illustriren. Die schöne Literatur, die Poesie und die Künste, die waren freilich seit der zweiten Hälfte der Ludwig'schen Regierung dahingegangen, dafür aber die Wissenschaft an deren Stelle getreten. Erinnern wir uns auch der gewöhnlich verkannten hohen Verdienste Frankreichs um die Erdkunde; die *voyages faits par ordre du Roi* haben unendlich zur räumlichen Erweiterung unserer Kenntnisse beigetragen, wie denn auch schon früher den Franzosen die Ehre der ersten Entdeckung Australien's zufällt. 1) Unter den übrigen Wissenszweigen finden die Naturwissenschaften hervorragende Pflege und an sie knüpfen in Frankreich die den Resultaten der modernen Wissenschaft so nahe kommenden Encyclopädisten an, während in England und Deutschland das Freidenkerthum im Allgemeinen über den Deismus nicht hinauskam. Der atheistischen Richtung Diderot's huldigten allerdings nicht die zwei gefeierten Grössen der französischen Philosophie, Voltaire und Rousseau; ersterer hielt bei aller Bekämpfung der Kirche fest an der Persönlichkeit Gottes und an der persönlichen Unsterblichkeit, letzterer repräsentirt die Reaction gegen die materialistischen Lehren und verliert sich ebenfalls in glaubensvollem Idealismus. So vielfach diese beiden Männer und ihre Anhänger sich um die Aufklärung bemühten, so blieben sie doch in den Banden des Glaubens gefangen; ihr Einfluss auf die spätere französische Revolution ist daher gewiss überschätzt worden.

Neben den Franzosen sind es die Engländer, Holländer und Deutschen, die mit rüstigem Schritte das Gebiet der Aufklärung betreten. In England und Holland zeitigt die Renaissance eine nationale Literatur, welche wieder der Wissenschaft vorangeht. Auf Shakespeare, den Unerreichten, folgt der Dichter des englischen Puritanerthum's, Milton, letzterer nur mehr durch die hochgehenden Wogen des Religionskampfes möglich; nach ihm beginnt der Verfall der Literatur und der gleichzeitige Aufschwung der Wissenschaft. Im Jahre 1682, acht Jahre nach Milton's Tode, wird die Royal Society eröffnet. Genau das Nämliche findet in den Niederlanden statt. Die Dichterfürsten der Holländer, Hoofd, Vondel, Cats blühen zugleich mit den grossen Sternen ihrer Malerei, Rembrandt, Helst, van de Velde, Potter, hauptsächlich im XVII. Jahrhunderte, dessen Ausgang den Verfall der holländischen Literatur und Kunst bezeichnet, während das XVIII. sich auch bei ihnen durch wissenschaftliche Leistungen ersten Ranges hervorthut. Begünstigt durch ihre maritime Lage hoben sich Briten und Niederländer zu einer höheren Culturstufe empor, früher als die Deutschen, deren wissen-

1) Siehe Petermann's „*Geographische Mittheilungen*“ 1873 No. I. S. 4—6.

schaftliche Periode mit Leibniz anhebt. Die Reformation und Renaissance riefen auch in Deutschland eine volksthümliche Poesie in's Leben, die sich am besten in Hans Sachs verkörpert, die Blüthezeit des Meistersanges. Darin sind aber wieder alle Urtheile einig, dass die deutsche Dichtung, als die deutsche Wissenschaft durch Pufendorf und Leibniz eine achtungswerthe Stellung einzunehmen begann, erbärmlich war und werthlos. Die vielgetadelte Hofpoesie der Franzosen erwies sich so sehr als ein Product der allgemeinen Cultur, passte so trefflich in ihr Zeitalter hinein, dass sie in England, Holland und selbst in Deutschland Nachahmung fand und allerorts den Literaturverfall einleitete.

Ueberschauen wir die wissenschaftlichen Leistungen der Germanen in dieser Frist, so sehen wir sie mit raschen Schritten sich den Italienern und Franzosen an die Seite stellen. Unzählig sind die Leistungen aller Culturvölker auf dem Gebiete wissenschaftlicher Forschung, unter welcher der kirchliche Versuch, die geocentrische Lehre zu erzwingen, zusammenbrach. Die Erfindung des Telescops und die Begründung der physischen Astronomie vollendeten den Sturz der kirchlichen Vorstellung. Den europäischen Fortschritt in der Erwerbung exacten Wissens zu schildern, überschreitet den diesen Blättern gesteckten Rahmen; er erstreckte sich auf fast alle Zweige der Naturkenntniss, der Physik, Meteorologie, Chemie, der Erd- und Himmelskunde. Die Verbesserung der physikalischen Instrumente gestattete die Akustik, die Optik, die Lehre von der Wärme, der Electricität und vom Magnetismus auszubilden, die Maschinen in die Industrie einzuführen, und noch ehe die französische Revolution zum Ausbruche kam, hatte Watt seine Dampfmaschine in Gang gebracht und Arkwright seine Baumwollspinnmaschine aufgestellt. So viele wissenschaftliche Erkenntniss konnte natürlich nur der Geist der Forschung oder Skepsis erringen, der zugleich die Grundlagen der Religion, den Glauben, und mit ihm auch die weltliche Autorität erschüttern musste. Dennoch blieb von der Feststellung der Lehre, dass das Universum unter der Herrschaft mathematischer und daher nothwendiger Gesetze stehe, bis zu jener, welche die anthropocentrischen Vorstellungen beseitigt und den Menschen auf seine wahre Stellung und Nichtigkeit im Universum verweist, noch ein weiter Schritt, der selbst heute noch nicht völlig gethan ist. Schon *wussten* Einige darum, die Menge der Gebildeten hegte aber mit inniger Vorliebe den anthropocentrischen Wahn, und sie hegt ihn theilweise noch. Man erhob sich wider den gemeinen Kirchenglauben und übersah, dass *jeder* Glaube über Bord zu werfen sei. In dieser Erkenntniss schritten Franzosen und Engländer den am Ideale hangenden Deutschen voran. Hobbes, der consequenteste von allen Materialisten, war der Vorläufer jener Reihe von Männern, welche in den französischen Encyclopädisten ausliefen. In England, dem

classischen Lande des Dualismus und religiösen Glaubens, trat dieses Gemenge von germanischem Forschungsgeist und Idealismus in einen Bund zwischen dem naturwissenschaftlichen Materialismus und dem religiösen Glauben, während die französische Skepsis, diese grosse Befreierin der Menschheit nicht nur von geistlichen, sondern auch von geistigen Banden, die materialistische Weltanschauung in ein System mit demokratischen Tendenzen ausbaute und erweiterte. Dem gegenüber erscheint die Leibniz'sche Philosophie als ein Versuch, den Materialismus zu überwinden, ein Versuch, erfolglos wie er immer bleibt, der mit der tieferen Culturstufe des Volkes im Einklange stand. Wohl gewahrten seit Ende des XVII. Jahrhunderts heller blickende Männer in Deutschland, wie weit man hinter den anderen Nationen zurückgeblieben sei, der Idealismus, der einen wesentlichen Zug des deutschen Charakters ausmacht, sich bald in einem Ringen nach Freiheit, geistigem Fortschritt und nationaler Selbständigkeit äussernd, verdrängte schliesslich die nüchternen Wahrheiten der materialistischen Lehren. [1]) So stand denn, gestiegen wie jedes der drei Culturvölker war, Frankreich an der Spitze, Deutschland am Fusse der culturellen Stufenleiter.

Die französische Revolution.

„Wie in der physischen Welt der Wille des Einzelnen an tausend Bedingungen und Verhältnissen, welche bestimmt und unwandelbar gegeben sind, und die wir als die ewig waltenden Naturgesetze anerkennen, seine Schranken findet, so findet in der geschichtlichen Welt die Freiheit und die Macht der Individuen wie der Parteien an nicht minder bestimmt gegebenen Bedingungen, an nicht minder unwandelbar waltenden Gesetzen, die nothwendige und wohlthätige Schranke. Kein denkender Kopf kann sich der Erkenntniss entziehen, dass der Fortschritt der Civilisation mit eherner Consequenz seinen Gang nimmt; seine Logik ist unerbittlich, unaufhalt- und unabwendbar. Dem Fusse des Riesen können Hindernisse entgegengethürmt werden, sein gewaltiger Tritt tritt die Hindernisse nieder, sobald die Systeme und Maximen, die Institutionen und Einrichtungen, welche als Barrikaden dienen sollten gegen den Genius des Zeitalters, der Bildungsstufe und dem Culturgrad zuwider sind, welche in der Gesellschaftssphäre bereits gewonnen wurden, in der eine Minorität die vermeinten Schutzwehren erbaute. Man durchblättere die Geschichte der Staaten und Völker: die gewaltsamen Revolutionen wie die friedlichen Reformen werden den eben vorgetragenen Satz in evidenter Weise illustriren.“ [2]) Auch die grösste aller socialen

1) Lange. A. a. O. S. 234—409.
2) D. F. Strauss in seinem „*Julian*.“

und politischen Umwälzungen, die sogenannte französische Revolution, bietet hiefür einen sprechenden Beleg.

Der Zustand Europa's vor Ausbruch der grossen Katastrophe war ziemlich der schon geschilderte. Der Absolutismus herrschte mehr oder minder überall mit seinen nachtheiligen und wohlthätigen Folgen; die sich immer mehr Bahn brechende Aufklärung war indessen bis an die Stufen der Throne gestiegen und hatte dort den erleuchteten Despotismus gezeitigt, unter dessen Druck eine freiere geistige Entfaltung möglich war. Es ist freilich leicht, diese kleine Errungenschaft als völlig unzureichend mitleidig zu belächeln, in der Geschichte der Entwicklung bezeichnet der erleuchtete Despotismus dennoch unzweifelhaft einen namhaften Fortschritt. Friedrich II. von Preussen, Maria Theresia und Joseph II. von Oesterreich, dann Ludwig XVI. von Frankreich repräsentiren Fürsten einer neuen Ideenordnung; sie waren sich bewusst geworden, dass es ihre Pflicht sei, für das Wohl ihrer Völker zu sorgen. Ihre Auffassung dieses Wohles und die Wahl der hiezu nöthigen Mittel mag heute der Kritik unterliegen, an der Thatsache selbst ist kein Zweifel zulässig. In den grossen Kämpfen zwischen Oesterreich und dem emporkommenden Preussenkönige standen die Völker, wie die Literatur jener Periode beweist, im Allgemeinen hinter ihren Fürsten. Mit Ende des XVI. Jahrhunderts begann nämlich die öffentliche Meinung in Europa ganz leise eine Macht zu werden, der sich auch die Herrscher nimmer völlig zu entziehen vermochten. Wohl unterstützte die Presse,[1]) deren Anfänge in's XVI. Jahrhundert zurückreichen, die öffentliche Meinung noch kaum, wohl galt noch vielfach der uralte Grundsatz „Gewalt geht vor Recht", dennoch waren die Beziehungen zwischen Fürst und Volk engere geworden. Als Friedrich II. eine Aera von Eroberungskriegen eröffnete, ahnte instinctmässig das Volk, dass der König die künftige Grösse seiner Preussen plane und begründe. Als eben um jene Zeit Vattel das Selbstbestimmungsrecht der Völker lehrte und verkündete, brachte er nur zum allgemeinen Bewusstsein, was längst schon in Uebung. Unbewusst und passiv hatten die Völker von jeher ihr Selbstbestimmungsrecht geübt, in so ferne als jedes „Recht" in seiner Anwendung facultativ ist, in diesem Falle die Nichtanwendung selbst, der momentane Verzicht auf die Ausübung dieses Rechtes ein Act der Selbstbestimmung ist. Und weil dieses Recht der Selbstbestimmung der Völker, — eine Umschreibung für das „Recht des Stärkeren" — so überaus unanfechtbar ist, so steht es auch keinem Kritiker zu, einem Volke vorzuschreiben, worin es

---

1) Siehe meine Aufsätze: *Die Presse und ihre Entwicklung. Culturgeschichtl. Studien.* (*Ausland* 1874. No. 16 S. 301. No. 17 S. 324. No. 18 S. 345. No. 19 S. 368 und No. 20 S. 385.)

sein Glück und seine Befriedigung suchen solle. Wenn ein Volk die Eroberung liebt, in staatlicher Grösse und Machtfülle sich glücklich findet und dafür gerne manche individuelle politische Freiheit entbehrt, so hat Niemand das Recht, diesem Volke zuzurufen: Du sollst nur in der Erweiterung politischer Freiheit, mit Hintansetzung deiner staatlichen Bedeutung dich glücklich fühlen, denn alles Andere ist vom Uebel. Jedes Volk hat nicht nur immer die Regierung, die es verdient, sondern auch stets jene, die seinem jeweiligen Culturgrade entspricht.

Dass Frankreich alle übrigen Nationen an Civilisation überflügelt hatte, beweist klar der Umstand, dass eben hier die Revolution zum Ausbruche kam. Man hat in der Literatur, in der grossen Ausbreitung der Naturwissenschaften in Frankreich die Ursachen der gewaltsamen Umwälzung finden wollen. Allein die Literatur eines Zeitraumes ist niemals Ursache von Revolutionen; sie kann höchstens für ein Symptom der allgemeinen Zustände, als ein Reflex der Stimmungen gelten, unter denen solche Ereignisse sich zutragen, aber der Antheil, den sie an den Entwicklungen selber nimmt, darf nicht in dem Maasse übertrieben werden, wie dies häufig geschieht, und auch bei der Literatur nicht, welche der Revolution in Frankreich vorausgegangen ist.[1]) Dass die Naturwissenschaft wesentlich demokratisch sei,[2]) ist gleichfalls nicht zu begründen. Auch das Beispiel der Erhebung Nordamerika's und seines Unabhängigkeitskampfes gegen England ist die wahre Ursache nicht. Alle die genannten Momente haben sicherlich fördernd mitgewirkt, die einzig ausschlaggebenden Motive der Revolution waren lediglich die Interessen. Sie sind es, welche die Regierungen gebären und tödten, besonders aber die socialen Zustände bedingen. Das Feodalsystem war einst durch die allgemeinen Interessen der Zeit in's Leben gerufen worden, jetzt lag es in den letzten Zügen und die allgemeinen Interessen des Volkes erheischten dessen Sturz. Und es spricht für die in Frankreich erreichte Culturhöhe, dass die Beseitigung dieses Systems gerade von jenem Lande ausging, wo dasselbe am wenigsten mehr empfunden ward. Fast überall, besonders in Deutschland war der Druck der Fürstenmacht und des Feodaladels weit empfindlicher; hier dachte aber Niemand an Revolution. Frankreich erfreute sich jedoch damals eines Monarchen, der als das Muster eines constitutionellen Fürsten gelten konnte, seine Regierung selbst betrat kühn den Weg nothwendiger Reformen, und der französische Bauer stand freiheitlich unendlich höher, als in den Nachbarländern. Das Vorurtheil, dass die Revolution die Zersplitterung des Grundbesitzes geschaffen habe, ist durch Zahlen und Thatsachen widerlegt. Schon

---

1) Häusser, *Französische Revolution.* S. 22.

2) Buckle. A. a. O. S. 370.

ein Drittel etwa des gesammten Landes wurde von kleinen Grundbesitzern bewirthschaftet, aber eben dieser Fortschritt hatte unleidliche Zustände geschaffen, indem in der überwiegenden Mehrzahl die kleinen Eigenthümer nicht genug hatten zum Leben, und zu viel, um Hungers zu sterben. So erleben wir das Schauspiel, die Parlamente gegen die nothwendigen Reformen der Regierung d. h. gegen das Volk kämpfen und dieses den Parlamenten zujubeln zu sehen; denn nicht die Gründe, sondern die einfache Thatsache der Opposition fand Anklang.[1]) Dies verräth, dass in Frankreich die Ansprüche an das Leben bei jedem Einzelnen, mithin die gesammte Civilisation höher gestiegen war, denn irgendwo in Europa.

So war es kein Zufall, sondern eine tiefe geschichtliche Nothwendigkeit, dass die Revolution gerade hier und nicht anderswo zum Ausbruche kam. Ein eigenthümliches Moment liegt ferner in dem natürlichen Charakter des französischen Volkes, in seinem beweglichen, reizbaren und wandelvollen Wesen, das die Römer schon den alten Kelten nachsagten; kein anderes Volk ist so geartet, zwischen zügelloser Freiheit und Unterwerfung unter den ärgsten Despotismus hin und her zu schwanken; kein anderes hat auch die elastische Kraft bewährt, von gewaltigen Ideen erfüllt, zu grossen Thaten sich aufzuraffen und unter dem Despotismus selbst, in den es zurückgesunken, ein kriegerisches Heldenthum zu entfalten, einer halben Welt Gesetze vorzuschreiben, mit Verachtung aller der Ideen, die es eben erkämpft.[2]) Diese elastische Kraft ist man selbst in der Gegenwart im Falle anzustaunen und zu bewundern. Unter allen romanischen Nationen hat die französische am meisten an sich von jener Hast und Leidenschaft, gleich mit dem gewaltigsten und blutigsten Mittel das Ziel kurzweg zu erstürmen.[3]) Dies war auch in kurzen Worten das Wesen der Revolution, die Beseitigung des Feodalismus ihr Ziel. Ungerechtigkeit und Unbill aller Art, endlich blutrünstige Gräuel, wie sie der Despotismus kaum je ärger geschaffen, bezeichnen ihren Pfad hiezu. So sehr man diese schuldlosen Opfer beklagen möge, wahrscheinlibh ist doch kein Haupt zu viel unter dem Beile der Guillotine gefallen. Denn das Feld menschlicher Cultur will seinen reichlichen Dung haben und dieser Dung ist — Blut, in einer oder der andern Weise. Nur über die Leichen der Besiegten führt der Weg der Sieger hinweg. Doch nur Kurzsichtigkeit kann einen Trost darin finden, dass die Opfer der Revolution im Interesse der ganzen Menschheit, jene der Eroberungskriege dagegen für die verwerflichste Selbstsucht, für den Ehrgeiz

---

1) Häusser. A. a. O. S. 73.

2) A. a. O. S. 6.

3) A. a. O.

oder die Herrschbegierde eines Einzelnen umkamen. Jene Opfer hätten wenigstens nicht vergeblich geblutet, diese dagegen starben für Zwecke, welche der Menschheit nicht nur keinen Nutzen, sondern gewöhnlich noch weitere Bedrückung, Lasten und Verderben brachten.[1]) Wir wissen vielmehr, wie die anscheinend noch so schädlichen unmittelbaren Folgen aller Ereignisse nothwendige Elemente in der europäischen Culturentfaltung waren, dass also dieser Trost — wenn es einer ist — auf alle Opfer des Culturganges ausgedehnt werden muss. Die Männer von 1789 mochten, auf die Vergangenheit zurückblickend, nichts als Irrthum gewahren; aber dieser Irrthum hatte sie selbst geschaffen.[2])

Und ebenso war's Irrthum, was sie selber schufen! Die „Principien, Ideen der Revolution", ein oft missverstandener und missbrauchter Ausdruck, gaben sich als etwas allgemein Menschliches, als etwas die Ordnung der gesammten politischen Welt Beherrschendes.[3]) Dennoch hat die Revolution ihren localen Charakter niemals völlig verläugnen können. Ihre „Principien" aber gipfeln in dem Phantom der „Menschenrechte", einem inhaltlosen Schlagworte, womit nunmehr die gedankenschwache Menge ebenso geleitet wurde als früher mit den Trugbildern der Kirche und des Absolutismus. Nur Schwärmerei, den umgestürzten Götzen der religiösen Ideale in nichts überlegen, konnte dem Wahne huldigen, der Mensch besitze „Rechte", weil er Mensch sei, während er in Wirklichkeit nicht mehr Rechte in diese Welt mitbringt, als das nächstbeste organische Geschöpf; fast noch grösser war der Wahn, Alles, was unter dem Namen „Mensch" auf Erden lebt, auf gleiche Weise behandeln, ein- und dasselbe Gesetz- und Socialsystem den Hottentetton, den Papuas, den nordamerikanischen Indianern, den Chinesen, den Südeuropäern und den germanischen Völkern aufoctroyiren zu wollen. Darum hat jeder Versuch, die „Principien" der Revolution in die Wirklichkeit einzuführen, zu dem kläglichsten Misserfolge geführt oder gerade das Gegentheil von dem hervorgebracht, was beabsichtigt war. Die Lehren der modernen Ethnologie sind ein langer, lauter, feierlicher Protest gegen die von der Revolution als angeblich neu errungene „Wahrheiten" verkündeten Ideen. Die drei Fundamentalsätze der Revolution: die Gleichheit aller Menschen, die Volkssouveränität und die Abschaffung der Kirche als eine Civilinstitution verkehrten sich im Laufe der Zeit in ihr Gegentheil. Die Macht erblicher Titel erwies sich stärker als alle Umwälzungen und spottet, weil tief in die menschlichen Eitelkeit begründet, allen staatlichen Einrichtungen. Der Titelsucht der freien Nordamerikaner, wo jeder Metzger sich als

---

1) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 593.

2) Bagehot, *Physics an Politics.* S. 30.

3) Häusser. A. a. O. S. 4.

Major oder Oberst, jeder Bäcker als Richter oder General anreden lässt, streift geradezu an's Lächerliche. [1]) Wer den Titel gibt und wer ihn erhält findet sich gleichmässig geehrt. Nicht besser ging es mit der Volkssouveränität; ihr prägnantester Ausdruck, die Plebiscite, werden gerade von den Republikanern am wenigsten in Anspruch genommen und haben auch in der That zu oft gegen sie ausgeschlagen; die Abschaffung der Kirche, hauptsächlich dem Neide um ihre weltlichen Besitzthümer entsprungen, gelang endlich am allerwenigsten. Ja, sogar die alten Freiheiten der gallischen Kirche haben einem engherzigen und abergläubischen Ultramontanismus weichen müssen. So lehren denn die seitherigen Erfahrungen an den „Principien" der Revolution nichts als die Nichtigkeit dieser Principien selbst und die Narrheit der Philosophen. Sie sind es, welche den exacten und mathematischen Geist der Franzosen von der Wissenschaft, wo er so sehr am Platze war, ab- und der Politik zuwandten, die sie aneiferten, die Theorie über die Praxis zu stellen und wirkliche Güter wie künftige Vortheile für abstracte „Principien" und die „Menschenrechte" in die Schanze zu schlagen. [2])

Unzweifelhaft haben die Irrthümer der französischen Revolution einen heilsamen Cultureinfluss geübt; sie zeigen uns, wie die Welt, neuer Ideale bedürftig, sich dieselben schuf und für sie die nämliche Verehrung wie einst für die Religion verlangte. Wie früher für den Glauben, begeisterte sich nunmehr die Menge für die Freiheit; unter all den Tausenden und Hunderttausenden, die jede mit den Worten Freiheit, Gleichheit, Recht u. s. w. ausgestattete Rede mit fanatischem Beifall begleiteten, befand sich kaum Einer, der in bündiger Sprache eine Erklärung dessen, was er eigentlich wollte, geben konnte. Und was sie zum Hurrahschreien bewog, war eine unklare, dunkle Vorstellung, dass der in den betreffenden Worten bezeichnete Zustand irgend eine Besserung bedeute, womit freilich die grosse Menge die Idee einer Art Schlaraffenlebens verband, in dem jeder souveräne Bürger durch irgend welche phantastisch-unbestimmte Ausübung einer Taschenspielermagie seitens des Staates — nicht durch Erfüllung irgend welcher Pflichten seitens der Bürger — seine Wünsche und Launen befriedigt sehen würde. So sind in der That

---

1) Dass es auch im demokratischen Amerika eine gute Sache ist, Baron zu sein, erfuhr Freiherr von Hübner auf seiner Reise, worüber er sehr Ergötzliches erzählt. *(Spaziergang um die Welt.* I. Bd.) Eine wenig bekannte Thatsache ist ferner, dass auch die amerikanische Republik, wenn auch nur für kriegerische Verdienste, einen Orden, den *Order of the star,* vertheilt. Fremde Orden werden von Amerikanern gerne angenommen, und selbst in der republikanischen ordenlosen Schweiz ist es mir selbst begegnet, fremde Orden in feiner Gesellschaft von Schweizern tragen zu sehen. Dass es in den südamerikanischen Republiken an einheimischen Medaillen und Decorationen nicht fehlt, bedarf kaum der Erwähnung. Siehe darüber die *Honores militares* por D. E. Uricoechea.

2) *Quarterly Review* No. 269 vom Juli 1873 S. 266—268.

diese neuen Ideale auch weiter nichts, als eine neue Religion; an ihnen kann man mit Nutzen den Werth der alten Religion für die Vorzeit studieren und beobachten, wie das Auftauchen neuer Ideale stets gleiche Wellenschläge erzeugt. Wie die Inquisition den Scheiterhaufen, setzte die Revolution die Guillotine in Gang — zum allgemeinen Wohle der Menschheit, behaupteten Beide. — Sie werden auch Beide Recht gehabt haben. Fruchtbringend wie die neuen von der Revolution gezeigten Ideen für die Culturentwicklung des gegenwärtigen Jahrhunderts gewesen, darf doch eine Täuschung über ihren wahren Werth nicht aufkommen. Sie sind Irrthümer wie es die Sätze des alten Glaubens gewesen, Irrthümer, an deren Ueberwindung die fortschreitende Culturentwicklung rastlos arbeiten muss. Und sie arbeitet rüstig daran. Die Erfahrungen, welche Frankreich selbst mit seinen neuen „Principien" gemacht, drängen gewaltsam dazu.

Eine der nächsten Folgen der Revolution war die unbestrittene Herrschaft der Hauptstadt Paris über das ganze Land; diese Herrschaft, eben so grausam als tyrannisch, schreibt ganz Frankreich die Gesetze nicht blos des Handelns, sondern auch des Denkens vor. Dieses Uebergewicht der Hauptstadt zog die Kräftigung des sogenannten „radicalen" Elements in den grösseren Städten des Landes naturgemäss nach sich, eine Erscheinung, die in ihren Consequenzen nur durch den Umstand paralysirt wird, dass die ländliche Bevölkerung vorwiegend dem Ackerbaue obliegt. Den schwersten Schlag erlitt aber das Grundeigenthum; den schon vor der Revolution begonnenen Process der Zerstückelung des Landes in kleine Parcellen freien Eigenthumes setzte sie mit Beharrlichkeit und in der Meinung fort, die Freiheit zu fördern; sie schuf aber nichts als einen latenten Halbpauperismus, der eine unzufriedene, neidische Menschenclasse, unfähig den Ackerbau weiter zu heben, erzeugte und zugleich mit unheilbarer Lähmung Jene traf, welche die natürlichen Anführer in den ländlichen Bezirken sein sollten und den politischen Institutionen Festigkeit verleihen könnten. So kam es, dass Frankreich in weniger denn einem Jahrhundert auf der nackten Ebene der Demokratie anlangte, wo jeder Maulwurfshügel ein Berg und jede Distelstaude ein Baum ist. Von allen Institutionen ist nur Eine übrig geblieben, die sich trotz des fallenden Schimmers ihres Flittergoldes bewährt hat: die Armee. Die verzehnfachten Aushebungen für die stehenden Heere hat als Erbschaft die Revolution zugleich mit der wichtigen Lehre hinterlassen, dass das vielleicht Nothwendigste für die heutige Gesellschaft und jeden europäischen Staat eine wohldisciplinirte, gehorsame Armee ist. So lange die Armee besteht, hat eine ehrliche und muthige Regierung vom „Socialismus" nichts zu fürchten. Für diese Nothwendigkeit der Armeen ist die neueste Geschichte

Frankreich's eben so lehrreich als jene Spanien's, welches ein elendes Gegenstück in dem Ruine bietet, zu dem der Mangel eines verlässlichen Heeres ein grosses Land führen kann.

Zweifelsohne glänzte die französische Revolution durch eine Fülle hervorragender Männer; alle diese Gesetzgeber, Schriftsteller, Gelehrten und Feldherren sind aber kein Product der Revolution; sie waren lange vorher unter dem alten Regime geboren, erzogen und herangereift. Die wahren Producte der Revolution sind erst die unter dem Banner ihrer Idee Erwachsenen, deren Söhne 1871 eine Wiederholung in Paris veranlassten. Die Jakobiner von 1792 und die Communisten von 1871 sind in der That Väter und Söhne der nämlichen politischen Ideen-Familie, mit dem alleinigen Unterschiede, dass damals die Kirche aus blossem Neide, heute aber aus einem Gefühle reinen Hasses und Antagonismus Gegenstand ihrer Angriffe ist. Die neuere Forschung hat darüber die Augen geöffnet, wie ungeheuer die zweifellos existirenden Missbräuche des *ancien régime* übertrieben, wie gross schon unter diesem die Fortschritte auf der Bahn der Reformen waren;[1]) wir wissen, dass der Bauer nicht so sehr wegen dem auf ihm lastenden Drucke rebellirte, als weil er sich schon im Besitze von Eigenthum und gewisser Rechte befand, die er noch erweitern wollte, und dass moderne Demokratien mit ängstlicher Genauigkeit einige der härtesten Massregeln früherer absolutistischer Regierungen nachahmten. Die französische Constituante zeigt aber ferner noch, wie Fehler von vielköpfigen und freisinnigen Versammlungen nicht minder wie von absoluten Herrschern begangen werden. Diese Fehler waren es, die nicht blos die liberalen Ansätze der alten Ordnung an der Wurzel zerstörten, sondern bis in die Gegenwart Freiheit, Ordnung und Civilisation Europa's bedrohen. So war denn Napoleon I. so gut wie später Napoleon III. ein wahrer „Retter der Gesellschaft", der den Drachen erschlug, welcher ihn geboren.

Diesen Gang der Dinge förderte wesentlich der französische Nationalcharakter, der bei all seinen glänzenden, bewunderungswürdigen Seiten die politische Schwäche einschliesst, dass das Volk weder zu gehorchen noch zu befehlen versteht; es vermag sich weder selbst zu regieren, noch der Autorität zu unterwerfen. Die Ausbildung dieser nationalen Schwäche ist eine der wichtigsten Folgen der Revolution und in so ferne ist diese die Mutter der heutigen socialen und politischen Zustände in Frankreich. Mag man letztere vom jeweiligen Parteistandpunkte befriedigende oder beklagenswerthe nennen, — eine Entscheidung, die diesem Buche

---

1) Nebst dem bekannten Werke von Alexis de Tocqueville: *L'Ancien régime et la Révolution.* Paris 1855, verdient hier besonders Léonce de Lavergne, *Les assemblées provinciales sous Louis XVI.* Paris 1863, genannt zu werden.

nicht zufällt, — über zweierlei herrscht kein Zweifel: nämlich dass diese Zustände der unmittelbare Ausfluss und gleichzeitig das schnurgerade Gegentheil der Ideen der grossen Revolution sind. Die Encyclopädisten, die Väter der Bewegung, haben religiösen und politischen Skepticismus, Unglauben verbreitet und ihre Ideen, im Laufe von achtzig Jahren aus den Schichten der Gebildeten in die unteren Classen gesickert, haben eine allgemeine Erschütterung, Missachtung der Autorität hervorgerufen.[1]) Unter solchen Umständen ist nichts möglich als die eiserne Faust eines Tyrannen, um das rohrgleich schwankende Volk zusammenzuhalten, d. h. zu regieren. Die Erscheinung des modernen „Cäsarismus" ist ein echtes Kind der Revolution; ob das mit diesem vielbenützten Schlagworte bezeichnete System besser oder schlechter sei als ein anderes, ist hier nicht nothwendig zu beurtheilen; der Culturforscher wird aber daran festhalten müssen, dass auch das schlechteste politische System gut und zwar das einzig gute ist, so lange nichts Besseres an dessen Stelle zu treten vermag. Und genau wie in der altrömischen Gesellschaft ermöglichte auch im modernen Frankreich die Ausbreitung des Atheismus das Ueberhandnehmen abergläubischer und fetischistischer Vorstellungen, wie sie sich im Gewande des Ultramontanismus darstellen. Schwere Unglücksschläge vertieften dann das religiöse Gefühl, wie die Noth des Staates den Sieg des Christenthums in Rom fördern half, und das Erwachen dieser religiösen Gefühle, die Reaction gegen die Aufklärung, mit denen der Ultramontanismus sich geschickt zu vermählen versteht, beweist hinlänglich die menschliche Unfähigkeit, den Anblick des entschleierten Bildes von Saïs zu ertragen. Die Wahrheit tödtet und „nur der Irrthum ist das Leben". Wer ohne Voreingenommenheit die Geschichte unseres Geschlechtes von ihren Anfängen bis auf heute überschaut, erkennt, dass das Streben nach Freiheit nur Schein, das Verlangen nach Sklavenfesseln die Wirklichkeit ist. Wenn er auch nicht müsste, der Mensch möchte Sklave sein und schafft desshalb selbst seine Gebieter; die ganze Entwicklung läuft einstweilen auf ein blosses Vertauschen der realen mit idealen Herrschern hinaus. Die Ketten der Phantasie drücken aber kaum minder schmerzlich und der Mensch bleibt Sklave, heisse sein Herr nun Religion, Aberglaube oder Humanität, Freiheit, Recht oder sonstwie. Sehr wahr sagte Fénélon, der unglücklichste Mensch sei jener, der sich einbilde, es zu sein, und eben so wahr sagt J. C. Fischer, der Freieste sei gerade jener, der sich des Zwanges am klarsten bewusst ist und ihm mit der Ueberzeugung seiner unwiderstehlichen Macht folgt.[2])

---

1) Ich bin in Vorstehendem ganz einem mir trefflich dünkenden, an Lord Ormathwaite's *Lessons of the french Revolution*, London 1873, anknüpfenden Aufsatze in der *Quarterly Review* No. 269 vom Juli 1873 S. 265—295 gefolgt.

2) Fischer, *Die Freiheit des menschlichen Willens.* S. 259.

Politische Entwicklung Europa's bis zur Gegenwart.

Mit vielleicht weniger Begeisterung, aber auch mit weniger Unmuth als Mancher erwarten möchte, trete ich an die Erörterung der neuesten politischen Entwicklung unseres Welttheiles heran, — natürlich nur in überaus cursorischer Weise. Die französische Republik, welche unter anderen die bestehende Idee der „Brüderlichkeit“ verkündet hatte, war bald mit allen benachbarten „Brüdern“ in blutigen Streit gerathen. Die Männer von 1789 und 1792 bestätigen in allen Stücken Hegel's Bemerkung, wonach die Geschichte, die Lehrerin der Menschheit, nur zeige, dass die Menschen niemals aus der Geschichte gelernt haben. Unmöglich hätte ihnen sonst entgehen können, wie zu allen Zeiten der Kampf um's Dasein die Menschen nicht zu Brüdern, sondern zu Rivalen mache. Und was von den Individuen, gilt auch von den Völkern. Die Revolution hatte mit einer socialen begonnen und mit einer politischen geendet. Der Sturz der alten Socialordnung erheischte den Sturz des alten Regierungssystems; an Stelle der Monarchie trat die Republik; es war zum ersten Male seit den Tagen des Alterthums, dass die republikanische Regierungsform in einem grossen europäischen Lande sich erprobte. Die Probe ist seither mehrfach wiederholt worden, in Frankreich und neuestens in Spanien, stets mit dem gleichen Erfolge; das Ende waren Staatsstreich und Cäsarismus, d. h. das demokratische Imperatorenthum militärischen Ursprungs. Unter diese Rubrik wird der Culturforscher wohl unbedenklich das moderne französische Septennat wie Serrano's Herrschaft in Spanien einreihen dürfen. Das Fehlen des Titels thut dabei nichts zur Sache. Die Regelmässigkeit der Erscheinung gibt aber einen Fingerzeig, dass ihre Ursachen in dem vorhergehenden Zustande, also in der Republik selbst liegen müssen, wenigstens bei romanischen Völkern, denn nur diese sind in Europa den Lockungen der Republik gefolgt. Die Schweiz allein gehört mit zwei Drittel ihrer Bevölkerung dem germanischen Stamme an; alle übrigen germanischen Völker Europa's haben sich bis nun von republikanischen Formen ferne gehalten. Die Regierungsgeschicklichkeit ist in Republiken nicht grösser als in monarchischen Ländern, wie die häufigen Wechsel der Systeme beweisen; wäre die erste französische Republik wirklich das gewesen, wofür sie sich ausgab, was sie aber gleichwohl nie sein konnte, ein Napoleon I. hätte nicht erstehen können. Seine Herrschaft wurde durch eine ausgiebige Reaction angebahnt und vorbereitet, welche der Terrorismus selbst hervorgerufen hatte. Den Jakobinern und anderen Helden der Schreckensherrschaft erging es wie sie zuvor gethan. *Natura non facit saltus;* jede gewaltsame Revolution ist aber ein Sprung in der Entwicklung und diesen heilt die Geschichte allemal durch eine Reaction, die an

den Ausgangspunkten der Revolution anknüpft. Die Bewegung des Jahres 1848—1849 und die darauf folgende Periode bestätigen dieses Gesetz des Culturganges.

Napoleon's Herrschaft versetzte Europa von einem Ende zum anderen in Waffengeklirr; drei Lustren voll schwerer Kriege zogen über unseren Erdtheil dahin. Hart drückte die Hand des Fremdlings auf den Schultern der Besiegten. Willkür kennzeichnete das Walten des Eroberers in und ausser Frankreich; Throne wurden errichtet und stürzten zusammen. Frankreich's Söhne bluteten auf allen Schlachtfeldern; ökonomischer und finanzieller Ruin schwebte über vielen Völkern; ja das Bild jener napoleonischen Epoche lässt sich bis in die kleinsten Details mit den schwärzesten Farben ausmalen und ist auch oft genug in diesem Sinne dargestellt worden. Irrthümlich wäre jedoch die Ansicht, dass aus all diesen Opfern die Cultur keinen Gewinn gezogen hätte. Am Ende der napoleonischen Aera stand die europäische Menschheit an Gesittung den Epochen vor derselben nicht zurück, sondern merklich voran; die Cultur war fortgeschritten sowohl trotz als wegen der Eroberungskriege; denn ob er wollte oder nicht, Napoleon musste doch den allgemeinen Culturzwecken dienlich sein. Der Versuch ein Weltreich zu gründen, schlug fehl, wie jedesmal, so oft er unternommen ward, aus materiellen Gründen, nämlich aus der durch die räumliche Ausdehnung bedingten Zusammenballung heterogener Volksmassen. Ihn zu unternehmen war aber jedesmal gleichfalls gebieterische Nothwendigkeit. Die Revolution hatte neue Ideale geschaffen, deren Expansionskraft Befriedigung erheischte; es thut dabei nichts zur Sache, dass unvermerkt die ursprünglichen Ideale sich mit anderen vertauschten, welche in Wirklichkeit die ersteren vernichteten. An Stelle des Durstes nach Freiheit hatte sich ganz sachte der Durst nach Ruhm geschlichen, die „Grösse“ des Vaterlandes ward ein Ideal, das zu erstreben kein Opfer an Gut und Blut zu unerschwinglich galt und das sich fest einnistete im Herzen des gesammten französischen Volkes, darin unverwüstlich wurzelnd bis auf den heutigen Tag. Darin sind aber alle Völker, die freiesten wie die geknechtetsten, seit jeher einig, dass die Grösse eines Landes in dem mehr oder minder directen oder indirecten Einfluss besteht, welchen es auf die übrigen Völker zu üben im Stande ist. Mit anderen Worten, die Achtung vor jedem einzelnen Volksangehörigen bei den Fremden steht in directem Verhältnisse zu der Machtsphäre seines Vaterlandes. Je grösser die letztere, desto grösser der Stolz jedes Einzelnen einem so mächtigen Volke anzugehören. Diese Empfindung ist so allgemein menschlich, dass man sie bis in die Kreise der Naturvölker verfolgen kann, und die Erweckung einer thatkräftigen Vaterlandsliebe ist vielleicht eine der hervorragendsten Culturleistungen des Napoleonismus. Was er voll-

brachte, er vollbrachte es lediglich durch den, wenn auch irregeleiteten Patriotismus seiner Franzosen. Solche Thaten mussten die Bewunderung selbst der Feinde erwecken und da Mimicry[1]) in der Geschichte der Cultur eine bedeutende Rolle spielt, entflammte an dem Beispiele der Franzosen selbst, genährt von dem Gefühle der Rache für die erlittene Unbill, der Patriotismus der Völker, welcher endlich Europa von ihrem Joche befreite. Deutschland insbesondere dankt der napoleonischen Epoche das Bewusstsein seiner Zusammengehörigkeit und Stärke, das man als Vorläufer zu seiner definitiven Vereinigung betrachten darf. Zu dieser selbst geschahen gleichfalls wesentliche Schritte. Wer eine Karte Deutschlands von 1815 mit jener von 1792 vergleicht, erkennt leicht, wie zahlreich die Hindernisse waren, welche der Strom dieser ereignissreichen Periode hinwegschwemmte, und ahnt, wie lange ohne diese erschütternden Stürme die einheitliche Entwicklung aufgehalten worden wäre. Jeder Schritt zu solcher einheitlichen Entwicklung eines grossen Volksganzen ist jedoch, man wolle dies nicht übersehen, an sich ein enormer Culturgewinn, die Erreichung dieses Zieles der bis nun erreichbar grösste; die Staatenbildung nähert sich nämlich dadurch der natürlichen Ordnung der Dinge, d. h. passt sich den von der Natur gesteckten Grenzen an; denn es wird ziemlich schwer fallen zu beweisen, dass ein Volk, nämlich eine Mehrheit gleichartig denkender, sprechender, fühlender, gebauter und begabter Menschen, dazu von Natur aus bestimmt seien, verschiedene Staatengruppen zu bilden. Die ganze Civilisation bestrebt sich vielmehr, immer besser die Gesetze der Natur zu erkennen, als diejenigen welche allein unabänderlich und ausserhalb der menschlichen Machtsphäre liegen, und diesen Gesetzen die sociale und staatliche Ordnung anzupassen, d. h. den gewaltigen bestehenden Conflict zwischen den Einrichtungen der Natur und jenen des Menschen, in welchen wir durch den Idealismus voriger Jahrhunderte gerathen, thunlichst auszugleichen.

Die Verwirklichung dieses Zieles, welches die Culturnationen der Gegenwart erreicht haben, vollzog sich nur langsam und schrittweise, wie jeder Cultur- und Naturprocess. Die Entscheidungen der Pariser Verträge und des Wiener Congresses haben, was man auch dagegen sagen möge, im Sinne dieser, damals noch ungeahnten Lösung gewirkt. Die Kleinstaaterei Italien's und Deutschland's, die

---

1) Eine überaus anerkennende Kritik der ersten Hälfte dieses Buches (*Spener'sche Zeitung* vom 20. September 1874 No. 437 dritte Beilage) tadelt den Gebrauch des Wortes „Mimicry", an dessen Stelle das deutsche „Nachahmungstrieb" oder eine sonstige Verdeutschung zu treten hätte. Ich kann mich selbst nach reiflicher Ueberlegung zu dieser Abänderung jedoch nicht entschliessen. „Mimicry" ist in der deutschen Naturwissenschaft allgemein als *terminus technicus* angenommen worden, weil es dem Naturforscher mehr sagt als irgend eine Verdeutschung. In diesem naturwissenschaftlichen Sinne ist das Wort hier angewandt und möge desshalb trotz seiner Härte stehen bleiben.

heute nur mehr mitleidiges Lächeln erweckt, war eigentlich schon eine Grossstaaterei im Vergleiche zu den früheren Zuständen und hatte ihre bestimmte Rolle als Entwicklungsphase zu erfüllen, indem sie gegen die Gefahren einer allzu strammen Centralisation einen Damm aufbaute. Denn in der Culturentwicklung gilt kein „Princip" in seiner vollen Starre. Centralisation und Decentralisation sind keines für sich allein fähig zu herrschen, ohne nothwendig auf Culturabwege zu führen. Frankreich hat gegenwärtig die Folgen der seinem Volksnaturell entsprechenden und daher von der Revolution systematisch ausgebildeten Centralisation zu tragen, Folgen, welche die einstweilige Zersplitterung Deutschlands glücklich vermied. Das Aufrechterhalten einer Menge grösserer und kleinerer politischen Mittelpunkte gestattete der geistigen und materiellen Thätigkeit, d. i. der Cultur, sich gleichmässiger über das ganze Land auszubreiten, und das gesammte Volk schliesslich mit einer Bildung zu durchdringen, deren Ausdehnung die Höhe des durch die Centralisation nur an einem Punkte aufgehäuften Wissens überwältigte. Es ist, wenn ich mich dieses Bildes bedienen darf, jenes eines vereinzelten Dhawalagiri neben dem tibetanischen Hochlande. Von solchem Gesichtspunkte aus fügen sich die Maassnahmen am Wiener Congresse zwangslos in den Gang der deutschen und europäischen Entwicklung ein. Wohl heisst es: „die Diplomaten des Wiener Congresses verfügten über Länder und Völker, wie wenn es sich um Ställe und Heerden handelte, — ein Verfahren, über dessen Schmach in unserer Zeit ein Ausdruck der Entrüstung blos darum nicht mehr völlig am Platze ist, weil die Menschheit im Herzen des cultivirten Europa sogar noch ein halbes Jahrhundert später ähnliche Verhöhnungen des Selbstbestimmungsrechtes der Völker über sich ergehen liess." [1]) Ein solcher „Ausdruck der Entrüstung" erscheint wenig am Platze, da die Abtretung von Landes- und Volkstheilen zu allen Zeiten stattgefunden hat, und nicht blos einzelne Diplomaten und Machthaber, sondern mitunter den Willen des siegreichen Volkes zum Urheber hat. Eine solche „Verhöhnung des Selbstbestimmungsrechtes der Völker" übte auch das freie, souveräne Volk der nordamerikanischen Republik, als es am Friedensschlusse von Guadalupe Hidalgo, am 2. Februar 1848 der Nachbarrepublik Mexico alle jenseits des Rio Grande gelegenen Gebietstheile, darunter das reiche Californien, im Ganzen über 30,000 □Meilen, abnahm. Wo blieb da das „Selbstbestimmungsrecht" der auf diesem Flächenraume vorhandenen Völker? Oder dürfen diese, weil an Zahl und Bildung geringer, keines beanspruchen? Sind sie vielleicht kein „Volk"? Dann, nach dem bekannten Gleichnisse, wie viel Sandkörner machen einen Haufen, darf man fragen, wie viel Köpfe machen ein Volk? Ist es unbilliger, eine Provinz als eine Gemeinde

1) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 631.

abzutreten? Man sieht, es handelt sich hierin wie in Allem um die einfache Machtfrage, um das Recht des Stärkeren, welches überall den Ausschlag gibt und jedes Volk eben kraft seines Selbstbestimmungsrechtes stets bereit ist zu üben.

Eine Machtfrage war auch die weitere politische Entwicklung Europa's bis auf die Gegenwart, eine Machtfrage zwischen Volk und Herrscher. Nach dem unerschütterlichen, ewigen Gesetze, dass wer die Macht habe, sie ausbeute, benützten die Fürsten die in Folge der Kriege eingetretene Abspannung der Kräfte, um ihre durch die Ideen der Revolution angegriffene Macht allenthalben zu befestigen. Wir nennen dies die Periode der Reaction, die sich naturgemäss in einem krampfhaften Niederhalten aller freisinnigen Strebungen auf jeglichem Gebiete, dafür in einem Hervortreten der kirchlichen Autorität bekundete. Die angebliche „Geistesnacht", welche diese bis zum Jahre 1848 dauernde Epoche über Europa verhängte, ist zur Genüge geschildert worden. Das Auftauchen der romantischen Schulen in den meisten europäischen Literaturen, in der französischen, der italienischen, deutschen, polnischen und anderen, weist zweifellos darauf hin, dass ein gewisser reactionärer Zug nicht durch die Regierungen, sondern auch die Völker ging. Ist die Romantik zwar nicht mit Reaction durchaus identisch, so bezeichnet sie doch das „Heimweh nach der verlorenen Heimath." Und dieses Heimweh der Völker ist überaus erklärlich. Durch die Vernichtung des Feodalismus und der Adelsherrschaft hatte die französische Revolution mehr oder minder in ganz Europa den dritten Stand zum vorherrschenden gemacht, nachdem dieser die Bildung und den Reichthum d. h. das geistige und materielle Capital an sich gerissen. Ueber die nunmehr zu verfolgenden Ziele war sich aber die zur Macht gelangende Classe noch nicht klar, das erst werdende Neue bot der rastlosen Phantasie nirgends greifbare und feste Anhaltspunkte, so dass man lieber nach dem bekannten Alten, als dem unbekannten Neuen griff; endlich stand der dritte Stand, das Bürgerthum, unter dem unwiderstehlichen Einflusse des Besitzes im Begriffe selbst conservativ zu werden. Ohne diesen allgemeinen Zug der Zeit, dieses unbewusste Streben der Menge, wären Romantik, heilige Allianz, Reaction, Volksverdummung u. s. w. bare Unmöglichkeit gewesen. Aus den Schichten der dominirenden Classe, nicht etwa aus jenen des Adels, der Fürsten und des Clerus, die dann alle drei natürlich die vorhandene Strömung ausnützten und nach Kräften förderten, erhoben sich die Stimmen, welche im Kampfe gegen die Aufklärung die Wissenschaft zu Hilfe riefen. Auch wäre es thöricht, zu läugnen, dass die Romantik nach mancher Seite hin heilsam gewirkt habe. Erst allmählig aber stellte sich der politische und religiöse Freiheitsdrang in Europa ein, zu dem neuerdings Frankreich den Anstoss gab. Hier zuerst gab das Volk das Beispiel

der Auflehnung gegen die monarchische Gewalt. Da aber das „Volk“ keine Einheit, sondern eine Vielheit bedeutet, so war das „Bürgerkönigthum“ auch nur ein Triumph des einen, mächtigsten Standes, der Bourgeoisie. Der Kampf um die Volksrechte, um die verfassungsmässige Erweiterung der individuellen politischen Freiheit und demgemäss Einschränkung der Fürstenmacht, wie er seit 1830 sich allerorts abspielte, bis er jetzt fast überall im Constitutionalismus sein Ziel erreichte, ist wesentlich ein Kampf um die Allmacht des Bürgerthums, ein Classenkampf. Der Besitz macht nämlich sowohl conservativ als wieder besitzgierig; die Geschichte der freiheitlichen Bestrebungen ist nichts anderes, als ein beständiges *ôte-toi que je m'y mette*. Dieses Streben ist ein tief in der Menschenbrust wurzelndes; mit dem Besitz von Rechten wächst die Begier nach mehr Rechten, und die Gewährung möglichst vieler Rechte an den Einzelnen bildet die moderne Freiheit. Die gesammte Entwicklung der materiellen und geistigen Cultur hat einstweilen dazu beigetragen, den dritten Stand mit Waffen zu versehen, um die erworbene Freiheit gegen das Andrängen des vierten Standes, der erst seither entstanden ist, ebenso erfolgreich zu vertheidigen, als gegen etwaige Uebergriffe des zweiten oder ersten Standes. Die Anforderungen dieses neuen vierten Standes, der, ist sein Ziel einmal erreicht, sich sofort naturgemäss in den dritten Stand verwandelt, vermag sogar die ausgedehnteste Demokratie nicht zu befriedigen, weil sie Wissen und Capital niemals ihrer Macht zu entkleiden im Stande ist. Je nachdem die vorherrschende Menge vermeinte, ihre Freiheit d. h. ihre Vortheile unter dieser oder jener Regierungsform besser wahren zu können, kam die Frage, ob Republik ob Monarchie, zu Tage. Diesen Gang der Dinge förderte nur die grossartige Bewegung des Jahres 1848, welche wiederum von Frankreich ausgehend, unter mannigfachem Blutvergiessen den Bestand fast aller europäischen Staaten erschütterte und in einer eben so kräftigen Reaction ihr naturgesetzmässiges Ende fand. Ein Vierteljahrhundert später war auch diese wieder, im unablässigen Wechsel der Zeiten, einer freieren Auffassung gewichen, die Monarchie durch Volksvertretungen eingeschränkt, die politische und geistige Freiheit in mächtiger Entfaltung begriffen. Dennoch möchte nur ein totales Verkennen der Entwicklungsgesetze der menschlichen Cultur die Wiederkehr einer künftigen Reaction u. s. f. läugnen. Der Culturforscher beruhigt sich in dem Bewusstsein, dass jede Reaction unfehlbar einem desto höheren Culturaufschwunge vorangeht.

Mit den freiheitlichen Regungen gingen jene nach nationaler Einheit bei den noch staatlich zerrissenen Italienern und Deutschen Hand in Hand. Beiden stand die Reaction feindlich gegenüber; unbewusst hegte der Absolutismus den Wahn, ein kleines Volk sei leichter zu tyrannisiren als ein grosses, und umgekehrt leben die

Völker in dem Wahne, ein grosses Volk sei freier als ein kleines. Die moderne Gestaltung der Dinge zeigt das Umgekehrte. Das kleine Holland, das kleine Belgien, die kleine Schweiz, selbst die der Population nach kleinen skandinavischen Staaten leben unter dem Schirme einer viel ausgedehnteren politischen Freiheit als die sogenannten Grossmächte. Thatsächlich hat der Absolutismus bei einem grossen Volke leichteres Spiel — und, indem sie der nationalen Einheit zusteuerten, begaben sich Deutsche und Italiener nicht nothwendig in die Arme der Freiheit. Da die Erhöhung der Cultur indess nicht von der Erweiterung der politischen Freiheit allein abhängt, so constituirt das Erreichen der nationalen Einheit immer noch einen ansehnlichen Culturgewinn, und wenn die Völker selbst, wie in Italien und Deutschland der Fall war, mit allen Kräften nach diesem Ziele streben, so haben gewisse „Principien“-Lehrer wohl keine Befugniss, denselben ihre schablonenhaften Völkerbeglückungstheorien als Parapluie aufzunöthigen. Wie der Einzelne, ist auch jedes Volk seines Glückes Schmied. Sowohl Italien als Deutschland haben die Republik nicht gewählt, und ein Hinblick auf die Freistaaten der Jetztzeit lässt diese nicht eben im Lichte eines besonderen Culturglanzes strahlen. Der Weg zur Einheit war bei beiden lang und mit Leichen gepflastert; wiederholte und blutige Kriege führten allein zum Ziele.

In der Geschichte dieser nationalen Bestrebungen, so gleichartig sie im Allgemeinen in Italien und Deutschland verlief, spiegelt sich wieder die Eigenart der beiden Völker. Demagogen, deren Typus sich in Mazzini verkörperte, leiteten den Anfang der Bewegung in Italien ein, wobei der Mordstahl, im Dienste der Freiheit, heimlich nach der Brust der Machthaber zuckte. Ein Volk, dem die Natur den Trieb nach Unabhängigkeit und Freiheit gegeben, erringt und erkämpft sich diese Güter selbst; die Italiener liessen sich ihre Unabhängigkeit von Fremden erobern. Das berühmte *L'Italia farà da se* beschränkte sich auf ein bequemes Warten, dass das noch Fehlende gleich einer reifen Frucht dem einheitlichen Italien in den Schooss falle. Und was die „Freiheit“ betrifft, so wird sie wie bei allen Romanen zwar stets im Munde geführt, aber nicht immer wirklich geübt. Zerrüttete Finanzen, seit 1858 vervierfachte Abgaben, eine weitverzweigte Corruption in der Beamtenwelt, gesunkener Wohlstand, charakterisiren die noch unfertigen Zustände der Halbinsel. Mehrere andere Umstände, das Umsichgreifen ultramontaner Ideen in den Kreisen der Jugend, also der künftigen Generation, die überraschenden Sonderungsgelüste des Südens, sprechen nicht allzu sehr für eine wahre überzeugungsvolle Würdigung der freiheitlichen Institutionen. Als Bonaparte am 18. October 1797 die Republik Venedig beseitigte, erklärte er: das venetianische Volk sei für die Freiheit nicht geeignet und unfähig, dieselbe zu würdigen.

Wohl mochte es Hohn sein, doch blieb es nicht minder wahr, wenn er beifügte, dass es diesem Volke ja unbenommen sei, die Freiheit zu vertheidigen, wenn es so hohen Werth auf dieselbe lege. Dazu aber fand das Volk weder Lust noch Muth, sondern liess sich lieber, wenn auch zähneknirschend, die französische Herrschaft gefallen. Sollten die Worte des gallischen Eroberers achtzig Jahre später eine Bestätigung erhalten? Für die separatistischen Strebungen des Südens dagegen gibt es natürliche Motive. Italien bietet volksthümlich eine Musterkarte von Gegensätzen und Stammeseigenheiten dar so bunt als irgend ein Land Europa's. Von den Alpenspitzen bis zum sicilianischen Cap Passaro zählt man mehr als siebzig verschiedene, zum Theil sehr von einander abweichende Mundarten. Auch hat das Volk auf der langgestreckten Halbinsel — eine Folge seiner geographischen Configuration, also einer unabänderlichen, natürlichen Thatsache — das Gefühl der Gemeinsamkeit und Zusammengehörigkeit nie recht lebendig empfunden; es ist ihm dasselbe auch heute noch zum grossen Theile Abstraction, während seit dem frühesten Mittelalter aus dem nämlichen geographischen Grunde der Localgeist übermächtig war. Für diese Erscheinung wäre es unbillig, das italienische Volk verantwortlich zu machen, denn es gehorcht hiemit nur einem ausser seiner Willkür stehenden natürlichen Drucke, dem sich zu entziehen es nicht vermag. So ragt überall die Allgewalt der Natur in das Menschen- und Völkerleben hinein.

Noch eines culturellen Phänomens muss ich Erwähnung thun, das, mit Ausnahme Frankreich's, allen übrigen Romanen eigenthümlich ist: das Brigantenthum in Italien, das Guerillawesen in Spanien und Amerika. Es ist geradezu als sociale Erscheinung aufzufassen, welche dort die Arbeiterfrage der germanischen Völker und Franzosen vertritt, weniger aber mit den ethnischen als den geographischen Verhältnissen zusammenhängt, denn Räuberwesen trifft man bei den verschiedensten Racen. Die Arbeitsscheu, in allen südlichen Ländern durch das Klima und die reiche Natur hervorgerufen, führt schnurgerade zum Brigantenthume, welches ausserdem noch die plastische Gestaltung der Gebiete, worin es auftritt, begünstigt. Der Brigant oder Guerilla bekennt sich zu gar keiner politischen Farbe, und auch zu jeder, je nach seinem Vortheile, den er gewöhnlich in der höheren Bezahlung seiner Dienste oder grösseren Ergiebigkeit seines Raubes erblickt. Daher die Erscheinung, dass, wo noch der Kampf gegen den conservativen Besitz möglich, wie in den amerikanischen Freistaaten, die Guerillas die liberale Fahne entfalten, umgekehrt in Folge der nämlichen Anschauung die Briganten in Italien im Dienste der früheren gegen die jetzigen Besitzer stehen. In Spanien konnte man je nach den verschiedenen Regierungssystemen eben so viele Guerillaschattirungen finden, deren gemeinsamer Zweck auf Raub und gelegentlichen Mord hinauslief.

Diese nüchterne Auffassung wollen freilich die starren Anhänger eines „Princips“ nicht gelten lassen; sie betrachteten z. B. die liberalen Schaaren in Mexico, nach dem nahezu übereinstimmenden Zeugnisse der nordamerikanischen Presse, ein charakterloses Raubgesindel, als wackere Kämpfer, heldenmüthige Patrioten, biedere Freiheitsmänner, die eher ihr Leben lassen, denn ihre Pflicht! Ward einmal solch' ein Bandenführer, nachdem er genugsam gesengt, gebrannt, geraubt und gemordet hatte, erwischt und gar hingerichtet, so wurden Thränen des Bedauerns vergossen um den Edlen, der da starb in treuer Erfüllung seines Berufes. Wer aber, durch keine farbigen Gläser blickend, mit nüchternem Geiste die Geschichte der Menschheit verfolgt und die Dinge bei ihrem rechten Namen nennt, ist ein wahres Ungeheuer, jeder Menschlichkeit bar, wohl auch ein speichelleckerischer Diener des Cäsarismus, dem das Herz im Leibe lacht, wenn solch' ein wackerer Republikaner erschossen wird. Mir ist aber nicht erinnerlich, jemals über die Hinrichtung süditalienischer, königlicher Briganten die „Menschenfreunde“ jammern gehört zu haben, und doch sollte man denken, die Menschlichkeit frage nicht nach dem politischen Bekenntniss; oder sollte vielleicht doch ein königlicher Räuber minder zu betrauern sein als ein republikanischer? Man antworte selbst. Die Beseitigung des Brigantenthums, welches fest im Volkscharakter eingewurzelt ist und stets neue Elemente zu seiner Recrutirung heranzieht, ist wohl nur von einer in die tiefsten Schichten dringenden Bildung [1]) und von der Herstellung leichter, zahlreicher und unzerstörbarer Communicationsmittel, wodurch ihm zuerst der Boden untergraben wird, zu erwarten.

Ein harmonischeres Bild gewährt die nationale Entwicklung Deutschlands. Mit jener Italien's hat sie das gemein, dass die Einheitsbestrebungen in einem Staatsmanne sich personnificirten, den man, wie immer, als den vollendeten Ausdruck seines Volkes oder seiner Zeit betrachten muss. Ein Gleiches war mit Richelieu, Pombal, Kaunitz, Palmerston und selbst Metternich, im höchsten Grade bei Napoleon III. der Fall. Die grossen Männer tauchen stets in den nothwendigen Momenten empor und dünken uns um so grösser als sie die Strömung der Zeit richtiger erfassen und dergestalt gewissermassen selbständig herbeizuführen scheinen, was eigentlich kommen muss. Dem Culturforscher entgeht nicht, wie alle Zustände niemals von einem Einzelnen willkürlich geschaffen werden, sondern dieser Einzelne eben das Kind früherer Zustände ist, welche die späteren bedingen. Auch das ist eine verwandte Erscheinung, dass in Italien und Deutschland die Führerschaft in dem Kampfe um die Nationaleinheit dem Norden zufiel, den das Schlachtenglück begünstigte in Deutschland, Italien und in Nordamerika, wie dereinst in Frankreich und Spanien. Fast überall erlag der cultur- und

1) Ueber die Volksbildung in Italien siehe „*Ausland*“ 1874 No. 31 S. 618—619.

phantasiereichere Süden dem kräftigeren praktischeren Norden. Wie alle Hauptvölker Europa's besteht auch Deutschland aus zwar verschiedenen aber blutsverwandten Elementen, die erst in der Glühhitze des Kampfes zu einem grossen ethnischen Ganzen verschmolzen. Man achte wohl, dass Verschiedenheit keinen Gegensatz zur Homogeneität bildet. Nur wo letztere vorhanden, haben nationale Strebungen Aussicht auf Erfolg. Die Errichtung des Deutschen Reiches stiess zwar, weil Uebereinstimmung aller Mitglieder eines Volkes an sich unmöglich, anfangs auf theilweisen Widerstand, der indess schon ahnen liess, was da kommen werde; seit der Ueberwindung Oesterreich's und des Südens wusste jeder Beobachter genau, wohin das Ziel des deutschen Volkes mit der Nothwendigkeit und Gewalt eines Naturereignisses führen müsse. Ebenso genau war man in ganz Europa von der unvermeidlichen Nothwendigkeit eines feindlichen Zusammenstosses zwischen dem deutschen und französischen Volke überzeugt. Weder die Gründung des Deutschen Reiches noch der grosse Krieg 1870—71 sind durch die Willkür irgend eines Einzelnen entstanden. Niemand war mächtig genug, in diesen gewaltigen Culturprocess gebietend einzugreifen. Was über die angebliche Schuld, das muthwillige, frevelhafte „vom Zaune brechen" eines blutigen Krieges durch Frankreich oder seinen Herrscher diesseits des Rheines gesalbadert wurde, hat in den Augen des Culturforschers eben so wenig Bestand, als die jenseitigen Klagen über erlittenes Unrecht. Ganz Frankreich, d. h. der gebildete, ausschlaggebende Theil der Nation wollte den Krieg, wie das ganze deutsche Volk wusste, dass es nur um den Preis dieses Kampfes seine Einheit erringen könne, und mit allen Kräften aufzunehmen und durchzuführen entschlossen war, ihn also im Grunde ebenfalls wollte. Die gegentheiligen Ansichten bildeten hüben und drüben eine verschwindende Minorität, und es ist culturhistorisch durchaus unzulässig, sich gegenseitig die „Schuld" zuzuschieben für das, was Keiner hindern konnte. Das Deutsche Reich unter Preussen's Führung erstand, nicht als der Sieg irgend eines „sittlichen" Princips des „Wiedervergeltung", sondern als die Verkörperung des Rechtes des Stärkeren. Die Präponderanz Frankreichs gründete sich darauf, dass es an Stärke den Anderen überlegen war und musste naturnothwendig so lange währen, bis ein Anderer sich als mächtiger bekundete. Die Präponderanz geht demnach gesetzmässig auf den jeweilig Mächtigsten über; der Schwerpunkt wandert von dem Schwächeren zum Stärkeren. Das Deutsche Reich besteht, wie früher Frankreich, dank seiner eigenen Kraft, und wird mathematisch genau so lange und nicht länger bestehen, bis abermals ein Stärkerer als solcher sich ausweist, worüber wiederum nur Krieg entscheidet. Macchiavelli's Politik mit dem uralten Gesetze: Gewalt geht vor Recht, erhält auch in der Gegenwart die glänzendste Bestätigung.

Ich weiss wohl, dass der deutsche Idealismus seit 1871 beflissen ist, den dürren Thatsachen ein sittliches Mäntelchen umzuhängen, wie um hinterher den errungenen Triumph wenigstens in den eigenen Augen zu rechtfertigen und als ob man sich seiner Kraft zu schämen hätte. In solchen Kreisen werden obige Sätze vielfachen Anstoss erregen. Immerhin. Vom Standpunkte der natürlichen Entwicklung ist der Versuch, die Ereignisse mit den Anforderungen einer subjectiven Sittlichkeit in Einklang zu bringen, eben so unmöglich als überflüssig.

Unter einem gleichen Gesichtswinkel blicken wir auf die Entwicklung in Frankreich. Was die Franzosen auszeichnet, ihre kriegerische Thatkraft, welche die jüngsten Ereignisse nur verdunkelt haben, ihre Sucht nach Ruhm und sonstigen anscheinend eitlen Dingen, sind Erbstücke jener keltischen und gallischen Stämme, die zum Theile in den nordwestlichen Provinzen noch erhalten, in den übrigen Gebieten Frankreich's die romanische Gesittung sich aufpfropfen liessen; auch an germanischer Blutmischung, vorwiegend im Osten, fehlt es nicht, so dass der Franzose unserer Tage recht eigentlich das Product einer vielfachen Racenmengung ist, deren Stempel er in seinen hervorstechend glänzenden Eigenschaften neben nicht minder grossen Fehlern an sich trägt. Eine dieser Eigenschaften, die Energie und die damit verbundene rastlose Thätigkeit, stellt das französische Volk hoch über die übrigen indolenteren Romanen; Thätigkeit ist für dieses das *sine qua non* der Existenz, wie sich auch in der Geschichte Frankreich's bis in die neueste Zeit ausspricht; das Glück zu den Nationen zu zählen, von denen man nicht spricht und die desshalb glücklich gepriesen werden, strebt kein Franzose an; Handeln, sowohl im Einzelnen wie als Staatskörper, Schaffen am Webstuhle der Zeit, ist für Frankreich unabweisliches Bedürfniss; daher das, übrigens lange thatsächliche „Einherschreiten an der Spitze der Civilisation." Dies sind nationale Eigenschaften, welche eine verbreitetere Bildung, eine gereiftere Anschauung vielleicht einst wird mildern, niemals aber ertödten können. Der Charakter der Völker, von der Natur in sie gelegt, kann zwar im Laufe der Jahrtausende Modificationen erleiden, im Wesentlichen ändert er sich nicht; in den heutigen Franzosen treffen wir die nämlichen Eigenschaften, welche die römischen Schriftsteller als Volkscharakter der Kelten vor mehr denn zwanzig Jahrhunderten bezeichneten. Führt die ethnologische Wissenschaft aber erst dazu, die Vorurtheile des Idealismus abzustreifen, vielmehr das Ethnische als etwas immanent Gegebenes zu betrachten, so hören die Vorwürfe gegen die Völker auf. Dem Blindgebornen ist der Mangel des Gesichts nicht als Verbrechen, dem Andern das Sehvermögen nicht als Tugend anzurechnen; gleichwohl muss der Blinde sein ganzes Leben die Folgen der Blindheit tragen, während der Sehende der Wirkung des Sehvermögens sich erfreut.

Demnach wird es schwer sein, in dem zweiten französischen Kaiserreiche etwas anderes als eine völlig nationale Erscheinung zu erblicken, wodurch gleichzeitig die Berechtigung seiner Existenz anerkannt ist. In den 18 Jahren seines Bestehens ist eine Thatsache klar geworden: das Volk, nämlich die Masse, ging nicht mit der Opposition; vielmehr hat das Empire in den niederen Schichten, im Bauern- und Arbeiterstande, seine gewaltigste Stütze gefunden. Eine Handvoll Menschen opponirte und diese Handvoll schloss die bedeutendsten Köpfe des Landes in sich; dann plötzlich zur Leitung berufen, zeigten sich diese bedeutendsten Köpfe mit wenigen Ausnahmen gänzlich unfähig und in einzelnen Dingen von unglaublicher Beschränktheit. Wir haben daher nicht zu fragen: ob das Kaiserthum an sich gut oder schlecht, sondern ob es national war? Dies zu läugnen dürfte kaum angehen, wenn wir erwägen, dass 1852—1870 keine Bewegung der Massen gegen das Kaiserreich stattfand, das Volk einer ungetrübten inneren Ruhe sich erfreute, welche ein nie geahntes und noch nie dagewesenes materielles Gedeihen gestattete. *L'Empire c'est la paix*, war eine Wahrheit; das Missverständniss begingen Jene, welche diese Worte auf den äusseren statt den inneren Frieden bezogen. Nirgends sind die Schutzzöllner glänzender widerlegt worden als in Frankreich. Dass das Empire das materielle Wohl gefördert hat wie noch keine Regierung vorher, [1]) ist schon jetzt von der Geschichte registrirt. Aber nicht nur in dem colossalen Wohlstande, den es theilweise schuf, theilweise ermöglichte, auch in seinen Fehlern lag die Kraft des Kaiserreiches. Die Fehler der kaiserlichen Regierung wären nämlich gleichzeitig nationale Fehler, und erhielt sie beinahe für alle noch ein Absolutorium vom Volke. Trügt nicht Alles, so arbeitet das heutige Frankreich an dem Absolutorium sogar für — Sédan. Es ist demnach sehr fraglich, ob politisch es nicht ein noch grösserer Fehler gewesen wäre, die begangenen Fehler nicht begangen zu haben? Diese Frage müsste vor Allem und in verneinendem Sinne gelöst werden, ehe die Politik des Kaiserreichs zu beurtheilen ist. Es ist gleichviel, ob diese Fehler bewusst oder unbewusst begangen wurden, immerhin zeigte die kaiserliche Verwaltung ein tiefes Verständniss für den Grundzug des Volkes; die gewagten und weitläufigen Unternehmungen in ferne Landschaften entsprachen dem Ruhmesbedürfnisse, der Thätigkeit des Nationalgeistes eben so sehr als sie auswärts Tadel fanden, und fielen, eine Einzige ausgenommen, sehr glücklich für den überseeischen Handel und mit ansehnlichem Gewinne an Beute und Ruhm aus. Mangel an Liberalismus und an Sittlich-

---

1) Siehe über den Wohlstand in Frankreich: *Die Finanzen des französischen Kaiserreiches (Ausland* 1868 No. 30 S. 697—700) und *Rückblick auf die auswärtige Politik der Grossmächte (Ausland* 1868 No. 52 S. 1224—1231).

keit sind diesem Regime nicht abzusprechen. Ueber den ersteren sprachen laut und vernehmlich die Wahlen, „aufgeklärt durch die Präfecten", die aber, was man auch sagen mag, der einzig sichtbare Ausdruck des Volkswillens sind. Sie zeigen, wie langsam die Opposition Wurzel fasste, wie wenig der Menge am Liberalismus gelegen war. Und es hat auch nicht an prophetischen Stimmen gefehlt, welche mit dem Zunehmen der liberalen Opposition die Nothwendigkeit des deutschen Krieges voraussagten,[1]) dessen Misslingen allein den Sturz des Kaiserthumes veranlasste. Die Unsittlichkeit der Regierung ist aber nur möglich, wo sie das Volk sich gefallen lässt, also an den unsittlichen Handlungen stillschweigend Theil nimmt, und die Geschichte zeigt wiederholt das Beispiel, dass ganze Nationen die unsittlichsten Handlungen sanctionniren, so bald sie sich nützlich oder vortheilhaft erweisen. Und es fallen bei solcher Auffassung keineswegs „die Vorwürfe im Grunde alle auf die Nation zurück, das Verdienstliche dagegen ist Schöpfung des Alleinherrschers",[2]) denn Lob und Tadel, je nachdem die subjective Anschauung sie spendet, trifft die gleiche Quelle.

Dass das, was man Freiheit nennt, vom französischen Volke nicht verstanden wird, hat Frankreich am schlagendsten in den neuesten Umwälzungen bewiesen, die dem Sturze des Empire folgten. Dieser Sturz und die Proclamirung der dritten Republik sind wieder als Resultate des allgemeinen Volkswillens, d. h. der Majorität, zu fassen, welche anderenfalls keines von Beiden weder gestattet noch sanctionnirt hätte. Die seitherigen Leistungen der Franzosen auf finanziellem, militärischem und politischem Gebiete sind desgleichen in ihren überraschend glänzenden wie dunklen Seiten auf Rechnung des ganzen Volkes zu setzen und wenn früher oder später eine abermalige Aenderung der Regierungsform eintritt, wird man mit Recht vermuthen dürfen, dass nur jene Form siegt, welche die wenigsten Gegner im ganzen Volke besitzt. Das Bedürfniss, energisch regiert zu werden, haben die Franzosen, wie Haeusser treffend bemerkt, stets in hervorragendem Maasse empfunden, Reichthum und Glanz sind ihnen Freiheit und Macht und John Stuart Mill deutet sehr klar an, wie wenig liberale Regierungsformen bei Völkern möglich sind, welche noch die erste Lection im Codex der Civilisation zu erlernen haben — den Gehorsam.[3]) Die in der Gegenwart ertönenden Klagen über das Umsichgreifen des Bonapartismus, dessen Anhänger in allen Gesellschaftsclassen, in allen Aemtern zu treffen sind, lassen ahnen, zu wessen Gunsten, ob für die Republik oder für das demokratische Kaiserthum, den Cäsarismus, die überwiegende Majorität des Volkes sich entscheiden werde.

---

1) Z. B. Peschel in dem letztgenannten Artikel im *Ausland* 1868.

2) Kolb, *Culturgeschichte*. II. Bd. S. 697 macht mir diesen Vorwurf.

3) *Considerations on Representative Government.* S. 74 und 83.

Von den übrigen Culturnationen Europa's, deren Entwicklung bei jeder einzelnen zu verfolgen mir hier nicht vergönnt ist, nehmen noch jene unser Interesse gefangen, welchen in staatlicher Hinsicht die Aufnahme unter die „Grossmächte“ eine hervorragende Rolle sichert. Obenan steht Grossbritannien, das meergewaltige. Wenn irgendwo, so darf man in England die Früchte einer langsam aber ununterbrochen und sicher heranreifenden Entwicklung bewundern. Seit den Tagen Karl I. und Cromwell's blieb England von den Folgen einer die Volksleidenschaften bis in's Innerste aufwühlenden Revolution verschont, und selbst die am Continente so fühlbaren Wogen des Jahres 1848 prallten fruchtlos an seinen Kreideküsten ab. Von allen gesitteten Völkern Europa's allein stürzte sich das einzige England nicht in den allgemeinen Freiheitstaumel, sich dadurch die traurige Ernüchterung des Erwachens ersparend. Dagegen hat das britische Volk, seinem phlegmatischen aber zähen und beharrlichen Charakter gemäss, vor und nachher unablässig an dem Ausbau seiner politischen Freiheit gearbeitet und schweigend Stein an Stein gefügt. Und darin kamen alle Parteien, alle Regierungen überein, seien nun die Whigs oder die Tories am Ruder gewesen. Diese von jeder überstürzenden Hast absehende gedeihliche politische Entwicklung, für so Manche ein unlösbares Räthsel, findet ihre naturgemässe Erklärung in dem streng conservativen Sinne, welcher am Urgrunde des britischen Volkes ruht und selbst die fortgeschrittensten, extremsten Köpfe beherrscht. So kommt es, dass einerseits in keinem Lande mehr Sinecuren bestehen, nirgends der hohe Adel eine solche Macht und gleichzeitig Verehrung geniesst, nirgends dem religiösen Elemente, ganz übereinstimmend mit dem germanischen Wesen, eine ausgedehntere Herrschaft eingeräumt wird, wie in England, andererseits jedoch die Briten unerwartet und auf die seltsamste Weise, nämlich ohne Hass gegen das Alte und ohne Begeisterung für das Neue, auf dem Geschäftswege ihre Verfassung umstürzen konnten. Denn nichts Geringeres war die Einführung des *Household suffrage,* wodurch die oligarchische mit der demokratischen Staatsform vertauscht ward. In England ward diese Demokratisirung ganz sachte und allmählig herbeigeführt, das naturgemässe Product eines langen Entwicklungsprocesses, in dem die Amerikanisirung keine geringe Rolle spielt. „Wie man einen willkommenen oder einen üblen Geruch an den Kleidern aus einem Zimmer in das andere tragen kann, so bringt auch jeder Passagier der transatlantischen Dampfer, der in England an's Land steigt, eine Portion demokratischer Odeurs in die europäische Gesellschaft.“ [1]) Die Wendung, welche die Entwicklung der Cultur in den jüngsten Jahren jenseits des Oceans genommen, hat allerdings, auch in England, die

1) Peschel im *Ausland* 1867 No. 51 S. 1202.

Gefahr wieder bedeutend eingeschränkt, welche besorgte und furchtsame Gemüther in dem Umsichgreifen demokratischer Ideen erblicken wollen. In einem Lande, wo ein Naturforscher von dem Range eines Alfred Russell Wallace dem Spiritismus [1]) huldiget, wo ein anderer Spiritist, William Crookes, das *Quarterly Journal of Science* herausgibt, welches die ersten wissenschaftlichen Kräfte Englands zu seinen Mitarbeitern zählt, in einem Lande, wo ein Darwin und ein Huxley als Atheisten verketzert werden, wo der grosse Tyndall wegen seiner auf der *British Association for the advancement of Science* im Jahre 1874 zu Belfast gehaltenen religiös-freisinnigen Rede einen wahren Sturm der Entrüstung in der gebildeten aber gläubigen Menge erregen konnte, wo der sonntägliche Kirchenbesuch nicht blos zum guten Tone gehört, sondern auch über die gesellschaftliche Anständigkeit eines Menschen entscheidet — in einem solchen Lande, bei einem solchen Volke stehen die Gefahren der Demokratie, die ja doch nur in deren Auswüchsen liegen, noch in weitem Felde. Diese demokratischen Anwandlungen haben die Briten, welche in dem Jahrzehnte von 1849—1859 so herzhaft ihre Entrüstung kundgaben über das martialische Verfahren der österreichischen Behörden gegen italienische Patrioten in der Lombardei oder dem Venezianischen, nicht gehindert fast zehn Jahre später vorwitzige Irländer zu hängen, die genau so strafbar und genau so bemitleidenswerth waren wie die Mitglieder der geheimen polnischen Regierung vom Jahre 1862, welche die russischen Galgen zierten. Immerhin bekundet das *Household suffrage* einen namhaften politischen Fortschritt, denn wahrhaft freisinnig ist allein das allgemeine Wahlrecht [2]), selbst dort, wo es vorkommen könnte, dass die Landbevölkerung völlig in den Händen einer Geistlichkeit wäre, die feindselig gegen die geistige Entwicklung eines Volkes aufträte. Möchte aber auch irgendwo die Landbe-

---

1) Siehe dessen neueste Schrift: „*Die wissenschaftliche Ansicht des Uebernatürlichen.*" übersetzt von Gr. C. Wittig. Leipzig 1874. 8⁰

2) Dasselbe gilt wohl auch von der „freien Kirche im freien Staate." — „Während noch vor zwanzig Jahren in der öffentlichen Meinung die Trennung der Kirche vom Staate auf dem liberalen Programm stand, hat die kühne Verwerthung dieses Princips, wie sie von den Ultramontanen immer rücksichtsloser vollzogen wurde, zu anderen Anschauungen geführt, und man hält ein mehr oder minder weitgehendes Aufsichtsrecht des Staates für geboten als Bedingung eines friedlichen Zusammenlebens und wahrer Culturpflege." (*Beilage der Allg. Zeitg.* No. 287 vom 14. October 1874 S. 4458.) Solchen schalen Worten entgegnet sehr treffend ein Herr R. M. (in der „*Deutschen Warte*" 14. Bd. S. 555): „Sollte, weil die Ultramontanen und die Socialisten sich heutzutage auf diesen dem fortschrittlichen Liberalismus entstammenden Grundsatz gleichfalls steifen, derselbe darum ein verwerflicher sein? Dies behaupten, hiesse doch das Kind mit dem Bade ausschütten. Allerdings gibt es heuer, namentlich in Preussen, eine gewisse Strömung, die Alles, was von sog. reichsfeindlichen Parteien ausgeht oder mit ihnen auch nur im Entferntesten zusammenhängt, verdammt und kurzweg von der Hand weist. Daher schreibt sich denn auch die neuerliche Polemik gewisser halb und halb offizieller Broschüren gegen das obige altliberale Princip. Dies ist aber, wie wir glauben, verwerflich und kann nimmer zum Ziele führen."

völkerung an politischer Reife hinter den Städtebewohnern zurückstehen, so erfordert dennoch die Gerechtigkeit, dass Reife und Unreife öffentlich vertreten werden, damit die Wahlen ein treues Bild der herrschenden Zustände abspiegeln. [1])

Gerade die conservative Vorsicht, womit selbst die Radicalen in England zu Werke gehen, ist eine Gewähr für die wirkliche Nothwendigkeit des sich dort vollziehenden Processes der Entwicklung freiheitlicher Ideen und Institutionen, sowie deren Einbürgerung in immer weitere Kreise. Darf uns dermalen Grossbritannien als Muster eines freiheitlichen Staates im Rahmen des „Parlamentarismus“ gelten, so dürfen wir uns doch weder blind zeigen für die schweren Gebrechen, welche diesem Staatswesen anhaften, obenan den Pauperismus,[2]) die Verschärfung der socialen Frage und der tiefen Unwissenheit der unteren Volksschichten,[3]) noch auch der wichtigen Lehre verschliessen, welche aus der Geschichte der britischen Freiheitsentwicklung immer deutlicher hervorleuchtet, wie nämlich dieses „Muster“ von Nichtengländern nicht nachzuahmen sei, weil es unerreichlich und einzig und allein in dem englischen Naturell wurzelt. Eines zeichnet nämlich den Briten vor allen anderen Völkern aus und dieses Eine liegt am tiefsten Grunde des Volksthums, kann kein Volk sich selbst geben, es ist die Kraft der Initiative. Ihr verdankt die britische Nation nicht allein ihre Welt- und Handelsmacht, ihr verdankt sie auch ihren Vorrang auf allen Gebieten menschlichen Schaffens. Die Engländer sind nicht die absolut erfinderischeste Nation, aber sie sind das absolut erfindungsreichste Volk. Die weitaus meisten Fortschritte und Verbesserungen in allen Zweigen technischen Schaffens, die epochemachenden, die Welt umgestaltenden Mittel des Verkehrs und der materiellen Production traten in England zuerst zu Tage. Aber nicht weil sie von Engländern ersonnen wurden, sondern weil die Engländer allein die muthige Entschiedenheit hatten, sie zu verwirklichen. Diese Kraft der Initiative und der That ist es, welche England, mag es auch in einzelnen Punkten von anderen Völkern überflügelt sein,[4]) mag auch sein politischer Stern erbleichen, wie es den Anschein hat, in Wirklichkeit noch immer an die Spitze der Civilisation stellt.

---

1) Peschel im *Ausland* 1869 No. 1 S. 17.

2) In welchen Verhältnissen Pauperismus und Verbrechen, besonders in London, im Wachsen sind, darüber gab ein 1868 von Dr. Hawksley gehaltener Vortrag wahrhaft schreckenerregende statistische Angaben. (*Allg. Zeitung* vom 9. Jänner 1869 S. 128—129.)

3) Siehe darüber den Bericht des Schulinspectors Hammond für Norfolk und Northumberland. — Von je 1000 angeworbenen Recruten können 222 weder lesen noch schreiben, 107 nur lesen. (*Army and Navy Gazette* vom 18. September 1869.)

4) Die Pariser Industrie-Ausstellung 1867 hat den Engländern die Augen darüber geöffnet, dass Franzosen und Deutsche sie im Maschinen- und besonders im Locomotivenbau, wir wollen nicht sagen über-, jedenfalls aber längst eingeholt haben, einzig in Folge der besseren Unterrichtsanstalten bei uns wie über dem Rhein. (*Ausland* 1867 No. 51 S. 1203.)

Einen Gegensatz zu Grossbritannien bildet in gewisser Hinsicht die österreichisch-ungarische Monarchie. Wenn irgend ein Staat den Beweis führt, wie sehr seine Entwicklung von ethnischen Motiven abhängt, so ist es dieser. Polyglott wie kein anderer in Europa, wohnt ihm keine nationale Existenzberechtigung inne, ist er vielmehr das Ergebniss einer langen historischen Entwicklung und in seinem Bestande, wahrscheinlich noch bis in ferne Zukunft, eine politische Nothwendigkeit. Wenn kein anderes Reich sich mit Oesterreich vergleichen kann in der Mannigfaltigkeit und dem bunten Wechsel der Systeme, welche dort nach und nach „probirt" wurden, wenn man innerhalb der Reichsgrenzen nichts für „unmöglich" hält, so wird sich kein Völkerkundiger darüber wundern. Wer mit Aufmerksamkeit den Gang der natürlichen Entwicklung studirt hat, wird keinen Zweifel daran hegen, dass um die vielfach heterogenen Elemente des Kaiserstaates zu Einem Ganzen politisch zu vereinigen, es nur zwei Wege geben könne: den gewaltthätigen Absolutismus und die freiheitliche Föderation. Die mannigfachen Versuche der letzten Jahrzehnte bewegen sich innerhalb dieser Schranken. So lange es anging, d. h. so lange die Völker es sich gefallen liessen, mit anderen Worten, passiv damit einverstanden waren, waltete der Absolutismus, der hier desto schwerer und später zu entwurzeln war, als er sich als das einfachste wirksamste Mittel zur Erreichung des gewollten Zweckes, der Erhaltung der Monarchie, präsentirte. Vom Hauche der freiheitlichen Ideen betroffen, überkam aber endlich auch die Völker Oesterreichs das Bewusstsein ihrer Kraft; sie übten nun ihr Recht des Stärkeren, indem sie sich dem Absolutismus entzogen, das Betreten liberaler Bahnen erzwangen. Freilich trat sofort an Stelle des fürstlichen der nationale Despotismus eines Volksstammes. Indem das österreichische Deutschthum, mit dem wirklichen Deutschthume sprachlich, ethnisch dagegen nur wenig verwandt, sich als den Träger der Gesittung geberdete, nahm es für sich zugleich die Leitung der Geschäfte, die Beherrschung der übrigen Stämme in Anspruch. Aus diesem Kampfe um's Dasein, um die politische und nationale Existenz, welchen die Völker Oesterreichs führen, aus dem jeweiligen Stande dieses Kampfes geht die bemerkenswerth rasche Abnützung seiner Staatsmänner, der überraschend häufige Systemwechsel hervor. Naturgemäss sträubt sich das die Gewalt handhabende, alternde Deutschthum gegen den Föderalismus, welcher einem Abdanken der deutschen Präponderanz gleichkäme. Thatsächlich hat jedoch Oesterreich die Pfade des Föderalismus schon eingeschlagen, seitdem es durch den 1867er Ausgleich sich in zwei verschiedene politische Hälften spaltete, denn ob die Föderation aus nur zwei ob aus 100 Gliedern bestehe, ist im Principe ganz gleich. Ungarn entwand sich zunächst der Herrschaft des deutschen Elements, weil es der stärkere Theil war, und

so wird auch in Zukunft der zweitstärkste Theil zuerst seine Selbständigkeit erringen. Die Phasen dieses Kampfes sind langwierig und wechselvoll, dermalen scheint er fast zu stocken, aber nur Kurzsichtige können ihn für erloschen halten. Dass dieser Kampf zugleich ein Culturkampf sei, ist unbestreitbar, ob die Cultur jedoch durch einen etwaigen Sieg des Föderalismus, wie man will, ernstlich bedroht werden könne, bleibe dahingestellt. Weder gewinnt dieselbe durch ein gewaltsames Aufdrängen, noch sind die Völker des Ostens so weit zurück, als gerne verbreitet wird. Strebsam, jung und kräftig wie sie sind, gehört ihnen ja doch unter allen Umständen die Zukunft.

Oesterreich ist ein leuchtendes Beispiel dafür, wie wenig englische Muster sich zur Nachahmung eignen. Der freisinnige Parlamentarismus, mit Recht Albion's Stolz, hat hier nicht Eine nennenswerthe Frucht gezeitigt; vielmehr erwies sich das Parlament, sowohl jenes ältere aus indirecten Wahlen, als das neuere aus directen Wahlen hervorgegangene, ebenso unfähig, engherzig und unstaatsmännisch, kurz seinen Aufgaben eben so wenig gewachsen, als dies vom früheren Absolutismus behauptet wurde. Auf die Förderung der Cultur hat der österreichische Liberalismus nur wenig Einfluss genommen, ja man beklagt heute den Verfall der Wiener Universität, deren Glanz durch Heranziehen hervorragender Kräfte, ohne Rücksicht auf Confession oder politische Richtung, zu heben das Hauptstreben eines bekannten ultramontanen Ministers der Reactionszeit gewesen. Die culturellen Fortschritte Oesterreichs, hoch bedeutend wie sie sind, wurzeln nur zum geringsten Theile in dem Umschwunge der politischen Ideen in der Heimat, sind vielmehr das Ergebniss des allgemein gestiegenen Culturniveau's.

Von dieser allgemeinen Steigerung des Culturniveau's konnte man sich am besten überzeugen, wenn man die Räume der Wiener Weltausstellung 1873 durchwandelte. Nirgends aber überraschte dieselbe mehr denn in Russland, welches Tendenz und Unwissenheit gerne als auf tiefer Stufe darzustellen belieben. Hinter seinen westlichen Nachbarn steht das Czarenreich wohl noch weit zurück, allein allerwärts vermag das Auge des besonnenen, vorurtheilsfreien Beobachters Anfänge, und zwar mächtige Ansätze zu hohem Culturaufschwunge aufzuspüren. Das Alleinherrscherthum an der Newa wird wohl noch lange die den Russen entsprechende Staatsform bilden, gleichzeitig aber den Beweis antreten, wie unter seinem Schutze und Schirme die Cultur sich gedeihlich zu entwickeln vermag. Noch sind es nur wenig Jahrhunderte, dass die Russen der verwildernden mongolischen Zuchtruthe entronnen, und nicht nur haben sie sich zu einem nach Aussen hin Achtung gebietenden, mächtigen Staatswesen, ja dem gewaltigsten der Neuzeit, emporgearbeitet, sie haben auch mit Erfolg eine beträchtliche Cultursumme sich angeeignet und

verarbeitet. Neben einer reichen, durchaus originellen Nationalliteratur, poetischen wie prosaischen Inhaltes, hat die Wissenschaft in Russland eine Höhe erklommen, welche in scientifischen Kreisen die Kenntniss der russischen Sprache fürderhin als Nothwendigkeit erscheinen lässt. [1]) Auf dem Felde der Linguistik, der Historie, der Naturwissenschaften jedweden Zweiges, der Erd- und Völkerkunde besitzt das heutige Russland eingeborne Gelehrte, welche sich den Koryphäen der ausländischen Wissenschaft ebenbürtig zur Seite stellen. Seinen Eroberungen, welche fast halb Asien erschlossen, folgte die wissenschaftliche Erforschung auf dem Fusse, während die Begründung der russischen Herrschaft selbst für jene Gebiete einen unabschätzbaren Culturgewinn darstellt. Wie es Russland war, von dem die epochemachenden Entdeckungen am Südpole ausgingen, so war es wieder Russland, welches die colossalen Längsthäler der Himmelsgebirge bis zum Tengri-Chan und zur Bogdo-Oola hin entschleierte. Die binnen zwei Jahrzehnten nach jeder Richtung der Wissenschaft hin erfolgte Durchforschung des Tian Schan, ausschliesslich ein Werk russischer Gelehrter, wie Semenow, Säwerzow, Proczenko, Wenjukow, Golubew, Sacken, Poltoratzky, des unvergesslichen Fedschenko u. a. m., ist an und für sich eine so gewaltige Leistung in der Geschichte der Erdkunde, dass ihr nur wenige gleichkommen, und die Nation, welche solches vollbrachte, mit gerechtem Stolze sich als würdige Rivalin der hochgestiegenen Briten betrachten darf.

Wir dürfen mit gutem Fug die Russen als die Vertreter des Slaventhums überhaupt betrachten, dessen ethnischer Werth in diesem Buche wiederholte Würdigung fand. Mit schweren Lastern verbindet der Slave hohe Tugenden, die ihn zu Grossem befähigen. Von seinen Fehlern wiegt politisch keiner schwerer, als der Mangel an Energie, und gerade dieser Nationalfehler bedrückt den Russen am wenigsten. Ihm ist sogar, vielleicht ein Erbstück aus der Mongolenzeit, eine seltene Energie eigen verbunden mit einem seltenen Talente; denn alle Ethnologen sind darüber einig, dass die Slaven überhaupt zu den begabtesten Völkerstämmen zählen. Es heisst mit den modernen Forschungen frevelhaften Missbrauch treiben, wenn im augenscheinlichen Dienste einer Parteitendenz die Lüge, dass das Slaventhum keine Zukunft habe, dass es nie zu einer dominirenden Stellung in der Cultur gelangen werde, in das Gewand des unanfechtbaren Satzes gekleidet wird, die Slaven müssten sich gerade so den ehernen Gesetzen der Natur beugen, wie die modernen Völker, und man diesen mit folgenden, der Wahrheit entgegengesetzten Argumenten zu begründen sucht: Mangel an Talent sei die Kette,

---

1) Dass man sich in Preussen wenigstens dieser Erkenntniss nicht verschliesst, zeigt die jüngste Verordnung, welche für die Generalstabsoffiziere das Erlernen der russischen Sprache obligatorisch macht.

Mangel an Energie der Einschlag.[1]) Was insbesondere das Russenthum bisher in der kurzen Frist kaum zweier Jahrhunderte seit dem wohlthätigen Barbaren, Peter d. Gr. genannt, geleistet hat, ist freilich nur Jenen erkennbar, die sich mit dem Studium des Czarenreiches und seiner culturellen Verhältnisse ernstlich befassen, und verbirgt sich meistens hinter dem schwer durchdringlichen Panzer einer wohltönenden Sprache, welche ein Volk von 70 Millionen Köpfen zu pflegen und nicht aufzugeben wohl ein unbezweifeltes Recht hat. Bei der dem Slaven eigenen Lern- und Wissbegier entgeht ihm dadurch nichts von den Forschungen und Errungenschaften seiner Nachbarn. Die gewaltigen, im Auslande theilweise noch ungeahnten Fortschritte der materiellen Cultur in Russland — wie uns die Entwicklungsgeschichte gelehrt, allemal der Vorläufer des geistigen Aufschwunges — gewähren dem russischen Volke in hohem Maasse die Hoffnung, dereinst eine culturbeherrschende Stellung einzunehmen, eine Hoffnung, welche seine relative Jugend unter den europäischen Culturnationen, wie nicht minder der nach Osten gerichtete Rücklauf der Gesittung, der seinerzeit ein Ablösen der gealterten Germanen durch die herangewachsenen Slaven in Aussicht stellt, naturgesetzmässig berechtigen.

Allgemeine Erscheinungen der Colonial-Cultur.

Die Geschichte der europäischen Civilisation erhält eine wichtige Bestätigung durch jene der Neuen Welt. Der Entdeckung Amerika's folgte die Bildung von Colonien, die sich alsbald auf alle neu aufgefundenen Länderräume erstreckten. Von den Vorstellungen des Colonialsystems getragen, gab es bald kein Volk Europa's mehr, welches nicht irgendwo seine Colonie hatte. Die damals an der Spitze der Civilisation marschirenden Romanen gingen mit dem Beispiele den Germanen voran, und es ist nothwendig, auf die allgemeinen Gegensätze zwischen Romanismus und Germanismus auch in der Colonialfrage zu verweisen, will man den Culturgang jenseits des Oceans richtig erfassen. Wohl aus ganz natürlichen Ursachen legten die Romanen ihre Colonien sammt und sonders in den heissen und wärmeren Regionen an; das nördlichste romanische Volk besass auch die nördlichste Colonie: Canada gehörte vormals den Franzosen. Die einstigen spanischen Besitzungen in Amerika liegen in überwiegender Ausdehnung innerhalb der Wendekreise. Nur Californien, das nördliche Mexico, Chile, die Laplata-Staaten, Uruguay und die südlichen Gebiete Brasiliens ragen darüber hinaus. Dagegen treffen wir Colonien der kosmopolitischen Germanen in allen Zonen, in der arcti-

---

1) *Neues Wiener Tagblatt. Demokratisches Organ,* vom 15. Juni 1874.

schen wie in der tropischen. Besassen doch einst die Holländer eine Niederlassung, Smeerenberg, auf Spitzbergen unter 80° n. B.! So recht eigentlich wohl fühlen sich allerdings die Germanen nur ausserhalb der Wendekreise und liegen ihre bedeutendsten Niederlassungen in der gemässigten Zone: die gesammten Vereinigten Staaten, die Ansiedlungen im südlichen Afrika und alle aufblühenden Colonien Australiens (Neusüdwales, Victoria, Süd- und Westaustralien, Tasmanien), endlich der nördliche Theil des britischen Indien, vornehmlich das Gangesthal. Nur in diesen Gebieten ist es Weissen gelungen, die vorhandenen einheimischen Bewohner zu verdrängen und so zu sagen eine neue weisse Bevölkerung zu schaffen. Hierin liegt zugleich der Schlüssel zu der Verschiedenheit der Culturstufen in den Colonien. Gestiegen sind einzig jene, wo das gesittete Europäerthum auch ethnisch den Sieg davon trug. Dies ist aber nur ausserhalb der Tropen möglich, wie die mit dieser Frage zusammenhängende Auswanderung gelehrt hat. Wohl sind in neuerer Zeit Tiroler nach Perù und Belgier nach Guatemala gewandert; Deutsche leben zerstreut allerwärts in Mexico, Central- und Südamerika. In tropischen Colonien gingen sie alle rasch ihrem Untergange entgegen und starben bald dahin. Das Gedeihen der Ausgewanderten hängt demnach und hing von jeher in allererster Linie mit den klimatischen und ethnischen Verhältnissen der Länder und Völker, dann erst mit socialen und ganz zuletzt mit politischen Einrichtungen zusammen. Im nördlichen Theile der Vereinigten Staaten, in den südlichen Streifen Australiens und Brasiliens gedeihen europäische Ansiedelungen. Nach den Unionsstaaten zogen und ziehen Kinder aller Nationen, vorwiegend Deutsche und Irländer; Engländer und Deutsche wandern nach Australien, Letztere auch nach Südbrasilien und Chile, Italiener nach den Laplata-Staaten. Nach den eigentlichen Tropen verirren sich vergleichsweise nur wenige Uebelberathene und hier vermögen Germanen wie Romanen ihre Herrschaft nur durch Gewalt aufrecht zu halten; niemals ist es ihnen gelungen, die Autochthonen zu verdrängen; die germanischen Europäer bilden dort überall die eminente Minderzahl, wie z. B. die Holländer auf Java, dem ostindischen Archipel und in Surinam, die Schweden und Dänen in Westindien, die Engländer ebenda, in Dekkan und Pegu. So war von vornherein die Entwicklung der aussereuropäischen Colonialcultur in die gemässigte Zone gebannt und indem ihre natürlichen Anlagen die Romanen in die wärmeren, die Germanen in die kühleren Erdstriche trieben, den Händen der Letzteren ausschliesslich anvertraut. Wir sehen also abermals den Gang der Culturentfaltung, und zwar an den verschiedensten Erdpunkten, von natürlichen Ursachen und Gesetzen beherrscht. Der Codex dieser Naturgesetze, so weit sie der Ethnologie entnommen sind, lautet beiläufig wie folgt: der Mensch ist

kein Kosmopolit; gleich der Pflanze, gleich dem Thiere ist jede Menschenart an einen bestimmten Verbreitungsbezirk gebunden; ausserhalb desselben akklimatisirt sich und gedeiht eine Race nur unter äusseren, der Urheimat möglichst ähnlichen physischen Bedingungen. Wie die Pflanze, erleidet sie aber auch dann sowohl physische als geistige Veränderungen und unterscheidet sich wesentlich von ihren Stammeltern. Der Mensch passt sich mit einem Worte dem neuen Boden an. Jedoch in Gebiete versetzt, welche der Heimat in wichtigen Punkten unähnlich sind, geht das Geschlecht zu Grunde und schleppt sich je nach Umständen kürzer oder länger in Verkommenheit dahin. Zwischen den verschieden begabten, heterogenen Menschenarten entbrennt sofort der furchtbarste Kampf um's Dasein. Die gegenwärtige Inferiorität der Racen ist eine unzweifelhafte Thatsache. Unter gleich günstigen klimatischen und Bodenverhältnissen verdrängt die höhere Race allemal die niedrigere, d. h. die Berührung mit der Cultur der höheren ist tödtliches Gift für die niedere Race und bringt sie um. Alle Versuche solche Racen der Vorzüge höherer Gesittung theilhaftig zu machen, ja nur sie ihnen nahe zu legen, dienen blos dazu, sie desto sicherer zu erwürgen; die heuchlerische Pseudophilantropie, welche die untergeordneten den höheren Racen gleichstellt, hat überall noch die düstersten Resultate und blutige, Jahrhunderte lange Kämpfe zur Folge gehabt.

Ausgerüstet mit der Kenntniss dieser Gesetze, lässt sich der Culturgang in den Colonien befriedigend erklären. England und Nordamerika allein, d. h. germanisches Element, haben Colonien zu gründen und zu heben verstanden, weil allein im Besitze der dazu geeigneten Landstriche. Die Art und Weise wie das germanische Element seine Aufgabe gelöst, steht jedoch in ungeheurem Widerspruche mit allen Idealen einer sogenannten Humanitätspolitik. Der Yankee, ein energisches, materielles Geschlecht, vernichtet Alles in schroffer, brutaler Weise; er kommt, die Riflebüchse am Rücken, den Revolver in der Hand, in das auszubeutende Gebiet.[1]) Nach und nach zerstört er die einheimische Bevölkerung durch das Eisen, den Branntwein, die Willkür und tausend andere Mittel, und nimmt gewaltsam Besitz von dem ihm zusagenden Boden. So sind die Indianer in den Vereinigten Staaten auf ein Minimum herabgesunken, die Indianerkriege aber, welche zeitweise dort wüthen, sind nichts als ein letztes Aufflammen der mit Füssen getretenen Eingebornen, die mit barbarischer Rohheit Rache nehmen für die raffinirte, unsägliche Grausamkeit, womit seit Decennien der Yankee den rothen Mann bedient hat. Dieser unterliegt natürlich im Kampfe, seine

1) Ein wenig erquickliches, wahrheitsgetreues Bild der amerikanischen Civilisation und ihrer Thätigkeit entrollt W. F. Butler, *The wild nord Land*. S. 10—15. Vgl. auch *Ausland* 1874 No. 31 S. 612—613.

Race verschwindet und die Civilisation schreitet über seine Leiche hinweg. Aehnlich verhält es sich in den Colonien der Briten; sie drängen die Eingebornen von ihren Niederlassungen zurück, demoralisiren sie durch übermässige Arbeit, durch unersättlichen Gelddurst, durch Laster und Krankheiten aller Art und bereichern sich auf Kosten der sogenannten humanitären Gesetze. Squatters und Ansiedler, Kaufleute und Missionäre wetteifern mit einander im Vertilgen eingeborner Völkerschaften; in den australischen Colonien jagen die englischen Ansiedler die schwarzen Landeskinder wie das Hochwild oder den Hasen; zur allgemeinen Belustigung späht man nach dem Schwarzen und streckt ihn mit wohlgezieltem Schusse nieder, während daheim die City-Philosophen die Phrasen von Humanität und Freiheit im Munde führen. Dafür sind die Engländer Herren in Australien und die Cultur macht dort in jeder Hinsicht sichtbare Fortschritte. Darin liegt wiederum die grosse Lehre, dass die Entwicklung der Menschheit und der einzelnen Nationen nicht nach ethischen Grundsätzen, wohl aber kraft des Rechts des Stärkeren fortschreitet.

In Ländern, wo das germanische Element colonisirend auftrat, wurde demnach von Anbeginn die einheimische Bevölkerung so reducirt, dass sie keine zureichende Arbeitskraft mehr bot; diese musste nun von Aussen her beschafft werden, durch freiwillige oder gezwungene Einwanderung. Zu der letzteren gehört auch die amerikanische Negersklaverei. Dieser begegnen wir überall, wo die einheimische Arbeitskraft zur Verrichtung der nöthigen Bodenbebauung nicht ausreichte, bei Germanen wie bei Romanen. Es ist niemals Jemanden beigefallen, Neger nach Canada oder in das nördliche Europa als Sklaven einzuführen, nicht allein aus dem Grunde, weil in jenen Himmelsstrichen der Neger nicht fortkommen kann, sondern desshalb, weil man dort der Negerarbeit gar nicht benöthigt. Die weisse Bevölkerung ist völlig im Stande, die nothwendige Bodenarbeit selbst zu verrichten, denn sie befindet sich hier in den ihr adäquaten klimatischen Verhältnissen. Anders unter den Tropen. Dafür, dass dort die freie Arbeit der Weissen nicht gedeiht, die Tropensonne den Weissen erschlafft und zur Arbeit unfähig macht, liegen die unverwerflichsten Zeugnisse vorurtheilsloser Beobachter vor.[1]) Die Erfahrungen, wonach Ackerbaustaaten unter den Tropen mit europäischen Arbeitskräften nimmermehr gedeihen können, haben dies vielfach gelehrt. Eben so wenig als der Neger den Einwirkungen des nordischen Himmels, vermag der weisse Mann den fürchterlichen Einflüssen der heissen Zone auf die Dauer zu widerstehen. Nur in solchen Gegenden aber hat man zur Negerarbeit gegriffen, von der Meinung ausgehend, dass selbst schlechte Arbeit besser sei als gar keine, denn über die Schlechtigkeit der Sklavenarbeit sind alle Kenner

---

1) Rich. Schomburgk, *Reisen in Britisch-Guyana.* I. Th. S. 34 ff.

einig. Die wissenschaftliche Erkenntniss führt nun zu drei Resultaten: erstens, dass die gegen dieses uralte Institut erhobenen Anklagen fast ausnahmslos die damit getriebenen Missbräuche, nicht das Wesen selbst treffen, denn es steht ganz unzweifelhaft fest, dass der Neger der kräftigste Tropenmensch ist, der bei menschlicher Behandlung in keiner Weise darunter leidet, so dass sich die Arbeitskraft und Arbeitsthätigkeit des Negers in heissen Ländern seit langer Zeit bewährt hat. [1]) Zweitens, dass unter allen gegen die Sklaverei geschleuderten Anklagen keine schwerer wiegt, als jene, welche gerade am wenigsten gewürdigt wird, nämlich die Folgen der Negersklaverei für die herrschende Race selbst durch die Schaffung von halbschlächtigen Menschentypen, und der damit unwiderruflich verknüpften Verschlechterung des Blutes, die gepaart geht mit sittlicher und moralischer Verkommenheit der Weissen und Färbigen. Die hispano-amerikanischen Republiken, dann Westindien, endlich der Süden der Vereinigten Staaten sind hiefür Beispiele. Drittens endlich, dass es ganz unmöglich ist, die Sklaverei aus der Welt zu schaffen, so lange diese von Menschen bewohnt wird. Die Form ändert sich, das Wesen bleibt. [2])

Von allen Ländern, wohin die Ausfuhr afrikanischer Negersklaven stattgefunden, waren keine ihrem körperlichen Gedeihen förderlicher als die südlichen Unionsstaaten. Die verflossenen Jahrhunderte haben zwar das gesammte tropische Amerika, nämlich Westindien, Mexico, Centralamerika, die nördlichen Staaten Südamerika's und Brasiliens mit Schwarzen überschwemmt, statistisch lässt sich aber nachweisen, dass eine Vermehrung derselben ausschliesslich in den südlichen Vereinigten Staaten eingetreten ist. In allen übrigen Ländern war eine sehr merkliche Abnahme der Negerbevölkerung wahrzunehmen, selbst dort, wo sie, wie in den Colonien der Romanen, eine gute Behandlung genossen. Die romanischen Völker, minder energisch, betriebsam und heftig in ihren Colonisationsversuchen, zeichnen sich vor denen des germanischen Stammes durch

1) Waitz, *Anthropologie der Naturvölker.* II. S. 276. Wie die *Times* berichtete, starb in Philadelphia am 11 März 1867 ein Neger, Adam Page, welcher trotz der Sklaverei das Alter von 122 Jahren erreicht hatte. Aehnliche Fälle sind wiederholt bekannt geworden.

2) Einen Beleg hiefür bringt die *Allgemeine Zeitung* No. 84 vom 24. März 1872 in einem Aufsatze *„Der Sklavenhandel an der Ostküste Afrika's,“* woraus hervorgeht, dass derselbe jetzt an der Ostküste genau so schwunghaft betrieben wird wie früher an der Westküste. Die Mission Sir Bartle Frères nach Sansibar hat bekanntlich nur zur Folge gehabt, den Sklavenhandel neuerdings in ein anderes Bett zu leiten, keineswegs ihn lahm zu legen. Vgl. *„Der Sklavenhandel in Ostafrika.“* 1873. No. 19 S. 371. No. 43 S. 850). Auch ein so ruhiger, nüchterner Forscher wie E. Marno, der den ägyptischen Sudân aus eigener Anschauung kennt, betont die natürliche Nothwendigkeit der Sklaverei in Ostafrika und die Unausrottbarkeit des Sklavenhandels. *(Mittheil. der k. k. geograph. zu Wien.* 1872 S. 249. 1873 S. 459.) Thatsächlich hat in den letzten Jahren sogar in Aegypten eine Vermehrung der Haussklaven stattgefunden. Siehe Marno, *Ueber Sklaverei und die jüngsten Vorgänge im ägyptischen Sudan.* (A. a. O. 1874. S. 243—255.)

grössere Milde und Menschlichkeit gegen ihre Sklaven aus. Dies zeigt sich vor allem in der Milde der spanischen Sklavengesetze; der glücklichsten Lage erfreuten sich die Neger im französischen Westindien. Trotzdem vermochte diese gute Behandlung weder ihrem raschen Abnehmen noch auch ihrer sittlichen Depravation Einhalt zu thun. Gegen Norden hin hatte übrigens die Natur selbst ihrer Verbreitung eine unübersteigliche Schranke gezogen, indem das Klima der nördlicheren Unionsstaaten sich für den Neger verderblich erwies.

Auch mit den einheimischen Völkerschaften räumten die romanischen Stämme weit weniger auf als die Germanen, weil in den heissen Himmelsstrichen die Energie erschlaffte; die spätere Colonialwirthschaft der Spanier zeichnete sich durch bedeutende Milde aus; noch glimpflicher gingen und gehen die Franzosen mit ihren fremden Unterthanen um; dafür haben sie auch keine blühende Colonie aufzuweisen. Da in den romanischen Colonien die einheimische Bevölkerung grössere Schonung erfuhr, daher an Kopfzahl nicht abnahm, so hätte sie wohl die zur Bodencultur nothwendige Menschenarbeit stellen und die Negersklaverei überflüssig machen können, wenn nicht die ausgesprochenste Arbeitsscheu sogar höher stehende Naturvölker charakterisirte. Abgesehen von ihrer geringeren körperlichen Stärke, arbeiten sie in freiem Zustande eben so wenig als die Neger. Selbst der bodensässige, ackerbauende Indianer in Mexico, Centralamerika und Perù baut nur gerade so viel, als er zum nothdürftigsten Lebensunterhalte bedarf. Genau so handelt der Malaye auf Java und den ostindischen Inseln. Nur mit Hilfe des sinnreichen, jetzt schon fast zur Gränze verlassenen *Cultuurstelsel* gelang es den Holländern, Java zur Perle der Sundasee zu machen. Das *Cultuurstelsel* beruht aber auf Zwangsarbeit, wenn auch in beschränktem Maasse. Man hätte demnach in Amerika, wollte man die Eingebornen zur Bodencultur benutzen — dieselben ebenfalls hiezu zwingen, d. h. mit anderen Worten die Sklaverei statt für die Neger für die Landeseingebornen einführen müssen.

So lagen die die gesammte amerikanische Entwicklungsgeschichte beherrschenden Verhältnisse, als die Loslösung der Neuenglandstaaten vom Mutterlande sich vollzog.

Das germanische Amerika.

Die britischen Colonisatoren des nördlichen Amerika genossen von jeher eine umfassende demokratische Freiheit, die Abhängigkeit von England war eine im Allgemeinen wenig empfindliche. Zwischen dem alten Europa und dem neuen Colonisationsgebiete in Amerika bestand der grosse Unterschied, dass ersteres schon seit Jahrtausen-

den eine dichte Bevölkerung trug, die den Boden allenthalben bebaute, letzteres ein zwar fruchtbares aber erst urbar zu machendes Land war mit einer nur dünnen Bevölkerung europäischer Ansiedler. Gewohnt, gegen die Autochthonen mit schonungloser Willkür zu verfahren, umfangen von weiten Gebieten, welche die Idee der Freiheit begünstigen, zur Bewältigung der unbändigen Natur auf die eigene Kraft angewiesen, ist die demokratische Freiheit und Gleichheit der Neuengländer eine so durchaus naturgemässe Erscheinung, dass sich dieselbe überall wiederholt, wo gleiche Verhältnisse walten: in den Colonien Australiens, auf Neuseeland, am Cap, in den Freistaaten der holländischen Boers im Gebiete des südafrikanischen Orange River und Limpopo, in Canada. An allen diesen Orten wandten die Völker germanischen Stammes von jeher sich demokratischen Staatsformen zu, führten ihre Geschäfte mit eigener Hand und brachen dem Selfgovernment Bahn. Auf den weiten Räumen, wo meilenweite Entfernungen den Nachbar vom Nachbar trennen, ist Jeder selbstverständlich sein eigener Herr und König; es gibt Niemand, mächtig genug seinen Willen dieser zerstreuten Menschheit, weder zum Nutzen noch zum Schaden, aufzuzwingen. Als daher ein geringfügiger Anlass zum amerikanischen Befreiungskriege führte und die Neuenglandstaaten die britische Oberherrschaft abschüttelten, war für sie keine andere staatliche Constituirung möglich, als jene der Republik. Nicht als ein Ereigniss von welthistorischer Bedeutung und nicht als ein Sieg des republikanischen Princips, sondern als eine einfache Naturnothwendigkeit stellt sich die Annahme der republikanischen Staatsform für die unabhängig gewordenen Nordamerikaner dar, und Niemand, der für die natürliche Culturentwicklung ein offenes Auge hat, wird bezweifeln, dass bei der früher oder später eintretenden Loslösung der nicht tropischen Colonien überall die republikanische Staatsform adoptirt werde. Canada in der Gegenwart ist am besten Wege hiezu, und in Australien gestalten sich die Dinge ganz analog. Ein Trugschluss ist es nur, dass die Nordamerikaner damit etwa einen Fortschritt bekundeten gegenüber dem in Europa schrankenlos waltenden Absolutismus, dass sie etwa dadurch ein höheres Culturstadium verrathen hätten.[1]) Gerade weil Europa die Neuengländer um so Vieles an Cultur überragte, war es monarchisch; denn die Verdichtung der Menschheit ist die Quelle der Knechtschaft und zugleich der Gesittung. Mit der Dünne der amerikanischen Bevölkerung von etwa zwei Millionen Europäern auf einem Areal von über 15,000 geographischen Quadratmeilen, d. h. von durchschnittlich 1 Europäer auf 133 Quadratmeilen! ist an und für sich unwiderruflich nur ein äusserst niedriger Gesittungsstand geknüpft. Die Nordamerikaner

1) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 468—469.

waren den Europäern so wenig an Cultur ebenbürtig, als es heute die Boers sind, welche sich gleichfalls der republikanischen Staatsform bedienen.

Wenn hier die Amerikaner als Europäer bezeichnet wurden, so hat dies nur mit Einschränkung und als Gegensatz zu den indianischen Eingebornen zu gelten. In Wirklichkeit bildete sich in Nordamerika ein neuer Menschenschlag, dessen charakteristische Merkmale sich bereits scharf ausgeprägt haben. Alle Beobachter stimmen darin überein, dass der Nordamerikaner in seiner ganzen äusseren Erscheinung sich von seinen keltisch-germanischen Brüdern in Europa in auffallender Weise unterscheide und mehr und mehr dem indianischen Typus nähere.[1] „Nach der zweiten Generation [2]) schon zeigt der Yankee Züge des Indianertypus. Später reducirt sich das Drüsensystem auf ein Minimum seiner normalen Entwicklung; die Haut wird trocken wie Leder; die Wärme der Farbe, die Röthe der Wangen geht verloren und wird bei den Männern durch einen lehmigen Teint, bei den Weibern durch eine fahle Blässe ersetzt. Der Kopf wird kleiner, rund oder selbst spitzig; man bemerkt eine grosse Entwicklung der Backenknochen und Kaumuskeln; die Schläfengruben werden tiefer, die Kinnbacken massiver, die Augen liegen in tiefen, einander sehr genäherten Höhlen. Die Iris ist dunkel, der Blick durchdringend und wild. Die langen Knochen verlängern sich, besonders an den oberen Gliedern, so, dass in Frankreich und England besondere Handschuhe fabricirt werden, deren Finger man besonders lange macht. Die innern Höhlen dieser Knochen verengern sich, die Nägel werden leicht lange und spitz. Das Becken des Weibes wird demjenigen des Mannes ähnlich.“ Das Haar der Nordamerikaner nimmt die schlichte und straffe Art des indianischen Haares an, obwohl sie ursprünglich weiches und lockiges Haar hatten.[3] Die Haut ist sehr zart, das Fettpolster zwischen Haut und Muskeln verschwindet, ein auffallender Mangel an Körperfülle tritt ein, der Hals wird sehr schmal und daher überlang.[4] Gewinnt durch all dieses die Physiognomie der Yankee einen ganz eigenthümlichen Ausdruck, so sticht auch ihr ganzes Benehmen, dem immer etwas Eiliges und Fieberhaftes beigemischt ist, auffallend von dem Ernst und der Bedachtsamkeit ihrer Brüder in England ab.[5]

---

1) Carpentes, *Varieties of Mankind* in Todd's *Cyclop. of Anatomy and Physiology.* S. *1330.*

2) Carl Vogt, *Vorlesungen über den Menschen.* II. Bd. S. 236.

3) Jarold, *Anthropologia.* S. 169.

4) Knox, *The Races of Man.* London 1842 S. 73.

5) *Transactions of the anthrop. Soc.* London 1863 p. VIII. Siehe M. Rauch, *Die Einheit des Menschengeschlechts.* Augsburg 1873 8⁰ S. 195—197.

Wie man sieht, waren die Amerikaner durch einen trotz des beständigen Nachschubes an europäischem Blute unaufgehaltenen Naturprocess ein sogar leiblich und um so mehr geistig verschiedenes Volk geworden, dessen Entwicklung demnach eine andere werden musste. Dies allein drängte schon auf eine Loslösung von Europa hin und die Frage nach der Berechtigung der amerikanischen Erhebung hat keinen Werth. Die Amerikaner machten zudem nur von ihrem Rechte des Stärkeren Gebrauch und in Amerika waren sie eben die Stärkeren. Es ging Alles mit ganz natürlichen Dingen zu, und selbst die Annahme der Föderativ-Republik ist nur eine Folge natürlicher Momente. Die äusseren Merkmale und verborgenen Verschiedenheiten, die Engländer, Franzosen, Deutsche u. s. w. trennen, sind nämlich kaum deutlicher als diejenigen, welche den Eingebornen von Maine von dem Eingebornen von Südcarolina, jenen von Ohio oder Illinois von jenem Connecticut's unterscheiden; sie sind alle Bürger der Vereinigten Staaten, aber jeder ist ein Amerikaner mit einer Besonderheit.[1] Diese Volksverschiedenheit zusammengehalten mit der grossen räumlichen Ausdehnung der Gebiete erklärt, dass nur ein sehr laxes Band, eine Conföderation, Elemente verbinden konnte, welche in sich die Neigung zu vollkommen selbständigen, von einander unabhängigen Staatsindividuen verspürten. So war die Centralisation *a priori* durch unüberwindliche Momente ausgeschlossen. Diese Hindernisse verringern sich in dem Maasse, als die Dichtigkeit der Bevölkerung wächst und eine Verschmelzung der einzelnen Typen anbahnt. Von einem solchen Resultate ist die Gegenwart noch sehr weit entfernt, aber die ganze amerikanische Geschichte hindurch windet sich die unverkennbare Tendenz der Stärkung der Centralgewalt und Schwächung der einzelnen Glieder, der Umwandlung des Staatenbundes in einen Bundesstaat mit immer mächtiger werdender Spitze.

Eine flüchtige Ueberschau der amerikanischen Culturentwicklung, wie sie in diesen Blättern allein möglich ist, lehrt, dass, wie in Europa, im Süden sich die höchste Gesittung gesammelt hatte. Lange beherrschte der Süden politisch den Norden, Dank der Macht, welche ihm seine höhere Bildung wie sein grösserer materieller Reichthum verliehen. Dieser Reichthum hinwieder fusste auf der im Süden erhaltenen Negersklaverei, zweifelsohne die wichtigste Frage der gesammten amerikanischen Cultur. Wohl war die Sklaverei schon 1788 in Amerika abrogirt, aber nur in jenen Gebieten, wo sie ohnehin keine wirthschaftliche Bedeutung besass. Die plötzliche Agitation Englands gegen die Sklaverei, welches früher den Negerhandel nach seinen Colonien als ein Mittel, sie in Abhängigkeit zu erhalten, monopolisirt hatte, trifft genau mit dem Abfalle Nordamerika's,

---

1) Siehe darüber das Buch von Rae *Impressions and Opinions of America.* Leipzig 1874. 8°.

d. h. mit dem Momente zusammen, als dieses Mittel überflüssig wurde. Zugleich musste der britische Handel nunmehr andere Gebiete aufsuchen, die er in Afrika fand. Den Waaren- und Productenhandel mit Afrika zu heben, gelingt jedoch blos in dem Maasse, als es möglich ist, den Sklavenhandel zu unterdrücken. Dies der Schlüssel zu der englischen „Humanität.“ Die so hoch gepriesene Entschädigung der englischen Sklavenhalter durch eine nur mit den schwersten Opfern aufzubringende Halbmilliarde stellt sich einfach als ein Gebot der härtesten Nothwendigkeit heraus, wollte Grossbritannien nicht die völlige Verarmung seiner eigenen Söhne in den Colonien veranlassen und sich selbst für alle Zukunft um deren reiches Erträgniss bringen. Die aufgewendeten Summen hat demnach England zunächst sich selbst und seiner Zukunft zum Opfer gebracht; dass sie den übrigen Nationen und den sittlichen Anforderungen des Jahrhunderts gleichfalls zu Gute kamen, war eben nicht zu verhindern.

Da indess die Bewirthschaftung des Bodens in den Südstaaten ohne aussereuropäische Arbeitskräfte nicht thunlich, so hielten diese die vorhandene Negersklaverei, die Quelle ihrer Macht und ihres Wohlstandes, aufrecht, ein Beweis, wie wenig die Republik an sich die natürlichen Verhältnisse zu ändern, zu bessern vermag. Mit dem Reichthume stellten sich höhere Bildung, Intelligenz und aristokratischer Sinn zugleich mit Sittenlosigkeit ein, welcher die im ganzen Amerikanerthume noch schlummernde Rohheit zur Folie diente. In den fleissigen aber güter- und geistesärmeren Norden strömte hingegen mit Vorliebe die europäische Auswanderung, die hier die besten Bedingungen zu leiblichem und materiellem Gedeihen traf. Dadurch kamen auch geistige Kräfte in's Land, zumal seitdem die Ereignisse des Jahres 1848 in Europa eine ansehnliche Zahl politischer Schwärmer aber gebildeter Männer aus Deutschland hinübertrieben. Dieser Zuwachs an Intelligenz und Wohlstand liess endlich die Nordstaaten den Druck empfinden, welchen die politische Hegemonie des Südens auf sie ausübte und am eigenen Aufschwung hinderte. Diesen Druck zu beseitigen, gab es nur Einen Weg, die Macht des Südens zu brechen, d. h. ihm das Mittel zu seiner Macht zu rauben, und dieses Mittel war die Sklaverei. Man versuchte demnach zuvörderst deren Aufhebung in Güte zu bewirken und als dies misslang, appellirte man an das Recht des Stärkeren; es entbrannte der amerikanische Bürgerkrieg. So wenig sind Republiken fähig, den naturgemässen Lauf der Dinge zu ändern. Und wie seinerzeit die Engländer, hüllten jetzt die Männer des Nordens ihr politisches Streben in das Gewand des Humanismus; als ob es gelte, mit unerhörtem Opfermuthe der Menschheit Wohl und Wehe zu fördern, der Freiheit neue Bahnen zu eröffnen, schwangen sie das Panier der Menschlichkeit. Ein unendliches Mitgefühl für die armen „schwarzen Brüder“ ergriff plötzlich

den sonst so kalten, berechnenden Norden, um dessen Banner sich schaarte, was die gebildete Welt an idealbegeisterten Köpfen besass, und ihm zum Siege verhalf. Wie stets, barg sich die Selbstsucht, das materielle, allein entscheidende Interesse hinter dem Mantel des Ideals. So vertritt jedes Ideal ein Interesse. Die einstige Rolle der Religion spielte jetzt die Menschenliebe, die Menschenwürde, die Sittlichkeit; in ihrem Namen trieften die Schlachtfelder der demokratischen Union vom Blute der Erschlagenen, deren Zahl Alles übertraf, was bisher Dynasten- und Eroberungskriege in Europa geleistet hatten. Niemals noch war mehr denn eine halbe Million [1]) Menschen in nicht ganz vier Jahren im Kriege dahingerafft worden. Lange wogte der Kampf, anfangs den Sklavenjunkern günstig, welche, obwohl numerisch schwächer, die tüchtigeren Feldherren, die verlässlicheren [2]) Truppen besassen, endlich aber, erschöpft von der Uebermacht, die Waffen strecken mussten. Weder die Strategie noch das Milizsystem des Nordens, dem zum vierten Theile [3]) ausländische Kräfte beistanden, erleuchtet die lange Dauer des Secessionskrieges mit vergoldendem Strahl, aber das Endziel war erreicht, die Sklavenbarone lagen gebrochen darnieder, König Cotton war entthront, die Macht des Südens vernichtet, die Herrschaft des Nordens gesichert.

Der amerikanische Bürgerkrieg gewährt ein Beispiel, wie das „Selbstbestimmungsrecht“ der Völker in Freistaaten geachtet wird. Der Süden erstrebte offene Secession, d. h. er wollte von seinem „Selbstbestimmungsrechte“ Gebrauch machen. Dies galt als Rebellion in der freien Demokratie Amerika's, gerade so wie im monarchischen Europa. Es lässt sich daran nicht deuteln und mäkeln, der Bürgerkrieg war ein eigentlicher Unterjochungskrieg, denn er zwang ein Land und Volk zu einem Verhältnisse, dem es sich entziehen wollte; er war aber auch ein Eroberungskrieg, wie jener gegen Mexico 1848 einer gewesen, und die Behandlung des gebeugten Südens, die vielgerühmte „Reconstruction“, welche in der Gegenwart, ein Jahrzehnt nach dem ersten, die Union an die Schwelle eines zweiten Bürgerkrieges geführt hat, war die eines eroberten Gebietes. Denn es genügte nicht, dass dem Süden die Beherrschung des Nordens entzogen werde, — diesen Zweck hätte ja die Secession erfüllt — es musste der Süden selbst beherrscht werden, damit die Macht des Nordens sich erhöhe. Wer hierin den Triumph eines sittlichen Princips erblicken will, möge es immerhin thun; die Culturforschung hat die Aufgabe, die Thatsachen des idealistischen Schim-

1) Der Verlust der Nordstaaten betrug im Ganzen 280,789 Offiziere und Soldaten, wovon 96,101 am Schlachtfelde und 184,560 durch Krankheit und andere Unglücksfälle um's Leben kamen. Die Verluste der Conföderirten sind schwerlich geringer gewesen.

2) Die reguläre Armee der Nordstaaten verlor $24^1/_2$% blos durch Desertion!

3) Die Zahl der Nichteingebornen in der Nordarmee betrug $24^1/_2$%. (*Ausland* 1868 No. 51 S. 1175.)

mers zu entkleiden, worin sie der Menge vorgegaukelt werden, die wahren Ursachen in ihrer Nacktheit bloszulegen; sie tadelt nicht den Gang der Ereignisse, weil sie weiss, dass sie mit Naturnothwendigkeit kommen mussten, sie hegt keine Voreingenommenheit für die eine oder andere Partei, sie erkennt aber das Walten des Rechts des Stärkeren auch dort, wo Freiheit, Sittlichkeit und Humanität ihre Fittige darüber breiten.

Der gebrochene Süden konnte indess erst durch ein neues Werk der Menschlichkeit, das Negerstimmrecht, völlig unterworfen werden. Die plötzliche Emancipation der englischen und amerikanischen Negersklaven hätte eine Lehre sein können, wenn Völker je aus der Geschichte lernen würden; es ist erlaubt, einem gewiegten Forscher das Urtheil nachzusprechen, dass die englische Negeremancipation zu allen Zeiten als eine der grossartigsten, national-ökonomischen und politischen Thorheiten dastehen werde, welche die Culturgeschichte aufzuweisen hat.[1]) Die Wiederholung des nämlichen Experiments, das man nur für ein humanitäres hielt, während es ein ethnologisches ist, endet in den Vereinigten Staaten mit dem nämlichen Fiasco und dem für die humanistische Schule am allerwenigsten erwarteten und angestrebten Resultate: mit dem Aussterben der Neger. In der Sklaverei vermehrte sich, in der Freiheit stirbt der Schwarze. Seit ihrer Emancipation sind ihrer fast die Hälfte, von 4 Millionen etwa $1\frac{1}{2}$ zu Grunde gegangen. Die Ursache liegt auf der Hand. Die Neger wurden früher allerdings zu schwerer Arbeit angehalten, aber doch gewöhnlich nicht über ihre Kräfte benutzt, um diese für den eigenen Herrn zu schonen und zu erhalten; sie waren eben ein Capital, das man nicht leichtsinnig vergeudete. Jetzt waren sie zwar frei, aber unwissend und hülflos wie zuvor; es fehlte ihnen Klugheit und Voraussicht, arbeiten aber wollten sie nicht. Freiheit hiess ihnen nicht arbeiten; eine Freiheit mit Arbeit ist in ihren Augen keine Freiheit. So zog sie ihre Neigung bald nach den grösseren Städten, wo Laster und Mangel schreckliche Verheerungen unter ihnen anrichteten. Beim Herumwandern waren kleine Kinder eine Beschwerlichkeit, die mütterlichen Instincte aber schwach und an der Pflege der Kleinen hatte Niemand mehr ein Interesse; das Leben besass keine Reize mehr für sie und der Kindsmord nahm furchtbar überhand; zu Tausenden schwammen die Leichen der schwarzen Kinder den Mississippi hinab, und auch sonst starben die Kinder rascher hinweg als die Erwachsenen.[2]) Kurz die Emancipation bedeutete den Racentod.

---

1) Th. Waitz, *Anthropologie der Naturvölker*. II. Bd. S. 286—290, wo man die traurigen sittlichen Folgen der Emancipation nachlesen kann, die man eben im Namen der Sittlichkeit verkündete. Vgl. auch den Vortrag John Crawfurd's, worüber das *Ausland* 1865 No. 21 S. 504 berichtet.

2) *Ausland* 1867 No. 46 S. 1104.

Die Constatirung dieses Fiasco's der Humanitätsheuchelei verdammt indess nicht das Geschehene, lässt nicht den Wunsch nach einer anderen Wendung dieser Frage aufkommen, sondern stellt vielmehr fest, dass das Hinsterben der freien Neger jetzt nur mehr eine Frage der Zeit, die gründlichste und günstigste aller denkbaren Lösungen ist. Indem auf solche Weise die Union der Sorge um ihre „schwarzen Brüder" ein für allemal enthoben wird, feiert die Cultur dabei einen Triumph, der mit dem Verschwinden eines heterogenen Volkselementes stets verbunden ist. Die Gefahren der Zukunft, die in diesem Buche nicht zur Sprache kommt, liegen in den ethnischen Wirkungen des freien Negerthums vor seinem Aussterben.

In dem Nachstehenden möchte ich nicht gerne missverstanden werden. Indem ich die Schattenseiten der heutigen amerikanischen Cultur in das grellste Licht ziehe, möchte ich nicht die Meinung erwecken, als ob diese allein ohne jeglichen Lichtstreif das Culturgemälde der grossen Republik ausmachen; noch wäre es richtig zu glauben, das republikanische System trage daran ausschliessliche Schuld. Ich habe gezeigt, dass der föderative Freistaat in Nordamerika das einzig Mögliche und Natur- und Volksgemässe war; die jetzt in der Union auftretende Entartung ist gleichfalls vorwiegend eine rein volksthümliche Erscheinung. Der Zweck der folgenden Skizze ist nicht etwa, den Republikanismus, die Entfaltung der Demokratie zu tadeln, den Monarchismus als etwas Besseres darzustellen, sondern nur an der Hand der Thatsachen zu constatiren, dass umgekehrt die freistaatliche Form der monarchischen culturell nicht überlegen ist, dass sie in keiner Weise die ihr ergebene Gesellschaft vor den Auswüchsen und Gefahren zu schützen vermag, welche die monarchisch gebliebene Menschheit Europa's bedrohen, dass das Wort Freiheit kein Zauberwort, womit man die socialen Uebel zu heben oder zu bannen vermag. Ein solches Zauberwort gibt es einfach nicht.

Vor einiger Zeit schrieb ich von der Union beiläufig wie folgt: Dieses Land umfasst beinahe einen halben Welttheil und ist im Besitze unermesslicher Reichthümer; es geniesst den Vorzug einer meerbeherrschenden Stellung. Dort herrscht puritanische Einfachheit, man kennt keine Orden und Titel, keinen Hof mit seinem Luxus, seiner Verschwendung und seinem entsittlichenden Beispiel, man kennt nur den Stolz Bürger dieser Republik zu sein. Jedem sind die weitgehendsten Rechte eingeräumt. Handel und Wandel sind hochentwickelt, der Luxus steht auf ausserordentlicher Höhe. Diese Republik verstand aber nicht, dem furchtbarsten Bürgerkriege vorzubeugen, der jemals geführt worden, und als nach jahrelangem Ringen ihr endlich der Sieg verblieb, lag die schönere Hälfte des

Landes in vandalischer Verwüstung [1]) da. Die Schuldenlast war zu colossaler Höhe emporgeschnellt [2]) und seither nur wenig verringert. [3]) Der Schwindel beherrscht die solide Arbeit, [4]) die Corruption ist grenzenlos [5]) und reicht von den niedersten Schichten bis hinauf in die höchsten Regierungskreise; [6]) die Sittlichkeit steht auf tiefster Stufe, der Abortus wird unverschämt öffentlich betrieben, [7]) der Handel ist beengt durch die Schranken absurder Tarife, [8]) die Rhe-

---

1) Strassen, Brücken, Telegraphen, Eisenbahnen, die öffentlichen Gebäude in den meisten Städten, Alles war zerstört. Ueber die Lage der Südstaaten nach dem Kriege vgl. *Edinburgh Review* No. 277 vom Juli 1872 S. 148—179. Dieser Artikel gründet sich auf folgende Quellen: Robert Somers, *The Southern states since the war:* 1870—1871. London. — *Revenue of the United States. Official Report* of Mr. D. Wells, the special commissioner. London. — *Monthly Reports of the Department of agriculture.* Washington 1871. Letztere Publication habe ich nicht selbst eingesehen. Vgl. ferner: „*Zur Lage der nordamerikanischen Südstaaten.*" (*Allgem. Zeitung* 1872 No. 135) und die Correspondenzen dieses Blattes vom nämlichen Jahre in No. 13, 35, 44, 52, 88, 118, 142, 146, 180, 213, 214. In dem einzigen Louisiana sind einem auf der Versammlung der historischen Gesellschaft zu New-Orleans gehaltenen Vortrage zufolge im Jahre 1873 1 Million Acres Landes weniger als im Jahre 1860 angebaut! Die weisse Bevölkerung hat in diesem Staate im Jahre 1872 um mehr abgenommen, als sie in den letzten Jahren zugenommen, und der Werth des Grundeigenthums ist um 20—70 % gefallen. Sollten diese Angaben auch nur zur Hälfte richtig sein, dann lässt sich nicht verkennen, dass dieser Staat schnell seinem Verfalle entgegeneilt.

2) Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 701 weist darauf hin, dass diese Schuldenlast von dem U stande herrühre, dass in der Union alle Bedürfnisse auch während des Krieges vom Staate bezahlt wurden u. s. w. und meint, wahrlich, die auf solche Weise zu colossaler Höhe gestiegene Staatsschuld gereicht der Republik zur höchsten Ehre, nicht zum Vorwurfe! Mag sein, aber die Steuerträger empfinden desshalb die Last um keinen Cent geringer.

3) Bezüglich der bisherigen Verringerung dieser Staatsschuld meint Kolb (A. a. O.) ich scheine keine Ahnung davon zu haben, dass die Welt noch nie ein Gleiches sah. Die Grösse dieser Leistung habe ich einer genauen Bemessung unterworfen in meinem Aufsatze: „*Die finanzielle Leistung Frankreichs*" (*Ausland* 1873 No. 40 S. 786—790.)

4) Kolb A. a. O. fühlt sich berufen, diesem Passus ein (sic!) beizufügen. Ueber die wahren Zustände vgl. den Artikel: „*Der Humbug in der Geschäftswelt.*" (*Ausland* 1870 No. 13 S. 303.)

5) Siehe darüber meinen Aufsatz: „*Die Corruption in den Vereinigten Staaten.*" (*Ausland* 1874 No. 15 S. 291. No. 16 S. 314), ferner *Ausland* 1870 No. 12 S. 277 und No. 39 S. 931.

6) Im amerikanischen Senate wurde sogar gegen das Staatsoberhaupt eine Reihe von Beschuldigungen geschleudert und eine Untersuchung nur dadurch abgewandt, dass der Vice-Präsident auf der negativen Seite verharrte. (*Ausland* 1870 No. 39 S. 931.)

7) Vgl.: „*Praxis der Kinderabtreibung in den Vereinigten Staaten.*" (*Ausland* 1866 No. 40 S. 959—960.) Siehe auch: Horatio Storer, *Why not? A Book for every woman. The Price Essay to which the american Medical association awarded the Gold Medal for 1865.* Ferner *Ausland* 1867 No. 8 S. 191—192, worin die beispiellose Verbreitung dieses Uebels in ihrem vollen Umfange blosgelegt wird. Die erforderlichen Mittel und die Personen, welche den Handel damit treiben, annonciren sich ziemlich unverhüllt in den Zeitungen.

8) Vgl.: *Volkswirthschaftliche Zustände der Vereinigten Staaten.* (*Oesterr. Oekonomist* 1870 No. 21 S. 258. und meinen Aufsatz: „*Die amerikanische Baumwollproduction und die Wirkung des Schutzzolles.* (*Ausland* 1872 No. 12 S. 278—282.)

derei geht zu Grunde, [1]) die Industrie ist auf allen Gebieten im Rückschritte begriffen, [2]) die Unwissenheit macht rapide Fortschritte, die Zahl der Unwissenden hat sich seit zwei Generationen verdreifacht, [3]) Kunst und Wissenschaft sind fast null, wissenschaft-

---

1) Siehe: *Verfall des Schiffbaues und der Rhederei in den Vereinigten Staaten.* (*Ausland* 1867 No. 19 S. 445—447.) Die Thatsache constatirte der Londoner *Economist* und der obgenannte Mr. Wells für 1869. Hr. Kolb (A. a. O.) lehnt sich dagegen auf und zeigt, dass nach dem tiefsten Stande von 1864 der Tonnengehalt der amerikanischen Handelsflotte von 1,664,516 auf 4,111,412 am 30. Juni 1871 sich gehoben hat. Im Jahre 1860 hatte aber, dies vergisst man, dieser Tonnengehalt 6,165,924 betragen. Thatsache ist, dass der amerikanische Handelsverkehr anfängt, mit nichtamerikanischen Schiffen betrieben zu werden, und dies wird man wohl ein Zugrundegehen der Rhederei nennen dürfen. Was soll dagegen der Hinweis, dass 1870—71 der Hafenverkehr bedeutend höher als je zuvor gewesen, da in diesem auch der Tonnengehalt der fremden Schiffe inbegriffen ist? Charakteristisch ist, dass unter den vielen zwischen Europa und Amerika verkehrenden Dampferlinien nicht eine amerikanische ist. Nach Wells hat auch der Fischfang und die Cabotage mit amerikanischen Schiffen abgenommen.

2) Auch dies weist Hr. Wells nach sogar für den Maschinenbau. Siehe *Ausland* 1872 No. 12 S. 280—281,

3) Kolb (A. a. O.) behauptet, das Gegentheil sei wahr. Vgl. aber darüber: *Unbildung in den Vereinigten Staaten.* (*Globus* XX Bd. No. 14. S. 222) und meinen Aufsatz: *Das Unterichtswesen in den Vereinigten Staaten.* (*Ausland* 1872 No. 16 S. 379—382.) Die Anzahl der Personen, welche weder lesen noch schreiben können, ist in stetem Wachsen begriffen. Im Jahre 1840 gab es in den Vereinigten Staaten 549,850 Weisse, welche dieser geringsten Bildung bar waren; im Jahre 1850 betrug deren Anzahl 962,898, also fast das Doppelte, und 1860: 1,260,575. Die Censusberichte für das Jahr 1870 ergaben eine neuerliche, bedeutende Steigerung dieser Ziffer auf 2,879,543, also nochmals mehr als das Doppelte. Man hat versucht, diese beschämende Erscheinung aus dem Umstande zu erklären, dass in den Südstaaten, so lange dort die Sklaverei herrschte, jeder Unterricht der Sklaven bei Todesstrafe verboten war. (Siehe: *Das amerikanische Erziehungs- und Unterrichtswesen* in der *Beil. zur Allgem. Ztg.* 1871 No. 240). Dieses Argument ist indess keineswegs stichhaltig. Erstens sind in den angegeben Ziffern die Farbigen nicht eingeschlossen, zweitens sind seither 3314 Negerschulen errichtet worden, drittens ist von den 4 Millionen Schwarzen seit der Emancipation fast die Hälfte dahingestorben. Die Censustabellen pro 1870 weisen eine Zahl von 2,663,991 Farbigen aus, welche des Lesens und Schreibens unkundig sind. Relativ beträgt also deren Zahl wohl noch immer siebenmal so viel, als jene der Weissen, absolut jedoch ist sie geringer. Die Zahl der unterrichtslosen Schwarzen hat beständig abgenommen, jene der Weissen dagegen beständig zugenommen, so dass sie sich binnen 30 Jahren, also im Zeitraume einer Generation (1840—1870), mehr denn verfünffacht hat. Von den 2,879,543 ungebildeten Weissen sind 777,864 noch im Auslande geboren, und wohnen davon 665,985 in den nördlichen Unionsstaaten, 39,487 in den Staaten am Stillen Ocean und in den Territorien, und nur 72,383 in den übelbeleumundeten Südstaaten. Rechnet man demnach die 2,663,991 des Lesens und Schreibens unkundigen Farbigen zu den oberwähnten 2,879,543 Weissen hinzu, so erhält man eine Gesammtsumme von 5,660,074, was bei einer Bevölkerung von rund 40 Millionen Menschen einen Procentsatz von 14,15 ergibt. Es scheint demnach, dass bei genauerer Betrachtung der Verhältnisse, die Amerikaner, weit entfernt das alte Europa überflügelt zu haben, von demselben noch viel, recht viel zu lernen haben. Denn es genügt nicht, viele Schulen zu haben und viel Geld darauf zu verwenden, man muss in diesen Schulen auch etwas lernen. Wie einsichtsvolle Amerikaner das dortige Unterrichtswesen beurtheilen, zeigt die Rede des Prof. White von der *Cornel University.* Dieser Gelehrte stellt die amerikanischen höheren Bildungsanstalten tief unter die deutschen und zeigte, dass die gesammte amerikanische Erziehung und

lich hervorragende Leistungen gehören zu den seltenen Ausnahmen.[1]) Das Volksvermögen wird zum grossen Theile verschleudert,[2]) die Leitung des Staates den unerfahrensten Händen anvertraut, die Stellen nicht nach dem Verdienste, sondern lediglich nach Willkür oder durch Corruption besetzt. Der Arme, Besitzlose seufzt unter dem Drucke nicht des Adels, den es nicht gibt, aber des Geldsackes, und verhungert.[3]) Das Elend ist in den niederen Classen grässlich.

Bildung auf nichts anderes gerichtet sei, als auf Reichthum, Geld und Gewinn. Im Zusammenhange hiemit bewies er durch die Statistik die interessante Thatsache, dass in den öffentlichen Körpern, Gesetzgebungen und Aemtern die Zahl literarisch gebildeter Männer von Jahr zu Jahr in auffallender Abnahme und gleichzeitig die öffentliche Corruption in abschreckender Zunahme sei. (*Allgem. Zeitung* vom 19. Juni 1874.)

1) Natürlich im Verhältnisse zu der Stärke der Gesammtpopulation. Auch wäre zu untersuchen, wie viel von den in Amerika erscheinenden wissenschaftlichen Arbeiten von Nichtamerikanern herrühren. Die Hauptpflege spendet man den Naturwissenschaften soweit sie sich auch materiell verwerthen lassen. Die Zahl der Historiker von Rang ist gering, jene der Künstler noch geringer. Dass die Naturforscher vielfach der retrograden Richtung Agassiz' anhängen, sei nur nebenbei bemerkt.

2) Durch Concessionen und Monopole aller Art, dann durch grossartige Unterschleife. In den Zollhäusern waltete ein Betrugssystem, wodurch der Staat enorme Summen eingebüsst hat; man schätzt diese in den letzten Jahren und im *Revenue-Office* allein auf mehr als 100 Millionen Dollars. (*Ausland* 1870 No 12 S. 277.) Von einem hervorragenden Republikaner aus Maine, James S. Pike, ist kürzlich ein Buch über die gegenwärtige Lage von Süd-Carolina erschienen, das die dortigen Zustände in einem schrecklichen Lichte darstellt. Nach Ansicht des Verfassers ist die Verwaltung des Staates nichts als das System einer Räuberbande, die ein hülf- und hoffnungsloses Volk ausplündert. In der Legislatur seien 22 Weisse, und die Wenigen unter ihnen, die mit den schwarzen Gaunern nicht gemeinschaftliche Sache machten, hätten nicht mehr Einfluss auf die Gesetzgebung als die Stühle, auf denen sie sitzen. Seit den letzten 5 Jahren habe die Legislatur keine andere Aufgabe gekannt, als ihre Mitglieder mit dem Raube am öffentlichen Gute zu mästen. Im Jahre 1868 habe sich die öffentliche Schuld auf 5,000,000 D. belaufen; jetzt sei sie auf 24,600,000 D. gestiegen. Im Jahre 1860 sei das Eigenthum im Staate auf 490,000,000 D. Steuerwerth geschätzt und mit 392,000 D. belastet gewesen. Jetzt sei der Steuerwerth auf 184,000,000 D. gefallen, die Steuern dagegen seien auf über 2,000,000 D. erhöht worden. Die Rechnung der Legislatur für Schreibmaterialien sei vor dem Kriege im Durchschnitt 400 D. gewesen, jetzt sei sie auf 16,000 D. gestiegen. Der Gouverneur beziehe angeblich 3500 D. Gehalt, gebe aber jährlich mehr als 40,000 D. für seinen Haushalt aus. In dieser Weise würden alle öffentlichen Geschäfte in Süd-Carolina betrieben. Die Ausgaben des Staates betrugen im Jahre 1865—66 266,284 D., im Jahre 1871—72 1,534,835 D. Eine in Columbia, Süd-Carolina, gegenwärtig tagende Convention von Steuerzahlern hat in einer an den Congress gerichteten Denkschrift, in welcher sie um Abhülfe der unerträglich gewordenen Zustände bittet, Alles, was Pike über die traurige Lage der Staates sagt, bestätigt. (*Schwäb. Merc.* vom 14. März 1874.)

3) Unter Verhungern ist selbstverständlich nicht blos der Tod in Folge gänzlicher Entziehung von Nahrungsmitteln gemeint, sondern Alles zusammengefasst, was sich auf unzureichende Nahrung und sonstige Entbehrungen und Nichtbefriedigung irgend welcher zur Erhaltung der gesunden Existenz nöthigen Bedürfnisse zurückführen lässt, und dessen Wirkung sich dahin äussert, dass, wie die Statistik lehrt: der Zufall, der ein Kind auf dem weichen Polster des Reichen zur Welt kommen liess, ihm ein Geschenk von vollen 18 Jahren Lebensdauer mehr mit auf den Weg gab, als dem Kinde des Armen.

Man hat sich natürlich sofort beeilt, diese aphoristische Skizze als das lächerlichste Zerrbild zu bezeichnen.[1]) Ich habe desshalb Jeden, der sich dafür interessirt, durch die beigefügten Fussnoten in den Stand gesetzt, auf die Quellen zurückzugreifen, im Uebrigen nur beabsichtigt, den culturhistorischen Werth mancher modernen Schlagworte zu beleuchten. Fast überall kann man die Behauptung lesen, wie die Freiheit die Quelle alles Edlen, Schönen und Guten sei. Die freien Völker stehen oben an in der Bildung, denn in der Knechtschaft blühe sie nicht, die edle Blume der Wissenschaft, die freien Völker seien aber auch die sittlichsten, denn wer könne daran zweifeln, dass die Freiheit sittlich, die Herrschaft aber unsittlich sei; nur wo Keiner vor dem Anderen, Alle aber sich einzig und allein vor dem sich selbst auferlegten Gesetze zu beugen haben, könnten die manneswürdigen Tugenden zur höchsten Reife gelangen. Unter allen staatlichen Formen sei es nun besonders die Republik, welche keinen Unterschied der Stände, wenigstens der privilegirten, wie des Adels, keine Titel, Orden und Auszeichnung kennt, am geeignetsten,

---

1) Kolb. A. a. O. S. 699. Dass ich jedoch nicht allein mit diesem „Zerrbilde" stehe, beweise nachfolgende Charakteristik, wie sie Hr. H. Becker in Chicago, ein im Lande Lebender, mir schreibt. Der Genannte sagt wörtlich: „Eine Musterrepublik, in der es nach noch nicht einmal hundertjährigem Bestehen schon zu einer Unmöglichkeit geworden, einen ehrlichen Menschen in irgend ein Amt zu bringen, — dessen eine Hälfte sich seitdem und infolge des zum Besten des „Principiensystemes" geführten Krieges mit grösster Schnelligkeit haïtisch-mexicanischen Zuständen nähert, in dessen anderer Hälfte die Lage der arbeitenden Classen sich mit einer in allen civilisirten Ländern unerhörten Rapidität verschlechtert und in denen infolge davon sich ein Proletariat entwickelt, bereit, in nicht zu ferner Zukunft die Hunnen- und Vandalenhorden zu liefern, von denen Macaulay schon die Vernichtung aller etwa bestehenden Civilisation zu erwarten sich berechtigt glaubte, — ein Land, in dem die ehrliche Arbeit allgemein als Dummheit verachtet und in dem die bodenloseste, betrügerischeste Speculation die Beschäftigung der „smarteren" Stände bildet und ihr Geistesleben ausfüllt, — in dem die ausgedehnteste Plünderung des Volkes durch die schrankenloseste Habgier der Geldaristokratie von der in allen ihren Verwaltungszweigen und Beamten erkauften Regierungsmaschine auf jede nur denkbare Weise unterstützt wird und in dem infolge davon jede etwa vorhandene bessere Gelegenheit zum Verdienst von Monopolen in ausschliesslichen Besitz genommen ist, — in dem im etwa noch ehrlich gebliebenen Theile des Volkes eine vollständige Rathlosigkeit herrscht, wie und ob der allgemeinen Fäulniss auch nur der geringste Damm entgegengesetzt werden könne, — ein Land, in dem die Bildung als überflüssig verachtet und freche, unter der oberflächlichen Politur Pariser Moden verhüllte Rohheit sich überall in den Vordergrund drängt, — ein Land, dessen manchmal gerühmtes Erziehungssystem eine mechanisch-papageienhaft abgerichtete Jugend hervorbringt, die zu jedem wahren Denkprocesse beinahe ganz und gar unfähig ist und überdies es auch für „Dummheit" hält, irgend welche Kenntnisse zu erwerben als gerade die, die sie in dem „Job", in dem sie zunächst beschäftigt zu sein erwarten, in baares Geld umsetzen können, — ein Land, in dem eine „freie" Presse existirt, die keinen „freien" Gedanken zu äussern wagt, so dass jeder geistige Fortschritt nur durch Importation seiner Ideen von Europa sich verbreiten kann — ein solches Land ist wenig geeignet, einem voranstrebenden Volke als Vorbild und Muster zu dienen, passt aber vortrefflich zur Studie für den Culturhistoriker, um an diesem lebendigen Beispiele die Ursachen des Zerfalles der Republiken (und Reiche) zu ergründen."

die bürgerliche Freiheit zu entwickeln, und unter den Republiken komme wieder jene dem geträumten Ideale am nächsten, welche am reinsten die Principien der Demokratie, der Volksherrschaft, vertrete. In einem solchen Staatswesen werde naturgemäss der Werth jedes Einzelnen gehoben, Jeder sei mit dem Bewusstsein seines Werthes erfüllt und die Hingebung an das Staatswesen, wo die Individualität in solcher Weise zur Geltung komme, müsse natürlich auch eine grössere sein als in Staaten, wo die Selbstbestimmung des Volkes eine beschränkte sei oder gar nicht existire, wo die Mehrzahl der Bürger in politischer Nullität, in Leibeigenschaft oder gar in Sklaverei lebe, wo endlich sogar im günstigsten Falle der freisinnigste und begabteste Alleinherrscher kraft seiner Stellung von einer Atmosphäre umgeben ist, die Knechtsinn, Unterwürfigkeit und ähnliche Eigenschaften zeitigt. Desshalb entfalte sich der Patriotismus mehr in Freistaaten als in Monarchien. Wir könnten noch lange fortfahren mit der Aufzählung der Wunder, welche die demokratische Republik, und der Nachtheile, welche selbst die eingeschränkteste Monarchie zur Folge habe. Es genügt indess zu betonen, wie diese Sätze so allgemeine Anerkennung erlangt haben, dass jede nicht damit übereinstimmende Meinung den unvorsichtigen Sprecher in den schwersten Verdacht illiberaler oder fortschrittfeindlicher Gesinnungen zu bringen vermag. So sehr wird die Republik als ein Fortschritt angesehen, dass der in der jüngsten Zeit erfolgte Sturz einiger Monarchien, richtiger die Vertreibung einiger Monarchen allenthalben mit unverhohlener Freude begrüsst wurde, dagegen jeder irgendwie nach Restauration riechende Versuch, jede auf Beseitigung der Republik abzielende politische Partei geradezu gebrandmarkt und als Verbrechen denuncirt wird. Um nur ein Beispiel der jüngsten Vergangenheit zu entnehmen, sei an die Vorgänge in Spanien erinnert. Als 1868 die Königin Isabella vertrieben wurde, pries alle Welt das Land glücklich, endlich einmal in den Hafen der Freiheit gesegelt, von dem Tyrannenjoche einer wenig tugendhaften Fürstin erlöst zu sein, auf deren Person alle wirkliche und erfundene Schmach gehäuft ward. Marfori und Alles, was geeignet schien, die Achtung vor dem gekrönten Haupte herabzusetzen, ward sorgsam hervorgesucht und in möglichst pikantem Tone den Lesern — natürlich zu ihrer Belehrung — mundgerecht gemacht. Für Königin Isabella dürfte sich nun kaum ein Culturforscher erhitzen, schwerlich werden aber unparteiische Geschichtschreiber künftiger Jahrhunderte günstiger urtheilen über das, was auf ihre Regierung folgte, denn über diese selbst. Sich selbst überlassen, Herr seiner Freiheit, wusste das spanische Volk nichts Besseres zu thun, als sich abermals einen König zu geben. Nun pflegen freilich derartige Vorkommnisse dadurch erklärt zu werden, dass die Installirung eines neuen Fürsten nur das Werk einer Partei sei und wider den Willen des Volkes geschehe; allein

diese Erklärung ist zu plump, als dass sie die Geschichte gelten lassen könnte. Wenn wirklich die Mehrheit des Volkes keinen König hätte haben wollen, wäre auch sicher keiner auf den Thron gelangt; denn wo die überwiegende Mehrheit eines Volkes etwas energisch nicht will, gibt es kein Mittel, diesen Willen zu brechen, und findet sie auch allemal die Mittel, diesen ihren Willen durchzusetzen. Bei Beurtheilung der Existenzberechtigung socialer wie politischer Institutionen ist aber stets die Schaar, nicht ihrer Anhänger, sondern jener, die ihr nicht feindlich sind, was sehr zweierlei ist, ausschlaggebend. Man wird also ruhig behaupten dürfen, dass zum mindesten die Mehrzahl der Spanier der Wiedererrichtung des Königthums nicht entgegen war. Wie es scheint, hat Spanien selten einen weiseren Fürsten besessen, als den König Amadeo, der sich nach zwei Jahren für die Ehre bedankte, dieses Volk zu regieren. Seitdem ist Spanien wieder Republik, und man dürfte verlegen sein, in der ganzen Weltgeschichte ein Beispiel von einem zweiten Lande zu finden, welches in der kurzen Spanne eines Jahres mehr als dieses von einem Extreme zum andern im Irrgarten seiner angeblichen Freiheit getaumelt wäre. Es endete dort, wo es naturgemäss enden musste, am Staatsstreiche, den schliesslich seine erbittertsten Gegner stillschweigend als den einzigen Ausweg aus dem Labyrinthe zugestanden. Sofort aber hörten wir das Anathema über die Männer aussprechen, [1]) welche es gewagt hatten, zu Todtengräbern der herrlichen Freiheit zu werden, worin das Land in so beneidenswerther Weise schwelgte. Und als nun gar es dem Prätendenten Don Carlos einfiel, zu versuchen, ob er nicht mit den Waffen in der Hand wieder erobern könne, was er mit Recht oder Unrecht als sein Erbe ansah, als die Macht der Carlisten täglich schwoll und die tapferen Söhne der Republik vor diesen mannhaft die Flucht ergriffen, stellte sich sofort heraus, dass die Carlisten gemeine Räuberbanden seien. Dieselben Leute wären aber wackere Patrioten, welche nur ihre Pflicht erfüllen, wenn sie umgekehrt für die Republik kämpfen wollten. Dann wären das Blutvergiessen, das Anzünden von Häusern und Dörfern und sonstige Schandthaten, welche unliebsamen Parteigängern nachgeredet werden, keine Verbrechen mehr, sondern bewundernswerthe Heldenthaten, womit der Menschheit edelste und höchste Güter vertheidiget werden. [2])

1) Z. B. in dem demokratischen Wiener „*Tagblatt*“ vom 8. Jänner 1874 in dem Leitartikel „*Die Fetzen der Freiheit.*“

2) Geradezu komisch waren die Erwartungen der deutschen Blätter, dass die mit Mühe und Noth erzwungene Anerkennung der Madrider Regierung dem Carlismus einen tödtlichen Stoss versetzen werde. Dass die Madrider Regierung nach wie vor unfähig ist, dieser in den biscayischen Provinzen tief im Volke wurzelnden Erscheinung ein Ende zu machen, beweisen ihre Beschwerden über die französische Regierung wegen angeblich schlechter Bewachung der Pyrenäengrenze, deren sorgsamste Absperrung den Carlismus natürlich in keiner Weise der ihm auf dem Seewege reichlich zukommenden Hülfsmittel berauben würde.

Es schien mir nothwendig, diesen Ton in der Beurtheilung der mit dem Culturfortschritte zusammenhängenden Fragen zu charakterisiren, weil darin, und gewiss nicht mit Unrecht, ein Culturmerkmal zu erblicken ist. Selbstverständlich ist auch nichts dagegen zu erinnern, dass jede Partei schwarz färbt, was der Gegenpartei frommt;[1]) dies war von jeher so und wird immer so bleiben. Unstatthaft ist nur, dass Lehrsätze einer Partei als unerschütterliche Wahrheiten aufgetischt und gepriesen werden. Solchen irreleitenden, nicht aufklärenden, vielmehr verdummenden Unwahrheiten, stammen sie nun aus diesem oder jenem Lager, die Maske abzureissen, ist nun meiner Meinung nach die Aufgabe der parteilosen Wissenschaft, und ihr wollte ich zum Theile nachkommen an dem Beispiele der Vereinigten Staaten. Es herrscht bei Niemanden darüber ein Zweifel, dass unter den heutigen Freistaaten die nordamerikanische Union in jeder Hinsicht obenan stehe, dass alle übrigen Republiken Amerika's sich mit ihr nicht messen können und die eigenthümlichen Verhältnisse der Schweiz, der einzigen nennenswerthen Republik Europa's, einen Vergleich fast unzulässig machen. Wir werden daher keinem Widerspruch begegnen, wenn wir die Union für das beste Muster der bestehenden Republiken halten, die Prüfung fällt aber nicht zu ihren Gunsten aus. Nicht dass etwa, ich wiederhole dies, das Gegentheil von den liberalen Behauptungen zu beweisen wäre, so z. B. dass die Republik die genannten Tugenden unterdrücke und die Monarchie sie fördere, oder dass die Republik sie auch nur weniger fördere als die Monarchie. Alles, wofür die Unionsstaaten schlagendes Exempel sind, geht dahin, dass sie nicht im Stande sind, Laster zu unterdrücken, die unsere europäischen Monarchien verunstalten, oder Tugenden zu erzeugen, die nicht in gleichem Maasse ausserhalb der Republik anzutreffen wären, mit Einem Worte bessere Zustände zu schaffen. In den Vereinigten Staaten besteht die republicanische Staatsform seit nun nahezu einem Jahrhunderte, und diese Frist ist lange genug, um nach einer beliebten Redeweise etwaige Früchte einer socialen und politischen Institution erkennen zu lassen. Eine vorurtheilslose Prüfung wird aber die Entscheidung fällen müssen, dass von diesen Früchten nur wenige saftig und schmackhaft, die grosse Mehrzahl faul und angefressen sind. Die amerikanische Freiheit hat zwar die confessionelle Gleichberechtigung, nicht aber die Emancipation von der Religion überhaupt gereift;[2]) die amerikanische

1) Darum schrieb man einzelne Wahlsiege der Ultramontanen in Deutschland einer „sträflichen Wühlerei" und einer leider nur lässig betriebenen, nicht genügend organisirten „Agitation" der Liberalen zu. Die Ultramontanen schrieben wohl in demselben Tone.

2) Vgl. *Religiöse Verirrungen in den Vereinigten Staaten.* (*Ausland* 1867 S. 505.) *Die neuen Secten in den Vereinigten Staaten.* (A. a. O. 1868. S. 1070.) *Religiöse Schwindeleien in den Vereinigten Staaten.* (A. a. O. 1869. S. 447.) Dass fast jede Schule unter dem Drucke ihrer Confession leidet, hat Prof. White hervorgehoben.

Republik hat zwar das Schulwesen gehoben und die Schulen vermehrt, nicht aber die nothwendigste Kenntniss des Lesens und Schreibens verbreitet; sie hat zwar keinen Geburtsadel gestiftet, nicht aber die Macht des Geldsackes gebrochen, diesem vielmehr die ungeheuerste Macht eingeräumt; sie ist zwar zur Abschaffung des Sklavenhandels, nicht aber zur Einführung des Freihandels gelangt; sie hat zwar den Rechtsstaat, aber keine Rechtssicherheit,[1]) bürgerliche Freiheit, zugleich aber Rohheit und Sittenverwilderung geschaffen. Die Beispiele liessen sich noch in's Unzählige vermehren; kurz in der nordamerikanischen Republik sind die Leute weder klüger noch gebildeter, noch sittlicher und besser als irgendwo; ja das Umgekehrte käme sogar der Wahrheit wahrscheinlich näher. Die amerikanische Wissenschaft glänzt durch ihre Einseitigkeit und zum Theile durch ihre Befangenheit, und die Verbrecherstatistik zeigt die sittlichen Verhältnisse im trübsten Lichte. Auch hier ist aber vor dem Gedanken zu warnen, als ob etwa die Republik die niedere und hohe Corruption verschuldet hätte, die eben so gut in monarchischen Staaten wuchert. Nur in einiger Hinsicht ist sie ihrer Entfaltung günstiger. Alles in Allem bestätigt aber, dass nicht die Institutionen die Völker, sondern umgekehrt die Völker ihre jeweiligen Institutionen schaffen, diese Institutionen an sich also nicht als Kriterium der erreichten Culturhöhe dienen können. Nirgends erhärtet die Geschichte den Satz, dass die Republik etwa einen Fortschritt bedeute gegenüber der Monarchie.

Hoch bedeutungsvoll ist das Zusammentreffen des Zurückbleibens der Bevölkerungszahl unter der erwarteten Ziffer mit dem Hervortreten der angedeuteten Nachtseiten. Lange überstieg das Wachsen der amerikanischen Bevölkerung die berechneten Erwartungen; 1870 blieb sie zum ersten Male tief unter ihrer voraussichtlichen Höhe. Die Wendung kam, als das Volk der Vereinigten Staaten anfing, sich vom Feldbau zur Fabrikindustrie zu wenden, vom Lande in die Stadt zu ziehen, in prächtigen Häusern zu wohnen und fremden Sitten nachzuhängen. Je mehr die Linie bodenbebauender Beschäftigung an die grossen Heideflächen heranzieht, je mehr die alten westlichen Staaten sich dem Handel und der Industrie zuwenden, je mehr die Handels- und Industrie-Emporien des Ostens sich verdichten, je mehr das Streben nach „*fashion*“ und socialem Ceremoniel sich der gesammten Bevölkerung bemächtigt, je mehr Nahrung, Kleidung und Lebensweise künstliche werden, je mehr das abscheuliche amerikanische Laster des „*boarding*“ Kinder zu wahrer Last, Verlegenheit *(encumbrances)* macht, je mehr die Entwurzelung der alten ehrbaren Institutionen der Familie sich von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf erstreckt, desto weniger kann es einem Zweifel unterliegen, dass wir den Procent-

1) *Ausland* 1867. S. 208.

satz der amerikanischen Bevölkerung in Zukunft von Decennium zu Decennium sinken sehen werden. Die Ursachen hiezu liegen in bisher nicht beachteten und erst seit Kurzem wirksam gewordenen socialen Kräften und Tendenzen des nationalen Lebens.[1])

Das romanische oder lateinische Amerika.

Obwohl die hier als Aufschrift gewählte Bezeichnung wiederholt mit anscheinend sehr triftigen Gründen zurückgewiesen wurde, wird der Culturforscher dennoch kaum eine passendere finden können. Sind die Länder spanischer Zunge in Amerika auch weit entfernt einer einzigen Race anzugehören, spielen dort das eingeborne indianische Element wie nicht minder die zahlreichen Mischlingstypen eine überaus wichtige Rolle, so vertritt doch das romanische oder lateinische Element, so spärlich es heute noch in jenen Ländern vorhanden ist, so wenig es auch die eingebornen Ureinwohner umzumodeln vermochte, allein die relativ höhere Gesittung und Bildung, allen einen derartig gleichförmigen Stempel aufdrückend, dass wer das Staatsleben einer der hispano-amerikanischen Republiken studiert, mit wenigen Ausnahmen in allen übrigen dieselben Vorfälle, dieselben Bestrebungen, denselben Ideengang wiederfindet.

Ideen sind, die Geschichte beweist es, contagiös. Die Wellenschläge der freiheitlichen Erhebungen in Nordamerika und Frankreich brandeten auch an den Gestaden des übrigen Amerika und reizten zur Abschüttelung des europäischen Joches; es erfolgte, wenn auch später, der Abfall der spanischen Colonien, die sich unter dem Drucke, welchen das Beispiel der Union darbot, alsbald zu Föderativ-Freistaaten constituirten. In Nordamerika hatte man damit einem Gebote der nothwendigen Entwicklung gehorcht, und den Boden zu einer selbständigen Culturentfaltung gewonnen. Im spanischen Amerika vollzog sich dieses Ereigniss ebenfalls im Einklange mit den Geistesanlagen der herrschenden Romanen, deren Sinn zwischen despotischer Knechtschaft und ungezügelter Freiheit schwankt. Während die germanische Naturanlage nur dort zur Republik treibt, wo ein Anderes an sich unmöglich ist, entspricht der Uebergang von einem Extrem zum andern der glühenderen Phantasie der Südländer. Soweit war die eingeschlagene Richtung vollkommen normal, wie es auch normal ist, dass das gemachte Experiment, weil unter total verschiedenen Bedingungen unternommen, culturell missglückte. Niemand verhehlt sich, dass die heutigen Zustände in den Vereinigten Staaten ein wahres Paradies von Gesittung sind im Vergleiche zu

---

1) Francis A. Walker. *Our population in 1900* (*Atlantic Monthly.* Octob 1873. S. 487—495.)

jenen im lateinischen Amerika. Und dies ist sehr natürlich. Als der germanische Theil sich zur Republik wandte, war er ein dünn und ziemlich homogen bevölkerter Ländercomplex. Die Ureinwohner zogen sich vor der Schaufel und Axt des Colonisators in die Wälder zurück. Im romanischen Amerika hingegen lebte eine viel dichtere Bevölkerung, vorwiegend indianisch, worüber die Weissen, in ansehnlicher Minderzahl, Dank ihrer geistigen Ueberlegenheit, die Herrschaft übten. Der rothe Mann ist hier Ackerbauer, führt ein wenn auch gedrücktes doch regelmässiges, sesshaftes Leben und bildet einen directen Gegensatz zu den Jäger- und Nomadenstämmen Nordamerika's, welche vor dem Gifthauche der für sie tödtlichen Civilisation massenhaft dahinsterben. *Im lateinischen Amerika ist hingegen der Indianer der dem Weissen im Kampfe um's Dasein Ueberlegenere*, der Stärkere, nicht in Folge seiner geistigen Höhe, sondern Dank seiner *physiologischen* Beschaffenheit. Er bildet die Masse des Volkes und diejenige Classe der Gesellschaft, *welche sich an Zahl stetig vermehrt*. Seine Indolenz liess ihn die Weissen bei Regelung ihrer Staatsformen eben so gewähren, wie den Druck aushalten, den sie seit drei Jahrhunderten unter welcher immer Namen habenden Regierung auf ihn ausüben. Doch entbrennt gelegentlich dort und da ein mörderischer Racenkampf, der nicht immer mit dem Unterliegen der Indianer endet. Thatsächlich bewältigt der Indianer den Weissen und seine Civilisation durch zweierlei: durch seine numerische Vermehrung und seine vollkommen verschiedene Geistesanlage, welche das intellectuelle Uebergewicht der Weissen anerkennt ohne ihm den geringsten Einfluss auf die eigene Ideenrichtung zu gestatten. Dagegen ist *die weisse Race* im romanischen Amerika, seitdem sie keine Nachschübe aus dem Mutterlande mehr empfängt, *in stetiger Abnahme begriffen*; durch die Unabhängigkeitserklärung der Colonien sägte sie unbewusst selbst den Ast ab, auf dem sie sass. Da die Indianer aus den angeführten Gründen niemals Träger der europäischen Civilisation werden können, die Weissen aber unter dem tödtenden Tropenhimmel einem mathematisch berechenbaren Untergange entgegeneilen, so findet der Culturforscher in diesem Zusammentreffen natürlicher Momente den Schlüssel zu der unzweifelhaft rückläufigen Culturentwicklung im spanischen Amerika. Diesen sich unter unseren Augen vollziehenden Process aufzuhalten, vermag kein Eingreifen menschlicher Gewalten; machtlos sind alle Institutionen, die edelsten wie die verwerflichsten. Daher der Schiffbruch aller freisinnigen Ideen in den Indianerrepubliken. Idealistische Begeisterung, gepaart mit geistiger Impotenz, wie sie zwischen den Wendekreisen gewöhnlich, liessen die dortigen Weissen Verfassungen annehmen, die mehr oder minder blosse Copien von jener der Vereinigten Staaten sind, d. h. auf die thatsächlichen, im spanischen Amerika obwaltenden verän-

derten Verhältnisse wenig oder gar keine Rücksicht nehmen. In der Theorie dürften die meisten dieser Constitutionen richtig befunden, ja sogar als erheblicher Culturfortschritt gepriesen werden; sie alle beschreiten freiheitliche Bahnen, und was auch Manche sagen mögen, in der Theorie wird die Leuchte der Freiheit die Menschheit stets zu höherer Gesittung weisen. Die natürliche Entwicklung hat aber nichts mit unseren Theorien zu thun und wandelt andere Wege. Ein Beispiel kann dies veranschaulichen. Niemand zweifelt, dass die Flinte eine bessere, vollkommenere Waffe sei, als Pfeil und Bogen. Dennoch ist unter Umständen in der Hand des Virtuosen der Bogen auf der Jagd weit zweckmässiger als unsere Feuerrohre, weil er mit Verschwiegenheit mordet. Ein Pfeil, der nicht trifft, bleibt unbeachtet, daher der Schütze zwei bis drei Geschosse senden kann, ohne das Wild zu verscheuchen. Wir dürfen daher nicht erstaunen, dass der Reisende Marcou in Neu-Mexico Jäger von weisser Haut und spanischer Abkunft antraf, welche ihre Flinten beseitigt und dafür Indianerwaffen ergriffen hatten, die sie für das Waidwerk geeigneter hielten. Zu weiterer Bestätigung berichtet Reinhold Hensel von den brasilianischen Coroados, dass sie es ablehnten, Bogen und Pfeile mit Schiessgewehren zu vertauschen, weil letztere wegen ihres Knallens, ihrer Schwere, des Zeitverlustes beim Laden und der schwierigen Beschaffung von Pulver und Blei sich schlecht für die Jagd in tropischen Wäldern eigneten.[1])

Gerade so verhält es sich mit den Culturmitteln. Hält man Staatsformen für solche, so muss man zugeben, dass der Monarchie mehr Culturtriumphe zur Seite stehen als der Republik, mag gleich letztere in der Theorie den Vorzug verdienen. Nicht mit dem Besseren, sondern mit dem Passenderen müssen wir rechnen; das Bessere ist fast immer der Feind des Guten, dieses gewöhnlich das Beste. So stellte sich in der vom Idealismus beherrschten Einführung der Föderativ-Republik kein culturfördernder Factor heraus. Man zerstückelte absichtlich, was zusammengehörte, dem Schemen der Föderation zu Liebe; man stritt angeblich um Freiheit und Knechtung, in Wahrheit um die Herrschaft. Dem Ehrgeiz und den Leidenschaften eröffnete die übertriebene Decentralisation ein weites Feld, wobei weder an materielles noch an geistiges Gedeihen zu denken war. Zweierlei begriff man nicht: dass nämlich wie der Missbrauch an der Gewalt haftet, so auch jede Freiheit des Missbrauchs fähig ist und dazu in gleichem Maasse anreizt wie die Gewalt, dann aber, dass jedes Mehr an politischer Freiheit auch ein Mehr an Arbeit für jeden Einzelnen bedinge. Je entwickelter das Selfgovernment, desto grösser die Arbeitslast, die jeder Einzelne im Interesse des Gemeinwohles tragen muss. Mit

---

1) Peschel, *Völkerkunde*, S. 190.

der wachsenden Arbeit gelangen die Völker von selbst zu freiheitlicheren Institutionen an, daher die Arbeit erheischende Entwicklung der materiellen Cultur nicht zu entrathen ist. Andererseits ist Arbeit eine Last, und die Freiheit, die statt von der Last zu befreien sie vermehrt, scheint nur Wenigen neidenswerth. Der gedrückte Peon Mexico's möchte kaum mit dem englischen Fabriksarbeiter tauschen, den die Maschine unerbittlich an sich fesselt. Arbeit leistet also gerade das tropische und subtropische Amerika nicht; der rothe Mann weil er nicht mag, der Weisse weil er nicht kann.

Zwischen diesen beiden stehen die Farbigen, die Pestbeule der amerikanischen Cultur, die Folge des Contactes heterogener Menschenracen, ausgestattet mit allen Lastern und keinen der Vorzüge ihrer Eltern. Die Mestizen führen die Indianer nicht zum Creolenthum empor, sondern die Creolen zum Indianerthum hinab. Dies fühlen die Farbigen selbst; sie sind sich ihrer Inferiorität bewusst und beweisen dies am besten dadurch, dass sie stets als Weisse gelten wollen, in ganz Amerika, in den Vereinigten Staaten wie in Brasilien. Sie selbst sehen die Bezeichnung ihrer Hautfarbe als einen Schimpf an und fühlen sich geschmeichelt, wenn man sie als Weisse behandelt. *Señor Blanco* oder *Senhor Branco* kommt fast einem Adelstitel gleich. Dieses farbige Mestizenvolk ist es, welches manchem amerikanischen Freistaat den Ruf einer Gesellschaft von Dieben und Schurken, Räubern und Mördern erwarb — Bezeichnungen, die sich die Einsichtsvolleren und Gebildeten in beschämender Selbsterkenntniss selber beilegen.

In den centralamerikanischen Republiken liegen die Verhältnisse noch ungünstiger für die Cultur als in dem nördlicheren Mexico, d. h. die Zahl der Weissen ist noch geringer; man rechnet nämlich im Durchschnitte etwa 5—6 % Weisse, 38 % Mischlinge, reichlich 56 % Indianer und nicht ganz 1 % Neger. Bei solcher Beschaffenheit der ethnischen Mischung mussten die Geschicke des Landes ähnlich jenen von Mexico sein, welches allemal nur unter der despotischen Faust eines Santa Ana, der mit Scharfblick die Republik als eine Comödie auffasste, zu vergleichsweiser Ruhe und Ordnung, d. h. zu den ersten Bedingungen jedes ferneren Culturaufschwunges gelangte. Solche legte auch das liberale und desshalb ephemere Kaiserthum der Neuzeit, ein denkwürdiges ethnologisches Problem. Es war der erste und ernsteste Versuch, in diesem Lande die schroffen Gegensätze zu vermitteln; in Mexico gibt es aber nichts zu vermitteln, weil nicht künstliche, sondern von der Natur gegebene immanente Hindernisse zu überwältigen sind. Seine Grundlage war dem Kaiserthume also *a priori* entzogen; darum fiel es und musste fallen, eine Erkenntniss, die freilich erst durch seinen Sturz gewonnen werden konnte. Die naturgemässe Rückkehr zu den republikanischen Principien bedeutete aber keinen Cultursieg für das

Land, welches sofort in die geistige Stagnation zurücksank, woraus das Kaiserthum trotz seiner kurzen Dauer auf den mannigfachsten Gebieten des Wissens es gerissen. Hexenverbrennungen wenigstens kamen unter dem Kaiserthume nicht vor.

Schärfer noch prägten sich die Dinge in Centralamerika aus, wo ein unendlicher Bürgerkrieg und beständige Anarchie das Wesen des Staates erfüllen. Nur Guatemala gelangte zu geordneteren Verhältnissen, seitdem der rohe ungebildete Viehtreiber Rafael Carrera, ein Mestize, den Präsidentenstuhl bestiegen und als lebenslängliches Staatsoberhaupt, factisch im Genusse absoluter Gewalt, das Land im Sinne der Jesuiten bis zu seinem Tode regierte; er hob neuerdings den Einfluss der früher vertriebenen Geistlichkeit, welche in Amerika stets der wahre und alleinige Beschützer und Erzieher des Volkes, besonders der Indianer, gewesen und bis auf den heutigen Tag geblieben ist. Unter diesem Regimente herrschte mehr Sicherheit der Person und des Eigenthumes als in den Nachbarrepubliken und machte das Land in der ihm gewährten Ruhe zwar langsame aber immerhin sichtbare Fortschritte. Carrera kannte eben den Charakter seines zu zwei Drittheilen indianischen Volkes und führte dasselbe vielleicht unbewusst langsam und auf ihm angepassten, also natürlichen Bahnen der Cultur entgegen, statt ihm einen Fortschritt aufzudrängen, von welchem das Volk nichts wissen will und der seiner Racenbegabung widerspricht. Umgekehrt lehrt das kleine Costarica den Werth einer freiheitlichen Entwicklung erkennen und schätzen; unter allen Staaten Centralamerika's ist es am meisten fortgeschritten und hat dabei im Ganzen freisinnige Pfade eingeschlagen; mit seinen liberalen Institutionen erreichte es noch mehr als Guatemala mit seinem clericalen Despotismus. Doch löst sich das Räthsel rasch bei näherer Betrachtnng. Costarica verdankt seinen Aufschwung vorzüglich zweien Ursachen: erstens der abgeschlossenen Lage des Landes, wodurch es von den nutzlosen Kämpfen der übrigen Staaten um die Föderation sich fern halten konnte; zweitens dem Vorherrschen der reinen spanischen Race. Von den 150,000 Köpfen des Staates (nach Moritz Wagner) entfallen 0,66 % auf Neger, nur 4,62 % auf Indianer, nur 6,60 % auf Mischlinge und volle 88,02 % auf Weisse. Unter solchem Verhältniss konnte der Samen der Freiheit aufgehen, weil die fremden ihm feindlichen Elemente nicht in genügender Menge vorhanden sind, um ihn auszurotten. Die beiden nämlichen Ursachen wirken in gleich vortheilhafter Weise in Chile, welches sich einer freisinnigen, normalen Entwicklung erfreut und die übrigen Republiken Südamerika's an Bildung weit überragt. Diese Bildung ist immerhin noch eine sehr tiefe, wie die Einsicht in die *Anales de la Universidad de Chile* beweist, und ein deutscher Gelehrter, Dr. Rudolf Philippi in Santjago, steht nicht an zu bekennen,

dass er bei seinen Studien über die ältere Geschichte seiner neuen Heimath durchaus keine Mitwirkung im Lande finde.[1])

Aus der vorstehenden Ausführung ergiebt sich, wie die verschiedensten Systeme abwechselnd der Cultur zum Nutzen oder Schaden gereichen, wenn sie nicht in genaueste Uebereinstimmung gebracht werden mit den Gesetzen der Ethnologie, die weit ausserhalb der Machtsphäre idealisirender, politischer Kannegiesser liegen. Dass diese Gesetze die in Wahrheit herrschenden sind, zeigt am deutlichsten vielleicht das Beispiel Paraguay's, wo das Mischvolk der Guaranis mit seiner eigenen Sprache eine homogene Masse bildet. Die Jesuiten, unter allen Missionären die einzigen, die in gewisser Beziehung ein anthropologisches Verständniss hatten, erreichten hier in ihrer Art grosse Erfolge, und seit der Unabhängigkeit, die gleichfalls zur Republik führte, ist fast keine Abänderung in der Regierung eingetreten, die man im günstigsten Falle eine aufgeklärte, schrankenlose Despotie nennen kann. Die langen Jahre des Friedens — die fast endemische Revolutionsmanie der spanischen Republiken hielt der Despotismus fern — brachten ein ansehnliches materielles und sogar ein wenig geistiges Gedeihen. Alles in Allem entspricht das ganze System den Anschauungen des Volkes, und die Guaranis sind damit völlig einverstanden, dem Namen nach freie Republikaner, in Wirklichkeit Zwangsarbeiter zu sein. Religiöse Freiheit, Presse gab es nicht; der Staatschef befiehlt, das Volk gehorcht und fühlt sich glücklich und zufrieden auf seine Weise, — diese mag unseren Begriffen nicht entsprechen, selbst der Culturforscher ist aber nicht befugt, dagegen Einsprache zu erheben.

Alle Staaten des lateinischen Amerika überragt jedoch so mächtig, um mit Virgil zu sprechen, *quantum lenta solent inter viburna cupressi*, das Kaiserreich Brasilien. Klima und Bodenplastik weisen in Amerika der Cultur die westliche, pacifische, trockenere Seite des Continents an. Der reichlichere Regen im Osten der Cordillere begünstigt dagegen die Bildung geschlossener Waldungen, welche den grössten Theil Brasilien's ausfüllen, zwischen den portugiesischen Ansiedlern an der Ostküste und den Spaniern im Westen eine breite, fast undurchdringliche Schranke ziehend. In den weiten Urwäldern schweifen wilde Jägerstämme umher, jeglicher Cultur entblösst. So ist die Gesittung des Kaiserreiches zwar noch auf vergleichsweise engen Raum, auf die Küstenplätze beschränkt, hat aber, wie die Weltausstellungen von 1867 und 1873 dargethan, alle Ri-

---

1) In einem Briefe dd. Santjago, 29. Juni 1866, schreibt mir Dr. Philippi in Bezug auf meine Studien über Altamerika: „Schliesslich bemerke ich, dass ich in Chile Niemanden kenne, der ein specielles Interesse an den Fragen nimmt, mit denen Sie sich beschäftigen, doch werde ich nicht ermangeln, mich nach solchen Personen zu erkundigen.“ Bis auf den heutigen Tag jedoch hat mir der deutsche Gelehrte Niemanden namhaft gemacht.

valen in Amerika, die Unionsstaaten ausgenommen, überflügelt. Der mit Negerblut versetzte Portugiese, obwohl dadurch dem Spanier geistig nachstehend, zeigt sich ihm überlegen durch seine dem Klima trotzbietende Complexion und Energie. In seiner Isolirung blieb Brasilien von den idealistischen Utopien der spanischen Nachbarn verschont; auf rein demokratischer Grundlage erhob sich eine Monarchie, die Mängel beider Systeme durch ihre gegenseitigen Vorzüge ausgleichend. Brasilien ist wirklich ein freies Land, die Presse ist frei und im Verhältnisse zur geringen Bevölkerung zahlreich vertreten, der Einzelne ist frei und wegen politischer Meinungen wird Niemand verfolgt. In den letzten zwanzig Jahren ward in allen Sphären der Civilisation und des Lebens eine ausserordentliche Thätigkeit entwickelt und die Lösung der wirthschaftlich und culturell so wichtigen Sklavenfrage im Gegensatze zu den Vereinigten Staaten mit Ueberlegung, wissenschaftlicher Kritik und in vielversprechender Weise angebahnt. Die Thatsache, dass die socialen und culturellen Zustände Brasiliens jene in manchen Theilen der Union an Festigkeit und Ordnung übertreffen, zeugt für die Unzulässigkeit, die Geschichte nach „Principien" zu construiren. Der Entwicklungsgang unseres Geschlechts kennt nur Ein Princip, kein Princip zu haben; er gehorcht lediglich den Naturgesetzen.

Und ein Naturgesetz ist es, welches dem Germanen und Angelsachsen das Betreten der Tropenzone verbietet, ihn an deren Schwelle bannt. So findet denn die vielfach verbreitete Ansicht, das romanische Amerika werde dem germanischen zur Beute fallen,[1] in den Thatsachen keine Unterstützung. Humboldt prophezeite: die Vereinigten Staaten werden Mexico verschlingen und dann selbst zu Grunde gehen. So gewiss das Letztere bei Eintritt des Ersteren wäre, so wenig erlaubt der Rückgang des weissen Volksthums, an ein Fussfassen der angelsächsischen Race im tropischen Amerika zu denken. Ein namhafter nordamerikanischer Gelehrter und einer der besten Kenner Mittel- und Südamerika's, Hr. E. Geo. Squier in Newyork, sagte mir: er sei fest überzeugt, dass die Zeit nicht mehr ferne, wo die rothe Race in Mexico wieder die Oberhand gewonnen haben werde, so dass ein neues Aztekenreich entstehen könne, worin Farbige und Weisse nur vereinzelt anzutreffen sein werden. Ein solcher Staat, fügte der republikanische Gelehrte hinzu, werde zurückkehren zu seiner alten, traditionellen, ihm von Anbeginn eigenthümlichen Regierungsform, der absoluten Monarchie. Doch sind dies Fragen der Zukunft, die uns hier nicht zu beschäftigen hat.

---

1) Diese Utopie verfocht insbesondere Charles Wentworth Dilke in seinem Buche: *Greater Britain, a record of travel in English-speaking countries during 1866 and 1867.* London 1869. 8° 2 Bde.

Entwicklung der modernen materiellen Cultur.

Nur in den allgemeinsten Umrissen lässt sich die grossartige Entwicklung der materiellen Cultur in der Neuzeit andeuten. Die wissenschaftlichen Forschungen im XVIII. Jahrhunderte hatten, wie wir gesehen, das Zeitalter der Maschine vorbereitet und ermöglicht. Auf der Maschine aber beruht der Aufschwung und die Ausbreitung der modernen Industrie, die ihrerseits wieder die Erweiterung des Welthandels zur Folge hatte, der ihr in stetem Wechselverkehre aus den entlegensten Theilen des Erdballes die Stoffe zur Verarbeitung zuführt. Die letzten drei bis vier Decennien des verflossenen Jahrhunderts legten den Grund zu der Handelsgrösse Englands, dessen Seemacht die Meere beherrschte; die Industrie lag noch in der Wiege, der Handel beschränkte sich noch vorwiegend auf den Sklavenhandel, die Verkehrswege im Königreiche selbst waren noch unvollkommen. [1]) Der Umschwung trat naturgemäss ein mit der Einführung der Maschine. Indem sich ihr Gebrauch über die Culturländer Europa's allmählig ausdehnte, rief sie überall die Entwicklung der Industrie in's Leben und zog dadurch immer mehr Nationen in die Kreise des Welthandels hinein.

Der Zeitpunkt dieser grossen Wandlung in der materiellen Cultur kam als er der europäischen Menschheit gerade am nothwendigsten war. Trotz aller Kriege und Epidemien stand die Ziffer der europäischen Bevölkerung gegen Ende des XVIII. Jahrhunderts hoch über jener des Mittelalters und war in augenscheinlichem, unberechenbarem, stetigem Wachsen begriffen. Immer mehr erschöpften sich aber die Bodenkräfte des seit Jahrtausenden bebauten Europa's, immer weniger musste voraussichtlich die Bewirthschaftung des Bodens den Bedürfnissen der wachsenden Volksmenge genügen. Wir wissen, dass die allgemeine Cultur in strenger Abhängigkeit von der Verdichtung der Bevölkerung steht, und erkennen schon in dem Umstande, dass in früheren Zeiten die Kopfzahl nicht so beträchtlich sein konnte wie heute, ein ausschlaggebendes natürliches Moment für die geringere Cultur entschwundener Epochen und die Hinfälligkeit aller diesbezüglichen Verdammungsurtheile. Mit der steigenden Bevölkerungsziffer stieg auch die Civilisation, die dann wieder die Mittel brachte zu weiterem numerischen Wachsthume, indem sie der Menschheit neue Nährquellen erschloss. Die Maschine kam rechtzeitig auf, um den Uebergang vom Ackerbaustaate zum Industriestaate zu ermöglichen, ein Uebergang, der eine neue gewaltige Phase der europäischen Culturentwicklung bezeichnet.

---

1) Siehe: Leone Levi. *History of British Commerce, and of the Economic Progress of the British Nation* 1763—1870. London 1872 8⁰ S. 5.

Unter „Maschine“ verstehe ich natürlich nicht eine einzelne, bestimmte Maschine, sondern überhaupt jedes Instrument, welches mechanische Kräfte an Stelle der Menschenhände setzt. Die allgemeinen Wirkungen der Maschine gehen dahin, dass sie Erzeugnisse, Waaren liefern, deren Preise um so billiger werden, je mehr sie unter sonst gleichen Umständen Naturproducte sind. Mit anderen Worten, die Naturproducte vertheuern sich, während die Kunstprodukte sich verbilligen. Die Geschichte aller Volkswirthschaften von den ältesten Zeiten bis auf unsere Tage bewahrheitet die Richtigkeit dieses Satzes; die Maschine hatte aber zur Folge, diese gesetzmässige Wirkung zu beschleunigen, indem sie ein zweites grosses Entwicklungsgesetz, die Theilung der Arbeit, nach allen Richtungen hin vertiefte.

Als Maschinen sind auch die drei Erfindungen zu fassen, welche am meisten dazu beitrugen, das moderne Culturleben umzugestalten: die Dampfschiffe, die Eisenbahnen und der elektrische Telegraph. Die ungeahnten Wirkungen dieser Maschinen sind oft genug aufgezählt und geschildert worden, als dass ich mich hier des Längeren darüber verbreiten sollte; ich darf sie als bekannt voraussetzen. Sie kamen zunächst dem Verkehre zu Gute, indem sie die Entfernungen verringerten, Fernes an einander rückten und klar machten, welch' unschätzbarer Werth der Zeit zukomme. Sie förderten den Austausch der Güter wie der Gedanken, sie liessen die Pulse des Culturlebens der Völker heftiger aber auch rascher schlagen. Sie gestatteten der materiellen Cultur eine Intensität zu erreichen, die bisher noch kein Zeitalter geschaut, indem sie die Producte der Industrie in Kreise verfrachten, die fernab von ihrer Erzeugungsstätte liegen und dort dem Unbemittelten die Beschaffung von Dingen ermöglichen, die sonst wegen der Höhe der Transportkosten unerschwinglich wären.

Die Fortschritte und natürliche Entwicklung der materiellen Cultur, wie sie durch die Erfindungen und das Maschinenwesen, durch die Erweiterung des Handelsverkehres sich heute offenbart, veranschaulicht Nichts trefflicher als die fünf Weltausstellungen, welche im Laufe des verflossenen letzten Vierteljahrhunderts in London, Paris und Wien veranstaltet wurden. Die Eigenart der Völker tritt dabei so zu sagen plastisch zu Tage und ein Vergleich zwischen diesen fünf Expositionen lehrt, dass auch jede von ihnen eine neue Idee zur Geltung brachte, die allemal mit der vorigen in sachlichem, naturgemässen Zusammenhange stand. Schon zu Anfang des XIX. Jahrhunderts behauptete Frankreich in Sachen des Geschmackes und der Mode, besonders in Seidenwaaren, Bronze- und Bijouterie-Arbeiten und Taschenuhren den Vorrang selbst vor dem gewerbreichen Grossbritannien, sowie überhaupt was Eleganz, Niedlichkeit und Bequemlichkeit betrifft, die französischen Industrie- und Kunstproducte

obenan standen. Anders in Deutschland und Oesterreich noch in viel späterer Zeit, wie die Wiener Industrie-Ausstellung vom Jahre 1845 darthat. Der vorwiegende Charakter der deutschen Manufacturwaaren lag in ihren niederen Preisen, eine Folge des Ueberflusses und der guten Qualität der Rohstoffe, noch mehr aber der Handarbeit, die dem einfacheren Geschmacke und haushälterischen Leben des Volkes genügte. So waren denn die Kleinhandwerke noch sehr stark vertreten, die Grossindustrien noch vielfach in den Hintergrund gedrängt. Die wahrhaft kosmopolitische Entwicklung der späteren Ausstellungen zeigt das immer vollständiger gelingende Einbeziehen der ferne stehenden Völker in den Culturkreis der mitteleuropäischen Nationen. Zu den ersten Weltausstellungen liefert nämlich die Nation, von welcher sie abgehalten werden, den grössten Theil des Materials, bei den späteren tritt das Ausland und zwar auch das aussereuropäische immer mehr in seine Rechte. Die erste Ausstellung griff ferner fast nirgends über den Rahmen der wirthschaftlichen Arbeit hinaus; auf der nächstfolgenden Exposition zu Paris erscheinen schon Kunstwerke und das französische Empire nimmt ausdrücklich für sich das Vorrecht in Anspruch, der übrigen Welt ein Exempel zu statuiren von der innigen Allianz zwischen Kunst und Industrie, ein Exempel, welches wahrhaft bahnbrechend für England, Deutschland und Oesterreich wurde, indem diese in der Organisation des kunstgewerblichen Unterrichts, in der Gründung von Kunst- und Gewerbemuseen und in der Wiederbelebung unzähliger alter Kunsttechniken mit Frankreich zu rivalisiren begannen. Die nächste Londoner Weltausstellung 1862 nahm das Unterrichts- und Bildungswesen in ihren Rahmen auf, während jene von Paris 1867 der Strömung der Zeit den ungeschminktesten Ausdruck verlieh und sich als socialökonomisch präsentirte, ein Zug, den die jüngste Exposition in Wien 1873 in quantitativ noch vollendeterer Weise versinnlichte, und nach deren Ergebnissen wir einen letzten Blick auf die materielle Culturentwicklung werfen wollen.[1])

Als Grundlage jeder späteren und höheren Thätigkeit des Menschengeschlechtes seien denn vor allem die Zweige der Urproduction in's Auge gefasst. Mit der Zunahme der Bevölkerung und mit der civilisatorisch nothwendigen Steigerung ihres relativen Bedürfnisses müssen auch die Anforderungen wachsen, welche an die Land- und Forstwirthschaft, an den Bergbau und das Hüttenwesen gestellt werden. In Europa allein hat die Einwohnerzahl seit vierzig Jahren um ungefähr 75 Millionen Menschen zugenommen und diese Menschen wollen heute durchschnittlich mehr Brod, mehr Fleisch verzehren, sie verbrauchen viel mehr Kohle und Eisen, als ihre Vor-

---

1) Dieses und das Folgende bis S. 783 nach der lichtvollen Abhandlung Prof. Dr. F. X. Neumann's *„Die Wiener Weltausstellung“* (*Ausland* 1874 No. 1. 4. 7. 9. 11).

fahren aus früheren Generationen. Infolge dessen sind zuvörderst die Producte des Ackerbaues und der Viehzucht in den letzten Jahrzehnten rapid theuerer geworden, sie sind an einzelnen Orten seit zwanzig Jahren viermal so rasch im Preise gestiegen, als durchschnittlich die Manufacte. Die räumliche Ausdehnung der Bodencultur hat ihre sehr bestimmten Voraussetzungen. In den alten und dichtbesiedelten Wirthschaftsgebieten ist die productive Fläche bereits völlig im Anbau; es handelt sich also um die Einbeziehung neuer Productionsländer in den Kreis der Absatzmärkte. Diese stösst in Betreff der Nahrungsmittel und Rohstoffe auf mehr Schwierigkeiten, als anderwärts, weil alle Erzeugnisse des Bodens und der Viehzucht bei relativ geringem Werthe grosses Volumen und Gewicht haben und viele derselben rasch dem Verderben unterliegen, also einen länger dauernden Transport nicht zulassen. Diese Schwierigkeiten sind in der überraschendsten Weise bewältigt worden. Zunächst tritt für die Versorgung mit Brodfrüchten der Umschwung, welcher im Jahre 1867 erst in seinen Anfängen zu erkennen war, als vollendete Thatsache hervor. Der Getreidehandel hat durch Verbesserung der Verkehrswege und der Handelseinrichtungen, sowie durch den Uebergang von den relativ minderwerthigen zu den werthvolleren Producten die ausgedehntesten neuen Territorien für die Ernährung der Menschen erobert; alle civilisirten Theile der Erde bilden heute einen einzigen grossen Markt, dessen Interessen solidarisch geworden sind. Selbstverständlich bemüht man sich, die Erzeugnisse der dünnbevölkerten fruchtbaren Gebiete jenen der bereits ausgesaugten oder durch Industrie und Städteleben dichtbevölkerten Länder zuzuführen. So kommt es, dass der Westen Amerika's regelmässig nicht blos den ganzen industriellen Osten der Vereinigten Staaten, sondern auch Grossbritannien und die Länder des europäischen Continentes in ausgiebigster Weise mit Brodfrüchten versieht. Gleich dem jungfräulichen Boden im Nordwesten Amerika's muss auch jener des russischen Humusgebietes als der bedeutendste Ernährer der gewerbetreibenden Bevölkerung in Europa und Amerika angesehen werden. Es wäre nimmer möglich, so ungeheuere Quantitäten von Brodfrüchten selbst unter Mithülfe der üppigsten Natur zu produciren, wenn die Menschenhand an das einfache Werkzeug gewiesen, wenn ihr nicht die M a s c h i n e dienstbar gemacht wäre. Die landwirthschaftliche Maschine aber, vom einfachen Wurzelschneider bis zum vollendeten Dampfpflug, bildet eine der hervortretendsten Signaturen des seit zwei Jahrzehnten auf diesem Gebiete vollzogenen Fortschrittes. Der Dampfpflug, ein Instrument von culturgeschichtlicher Bedeutung, ist ein wesentlicher Factor, um unsere Ernährung mit Brodfrüchten ausgiebig und regelmässig zu organisiren. „Das Areal, welches in Europa allein jährlich zur Erzeugung der Nahrungsstoffe nothwendig geworden ist, beträgt circa 250 Millionen Hectaren.

Angenommen, dass diese gesammte Fläche im Jahre nur einer zweimaligen Bearbeitung des Bodens mit irgend einem Ackergeräthe unterworfen werden muss, um ihrem Zwecke zu dienen, und dass eine durchschnittliche Bodencultur die Kraft von 2 Paar Pferden Tage lang per Hectare in Anspruch nimmt, so müssen der Agricultur während der 100 im Jahre durchschnittlich für derartige Arbeiten zu verwerthenden Tage nicht weniger als 20 Millionen Pferdekräfte zur Verfügung gestellt werden.“ Es können aber durch die Dampfcultur erfahrungsgemäss durchschnittlich zwei Drittel der menschlichen Arbeitskraft ersetzt werden.

Eine auf dem gewerblichen Gebiete längst beobachtete Erscheinung wiederholt sich jetzt auf jenem der Agricultur; mit dem Uebergange zu grösserer Intensität und zur localen Gruppirung der Production wird die Theilung der Arbeit immer allgemeiner üblich, und mit derselben tritt der auf einer Seite herrschenden Massenhaftigkeit andererseits die Mannigfaltigkeit entgegen. Gegenüber den ungeheueren Quantitäten von Brodfrüchten, welche in den hauptsächlichen Agriculturstaaten gewonnen werden, stehen die Futterfrüchte, Handelsgewächse und Erzeugnisse des Gartenbaues in anderen Ländern im Vordergrunde. Wo neben einer dergleichen intensiven Ausnützung des Bodens das Ackerland auch noch dem Getreidebau gewidmet wird, um Ueberschüsse über den eigenen localen Bedarf zu erzielen, wird die Concurrenz wesentlich eine Frage des Transportes der Producte zu den Märkten. Daher trachtet man von dem Getreidehandel zu der Mühlenindustrie und dem Mehlhandel überzugehen. Viele Analogien zu der bisher besprochenen Charakteristik der Getreideversorgung bietet der Fleischhandel. Australische Fleischconserven, die Fabrikate der Liebig Company gehören hieher. Es genüge, auch an die grosse, dem letzten Quinquennium angehörige „Wanderung der Production“ zu erinnern, welche mit der Colonial-Schafwolle im Kampfe gegen die einheimische europäische vor sich ging. Die europäischen Schafzüchter beherzigen die Lehre der letzten fünf Jahre, wenden sich der rationellen Production hochfeiner Wollen zu und überlassen den Massenimport der gemeinen Wolle den Squatters jenseits der Atlantis und in den Colonien. Auch die Forstwirthschaft muss einem ähnlichen Zuge der Zeit folgen; auch hier tritt das Maschinenwesen und die Intensität der Cultur die Herrschaft an. Der Rohstoff, einst die Hauptsache, wird zurückgedrängt; industrielle, möglichst an Ort und Stelle gerückte Etablissements verfeinern den gefällten Stamm zu dem Merkantilholz, zu baulichen und architektonischen Verwendungen aller Art. Anstrengungen werden gemacht, um dem Holze den höchsten Werth zu verleihen. Sowie dieses erreicht ist, nimmt die Absatzthätigkeit ganz neue Dimensionen an und das Holz wird zu einer Waare des Welthandels. Die Concurrenz der Colonialhölzer aber, der pracht-

vollen Producte aus Canada und Australien, die 1862 die ganze Welt in Staunen versetzten, ist geschwunden; denn je weiter die Arbeitstheilung geht, desto zuverlässiger kann man behaupten, dass der Markt für alle Rivalen, für jede Specialität Raum hat.

Zur Signatur des heutigen Wirthschaftens gehört die Umwandlung der Hausgewerbe und des Handwerkes in die Grossindustrie und den Fabriksbetrieb. Von vorneherein liessen sich für den normalen Verlauf dieses in die Culturgeschichte tief eingreifenden Processes allgemeine Gesetze aufstellen, nach welchen sich derselbe voraussichtlich immer und überall vollziehen muss. Der nächste Anlass, um das Hausgewerbe und das Handwerk durch die in mächtigen Dimensionen arbeitende Maschinenindustrie zu verdrängen, liegt offenbar in dem Vorhandensein eines wachsenden Verlangens nach gleichartigen Gegenständen des Gebrauches und Verbrauches. Ein solches Verlangen tritt um so intensiver hervor, eine je grössere Anzahl von Menschen dichtgedrängt beisammenwohnt und je höher die relativen Bedürfnisse jedes Einzelnen steigen. Daher ist *a priori* anzunehmen, dass dort, wo die Population zahlreicher ist oder wo bei gleicher Dichte derselben der Wohlstand und die Lebensgenüsse höher entwickelt sind, auch ein grösserer Anlass zu dem Ersatze der Kleingewerbe durch Fabriken geboten sei. Andererseits muss sich innerhalb derselben Bevölkerung wieder ein graduell stärkerer oder minder starker Impuls für diese Umwandlung fühlbar machen, je nachdem die Artikel, um welche es sich handelt, dem Verbrauche gegenüber ein verschiedenes Verhalten zeigen. Die Grossindustrie wird eher am Platze sein, wo der Verbrauch ein sehr gleichförmiger und bei allen Ständen herrschender ist; sie kann dagegen länger entbehrt werden, wenn der Bedarf individuell verschieden und so specifisch ist, dass man grössere Mannigfaltigkeit der Producte verlangt. In Folge dieser beiden wirkenden Ursachen muss also auch die Verdrängung des Handwerkes durch die Grossindustrie in doppeltem Sinne mit eherner Nothwendigkeit vor sich gehen. Erstens geographisch in derselben Richtung, wie der Uebergang von der dünnen niedrigcivilisirten zu der dichten, hochgebildeten, an alle Lebensgenüsse gewöhnten Bevölkerung; und zweitens sachlich, von den Gegenständen des Massenverbrauches immer weiter schreitend zu jenen des minderen Consums. Die concreten Zustände, welche man in einer bestimmten Zeitepoche und in einem bestimmten Lande findet, sind die complexe Wirkung der beiden eben erwähnten Ursachen. In dieser Art lässt sich das Naturgesetz des unter unseren Augen sich vollziehenden Ueberganges in der grössten Allgemeinheit aufstellen.

Nun lässt sich der Nullpunkt der Grossindustrie nach den oben aufgestellten Gesichtspunkten geographisch in das Centrum Asiens verlegen, wo zugleich der Culminationspunkt der Hausgewerbe zu

suchen ist. Von dort nimmt die Bedeutung der letzteren allmählig gegen den Westen von Asien und über den Osten von Europa fortschreitend ab. Die Grossindustrie nimmt in gleichem Sinne an steter Bedeutung zu, indem sie ihr Maximum im westlichen Europa und in den östlichen Theilen Amerika's erreicht, wo wieder der Nullpunkt des Kleingewerbes liegt. Noch weiter nach Westen vorwärts schreitend, gelangt man auf dieser Rundreise in die Gebiete der Hausgewerbe und zu dem ursprünglichen Ausgangspunkte zurück, welcher mit demjenigen Theile der Erde so ziemlich zusammengefallen scheint, wohin von Vielen die ursprüngliche Heimath des Menschengeschlechtes verlegt wird. Der Cultur- und Gewerbezustand der centralasiatischen Völker charakterisirt sich durch die Kindheit der beschränkten Hauswirthschaft. Die Bewohner von Turkestân, Afghanistân, des Kirgisenlandes und der übrigen angrenzenden Chanate kennen noch keinen anderen als den Hausbedarf. Von dem natürlichen Reichthume an Baumwolle, Seide, Metallen u. s. w. machen sie keine andere als die roheste eigene Verwendung. In Turkestân sind es vorwiegend Stickereien, Netze, Seilerarbeiten, primitive Gespinnste, Felle und Pelzwerke und die ersten Verarbeitungen der Seide, welche dafür Zeugniss ablegen. In Indien aber liefern die zierlichen Handarbeiten aus Elfenbein, Holz und Silber und die auf dem Handwebstuhl erzeugten Shawls ein beredtes Beweismittel für den aufgestellten Satz. Der Uebergang vom ärmlichsten Hausgewerbe zu den ersten Stufen des Handwerkes vollzieht sich allmählig einerseits in der Richtung über Persien nach Kleinasien, dem östlichen Russland und der Türkei, andererseits nach Süden unter dem Einflusse des europäisch besiedelten Ostindien. Um uns bei den vielen Uebergangsstadien nicht länger aufzuhalten, sei gestattet, nur noch in Russland das gewaltige Zusammenplatzen der beiden wirthschaftlichen Unternehmungsformen zu verfolgen. Da legt der Osten des Reiches eine Fülle von Producten einer sehr bedeutenden Hausindustrie vor: Holzarbeiten, Leder- und Kürschnerwaaren, viele Metallarbeiten, wie Messerschmiede-, Nagelschmiede-Waaren u. s. w. und auch Textilwaaren; denn selbst die Baumwollindustrie beschäftiget noch 350,000 Hausarbeiter. Noch immer herrscht in den östlichen Gouvernements jener eigenthümliche Zustand, dass der Arbeiter gewerbliche Thätigkeiten neben den landwirthschaftlichen, also nur in gewissen Monaten des Jahres betreibt, während vorwiegend in den westlichen Gouvernements die in derselben Industrie beschäftigten ungefähr 100,000 Fabrikarbeiter mit mehr als 1,600,000 Baumwollspindeln und auf 13,000 Kraftwebstühlen die Massenproduction dieser Artikel betreiben. Der bisher in seinem geographischen Laufe verfolgte Uebergangsprocess schreitet in der Türkei und den Donauländern weiter nach Westen fort. In Oesterreich-Ungarn endlich beginnt die entschiedene Superiorität des Fabrikswesens, und je mehr wir uns hier

von dem Osten entfernen, desto klarer drückt die Grossindustrie ihr Gepräge der gesammten Production auf. Die Gegensätze zwischen Ungarn und Böhmen oder Vorarlberg bilden eines der schlagendsten Beispiele, dass sich das Uebergewicht der Fabriksindustrie nach dem Westen hin immer steigert; dieselben Erscheinungen manifestiren sich in Deutschland, der Schweiz, Frankreich, Belgien und gelangen in Grossbritannien zur Culmination. Auf der Wanderung über den Ocean nach den Vereinigten Staaten von Amerika sehen wir in ebenso eclatanter Weise den Beginn des Rücklaufes; denn in Nordamerika ist die Grossindustrie höchst merkwürdig auf die dem europäischen Westen, d. i. dem Culminationspunkte des Fabrikswesens näher liegenden Territorien zusammengedrängt, während der Westen noch immer vorwiegend zum Ackerbau neigt; hier beginnt wieder die Geltung des Hausgewerbes, welche sich über den stillen Ocean nach Australien, Japan und China fortsetzt. In diesen beiden aufblühenden Staaten Ostasiens ist die kleine Hausindustrie, das emsige Gewerbstreiben des Einzelnen noch entscheidend. Kunstbronzen, Cloisonnés, Lackwaaren, Malereien, Papier legen ein lautredendes Zeugniss dafür ab. Ein Artikel wie Seidengewebe, welcher in Lyon allein circa 140,000 Fabriksarbeiter an 70,000 Webstühlen beschäftigt, wird in der Kwangtun-Provinz noch im Hausgewerbe oder von armen, im Solde der Webermeister stehenden Arbeitern in der primitivsten Weise hergestellt.

Was nun den zweiten, den sachlichen Factor anbelangt, so zeigte sich allenthalben, dass dort, wo schon die Vorbedingungen für einen umfangreicheren Verkehr gegeben sind, die Fabriksindustrie ihren Ausgangspunkt bei den Artikeln des Massenconsums nimmt. Unter diesen steht allemal die Textilindustrie voran, ihr folgt die grosse metallurgische, besonders die Industrie des Eisens und seiner Abkömmlinge, weil dieselben den allgemeinsten Bedarf berühren, dann die chemischen Industrien, die auf den gewöhnlichen Hausgebrauch und endlich auf Nahrungs- und Genussmittel bezüglichen Gewerbe. In der That hat geschichtlich die mächtigste aller Textilindustrien, jene der Baumwollwaaren mit dem Verdrängen des Kleinhandwerkes den Reigen eröffnet, ihr folgte fast gleichen Schrittes die der Schafwollwaaren, hierauf die Seidenindustrie und zuletzt kam Leinen — bei welchem sich bekanntlich die Hausindustrie innerhalb dieser Gruppe relativ am längsten erhielt. Unter den metallurgischen Industrien begann derselbe Wettkampf bei der Erzeugung des Roheisens; er ist in den meisten Theilen der Erde schon so lange zu Gunsten des Grossbetriebes entschieden, dass man nur in ganz vereinzelten und abgeschiedenen Gebirgsländern (z. B. in Theilen von Oberkrain) noch Spuren des ursprünglichen Kleingewerbes (Bauernhochöfen u. s. w.) findet. Naturgemäss muss sich innerhalb jeder grossen Industriegruppe der Uebergang vom Handwerk zum

Fabriksbetriebe bei jenen Artikeln zuerst erkennbar machen, welche die Grundlage der folgenden Verarbeitung bilden; später tritt er auf den höheren Verarbeitungsstufen und erst zu allerletzt bei den feinsten und mannigfachsten Erzeugnissen hervor. Diese Vorgänge pflegen sich auf fast typischem Weg zu vollziehen. Den Anfang macht stets die Einführung eines verbesserten Werkzeuges an Stelle der schwierigen Handarbeit; bald werden diese Werkzeuge combinirt und zu einer Arbeitsmaschine, deren Gebrauch zunächst nur die einzelnen Verrichtungen des Gewerbes erleichtert und unterstützt, aber noch immer das Handwerk als solches bestehen lassen kann. Sobald aber der nächste Schritt, die Verbindung mehrerer von einzelnen Arbeitsmaschinen verrichteten Theile oder gar die maschinelle Herstellung des complicirten Ganzen erfolgt, beginnt die Herrschaft der Fabriksindustrie. Denn da werden die Dimensionen meist so gross, dass der Arbeiter nicht mehr zur mechanischen Bewältigung genügt; es wird nothwendig, elementare Kräfte als Motoren zu verwenden, und mit deren Hinzutritt ist die Rentabilität des Kleingewerbes dahin, seine wirthschaftlichen Kräfte werden unzureichend, der fabriksweise Grossbetrieb ist allein rationell und lohnend. Zwar wird durch das Auskunftsmittel der immer allgemeineren Eingang findenden Motoren für Kleingewerbe ein kleiner Aufschub gewährt; aber eben nur ein Aufschub, keine definitive Lösung. Im Allgemeinen liegt schon in den technischen Fortschritten die Tendenz, die Arbeitsverrichtungen des Kleingewerbes zuerst zu erleichtern, dann immer mehr davon auf sich zu nehmen; endlich den Handwerker zu depossediren, zum Arbeiter in der Fabrik und zum intellectuellen Leiter der Maschine zu machen. Einige eclatante Beispiele mögen diese Behauptung illustriren. Da sehen wir vorerst in der Textil-Industrie jene Metamorphose vom Brennpunkte aus immer weitere Arbeitszweige treffen. Dass die Spinnmaschine den Handspinner, der Powerloom den kleinen Weber verdrängt, bedarf kaum der Erinnerung; aber fast alles, was im weiteren Verfeinerungsprocesse aus Garn und Gewebe hergestellt werden kann, gehört ebenfalls schon der Maschine an. Die Bekleidungs-Industrie war ausschliessend und ist noch vielfach Hausgewebe; aber schon rückt von allen Seiten die Maschine in's Treffen. Die erste Bedingung, der Massenconsum, und zwar ein ziemlich gleichartiger, ist vorhanden; die Trachten und Kleider werden immer uniformer, und statt des Bestellens wird das Auswählen unter den fertigen Vorräthen üblich. Aehnlich wie dem ehrbaren alten Schneiderhandwerke ergeht es der Zunft der Schuhmacher. Es ist nicht mehr selten, dass Etablissements 500—600, ja bis zu 3000 Arbeiter im fabriksweisen Betriebe beschäftigen und täglich 800—1000 Paar Schuhe und darüber liefern. So wenig als hier bietet neuestens die Handschuh- oder die Hutfabrikation dem Handwerker ein sicheres

Asyl; auch dafür rückt eine Maschine nach der anderen in den Gebrauch ein. Von diesen gewöhnlichen zu den feinsten Bestandtheilen der Kleidung ist nur ein kleiner Schritt. Das Stricken, ein seit zwei Jahrhunderten auf den häuslichen Kreis beschränkter Erwerbszweig, wird durch den Wirkstuhl, durch den Kettenstuhl, Rundstuhl und durch die Strickmaschine allmählig auf allen Gebieten verdrängt. Das Sticken und Tambouriren, eine historisch und für gewisse Localitäten noch heute so bedeutende Beschäftigung des Hausgewerbes, muss der für den Massenbedarf arbeitenden Stickmaschine weichen. Nicht viel besser geht es den Spitzen, wo der Bobbinetstuhl die Handspitze für den gewöhnlichen Massenverbrauch aus der Concurrenz verdrängt und der Spitzenklöppelei ein Ende zu bereiten droht, der Metall- und Holzbearbeitung, wo ein Heer von Arbeitsmaschinen dem Kleingewerbe immer gefährlicher wird, wo die Fabriksindustrie die Spengler, Tischler, Schlosser, Drechsler, aus ihren Werkstätten depossedirt; den analogen Entwicklungsgang kann man bei der Buchbinderei und den Tapezierarbeiten verfolgen, oder aufmerksam machen, wie der Kleinmüller von Einst der mit den vortrefflichsten Mechanismen betriebenen grossen Mühlenindustrie weichen muss. Eines allerdings darf nicht übersehen werden. Es gibt ein Gebiet, auf welchem diesem Processe Einhalt gethan werden kann und bereits Einhalt gethan ist. Das ist das individuelle Gebiet, auf welchem es sich um wahre Kunsttechnik handelt, wo der Kunstsinn und Geschmack des Arbeiters entscheidet. Auf diesem Gebiete vermag keine Maschine dem Arbeiter seine Herrschaft streitig zu machen; auf allen übrigen aber hält sie ihren Einzug.

Unter den geschilderten Umständen erhält der Welthandel eine stets wachsende Bedeutung. Die Angriffe gegen die Bollwerke, die noch bis in die Mitte des XIX. Jahrhunderts die Staaten von einander isolirten, werden von zwei Seiten zugleich geführt: von der Technik und von der Verwaltung. Jene schiebt die Pioniere des Welthandels immer weiter vorwärts in früher verschlossene Gebiete, diese sichert deren Existenz und internationale Anerkennung. Die Telegraphenlinien der ganzen Erde haben in den Jahren 1867—1872 von circa 49,000 auf mehr als 66,000 geographische Meilen Länge zugenommen, was einer fortschreitenden Ausbreitung derselben um mehr als ein Drittheil gleichkömmt. In dieser einzigen Thatsache liegt schon ein genügender Hinweis auf den Sieg des kosmopolitischen Geistes; besonders da der Telegraph den Gedankenaustausch über Gebiete vermittelt, welche nach jeder anderen Art des regelmässigen Verkehrs unzugänglich sind. Telegramme eilen über den Erdball, von San Francisco durch den amerikanischen Continent und den atlantischen Ocean nach Europa, von hier nach Kleinasien und den persischen Meerbusen nach Indien oder durch die sibirische Steppe bis an den Amur und nach Ostasien. Seitenlinien schliessen Japan so

gut als Australien in diesen magischen Gedankenkreis ein. Das Eisenbahnnetz, welches 1867 in allen Welttheilen etwas über 21,000 geographische Meilen betrug, ist in dem letzten Quinquennium auf 32,000 Meilen, d. i. um die Hälfte angewachsen. Der die Menschheit verbindende Schienenstrang durchbricht die Kette der Alpenriesen in Europa, so gut wie jene der Nevada und der Cordilleren in Amerika und reicht bald von einem Endpunkte dieser Continente bis zum anderen. Nach einer begründeten Durchschnittsrechnung dürften täglich 4 bis 4½ Millionen Personen und gegen 40 Millionen Centner Güter auf den Bahnen befördert werden.[1]) In ähnlicher Weise bringt die „Weltpost" einem Jeden „täglich Nahrungsmittel des sittlichen, intellectuellen und politischen Lebens und kommt von allen Theilen der Erde mit derselben Regelmässigkeit, wie die Sonne." Für die Jahre 1865—1867 schätzte man die Höhe der gesammten Correspondenz auf 2300 Millionen Briefe; nach den neuesten Daten werden jetzt jährlich 3300 Millionen Briefe durch die Post expedirt, das macht pro Tag 9¼ Millionen, oder in jeder Secunde 100 Stück.[2]) Erinnern wir uns schliesslich noch des Anwachsens der Dampferflotte in der Handelsmarine, so vervollständigt sich das Bild der technischen Hilfsmittel des Welthandels. Angesichts eines so gigantischen Apparates von Bewegungswerkzeugen steigen die Gütermassen, welche die Bewohner dieses Planeten unter einander tauschen, in unaufhaltsamer Progression. Die Summe aller durch die Ein- und Ausfuhr umgesetzten Werthe wurde für das Jahr 1860 auf circa 15,000 Millionen Gulden veranschlagt, für zehn Jahre nachher (1870—1871) aus den officiellen Handelsausweisen auf 23,170 Millionen Gulden berechnet. Daraus ergibt sich eine Steigerung des Aussenhandels um 54 Procente; mit anderen Worten: in einem Decennium ist die Weltwirthschaft um die Hälfte intensiver zum Ausdrucke gelangt, als vorher. Um diesen Aufschwung auf alle mitwirkenden Ursachen zurückzuführen, muss auch der Unterstützung gedacht werden, welche die Verkehrpolitik der Staaten im administrativen Sinne leistete. Zu Beginn der sechziger Jahre war eigentlich nur Grossbritannien dem Freihandel faktisch zugethan; die continentalen Staaten Europa's und jene Amerika's waren durch Prohibitionen und Schutzzölle für die Weltwirthschaft versperrt. Seither haben zahlreiche Verträge fast alle Länder mit einander in innige Beziehungen gebracht, Europa ist zur Handelsfreiheit bekehrt. In jener Periode hatte jedes Land seine nationalen Maasse und Gewichte, sein eigenes Geld und Münzsystem. Heute ist umgekehrt die internationale, weltwirthschaftliche Organisation dieser Verkehrseinrichtungen zur Regel, das isolirte Festhalten an

1) Vgl. die „*Uebersichten*" in Behm's *geogr. Jahrb.* I—IV.

2) *Weltpost und Luftschiffahrt* von Dr. Stephan. Berlin 1874.

volksthümlichen Eigenheiten zur Ausnahme geworden. Die in Fluss gebrachte Unification, die Annahme des metrischen Systems, die Münzconventionen und alle darauf bezüglichen Abmachungen beheben eines der früheren Hindernisse des Welthandels nach dem anderen. Endlich gelingt es immer vollständiger, den kosmopolitischen Charakter der Eisenbahnen, Telegraphen und Posten durch Verträge, Congresse und Conferenzen auch staatlich zur Geltung zu bringen.

Unschwer erkennt Jeder in dem skizzirten Entwicklungsgange der materiellen Cultur das Walten eherner unverrückbarer Gesetze, gegen welche der menschliche Geist sich fruchtlos auflehnt. Im Allgemeinen hat die Cultur das mächtige Eindringen der Maschine nicht zu beklagen, denn es bedeutet ein Aufsteigen von der mechanischen zur geistigen Thätigkeit, in so ferne die Maschine selbst ein Werk der letzteren ist. Verschweigen darf jedoch der Culturforscher nicht die socialen Wirkungen der Maschine, welche den klaren Beweis liefern, dass der allgemeine Culturgewinn sich stets nur auf Kosten eines Bruchtheiles der Menschheit vollzieht. Die Nothwendigkeit des menschlichen Elends wird vielleicht durch die an die Maschine anknüpfende sociale Bewegung am schneidendsten illustrirt. Die erste Wirkung war das Zusammenströmen der Arbeitskräfte an den Standort der Maschine, zunächst in die grossen Städte, welche auf Kosten des flachen Landes unverhältnissmässig anschwollen. Die durch solche Verdichtung rapid gestiegene Nachfrage rief naturnothwendig eine allgemeine Vertheuerung der Lebensmittel, d. h. eine Verschärfung der Noth hervor, welche die wohlthätigen, auf Verbilligung der Kunstproducte abzielenden Wirkungen der Maschine wieder aufhebt. Das Leben in den Grossstädten ist zudem mit einer Reihe sanitärer Nachtheile verbunden, welche das Entstehen wüthender Epidemien begünstigen und auch ohne dies die Lebensdauer der Bewohner in den ärmeren Stadttheilen verkürzen. Was einst Aberglaube, Inquisition, Hexenprocesse, Kirche, Fürstenlaunen und Cabinetskriege an Opfern von Menschenleben erheischten, verlangt heute eben so gebieterisch, nur in stärkerem Maasse, in grösserer Zahl die moderne, liberale Civilisation, wenn auch aus anderen Gründen. Die Thatsache bleibt indess die nämliche. Mangel an Luft und Raum, an gesundem Trinkwasser, an genügender und zweckentsprechender Kleidung raffen, von den Epidemien ganz abgesehen, lautlos Tausende dahin. Endlich untergraben sehr viele Industriezweige an sich die Gesundheit des Arbeiters und gönnen ihm nur ein kurzes Leben. Die Fabrikation der Zündhölzchen führt zahlreiche Phosphorvergiftungen herbei; die furchtbare Krankheit der Phosphornecrose ist ein directes Resultat der Cultur; sie konnte vor Entdeckung und Anwendung des Phosphors nicht existiren. In den Quecksilberbergwerken leiden die Arbeiter unter den Mercurialvergiftungen. Die Glasindustrie ist nicht minder verderblich; in Kohlengruben fallen Hunderte alljährlich

den schlagenden Wettern zum Opfer. Auf den Guano-Inseln sterben die mit der Ausbeutung dieses in Europa durch die mit der Cultur verbundenen Bodenerschöpfung unentbehrlich gewordenen Dungmittels beschäftigten Kuli's wie Fliegen. Dennoch will und kann die wachsende Gesittung alle diese Producte nimmer entbehren; erbarmungslos schreitet sie über die Leichen ihrer Opfer hinweg, und es wäre sicherlich interessant, die Zahl derselben zu berechnen und mit jenen des Krieges in einem gleichen Zeitraume zu vergleichen. Es möchte sich dann leicht ergeben, dass die Zahl dieser unbeklagten stillen aber stetigen Opfer der Industrie jene der kriegerischen Launen der Menschheit um Vieles überwiegt.

Keine Maschine konnte ferner in den Kreis des Alltagslebens eingeführt werden, ohne alle Jene dem Elende und Untergange zu weihen, deren Handarbeit die Dienste der nunmehr vereinfachenden Maschine verrichtete. Diese leistete was früher etwa 10—20 Menschen geleistet, die dabei ihr Brod fanden. Zu ihrer Bedienung erforderte sie davon vielleicht 1—2, die Anderen, die sich nicht plötzlich einem fremden, unerlernten Handwerke zuwenden konnten, gingen beschäftigungslos zu Grunde. So knüpfen an das Walten der Maschine zwei wichtige Culturphänomene an: der Pauperismus und die Prostitution. Unter milderen Formen hatten Beide früher bestanden, in ihrer heutigen Verschärfung niemals. Beide schreiten gegenwärtig mit einander Hand in Hand. In früheren Zeiten lernten wir religiöse Verirrungen, seltsame Begriffe der Gastfreundschaft und Habsucht als Ursachen der Prostitution kennen; jetzt dictirt sie die Noth. Die auffallende Vermehrung der Selbstmorde in der Gegenwart, wie in den Tagen des alten Rom mit dem Wachsen des Atheismus und dem Sinken der Volksreligion Schritt haltend, ist ein zuverlässiges Zeichen der Zeit, des herrschenden socialen Elendes. In unverkennbarem Zusammenhange steht damit die geistige Prostitution des männlichen Geschlechtes, die ihre Gedanken in der Gestalt ihrer Feder dem Meistbietenden verkauft und das wichtigste Aufklärungsmittel, die Presse, mit geringer ehrenwerther Ausnahme zu einem feilen Werkzeuge der Parteileidenschaft, der Demoralisation, kurz der Volksverdummung, d. h. in ihr Gegentheil verkehrt hat.

Die mechanischen Verrichtungen der Maschine legen allerdings ihrem Leiter eine höhere Denkpflicht auf, spornen aber nicht zum Ueberschreiten des nothwendigen Maasses an, halten vielmehr von sonstiger Denkarbeit ab. So ist die Wirkung der Maschine auf die Arbeiter eine geistig zurückhaltende, deprimirende. Der Fabriksarbeiter wird, obwohl geistiger Leiter der Maschine, durch die Maschine geradezu aus der Reihe der kopfarbeitenden Classen ausgestossen, zu mechanischem Denken gezwungen. Die Folge davon ist, dass in europäischen Ländern ein bedeutender Unterschied in der

Gehirnbildung zwischen hand- und kopfarbeitenden Classen obwaltet, völlig zum Nachtheile der ersteren. Die Maschine legt demnach den Grund zu einer physiologischen Erscheinung, welcher sich kraft des Gesetzes der Vererbung die Nachkommen der Arbeiterclasse nicht mehr entziehen können und führt zu immer schärferer geistiger Differenzirung der Menschen, deren Gleichheit eines der beliebten Schlagworte der angeblichen Aufklärung ist. Dieser geistige Druck im Vereine mit dem Pauperismus stempelt den Fabrikarbeiter in Wahrheit zum „weissen Sklaven" und hat die heutige Form der „socialen Frage" geboren. Dem Culturforscher, der den natürlichen Lauf der Dinge erfasst, kann nicht entgehen, dass thatsächlich der Arbeiter der Gegenwart trotz der ihm gewordenen politischen Befreiung, die ihm aber den Hunger nicht stillt, die Rolle des Sklaven vergangener Epochen versieht. Die Maschine, mehr als alle Philanthropie, hat die Sklaverei und Leibeigenschaft beseitigt, aber nur um Sklaverei anderer Art an deren Stelle zu setzen. Sie hat den „vierten Stand" erzeugt. Den Anstrengungen des vierten Standes, den Fesseln, worein der heutige Culturstand der Gesellschaft ihn schmiedet, sich zu entwinden, wohnt die tiefste Berechtigung inne, eben so wie seinerzeit den Kämpfen um die Volksrechte gegen die Fürstenmacht. Je tiefer dieser Kampf in die gesellschaftlichen Schichten hinabsteigt, desto heftiger sein Wüthen. Schrecklicher als der Racenkrieg ist der Classenkrieg. Auf die mancherlei Mittel, womit schon die Gegenwart diesen Krieg einleitet, kann ich hier, wo ich in grossen Strichen zeichne, nicht eingehen; das wichtigste darunter, die Association, in den planmässigen Strikes den Arbeitern eine mächtige Waffe, scheint nunmehr, wie die neuesten Vorgänge in England beweisen, wo das einmüthige Zusammenstehen der Fabrikbesitzer ansehnliche Lohnherabsetzungen erzwang, in den Händen des Capitals von noch grösserer Wucht zu werden. Das Recht des Stärkeren entscheidet wie immer auch in diesem Existenzkampfe. Die Socialdemokratie, in den cultivirteren Fabriksdistrikten an Bestand sichtbar gewinnend, ficht auf ihre Weise und mit dem nämlichen Rechte wie die Monarchisten, Republikaner oder Demokraten. Ihr Sieg würde voraussichtlich die Grundvesten der jetzigen Gesittung erschüttern, ja diese selbst in Frage stellen, wird aber, wenn je errungen, wieder nur ein Triumph des alten Satzes: Gewalt geht vor Recht, und zugleich ein natürliches, logisches Ergebniss des bisherigen Entwicklungsganges sein. Und es ist ein verderblicher Wahn zu glauben, dieser Process, der aus den bisherigen historisch gewordenen Zuständen naturgesetzmässig hervorgeht, könne durch irgend welche menschliche Institutionen in seinem Verlaufe aufgehalten werden. Weder Repressivmassregeln, noch auch die fortschreitende Entwicklung der Freiheitsidee und

deren Verwirklichung im staatlichen, socialen und praktischen Leben vermögen jemals das Elend zu bannen, welches einen Bestandtheil jeder Civilisationsphase bildet. „Die meisten Menschen verlangen von den Dingen entgegengesetzte und unvereinbare Wirkungen, sie wollen, dass der Stein, der ihre Bauten festigt, aufhöre fest zu sein, wenn er ihnen auf den Kopf fällt.“ [1]) Sie wollen die Vortheile, nicht aber die Nachtheile der Civilisation. Jede Civilisation leidet nun an solchen Gebrechen, dass, wie wir wissen, dieselbe die Summe des Wohlseins der Menschen nicht zu steigern vermag. [2]) Eine genauere Forschung ergiebt jedoch, dass alle sogenannten „Gebrechen“ integrirende Elemente des jeweiligen Culturstadiums sind. Mehl wird nur gewonnen wenn Korn zwischen zwei Mühlsteinen zerrieben wird; wer die treibenden Kräfte sind, ist am Ende gleichgültig. Keine Gesetze und Einrichtungen der Welt können verhindern, dass in der menschlichen Gesellschaft nicht dem einen Theile die Rolle der Mühlsteine, dem anderen jene des Korns zufalle. Freilich verschliesst man davor nur allzu gerne die Augen und der Russe Nicolaj Gogol spricht eine bittere aber tiefe Wahrheit aus, welche die heutige Culturentwicklung charakterisirt, wenn er sagt: „Das XIX. Jahrhundert verdient den Namen des Jahrhunderts der Humanität. Denn jedem alten Schandfleck der Menschheit hat es ein neues, edel glitzerndes, vertuschendes Mäntelchen umgehängt. Wen kümmert's, dass der alte Schandfleck darunter erneuert und vergrössert fortbesteht? Man sieht ihn ja nicht!“ Und weil man ihn nicht sieht, meinen Viele, er sei auch nicht mehr vorhanden. Die Zukunft ist von dem Programme dieser Blätter ausgeschlossen, nur soviel darf der Culturforscher als unerschütterliche Thatsache verkünden: wie immer die Lösung der socialen Frage ausfallen möge, das menschliche Elend und die Sklaverei werden nimmer aus der Welt geschafft. Die Menschen wechseln die Plätze, an Stelle der alten Dulder treten neue, die Form wird eine andere, das Wesen bleibt.

---

1) Ludwig Noiré. *Die Welt als Entwicklung des Geistes. Bausteine zu einer monistischen Weltanschauung.* Leipzig 1874 8° S. 110.

2) Peschel. *Völkerkunde.* S. 156—157. Theodor Waitz. *Anthropologie der Naturvölker.* I. Bd. S. 477. In der „Geistesnacht“ des Mittelalters, wo uns der Zustand der Völker so überaus elend geschildert wird, war der jetzt so häufige Selbstmord, der oben erwähnte Indicator des Elends, eine sehr vereinzelte Ausnahme. Die so düster ausgemalte Noth jener Epochen ward also keinesfalls so tief empfunden, dass sie zum freiwilligen Ausscheiden aus dem Leben bewog, was doch heute trotz aller so sehr gestiegenen Culturmittel der Fall ist.

Geistige Triumphe der Neuzeit.

Wie die materielle, nahm auch die geistige Cultur unseres Jahrhunderts einen hohen Flug. Schon habe ich erwähnt, wie die auf die classische Periode der deutschen Literatur folgende Romantik unter dem Hauche freiheitlicher Gedanken verendete. Diese Epoche erfüllte besonders ein Hervortreten der Kunst, die im verflossenen Jahrhunderte der Wissenschaft gewichen war. Von Winckelmann, der sich in dem alten ewig jungen Rom am Studium der Antike Begeisterung trank, ging eine neue Kunstrichtung aus, die alsbald alle Zweige des Kunstgebietes ergriff. In der Architectur, Bildhauerei und Malerei ward Bedeutendes geleistet und zeichneten sich darin Völker aus, die bisher wenig Theil an ihrem Entwicklungsgang genommen. Der grosse Thorwaldsen war ein Däne isländischer Abkunft und einer der namhaftesten Maler der Gegenwart, Jan Matejko ist ein Pole. Den Anstoss zu dieser denkwürdigen Bewegung auf dem Kunstgebiete gab zunächst die Romantik, die in der Malerei wenigstens in Frankreich und Deutschland eine besondere Schule erzeugte. Dass der künstlerische Born nicht versiegte als die romantische Schule überwunden war, dafür sorgte der zunehmende materielle Reichthum, der, wie wir wissen, eine der natürlichen Bedingungen der Kunstentfaltung ist. Hatte die Romantik den Geist auf das Ideale überhaupt hingerichtet, so wollte auch die spätere Zeit den Schmuck dieses Ideales um so weniger entbehren, als sie die materiellen Mittel besass, die Anforderungen der Künstler zu befriedigen. Dazu kam, dass eine neue Religion die Gebildeten erfasste und die Kunstbestrebungen belebte. Diese neue Religion war der Cult der Freiheit. Die Kunst sagte sich los von der alten Religion, vom Christenthume und seiner Kirche, und dies verleitete zu der Meinung, dass die Kunst von der Religion getrennt im Sonderleben gedeihen könne. Man übersah, dass die neuen Ideale, um die sich die Menschheit schaarte, in ihrem Wesen zusammenfielen mit dem verlassenen Glauben; statt einer Religion, der man bewusst entsagte, schlüpfte man unbewusst in die andere hinein. Dem Walten des Idealen in der Gegenwart verdanken wir die bestehenden Kunstregungen. Würden diese blendenden Irrthümer nicht das ganze geistige Geäder der Culturnationen durchzittern, die Kunst wäre rasch dahin. Die materialistische Kunst ist eben so eine Unmöglichkeit wie eine idealistische Wissenschaft. Auf diesem Gegensatze beruht indess die heutige Culturentwicklung. Ohne ein Urtheil über die moderne Kunst zu wagen, wird doch die Behauptung kaum Anstoss erregen, dass ihr ätherischer Flug zu erlahmen beginnt, seitdem die positiven Kenntnisse in immer weiteren Kreisen den Werth der Ideale schmälern. Das allgemeine Streben der Jetztzeit trachtet

nach allmähliger Verwerthung und Verallgemeinerung der Kunst zur Befriedigung des Schönheitssinnes, der mehr denn je Gemeingut der Gebildeten ist, zwingt aber dadurch die Kunst, ihren hohen Thron zu verlassen und herabzusteigen in immer tiefere Tiefen des Alltagslebens. So entwickelt sie das Kunsthandwerk, das sich, wie die jüngste Weltausstellung lehrte, besonders in Frankreich, dem Deutschland niemals das Scepter entwindet im Reiche der Mode und des feinen Geschmacks, auf hohe Stufe emporgeschwungen. Das allgemeine Kunstniveau erhöht sich, die Spitzen schrumpfen dagegen ein.

Der Idealismus der Gegenwart ist grossentheils ein germanisches Product und nimmt seinen Ausgang von der deutschen Philosophie. Im Gegensatze zu den französischen Encyclopädisten, die mit den damals vorhandenen Mitteln der Wissenschaft die Welt in ihre Atome aufzulösen suchten, wandten die Deutschen sich wieder der tief im menschlichen Innern wurzelnden Mystik zu. In den modernen Spiritualisten, und unter diesen Kant, der den über Raum und Zeit an sich erhabenen Schöpfer des Alls vertheidigte, in Fichte, der das schöpferische Element im absoluten Welt-Ich, Schelling, der das schöpferische An-Sich des Alls als absolute Indifferenz oder als das absolute Subject-Object ansah, und in Hegel, der wiederum dasselbe unter dem Begriffe der absoluten Idee erfasste, in Schopenhauer, der das nämliche in Willen und endlich in Eduard v. Hartmann, der es ganz sicher im Unbewussten gepackt zu haben glaubt, tritt uns dieser mystische Schöpfungsbegriff entgegen. Wie die vorphilosophischen Mystiker ihren überirdischen Schöpfer sogleich zur Hand hatten, so nicht minder die spiritualistischen Mystiker.[1]) Das Gewirre der aus- und ineinander laufenden Fäden der deutschen Philosophie und ihrer ausländischen Nachfolger bedrückt den nach Klarheit strebenden Denker in demselben Maasse wie die geschmähte Scholastik des Mittelalters. Sie streitet um spitzfindige Begriffe, die nicht mehr und nicht weniger Sinn besitzen als die scholastischen Haarspaltereien. Ueber den Plato und Aristoteles kommt sie nicht hinaus, denn wer dem Plato und Aristoteles zugesteht, dass eine alle Theile und Systeme übergreifende, gleichsam dieselben in mystischer Weise schöpferisch umfassende Urkraft, nenne man dieselbe absolute Idee, Unbewusstes, Allgeist oder sonst wie, besteht, der hat einen neuen Schöpfer construirt, und diesen noch dazu nicht klarer und denkanschaulicher gesetzt wie die mystische Dreieinigkeit.[2]) So ist denn die moderne Philosophie wesentlich nichts anderes als die Kirchenreligion, die in der Gegenwart mit dem Ultramontanismus, nicht blos dem katholischen, identisch geworden ist.

---

1) Otto Caspari. (*Ausland* 1874 No. 32 S. 629—630.)
2) A. a. O. S. 630.

Indem die theistisch-mystische Philosophie den letzteren bekämpft, befindet sie sich im Widerspruche mit sich selbst; sie ficht gegen Dogmen um neue Dogmen zu predigen, wie jene von der sittlichen Weltordnung und der Teleologie. Gemeinsam mit dem Ultramontanismus schleudert sie aber ihr Anathema auf Jene, die in den Resultaten der wissenschaftlichen Forschung die Unwahrheit aller Mystik, wovon der ultramontane Kirchenglaube nur die eine Seite ist, erkennen wollen. Gegen solche „Ueberhebung" der Wissenschaft, wie das Schlagwort lautet, in Wahrheit gegen den Fortschritt, wehrt sich die Philosophie in Wort und Schrift.

In der Geschichte der geistigen Entfaltung unseres Geschlechtes darf der Culturwerth dieser philosophischen Windungen nicht unterschätzt werden; es gebührt ihnen die nämliche Anerkennung wie den angeblich sinnlosen Tifteleien der Scholastik, aber nicht mehr. Sie schärfen das Denkvermögen und schirmen den Idealismus gegen die wuchtigen Schläge, welche die positiven Kenntnisse ihm täglich mehr versetzen; sie schufen neue Ideale an Stelle der alten, abgenützten, die in die Rumpelkammer mehr oder minder achtungsvoll hinterlegt werden. Demuth, Gehorsam und Anhänglichkeit, die Ideale des scholastischen Mittelalters, die passiven Tugenden überhaupt, sind abgeblasst, überwunden, um wieder, da neue Tugenden so wenig entstehen können wie neue Laster, die bürgerlichen in den Vordergrund zu schieben. Statt des Glaubens füllt die Freiheit, bürgerlich, social und religiös, das idealistische Bedürfniss unserer Epoche aus. So wechselt die Menschheit ihre Ideale, ohne den Kreis des Idealismus zu verlassen. Sie darin zu erhalten, das blendende Licht der Wahrheit von den Augen der Menge ferne zu halten, dies das Werk der Philosophie wie einst der Kirchenreligion, die ja Beide wieder dem unversiegbaren Borne der nie befriedigten Phantasie entsprangen.

Auf den Grundpfeilern der im verflossenen Jahrhunderte gewonnenen positiven Erkenntnisse thürmte sich dagegen der stolze Bau des modernen Wissens auf, der in steter Wechselwirkung die materielle Cultur eben so sehr förderte, als er von ihr gefördert wurde. Die Empirie trat in ihr Recht gegenüber der philosophischen Speculation. Bände liessen sich füllen mit der Geschichte der modernen Wissenschaften; auch nur annäherungsweise ihren Entwicklungsgang abzustecken, fehlen eben so sehr mir die Kräfte, als diesem Buche der Raum. Wer sich aber mit diesem Specialzweige der Culturgeschichte befasst, wird auch hier auf Schritt und Tritt den Satz bewahrheitet finden, dass eine wissenschaftliche Errungenschaft an die andere sich reiht mit logischer und nothwendiger Consequenz wie in einander greifende Kettenglieder. Unaufhaltsam drang die Wissen-

schaft vorwärts, selbst aus den Kriegen Nutzen ziehend,[1]) am mächtigsten die Wissenschaft der Natur. Nach allen Richtungen ward gespäht und geforscht, gemessen und gewogen, geprüft und beobachtet, auf dass immer hellerer Glanz ausstrahle jenes Bündel von Disciplinen, die wir die Naturwissenschaften nennen. An ihren Aufschwung knüpft sich das Zeitalter der Aufklärung, denn sie nahmen die Skepsis zur Führerin, sie glaubten nicht, sie trachteten zu wissen. Die Naturwissenschaften sind es, die zuerst der Kirche und ihren Lehren den Fehdebrief sandten, die einst so wohlthätigen und jetzt beengenden Fesseln des Glaubens sprengten. Wahrheiten, lange dumpf geahnt, erhoben sie zur Gewissheit und verkündeten sie mit weithin schallender Stimme. Immer klarer und deutlicher traten die Züge der atomistisch-mechanischen Weltanschauung hervor, die alle Lügen, worin die Mystik uns grossgezogen, bekämpft und beseitigt. Es kam Humboldt, es kam Darwin, der dem grossen Räthsel der Entwicklung einen Theil seiner Geheimnisse entwand. An die Lehre des grossen Briten knüpft sich die Revolution der Geister, welche mitzuerleben uns heute vergönnt ist, eine Revolution, die, obzwar friedlich, gewaltiger, umfassender in ihren Wirkungen, als die Arbeiten der Pariser Guillotine und Petroleure von 1792 und 1871. Wie der in's Wasser geschleuderte Stein immer weitere Kreise schlägt, mussten auch die Errungenschaften Darwin's, einmal den Denkenden zum Bewusstsein ihres Werthes gebracht, auch auf allen übrigen Gebieten des Wissens anregend, befruchtend und revolutionär wirken. Seit fünfzehn Jahren, als Darwin's berühmtes Buch von der Entstehung der Arten an's Tageslicht trat, hat die Schaar seiner Anhänger in den Kreisen des engeren Wissens sich auf's Ansehnlichste vermehrt und die Vertreter anderer Disciplinen bewogen, in seine Fusstapfen zu treten. Schon ist auf national-ökonomischem Felde mit Erfolg versucht worden zu zeigen, wie die Darwin'schen Gesetze auch die Volkswirthschaft beherrschen, und das Buch, welches der geneigte Leser nunmehr zu Ende liest, gipfelt in dem Bestreben, ein Gleiches für den Entwicklungsgang der menschlichen Cultur zu erweisen. Der läppische Einwand, dass die Gesetze der Natur nicht auf das geistige Leben des Menschen sich anwenden lassen, dass ein solcher Versuch eine Ueberhebung, ein frevelhafter „Missbrauch" sei, richtet sich wohl selbst in den Augen jedes Unbefangenen. An der Begründung [2]) und Abwehr der Angriffe auf die neu erworbenen Gesichtspunkte hat das XIX. Jahrhundert voraussichtlich noch lange zu zehren,

1) Siehe meinen Aufsatz: *Die wissenschaftlichen Errungenschaften des Krieges.* (*Ausland* 1873 No. 3 S. 41 No. 4 S. 70.)

2) Neuestens wieder durch das Buch von E. Haeckel. *Anthropogenie. Entwicklungsgeschichte des Menschen.* Leipzig 1874 8°.

und das kleine aber täglich sich mehrende Häuflein der Neuerer hat einen harten Stand. Im katholischen Frankreich, aber nicht minder im protestantischen England, Nordamerika und Norddeutschland tritt Kirche und theistische Philosophie, die Wissenschaft beherrschend, gegen die neue Lehre in die Schranken.[1]) So mag einst das päpstliche Rom sich aufgebäumt haben gegen das Weltsystem Koperniks. Unberauscht von Darwin'schen Glaubenssätzen, die Glaubenssätze nur dann werden, wenn sie erst Wissenssätze geworden sind, hebt indess rücksichtslos die parteilose Forschung sich zu neuem condorgleichen Fluge empor.

Die gewaltigen Errungenschaften der Wissenschaft erzeugten naturgemäss eine heftige Gährung der Geister auch ausserhalb der gelehrten Kreise. Der Skepticismus erfasste bald alle Jene, die mit den Ergebnissen der Forschung auch nur oberflächlich vertraut wurden und bald schaarte sich um ihr Banner Alles, was für freisinnig und aufgeklärt gelten wollte. Im Namen der Wissenschaft zog man gegen die bestehenden Missbräuche zu Felde; blos was Missbrauch sei, überliess man nicht der wissenschaftlichen Entscheidung, beurtheilte man vom jeweiligen Parteistandpunkte. So ward die Wissenschaft, die über den Parteien thront, selbst zur Partei herabgezogen. Um so mehr beschleunigte dies den Process, welchen wir die ganze Entwicklungsgeschichte hindurch beobachteten, wonach das Rütteln an den Grundsäulen des Glaubens das Streben nach Befestigung derselben und eine Vermehrung des Aberglaubens zur Folge hat. Steifer denn jemals hält die Kirche der Gegenwart an ihren Lehren fest und es ist im Gange der Ideenentwicklung tief innerlich begründet, wenn sie dermalen, von der subjectiven Ueberzeugung ihrer Wahrheit getragen, den Resultaten der Wissenschaft das schroffste *non possumus* entgegenstellt, mit Syllabus und Encyclica die falschen Sätze der Forschung verdammt. Denn die Wahrheit kann nur Eine sein, und wer die Ueberzeugung hegt, die Wahrheit erkannt zu haben, muss dadurch an und für sich Alles verwerfen, was damit nicht übereinstimmt. Nun ist das Wesen der Wissenschaft, die Skepsis, jenem des Glaubens direct zuwider und die wissenschaftlichen Erkenntnisse vernichten geradezu die kirchlichen Glaubensthesen. Es ist vollkommen unwiderleglich, dass Glauben und Wissen sich sowohl ihrem Wesen als ihrem beständigen geschichtlichen Verhältnisse nach contradictorisch ausschliessen.[2]) Eine Brücke,

---

1) So Prof Adolf Bastian mit seinem Buche: *Schöpfung oder Entstehung. Aphorismen zur Entwicklung des organischen Lebens.* Jena 1875 8°. Dass ein solches Buch — gleich jenem von Albert Wigand (*Der Darwinismus und die Naturforschung Newtons und Cuviers* Leipzig 1874 8°) — in Deutschland hat erscheinen können, ist für die in jüngster Zeit mit so viel Selbstlob gepriesene deutsche Wissenschaft und Cultur sehr — bedauerlich.

2) Diesen Beweis erbringt sehr schön Franz Overbeck. *Ueber die Christlichkeit unserer heutigen Theologie. Streit- und Friedensschrift.* Leipzig 1873 8°.

die vom Wissen zum Glauben hinüberführt, gibt es nicht. Darum ist das Vorgehen der Kirche durchaus consequent und von ihrem Standpunkte ebenso das allein Mögliche wie die Bekämpfung derselben seitens ihrer radicalen Gegner, aber auch nur dieser, nämlich der wahren Atheisten und Religionsläugner. Alle Anderen haben kein Recht hiezu und handeln höchstens aus Opportunitätsgründen. Denn da aus der Culturgeschichte sich weiters die Lehre schöpfen lässt, wie das Wanken des Glaubens immer auch die Untergrabung der staatlichen, politischen Autorität begleitete, so wendet sich die Kirche mit gleicher Strenge gegen den liberalen Geist unserer Zeit. Da ferner alle Gebildeten darin übereinstimmen, dass die Wahrheit und allein die Wahrheit zur Herrschaft berufen und berechtigt sei, die Kirche und ihre Anhänger aber die Wahrheit zu besitzen vermeinen, so leiteten sie daraus folgerichtig das Recht zur höchsten Herrschaft ab, wonach die Kirche über dem Staate stünde, so wie die Seele über dem Körper. Als dagegen die Lehren der Wissenschaft die fortgeschritteneren Völker allmählig mit der Ueberzeugung durchtränkten, dass der weltliche Staat durch die Herrschaft der Kirche in seinen Interessen geistig und materiell geschädigt werde, dieser daher ihrem Einflusse sich immer mehr zu entziehen trachtete und die der Religion feindliche Strömung der Wissenschaft begünstigte, musste ganz naturgemäss das einstige freundschaftliche Verhältniss zwischen der bevormundenden Kirche und dem sich unterordnenden Staate sich trüben und endlich in die bitterste Feindschaft verwandeln. Die Interessen Beider gehen bei solchen Völkern eben nicht mehr mit- sondern auseinander. Der Ausdruck für diese Feindschaft ist der moderne protestantische Pietismus mit dem Muckerthume, sowie der katholische Ultramontanismus, der den ohnehin üppig wuchernden Aberglauben in Dienst nimmt, auf der ganzen Linie seiner Ausdehnung den Kampf gegen den Staat aufnimmt, mit den aus anderen, socialen Gründen dem Staate feindlichen Elementen in naturgemässe Bundesgenossenschaft tritt, und endlich in der Unfehlbarkeit des Kirchenoberhauptes gipfelnd die Oberherrschaft über Seelen und Körper, über Geistliches und Weltliches, über Kirche und Staat direct beansprucht. Die Unfehlbarkeit, die wir schon als Attribut der islamitischen Almohaden kennen lernten, ist der einstweilige aber natürliche Schlusspunkt in der Entwicklungsgeschichte des Glaubens.[1]) In dem grossen Kampfe zwischen Glauben

---

1) Ueberaus erfreulich ist es mir, in dieser Auffassung mit Leop. v. Ranke mich zu begegnen, welcher am Schlusse des III. Bd. seines Werkes: *Die römischen Päpste in den letzten vier Jahrhunderten*, 6. Aufl., Berlin 1874 8⁰, eine treffliche, durchaus objectiv gehaltene Geschichte des vatikanischen Concils gibt, dessen Beschlüsse er als ein natürliches Ergebniss der modernen Entwicklung des Papstthums ansieht. Er ist weit da-

und Wissen, der mit desto grösserer Heftigkeit entbrennen wird, als das positive Wissen die Axt an den Baum des Glaubens legt, wird, dies unterliegt keinem Zweifel, Sieg und Recht behalten — der Stärkere.

Der Inhalt meiner Darlegung des Culturganges gibt der Vermuthung Raum, dass dieser Stärkere das Wissen bleiben werde. Man hat es gesehen, der Gemeinplatz „Wissen ist Macht“ bestätigte sich überall; logisch gibt demnach mehr Wissen mehr Macht. „Was nämlich die Kirche einst so gewaltig machte, das war nicht blos der starke Arm des Staates, dem sie befahl, nicht blos die tiefste und heiligste Sehnsucht des Menschen, die Religion — es war auch der Besitz des höheren Wissens. Nun hat sich, im selben Grade als der Staat sich mit jedem Jahrhunderte freier machte von clericalen Fesseln, auch die grosse und unwiderstehliche Macht, welche in der höheren Bildung liegt, von der Kirche abgelöst und sich mehr und mehr auf eigenen und unabhängigen Grund und Boden gestellt.“ [1]) In der Ausbreitung der Bildung liegt sicherlich eine der Waffen, welche zum Siege führen. An dieser Ausbreitung arbeitet die Gegenwart rüstig mit Wort und Schrift, in Büchern und Vereinen, hauptsächlich in der Presse. Dass aber alle diese Agitationsmittel der modernen Civilisation zweischneidige Schwerter sind, die dem Gegner ebenso zu Gebote stehen und obendrein oft der Cultur ebenso viel schaden als nützen, darf sich der Culturforscher nicht verhehlen. Das Popularisiren der Wissenschaft hat die Wissenschaft vielfach gefälscht; man hat aus ihr Waffen gegen die Kirchen, nicht aber gegen die Religion geschmiedet; man wähnt sich aufgeklärter, wenn man, natürlich fruchtlos, wissenschaftlich zu begründen sich bemüht, dass Religion und Kirche zweierlei seien, erstere eine „höhere“ Gabe, letztere simples Menschenwerk. In der That sind sie Eins und unzertrennlich, wie kein Wesen ohne Form unserem Geiste fassbar ist. So lange man es für eine lohnenswerthe Aufgabe erachtet, die Resultate wissenschaftlichen Forschens, die Sprache des gesunden Menschenverstandes mit dem Glauben und religiösen Schauen in Einklang zu bringen, so lange als man die sogenannten „Altkatholiken“ feiert, weil sie einen der vielen Irrthümer des Glaubens verwerfen, so lange man einen persönlichen Schöpfer und damit zusammenhängend eine „sittliche Weltordnung“ und die „Unsterblichkeit der Seele“ verficht und nicht entbehren zu können meint, so lange man nicht zur Einsicht emporsteigt, dass

---

von entfernt, in der Infallibilitätsverkündigung einen Abfall von den Principien der Kirche, eine willkürliche Anmassung zu sehen, er findet es ganz natürlich, dass es so gekommen ist.

1) Franz v. Löher. *Ueber Deutschlands Weltstellung. (Beil. zur Allg. Zeitung* No. 228 vom 16. August 1874 S. 3560.)

es eine „Seele“ überhaupt nicht gibt, Geist und Körper Eins und unzertrennlich sind, — so lange hält man die wesentlichsten Elemente fest, welche die Grundlagen des Kirchenglaubens bilden, den man zu bekämpfen vorgibt, ist man nicht fortgeschritten. Die Johannes Huber und Frohschammer und theistischen Philosophen im Bunde mit der ihren Lehren huldigenden Presse nützen dem Unfehlbaren mehr als alle Jesuiten.

Dass die Presse wesentlich den vorgetragenen Irrthümern der popularisirten, nicht der strengen, ungefälschten Wissenschaft ergeben ist, soll weder Urtheil noch Verurtheilung sein; ich constatire nur eine unläugbare Thatsache. Wie die Dinge heute liegen, ist die Presse ein einfaches, auf möglichsten materiellen Gewinn abzielendes Geschäft, bei dem der Satz: Vortheil treibt das Handwerk, volle Geltung besitzt. Die dürren Resultate der ersten unparteischen Forschung würden aber schwerlich den jeweiligen Parteizwecken der modernen Tagespresse dienlich erscheinen, und sind desshalb lieber ignorirt. Seltsam bleibt nur, dass von den Halbwissern an den Redactionstischen, welchen das ewig rollende Rad der Zeit übrigens beim besten Willen nicht die Musse gönnt, sich in die Fragen zu vertiefen, worüber sie ihrem Leserkreise Belehrung schulden, die Aufklärung in die Massen strömen soll. Der Culturwerth der Presse ist demnach keinesfalls so hoch anzuschlagen, als es geschieht und namentlich als sie es selbst thut. Kein Vernünftiger wird für nöthig erachten, noch etwas zu Gunsten der Pressfreiheit sagen zu wollen. Ihr Princip beruht wesentlich auf zwei Grundsätzen: erstens dass man keine menschliche Gewalt zum absoluten Richter über das Urtheil setzen kann, welches der menschliche Verstand in irgend einem Falle sich herausbildet. Dies ist der principielle Grundsatz. Thatsächlicher Art steht ihm ein zweiter zur Seite; es gibt nämlich gar kein wirksames Mittel, die Verbreitung falscher Lehren im Wege der Presse zu verhindern. Zudem liefen die redlichsten und nothwendigsten Erörterungen Gefahr, von den Behörden unterdrückt zu werden, sobald diesen überhaupt die Mittel gegeben sind, mit irgendwelcher Willkür zu verfahren. Dem ungeachtet muss sich ein Gefühl des Widerspruchs aufdrängen gegen die unwidersprochene Selbstberäucherung unter welcher die Presse in eigener Sache über sich zu Gerichte sitzt. Warum sollen hier mehr als in anderen Fragen des gemeinen Wohls zweifelhafte Behauptungen wie unanfechtbare Glaubenssätze unantastbar dastehen? Zum Beispiel: „Die Presse heilt die Wunden, die sie schlägt.“ Ist das so gewiss? Ist es nicht im ganzen Reiche der Natur viel leichter Wunden zu schlagen als sie zu heilen? Und warum sollte just die Presse von dieser Regel eine Ausnahme machen? Oder: „Die Presse kann nicht für

die Verirrungen der öffentlichen Meinung verantwortlich gemacht werden; sie bringt nur zu Tage, was dieselbe in sich trägt." Allerdings, aber so leicht, ja noch leichter als die Regierung die bösen Anlagen eines Volkes hegen und pflegen kann, so leicht kann es die Presse. Ja, die Presse ist eine Macht. Von allen Glaubenssätzen, die auf Journalistentagen pomphaft verkündet werden, ist das der wenigst bestreitbare. Wer es läugnen will, befrage nur die Industrie der marktschreierischen Inserate. Wie viel schädlicher Unsinn findet seinen einträglichen Absatz blos weil er und obgleich er in notorisch bezahlten Ankündigungen sich selbst preist? Und wie sollte dasselbe Mittel nicht noch unendlich mehr wirken, wenn es unter dem Scheine des uneigennützigen Dienstes für's gemeine Wohl daher kommt? Also sicherlich die Presse ist eine Macht; aber sie ist so wenig wie irgend etwas auf der Welt eine unbedingt gute, heilsame, ja heilige Macht. Wie sollte sie es auch sein? Wird sie nicht von Menschen bedient, und sind diese Menschen so viel edler, erhabener, reiner als andere Sterbliche? Freilich sagen sie's selbst, wenn sie auf Congressen zusammenkommen. Aber hat man je angenommen, dass Menschen just dann am meisten die Wahrheit sprechen, wenn sie sich selbst am meisten loben? Doch bleiben solche Versicherungen der Regel nach unangezweifelt, denn — so weit das Auge reicht, alles ringsum ist Presse. „Mein ganzer Leib ist Gesicht", sagte jener Wilde, den ein König fragte, ob es ihn in seiner Nacktheit nicht friere. Und weil alles, was lautbar wird, Presse ist, können auch die zweifelhaftesten Bursche als geheiligte Würdenträger der öffentlichen Meinung an das Höchste mit der Unnahbarkeit ihres Priesteramtes hintreten.[1])

Werfen wir nach dem Gesagten den Blick nach rückwärts, so sehen wir die Geschichte der Menschheit, der Staaten und Völker, auf Bahnen wandeln, die sich selbst vorzuzeichnen sie unvermögend sind, wo Recht, Sittlichkeit und Moral leerer Schall sind und auch sein müssen, schon desshalb, weil Niemand vorhanden, der ihnen Geltung verschaffen könnte. Gegen den Willen eines Volks, gegen den Geist der Zeit, — mag er sein gerecht oder ungerecht, sittlich oder unsittlich, edel oder niedrig, gut oder bös — gibt es keinen Appell. Dieser Wille, dieser Geist der Zeit aber, er gehorcht unbewusst den höheren, immanenten Gesetzen der Natur, die jenen colossalen Widerspruch hervorbringen, in welchem sich zumeist der Einzelne der Gesammtheit gegenüber befindet; sie bedingen die Verwerfung des „Princips" als von Menschen, nämlich von ihr untergeordneten Wesen, ausgehend, und setzen an die Stelle triumphirend

1) Dieser Passus über die Presse nach Ludwig Bamberger in der *Allg. Zeitg.* No. 202 vom 21. Juli 1874 S. 3150.

ihr eigenes dictatorisches Ich. Wie diesen Gegensätzen zu begegnen sei, ist zu erörtern nicht meine Aufgabe, nicht mein Zweck; ich begnügte mich, ihr Vorhandensein zu constatiren und daraus die Erscheinungen im Leben der Menschheit zu erklären. Wie Proudhon die Widersprüche der Volkswirthschaft aufgedeckt und gezeigt hat, dass Alles in seinem inneren Sein den Widerspruch in sich selbst trägt,[1]) so bemühte ich mich, das System von sich verschlingenden und wieder aus einander laufenden Widersprüchen in allen Stadien des menschlichen Daseins, des politischen Denkens, des Staats- und Völkerlebens anzudeuten, ein furchtbares Gesetz von Gegensätzen, welches hinüberspielt in die unberechenbaren Gewalten der Naturkräfte, in Anwendung auf die Menschheit aber lediglich durch die Erkenntniss und das Wirken der Letzteren genügend erklärt werden kann.

Die Ideale und die Wissenschaft.

Schlusswort.

Noch ein kurzes Schlusswort sei gestattet. Im Verlaufe der menschlichen Culturentwicklung haben wir das Wachsen der Intelligenz beobachtet, welche die heutige Gesittungshöhe ermöglicht. Wir haben gesehen, wie die Civilisation ein immer grösseres Entfernen des Menschen von dem, was wir seinen Naturzustand nennen, erstrebt und dennoch die Lehre empfangen, dass alle Zustände der Menschheit, auch die der Cultur eben das Ergebniss ihrer Natur sind. Eben desshalb ist alle Culturentwicklung ein Naturprocess, den auch keine anderen als die Naturgesetze beherrschen. Diese Erkenntniss erfüllt uns mit der Gewissheit, dass die Herrschaft dieser Gesetze eine ewige ist. Sich ihnen je zu entwinden, ist in der Zukunft eben so unmöglich, als es in der Vergangenheit gewesen und in der Gegenwart ist. Solches Bewusstsein stählt zugleich den Muth der Lebenden, die Mängel der gegenwärtigen Zustände zu ertragen, indem wir sie als unabwendbare, nothwendige Resultate des Entwicklungsganges auffassen. Nutzlos, über Militarismus, Verkümmerung der Volksrechte, Absolutismus und wie die Parteischlagworte alle heissen, zu klagen, wenn wir sie klar als nothwendig gewordene Durchgangsstadien der Cultur erkennen. Wir wissen auch, dass diese heutigen Zustände in Zukunft anderen, neuen Entwicklungsphasen weichen müssen, d. h. vorübergehende sind.

---

1) *Rerum concordia discors.* (Horat.)

Wie sich diese Entwicklungsphasen einer späteren Cultur gestalten mögen, ist menschlicher Kurzsichtigkeit zu errathen verschlossen; nur das Eine wissen wir, dass die Herrschaft der Naturgesetze unter allen Umständen unangetastet bleibt, der innere Zwiespalt zwischen ihrem Walten und jenem der Menschheit ein unaufhörlicher sein wird. Darum wird im Kampfe um's Dasein — einem Naturgesetze, das keine Civilisation aufzuheben vermag, weil sie eben unter seinem Einflusse steht — allemal das Recht des Stärkeren sein Scepter schwingen. Wer und was der Stärkere sein wird, ist uns verhüllt, gewiss ist nur, dass es immer einen Stärkeren geben wird. Friedensapostel,[1]) deren Menschenliebe hohe Achtung gebietet, wähnen in dem Gange der Cultur ein langsames Streben nach der Utopie des „ewigen Friedens“ zu erspähen. „Ein einziger Schritt bleibt noch zu thun: Herstellung eines wahren Völkerrechtes als allgemeines Menschheitsgesetz, bindend für die Nationen — ähnlich wie in den einzelnen Staaten die allgemeinen Landesgesetze bindend für dessen Angehörige sind, so dass die Einzelnen, wenn nöthig, von der Gesammtheit aller Anderen zur Befolgung gezwungen werden.“[2]) Gezwungen? Durch was? Doch nur durch Gewalt, d. h. Krieg, den man vermeiden will. Das wohlgemeinte Trugbild zerstäubt in sein hohles Nichts bei näherer Prüfung. Die Anerkennung und Beobachtung der allgemeinen Landesgesetze ist möglich, weil die sehr reelle Staatsgewalt darüber wacht. Welche Gewalt soll über dem wahren Völkerrechte, dem allgemeinen Menschheitsrechte wachen? Die Allgemeinheit der Völker, d. h. jener, welche eben durch dieses Recht gebunden werden sollen? Practisch ist aber jedes Recht hinfällig, das nicht mit Gewalt erzwungen werden kann, denn die Gewalt bleibt immer die *ultima ratio rerum.* Und wenn der Stärkere sich diesem Rechte nicht beugen will? Wer wird ihn daran hindern? Wieder die Allgemeinheit. Wie dann aber, wenn dieser Stärkere stärker ist als die Uebrigen? Und welches Mittel bleibt, um zu entscheiden, wer der Stärkere ist, als der offene Kampf, der Krieg? Wahrlich, es ist nicht zu wundern, dass die Friedenscongresse in der Regel mit einer allgemeinen Prügelei enden.

Angesichts solcher Erwägung darf man wohl mit einem deutschen Schriftsteller[3]) fragen: „Wer ist im Rechte: Alles kämpft mit einander und Jedes hat Recht! . . . . Der Kampf um's Dasein ist der naturgemässe Zustand der Menschheit; er ist der Motor der Weiterentwicklung, ohne ihn stockt und stirbt Alles; er treibt, belebt, zeugt, bewegt und eben desshalb ist er auch unsere Aufgabe,

---

1) Z. B. Hr. Kolb, *Culturgeschichte.* II. Bd. S. 643.
2) A. a. O. S. 644.
3) Robert Byr.

ich möchte sagen: unsere Religion. Alles kämpft — der Arme, der den Communismus verlangt, der Reiche, der ihn verdammt, der strebende Kopf, der verrottete Aristokrat, der Geistliche, der Soldat, der Republikaner, der behäbige Constitutionelle, der Monarch, sie alle sind im Rechte, — es handelt sich um ihr Dasein. Es handelt sich darum, wer siegt. Wer es auch sei, er muss über die Leichen der Besiegten hinwegschreiten, das ist Naturgesetz. Wer davor zaudernd zurückschreckt, bringt sich selbst um die Chancen der Existenz. Ein sogenannter versöhnender Abschluss ist bei solchem Grundgesetz freilich unmöglich. Der Kampf ist unendlich.[1])

Zweierlei bedingt dieser gewaltige Kampf, wie wir ihn im Völkerringen sowohl als im einzelnen Menschenleben beobachten: dass der Zweck die Mittel heilige, ein Wort, dessen furchtbare Consequenzen nicht erst bei seiner Anerkennung entstehen, sondern Factum sind seit jeher, — dann den Ausschluss der Liebe. In der That, so weit und so viel wir die Geschichte durchblättern, nirgends verzeichnet sie eine That der Liebe, der grossen allumspannenden Menschenliebe, die entscheidend eingewirkt hätte auf die Geschicke der Völker, ja nicht eine Geschichtshandlung ist zu nennen, die ein Volk aus Liebe, aus bewusster Menschen- und Nächstenliebe vollbracht hätte. Was allenfalls geschehen, haben Einzelne gethan und die grösste Wirkung solch' seltener Liebeshandlungen beschränkt sich darauf, ein grosses Leid um weniges zu mildern. Fremd steht die Masse einem Gefühl gegenüber, welches doch den Einzelnen bewegt, von dem Schwärmer sagen, es sei ihr Leitstern alles Thun und Lassens. Wie wahr ist auch hier des Dichters Wort, der da spricht: „Kämpft und ringt, würgt und erhebt euch — lasset eure Interessen zusammen oder wider einander gehen, nützt eure Kräfte einzeln oder verbündet, überbietet euch mit den Waffen des Friedens oder des Krieges, streitet um euer Dasein mit oder ohne Bewusstsein, mit Gewalt oder List, mit Kühnheit oder feiger Zähigkeit, folgt dem ewigen Drange, der euch beherrscht, von der Geburt bis zum Tode, — aber lügt nicht, dass ihr einander liebt.“[2])

„Die Idee der Geistergemeinschaft und friedlichen Bruderliebe war eben nur eine Idee, die im Kampfe um's Dasein unterlegen ist. Nur dem Scheine nach drang sie durch und er ist es, der die Menschheit gegenwärtig noch äfft. Der Kampf ist das Zauberwort, dem die Menschheit gehorcht; sie theilt und schaart sich heute nach ihrer Zunge, wie sie früher sich nach ihrem Glauben geschieden und nach anderen Gemeinsamkeiten geschaart, um völkerweise ihr

---

1) Byr, *Der Kampf um's Dasein.* V. Bd. S. 261.
2) Byr. A. a. O. V. Bd. S. 8.

Dasein zu erstreiten. Der Waffenstillstand ist das Aufathmen vom blutigen Kriege, und während desselben wird in anderer Weise weiter gekämpft. Der Friede aber wäre Erschlaffung — Tod. Eine untergegangene Nation hat Frieden!"[1])

Es heisst nicht dem Pessimismus huldigen, wenn an der Hand der modernen Wissenschaft man zur Erkenntniss sich erhebt, dass alle Ideale, die je die civilisirte Menschheit bewegt haben, die sie heute noch bewegen, gleich werthlos und gleich werthvoll sind. Die besiegten Ideale haben vergangenen Geschlechtern die nämlichen Dienste geleistet, wie der Gegenwart die Schlagworte von „Humanität", „Menschenwürde", „Freiheit". Und es ist ein müssiger Streit zu entscheiden, welches von diesen, ob z. B. Nationalität oder Freiheit höher stehe, denn ein Beweis lässt sich weder für noch wider erbringen. Ideale vorschreiben zu wollen, ist um so vermessener als, wie wir wissen, künftige Zeiten andere Ideale bringen, vor denen der Glanz der jetzigen erblassen muss. Die Epoche wird kommen, ja sie muss kommen kraft des unaufhaltbaren Gesetzes der Entwicklung im Ideenreiche, wo man die Ideale der Nationalität und nicht minder der Freiheit ebenso belächeln wird, wie wir nunmehr jenes des Glaubens. Eines ist nur gewiss, dass das Idealisirungsvermögen selbst, eine natürliche Gabe, niemals aufhören kann thätig zu sein, dass es Ideale, d. h. nothwendige Irrthümer geben wird, so lange Menschen noch auf Erden wandeln.

Und damit stehen wir an dem Punkte, der die teleologische Weltanschauung, die Theorien der Weltverbesserer, aus den Angeln hebt und den Menschen zurückschleudert in die Reihe aller übrigen Organismen, über die er sich Dank seinen Idealen so hoch erhaben dünkt. Die Wissenschaft hat den Schleier der Zukunft zerrissen und auch das Ende der Menschheit erschaut. Ich habe den gütigen Leser am Anfange dieses Buches auf die noch lebenslose Erde geführt, der Schluss führt zum Anfange uns zurück. Wie die ausgestorbenen Thiergeschlechter entschwundener Erdperioden ist der Mensch selbst nur eine vergängliche Erscheinung auf Erden. Wenn auch in unendlich ferner Zukunft, aber unfehlbar, so lautet der Spruch der Wissenschaft[2]), werden mit dem Verbrauche der Kohlensäure und des Wassers gleichzeitig die Organismen und der Mensch mit ihnen verschwinden; das Ringen der Naturkräfte und Elemente, der Kampf um's Dasein unter den belebten Wesen wird schliesslich aufhören. Wenn einst die Reaction des heissen Kernes gegen die Rinde durch gleichmässige Abkühlung ihr Ende erreicht und der Angriff des Wassers und der

---

1) A. a. O. S. 263.
2) Zittel, *Aus der Urzeit.* I. Bd. S. 17.

Atmosphäre gegen den festen Erdkörper durch chemische Verbindung oder Absorption in Fesseln gebannt ist: dann wird die ewige Ruhe des Todes und des Gleichgewichtes über der Erde herrschen. Dann wird die Erde, ihrer Atmosphäre und Lebewelt beraubt, in mondgleicher Verödung um die Sonne kreisen, wie zuvor, das Menschengeschlecht aber, seine Cultur, sein Ringen und Streben, seine Schöpfungen und Ideale sind gewesen. Wozu?

Register.



Druck der J. P. Himmer'schen Buchdruckerei in Augsburg.







